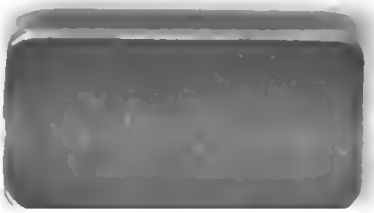
B 2 935 347

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Digitized by Google

Im neuen Reich.

T. 28.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Alfred Dove.

Vierter Jahrgang 1874.

Erster Band.

(Januar bis Juni.)

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1874.

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

AP30
I615
v. 4:1

Inhaltsverzeichniß.

Politik und Kirchenthum.

Reich und Bundesstaaten.

Zum neuen Jahr. Alfred Dove. 1.
Wir Barbaren. Dr. Adolf Müller. (Plauen.) 81.
Der Militärgesetzentwurf und die zweijährige Dienstzeit. H. H. 264.
Die gesetzliche Regelung des Rechts zum Einjährigen Freiwilligendienst. K. F. 329.
Militärische Briefe: Ergebnisse der jüngsten Herbstmanöver. 143.
Das Mausergewehr und die Fechtweise der Infanterie. 660.
Die Wahlen zum Reichstag. ♀ 121.
Die Geschichte der ultramontanen Politik. 161.
Der Staat und die katholischen Bischofswahlen. F. v. Schulte. 777.
Ueber Laienelemente im heutigen Strafrecht. O. M. 249.
Juristen und Laien im heutigen Strafrecht. O. Gierke. 464.
Gegenbemerkung. O. M. 474.
Der Schöffen Niedergang. 801. vgl. 840.
Moralstatistik und Todesstrafe. Georg Jellinek. 936.
Der deutsche Kreis. Th. Landgraff. 653.
Die Reichs-Ober-Seebehörde. ♀ 289.
Deutsche Consuln im Auslande. Kr. 861.
Reichspapiergeld und Banknoten. H. 686.
Die Erhöhung der Eisenbahntarife. F. Perrot. 898.
Die Eisenbahnverbindung von Nord und Süd in Deutschland. A. Rosengarten. 209.
Unser Taubstummen-Bildungswesen. Eine Bitte ans Reich. Prof. Kilian. 296.
Die Muttergotteserscheinungen in Elsaß-lothringen. Dr. August Schricker. 529, 581, 690, 738, 814.
Geistliches Wirken im Elsaß. —s.— 628
Am Ende der Diktatur. Vom Oberelsaß. 113.
Vor unseren Reichstagswahlen. Vom Oberelsaß. 183.
Beschwerden der Reichslande. Vom Oberelsaß. 442.
Reichslandesbericht. Vom Oberelsaß. 670, 867.
Berliner Wochenschau:
Reichstagswahl; päpstliche Constitution; Landtagsvorlagen. 116.
Kampf mit Rom; Reichsfeinde in Preußen; Parlamentsvorlagen. 155.
Aeußere und innere Politik. 204.
Dank an England; Altkatholiken; Staatsbauten. 242.
Reichs- und Landtag; Deutsche Instructionsdepesche. 282.
Militärgesetz; Elsässer; Vorlagen. 325.
Opernhausball; Teutsch und Raes. 365.
Kaiserbrief; Militärgesetz; Reichshaus. 400.
Militärgesetz. 485.
Der Kaiser; Militärgesetz; Preßgesetz. 524.
Circus; Theater; Gemälde; Politik. 592.
Der Compromiß in der Militärfrage; Kunst. 632.

Berliner Wochenschau:
Kirchendienergesetz; Arnimsche Briefe; Theater. 675.
Reichstag; Graf Arnim; Othello. 712.
Arnim u. Bismarck: schwere Zeiten. 754.
Berliner Kirchenpolitik; Jul. Caesar. 796.
Lasker und Putbus; Sixtus V. 835.
Rennen; Landtag. 874.
Französische und deutsche Rüstungen. 917.
Reichssekretär; Meininger; Strampfer; 954.
Nationalliberale; Reichsbehörden; Gärten. 997.
Justizgesetze; Mainz; Wagner; Heyden; Mendelssohn. 1039.
Aus dem preußischen Staatsrecht. H. D. 985.
Die Versorgung der Wittwen und Waisen preußischer Staatsbeamter. W. 734,
Der Ultramontanismus an den preußischen Schulen. Vom Rhein. 312, 354. vgl. 488.
Die katholischen Volksvereine. Vom Niederrhein. R. M. 915.
Die altkatholische Bewegung unter den rheinischen Lehrern. J. Vom Rhein. 951.
Neueste Preßverbrechen. Aus der Rheinprovinz. R. M. 1036.
Partikularistische Pfaffen. Aus Kurhessen. 108.
Neue Mahnung zur Energie. Aus Oberschlesien. 149.
Presse und Vereinswesen. Aus Oberschlesien. 706.
Die Verlegung der Ostbahndirektion nach Berlin. Aus Bromberg. 1034.
Handel mit Rußland; Provinztheilung. Aus der Provinz Preußen. N—s. 832.
Die Wendung der Verfassungsfrage. Aus Mecklenburg-Schwerin. 76.
Ein neuer Feldzug gegen Mecklenburg's altständische Verfassung. 489.
Die höheren Schulen in Mecklenburg. 238.
Die Verfassungsangelegenheit. Aus Baden. △ 553.
Vor den Reichstagswahlen. Aus Stuttgart. 31.
Vom württembergischen Landtage. Aus Stuttgart. 201.
Parteibewegung in Württemberg. Aus Stuttgart. 480.
Vom Hof und vom Landtag. Aus Stuttgart. 911.
Glückliche Zeichen; Landtagsschluß. Aus Stuttgart. 1036.
Die Folgen einer Beerdigung. Aus Schwaben. 446.
„Unser Jena". Aus Bayern. Georg Hirth. 152.
Ultramontane Kritik der bayrischen Reichstagswahlen. Aus Passau. —h.— 309.

Nachbarn und Fremdlande.

Zur Luxemburger Frage. Aus Luxemburg. ff. 990.
Die österreichischen Gesetzentwürfe über die Regelung des Verhältnisses von Kirche und Staat. Emil Friedberg. 385.
Kirchlich-politische Parteien in Oesterreich. F. v. Schulte. 601.
Beim Jahreswechsel. Aus Wien. 71.
Kirchenpolitik; ungarische Krisis. Aus Wien. 517.
Deutsche in Bedrängniß. Aus Südtirol. r. 752.
Das Trentino. Tedesco di Lamagna. 782.
Nationalitäten und Territorien. Aus Siebenbürgen. 301.
Der Angriff auf unser Recht. Aus Siebenbürgen. 362.
Für die Volksgenossen im Südosten. Aus Schlesien. 476.
Schicksal und Streben der Sachsen. Aus Siebenbürgen. 941.
Politische Revue. Aus der Schweiz. 33.
Kirchenpolitische Revue. Aus der Schweiz. 196.
Bundesreform; eidgenössische Hochschule. Aus der Schweiz. 556.
Die Annahme der revidirten Verfassung. Aus der Schweiz. 697.
Der Conflikt in Dänemark. Vom Sunde. 273.
Die politischen Verhältnisse Schwedens und Norwegens. Aus Skandinavien. 434.
Briefe eines Deutschpariſers; 588, 702, 747. Die Krisis; Militärisches; Kunst. 828. Nach dem Kabinetswechsel. 906.

Zerfahrenheit; Treiben der Bonapartisten. 1026.
An der Grenze Spaniens. Aus Gibraltar. X. 558.
Das neue russische Wehrpflichtgesetz. 666.
Holland und Atschin. C. Schmeidler. 66.
Der interoceanische Kanal. I. Die Aufgabe. F. E. 561.
Grant's fünfte Jahresbotschaft. Vom Eriesee. 192.
Die Betseuche. Vom Eriesee. 745.
Unsere Finanzen. Vom Eriesee. 946.

Geschichte, Biographie, Schilderungen.

Völkerkunde und Sprachforschung. Dr. Julius Jolly. 449.
Ueber das neuentdeckte Troja. C. Aldenhoven. 569.
Ueber die Frauentoilette bei Homer. Wolfgang Helbig. (Mit einer Tafel.) 721.
Die Ausgrabungen in Olympia. Aus Athen. Otto Lüders. 795.
Ein Lügenpfaffe des Alterthums. Dr. Alfred von Sallet. 292.
Der Geburtsort Papst Innocenz' III. Alfred Dove. 877.
Preßpolizei im fünfzehnten Jahrhundert. H. S. 931.
Deutsches Leben im Volksgesange der Reformationszeit. Heinrich Köstlin. 17. vgl. 248.
Ein verschollenes niederdeutsches Buch. Friedrich Latendorf. 405.
Das Stadtarchiv in Straßburg. (—r.) 342.
Die Jesuiten und die Republik Venedig. Martin Philippson. 881.
Newton und seine Gegner. R. Baltzer. 961.
Ein Erfinder der Stereotypie in Deutschland. 339.
Herder und die Königsberger Zeitung. R. Haym. 409, 500, 611.
Elf Briefe von Jerusalem-Werther. 970.
Goethe unter den Naturforschern. Alfred Dove. 821.
Napoleons zweimaliger Einzug in Frankfurt. W. Stricker. 227.
Der Eindruck der Leipziger Siege. Aus Blücher's Correspondenz. C. Blasendorff. 7.
Ein Rückblick auf die Wehrhaftigkeit des deutschen Bundes. W. Stricker. 625.
David Friedrich Strauß. Wilhelm Lang. 369.
Baur und Strauß. Wilhelm Lang. 841.
Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben. K. G. Helbig 231.
Moriz Haupt. G. Freytag. 347.
John Stuart Mill's Entwicklung. 681.
Christian Daniel Rauch. Anton Springer. 37.
Wilhelm Kaulbach. A. Springer. 637.
Ein Gang zur Vogelweide. J. V. Zingerle. 457.
Ein Tag aus dem Leben eines Dorfschulmeisters unterm Empire. 515.
Zigeuner in England. M. B. 125.
Antiquarisches und Aquarisches. Aus Pompeji. x. 322.
Die afrikanische Gesellschaft. J. Löwenberg. 807.
Wölfe und Wolfsjäger an der Reichslandesgrenze. 980.
Die Heilstätte zu Loschwitz. Fritz Lindenstedt. 1018.

Poesie und bildende Künste.

Die horazische Lyrik und deren Kritik. W. S. Teuffel. 641.
Das von Geibel mitgetheilte angeblich goethe'sche Gedicht. A. Schöll. 207. vgl. 248.
Eine fürstliche Bühnendichterin. Ernst Wichert. 761.
Die Novellen von Bret Harte. G. Freytag. 14.
Der moderne Gehalt in Hamerling's Poesie. Johannes Volkelt. 921, 1001.
Felix Dahn: Sind Götter? E. W. 563.
Corfiz Ulfeldt von Martin Greif. W. W. 286.
Ein Stück griechischen Kunstlebens. Otto Lüders. 176.

Ueber römiſch-griechiſche Kunſt. E. Aldenhoven. 419.
Barock- und Rococobauten in Berlin und Potsdam. R. Dohme. 41, 89, 128 vgl. 248.
Berliner Kunſtberichte. R. Dohme:
Der Zuwachs der Gemäldegallerie. 233.
Der Reichshausbau und ſeine Folgen für Berlin. 522.
Die Adreſſe der Berliner Künſtler. Aus der Rheinprovinz. 187.
Kunſtleben. Aus Wien. 790.
Die Reform des Kunſtgewerbes. Ant. Springer. 540.

Kritiken, Ueberſichten, Preisaufgaben.

Baumann, Thomas v Aquino's Staatslehre. H. 78.
H. Schulze, der Rechtsſchutz. 598.
Knies, Weltgeld und Weltmünzen. H. 407.
Der neue Plutarch. a/D. 596.
Aus der Petersburger Geſellſchaft. E. L. 246.
Moritz Hartmann und Grabbe. a/D. 717.
Schleiermacher's Räthſel und Charaden. a/D. 720.
Finniſche und ungariſche Volksdichtung. C. A. 759.
Bühnenalmanach. E. W. 159.
Geographiſche Literatur. (Kohl, Daniel, Dorr) a/D. 567.
Italien, Baedeker, Weltpoſt, Erdkarte. L. u. a/D. 958.
Statiſtik (Zeitſchrift, Hübner, Gothaer, Hirth ꝛc.). a/D. 679.
Jenaer Literaturzeitung. a/D. 840.
Preisaufgaben:
Der Geſellſchaft für Volksbildung. 323.
Der Jablonowski'ſchen Geſellſchaft. 878.

Zum neuen Jahre.

Zwiſchen all unſeren kirchlichen und häuslichen Feſten behauptet der Neujahrstag ſeine eigenthümliche Art und Bedeutung. Was die anderen erquicklich unterbrechen, die wirthſchaftliche Ordnung des arbeitſamen Daſeins, da iſt er mitten hineingepflanzt, hervorragend als ein Richtpfahl: man blickt von ihm rückwärts und vorwärts hinüber zum jüngſtvergangenen wie zum nächſtkünftigen Merkzeichen der Zeit, um die windungsreiche Kunſtſtraße des Lebens gefahrlos und bequem den Abhang des Schickſals entlangzuführen. Es iſt ein Tag der Prüfung und Ueberlegung, des Nachrechnens und des Voranſchlags; wer mythologiſche Vorſtellungen liebt, mag ihn den Geiſtern des Haushalts geweiht denken, des kleinen Haushalts, der ſich um den Heerd zuſammenſchließt, wie der großen Haushaltungen der Gemeinden, der Staaten und Völker. Und dennoch iſt es nicht der Verſtand allein, an den dieſer Feiertag ſich wendet, auch er ſpricht zum Gemüthe des Menſchen, nur daß er den Menſchen aufruft als einen Bürger drinnen und draußen. Nicht hinausheben will er unſeren Geiſt aus der fortrauſchenden Zeit in den freien Bereich des Ewigen, noch ihn abſeits einfriedigen in den ſtillen Kreis der von keinem Wandel der Tage bewegten Liebeswelt: nein, kräftiger als ſonſt läßt gerade er uns die Strömung der Jahre verſpüren, mit der all unſer äußeres Thun in geſelliger Fahrt dahintreibt; eben für dieſe will er uns friſchen Muth einhauchen, dabei auszudauern und weiterzuſtreben den Zielen zu, die wir freudig erkennen, einerlei, welchem Geſchlecht ablöſender Nachfolger ſie endlich zu erreichen beſtimmt werde. Darum iſt die Stärkung des Bürgerſinns, der ehrfürchtigen Hingabe an Nation und Vaterland wie an jede Art bleibender Genoſſenſchaft in Recht und Sitte, die wahre Andacht des Neujahrsfeſtes; denn jene großen Gebilde des geſchichtlichen Geſammtlebens ſind es, deren Alter die bürgerliche Zeitrechnung zählt, und nur, ſo weit er in ihrem Dienſte wirkt, mag der Einzelne verhoffen, ſein eigenes Handeln und Leiden gleichſam am Rande der gemeinſamen Annalen in beſcheidener Kleinſchrift mit eingetragen zu ſehen.

Allein mit Gruß und Glückwunſch kann ſich am Ende der Lebendige doch ſtets nur zu ſeinesgleichen kehren; juriſtiſchen Perſonen und ähnlichen abgezogenen Idealweſen läßt ſich die Hand nicht ſchütteln. Darum pflegt

mit Recht zu Neujahr ein jeglicher vornehmlich seinem Vorgesetzten zu nahen als einer allegorischen Gestalt von Fleisch und Blut, in der sich Amt und Ordnung menschlich und, wenn es ist wie es sein soll, liebenswürdig verkörpern: nicht um sich selbst persönlich Gunst gegen Huldigung einzutauschen, sondern um den heilsamen Institutionen des Gemeindaseins symbolisch die schuldige Ehre zu erbieten. Diese Blätter nun, wie es die Natur unabhängiger Presse ist, weder im Staate noch auf dem Markte beherschendem Willen oder lockendem Vortheil in ihrem Treiben unterthan, wissen niemanden sonst, dem sie unmittelbar ihren fröhlichen Neujahrsgruß darbringen könnten, als dem treuen Publikum ihrer Leser, das ihnen nach freier Wahl gegenübersteht, gleich fest eingefügt in den werthen Ring des deutschen Lebens durch Wunsch und Willen, in Befriedigung und Hoffnung. Fühlen wir uns aber keinem untergeben, so bekennen wir uns doch ohne Scheu als ergeben auch den Personen aller derer, die um das Wohl unseres vaterländischen Wesens besorgt und bemüht sind, vor allen dem erlauchten Königshause, dem über Macht und Frieden unseres nationalen Reiches zu wachen durch mehr als ein Geschick bestimmt und zuletzt in unseren glücklichen Tagen wirklich aufgetragen worden. Wer unter uns sollte nicht an diesem Neujahrstage dankbar und zuversichtlich unseres Kaisers gedenken, dem die Spannkraft der Entschließung zu heilsamen Thaten nur gesteigert zu sein scheint unter dem Druck eines ehrenreichen Greisenalters! Wie oft haben wir an ihm rühmen dürfen, daß er die jugendlichste aller Tugenden, das Vermögen den eigenen Geist durch ernste Gewissensarbeit in steter Fühlung mit der vordringenden Zeit fortschreitend zu entfalten, die Willfährigkeit vom Tage zu lernen, mit herübergenommen hat auf die einsame Höhe der Jahre, wo ihm die gehäufte Pflicht stattlicher Darstellung seiner Würde und mehr noch so mancher herbe Verlust an altvertrauter Freundschaft des Blutes und des Herzens die sonst so rüstige Gesundheit zu erschüttern droht! Wiederum hat er uns einen deutlichen Beweis jener jugendlichen Energie gegeben: wie vorm Jahre durch die tapfere Durchsetzung der Kreisordnung gegen die unbelehrbare Hartnäckigkeit der feudalen Partei, so hat er jetzt durch seine Zustimmung zu dem Gesetzentwurfe über die bürgerliche Eheschließung gezeigt, daß er der Forderung des historisch bedeutenden Augenblicks wider alle Bedenken einer zaghafteren Vergangenheit Gehör und Recht zu geben vermag. Dieselbe Wandlung in seinem politischen Bekenntnisse, die Fürst Bismarck neulich so frei und unumwunden eingestand, hat auch der greise Herrscher, vielleicht noch tiefer und sorglicher prüfend, in sich erlebt und auch er wird gern gewähren, daß man den anerkennenden Spruch des Dichters auf ihn anwende, daß der Mensch mit seinen größeren Zwecken wächst.

Noch immer ist auch für uns andere, und keineswegs bloß für die Bür-

ger der preußischen Monarchie, vielmehr für alle Reichs- und Volksgenossen der harte Kampf mit der römischen Kirche um die volle Selbständigkeit der Staatsgewalt die vornehmste öffentliche Angelegenheit. Gewiß sind wenige unter uns, denen dieser langwierige Hader reine Freude gewährt: ganz anders schlug uns das Herz während der großen Kriege wider die äußeren Feinde, als jetzt in dem öden Einerlei pfäffischer Hinterlist, Wühlerei und Halsstarrigkeit. Darin aber gerade dürfen wir uns insgesammt getrost ein Vorbild nehmen an dem alten Soldaten auf unserem Kaiserthrone, der, nach der rühmlichen Weise seiner Ahnen allen Kirchenzänkereien erst recht abhold, sich dennoch der pflichtgemäßen Theilnahme an dem bösen Zwiste mit dem Papste, den Bischöfen und dem ganzen römischen Haufen männlichen Sinnes unterzogen hat. Auch in dieser Sache zwar möchte vielleicht mancher unserer Freunde denken, wie leider jetzt in so vielen anderen Dingen: alles ist ja in gutem Zuge; König und Kanzler haben die Nothwendigkeit eines Ausharrens bis ans Ende begriffen und werden, fest wie sie sind, auf dem rauhen Wege des Rechtes von einem Entschlusse zum anderen fortschreiten: ihr Cultusminister ist als Jurist in diesem Streitgange sachverständig, mit dem Eifer dienstwilliger Arbeitsamkeit erfüllt; die Majorität des Landtags wie die Behörden, die Presse und alle sonst Betheiligten werden durch die tolle Unruhe der immer auf's neue aufreizenden Gegner warm erhalten werden — wohlan denn! man strafe diese behaglich trotzende Pfaffheit kräftig ab und zwinge sie sammt ihrem blind folgsamen Anhange mit allen Mitteln unter das nur den Widerwilligen drückende Joch des Gesetzes, aber man verlange von uns keine Begeisterung für diesen Polizeivorgang der Reinigung unseres Staats und seiner Institutionen von dem mittelalterlichen Unrath, den die fromme Sorglosigkeit früherer Regierungen darin hat anwachsen lassen — ja, wenn es ebenso möglich wäre, auch den Geist unseres Volkes zugleich von dem nämlichen Kehricht vergangener Jahrhunderte zu säubern!

Wie aber? handelt es sich nicht am Ende gerade darum? Das eben ist die Seite des an sich so widerwärtigen Streites, die jedem Freunde unseres Volkes herzlich nahe liegen muß. Wenig fürwahr hätte die Unbotmäßigkeit des von fernher geleiteten Klerus der Papstkirche unserem Staate zu bedeuten, stützte sie sich nicht auf das Einverständniß von Millionen unserer Landsleute, die in den jüngsten Wahlen in geschlossenen Massen gegen die Maigesetze aufgetreten sind und durch ihr Votum — das vergesse man nicht — auch die Wohlthat einer höheren Cultur ihrer Geistlichkeit zurückgewiesen haben, weil diese Wohlthat von der aufdringenden Hand der außerkirchlichen Gewalten dargeboten wird. Verhüllen wir den Ernst der Begebenheit nicht: ein beträchtlicher Theil unseres deutschen Volkes — und nicht allein im preußischen Staate — will unter einem römisch befehligten Priesterthum in

geiſtiger Abhängigkeit beharren und iſt bereit um dieſes vermeintlich religiöſen Intereſſes willen gemächlich in dumpfer Unbildung fortzuleben. Demgegenüber hat ſich abermals, wie ehedem ſo oft, der aufgeklärte Despotismus des Staates erhoben, diesmal nicht der einer überlegenen Regierung und ihres einſichtigen Beamtenthums allein, ſondern der aufgeklärte Despotismus der Mehrheit deſſelben Volkes, wie ſie in der Landesvertretung und durch die Organe der öffentlichen Meinung zu Worte kommt. Das Ziel dieſer übergreifenden Macht unſerer Mehrheit kann nur ſein, die ultramontane Minderheit nicht etwa ihrem katholiſchen Bekenntniß überhaupt zu entziehen — denn ſoweit ſich dies auf die innere Welt des dichtenden Glaubens erſtreckt, iſt es wie jedes andere Bekenntniß unnahbar —, wohl aber ſie auf den reinkirchlichen Gehalt ihres Bekenntniſſes dauernd zu beſchränken, ihrer Geiſtlichkeit das vom Staat erforderte Maß moderner Bildung einzuflößen, ihre Laienmaſſe aber in rein weltlicher Schule zu kirchlich unabhängigen Staatsbürgern zu erziehen. Dieſes Ziel allein, das ſelbſtverſtändlich erſt in der fortſchreitenden Reihe mehrerer Generationen vollſtändig erreicht werden kann, wird das Verfahren der heut obherrſchenden nationalen Majorität hiſtoriſch rechtfertigen; dies Ziel iſt es aber auch werth, daß jeder von uns, ſoweit ihm verliehen, unabläſſig ihm entgegenarbeite. Ließe man dies Ziel aus den Augen, ſo würde ein Sieg der Staatsgewalt in den gegenwärtigen Irrungen, wie glänzend er ſich auch ausnähme, für die Zukunft gar geringe Ausſicht gewähren. Setzen wir überall den günſtigſten Fall: ein paar Prälaten werden verurtheilt, abgeſetzt, eingeſperrt, etwaige Regungen der fanatiſirten Maſſen mit rückſichtsloſer Energie niedergeſchlagen, die Abſonderung beſonnerer Elemente von ihren bisherigen Hirten wird durch Civilehe und weitere Förderung der Altkatholiken ermuthigt und erleichtert, der Reiz des Martyriums ſtumpft ſich ab durch Gewohnheit und ſchwindende Hoffnung, endlich giebt Rom, weil es bitteren Ernſt ſieht, ſeinen Knechten insgeheim die Weiſung, ſich für diesmal der Gewalt zu unterwerfen: auf wie lange ſollte jedoch dies alles fruchten? Denn ein offenes Zurückweichen von ihrem unfehlbaren Rathſchluß iſt bei der päpſtlichen Politik doch wohl unmöglich; unabläſſig würde ſie des geeigneten Moments harren, um, etwa einer leichter zugänglichen Regierung bei uns gegenüber, all ihre Anſprüche wiederum laut zu erheben, bei dem ſtill fortgrollenden Klerus aber und der dumpf weiter vegetirenden ultramontanen Maſſe fände ſie jederzeit wieder den alten beſinnungsloſen Gehorſam. Nimmermehr werden wir wahren Frieden haben, ehe nicht die politiſche Bekehrung der klerikal mißleiteten Menge vollbracht iſt. Was man bei der ſocialen Frage als die halbe Löſung betrachten kann, iſt bei der kirchlichen die ganze: Erziehung und Cultur; nichts beſſeres könnten wir dem Vaterlande zu dieſem Neujahr wie zu den nächſtkünftigen wünſchen,

als daß unſere Regierenden unermüdlich weiterwirken durch Gründung oder beſſere Dotirung von Schulen, Beſtellung rüſtiger Aufſeher, Schutz und Förderung der Lehrer; möchte insbeſondere der preußiſche Finanzminiſter dem ſchädlichen Cultus der Abundanz entſagen und ſeine ewig quellenden Ueberſchüſſe rückhaltslos den ohnedies noch ſo kargen Forderungen der den Culturzwecken geweihten Behörden zu Gebote ſtellen!

Wir betonen dies Verlangen nach großartigeren Anſtrengungen zu Gunſten der nationalen Geiſtesbildung, nach einem „unſeren großen Aufgaben entſprechenden Culturbudget" (um an Georg Hirth's eindringliche Mahnung zu erinnern) ausdrücklich angeſichts der anderweiten gewichtigen Anforderungen, welche die im neuen Jahre bevorſtehende Organiſation unſerer Reichskriegsverfaſſung an die Opferwilligkeit der im Reichstage vertretenen Nation ſtellen wird. Niemand zweifelt am Daſein ſolcher Opferwilligkeit; als ſelbſtverſtändlich werden die in dieſen Tagen zu wählenden Reichsboten von allen Seiten her den Auftrag mit ſich nehmen, die Zukunft unſerer deutſchen Macht und Wohlfahrt in beruhigendem Maße zu ſichern. Wer vor der erſtaunlichen Höhe des finanziellen Aufwandes erſchrickt, den unſer Volk gegenwärtig der erſten ſeiner ſittlichen Pflichten darbringt, der Pflicht unverſehrter Selbſterhaltung, der möge ſich zu Gemüthe führen, daß es nicht bloß rühmlich iſt zu ſterben, ſondern auch zu leben und zu leiſten „in eiſerner Zeit für eine goldene". Unſere Reichsboten werden ſich freilich zu erinnern haben, daß jene erſte Pflicht der äußeren Selbſterhaltung auch in ſo eiſerner Zeit keineswegs zugleich die letzte und einzige iſt, ſie werden denen gegenüber, die jede andere Ausrüſtung des Staates und Volkes neben der rein militäriſchen für einen auf ſpätere goldene Jahre zu vertagenden Luxus halten, darauf dringen, daß man in unſerer Heeresverfaſſung ſelber noch einmal ſtreng zwiſchen Nothwendigem und Entbehrlichem ſcheide, ſie werden, falls ſie der beharrlichen Meinung begegen, daß da auch der Ueberfluß — an geſchmückter Reiterei etwa oder an Dienſtzeit der Mannſchaften überhaupt — ſchlechthin unentbehrlich ſei, die Aufrechterhaltung des bisherigen reichlich bemeſſenen Proviſoriums bis zu günſtigerer Zeit einer definitiven Ordnung ohne jede Conceſſion doch am Ende noch vorziehen. Haben wir doch, ſolange wir uns in tüchtiger Haltung und Rüſtung behaupten, nicht gerade ängſtlich dringenden Grund, auch gleich theoretiſch für alle Zukunft in's Reine zu kommen.

In ähnlicher Weiſe möchte vor Uebereilung zu warnen ſein in der großen Angelegenheit der geſammtdeutſchen Juſtizgeſetzgebung. Das alte Jahr hat uns noch kurz vor ſeinem Ausgange mit der Verkündigung beſchenkt, daß in Zukunft auch das geſammte bürgerliche Recht ſogut wie das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren zu den Gegenſtänden gehören ſollen, auf

die sich eine gemeinsame nationale Gesetzgebung ohne jede landschaftliche Sonderschranke frei erstrecken darf. Gerechtfertigt im höchsten Maße war die allgemeine Freude, welche dieser kaiserlichen Kundgebung — dem Ergebnisse langwieriger Verhandlungen zwischen den verbündeten Regierungen — rings aus der Nation entgegenklang. Doch wollen wir nicht vergessen, daß, was wir damit gewonnen, vorerst mehr eine gemeinsame Pflicht ist, als ein gemeinsames Recht, die ernste Pflicht, uns nicht nur ein einheitliches, sondern auch das bestmögliche bürgerliche Recht in gründlich durchdenkender und berathender Arbeit zu schaffen. Nicht als ob wir vorwitzige Zweifel hegten an der Befähigung der zu diesem Werke berufenen Sachverständigen; möchte nur auch, was aus ihren reiflichen Erwägungen hervorgeht, nicht in den hin und her schwankenden Berathungen einer mehr von Vorurtheil und politischer Leidenschaft bewegten, als von technischer Einsicht geleiteten Volksvertretung, oder auch durch die bequeme Gewohnheitsliebe vorwaltender Regierungen nachträglich geschädigt werden. Haben wir doch fast in allen Fragen der wirthschaftlichen Nationalgesetzgebung solche Beispiele von Uebereilung, Verwirrung oder Halbheit erlebt. Darf man es einmal aussprechen: unsere heißersehnte und endlich in so manchen Stücken errungene Einheit ist zwar weit entfernt ein bloß formales Princip unseres politischen Daseins darzustellen, sie hat vielmehr von Haus aus und in allewege die größte reale Bedeutung, dies aber doch fürs erste nur in dem negativen Sinne, daß die empfindlichen Uebel der Trennung und Unterscheidung abgethan worden: immer aber bleibt noch in jedem einzelnen Falle auf der so eingeebneten Grundfläche das positiv Gute für die Gesammtheit zu errichten. Und dabei handelt es sich vielfach um wahrhafte Neuschöpfung; durfte man die Institutionen des Heerwesens, wie sie in der preußischen Monarchie mit einseitiger Virtuosität zu bewunderungswürdiger Höhe gefördert waren, ohne jedes Bedenken einfach auf das ganze Reich übertragen, so würde doch kaum auf irgend welchem anderen Gebiete des öffentlichen Lebens ein so schlichtes Verfahren zum Heile führen. Einheit ist Gleichheit und Verbindung: Gleichheit im Mangelhaften aber und Verbindung zum Unvollkommnen brächte den Gleichen und Verbundenen nur jenen schalen Trost der Gewissenschaft im Uebel. Wir wiederholen es gern: in Sachen der einheitlichen Reichsjustiz hegen wir weit bessere Zuversicht als bei den ökonomischen Dingen, denn welche Fülle von Erfahrung im Rechtsleben, von Arbeit in der Rechtswissenschaft liegt hinter unserem Volke, während wir den erdumfluthenden Riesenphänomenen des heutigen Wirthschaftslebens in Praxis und Theorie gleich ungebildet gegenüberstehen! Aber gewaltig bleibt die Aufgabe dort wie hier; daß man sie doch ja nirgend überstürze! Das Werk unserer inneren Umbildung zum einheitlich nationalen Dasein ist keine Bühnenhandlung, die vor den Augen

der lebendigen Zuschauer zum Schlusse hasten müßte, sondern eine Begebenheit von epischer Majestät, die noch den Geist unserer Enkel zum Weiterschaffen in Wort und That rastlos aufregen soll.

Mit dem Angesichte des Friedens geht das neue Jahr zwischen den Völkern unseres Erdtheils auf. Die selbstgefällige Schaustellung des modernen Gewerbes, welches die Massen zugleich sättigt und heißhungrig macht, hat auch die Herrscher und Leiter der Staaten zu mannichfacher Begegnung zusammengeführt und mancherlei Artigkeiten sind dabei getauscht worden. Es ging wie bei den Besuchen, welche die „gute Gesellschaft" beim Beginne der Saison sich gegenseitig abstattet: wehe dem, der jedes höfliche Wort für den Ausdruck der tiefsten Gesinnung halten wollte! Soviel Wahrheit aber steckt immer darin: man kündigt sich duldsamen Nachbarverkehr und freundliche Behandlung eben für die nächstüberschaubare Zeit an; diese Frist gilt es zu benutzen. Selbst von unseren unversöhnten Feinden im Westen droht uns vorderhand keine Gefahr, solange sie noch unter einander um Schuld und Scham ihrer Niederlage feilschen und das Regiment ihres Staates wie eine schlechte Notharbeit nur an den Mindestfordernden auszudingen bereit sind. Welch herrliche Gelegenheit für uns unseren eigenen Zwecken zu leben! Auch im Inneren ist auf die unstete Jagd nach Erwerb die Zeit des ruhigen Anbaus gefolgt, wohlthätig rasch hat der Schwindel zum Sturze geführt. Zu unserem Troste dürfen wir sagen, daß die Tage der Unredlichkeit nicht bloß durch ihr eigenes Ausschweifen gekürzt worden sind, sondern auch durch die warnende Stimme der Ehrlichen. Wenn auch dem Handel und Wandel in deutschen Landen der rückblickende Silvester Mäßigung und der vorwärtsdeutende Neujahrstag Muth einzuflößen vermag, so sehen wir einem frohen Jahr entgegen; daß uns nicht allzuwohl dabei werde, dies eine darf auch der deutsche Protestant immerhin dem Papste zu Rom anheimstellen.

Alfred Dove.

Der Eindruck der Leipziger Siege.

Aus Blücher's Correspondenz.

Jüngst stand der Preuße aus dem Jahre 1813 vor der Siegessäule in Berlin*) und schaute mit freudig bewegtem Herzen auf den Weg zurück, den sein Staat seit sechzig oder siebenzig Jahren gewandelt. Es lag der Ausdruck der Befriedigung auf den Zügen des Greises; er hatte ja noch erlebt, daß die Kraft, die einst den Sieg errang, sich neu bewährte und zu der Säule, die der Befreiung Denkmal sein sollte, die andere fügte, zum Wahrzeichen der Einheit. Und neidlos blickte der Deutsche, dessen Wiege nicht in Preußen

*) Vgl. 1873, II. S. 385 ff.

geſtanden, auf dieſes berechtigte Hochgefühl. Denn er mußte es zugeſtehen, aus allen Unglücksfällen, trotz der herbſten Schickſalsſchläge hatte der Preuße ein Kleinod ſtets gerettet, den Glauben an den Beſtand und die glückliche Zukunft ſeines Landes, an die Freiheit Preußens und Deutſchlands. Dieſer Glaube hatte Männer wie Stein, Scharnhorſt, Gneiſenau, Blücher ermuthigt treulich auszuharren und, als der Kampf entbrannte, jene todesmuthige Begeiſterung erweckt, welche vor Allem bei Möckern und Leipzig ſich ſo glänzend bewährte.

Sechzig Jahre ſind nun verfloſſen, ſeit bei Leipzig die Entſcheidungsſtunde ſchlug und die Kunde von den herrlichen Erfolgen weithin über Deutſchland flog. Dieſer Siegestage zu gedenken am Fuße der Siegesſäule, deren Hülle am 2. September fiel, muß um ſo angemeſſener erſcheinen, als das deutſche Volk gerade ſie der dankbaren Erinnerung weihte, wie jetzt die allgemeine Stimme den Tag von Sedan. Auch ſonſt bieten ſich manche Vergleichungspunkte. Sie aufzuzählen liegt mir fern. Hier ſoll nur betont werden, daß der Jubel, den jener Sieg vor ſechzig Jahren hervorrief ſowohl bei dem ſiegenden Heere als in der Heimat, von dem nicht übertroffen ward, deſſen Zeuge wir geweſen ſind.

So wiſſen wir aus den zahlreichen Briefen, welche Gneiſenau nach der Schlacht ſchrieb, wie wonnetrunken das deutſche Heer in Leipzig einzog und mit welcher Freude die befreiten Bewohner Leipzigs es empfingen. „Wie ſoll ich Ihnen“ — ſchreibt er an Frau von Clauſewitz*) — „meine Gefühle beſchreiben, als wir von dem tobenden Hurrageſchrei der ſiegenden Truppen und dem Freudengeſchrei der Einwohner empfangen wurden“. Und in dem Briefe an die Prinzeſſin Luiſe Radziwill heißt es**: „Wie glücklich ich jetzt athme, lebe und webe, können Ew. Königliche Hoheit ermeſſen .... Der Staat iſt gerettet, der Thron iſt befeſtigt. Wir ſind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegeriſchem Ruhme und ſtolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit.“

Dieſelben Gefühle bewegten die Bruſt des greiſen Helden Blücher, der an Gneiſenaus Seite in Leipzig einzog. Auch er genoß jetzt, wie ſein Freund, die Belohnung für langjährige Sorgen und Mühen. Ein Zeugniß von ſeiner Hand aus jenen Tagen wird, wie ich hoffe, willkommen ſein. Er ſchreibt aus Leipzig an ſeinen Freund, den Landſchaftsdirector von Bonin in Stargard, alſo:

> Die 2 großen und Schönen Tage ſind verlebt, den 18. und 19. fihl der große Coloss wie die Eiche vom Stuhrm, er der große Tiran hat ſich gerettet, aber ſeine Knappen ſind in unſern Henden. Poniatoffsky wurde Blessirt und iſt ertrunken man glaubt Augerau des gleichen Rennie und Lauriston ſind gefangen, der erſte iſt Blessirt. Den 19. wurde zu ende des Kampffs Leipzig mit Stuhrm und großer uf Opffrung genomen, man wollte Leipzig in brand ſchiſſen ich wider ſezſte mich die Ruſſiſche Batterien und ſi durften nuhr mit kugell Schiſſen.

*) Pertz Gneiſen. III. p. 474.
**) Ebenda III. p. 479.

an meiner seitte drank die Russische Infanterie zu erst in die stadt, an der andern seitte die brawen Pomern, es wahr ein kampff ohne gleichen, 100 Canonen sind in Leipzig genomen. unsre monarchen daß heist der ostreichsche, der Russische Kaiser und unser König haben mich uf öffentligen margte gedankt Alexander drückte mich ans hErtz.

Schon am 16. lisserte ich allein bey den Dorffe Moeckern eine Schlacht, und Schmiß die Francosen in Leipzig einige 40 Canonen verschidene Fahnen ein ahdler, und gegen 4000 gefangene Fillen in meine hende. Dieser tag wahr die einleittung zu den Vollgenden. ich machire diesen augenblick wider ab, um den Feind bey Merseburg wider zu fassen wo Hin er machirt ist meine Expedition geht durch Tuhringen die grosse arme uf Würtzburg.

Der König von Saxen ist Hir gefangen genomen. lebe wohl ich bin so matt daß ich am gantzen leibe zittere. Deine Frau gemahlin küsse ich die hende vor ihren Schönen Briff den ich heillig uf bewahre. grüsse alle guhte Freunde besonders Deine Familie, lebenslang Dein

treuster

Bluecher*).

Noch ehe der Brief Stargard erreichte, war die amtliche Mittheilung von dem großen Siege hier beim General-Gouvernement eingetroffen. Es war wahrscheinlich dieselbe, welche Gneisenau am 19. October an den Gouverneur von Berlin, den General von Lestocq, gesandt hatte**). Obschon es tiefe Nacht war, eilte doch der Civilgouverneur Beyme persönlich mit dem Manuscript zum Extrablatte zum Buchdrucker Handeß. Die Wichtigkeit der Nachricht — so entschuldigte er sich — erheische eine solche ungewöhnliche Eile. Flugs ging es an die Arbeit, und um 5 Uhr Morgens war der Satz fertig Noch heute erzählt der Sohn des Buchdruckers, der als Lehrling wacker mit geholfen hatte, freudigen Herzens, wie er mit dem ersten Abzuge zum Polizeisecretär geflogen, um das imprimatur einzuholen. Der Jubel, den am Morgen die Nachricht hervorrief, war unermeßlich. Daß es gerade wieder Blücher gewesen, der so viel zum Siege beigetragen, gab dem Festtage das Gepräge eines Familienfestes. War doch Blücher wenn auch nicht ein Sohn der Stadt, so doch gewissermaßen ein Bürger derselben.

Wer kannte nicht den leutseligen alten Herrn, der in den Jahren 1808 bis 1811 als General-Gouverneur in der Stadt geweilt und so herablassend mit Jedermann verkehrt hatte! Dort vor dem Giesesschen Gasthofe in der Nähe der Post hatte er ja so oft gesessen und nach den ankommenden Fremden geschaut, hier vor der Weinstube bei Weigel hatte er seine Pfeife geraucht, bis seine Bekannten kamen und ihm durch ein Spielchen die träge Zeit beflügeln halfen. Dieser hatte bei feierlichen Gelegenheiten, wie bei der Einführung des neuen Magistrats ihn eine feurige Rede halten hören,

*) Das Schreiben ist ohne Datum, aber spätestens am 20. October geschrieben, an den Blücher Leipzig verließ. Am 24. traf es in Stargard ein.

**) Pertz III, 481.

jener mit ihm der Jagd obgelegen, ein dritter seine Grazie auf Bällen bewundert. Wie oft hatte er in der Loge gegen diesen Napoleon gewettert und seinen Sturz so kecken Muthes verkündet, daß nur wenige dieses flammende Auge und das Donnerwort ertragen konnten. Ja er hatte diese schimpfliche Flucht „des großen Mannes" so oft prophezeit und mit kräftigem Händedruck dem Director des Gröning'schen Gymnasiums, dem Schulrath Falbe, beim Gröningsfeste 1810 laut versichert: noch ist Preußen nicht verloren. An alles dies und an so manches Witzwort des Generals gedachten die Stargarder Bürger, als sie zu dem Hurrah auf den Sieg das Hurrah auf den „ollen Blücher" fügten.

Und nun vollends der kleinere Kreis von Männern, die im näheren Umgang mit Blücher gestanden, wie fühlten sie sich beglückt in dem Bewußtsein, daß ihr Freund es gewesen, der den Tyrannen zu Fall gebracht! Das waren der Regierungspräsident v. Ingersleben, der Regierungsdirector v. Rohr, der Regierungsrath Bielke, der Landrath von Schöning, der Prediger Stumpf, Dr. Schüler und vor Allen der Landschaftsdirector v. Bonin, der Vertraute seit der Zeit, wo Blücher noch zu Raddow seinen Kohl baute und als Landschaftsrath dem Director zur Seite wirkte. Beide werden es als ein besonderes Glück betrachtet haben, daß das Jahr 1808 sie wieder in Stargard zusammenführte. Der gegenseitige Verkehr war ein sehr reger. War Bonin in der Stadt, so besuchte ihn Blücher häufig, und war er auf seinem Gute Schönwerder, so scheute der alte Husar nicht einen Ritt von 4 Meilen, um bei ihm zu jagen und von den Aussichten zu sprechen, die das gedemüthigte Vaterland habe. Und hielten Krankheit oder Geschäfte den Greis in der Stadt zurück, so schrieb er häufig und sandte absichtlich Berichte mit, die ihm über die Lage des Staates, über die Kämpfe in Spanien und Oesterreich, über die Landung der Engländer auf dem Festlande, über Schill zugekommen waren. Auch während des Feldzuges hatte er schon einige Male Nachricht von seinen Thaten gegeben, sollte er jetzt Nichts von sich hören lassen? Da brachte am 24. die Post einen Brief von Blücher's Hand, die Kunde verbreitete sich schnell in der Stadt und neuer Jubel erfolgte. Doch ich halte ein und lasse lieber einen Betheiligten reden. Es ist Bonin selber. Er antwortet am 25. seinem Freunde:

Mein verehrungswerthester Freund.

Gott lohne das Uebermaß Deiner Gewogenheit gegen mich; meine Kräfte vermögen nicht es zu vergelten, aber mein ganzes künftiges Leben will ich mit Freuden Deinem Dienste widmen. Ich erhielt gestern Deinen mir ewig theuren Brief von Leipzig; es wurde ein Dankfest gefeiert für Deine Thaten, denn auch die Schlacht bei Leipzig war ja größtentheils Dein Werk!

Wohl Hundert Mahl habe ich Deinen Brief vorlesen müssen, ein jeder vergoß dabei Freudenthränen; jeder Pommer glaubt Dir anzugehören, die Stargardter rechnen sich zu Deiner Familie.

Der civil Gouverneur sagte mir öffentlich, er beneidete mir Deine Freundschaft. Ich gratulire von Hertzen zum FeldMarschall, denn daß

Du es jetzt biſt, daran zweifelt Niemand. Gewiß gibt die engliſche Regierung Dir und Deinen Nachkommen eine bedeutende pension.

Meiner Frau habe ich Dein Schreiben abſchriftlich überſchickt; ihr erſter Wunſch iſt, Dich noch einmahl recht herzlich küſſen zu können. Ich ſchließe, um Dir nicht edle Zeit durch Leſung meines Briefes zu rauben. Dein Sieg bei Cooson wird heute gefeiert. Alles läuft hier im Taumel der Freude gegen einander. Freunde und Feinde umarmen ſich. Ich danke Gott inbrünſtigſt, daß er Dir den ſchönſten Abend des menſchlichen Lebens zugetheilt hat.

Ich bin meines Sohnes*) wegen in Sorgen, bis ich weiß, ob er lebt, gefangen iſt und wo er bleſſirt liegt; bis zur Gewißheit bleibt Wilhelms Schickſal der Mutter verſchwiegen.

Mit ꝛc.

der treuſte
Deiner Diener
v. Bonin.

Stargard den 25. October 1813.

Einem ſolchen Zeugniſſe aus jener Zeit eigene Betrachtungen hinzuzufügen hieße ſeinen Eindruck abſchwächen. Nur das darf ich bemerken, daß Pommern nicht minder brav den Leipziger Sieg bejubelt als erkämpft haben.

Pyritz. E. Blaſendorff.

Die Novellen von Bret Harte.

Californiſche Novellen, überſ. von W. Hertzberg (Leipz., Quandt u. Händel; nur 4 Nov.) Argonauten Geſchichten, 2 Bde. (Leipz., Grunow; enth. 20 Nov., Sagen u. Scizzen).

Bret Harte, jetzt in der Blüthe ſeines Lebens, ging vor etwa 20 Jahren als Jüngling aus den Oſtſtaaten nach Californien. Er arbeitete in den Gruben, als Landmeſſer, als Journaliſt, wurde ſeit 1868 Herausgeber der Monatſchrift „The Overland Monthly“, welche in S. Francisco erſchien, kehrte 1870 nach den Oſtſtaaten zurück, von der Monatſchrift „The Atlantic Monthly“ in Boſton geworben. Dort lebt er in glücklicher Häuslichkeit, ein treuer und fröhlicher Freund, ein liebenswerther Gentleman, von ſeinen Landsleuten als das größte unter den jüngeren Talenten der Vereinigten Staaten geehrt; auch darin eine Dichternatur, daß weder die Goldgruben, noch der Verkehr mit Geldmännern ihm einen ſonderlichen Reſpect vor dem Dollar und den ſchweren Sorgen um den Gewinn deſſelben zugetheilt haben.

*) Derſelbe war Adjutant beim General Ziethen und am 14. October ſchwer verwundet worden. Später trat er in den Civildienſt und ward Oberpräſident von Pommern.

Daß Bret Harte ein Dichter von Gottes Gnaden, und ein Talent von kräftiger Eigenthümlichkeit ist, erkennt sofort Jeder, der eine seiner Novellen aufschlägt. Er ist in seiner Jugend stark durch Boz beeinflußt worden, aber seine Methode des Malens und Schilderns wurde sofort eine andere. In kurzen Strichen, auch sprachlich in kurzen Sätzen, welche den Leser zwingen, langsam zu lesen, schildert er mit unübertroffner Energie und Wahrheit die Landschaft, die Charactere, die Bewegungen des Gemüthes; seine Freiheit und Heiterkeit, die liebevolle Betrachtung der Natur und des Menschen verstehen selbst Rohes und Wildes der Empfindnung des Lesers nahe zu rücken, und sein Humor blitzt, wie ein Lichtstrahl, auch in düsterem Bilde immer zu rechter Zeit und grade da auf, wo wir das Bedürfniß nach Befreiung aus der beengenden Situation empfinden. Er ist allerdings ein Colorist; die Farbe und Stimmung, welche er seinem Stoff zu geben gedrungen wird, liegen ihm mehr am Herzen als der detaillirte Bericht über den Zusammenhang der Einzelheiten, und in einigen Fällen leidet die Deutlichkeit und Wahrscheinlichkeit seiner Erzählung unter der starken Färbung. Aber in dem Farbenton seiner Bilder herrscht die größte Mannigfaltigkeit und stets ist die originelle Stimmung wundervoll wirksam festgehalten.

Das Stoffgebiet, welches es für seine Novellen gewählt hat, ist ein fest begrenztes. Sie alle sind Bilder aus dem Ansiedlerleben in Californien, ihr Boden sind die ersten rohen Niederlassungen, in denen verlorene Kinder der Civilisation, Abenteurer jeder Art zum Goldgraben zusammenlaufen, die einsame Ansiedlung in der Wildniß, die junge Ortschaft, in welcher sich die erste Schule und Presse befestigt, die amerikanische und spanische Landwirthschaft und Viehzucht, Zustände der aufblühenden Stadt S. Francisco in den ersten Jahrzehnten amerikanischer Herrschaft. Wie in der Natur Californiens die unvermittelten Gegensätze hart nebeneinander stehen: heiße Tage und kalte thaulose Nächte, scharfer Sonnenglanz und dichter Nebel, üppige Niederung und dürre staubige Hochebene, eine fast fabelhafte Fruchtbarkeit und die Todesstarrheit des sterilen Bodens, ebenso arbeiten dort auch in dem Wesen desselben Menschen die Leidenschaften und die gemüthlichen Neigungen in Contrasten gegeneinander, welche wir leicht für unvereinbar halten. Rücksichtslose Eigensucht und doch die Fähigkeit einmal für eine ideale Empfindung die größten Opfer zu bringen, wilde Gewaltthat und Scheu vor der öffentlichen Meinung, zügellose Rohheit in Sitten und Lebensgewohnheiten und dabei tiefe Achtung vor der anständigen Frau. Das unsichere Leben auf das Spiel zu setzen wird kühnen Naturen ein Genuß, fast Jeder ist mehr oder weniger Spieler, der um Gold und Glück sich selbst einsetzt und der seinen Gewinn mit demselben Leichtsinn vergeudet, mit dem er ihn erworben. Wenn ein Dichter unternimmt, solche Zustände, nicht die normalen des Menschenge-

ſchlechts, für die Poeſie zu verwerthen, ſo wird er einer Gefahr ſchwerlich entgehen, er wird die Contraſte und die für unſere Empfindung ohnedies nicht leicht begreiflichen Seelenprozeſſe in dem Weſen der einzelnen Individuen noch vergrößern müſſen. Und zwar aus einem zwingenden Grunde und um ſo mehr, je edler ſeine eigene Dichterart iſt.

Denn die Schilderung des Rohen, Häßlichen, Gemeinen an ſich iſt nicht die Aufgabe der Poeſie; nur wo der Dichter vermag, Edles und Schönes der Menſchennatur damit in organiſche Verbindung zu bringen, darf er es darſtellen. Daß Bret Harte dieſe Nothwendigkeit immer fühlt, das grade macht ihn zum Dichter, nicht ſeine Virtuoſität im Beſchreiben und Erzählen: daß ihm die Darſtellung der guten menſchlichen Eigenſchaften in ſeinen wilden Geſtalten das Reizvollſte iſt, und der weſentliche Inhalt ſeiner meiſten Novellen, gewinnt er unſer Herz auch da, wo einmal unſer nüchternes Urtheil gegen ſeine Behandlung der Charactere ſich auflehnt. Es iſt lehrreich, von dieſem Standpunkt die Ideen ſeiner Novellen zu betrachten. „Das Glück von Roaring-Camp" erzählt, wie in einer der wildeſten Niederlaſſungen von einem entwürdigten Weibe — der einzigen Frau — ein Kind geboren wird. Die Mutter ſtirbt bei der Entbindung, und die rauhen Männer ſtehen betroffen vor dem neugebornen Kinde. Die Erzählung, wie ſie beſchließen das Kind zu adoptiren und aufzuziehen und wie, die Sorge um das hilfloſe Kind allmählich einen heilſamen Einfluß auf ſie ſelbſt und die Moral der Niederlaſſung ausübt, iſt ſo poetiſch ſchön und ſo rührend, daß dieſe Novelle für alle Zeiten in unſrer Literatur dauern wird. — In „die Ausgeſtoßenen von Poker Flat" werden von den Mitgliedern einer ähnlichen Niederlaſſung einige gar zu übelberüchtigte Individuen ausgeſtoßen. Die Verbannten, unter denen mehrere Frauen ſind, ſchneien auf dem Gebirge ein, ein Mann, John Oakhurſt, Spieler von Profeſſion, bleibt freiwillig bei ihnen, obgleich er ſich retten könnte, enthält ſich der Nahrung, um den zwei jungen Frauen länger das Leben zu erhalten, und erſchießt ſich zuletzt, als er ſieht, daß es auch mit ihnen zu Ende geht. — „Brown von Calaveras." Der Spieler Jac Hamlin liebt die Frau ſeines alten Genoſſen Brown. In derſelben Nacht, in welcher ſie von ihm entführt werden ſoll, macht der Mann ihn zum Vertrauten ſeiner unzerſtörbaren Liebe für ſein Weib und daß er merke, ſie werde ihn einer andern Neigung wegen verlaſſen. Da verbrennt Jac Hamlin den Brief der Frau, durch welchen ſie ihm die Stunde der Entführung angiebt, als Fidibus für eine Cigarre, die er dem Mann anbietet, ertheilt ihm gute Lehren, wie er ſein Weib behandeln ſolle, und reitet ſingend allein aus dem Lande. — „Miggles:" Ein junges Weib von zweideutigem Ruf lebt hochſinnig in wilder Einſamkeit der Pflege eines Kranken, der früher bei ihr ſein Vermögen verthan hat und ſchwachſinnig geworden iſt. — „Teneſſee's

Geschäftstheilhaber." Zu Sandy Bar soll Tenessee wegen Raubes gehenkt werden, sein schweigsamer Compagnon bei der Grubenarbeit bietet dem Lynchgericht all sein erspartes Gold für das Leben des Schuldigen, und als dies Gebot mit Entrüstung abgewiesen wird, holt er den todten Körper vom Baume zur Bestattung, schwindet selbst in stiller Trauer dahin und stirbt mit der Freude zu seinem Geschäftsfreund zu kommen. — „Wie St. Claus nach Simpsons Bar kam." Eine Gesellschaft von armen Goldgräbern hört bei einem Gelage, daß der kranke Sohn des Genossen, der sie zu sich geladen hat, sich beim Vater erkundigt, was Weihnachten und die Geschenke, die St. Klaus den Kindern an diesem Tage bringe, zu bedeuten hätten. Da schießen die Gäste Geld zusammen und Dick Bullen macht einen tollen Nachtritt von 25 englischen Meilen nach der nächsten Stadt, um dem Kinde Spielsachen einzukaufen und als Bescheerung am nächsten Morgen in den Strumpf zu stecken. Er kommt halbtodt mit zerschmettertem Arm zu rechter Zeit zurück und sinkt ohnmächtig nieder, nachdem er dem Vater das Spielzeug übergeben hat. — „Mr. Tompsons verlorner Sohn." Ein alter Mann kommt nach Californien seinen Sohn zu suchen, den seine Härte als Knaben in die Welt getrieben hat. Er bezwingt einen Räuber, der ihm Geld abfordert; auf die Frage nach dem Namen vernimmt er den seines Sohnes, er führt den jungen Mann mit sich nach Francisco. Dieser erweist sich als unterwürfig und gebessert, obgleich das Herz des Vaters kalt gegen ihn bleibt. Bei einem Fest, welches der Alte zu Ehren des wiedergefundenen Sohnes giebt, dringt ein Betrunkener ein, ein alter Genosse des Gefundenen, dieser wird als der wirkliche Sohn erkannt, der andere hatte nur in der Noth einen Namen, der ihm grade einfiel, genannt. Der Gebesserte legt ein offnes Bekenntniß ab und verschwindet, weil der Alte zu spät ein Wort der Verzeihung findet, in der Nacht. — „Miß". Ein wildes Mädchen, Tochter eines verdorbenen Goldgräbers, wird durch die Neigung zu dem jungen Lehrer, in dessen Schule sie sich gegeben hat, aus dem wüsten Leben herausgehoben. Der Lehrer verläßt mit ihr die Besiedlung. — Eine Nacht in Wingdam. Der Reisende schildert Wirth und Wirthin einer Herberge in der neuen Niederlassung, den rohen selbstsüchtigen Mann und dagegen in hellem Gegensatz die aufopfernde, vertrauende und hochherzige Liebe seines geplagten Weibes.

Diese Aufzählung der einfachen poetischen Ideen giebt freilich keine Vorstellung von der Poesie, womit sie lebendig werden. Bewundernswerth sind die kurzen scharfen Striche, durch welche die Charactere gezeichnet werden, und ebenso bewundernswerth der Reichthum des Dichters in Erfindung von Figuren und Situationen, die Verbindung von Energie und zweckvoller Mäßigung. Er behandelt seine Helden durchaus ohne Weichmüthigkeit, im Gegentheil es freut ihn, die Furchen und Wundmale, welche durch finstere

Leidenschaften und ein gesetzloses Leben auf ihr Antlitz gekommen sind, recht stark hervor zu heben. Um so wirksamer wird an ihnen das Aufleuchten eines frohen Lächelns, einer guten menschlichen Empfindung. Darin verfährt er bewußt und zweckvoll, als ein ächter Dichter, und diese Wirkung durch Contraste ist sein gutes Recht.

Aber die Methode, nach welcher er das Tüchtige, Gute, Hochherzige in seinen Abenteurern wirken läßt, fordert doch zuweilen die Kritik des Lesers heraus. Wenn ein Spieler von Profession, ein falscher Spieler, wie Oakhurst plötzlich den Hochsinn und die ritterliche Hingabe eines edlen Helden gegen unglückliche Frauen bewährt, so ist uns das, wie sehr auch der Dichter zu zwingen weiß, daß wir ihm glauben, nicht mehr wahr. Und warum nicht? Weil wir wissen, oder zu wissen meinen, das die selbstsüchtigste aller Leidenschaften, die des Spiels, in dem Unglücklichen, der ihr verfallen ist, nothwendig grade die männlichen Tugenden vernichtet, welche aus dauernder Selbstverleugnung hervorgehen. Es wird uns weniger befremden, wenn der sorglose Spieler, der gewöhnt ist, um Glück und Leben zu würfeln, einmal einem schnellen Impulse folgend sein Geld hingiebt, sein Leben wagt, um einen Andern zu retten. Aber daß er Tage und Wochen lang dem Hunger und der Todesnoth widersteht, nur um Andere nicht zu verlassen, daran vermögen wir ohne Weiteres nicht zu glauben. In Wahrheit liegt hier die Unwahrscheinlichkeit in einem Mangel der Motivirung. Um uns das Verhalten des Mr. Oakhurst verständlich und glaubhaft zu machen, muß der Dichter uns mehr von dem Wesen des Helden mittheilen und einige Einsicht in sein Innres, seine Vergangenheit u. s. w. gewähren, welche uns sein Thun erklären. Vielleicht war das möglich, ja vielleicht wäre durch solche Offenbarung grade die Schönheit in die Novelle gekommen, welche wir jetzt vermissen. Viel besser ist der Spieler Jac Hamlin in einer andern Novelle bedacht, bei diesem, einer übermüthigen Natur in voller Lebenskraft, handelt es sich um einen schnellen hochherzigen Entschluß, und der Dichter schildert uns auch seinen innern Kampf, der sich charakteristisch im Kartenlegen und Würfeln mit sich selbst ausspricht. —

Wir glauben auch bei der Novelle „das Glück von Roaring-Camp" nicht recht, so leid uns das thut, an die Dauer des humanisirenden Einflusses, welchen das Kind auf seine Adoptivväter ausübt. Aber der Kritiker gesteht gern, daß es vor dieser Erzählung schwer wird, die Bedenken des gesunden Menschenverstandes zu erheben. — Wenn ferner der falsche Sohn des Mr. Tompson plötzlich als gebessert erscheint, so ist diese Wandlung aus einem Straßenräuber für uns zu gedeckt und unvermittelt. Zwar ist er nicht die Hauptperson, aber die Wirkung seines Abschiedes wird durch die Unsicherheit, in welcher wir über sein Wesen bleiben, allzusehr beeinträchtigt. — Es ge-

ſchieht wohl nicht ſelten, daß Frauen von anrüchigem Leben wie Miggles, gegen Männer, denen ſie ſich verpflichtet fühlen, eine große Opferfähigkeit erweiſen, und doch würden wir freudiger in das Hoch einſtimmen, welches die Reiſenden der Novelle zuletzt die junge Frau ausbringen, wenn wir aus ihrem frühern Verhältniß zu dem Schwachſinnigen irgend einen Zug erführen, der daſſelbe unſerer Empfindung näher ſtellt.

Doch nicht alle Novellen holen ihren ethiſchen Inhalt aus einem ſcharfen und zuweilen unvermittelten Gegenſatz von Böſe und Gut in den Characteren. Einige der beſten ſind einfache Schilderungen anderer Art. Voran ſteht hier die ſchöne Erzählung „Hochwaſſer-Marke:" Eine Mutter rettet ſich und ihr Kind bei plötzlicher Ueberſchwemmung. — In „Aufzeichnungen aus Fluth und Feld" iſt der harte, ungemüthliche Amerikaner als Landbeſitzer geſchildert, daneben ſein Gegenſatz der alte angeſeſſene Creole; das verſöhnende Element iſt hier ein hochherziger Sohn des Amerikaners, welcher bei der Ueberſchwemmung des Landes ſeinen Tod findet, indem er die Leben Anderer rettet. Wir würden dem Dichter dankbar ſein, wenn er bei Erwähnung der Mutter Georgs in zwei Zeilen motivirt hätte, wie dieſer Sohn in ſolcher Familie möglich war. Eine anziehende Novelle: „Die Idylle von Red Gulch" erzählt von der zarten Neigung, welche eine junge Lehrerin zu einem Manne faßt, den ſie zuerſt mit Abſcheu berauſcht geſehen hat; ſie entſagt ihm, nachdem ſie von der entwürdigten Mutter ihres Lieblingsſchülers erfahren hat, daß derſelbe Mann Vater des Knaben iſt. Aber ſie nimmt das Kind auf die Bitten der Mutter zu ſich, um daſſelbe aus dem wüſten Leben zu retten, und verläßt den Ort. — Die Feinheit und Delicateſſe der Zeichnung iſt hier bewunderswerth.

Möge dieſe Anzeige den deutſchen Leſer veranlaſſen, die Bekanntſchaft der Novellen zu machen. Eine originelle und ſtarke Dichterkraft hat ſich auf einem eigenthümlichen Gebiet von Stoffen bewährt. Aus den Goldgruben Californiens iſt ein Dichter heraufgekommen, nicht nur als ein ſcharfſichtiger Kenner der Menſchennatur, ſondern zugleich von einer prächtigen Friſche und Heiterkeit, mit einem lauteren und liebewarmen Gemüth. Daß der immerhin engbegrenzte Kreis von Charakteren und Situationen, die Bret Harte bisher künſtleriſch verwerthet hat, ſeinem Talent nicht für das Leben Genüge thun kann, wird keiner ſeiner Bewunderer ſo lebhaft empfinden, als der Dichter ſelbſt. Möge ihm gelingen, ſeine Kunſt, ſeine Kraft und Laune ebenſo an anderem Stoff zur Geltung zu bringen. Er iſt auch für uns Deutſche einer von den Guten, deren wir uns freuen und denen wir das beſte Glück wünſchen.

G. F.

Deutsches Leben im Volksgesange der Reformationszeit.

Wer es verstünde, zu erforschen und zu sammeln, was heutzutage in unsrem Volke gesungen wird — nicht in Gesangvereinen oder in der Schule, sondern am Wirthshaustisch, am Feierabend unterm duftenden Lindenbaum oder auf der Bank vor'm Haus, im Winter beim Spinnrad im Lichtkarz, also da, wo das Volk seine eigenen Lieder singt — der könnte unserem Volk einen Spiegel vorhalten, in welchem es sein getreues Gegenbild erblicken würde. Denn das Volkslied ist der getreueste Ausdruck der Geistesrichtung, welche in einem Volke vorherrscht, das beredteste Zeugniß von der Beschaffenheit des allgemeinen Gemüthslebens, der Gradmesser für die durchschnittliche Herzensbildung: aus der Volksweise klingen die Stimmungen vernehmlich wieder, von welchen die Zeit bewegt ist. Zwar ist das Volkslied so gut wie jedes andre Lied immer das Werk eines Einzelnen, sowohl dem Texte, als der Melodie nach; aber der Einzelne ist gleichsam der Sprecher, der Dolmetscher des ganzen Volkes, für das, was alle Herzen erfüllt und alle Gemüther bewegt, hat er das rechte Wort, den rechten Ton gefunden, so daß in seinem Liede ein jeder seine eigene Sprache wiedererkennt, jeder, so bald die Weise ertönt, mitsingen kann und mitsingen muß, als wäre die Weise ihm längst eigen und bekannt. So ist es doch wieder der Geist des Volkes, der im Dichter und Componisten Wort und Weise hervorgebracht hat; das Lied, wenn auch von einem Einzelnen erfunden, ist doch in Wirklichkeit ein Volkslied. Das Volk adoptirt aber nur solche Lieder, welche im guten und im schlimmen wahre, Herz und Gemüth wirklich bewegende, reale Stimmungen ausdrücken, welche das voll und ganz aussprechen, was in allen lebt. Insofern wird in dem wirklich gesungenen Volksliede einer bestimmten Zeit neben dem allgemeinen Charakter des singenden Volkes auch der besondere eben jener Zeit zur Erscheinung kommen. Ein Gesammtbild deutschen Lebens im deutschen Liede auf so engem Raume zu entwerfen, unternehmen nun diese Zeilen nicht. Aber einige kräftige Züge sei es vergönnt zusammenzustellen aus einer tüchtigen, herrlichen, urdeutschen Zeit, d. h. aus einer Zeit, da der moderne deutsche Geist frisch und gewaltig durch die Lande wehte und siegreich die fremden Mächte, die Deutschlands Boden besetzt hielten, beugte, freilich, um nach schwerem Kampfe wieder gebunden drei Jahrhunderte hindurch darnieder zu liegen. Wir möchten versuchen, aus den Liedern der Reformationszeit einige, für die Zeit charakteristische Züge herauszuheben*).

*) Vergl. Falke, die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus. — Winterfeld, der evangelische Kirchengesang. — Koch, Kirchenlied. — Becker, Lieder und Weisen vergangener Jahrhunderte. — Ambraser Liederbuch von 1582 (liter. Gesellsch. Stuttg.) — Ambros Geschichte der Musik, II. Bd. u. s. w.

Daß das Volkslied in jener großen Zeit eine Macht war, das bedarf keines Beweiſes; es genügt, an „Ein' feſte Burg" zu erinnern. Es wurde in jenen Tagen mehr geſungen, als man in der Regel anzunehmen geneigt iſt. Luthers eigenes Familienleben bietet uns das Bild eines traulichen Daſeins, deſſen lieblicher Schmuck Geſang und Muſik war. Die Lieder-Sammlungen der Zeit beweiſen ſchon durch ihre große Zahl, daß das Lied ein geſuchter Artikel war, daß man gerne und viel ſang, und die Beſchaffenheit der damaligen Geſänge zeigt, daß man in der Kunſt geübt war; denn ſelten mochte auch kleineren Kirchen ein Chor abgehen, der verhältnißmäßig ſchwere Figuralgeſänge ausführen konnte. Schwierig freilich iſt es, die Volkslieder nach der Zeit ihrer Entſtehung zu begrenzen; nur ſelten gelingt es, dieſe überhaupt zu beſtimmen. Doch handelt es ſich für uns mehr darum, zu wiſſen, welche Lieder in jener Zeit geſungen worden ſind, gleichviel wann ſie entſtanden ſind, wenn wir ſie nur als ächte deutſche Volkslieder anſehen dürfen. Hiezu ſcheint es nothwendig, den Boden, welchem das Volkslied, namentlich ſeinem muſikaliſchen Theile nach entwachſen iſt, etwas näher zu betrachten.

Die Limpurger Chronigk, welche die Lieder genau regiſtrirt, die jedes Jahr durch ganz Deutſchland geſungen wurden, giebt uns Nachricht von einem Volksdichter und Volksſänger eigenthümlicher Art; ſie ſchreibt vom Jahr 1374: „in dieſer Zeit war auf dem Main ein Mönch, Barfüßer Ordens, der ward von den Leuten ausſätzig, und war nit rein. Der machte die beſten Lieder und Reihen in der Welt von Gedicht und Melodeien, daß ihm Niemand auf Rheines Strom oder in dieſen Landen wohl gleichen möchte; und was er ſang, das ſungen die Leute alle gern, und alle Meiſter pfiffen und andere Spielleut' furten den Geſang und das Gedicht". Text und Melodie haben hier denſelben Urheber, daß die Melodie ſchon die knappe, rhythmiſch beſtimmte Form des Tanzliedes hatte, welche weſentlich die Form der Volksmelodie iſt, geht aus der Bezeichnung „Reihen" hervor, denn die „Reihen" bildeten die eine Klaſſe von Tänzen (umme gehende Tänz), welche der Klaſſe der „Hüpftänze (hupfauf, ſpringende Tänz) gegenüber ſtand. Der Text iſt ein ächtes Volkslied; wie rührend klingt es aus dem Munde des ausgeſtoßenen Ausſätzigen:

Mai, Mai, Mai
Du wunnigliche Zeit,
Menniglicher Freude geit
Ohne mir, wer meinte das?

Ich bin ausgezelet,
Man weiſt mich armen vor die Thür,
Untreu ich ſpür
Zu allen Zeiten!

Hier ist's ein Mönch, der dem Volke seine Lieder macht; ein andermal ist es ein fahrender Schüler, ein fremder Reitersmann, ein Jäger, der die neue Weise „ins Ort" gebracht hat: ob dieser die Weise erfunden, oder irgendwo auf seiner Fahrt aufgegriffen hat, gilt gleich: es ist manches „welsche" Lied so zum deutschen Volkslied geworden. War die Weise einmal im Land, war sie ein „gemein Lied, zu pfeifen und zu trommeln und zu allen Freuden" (Limp. Chron.), so sorgten die Pfeifer und Spielleut' für die Erhaltung und Verbreitung; diese bildeten gleichsam die musikalische Presse in jenen Tagen; ihr Stand war ein weltbürgerlicher, die Musik bekam hiedurch etwas Gleichartiges in allen Landen und Provinzen. Die Pfeifer und Spielleut bildeten die einzige Musik des Volkes.

Wohl gab es in der Kirche beim Gottesdienst Musik, wenigstens in den besseren Städten. Beim Hochamt erklangen die ernsten Töne der uralten Christenhymnen, welche mit Gregor's des Großen Antiphonar in allen Kirchen officiell eingeführt worden waren. Aber diese Töne konnten dem Deutschen nie volksthümlich werden; das romanische Element darin mußte ihn jederzeit fremdartig berühren. Viel Mühe hatte es seiner Zeit gekostet, die gregorianische Singweise in Deutschland einzubürgern; es war die Energie Karls des Großen und die reiche Productionskraft seiner Sängerschulen, insbesondere der von St. Gallen, nothwendig gewesen, um die nationale Singweise durch die romanische zu verdrängen. Und doch gelang es nie vollständig; wohl assimilirte sich der Volksgesang zeitweise dem römisch-kirchlichen; aber nur, um hintennach sein eignes Recht siegreich geltend zu machen. Es widerspricht dem deutschen Gemüth, in fremden Tönen und mit fremden Worten zu seinem Gott zu beten; die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit verlangt, ungeschminkt vor Gott hinzutreten; darum, so oft irgend eine Noth über das Volk hereinbrach, wie z. B. das böse Sterben 1347, da erklangen deutsche Lieder, die sich zwar der Weise nach an die Hymnen des Antiphonars angeschlossen haben mögen, aber — wie dies der dazu gehörige Text beweist, — schon durch die Knappheit und Gedrungenheit, welche ihnen eignete, ihre Volksthümlichkeit bekundet haben müssen. Je weniger das deutsche Volk sich außerhalb der Kirche, auf Bittgängen u. s. w. Zwang anthat, desto sorgfältiger suchte die römische Kirche auch diese, scheinbar so harmlose Regung des Nationalgefühls von der Kirche fern zu halten; so bestimmt unter anderem das Kostnitzer Concil: „wenn den Laien verboten ist, zu predigen, und die Schrift zu erklären, so ist ihnen noch viel mehr verboten, in der Kirche zu singen".

So wenig, wie der römische Gesang volksthümlich sein konnte, so wenig konnte es der kunstvolle höfische Gesang und das eintönige Geleier des Meistergesangs. Das war denn doch keine Musik für die Bauern unter der Dorf-

linde; dazu mußte man scharfe Rhythmen haben, die jedem unwillkürlich in die Füße fahren; dazu brauchte man Melodien, die vermöge gedrungenster Geschlossenheit sich jedem sofort ins Ohr setzten. Solche Musik boten nur die zünftigen Musikanten, und diese — die Pfeifer und Spielleute — sind als die Väter weitaus der meisten Volksweisen anzusehen.

Die Spielleute zählten in jenen Tagen zum weltbürgerlichen Vagabundenthum; wenn sie im Dienst eines ritterlichen Sängers standen, führten sie den verhängnißvollen Namen jongleurs [joculatores, joglear, joueurs, estrumanteors, an andern Orten: juglers, gleemen, glowu]; vielfach wurden sie mit den verachteten „wendischen Hunden" zusammengeworfen, die von Osten und Norden her, der zauberhaften Geige kundig, durch Deutschland wanderten. Hochwillkommen, so oft sie sich in der Gegend zeigten, waren sie vom Volk gefürchtet und aufs tiefste verachtet. Der Grund davon mag zum Theil in der lockeren Aufführung Einzelner liegen; doch begreift es sich wohl, daß das freie Wesen der Vagabunden den engumfriedeten Bürger ebensosehr, wie den festsässigen Bauern abstoßen mußte. Für den letztren, der gewöhnt ist, alles Fremdartige mit Mißtrauen zu betrachten, hatte die packende Gewalt der Musik etwas Unheimliches: in dem sirenenhaften, ziehenden Ton der Fiedel, in den energisch lockenden Rhythmen, welche mit Zaubergewalt die plumpsten Füße in Bewegung setzten, lag für den Bauern etwas Dämonisches, ja Diabolisches. Nicht umsonst bilden Fiedler und Pfeifer das Gefolge vom Gevatter Tod; in den Venusberg lockt ein Pfeifer: der Verderber der Kinder von Hameln ist ein Pfeifer. Kein Wunder, daß, so willkommen die Geige bei Tanz und Schmaus war, diejenigen, die das Vergnügen schufen, das schwerste Vorurtheil wider sich hatten. „Spielleut und Gaukler — sagt das sächsische Weichbild und Lehensrecht von 1537 (vgl. bei Ambros Bd. II), — sind nicht Leut, wie andre Menschen, denn sie nur ein' Schein der Menschheit haben und fast den Todten zu vergleichen sind". Ein anständiger, friedlicher Mensch, dem an seinem guten Rufe etwas lag, durfte sich mit ihnen sowenig einlassen, wie heutzutage mit Zigeunern und Seiltänzern. Dem Staat gegenüber waren sie rechtlos. „Kämpfer und Spielleut und alle, die unehrlich geboren sein, die sein rechtlos". (Sachsenspiegel).

Daher schufen sich die Musikanten ihre eigene Rechtsgemeinschaft; in Frankreich gab es eine „confrérie St. Julien des ménétriers" mit einem „roi des ménétriers" an der Spitze; ähnlich in England: in Wien eine „Nicolaibrüderschaft", mit dem „Vogt" der Musik an der Spitze: es wurde das Amt des „Spielgraven", „Pfeiferkönigs", „Geigerkönigs" geschaffen. Im Elsaß z. B. ruhte das Recht, den Pfeiferkönig zu ernennen, auf dem Geschlecht derer von Rappolstein; der König hat dafür zu sorgen: „daß kein Spielmann, der sei ein Pfeifer, Trummenschläger, Geiger, Zinkenbläser, oder was

der oder was die sonsten für Spiel und Kurzweil treiben können, weder in Städten, Dörfern oder Flecken, auch sonst zu offenen Tänzen, Gesellschaften, Gemeinschaften, Schießen, oder anderen Kurzweilen nit sollten zugelassen werden oder geduldet, er sei denn zuvor in die Bruderschaft uf- und angenommen*). Hieraus ergab sich von selbst die sonderbare Geheimnißthuerei, welche der Musiker zumal dem Laien gegenüber mit seiner Kunst trieb. Gleich den übrigen Gaukelkünsten wurde auch die Tonkunst zu einer Geheimkunst herabgewürdigt. Die zünftigen Musikanten mußten sich dadurch in Respect setzen, daß sie ihre Kunst in den Nebel des Geheimnisses und Außergewöhnlichen, Wunderbaren hüllten.

Die „fahrenden Musikanten" zogen in größeren oder kleineren Gruppen, je nach dem Bedürfniß, durch Länder und Städte; sie brachten die beliebten Weisen von Ort zu Ort. Auf ihre Urheberschaft dürfen wir wohl diejenigen unsrer alten Volksweisen zurückführen, welche sich durch scharfen Rhythmus, packende Kantilene und bewegten Charakter auszeichnen. Eine ganz andre Stellung nahmen die städtischen Musikanten ein: diese bildeten die „ehrsame Stadtpfeiferzunft".

Auch in den Städten war das Bedürfniß nach Musik und Gesang zu jeder Zeit vorhanden; ja, gerade in dem trüben Dämmer der dumpfen Gassen verlangte man um so mehr nach Herumtummeln in frischer Luft bei Zinkenton und Fiedelklang. Dieses Bedürfniß suchten regelmäßig wiederkehrende Feste**) im Freien zu befriedigen, deren Hauptzierde und Hauptwürze Musik, Gesang und Tanz bildeten. Da Harfe, Bommer, Zinke, Fiedel und Pfeife bei den „ehrlichen Leuten" nicht zu haben waren, so mußte man sich die Einkehr der verachteten, fahrenden Leute gefallen lassen; diese waren nicht immer zur Hand, wenn man ihrer bedurfte; und so regte sich in früher Zeit das Bedürfniß, ein festes Institut städtischer Musik zu haben: die bürgerliche Sparsamkeit verstand es, hiebei das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.

Der Wächter auf dem Thurme führte ohnedieß das Horn; wenn in stiller Nacht Feuerschein den Himmel röthet, wenn heimlich der Feind anrückt, wenn irgend sonst der schlummernden Bürgerschaft Gefahr droht, soll das Horn des Thürmers sie wecken, dessen wachsames Auge von der Höhe die Gefahr zuerst erblicken muß. Vielfach mußte das Wächterhorn die fehlenden Glocken ersetzen. Hornruf lud die Frommen zur Kirche, Hornruf zeigte die Stunde an. Eine Erinnerung an die Sitte lebt noch heute z. B. in Tübingen

*) Der Pfeiferkönig als Stellvertreter des Geigerkönigs hält am 15. August im Löwen zu Bischweiler den Pfeifertag; so erst 1873! — wiewohl das letzte eigentliche Zunftmitglied, der Violinist Chappuy, schon 1838 gestorben ist.

**) Frühlingsfest, Maikönig, Vogelschießen, Schifferstechen ꝛc.

fort, wo der Thürmer eine beſtimmte Zeit mit Hornſignalen angeben muß; ähnlich in Krailsheim in Württemberg. Zu einer Zeit, da auf allen Seiten Gefahren lauerten, da Stadt und Land von Fehden niemals frei waren, mochte der tiefe, ſonore Klang des Wächterhornes, der ſo friedlich durch die Nacht hinzitterte, etwas Anheimelndes und Beruhigendes haben; er verkündigte — wenn er nicht mehrfach wiederholt wurde, was Allarm bedeutete — den Schläfern drunten, daß der Thürmer den Rundgang auf dem Kranze beendet habe und alles ruhig und in Ordnung ſei. Hatte nun der Thürmer von Amtswegen ſein Inſtrument, mochte ſich zum Thürmeramt ohnedies nur ein ſolcher melden, welcher des Inſtruments kundig war, ſo ergab es ſich von ſelbſt, daß er ſich ſeine Einſamkeit manchmal mit dem Ueben von allerlei Weiſen vertrieb, die er da und dort gehört und überkommen hatte; wie von ſelbſt entſtand die Sitte, am Feierabend, wenn die Arbeit ruht, wenn es ſtille wird und die nächtigen Schatten ſich über die Gaſſen lagern, ein frommes Abendlied über die Stadt hinzublaſen; fromme Stiftungen förderten bald dieſe liebliche Sitte. Unſre Väter empfanden die Weihe, welche über den langgedehnten, langſam verklingenden Tönen liegt, die vom Thurm in die dämmernde Ferne hallen; das iſt Gottesdienſt und Kunſtgenuß für den gemeinen Mann; die ſchönſte Weihe, der künſtleriſche Schmuck des Feierabends. Die Weiſe, welche der Thurmpfeifer vielleicht vom fahrenden Spielmann überkommen hatte, nahm von ſelbſt einen ernſteren langſameren Gang und damit einen frommen Ton an; ſchon das Inſtrument brachte das mit ſich; manches, dem urſprünglichen Texte nach, mehr als weltliche Lied, gewann ſo von ſelber, abſichtslos, den Charakter eines Gebetlieds und wurde für den gemeinen Mann, der die Weiſe nur vom Thurmblaſen gewöhnt war, zur frommen Weiſe, der ſich ſpäter auch die frommen, geiſtlichen Worte leicht und ungeſucht geſellten. Manches ſchwungvolle Kirchenlied iſt ſo von den verachteten fahrenden Leuten her über das trauliche Thürmerſtübchen in die Kirche gekommen.

Es war ganz natürlich, daß der Thürmer allmählich eine Thurmmuſik um ſich ſammelte; war aber eine ſolche einmal da, ſo lag kein Grund vor, warum dieſe nicht zugleich Stadtmuſik, der Thurmpfeifer nicht zugleich Stadtzinkeniſt ſein ſollte. Man war nicht mehr gebunden an die „fahrenden Lüte", man hatte bei allen feſtlichen Anläſſen ſeine eigene, wohlbeſtallte „ehrſame" Stadtmuſik. Auf dem Thürmer und ſeinen Kollegen lag nicht der Fluch des rechtloſen Vagabundenthums, er gehörte als Bürger zum Städtchen, ja als Thürmer in gewiſſem Sinne zur Kirche, ſein Amt war ein ehrliches, ſeine Stellung eine geachtete. Trotzdem mag immer noch ein Vorurtheil gegen den Stand, gegen das „unſaubere" Handwerk fortgedauert haben, der Stadtpfeifer wurde manchmal vielleicht von der Straße her en-

gagirt und hatte deshalb doppelte Mühe, die Erinnerung an ſein früheres Daſein zu tilgen, einen „reputirlichen“ Ruf zu gewinnen; es iſt kein Zufall, daß die Mehrzahl dieſer Leute ſich durch einen ſtrengen, ſoliden Wandel auszeichnete; waren es oft auch wunderliche Käuze, wie ſolche wohl das einſame Thürmerleben im Verein mit der wunderſamen romantiſchen Kunſt erzieht, ſo waren doch ihre Familien vielfach der Hort treuen, gediegenen Bürgerſinns, der ſich gerne mit den Geheimniſſen der Kunſt vom Vater auf den Sohn vererbte. In dieſer Luft erwuchs die Familie Bach; der höchſte Repräſentant dieſes ehrſamen, bürgerlichen, redlichen Muſikerthums iſt der tiefſte und gemüthvollſte Tonſetzer aller Zeiten: Johann Sebaſtian Bach. In dieſen Kreiſen wuchs und gedieh die deutſche geiſtliche Liedweiſe.

Freilich vor Luther hatte dieſelbe noch keinen Raum in der Kirche gehabt; nur auf Bittgängen, oder in ſchweren Zeiten rang ſie ſich aus dem Bann römiſcher Satzung los. Luther aber hat ſein Volk verſtanden, indem er ihm mit der Kirchenreformation als einen der mächtigſten Hebel und Träger derſelben das geiſtliche Volkslied gab. „Ein feſte Burg“ ſchlug ein und zündete. Das Volkslied drang in die Kirche ein und eroberte ſie. Es iſt für den deutſchen Geiſt bezeichnend, daß ſeine beſten Volkslieder — was die Weiſe anbelangt — die geiſtlichen ſind. Kaum hat Luther den Anfang gemacht, ſo blüht ein Wald herrlicher geiſtlicher Lieder ringsum in Deutſchland auf. Was irgend das religiöſe Gemüth bewegt ſeinem Gott gegenüber: die Angſt des Sündenbewußtſeins, die Noth des Zweifels, die freudige Ahnung, die Sehnſucht und die Gewißheit der Gnade, die Seligkeit des himmliſchen Friedens — das alles kommt zu vollem, wahrem Ausdruck im Liede; die Sprache des frommen Gemüths in Wort und Ton, ſo wie ſie dem Weſen des Deutſchen entſpricht, iſt gefunden.

Es macht einen rührenden und erhebenden Eindruck zu ſehen, wie nun das deutſche Volk das Beſte und Köſtlichſte, was ihm bis dahin auf dem Gebiet der Tonkunſt gelungen war, gleichſam als Ehrengabe auf den Altar des Herrn niederlegte; mit naiver, herzlicher Einfalt bringt es die Lieblingsweiſen, die bisher weltlichen Zwecken gedient haben, als ſchönſten Schmuck des Gottesdienſtes herzu. Die Töne, welche die irdiſche Minne gefeiert hatten, ſingen nun Gottes-Minne; und wirklich kamen die Melodien, welche an künſtleriſchem Werth den urſprünglichen Text weit überragten, erſt im geiſtlichen Gewande zur vollen Geltung; erſt jetzt kam ihre ganze Innigkeit, Kraft und Fülle und ihre Volksthümlichkeit zur vollen Entfaltung. Man vergegenwärtige ſich nur wenige allgemein bekannte Beiſpiele. Eine vielgeſungene Weiſe war die zu dem Texte:

„Wie ſchön leuchten die Aeugelein
Der Schönen und der Zarten mein,

Ich kann ihr nicht vergeſſen;
Ihr rothes Zuckermündelein,
Dazu ihr ſchneeweiß Händelein
Hat mir mein Herz beſeſſen.
Lieblich,
Freundlich,
Schön und herrlich,
Groß und ehrlich,
In ihr Gnaden
Will ich mich befohlen haben.

Die Weiſe trägt den Charakter ſchwungvoller Kraft und Majeſtät; ſie kommt erſt zur vollen Geltung mit Orgelklang zu Nicolai's Worten:

Wie ſchön leucht' uns der Morgenſtern,
Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn
Uns herrlich aufgegangen
u. ſ. w.

Ein liebliches Minnelied, in welchem die Anfangsbuchſtaben der Strophen zuſammen den Namen „Maria" ergeben, hat der Nürnberger Hans Leo Haßler componirt; die Worte ſtimmen prächtig zur Melodie:

„Mein G'müth iſt mir verwirret
Von einer Jungfrau zart,
Bin ganz und gar verirret,
Mein Herz das kränkt ſich hart!
Hab' Tag und Nacht kein Ruh',
Führ' allzeit herbe Klag',
Thu ſeufzen ſtets und weinen,
In Trauer ſchier verzag'.

Es iſt eine innige, edel gehaltene Melodie, ein ächtes, „frommes Minnelied"; und doch kleiden die geiſtlichen Worte dieſelbe noch beſſer, als die des weltlichen Lieds; wie in Eines gehen Wort und Ton zuſammen in dem Sterblied:

Herzlich thut mich verlangen
Nach meinem ſel'gen End,
Weil ich hie bin umfangen
Von Trübſal und Elend;
Ich hab' Luſt, abzuſchneiden
Von dieſer böſen Welt;
Sehn' mich nach ew'gen Freuden,
O Jeſu, komme bald.

Wie innig ſchmiegt ſich dieſelbe Weiſe um die Worte, mit denen ſo manches ſorgenvolle Gemüth ſich in Frieden geſungen hat: „Befiehl du deine Wege"; ebenſo prächtig klingt ſie zu dem Charfreitagsgeſang: „O Haupt voll Blut und Wunden"; es überwiegt eben in der Weiſe über das Moment

individueller Empfindung das allgemeine der Andacht, welches allen älteren Minneliedern eignet, darum ist's eine geborene Choralweise.

Am bekanntesten ist die Melodie, welche Heinrich Isaac, Kaiser Maximilians Geschäftsträger in Florenz, zu den Worten seines Kaisers setzte:

Inspruck ich muß dich lassen,
Ich fahr' dahin mein Straßen
In fremde Land dahin;
Mein Freud' ist mir genommen,
Die ich nicht kann bekommen,
Wo ich im Elend bin —
u. s. w.

Was diese friedvolle, herzliche Weise werth ist, empfinden wir so recht erst, wenn wir etwa auf einsamer Bergeshöhe uns Abends ergehen, und vom Thal herauf die Weise an unser Ohr klingt, mit der sich uns unwillkürlich die Worte verbinden: „Nun ruhen alle Wälder". Ueber dreihundert Jahre ist diese Melodie alt, und doch ist sie uns Menschen von heute noch so lieb und werth; keine ist so wie diese der Ausdruck des Abendfriedens! keine vermag so zu erquicken — trotz der kunstlosen, treuherzigen Einfalt.

Eine ganze Reihe von Liedern wäre noch anzuführen, deren Melodien vorher gar weltliche Texte gehabt haben: so z. B. ist die Melodie von „Eins ist noth", ein altes Studentenlied; das Lied des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach „Was mein Gott will, das g'scheh' allzeit" — ursprünglich ein französisches Volkslied, das der kriegserfahrene Dichter vielleicht auf einem seiner Feldzüge aufgegriffen hat. Es genüge an den angeführten Beispielen, um einen Grundzug des deutschen Geistes herauszuheben: das höchste und heiligste Gefühl ist ihm das religiöse; Gott zu ehren, muß auch das, was auf anderem Gebiet entstanden ist, wenn es edel und schön ist, in den Tempel gebracht werden; die schönsten und weihevollsten Minnelieder finden ihre rechte, volle Verwendung und Würdigung im Gottesdienst; das kraftvollste, volksthümlichste Lied ist für das deutsche Volk das Kirchenlied, der Choral. „Im Choral kommt die dem Liede wesentliche Einfachheit, verbunden mit idealer Großheit und mit einer von aller Ueberweichheit fernen, ernstkräftigen Haltung, zu ihrer vollen Verwirklichung, der Choral ist das Lied in seiner eigentlichsten Gestalt, auf seiner höchsten Potenz"*). Findet so für den Deutschen das beste, was ein Menschengemüth hervorgebracht hat, erst seine Weihe, indem es vor Gott gebracht wird, so ist andrerseits nichts zu weltlich, nichts zu unkirchlich, das — wenn es anders schön

*) cf. Köstlin, Aesthetik S. 994.

und edel ist, frisch und tief dem Herzen entsprungen ist, — nicht Gottes Ehre dienen könnte und müßte: alles, was menschlich schön, rein und gut ist, das ist auch gottgefällig, göttlich, himmlisch — werth, den Dienst des Höchsten zu schmücken. Auch das ist ein herrlicher Grundzug des deutschen Geistes; wenn er naiv die Volksweise zur Kirchenweise macht, spricht er auf einfältige Weise den Grundsatz aus: das ewig Menschliche ist als solches auch das Göttliche, es hebt die Trennung auf von Kirche und Welt, Klerus und Laie — das Göttliche ist im Weltlichen, Gott mitten unter uns und wir alle — nicht bloß Papst und Mönche — sind göttlichen Geschlechts, Gottes Kinder.

Darum ist aber auch alles wahrhaft Menschliche etwas Gottgeweihtes, auch die rein irdische Liebe, die Minne. Auch das drückt der musikalische Instinkt aus in den von ihm geschaffenen alten Minneliedern. Es ist über dieselben meist eine Andachtsstimmung ausgegossen, vermöge deren diese Weisen an sich schon so leicht und schön zur religiösen Stimmung harmoniren; wir sagen gerne beim Anhören solcher Lieder: „das klingt fromm, choralartig"! Ein solches Lied ist z. B. in Silcher's Volksliedersammlung (VI, 2):

Du, mein einzig Licht,
Die Lilg' und Ros' hat nicht,
Was an Farb' und Schein
Dir möcht' ähnlich sein,
Nur daß dein stolzer Muth
Der Schönheit Unrecht thut.

oder in Heft VII, 3:

Ich fahr' dahin, weil es muß sein,
Scheid mich von der Herzliebsten mein,
Zuletzt laß ich ihr's Herze mein,
Dieweil ich leb, so soll es sein;
Ich fahr' dahin, ich fahr dahin!

beide als „altes Minnelied" bezeichnet.

Diese andächtige Stimmung, welche den Grundcharakter der alten Minneweisen bildet, entspricht ganz dem Wesem der „deutschen Minne", die ein heiliger Bronnen ist, den nie ein Unreiner berühren soll, etwas Gottgeordnetes und Gottgewolltes; Gott beschеert dir das Lieb'*); Gott behütet die Lieben; die Liebe ist ein göttliches Recht trotz der starrsinnigen Väter und

*) „Selig ist der Tag
Der mir deine Lieb verkündigt hat,
Der liebe Gott hat geholfen mir
Herzallerliebste zu dir!"
(Im Ambraser Liederbuch, 1582.)

Mütter, die den armen Knaben nicht ankommen lassen wollen, weil er nichts hat als Schönheit und Gestalt; trotz der Kleffer und bösen Zungen, denen nichts zu rein ist, daß sie es nicht vergifteten mit bösem, feindseligem Geschwätz. Aber die Treue ist dafür eine von Gott geordnete Pflicht: den treulosen Liebenden straft Gott; er ist der Beschützer der verlassenen Unschuld. Diese beiden Züge muß man zusammenhalten, um aus der Naivetät, mit welcher das Volkslied die derbsten Dinge ausspricht, mit der es vom Aus- und Einsteigen in Liebchens Kammer redet als von etwas, das sich ganz von selbst versteht, nicht einen falschen Schluß zu ziehen. Man denke an die enge „Abgeschlossenheit" der bürgerlichen und gesellschaftlichen Kreise, die den freien Herzensverkehr so hart beschränkten; die Liebe ist der Ausdruck des über jene übergreifenden Humanitätsbewußtseins; man denke ferner daran, wie sehr in den Tagen Luthers durch das zügellose Leben der Pfaffen und Großen die gewöhnlichen Schranken der Sitte und Sittlichkeit gelockert waren, und trotz der Freimüthigkeit des Volkslieds wird uns die Festigkeit mit Achtung erfüllen, mit der das Volkslied auf der Treue besteht. Der Liebende ist gebunden und bleibt gebunden; Gott rächt die gebrochene Treue. Nur einem Volke, das bei aller Lockerung der Bande der Sittlichkeit fest auf Treue und Glauben bestand, konnte Luther der Reformator des Familienlebens werden.

Der deutsche Geist blickt uns noch aus einem weiteren Zuge an, der dem Volkslied eignet. In vielen, gerade den innigsten Melodien der Minnelieder des Volkes klingt der Ton der Wehmuth durch; in's freudigste Liebesglück, da der Mensch sich innerlichst beseligt fühlt, klingt die Ahnung von der Flucht der Seligkeit an, Scheiden und Meiden, Lieb mit Leid, Sterben aus Liebesweh —

„Es wohnet Lieb bei Liebe
Dazu groß Herzeleid!"

singt ein liebliches Volkslied. Dieser schwermüthige Zug eignet ganz besonders der schwäbischen Volksweise; es ist die „Wonne der Wehmuth" und, wenn es erlaubt ist, so zu sagen: die „Wehmuth der Wonne" echt deutsch, und in diesem Zug offenbart sich ganz besonders, wie der schwäbische Stamm die Eigenthümlichkeiten des specifisch deutschen Wesens — die guten und schlimmen — am schärfsten ausgeprägt hat.

Dieses wehmuthvolle Sehnen ist denn freilich weit entfernt von dem Hinschmachten des Ritters Toggenburg; die Minne des Volksliedes, ob sie auch viel vom Sterben singt, ist kerngesund und naturwüchsig; die schwermüthigste Volksweise ist doch immer nicht sentimental, empfindsam: es lebt eine geschlossene Urkräftigkeit, Männlichkeit darin, die sich schon darin kundgiebt, daß die ächten deutschen Weisen selten in Moll, meist in Dur gehen. Es

zeigt ſich hier auf muſikaliſchem Wege dieſelbe realiſtiſche Gefühlsweiſe, die ſich in der Volksliedddichtung ausſpricht, denn, wenn dieſe auch mit den zarteſten und tiefſten Wendungen die Liebe preiſt, weiß ſie doch gar gut, daß die Ehe, daß Reſultat der Liebe, nicht immer ſich ſo geſtaltet, wie es die Liebenden träumen; es ſingt das Volkslied mit ſchalkhaftem Humor vom enttäuſchten Ehemann, der, wenn es möglich wäre, hinterher die Frau umzutauſchen, meinte:

„ſo wollt' ich auch die meine
geben um eine Bratwurſt
und um ein Seidel Weine!"

Wie reizend weiß es die Schattenſeiten der weiblichen Natur, zumal den weiblichen Eigenſinn zu ſchildern! wie ſchalkhaft läßt es uns hinter die Gardinen blicken, wo die große Frau den kleinen Mann mit Stockſchlägen auf ihre Meinung bringt.

Aber auch die Männer erhalten ihr Theil; die Seligkeit des reinen Trinkergenuſſes feiert das Volkslied in jenen unnachahmlichen Inflexionen auf die Reime „tandaradei, krauſeminte, ſalveie poleye" ꝛc., unter welchen ſich ja ſchlechterdings kein Sinn entdecken läßt, die eben nur die reine ſorgenloſe, frohe Trinkerluſt ausdrücken wollen; man ſieht beim Klang des Refrains die Burſche leibhaftig um den Biertiſch ſitzen, das Kinn in die Ellenbogen geſtützt, ohne viel Gedanken, ins ſchäumende Glas verloren, das ohne Ende ſich füllt und wieder füllt; denen da ſo recht kannibaliſch wohl iſt; z. B.

„Ach Du lieber Stallbruder mein,
krauſeminte,
Laß Dir das Gläslein befohlen ſein
ſalveie poleye
Die Blümlein auf der Haiden,
krauſeminte.

Er ſetzt' das Gläslein für den Mund
krauſeminte.
Und trank es aus bis auf den Grund
ſalveie poleye
Die Blümlein ꝛc. ꝛc.

Wir können unſre Studie nicht ſchließen, ohne noch einen Zug zu erwähnen, der das Bild deutſchen Lebens in der Zeit der Reformation weſentlich ergänzt, wiewohl er ſich nicht unmittelbar aus der muſikaliſchen, ſondern nur aus der textlichen Geſtaltung des Volksliedes ergiebt, das iſt der Zug eines mächtigen, ſtolzen, ſelbſtbewußten Nationalgefühls. Das deutſche Volk ſah in der Reformation ſeine Sache; es iſt derſelben, wie bekannt, nur künſtlich entfremdet worden. Der Nationalgeiſt war mächtiger angeregt, als wir meiſt anzunehmen geneigt ſind; zwang doch überdieß der Türke die

deutſchen Stämme zur einheitlichen Sammlung. Klingt es nicht wie ein Lied zur Zeit des ſeligen Bundestags, wenn in jenen Tagen einer mahnt:

„Friſchauf in Gottes Namen
Du werthe teutſche Nation!
Fürwahr ihr ſollt' euch ſchamen.
u. ſ. w.

Wie luſtig und hähmiſch kehrt ſich das bekanntere Spottlied auf den entflohenen Polenkönig Heinrich von Bourbon auch gegen den welſchen Franzmann:

„Euer König läßt euch bitten
An einen Abendtanz,
Und thut auch freundlich ſchicken
Von Lilien einen Kranz,
Dran dürft ihr Polen riechen,
Euer König thut ſich verkriechen,
Joch Hoslo Howadey.

Mit Entrüſtung wendet ſich das Volkslied gegen die „welſchen" Laſter; trotzig und biſſig greift es die Dirnen an, die ohne Scham die Straßen bevölkern, die „nit wöll'n Huren ſein", ob man's ihnen doch von weitem anſieht, denn ſie ſo „ſeltſam bunt und wild in ihrer Kleidung ſeynd". Zornig gedenkt das Volkslied der Mädchen von Regensburg, die während des Reichstags „ihr Deutſch verlernt haben" im Umgang mit den Hiſpaniſchen, welche Karl V nach Deutſchland gebracht hatte.

Ueberall ſehen wir ſelbſtbewußtes Nationalgefühl; neben dem gährte ſo manches in den Köpfen: die ſocialen Schranken ſollten fallen, reich und arm gleich werden. Mit größter Naivetät, mit dem Bewußtſein, es geſchehe Gott noch ein Dienſt damit, übte man da und dort an reichen Kaufleuten und Krämern das Räuberhandwerk, ja man rief noch Gott um Beiſtand zu dem Werk an, wie folgendes (einer Note bei Ambros entlehnte) Lied zeigt:

Vorerſt wir wollen loben
Mariam die reine Magd,
Sie ſitzet hoch dort oben,
Kein' Bitt' ſie uns verſagt,
Uns armen Reitersknaben,
Die nit viel Goldes haben,
Und hin und wieder traben,
Sie thut uns gnädig ſein,
Dieſelbig Jungfrau rein.

Sanct Jörg Du edler Ritter,
Rottmeiſter ſollt Du ſein,
Beſcher uns ſchön Gewitter,
Thu' uns Dein'r Hülfe ſchein'!

Daß wir nit gar verzagen,
Das Gütlen zuſammentragen,
Errett' uns arme Knechte
Vor allem ſtrengen Rechte!

Kaufleut ſein edel worden,
Das ſpürt man täglich wohl,
Drum kommt der Reiterorden
Und macht ſie reyſſig vol;
Man muß ſie außerklauben
Aus ihren Marterſchrauben
Mit Brennen und mit Rauben,
Dieſelbig Kaufleut gut,
Das ſchafft ihr Uebermuth!

Es war eine ſtürmiſche Zeit, da die Grundveſten der Geſellſchaft wankten; der jüngſte Tag ſchien nahe. Das meinte auch ein biederer Dorfpfarrer, mit Namen Magiſter Stiefel, er hatte ſogar den Tag berechnet, an dem die Welt untergehen ſollte. Seine Bauern glaubten der Prophezeiung, ließen das Feld brach liegen und harrten feiernd des Tags; dieſer kam, ging vorüber, aber die Welt blieb ſtehen. Die entrüſteten Beichtkinder ſtürmten dem falſchen Propheten das Haus, banden ihn, prügelten ihn wacker und ſchleppten ihn nach Wittenberg unter dem Geſang: „Stiefele mußt ſterben!" die Entſtehung des bekannten Sanges, der noch jetzt da und dort gehört wird*).

Faſſen wir alle Züge zuſammen, die uns aus den Liedern des ſechzehnten Jahrhunderts entgegentreten, ſo bekommen wir das Bild eines reich bewegten, kräftigen, nationalen Lebens. Das ſiebzehnte Jahrhundert brachte den entſetzlichen Krieg, der unſer armes Vaterland um ein Jahrhundert zurückbrachte und den frohen Schwung der Geiſter auf lange hinaus lähmte. Nur die ernſte deutſche Tonkunſt ſchuf ihre Meiſter in Bach und Händel — alles andre feierte. Die Luſt zu ſingen war dem Volke vergangen. Seine Lieder ſind, die geiſtlichen ausgenommen, verſchollen, gar manche ſchöne Weiſe, die zu Luthers Zeiten in aller Munde war, ſtarrt uns aus den noch übrigen Sammlungen jener Zeit fremd an. Um ſo üppiger wucherte das Unkraut der gemeinen Gaſſenlieder, welche eine verwilderte Soldateska zu erzeugen pflegt; die Ableger davon finden ſich noch heute in unſeren Caſernen. Wohl eiferte man heftig dagegen; aber einmal im Munde der leichtfertigen Jugend ließen ſich die „böſen, ärgerlichen, ſchamparen Liedlein auf Gaſſen, Feldern, in Häuſern" nicht mehr ausrotten, auch wenn man den Melodien geiſtliche Texte anſchmiedete**). Sie treiben noch jetzt ihr gefährliches Spiel, vergiften

*) Dies nach der Euterpe 1870.

**) Dieſe waren freilich auch zum Theil recht geſchmacklos! So bei Valentin Triller in ſeinem geiſtlichen Singebuch 1555 (vrgl. Ambros II); bei Knauſt, der die Liedlein „moralites und ſittlich veränderte", der die böſen Jungen und die Kleffer zum „Satan" macht; die drei Fräulein, welche der Jäger im Holze findet, zu den drei theologiſchen Tugenden.

die Vorstellungs- und Empfindungswelt der Jugend und beweisen in trauriger Weise, welch' eine nationale und kulturhistorische Macht das harmlose, unschuldige Lied ist, das Niemand darauf ansieht, auf das Niemand eben besonders achtet; denn es ist durchaus nicht gleichgültig, was und wie gesungen wird im deutschen Volke. —

Heinrich Köstlin.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vor den Reichstagswahlen. Aus Stuttgart. — Die Wahlbewegung kommt hier zu Lande erst allmählich in einigen Fluß. Bei unseren bekannten kirchlichen Verhältnissen fehlt der augenblicklich tiefste Gegensatz, der anderswo die Anhänger und die Gegner des Reiches scheidet; er fehlt wenigstens auf der Oberfläche. Und was die landeseigenthümlichen Schildknappen der Ultramontanen, nämlich unsere Demokraten von der sogenannten Volkspartei betrifft, so haben diese nur zögernd und vorsichtig ihre Rückkehr ins öffentliche Leben bewerkstelligt, aus dem sie 1870 beim ersten Schall der Kriegstrompete mit Schimpf und Schande verjagt worden sind. So standen denn im Anfang fast blos die Nationalliberalen und ihre Freunde nach rechts im Vordergrund der Wahlbewegung, was zwar an sich kein unerfreulicher Anblick, aber doch wenig unterhaltend war. Seitdem ist es nun doch lebendiger geworden. Zwar die Ultramontanen, deren Schaaren meist durch die protestantischen Bevölkerungen zerstreut sind und nur gegen den Bodensee hin ein compaktes Terrain inne haben, scheinen sich wenig Hoffnung zu machen, zu den zwei oberschwäbischen Wahlkreisen, die unbestritten in ihrer Gewalt sind, weitere Eroberungen hinzuzufügen. In einem dritten Wahlkreis, demjenigen Moritz Mohls, schicken sie sich an, den Versuch dazu zu machen. Bei allen seinen wunderlichen Schrullen ist Mohl doch stets ein abgesagter Feind der Schwarzen gewesen; obwohl er früher auch die katholischen Stimmen auf sich als zuverlässigen Partikularisten zu vereinigen pflegte, hat er doch nie zu jener Opportunitätsfreundschaft mit den Klerikalen sich verstehen können, die ihren klassischen Ausdruck in jener volksparteilichen Devise gefunden hat: „Wider die Hohenzollern mit dem Schwarzen und mit den Schwarzen!" Vielmehr hat er eben jetzt den Klerikalen mit einer so wackeren und geharnischten Encyklica gedient, daß selbst die nationalgesinnten Liberalen — mit einiger Selbstüberwindung allerdings — zugesagt haben, Mohls Canditur zu unterstützen, damit größeres Unheil vermieden und nicht ein dritter Wahlkreis für das Centrum gewonnen werde. Auf Verstärkung aus Württemberg darf sich also das Centrum nur geringe Hoffnung machen.

Dagegen ist neuerdings in die Volkspartei ein großer Eifer gefahren. Nachdem sie früher sehr kläglich über Candidatennoth geseufzt hat, da in ihren Kreisen wenig Lust schien, sich um das diätenlose Reichstagsmandat zu bewerben, ist jetzt auf einer Versammlung zu Stuttgart feierlich decretirt worden, daß die Volkspartei in sämmtlichen Wahlkreisen die Agitation energisch aufzunehmen habe. Die Candidatennoth scheint freilich noch nicht gänzlich beseitigt zu sein. Trotz jenes Parteibeschlusses weigern sich namentlich grade die Häupter, das Vertrauen ihrer Mitbürger für einen Posten in Anspruch zu nehmen, für den sie sich offenbar selber nicht sonderlich geeignet halten. Von den untergeordneten Mitgliedern der Partei aber, welche zur Zeit ihre Sporen im Landtag sich verdienen, haben sich Etliche bereit finden lassen, auch das Opfer des diätenlosen Mandats zu übernehmen und vorläufig wenigstens die nationalliberalen Candidaten nach Kräften zu bekämpfen. Auf die Unterstützung der katholischen Bevölkerung werden sie überall da zählen können, wo diese nicht eigene klerikale Candidaten aufzustellen im Stande ist. Der Sieg dürfte gleichwohl nur sehr Wenigen lächeln. Bisjetzt sind wenigstens die Aussichten für die nationalen Candidaten, eingeschlossen diejenigen, welche etwas weiter nach rechts theils zu den Freiconservativen zu rechnen sind, theils streng in den Fußtapfen der württembergischen Regierung wandeln, günstig. Auch im nächsten Reichstag wird die große Mehrheit der württembergischen Abgeordneten den nationalen Fractionen zufallen. Ueberhaupt dürfte sich der Charakter der württembergischen Deputation nur wenig verändern, trotz mehrfachen Personenwechsels. Unter denjenigen Abgeordneten, welche dem nächsten Reichstag fehlen, wird am meisten Julius Hölder vermißt werden, der seit Jahren an der Spitze der nationalen Partei in Württemberg steht, zugleich aber mit solcher Hingebung auch dem engeren Vaterland zugethan ist, daß er in besonderem Maße befähigt war, die Interessen des Reiches und die des Landes zu einer schönen Harmonie auszugleichen. Leider machen Berufsgeschäfte dem Vicepräsidenten der württembergischen Kammer es unmöglich, fernerhin ein Reichstagsmandat zu bekleiden. Unter den neuen Kräften, welche die Wahlen in Württemberg dem Reichstag zuführen werden, dürfte die werthvollste der Kreisgerichtsrath Gaupp sein, der bei der berühmten Geißlinger Abgeordnetenwahl vor zwei Jahren gegen einen Candidaten der Regierung unterlag, ein ausgezeichneter Jurist, den Mitgliedern des Juristentags durch seine im Auftrag der ständischen Deputation ausgearbeiteten Gutachten bekannt. Auch sonst ist man nach Kräften bemüht gewesen, die entstandenen Lücken würdig wieder auszufüllen. Dabei hat sich gezeigt, daß wir von einer eigentlichen Candidatennoth, über welche Epidemie anderwärts geklagt wird, glücklicherweise verschont sind. Wenn Demokraten und Ultramontane ihrerseits um Candidaten verlegen sind, so trifft dies nicht gleicherweise die nationale Partei, in

deren Reihen es nicht an unabhängigen, opferbereiten und mit dem erforderlichen Ehrgeiz ausgerüsteten Patrioten fehlt; wie denn auch die zahlreichen Ablehnungen bisheriger Abgeordneter nicht etwa auf den Mangel an Diäten, sondern auf Verhinderung durch Berufsgeschäfte und durch vorgerücktes Alter zurückzuführen sind. Es klingt heutzutag wie eine Versündigung an dem liberalen Princip, wenn man bescheidene Zweifel äußert, ob die Einführung der Diäten den Uebeln ein Ende machen würde, die man von ihrer Abwesenheit herzuleiten gewohnt ist. Wenn man aber die Einführung von Diäten neuerdings vorzugsweise mit der Candidatennoth begründet, so muß doch der Wahrheit gemäß bemerkt werden, daß wenigstens die württembergischen Erfahrungen für diesen Grund nicht angeführt zu werden vermögen. Damit soll freilich nicht gesagt sein, daß man nur so die Auswahl habe, in die man blos hineingreifen dürfe, um sofort eine beliebige Anzahl ausgezeichneter Reichstagsmitglieder zu haben. Viele, die meisten unserer künftigen Reichstagsboten werden sich wenig bemerklich machen und voraussichtlich in Berlin ein bescheidenes Dasein fristen. Das ist nun freilich das Loos der Meisten. Aber doch hätte dann und wann das Auge der württembergischen Wähler auf bedeutendere Objecte des Vertrauens fallen können, wenn nicht noch meist die naive Vorstellung herrschte, ein Wahlkreis vergebe sich etwas von seiner Würde, wenn er nicht durch einen Mitbürger sich vertreten lasse, der innerhalb des Kreises geboren und aufgewachsen ist und hier sein Geschäft wie seine Anverwandten besitzt. Wenn in künftigen Zeiten einmal diese gemüthliche Vorstellung erschüttert werden sollte, so wird es kein Schade für die Qualität unserer Vertretung sein.

Politische Revüe. Aus der Schweiz. — Gerne hätten wir in unserm diesmaligen Bericht das Ergebniß der Berathungen der schweizerischen Bundesversammlung über die Revision der Bundesverfassung mitgetheilt und besprochen. Die beiden Räthe haben zwar in zwei Monate langer Sitzung den vom Bundesrath und von ihren eigenen Commissionen vorberathenen Entwurf gründlich durchgearbeitet, sind aber nicht mehr dazu gekommen, die nöthige Uebereinstimmung auf allen Punkten herzustellen, sondern sie haben sich zur Erledigung ihrer Aufgabe auf das neue Jahr vertagt. Erwünschter wäre es freilich gewesen, wenn sie dem Schweizervolk den fertigen Entwurf als Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk hätten darbringen können, und bereits waren Stimmen laut geworden, welche mit einiger Ungeduld über die Langwierigkeit der Berathungen unserer Landesväter sich aussprachen. Aber der Vorwurf war wirklich unberechtigt, wenn man die Schwierigkeit der Arbeit berücksichtigen wollte; und allzu große Redseligkeit ist sonst nicht ein Fehler, der den Schweizern besonders nachgesagt wird. Die Verhandlungen trugen im

Ganzen durchaus den Charakter rein sächlichen Interesses, und wenn über einige Fragen von hoher principieller Bedeutung eine größere Anzahl von Rednern, und einzelne auch in ausführlicher Rede, sich vernehmen ließen, so war das ebenso natürlich als nothwendig. Allerdings waren jene Fragen schon vor zwei Jahren alle durchgesprochen worden, aber die darauf erfolgte Verwerfung des Entwurfs durch die Abstimmung des Volkes und der Kantone, und die seither eingetretenen Ereignisse im Inland und Ausland, besonders der höher entbrannte Kampf des Staates mit der römischen Kirche, hatten eben die Sachlage in manchem Punkt verändert. Eine Hauptschwierigkeit lag überdies gerade darin, daß ein Entwurf, der vor zwei Jahren verworfen worden, auf dessen Grundlage man aber bald nachher wieder zurückgekommen war, nunmehr so sollte umgearbeitet werden, daß er diesmal Aussicht auf Annahme gewinnen konnte. Eine solche Operation konnte nicht anders als etwas mühsam von Statten gehn, nicht ohne ein etwas zähes Markten über ein Mehr oder Minder in einzelnen Bestimmungen, nicht ohne mannigfaltige Versuche von Vermittlung.

Hiemit ist denn auch der Charakter und das vorläufige Ergebniß der Verhandlungen schon ziemlich angedeutet: es handelte sich von vorn herein um eine Verständigung der Revisionspartei mit den freisinnigen, aber mehr föderalistischen Vertretern der welschen Kantone, welche durch ihre Vereinigung mit den conservativ-ultramontanen Elementen den ersten Entwurf zu Falle gebracht hatten, weil er ihnen in centralistischer Richtung zu weit zu gehen schien. Eine Verständigung war also absolut geboten, wenn nicht durch nochmaliges Scheitern des Revisionsversuches eine gefährliche Verstimmung und Verbitterung erzeugt werden sollte, und während beim ersten Entwurf Compromisse erst im Verlauf und gegen Ende der Berathungen, darum auch nicht immer in glücklicher Gestalt, eingetreten waren, wurde dies Mal die Verständigung von Anfang an von beiden Theilen als Losungswort verkündigt, und sie wurde auch so systematisch betrieben, daß für besonders schwierige Fragen eine eigentliche „Verständigungskommission", zusammentrat, um durch vertrauliche Vorberathung die öffentliche Verhandlung zu erleichtern. Dieses Verfahren mußte freilich dazu führen, daß manche Ideen des ersten Entwurfes in ihrer Fassung abgeschwächt oder auch materiell eingeschränkt wurden, und darüber hörte man von strengeren Revisionisten bereits Mißbilligung; aber gerade die letzten Tage haben bewiesen, daß auch in jenen Kreisen die Nothwendigkeit solchen Verfahrens erkannt wird. Der praktische politische Verstand, den man den Schweizern meistens nachgerühmt hat, mußte auch dies Mal über das Streben nach theoretischer Consequenz den Sieg davon tragen; es gilt, das dermalen Erreichbare dem an sich Wünschbaren vorzuziehen, und man kann sich dazu um so eher bequemen, da zu erwarten steht, daß die

Natur der Dinge, die gewaltige Logik der Thatsachen, in nicht ferner Zeit dasjenige nachholen werde, was für jetzt aufgeopfert wird. Unbefangene Betrachtung erkennt in dem jetzt Gebotenen bereits einen bedeutenden Fortschritt gegenüber dem bisherigen, einen kräftigen Ansatz und Antrieb zu Weiterem, und der Unterschied besteht am Ende nur darin, daß der frühere Entwurf mit einem Male die Grundlage für eine längere ruhige Entwicklung bot, während wir jetzt durch wiederholte Nachbesserung nicht so leicht zur Ruhe gelangen werden. Aber auch die deutsche Reichsverfassung ist ja nicht in einem Wurfe geschaffen worden und ist noch in fortschreitendem Ausbau begriffen.

Eine Vergleichung der gegenwärtigen Zustände und Bestrebungen diesseits und jenseits des Rheins ist in der That für beide Theile lehrreich und auch tröstlich, besonders wenn man bedenkt, wie seltsam sich zur Zeit des französischen Krieges das Verhältniß zwischen Deutschland und der Schweiz verschoben hatte. Das hatte seine Gründe, die jetzt nicht mehr in der damaligen Bedeutung fortbestehn, und wenn der Fürst von Bismarck offenherzig genug ist, sich das Recht zu Aenderung seiner Ansichten gemäß veränderten Umständen vorzubehalten, so werden das andere Leute auch thun dürfen. Gegenwärtig besteht eine offenbare Aehnlichkeit, oder geradezu Gemeinsamkeit zwischen Deutschland und der Schweiz in dem Kampfe der Regierungen und der altkatholischen Gemeinden mit dem Papstthum, welches denn auch die beiden Länder, mehr als Italien, durch fortdauernde Lästerung und Verfluchung auszeichnet. Das ist der alte Gegensatz zwischen Romanismus und Germanismus, wie er schon in der ersten Reformation hervorbrach; in Deutschland nimmt er aber noch schärfere Gestalt an, theils weil die Dimensionen dort überhaupt größer sind, theils weil eine weltliche ultramontane Partei bei uns nicht in dem Maße und Sinne besteht wie im deutschen Reiche. Das katholische Volk wird bei uns von vielen Geistlichen zum Widerstand gegen die Bundesrevision bearbeitet, aber in der Bundesversammlung ist diese Richtung kaum vertreten oder sie wagt nicht, ihr Haupt und ihre Stimme zu erheben. In der Berathung und Abstimmung über die Religions-Artikel haben die namhaftesten Vertreter der katholischen Kantone sich für Glaubensfreiheit und Staatshoheit, auch für weltliche Civilstandsregister und Freiheit der Ehe, in fast überraschender Weise ausgesprochen, und sie verhehlen auch sonst nicht, daß die gesteigerten Anmaßungen der Kirchenfürsten ihnen so unbequem werden, wie sie es schon den Vorfahren waren. In Deutschland ist die Freundschaft der Staatsgewalt mit der Kirche allzulange gepflegt worden, darum wird jetzt auch die Trennung doppelt schmerzlich empfunden, und zwar gilt dies leider auch von dem Verhältniß des Staates zur protestantischen Kirche, deren Verfassung dort eben durch ihren aristokratischen Charakter eine Stütze des Thrones geblieben ist wie der Adel und seine Kammer auf weltlicher Seite. Hier, und einzig hier, liegen Gründe einer bleibenden Verschiedenheit zwischen Deutschland und der Schweiz, denn auch die fortdauernde Verweigerung von Diäten für die Abgeordneten zum Reichstag beruht auf dem vermeintlichen Interesse der Krone, sich lieber auf Aristokratie (sei es auch nur des Geldes, nicht des Blutes oder Grundbesitzes) als auf gleichmäßige wahrhafte Vertretung aller Schichten des Volkes zu stützen.

Zwischen dem deutschen Bundesrath und dem schweizerischen Bundesrath besteht freilich auch noch ein bedeutender Unterschied, der abermals auf den

rein monarchischen und republikanischen Gesammtcharakter beider Bundesstaaten hinaus läuft; auch darf nicht vergessen bleiben, daß ein Einzelstaat von so weit überwiegender Größe wie Preußen innerhalb des schweizerischen Bundes nicht vorkommt, eine Verschiedenheit, die nicht nur die Vergleichbarkeit der beiden Bundesstaaten sondern den bundesstaatlichen Charakter des deutschen Reiches selbst in Frage stellt. Einzig diesem Umstand und der gewaltsamen Beschleunigung der deutschen Einheitsbestrebungen durch die Kriege von 1866 und 70, ist es zu verdanken, daß Deutschland in der Unifikation des Rechtes etwas vorangeschritten ist, nachdem es in der Schöpfung des Bundesstaates überhaupt zwanzig Jahre zurückgeblieben war. Die Verschiedenheiten und Schwierigkeiten, die innerhalb der Schweiz in Gestalt zweier Nationalitäten und Sprachen sich der Rechtseinheit entgegenstellen, sind offenbar weit größer als etwa der Gegensatz zwischen Nord und Süd in Deutschland, der schon innerhalb der deutschen Schweiz seine Parallele findet. So hat denn der von der „Verständigungskommission" gebrachte Vorschlag, sich bei der schwebenden Revision in Ansehung der Rechtseinheit vorerst auf die unmittelbar den Verkehr betreffenden Theile des Civilrechtes zu beschränken, in der Bundesversammlung Anklang gefunden, und auch der schweizer Volksverein, der zur Durchsetzung einer weitergehenden Revision gegründet worden ist, hat in seiner letzten Delegirtenversammlung erklärt, mit diesem Zugeständniß für einmal sich begnügen zu wollen. Da der definitive, zwischen den beiden Räthen noch zu vereinbarende Wortlaut der neuen Verfassung noch nicht festgestellt ist, so wäre es voreilig, über die Tragweite der einzelnen Hauptartikel sich näher auszusprechen. Die noch schwebenden Differenzen sind nicht mehr bedeutend und so darf wohl auch der Abstimmung über den Gesammtentwurf in beiden Räthen ein günstiges Prognostikon gestellt werden. Daß damit die Annahme von Seiten des Volkes noch nicht gesichert ist, wissen wir von der letzten Abstimmung her! aber sie ist doch viel wahrscheinlicher als damals, da die Stimmung im Allgemeinen sich nicht bloß abgekühlt sondern auch abgeklärt hat. Wenn die Abstimmung nicht in Globo, sondern gruppenweise stattfindet, so bleibt den Einzelnen ihre Freiheit gewahrt, während das Gesammtresultat wahrscheinlich nicht viel anders ausfallen wird.

Wir hoffen also, im nächsten Bericht von der glücklich erfolgten Annahme des Entwurfes und von dem sichern Gewinn reden zu dürfen, den die Hauptpartien desselben für eine gedeihliche Entwicklung unsers Staatswesens versprechen. Inzwischen entbieten wir dem deutschen Reiche, trotz Allem was uns von ihm trennt, unsere besten Wünsche für ähnliches Wohlergehen und für das Wachsthum freundlichen Verständnisses von hüben und drüben!

Notiz.

Luther's bürgerliche Eheschließung. — In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 15. December hat der Prediger Richter (Sangerhausen) mit Recht ausgeführt, daß durch die Civilehe die evangelische Kirche auf keine Weise geschädigt werde, indem er nachwies, daß Luther selbst auf dem Boden der jetzigen Gesetzesvorlage über die Civilehe stand. Diesen

Nachweis erbrachte er durch ein längeres Citat aus Luther's „Traubüchlein". Es wird die Leser interessiren und ist wahrscheinlich den Meisten unbekannt, daß der stärkste Beweis für Luther's Ansicht (die Ehe sei ein bürgerliches Geschäft, dessen Zustandekommen keineswegs durch die Trauung bedingt werde) in des Reformators selbsteigener Praxis vorliegt. Ihm war die gegenseitige Erklärung der Brautleute gegen einander und vor Zeugen, daß sie die Ehe eingehen, die Hauptsache zur Begründung einer wahren Ehe, die kirchliche Trauung aber Nebensache. Gleich mit jener Erklärung betrachtet er das Paar als Mann und Frau, nicht erst mit der Trauung. Danach hat er selbst gehandelt. Wie Melanchthon berichtet, lud Luther den 13. Juni 1525 Abends, ohne seinen Freunden vorher etwas davon gesagt zu haben, den Pastor Bugenhagen, den Maler Lucas Cranach, den Rechtsgelehrten Dr. Apel, und den Probst Dr. Jonas zu sich und schloß in ihrer Gegenwart die Ehe mit Catharina von Bora. Der Hochzeitschmaus und die kirchliche Einsegnung erfolgte erst 14 Tage nachher. Schon aber vom 13. Juni, dem Tage des Eheverspruchs an, betrachtet sich Luther als einen Ehemann, und spricht von sich und von Catharina als Eheleuten, und von ihrer Ehe als von einer nun bereits wahren und geschlossenen. Dies sieht man aus den Briefen, in denen er seine Freunde zum Hochzeitmahle auf den dritten Tag nach Johannis einladet. So schreibt er unter dem 15. Juni 1825 an Johann Brühl und Caspar Müller: „So hab ich auch nun aus Begehren meines lieben Vaters mich verehlicht, und um böser Mäuler willen, daß nicht verhindert würde, mit Eile beigelegen, bin Willens auf Dienstag über acht Tage eine kleine Freude und Heimfahrt zu machen, — und bitte, daß ihr den Segen helft darüber sprechen". Wie von Luther selbst, so wird die Sache auch von dessen Freunden betrachtet. Jonas schreibt am 14. Juni an Spalatin: „Unser Luther hat gestern Catharina von Bora geheirathet. Ich war dabei und sah ihn im Ehebett liegen". So auch Melanchthon: „Dr. Martinus hat geheirathet. Die Gäste zum Hochzeitschmaus sind auf Dienstag nach Johannis geladen".

Ganz nach derselben Ansicht war Melanchthon in eigener Person verfahren. Am 14. September 1520 schrieb er von sich: „ich habe das Mädchen geheirathet das Du gesehen hast". Die kirchliche Einsegnung war aber erst am 25. November. Die ausführlichen Belege zu dem Gesagten finden sich in Bretschneider's theologischem Gutachten über die Gewissensehe des Grafen von Bentinck. Leipzig 1844.

Literatur.

Christian Daniel Rauch von Friedrich Eggers. Erster Band. Berlin. Carl Duncker. 1873. — Wer einmal die Geschichte der neueren deutschen Kunst eindringlich und wahrhaftig zugleich schreiben will, der wird ein Kapitel: „die preußische Kunst" überschreiben müssen und es wird nicht das dürftigste und kleinste im Buche sein. Und ebenso wird der Geschichtschreiber Preußens nicht säumen, unter den Zeugnissen für Preußens hervorragende Lebenskraft und seinen Beruf für eine leitende Rolle den Einfluß anzuführen, welchen es auf die Entwickelung unserer künstlerischen Bildung übte. Wir

zählten bis vor wenigen Jahren dreißig politische Gemeinwesen und darüber. Unter den Fürsten, welche denselben vorstanden, gab es gar manche, deren Kunstliebe reiche Früchte trug, deren Verdienste um die Kunstpflege ebenso begründet wie anerkannt sind. Niemandem wird es aber einfallen, die Natur der Beziehungen aller dieser Fürsten zur Kunst anders als persönlich zu fassen. Sobald ihre Neigung und ihr guter Wille sich verliert, hört auch das von ihnen geleitete Gemeinwesen auf als Heimath der Kunst zu gelten. In Preußen allein wurden die großen Thaten der Kunst nicht ausschließlich durch die Gunst der Fürsten bestimmt. Man kann Friedrich den Großen keinen begeisterten Freund der deutschen Poesie nennen, und auch die nüchterne, streng zugeknöpfte Natur Friedrich Wilhelm's III erscheint wenig geeignet, den Kunstprotector zu spielen. Dennoch ist Friedrich des Großen Name mit dem Aufschwunge unserer Literatur unauflöslich verknüpft und wird während der Regierung Friedrich Wilhelm's III Berlin ein Vorort heimischer Kunst, in welchem Schinkel und Rauch den rechten Raum für ihre epochemachende Wirksamkeit finden. Nur der lebendige Staat, der einen nationalen Beruf erfüllt, ist auch ein Culturstaat. An seinen Aufgaben erstarkt auch der Geist des Künstlers, sein Wesen durchdringt auch des letzteren Gedankenkreis, seine Großthaten erfüllen die Phantasie, seine Leiden, seine Siege hallen in der persönlichen Empfindung wieder, seine Helden begeistern den Sinn und wecken die Schöpfungslust. In keinem Künstler unserer Tage ist die befruchtende Einwirkung eines großen Staatslebens auf die Phantasie so fühlbar geworden, wie in Christian Daniel Rauch, kein Künstler hat Preußens Ruhm so laut und mächtig verkündet, wie dieser Altmeister unserer Bildhauerschule. Preußens Kampf und Sieg in den Befreiungskriegen, im Hintergrunde die Gestalt Friedrich des Großen, bildet den Inhalt seiner Hauptwerke. Seinen Ruf als Künstler begründet er durch die Statue der Königin Luise, in welcher unser Volk dereinst, wenn die Napoleonische Zeit wird zum Mythus geworden sein, gewiß das verklärte Sinnbild des vieldulden Deutschland schauen wird; am Abend seines Lebens schafft er das Friedrichsdenkmal, und feiert in ihm den Anbruch der großen Zeit für Preußen; dazwischen verkörpert er die Helden der Freiheitskriege, Blücher und seine Genossen und haucht der Victoria, dieser wahren Göttin eines Volkes in Waffen, wiederholt neues Leben ein. Also auch wenn er sich zu dem idealen Gestaltenkreise emporschwingt, klingt die patriotische Empfindung an und gestaltet sich die Schöpfung zu einer weihevollen Huldigung für den Staat, in welchem sein ganzes Dasein wurzelt.

Ueber einen Mann, der dieses Alles gethan, nicht allein um seine besondere Fachkunst, sondern auch um die Hebung unseres nationalen Bewußtseins so große Verdienste sich erworben hat, genaue Kunde zu empfangen, ist doppelt erfreulich. Wir heißen daher Rauch's Biographie, von Friedrich Eggers' berufener Hand verfaßt, herzlich willkommen. Unsere Freude wird nur dadurch getrübt, daß es dem Verfasser leider nicht vergönnt war, sein Werk zu Ende zu führen. Aus des viel zu früh Verstorbenen Nachlaß hat der Bruder den ersten Band herausgegeben, welcher bis zum Jahre 1819, zur Errichtung der großen Werkstätte Rauchs im Lagerhause, dem gegenwärtigen Rauchmuseum, reicht. Jedenfalls danken wir es Friedrich Eggers über die wichtigste Zeit eines Künstlerlebens, die Entwickelungsperiode Rauch's,

vollkommen unterrichtet zu sein. Sorgsamen Schrittes leitet er uns an den Jugendjahren des Künstlers vorüber, er schildert seine Lehrzeit bei dem Waldeckschen Hofbildhauer Valentin und später bei dem Bildhauer Christian Rühl in Cassel und führt uns dann nach Berlin, wo Rauch für den verstorbenen Bruder, um der Familie die Stütze zu erhalten, als Hoflakei eintrat. Der Künstler geht im Diener nicht unter. Jeden freien Augenblick widmet er seinen Studien, er besucht am Abend den Actsaal der Akademie, er hört die Vorlesungen von Hirt, Rambach und Moritz, ja er schlägt „seine Werkstätte so zu sagen im Vorzimmer der Königin auf, wo er modellirt, während sich die Kollegen die Zeit mit Kartenspiel vertreiben." Auf die Länge freilich ließ sich dieses seltsame Doppelleben nicht ertragen. Das konnte Rauch nicht ahnen, daß die augenblickliche Abkehr von seinem Berufe den Ausgangspunkt seines künstlerischen Ruhmes bilden, daß die täglich wiederkehrende Gelegenheit, die Züge und das holde Wesen der Königin zu betrachten und dem Gedächtniß einzuprägen, ihm so große Dienste bei seinem ersten Hauptwerke leisten werde. Er empfand es als eine Erlösung, als ihm endlich die Entlassung aus dem Hofdienste gewährt wurde. Gleich darauf ergreift er den Wanderstab und zieht nach Rom, wo der Verkehr mit Wilhelm von Humboldt in seine ganze Existenz entscheidend eingriff. Bis in sein Greisenalter bewahrte Rauch der Humboldt'schen Familie dankbare Pietät. Nie fehlte er an Alexander's Geburtstage (14. September) unter den Gratulanten und war er zufällig von Berlin abwesend, so brachte doch ein herzliches Schreiben seine Glückwünsche. Aus Carlsbad schrieb er (11. Septbr. 1855): „Es war das Jahr 1805, also fünf volle Decennien, als mir das Glück Ihrer und der Ihrigen Bekanntschaft zu Theil wurde, der Anfang meiner Laufbahn, die mit dem beschützenden und entwickelnden Einfluß dieser Nähe meine Lebensstellung begründete". Außer dem Grabdenkmale für die Königin Luise, das er 1811 bestellt erhielt, waren es vorzugsweise nur Büsten, in welchen er seine Künstlerkraft zeigen konnte. „Aus London", schrieb er 1856 an Alex. v. Humboldt, „ist mir die Konkurrenz-Einladung zum Denkmal Wellingtons für die Paulskirche, wozu 500,000 Francs ausgesetzt sind, für die Skizze 500 liv. sterling! Vierzig Jahre jünger sehr süß!" In jenen schweren Zeiten aber, wie hätte zumal ein deutscher Bildhauer mit großen Aufgaben bedacht werden können! Es mußten erst die Freiheitskriege geschlagen sein, um der monumentalen Plastik in Deutschland eine Heimat zu bereiten. Das Kapitel, welches Rauch's Leben in Rom und seine Stimmungen während der Befreiungskriege schildert, gehört wegen des reichen und theilweise neuen Inhalts nicht allein zu den anziehendsten, sondern auch wichtigsten des Buches. Erst wenn man liest, mit welchem Feuereifer er im Geiste bei dem Kampfe war, wie erfüllt von den Schlachtberichten und begeistert von den Siegen, begreift man, wie sich in ihm der Cultus für die Helden der Freiheitskriege aufbauen konnte, dem er in seinen Werken einen so mächtigen Ausdruck gab. Auch die rein künstlerischen Seiten Rauch's werden von Eggers' vortrefflich analysirt und in einem fein abgerundeten Bilde wiedergegeben.

Ein Umstand allein wird manchen Leser befremden, die verhältnißmäßig geringe Ausbeute aus dem doch so reichen Briefwechsel Rauch's. Hier mag wohl die Eigenthümlichkeit der Rauch'schen Schreibweise den sparsamen Ge-

brauch angerathen haben. Rauch liebte es, Präpositionen und Verba in der Feder stecken zu lassen und die einzelnen Sätze zu verschränken, wodurch der Sinn nicht selten verschleiert wird. Wir geben aus dem ungedruckten Briefwechsel mit Al. v. Humboldt, aus welchem wir schon früher einzelne Stellen ausgehoben haben, zwei längere Proben, die für die Erkenntniß des Rauch'schen Charakters nicht ohne Bedeutung sind. Die eine zeigt die neidlose Anerkennung der französischen Kunst. Er schreibt an Humboldt 20. Jan. 1856: „Außer dem großen Interesse am Inhalt der mir von Ihnen hochverehrtester Freund mitgetheilten französischen Blätter bewundere ich die Aufmerksamkeit, womit Sie dieselben lesen und genießend daraus des artistischen Theils durch geistreiche Notizen noch mehr hervorheben. So wird z. B. Papa David zum ersten Heros der neuern Malerei und giebt der Welt sie wieder, die doch sobald wieder verlassen wurde um heiterer in Farb und Form wie Rasael und die Natur sie uns ewig bewahren wird, Frankreich seit Franz I die einzig praktische Kunstrichtung in der Welt für die Kunst wie für die Industrie Werkstatt ausnahmsweise sich allein streng gehalten hat, Italien sich brav in Nachahmung der Vorgänger hielt, und Deutschland allerdings bis heute nur fantasirte, König Ludwig jedoch dieß zu benutzen wußte und monumentale Malerei schuf, aber keine allgemein praktische für das Gemach und den häuslichen Salon, wozu sich Frankreich immer Künstler erzog diese den Wänden der ganzen gebildeten Welt anbieten zu können, ebenso seine kunstreiche Haute lize als in Arraß solche aufhörten, ꝛc. Zu allem war und ist in der französischen Schule die praktische Zeichnenlehre, daß auch keine andere Pendule die Stunden in den entferntesten Welttheilen schlägt, die nicht in Paris in Frankreich in vergoldeter Bronze gemacht wäre".

Die andere Probe besitzt ein noch größeres Interesse. Rauch hatte die Büste des Präsidenten Fillmore in Marmor ausgeführt und bei Humboldt angefragt, ob der Preis von 100 Friedrichsd'or wohl angemessen wäre. Auf die Mahnung des Freundes, dieß sei doch eine gar zu bescheidene Forderung, antwortete er (20. August 1856): „Ihre Bemerkung, daß 100 Friedrichsd'or kein angemessenes Honorar für eine kunstgerechte Ausführung einer Marmorbüste sei, kann ich in dieser Beziehung beistimmen, da aber bei uns die Marmorbüste das einzige Hülfsmittel seit 50 Jahren geworden, das Handgeschick der Bildhauer zu erhalten, so ist dahin getrachtet dieses Honorar nie zu erhöhen vielmehr auch zu 300 Thaler als gangbaren Preis anzunehmen, und haben die große Genugthuung, daß nach Durchführung möglichster Handthätigkeit des Königs großartige Aufgabe acht Marmorwerke welche die Schloßbrücke zieren hier am Ort zugleich in Marmor hergestellt werden konnten, wie solche auch gleich würdigen nicht anderswo ausgeführt worden sind, auch in letzter Beziehung im guten Styl der Arbeit gleichstehen". Weht nicht aus diesen Worten der echte altpreußische Geist, der nur knappe Mittel für seine großen Aufgaben bereit hatte und der es doch so erfolgreich verstand, nicht allein mit jenen hauszuhalten, sondern auch diese zu erreichen?

Anton Springer.

Ausgegeben: 2. Januar 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig. — Druck von G. Reusche in Leipzig.

Barock- und Rococobauten in Berlin und Potsdam.

I.

Seit einer Reihe von Jahren hat die geſchichtliche Forſchung auf dem Gebiet der Architektur und Kunſtinduſtrie ſich mit Vorliebe der Zeit der Renaiſſance zugewendet, und über ſeine nächſten Zwecke hinaus iſt dieſes Studium bereits von hoher praktiſcher Bedeutung für die heutige Baukunſt wie für die geſammte Kunſt im Handwerk geworden. Waren in Frankreich, England und Italien dafür eine Reihe von Vorarbeiten in größeren Aufnahmen und Publikationen von Monumenten vorhanden, ſo fehlt es in Deutſchland noch ganz daran, und die eben erſchienene Geſchichte der deutſchen Renaiſſance von Lübke hat daher das hohe Verdienſt, hier bahnbrechend geweſen zu ſein. Aber gerade weil ſie die erſte größere Arbeit auf dieſem Gebiet iſt, kann ſie auch erſt das Material herbeiſchaffen, die weitere Durcharbeitung deſſelben muß ſpäteren Zeiten vorbehalten werden. Hier iſt der Punkt, wo der Fachmann ein reiches Feld für ſeine Wirkſamkeit findet, hier ſind intereſſante Fragen in Fülle vorhanden, auf die uns jetzt die Antwort noch fehlt. Mit der Renaiſſance aber ſchloß bis vor Kurzem die Forſchung meiſt ab. Nur in wenigen vereinzelten Fällen wurde auch die ſpätere Zeit in den Kreis der Betrachtung gezogen, und bezeichnend genug, wo dies in wiſſenſchaftlicher Weiſe ſtattfand, da geſchah es doch nur als einzelnes Kapitel innerhalb eines größeren Ganzen: ſo die einſchlägigen Stellen in Sempers großem Werk, dann die Charakteriſtik, die Burckhardt in ſeinem Cicerone vom italieniſchen Barockſtil giebt, endlich ein Aufſatz von Springer über das Rococo in Frankreich, bei dem er jedoch mehr die Begründung dieſer Kunſtrichtung aus den allgemeinen Kulturverhältniſſen als eine eingehende Schilderung ihrer ſtiliſtiſchen Eigenthümlichkeiten im Auge hatte. — Dem deutſchen Barockſtil in der Architektur widmete zum erſten Male Juſti (Winkelmann, Band I) in ſeiner Schilderung Dresdens, wie es unter der Regierung Auguſt II. und III. geworden, eine kurze aber äußerſt glückliche Beurtheilung. Da trat vor etwa einem Jahre der leider ſeitdem ſo plötzlich verſtorbene Albert von Zahn mit einem Aufſatze in Lützow's Zeitſchrift für bildende Kunſt (Jahrgang 1873 Nr. 1 und 2) hervor, der inſofern epochemachend ſein wird, als alle künftigen Arbeiten auf die zum erſten Male hier ſo ein-

gehend und scharf fixirte Trennung der einzelnen Stilrichtungen innerhalb der sogenannten Verfallszeit zurückgehen müssen. Zugleich hat er endlich der babylonischen Sprachverwirrung ein Ende gemacht und den bisher so vielfach irrthümlich gebrauchten Begriffen: Barock, Rococo und Zopf endlich einmal ganz bestimmt umschriebene Vorstellungen zu Grunde gelegt. Von den so gewonnenen Gesichtspunkten aus unternahm Zahn sodann eine Würdigung der hauptsächlichsten Dresdener Bauten.

Da nun für diese Perioden in Deutschland mit verschwindend wenigen Ausnahmen nur gelegentlich entstandene alte Stiche oder moderne Photographien dem Mangel an architektonischen Publikationen zu Hülfe kommen und abgesehen von Zahns meisterhafter Arbeit genauere Forschungen noch ganz fehlen, so werden monographische Schilderungen einzelner Provinzen oder Fürstensitze — denn an die Residenzen der Landesherren knüpft sich in jener Zeit die in den Hofdienst getretene Kunst — willkommene Beiträge für den zu gewinnenden Gesammtüberblick sein. Es gilt unter vielem Wust aufzuräumen; der überschwängliche Lokalpatriotismus so gut wie das wegwerfende Gesammturtheil über eine „in Verfall gerathene" Kunst sind gleich fern zu halten, um einer ruhigen Würdigung des Werthes oder Unwerthes der Schöpfungen jener Perioden Platz zu machen. Wenn ich es in dem folgenden unternehme, die Stellung einiger Berliner und Potsdamer Profanarchitekturen*) des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zur allgemeinen Kunstgeschichte zu schildern, so muß ich von vorn herein darauf hinweisen, daß, so sehr man es bisweilen aus an und für sich lobenswerthen Beweggründen versucht hat, vom Blühen der Künste am brandenburgischen und preußischen Hofe zu reden, dies für die frühere Zeit doch immer nur in bedingter Weise wahr ist, indem irgend welcher Einfluß auf die Gesammtentwickelung der vaterländischen Kunst von hier aus vor Schinkel nie geübt worden ist. Vielmehr verhalten sich beide Städte rein receptiv, und noch mehr als das: sie erheben sich nur in wenigen freilich glänzenden Ausnahmen auf die Höhe des gleichzeitigen Kunstschaffens in anderen Gauen Deutschlands.

Wie eine Landschaft durch eine leicht gefärbte Brille betrachtet, in allen Lokalfarben der Gegenstände von deren ursprünglicher Intensität verliert, da dieselben sämmtlich in etwas nach der Farbe des Glases hin gebrochen werden, so ergeht es ähnlich der Architektur bei ihrem Uebersiedeln in die sandig flachen Ufer der Spree und Havel. Die verschiedenen Stile büßen von ihrer frischen Eigenart ein. Und wie man an dem Märker im allgemeinen mehr praktisch klaren Verstand als geniale Schwungkraft und Leichtlebigkeit rühmt,

*) Für die eigentliche Baugeschichte verweise ich hier ein für alle Mal auf Woltmann: Die Baugeschichte Berlins 1872, welches Werk den Ausgangspunkt für die folgende Studie bildet.

ſo erſcheint auch in dem künſtleriſchen Character der Architektur als durchgehender Grundzug eine gewiſſe nüchterne Verſtändigkeit. Die italieniſche Barockkunſt verliert von dem „fortwährenden Fortiſſimo ihrer Compoſitionsweiſe", die franzöſiſche von ihrem majeſtätiſchen Reichthum und der eleganten Repräſentation. Das Rococo büßt ein von dem zierlichen Schwunge ſeiner Linien, von ſeiner koketten Grazie. Fehlte doch auch am Berliner Hofe ſo ganz das Regiment der Damen: ja nicht einmal die Königin ſtand als der glänzende Mittelpunkt des geſelligen Hoflebens da, um den die Dekorateure die leicht geſchürzten Produkte ihrer Kunſtfertigkeit hätten ausbreiten können. Endlich verliert auch der Zopf von den Monſtroſitäten ſeiner mißverſtandenen Klaſſicität, wie andererſeits die graziöſe Leichtigkeit der Zeichnung eines Ranſon und Salembier hier nicht erreicht wird. Die Aufmerkſamkeit und das Geld der Hohenzollerſchen Fürſten war in den meiſten Zeiten durch andere mehr vom Geſammtwohl des Landes geforderte Dinge in Anſpruch genommen, als daß ſie ſich den Luxus eines weithin glänzenden Kunſtmäcenats gewähren konnten, wie wir es etwa am Hofe Rudolph II. oder der beiden ſächſiſchen Auguſt ſehen. Dazu kommt, daß der Sinn für formale Schönheit bei dem Märker bis in unſere Tage hinein nur wenig entwickelt war. In Bezug auf dieſen letzteren Punkt muß es charakteriſtiſch erſcheinen, daß ſich in Nicolais langen Verzeichniſſen von Künſtlern, die in Berlin und Potsdam thätig geweſen, verhältnißmäßig ſo wenige einheimiſche Kräfte befinden.

Die Renaiſſance tritt in Berlin mit der von Caspar Theiß geleiteten Umwandlung der alten Burg zu Cölln in einen offenen Palaſtbau unter Joachim II. auf. Theiß' Herkunft iſt unbekannt wie jede Auskunft gebende Nachricht über ſein Leben und Studium fehlt. Einige ſehr ſeltene und dabei recht dürftige Abbildungen geben heut allein eine Vorſtellung von dem ſchon am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts wieder durch Schlüter veränderten Bau. Danach zeigte die Hauptfaſſade gegen den Schloßplatz hinaus einen durch keine Fenſter unterbrochenen Unterbau mit ſtark betonten Quaderfugen; darüber erhoben ſich drei Geſchoſſe; Wandſäulen trennten die einzelnen Fenſter; zwiſchen den Stockwerken zogen ſich breite ornamentirte Frieſe hin; Schneckengiebel und hohe Schornſteine wuchſen aus dem ſteilen Dach auf. An beiden Ecken befanden ſich runde Erker, die im erſten Stock auf Kragſteinen aufſetzten und oben in einer offenen Loggia endeten. Zwei große Mittelportale bildeten den Eingang; über denſelben ſprangen Balkone mit ſkulpturen-geſchmückten Baluſtraden hervor. Von den Hofſeiten wiſſen wir noch weniger. Hier leiteten zwei Freitreppen ins erſte Stockwerk, von wo aus ein durchbrochener Wendeltreppenthurm bis über das Dach hinaus führte und in einem Altan endigte. Ein am oberen Stock des Gebäudes

hinlaufender offener Gang trug die bemalten Statuen des Kurfürsten des Reiches in Sandstein. Die gepaarten Fenster waren spätgothisch profilirt und in der bekannten Spitzbogenform mit convexen Schenkeln (Vorhang bögen) überdeckt, wie sie im 16. Jahrhundert häufig sind. Die Ausführung war in Putzbau für die Flächen, in Sandstein für die profilirten Glieder. Im Innern nahm ein großer Saal das obere Geschoß ein. — So überaus dürftig auch diese Beschreibung ist, sie läßt doch erkennen, daß wir es hier mit einem jener lustigen fröhlichen Frührenaissancebauten zu thun haben, bei denen die Freude am reichen Ornament wenigstens ebenso sehr das charakteristische ist als die Verwendung der ziemlich unverstandenen antiken Formen. Zwei Detailstücke sind ziemlich das einzige heut noch Erhaltene; sie müssen daher, soweit es möglich aus so wenigen Resten auf das ganze zu schließen, zur Charakteristik des Stiles dienen. Es ist dies einmal der bei einem Restaurationsbau unserer Zeit bloßgelegte loggienartige Abschluß eines Mauerthurmes des ältesten Burgbaues (1442—52) mit seinen kandelaberartigen Säulen und reichem die ganze Außenseite bedeckenden Ornament. Letzteres war polychrom behandelt. Die Zeichnung dieses Restes, auch die grobe Art der Ausführung entspricht ganz den gleichzeitigen Werken in Norddeutschland. Ein weiterer Rest und zwar des Inneren ist eine Bogeneinrahmung gleichfalls aus Sandstein, die sich von dem großen Saal gegen den südöstlichen runden Erker öffnete. Die zwei den Bogen tragenden Pilaster sind reich mit Rankenwerk und Medaillons geziert, ebenso die Zwickel. Die Ausführung ist sorgfältiger, das Relief — dem Innern entsprechend — mäßiger als bei jenem ersten Stück. Fragen wir nun nach der Herkunft dieses Stiles, so weisen bekanntlich zahlreiche Motive der norddeutschen Bauten jener Zeit in letzter Linie nach Frankreich, so die Schornsteine und ausspringenden Giebel, welche die Dächer schmücken, die starke Betonung der runden Eckerker, der durchbrochene Wendelstieg u. a. m.: und die manichfachen Beziehungen der protestantischen Fürsten zum französischen Königshofe machen eine Beeinflussung des immer etwas langsamer sich entwickelnden Ostens von dorther leicht verständlich. Uebrigens ist die Grundrißdisposition des langgezogenen Rechteckes mit den beiden Eckerkern, die bald von unten an aufsteigen, bald erst im ersten Stockwerk herausspringen, vielen deutschen Renaissancebauten eigen, während die Hofanlage mit ihrem Wendelstieg in der Mitte, zu dem bis ins erste Geschoß eine Freitreppe hinanführt, mit ihrer oberen offenen Galerie und den gekuppelten Fenstern, endlich sogar die Anlage eines großen Saales, der das ganze Stockwerk einnimmt, so augenscheinlich an die circa 1532 bis 1544 entstandenen Theile des Schlosses von Torgau erinnert, daß kaum ein Zweifel sein kann, Theiß habe diesen Bau gekannt und an ihm studirt. Selbst die Abmessungen bei-

der Gebäude zeigen eine, wenn zufällige, denn höchst überraschende Uebereinstimmung.

Bald nach Kaspar Theiß beginnt für Brandenburg die Periode, in der italienische Architekten an der Spitze der Bauthätigkeit der Fürsten stehen. Auch über die Bedeutung, welche diese Männer auf die Entwickelung des deutschen Kunstcharakters gewonnen, fehlt es bisher an Arbeiten. Oft ist ihr Einfluß eher lähmend als fördernd für die Kunst im eigentlichen Sinne gewesen, von der sie überhaupt nicht selten herzlich wenig verstanden. Sie waren eben Kriegsingenieure, Männer der Wissenschaft, die die neue italienische Bastionärbefestigung in Deutschland verbreiteten, oft tüchtige Genie- und Artillerieoffiziere, die im Kriege ihren Landesherrn ebenso wichtig waren als durch ihre Bauten im Frieden. Im besten Falle sind es geschickte Techniker; Künstler von Bedeutung finden sich wenigstens am Brandenburger Hofe unter ihnen nicht. Den Reigen eröffnet der Venezianer Francesco Chiaramela (1562), dem schon 16 Jahre später der berühmteste von allen Rochus Guerini Graf Lynar aus dem Florentinischen gebürtig folgte. Zunächst sein Grafentitel, dann die mannichfachen Verdienste im Felde, die er sich um Frankreich und später um mehrere deutsche Fürsten erworben, gaben diesem Mann auch als Architekt unter seinen Zeitgenossen eine höhere Bedeutung als irgend einer seiner Landsleute sie in Deutschland erreicht. Wie werth man ihn hielt, geht am klarsten aus den uns überlieferten Summen seiner Besoldungen und Pensionen hervor, die er zu gleicher Zeit bezog. Von Brandenburg, wohin er zuletzt kam und wo er sich festsetzte, erhielt er 1200 Thaler Gehalt nebst höchst beträchtlichen Naturallieferungen für seinen Haushalt, in dem allein acht Diener auf Kosten des Hofes gekleidet wurden. Dazu kam später eine Dotation von 30,000 Thalern. Kursachsen zahlte ihm eine lebenslängliche Pension von 500, Pfalz-Zweibrücken, Anhalt und Hessen von je 300 Thalern. Dieser ganz ausnahmsweisen Stellung entsprechen jedoch die künstlerischen Leistungen Lynars in keiner Weise. Zwar ist sein eigener Palast in Spandau heut umgebaut, allein am Berliner Schloß rühren einzelne noch erhaltene Gebäude von ihm her, besonders das Quergebäude, welches die beiden großen Höfe trennt. Dieser Bau nun, der etwa ein halbes Jahrhundert nach Theiß' großem Palast errichtet worden (1597 beendet), zeigt doch in künstlerischer Hinsicht kaum einen Fortschritt. Natürlich ist die Renaissance jetzt reifer entwickelt; wie denn höchst wahrscheinlich in vielen Provinzen, namentlich aber in der Mark dem Einfluß der Italiener überhaupt das Verdrängen der üppig reichen deutschen Frührenaissance zuzuschreiben ist, ohne daß sie es immer verstanden hätten, in der Reaction dagegen die geläuterten Formen der Hochrenaissance an die Stelle zu setzen, wie dies an anderen Orten geschah. Man ging im großen

Digitized by Google

Ganzen von der ſpielenden Kunſtfreudigkeit zu einer nüchternen Einfachheit über. So ſind auch hier die Faſſaden gänzlich ſchmucklos, nur die Fenſter und Thürpfoſten profilirt, und zwar können beide die allerletzten Nachwehen der Gothik noch immer nicht verwinden. Die halbrunden Thüren ſind außergewöhnlich niedrig, die Fenſter gepaart und nur durch einen Sandſteinbalken im Aeußeren getrennt, im Innern als eins behandelt. Dagegen zeigt ſich für den Innenbau eine conſtruktive Neuerung von Bedeutung, nämlich die veränderte Anlage der Treppe. Theiß hatte noch, wie wir geſehen, die mittelalterliche runde Spindeltreppe beibehalten; freilich etwas bequemer, als in der früheren Zeit, reicher in der Dekoration, dem Gedanken nach aber ganz gleichwerthig mit den alten Treppenthürmen der Gothik. Bei Lynar nun finden wir das erſte rechtwinklige Treppenhaus. Aufſteigende flache Tonnengewölbe bilden in den geraden Läufen, flache Kreuzgewölbe in den Podeſten die hohe Decke. Dieſe heut ſtark durch Einbauten beeinträchtigte Anlage war in ihrer Zeit eine konſtructiv keineswegs zu überſehende Errungenſchaft, und in Berlin, ſoweit es ſich heut verfolgen läßt, die erſte moderne Treppe. Die Galerie des dritten Stockwerkes iſt nur eine Fortſetzung der von Theiß an ſeinem Bau angebrachten. Der letzte Italiener von Bedeutung iſt der Piemonteſe Filippo da Chieſe, geſt. 1673 als Generalquartiermeiſter der Armee.

Für die Entwickelung der Architektur im proteſtantiſchen Norden iſt es wichtig geweſen, daß die künſtleriſche Herrſchaft der Italiener dort nur etwa ein Jahrhundert gewährt hat — für Berlin innerhalb der äußerſten Grenzen von 1562 bis 1673, wenn man in ſolchen Dingen überhaupt feſte Zahlen aufſtellen will —, während ſie in den katholiſchen Ländern durch die Gegenreformation und den dreißigjährigen Krieg erſt recht befeſtigt wurde. Im Norden traten etwa ſeit 1640 in Folge der politiſchen und religiöſen Verhältniſſe an vielen Orten die Niederländer an die Stelle der Italiener, und für die Berlin-Potsdamer Architektur wenigſtens ſind dieſelben von hohem Einfluß geworden.

Die Verbindung zwiſchen der nordoſtdeutſchen Tiefebene und den Niederlanden iſt eine ſehr alte. Adler führt auf ſolche Einflüſſe die Entſtehung des Ziegelbaues in der Mark um die Mitte des 12. Jahrhunderts zurück. Wenn auch die Frage: wer in dieſem Falle den entſcheidenden Einfluß geübt, die Niederlande oder Dänemark — noch nicht entſchieden iſt, ſo zeigen doch die niederländiſchen Kolonien inmitten der ehemaligen Slavenländer unzweifelhaft, daß in jenen Zeiten ſchon ein direkter und wichtiger Einfluß von dorther auf unſere Kultur geübt worden iſt. — Der erſte niederländiſche Architekt in der Zeit der Renaiſſance nun war, ſoweit unſere Quellen reichen, Jakob Holtuin von Delft (1585), von dem freilich wenig mehr

als der Name bekannt ist. Steht er am Schlusse des 16. Jahrhunderts noch vereinzelt da, so ist dafür das Jahrhundert vom Regierungsantritte des großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrich Wilhelm I. umso mehr unter holländischem Einfluß.

Man hat bisher in der Barockarchitektur die italienische Richtung unterschieden, deren Anfänge bis in einzelne Bauten Michelangelos hinaufreichen und die in Borromini und Pozzo ihre Triumphe feiert; zweitens den französischen Palaststil, wie er sich an den Schöpfungen Ludwig XIV. herausgebildet, und endlich die deutsche Behandlungsweise, den sogenannten Jesuitenstil. Neben der maßlosen Verwilderung des ästhetischen Empfindens nun, die diese Stilrichtung kennzeichnet, einer Verwilderung, wie sie nur aus dem allgemeinen geistigen Bankerott am Schlusse des großen Krieges zu erklären ist, und die als Frucht italienischen Einflusses fast ausschließlich an den Kirchen der katholisch gebliebenen Länder auftritt, geht, wie schon Jahn hervorgehoben, im nördlichen Deutschland unscheinbar, wenig reich in den Kunstformen, bisweilen nüchtern und steif, die holländische Richtung einher. Das bescheidene Aussehen ihrer Werke erklärt es, daß man sie bisher als tonangebendes Element in der Baugeschichte wenig anerkannt hat; die Folgezeit wird ihr darin gerechter werden. Je mehr man sich eingehend mit den einzelnen deutschen Bauten beschäftigen wird, desto mehr muß man auf die Beziehungen derselben zu holländischen Meistern und Architekturen aufmerksam werden. In Berlin und Potsdam sind nicht nur ganze Stadttheile und eine Reihe von Kirchen durchweg unter niederländischem Einfluß gebaut, sondern ein großer Theil der Baumeister und selbst eine Menge Handwerker kamen von Holland. Das Volksbewußtsein fühlte sich dabei von diesen Werken und Männern so sympathisch berührt, daß ihr Einfluß bis auf Schinkel, namentlich in den Bürgerhäusern und hier wieder bis auf die Einrichtung von Stube und Kammer nachgewirkt hat.

Der dreißigjährige Krieg hatte in Berlin für alles was mit der Kunst oder dem Kunsthandwerk zusammenhing von Grund aus zerstörend gewirkt; auch auf diesem Gebiet mußte Kurfürst Friedrich Wilhelm sein Volk zu neuem Leben erziehen. Wie der Süden von Deutschland in ähnlichen Fällen fast naturgemäß seine Blicke nach Italien, der Westen nach Paris gerichtet haben würde, so der große Hohenzoller nach den Niederlanden. Diesen hatte er den besten Theil seiner Erziehung zu danken, und in seinen Neigungen verriethen sich noch bis in die letzten Jahre die Anschauungen, die er während eines vierjährigen Aufenthaltes in Holland gewonnen. Seine Gemahlin Louise Henriette war eine Tochter des Erbstatthalters Friedrich Heinrich, seine rheinischen Besitzungen grenzten an Holland. Dazu standen die Generalstaaten damals auf der Höhe ihres Ruhmes, und die alte Verbin-

dung beider Länder, zu der neuerdings das Gefühl des gemeinsamen Bekenntnisses gekommen, that endlich auch das ihre dazü, die Augen des Fürsten dorthin zu richten. — Wie es aber mit der Architektur Berlins am Schlusse des Krieges stand, davon giebt die Notiz Zeugniß, daß als i. J. 1650 am Schloß einige Reparaturbauten dringend nöthig waren, dieselben unterbleiben mußten, weil Niemand da war, der die Leitung derselben hätte übernehmen können. Endlich kam der langerwartete Gregor Memhard († 1678) aus Holland an. Er jedoch wie noch mehr sein College und Landsmann Michael Matthias Smids aus Rotterdam (1626—1692) war mehr Ingenieur, Kriegs-, Wasser- und Schiffsbaumeister als Künstler. Den künstlerischen Charakter prägt der Stadt Berlin in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mehr als diese Männer Johann Arnold Nering († 1695) auf. Wahrscheinlich stammt auch er aus den Niederlanden; sicher weist der Charakter seiner Architektur auf die dortige Schule. Er leitet die Barockzeit in einer ganzen Reihe von mehr oder weniger bedeutenden Bauten ein. Hervorzuheben sind besonders das Zeughaus und die Paläste Dankelmann (das heutige Fürstenhaus) und Derflinger (am Cöllnischen Fischmarkt), letzterer heut umgebaut, dann Theile des Schlosses, die Bogenhalle der alten Stechbahn, der königliche Stall in der Dorotheenstraße und mehrere Thore der alten Stadtbefestigung; endlich entstanden wenigstens unter seiner Leitung die Zeichnungen von dreihundert Häusern der Friedrichsstadt. Er ist ein Architekt von mäßiger Phantasie, knapp in seinen Formen, von strenger Zeichnung im Sinne Palladios, bisweilen etwas nüchtern und trocken; in seinen besten Leistungen von glücklichem Gefühl für Gliederung der Massen. Immer aber zeigt sich ein klarer den Zweck des Bauwerks nie aus den Augen verlierender Verstand, und wie ihm einerseits die höhere künstlerische Schwungkraft fehlt, so ist er andererseits frei von phantastischem Experimentiren und dem Streben nach malerischer Wirkung. So findet man denn auch an seinen Werken barocke Auswüchse, die sich dem Laien als solche sofort kenntlich machen, nicht häufig. Dabei ist Nering kein besonders original schaffender Künstler, sein Werth beruht vielmehr in einer soliden Verwerthung älterer Vorbilder. Vergegenwärtigen wir uns dem gegenüber, daß dies die Zeit war, wo man allerorten nach neuen Einfällen suchte, wo namentlich die Borrominesken in Rom den Werth des Bauwerks nach der Menge der an demselben zu Tage tretenden „capricci“ beurtheilten, so werden wir auch in den Mängeln des besonnenen Meisters eher einen Vorzug als etwas tadelnswerthes sehen.

Was die Schule und den Bildungsgang Nerings anbetrifft, so können wir heut aus seinen Werken freilich nur vereinzelte immerhin aber charakteristische Züge darin nachweisen. Höchst wahrscheinlich ist er in Italien ge-

weſen, wenigſtens weiſen viele ſeiner Werke auf dortige Vorbilder. Der Palaſt Daukelmann in der Kurſtraße gegenüber der Jägerſtraße erinnert durchaus an die Architekturen Palladios, trotz der ſchwächeren Profile; anderes wieder klingt an die beſſeren römiſchen Paläſte des ſiebzehnten Jahrhunderts an; noch anderes zeigt ein Anlehnen an die oft copirte Faſſadenbildung von Sanſovinos Markusbibliothek, freilich mit den den Verhältniſſen entſprechenden Vereinfachungen. Ein Beiſpiel hierfür war ſeine ziemlich unbedeutende heut verſchwundene Orangerie in Potsdam. Sie hatte nur ein Stockwerk, und zwar befanden ſich in den drei ſchmuckloſen Riſaliten je drei einfache Rundbogenthüren, die übrige Architektur war eine ernüchterte Reproduktion des unteren Stockwerks ſeines venezianiſchen Vorbildes. Dann kannte und ſtudirte er den Bau, welcher in ſeiner Zeit als die Krone der geſammten niederländiſchen Architektur anzuſehen, und deſſen Bedeutung auch für Deutſchland noch lange nicht genug gewürdigt iſt: Campens Stadthaus von Amſterdam. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, Beziehungen zu dieſem epochemachenden Werk an märkiſchen Architekturen aufzufinden, hier zeigen ſie ſich zunächſt an einem Theil der innern Dekoration des Schloſſes. Auf dem niederen Gebäude, welches als Fortſetzung des Lynarſchen Hauſes die beiden Höfe trennte, errichtete Nering zuſammen mit Smids 1684 bis 1686 den ſogenannten weißen oder Alabaſter-Saal; die beiden Faſſaden ſind ganz ſchmucklos, die Anordnung des Innern aber iſt die freie Reproduktion der Anordnung eines Saales des Stadthauſes. Korinthiſche Pilaſter gliedern die Wände, je zwei und zwei enger geſtellt und zwiſchen ſich eine halbrunde Mauerniſche zur Aufnahme einer Statue; in den breiteren Intervallen entweder Fenſter oder die ganze Fläche einnehmende Gemälde. — Im Erdgeſchoß ſeiner Gebäude wiederholt ſich ein Motiv häufiger als bei dem anſpruchloſen Motiv derſelben für ſeine künſtleriſche Erfindungskraft ſchmeichelhaft wäre: nämlich halbrunde bis zur Erde reichende Blendarkaden meiſt ohne beſondere Gliederung von Pfeiler, Kapitell und Halbbogen in einem nur durch ſtarke Betonung der horizontalen Quaderfugen belebten Mauerwerk. Dieſe Form war allerdings damals dieſſeits der Alpen ſehr in Mode, wir begegnen ihr ſo gut an deutſchen wie an holländiſchen und franzöſiſchen Bauten. Sie hieß „toskaniſch"; zum erſten Male erſcheint ſie, wenn auch noch in etwas anderer Form — als wirkliche Arkadenſtellung — an den Seitenflügeln des Palazzo Pitti in Florenz. Später nahm ſie Palladio mehrfach auf. Nering bildete mit einigen Varianten ſo die Bogenhallen der Stechbahn, die ſechszehn Verkaufsläden des Luſtgartens am Ballhauſe, das untere Geſchoß des Marſtalles und ähnlich das des Zeughauſes und des neuen Gebäudes am Schloſſe nach der Spree zu. Dies letztere Bauwerk zeigt inmitten künſtleriſch bedeutungsloſer Theile eine in Berlin einzig da-

ſtehende Formgebung; es iſt die ſolide und noch ſtrenge Zeichnung des italieniſchen Barock der erſten Zeit des ſiebzehnten Jahrhunderts. An den Mittelkörper legen ſich zwei ſchmale Eckriſalite, das Erdgeſchoß hat die erwähnte Bogenſtellung; darauf folgt eine eleganter gezeichnete Loggienreihe mit Fenſtern, die die ganze Bogenöffnung füllen; endlich ein Geſchoß mit gradlinigen Fenſtern und Giebeldreiecken darüber. Ein nach der römiſchen Antike gezeichnetes Hauptgeſims ſchließt das edle, leider jetzt ziemlich verwahrloſte Werk ab. Das Innere hatte in den beiden Obergeſchoſſen lange ſchmale Galerien, wie ſie ſchon ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert in Italien zuerſt Mode geworden. Die obere ſogenannte Braunſchweigiſche Galerie dient heute als Feſtraum, ihre Dekoration iſt um etwas jünger als Nering; die untere iſt augenblicklich leider in kleine Zimmer zertheilt. Auf ihre unter der modernen Verſchaalung verborgenen Decken komme ich ſpäter zurück. Für die kunſtgeſchichtliche Stellung Nerings iſt dieſe Leiſtung von beſonderem Intereſſe; wie es denn auch von allgemeiner Bedeutung iſt, daß ſich im Norden Deutſchlands die ſtrenge gute Zeichnung ſo lange erhalten. Der Bau begann im Jahre 1681! Aus dieſem Werke gerade möchte ich mit Beſtimmtheit auf ein autoptiſches Studium der italieniſchen Originale ſchließen; denn die hier erſcheinende Formgebung weicht von der in den damals verbreiteten Sammelwerken italieniſcher Architekturen ab und iſt doch nichtsdeſtoweniger echt italieniſch.

Mit der Thronbeſteigung Friedrich I. ändert ſich das Bild. Die Kunſt iſt in den Marken ſeit vielen Jahrhunderten nicht mehr ein geſetzmäßiges Erzeugniß des Volksgeiſtes geweſen, welches in den Anſchauungen der Bürgerſchaft und den Ueberlieferungen des Handwerks ſeine Begründung gefunden hätte. Zeiten, wo ſie in dieſem Sinn exiſtirte, als z. B. die ſtädtiſchen und kirchlichen Bauten von Stendal, Brandenburg, Prenzlau u. a. entſtanden, fallen noch in das Mittelalter. So knüpft ſich denn, was wir von Kunſtleiſtungen der neueren Zeit finden, an den Hof und die Neigung der Fürſten. Der erſte König nur ſah in der Kunſt eine unentbehrliche Dienerin der Majeſtät auf dem Throne, an deren Verherrlichung mitzuarbeiten ſie ihm beſonders berufen ſchien. In dieſer Abſicht ſuchte er eine reiche Kunſtthätigkeit um ſich her wach zu rufen, und man mag, die Sache ſo aufgefaßt, immerhin von ſeiner Regierung als einer Glanzperiode des märkiſchen Kunſtlebens ſprechen. An wirklichem Verſtändniß und Liebe für die Sache um ihrer ſelbſt willen erreichte er nie ſeinen großen Vater, ſoviel weniger derſelbe auch zur Ausführung bringen konnte. Sofern es Friedrich I. für ſeine Aufgabe anſah, das von ihm geſchaffene Königthum durch äußere Repräſentation würdig in den Kreis der tonangebenden Staaten einzuführen, waren Ludwig XIV. und Auguſt von Polen ſeine Vorbilder. Nie iſt er aber über ein äußerliches

ziemlich pedantisches Kopiren dieser beiden hinausgekommen. Weder war er bis in die kleinsten Details des Lebens hinein so vollständig wie Ludwig XIV. durchdrungen von der eigenen Hoheit, der auch die glänzendste Umgebung immer nur den nothwendigen Hintergrund bildete, auf dem allein die königliche Person sich bewegen konnte, und der gegenüber jede andere Existenz ihre Berechtigung verlor, noch besaß er die geniale Virtuosität, mit der die Riesennatur August's sich der Aufgabe eines Lebens innerhalb der rauschendsten Vergnügungen und des immer erneuten Auffindens glänzender Hoffeste hingab. Für Ludwig war der glänzendste Pomp, das ausgebildeste Etiquettewesen fast ein Naturbedürfniß, eine nothwendige Konsequenz der königlichen Würde, wie er sie in sich fühlte; August dem Starken schien die Natur das Bedürfniß nach ununterbrochenem Genuß als Lebensbedingung eingeimpft zu haben; Friedrich dagegen war vielmehr ein einfacher solider Character, eher pedantisch als genial, und schon die Natur schien seiner äußeren Erscheinung ein Hinderniß in den Weg legen zu wollen, die Rolle des Königs so zu spielen, wie er es that. Indem er aber das Königthum einmal so auffaßte, erkannte er seine Pflicht in der Erfüllung dieser Aufgabe und er gab sich ihr hin, mehr aus Verstandesrücksichten als aus innerem Drange. So klebt denn dem Hofe von Berlin im Gegensatz zu der üppig prächtigen Lustigkeit Dresdens und zu der majestätischen auf dem Kothurn einherschreitenden Grandezza von Versailles trotz aller Pracht eine gewisse Nüchternheit an; der König sowohl als der bessere Theil seines Adels füllten mehr Rollen aus, als daß sie aus Herzensbedürfniß diesem Leben ergeben waren. Ich muß mich begnügen, hier zur Begründung des Gesagten auf die Zeugnisse der Zeit, vor allem auf die Aeußerungen der Königin Sophie Charlotte in ihren Briefen hinzuweisen.

Für uns aber sind diese Verhältnisse wichtig, weil sie erklären, wie unter Friedrich I. der holländische Einfluß zurücktritt, um anderen Richtungen Platz zu machen. Das Wort von den „magots", gesprochen oder nicht, charakterisirt auf alle Fälle die Anschauung Ludwigs und diese war die Richtschnur des neuen Hofes. Freilich die gesund realistische Grundlage, die jener verspotteten Kunst so viel höheren Werth verleiht als den größten „machines" Lebruns, steckte in Berlin Fürst und Volk zu sehr in allen Gliedern, als daß sie nicht oft genug disharmonisch unter der Staatsperrücke hervorgeguckt hätte. Als diese dann nach Friedrichs Tode durch die Hand seines Nachfolgers von den Köpfen der Räthe ins Feuer wanderte, da kehrte alle Welt überraschend schnell in die alten Bahnen zurück, und mit diesen trat der holländische Einfluß als die Antithese zur These stärker und unmittelbarer als je wieder hervor. — Schon Friedrich Wilhelm hatte in seinen letzten Lebensjahren begonnen, die kurfürstlichen Gemächer im Berliner Schloß

auszubauen. Auch nach seinem Tode führten Nering und Smids das Projekt zu Ende. Den neuen Geist aber, der nunmehr die Herrschaft gewinnt, erkennt man in dem größeren Reichthum der seit 1688 entstandenen Räume. Kostbare Intarsien decken die Fußböden, reiche Vergoldung schmückt die Decken und Wände; wenn auch die Zimmer selbst, wie es die vorhandenen Grundmauern mit sich brachten, nur klein sind. Interessant aber ist es, die engen Beziehungen zu beobachten, die zwischen den Einzelheiten der sogenannten Brautkammer sowie der angrenzenden Räume und zwischen Daniel Marots in Holland entstandenen Stichen, vor allen den „Novae cheminae quales plurimum sunt apud Hollandos" herrschen.

Ein glückliches Geschick führte dann dem Kurfürsten, als er den Umbau des alten aus verschiedenen Zeiten stammenden Schlosses plante, den fähigsten deutschen Künstler der Zeit entgegen. Andreas Schlüter, 1664 zu Hamburg geboren, war früh mit seinen Eltern nach Danzig gekommen und hatte später, wie aus seinen Werken hervorgeht, Italien und wahrscheinlich auch Frankreich besucht; wenigstens ist sein Stil das Resultat des Studiums der Architektur beider Länder. Von 1691—94 lebte er in Warschau am Hofe Johann Sobieski's. Nach dem Tode jenes Königs kam er nach Berlin zunächst als Hofbildhauer. In dieser Stellung war er neben Terwesten der bei der Gründung der Akademie der Künste am nächsten betheiligte. 1696 ging er dann in kurfürstlichem Auftrage nach Italien (wohl zum zweiten Male?) um Gypsabgüsse für die Akademie zu besorgen, und drei Jahre später endlich 1699 erhielt er den Auftrag zum Umbau des Schlosses. Das Bauprogramm konnte kaum ungünstiger gestellt sein: mit Beibehaltung der meisten alten Grundmauern namentlich auch mit Konservirung der Wohnungen des Herrscherpaares, welche drei Treppen hoch lagen, sollte er als Fortsetzung derselben — sowohl der des Kurfürsten als der der Kurfürstin — nach rechts und nach links eine Reihe von Festräumen schaffen und zugleich dem ganzen Konglomerat von Gebäuden einheitliche Gestalt geben. Sein Entwurf ist leider nach einer Seite hin nicht ganz zur Ausführung gekommen, nach der andern von geringeren Kräften erweitert und verdorben worden; dennoch ist das Berliner Schloß, wie es aus seinen Händen hervorging, alles in allem genommen, die künstlerisch bedeutendste Profanarchitektur der Barockzeit in Deutschland. Ich darf wohl dies Gebäude als den meisten meiner Leser wenigstens flüchtig bekannt voraussetzen und beschränke mich deshalb an dieser Stelle darauf, einige kurze Bemerkungen über den Zusammenhang desselben mit dem Stil älterer hervorragender Bauten zu machen. Eine eingehendere Besprechung behalte ich mir für eine Monographie des bisher nie publicirten Palastes vor.

Auf den ersten Blick zeigt sich im einzelnen wie im ganzen eine für

Berlin neue Richtung. Die Faſſaden zunächſt athmen ein ſorgfältiges Studium der römiſchen Palaſtarchitektur, namentlich deſſen, was ſelbſt an den dortigen Werken der wildeſten Zeit immer muſterhaft bleibt, der großartig ſchönen Verhältniſſe und der ernſt prächtigen Formen. Aus den drei Untergeſchoſſen machte Schlüter zwei, wodurch das ganze an imponirender Würde der Erſcheinung gewinnt. Das Hauptgeſims iſt ganz nach maleriſchen Prinzipien componirt; in dem Hineinſchneiden der Fenſter in den Architrav wie in der Form der Fenſterbedachung und in der langen Reihe der Adler zeigt ſich allerdings ein bedenkliches Auflöſen der architektoniſchen Formen in bloße Dekoration; wie aber der Kunſtforſcher an ſo vielen Werken des Barockſtils bei allem Verſtändniß für das verwerfliche der Richtung im allgemeinen, die gefällige, dem Auge wohlthuende Wirkung des einzelnen Baues anerkennen muß, ſo auch hier. Gerade dies lebendig gegliederte, trotz allem Barocken in ſeiner Zeichnung doch leicht verſtändliche Hauptgeſims mit ſeiner Baluſtrade und dem beabſichtigten Figuren- und Vaſenſchmuck verleiht der Faſſade ihren beſonderen Reiz, und man braucht nicht erſt die langweilige Ernüchterung der Eoſander'ſchen Korrektur anzuſehen, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß Schlüter's Idee, ſo wie ſie daſteht, von herrlicher Geſammtwirkung und der ernſten Pracht und majeſtätiſchen Erſcheinung des Königsſchloſſes durchaus entſprechend iſt. Das Vorbild für dieſe Anlage ſoll er in einem Palaſte J. A. Roſſi's in Rom gefunden haben. Die Giebelfelder der Fenſter des Hauptgeſchoſſes ſind durchbrochen, und zwar geſchah dies zum erſten Male in Berlin hier in ſo konſequenter Weiſe. Oft und viel haben namentlich Architekten des vorigen Jahrhunderts dieſe Anordnung getadelt und in der That rechtfertigt ſelbſt das Beiſpiel Michelangelos, der dieſe barocke Form — die freilich ſchon der ſpätrömiſchen Antike geläufig war — in die Renaiſſance eingeführt, dieſelbe keineswegs. Von den Portalen des Aeußeren ſind die nach dem Luſtgarten origineller in der Idee, glücklich in der Wirkung, aber voll barocker Einzelheiten, die nach dem Schloßplatz zu mit ihren freiſtehenden Säulen dagegen ſtrenger, aber auch ungleich nüchterner, eine Anlehnung an das Projekt, welches Bernini einſt für die Louvre-Faſſade gezeichnet. Kapitelle und Vaſen dieſer Säulen waren einſt bronzirt, wenn die Notiz in der anonym erſchienenen Schrift des Major v. Humbert: Lettre sur le goût dans l'architecture (i. d. Ouvrages divers sur les belles lettres Berlin et Göttingen 1747) richtig iſt. Die fachmänniſche Sprache der Zeit nannte eine Anordnung, in der eine Säulenreihe, wie bei dieſen Portalen durch mehrere Stockwerke geht, „römiſch"; während das Uebereinanderbauen von drei Säulen oder Pilaſterſtellungen, wie wir es an der Luſtgartenſeite finden, „venetianiſch" hieß. Der äußere Hof, ſoweit er von Schlüter herrührt, zeigt im Faſſadenſyſtem ein Verwerthen der Motive des

Palazzo nuovo im Vatikan. In den einzelnen Fensterbedachungen findet sich sogar eine genaue Uebereinstimmung in der Art der Verkröpfung der Grundlinie des Giebels und in der Form der Konsole. Die wechselnde Form der Fensterbedachung mit Dreiecken und Kreissegmenten, die beiden Bauten gemeinsam ist, findet bekanntlich ihr ältestes nachweisbares Beispiel in Pompeji. Die Krone des ganzen Baues aber ist der innere Hof, namentlich seine drei künstlerisch wahrhaft großartig erfundenen und überaus edel gezeichneten Portale. Der Vorwurf, den man Schlüter aus den großen freistehenden Säulen vor denselben, die keine struktive Berechtigung haben, gemacht hat, erscheint mir nicht ganz billig. Er machte sie eben zu Statuenträgern, wie es das römische Alterthum oft gethan und wie er in dem Forum des Nerva ein direktes Vorbild gehabt haben mochte. Sehr wenige Renaissance-Meister würden sich gescheut haben, das gleiche zu thun; deshalb darf der Tadel nicht den einzelnen treffen. Dabei wußte er namentlich in dem mittleren großen Risalit den Gedanken des einladenden, raumöffnenden Portals bei streng architektonischer Anordnung vorzüglich zur Anschauung zu bringen. Vielleicht ist es der glücklichste Ausdruck, den die gesammte deutsche Barockkunst für die Verkörperung dieses bestimmten architektonischen Gedankens gefunden! An Stelle der heutigen zwei Arkadenreihen übereinander rechts und links von diesem Portal hatte Schlüter ursprünglich eine gleiche doppelte Bogenstellung beabsichtigt, wollte aber vor jeden Pfeiler eine Halbsäule von gleicher Höhe mit den bei den Portalen angebrachten großen Säulen legen. Ueber das Gebälk dieser Halbsäulen spannt er dann — vielleicht nach dem Vorbild von Palladios Palazzo Porto in Vicenza — ganz flache Stichbögen. Diese imposante Säulenreihe hätte allerdings einen feierlicheren majestätischeren Eindruck als die heutige Art der Ausführung machen müssen, wäre doch aber zugleich monotoner und durch die flachen Bögen unschöner gewesen, wie denn auch die Halbsäule in so großen Dimensionen dem Auge nie wohlthut. Im Gegentheil scheint mir die heutige Lösung mit den gekuppelten toskanischen Säulen und scheidrechten Architraven unten und der schwereren mit Korbbögen überdeckten Pilasterstellung oben eine dem nordischen Klima äußerst glücklich entsprechende Umdeutung der italienischen Säulenhöfe zu sein.

Fragen wir uns, worin denn an diesem Bauwerk der Gegensatz zu der bisherigen Weise liegt, so ist dies abgesehen von der höheren künstlerischen Bedeutung, welche auf Rechnung der persönlichen Begabung des Meisters kommt, eine freiere malerische Behandlung der Architektur, die Rücksicht auf die Wechselwirkung von Licht und Schatten, die Vorliebe für große imponirende Verhältnisse und reicheren Schmuck. Hier finden wir zum ersten Male in Berlin jenes, wenn auch von Schlüter's Schönheitssinn gemäßigte

Auf- und Abwogen der Glieder, die großen Schwingungen der kräftig profilirten und ſtark verkröpften Bekrönungen und die Häufungen derſelben Form zur Verſtärkung der Wirkung, wie es der italieniſche Barockſtil liebte. Man betrachte z. B. nur die Luſtgartenportale und die Zeichnung aller Fenſtereinrahmungen. An demſelben Baue aber finden wir zugleich wieder Beziehungen zur Pariſer Architektur: ſo an den Portalen des inneren Hofes wie ferner an zahlreichen Detailbildungen des Innern. Beiſpielsweis findet ſich die von Schlüter beſonders beliebte ſchöne und eigenartige Zierleiſte ſchon an Lebruns Plafonds. Beide Richtungen aber geſtaltet er durch die Kraft ſeiner künſtleriſchen Leiſtungsfähigkeit zu einem neuen in ſich vollſtändig gleichmäßigen Ganzen: es iſt eine kräftig friſche Barockarchitektur in ſaftig vollen Formen, in manchen Einzelheiten unſchön, aber von edelſten Verhältniſſen und majeſtätiſcher Geſammtwirkung.

Von dem Inneren iſt zunächſt das große Treppenhaus zu erwähnen, deſſen einziger ſtark hervortretender Fehler — von den Verhältniſſen des Raumes geſprochen — vielleicht weniger dem Architekten als dem fürſtlichen Bauherrn zur Laſt fällt: ich meine die letzte Wendung der Treppe und den engen Uebergang in den Schweizerſaal. Da die Gemächer der Kurfürſtin während des Baues geſchont werden ſollten, ſo mußte das Treppenhaus gegen alle Axentheilung genau an ſeiner heutigen Stelle errichtet werden, und konnte zweitens der große Vorſaal (Schweizerſaal) nicht weiter in die Tiefe des Gebäudes zurückgelegt werden, wodurch es möglich geworden wäre, den letzten Theil der Treppe breiter, den Zugang zur letzten Wendung höher zu machen. Ich bin nun nach wiederholter Unterſuchung der betreffenden Theile geneigt anzunehmen, daß Schlüter urſprünglich Treppe und Vorſaal in eins ziehen wollte. Bei den Hoffeſten aber bewegte ſich die Geſellſchaft in den beiden Reihen von Gemächern rechts und links vom Schweizerſaal, ſodaß man, wäre derſelbe nach der Treppe zu ohne Abſchluß geblieben, immer einen dem Zugwinde ausgeſetzten, nie gleichmäßig mit den übrigen Sälen erwärmbaren Raum zu paſſiren gehabt hätte. Dieſe Rückſichten mögen ſchon während des Baues zur Errichtung der heutigen dünnen Scheidewand von Holz geführt haben, wodurch erſt die Treppe in ihrem letzten Theil bei dem nun entſtehenden Mißverhältniß der Höhe zur Breite den ſchornſteinartigen Eindruck bekommen hat, wie auch der Schweizerſaal nunmehr zu lang iſt im Verhältniß zur Breite, während mit dem Fortnehmen der Trennungswand ein vorzüglich glücklicher Raum geſchaffen wäre, von einer Großartigkeit der Wirkung, wie ſie dem unteren Treppenhauſe ganz entſprechen würde. Freilich entſcheidende Beweiſe für dieſe Hypotheſe laſſen ſich nach dem Verluſte des Schloßbauarchivs nicht beibringen, und ſo mag dieſelbe nur als ſolche hier ausgeſprochen werden. Die Anlage eines hinter der Treppe liegenden

und so indirektes Licht empfangenden großen Vorsaales steht übrigens keineswegs vereinzelt in der Barockarchitektur da; ich erinnere nur an die verwandte Anordnung im Palazzo Madama zu Turin, obgleich dort der Grundgedanke des Treppenhauses ein anderer bei weitem nicht so großartiger ist. Palazzo Madama in Turin, späteren Ursprungs als das Berliner Schloß, zeigt überhaupt eine überraschende Aehnlichkeit zu demselben; wohl nur eine Folge des Studiums der gleichen Vorbilder. Geht man die Einzelheiten des großen Treppenhauses durch, so mag man vieles mißbilligen, in vielem wird man aber auch den Reichthum und die Anmuth der Motive bewundern; die ganze so originelle Anlage mit ihrer gleichmäßigen, vortrefflichen Beleuchtung ist hohen Lobes werth. Der eigenartige Stil des Meisters, wie er sich aus dem Studium der beiden Hauptbauschulen seiner Zeit gebildet, zeigt sich dann noch einmal im günstigsten Lichte in der Anlage des in seiner Art meisterhaften Rittersaales und des diesem entsprechenden nur weniger reichen Elisabethsaales. Was beiden ihre besondere Schönheit verleiht, ist wie bei dem Treppenhause die helle und streng einheitliche Beleuchtung, dann aber auch das dieser Beleuchtung äußerst geschickt angepaßte Maß der farbigen Behandlung und die vollendeten Verhältnisse. Dabei trägt wenigstens der Rittersaal den ganzen dithyrambischen Reichthum des glanzvollsten Barockstils zur Schau und wird dadurch das große Prachtstück der ganzen Anlage. — Tritt in diesen Sälen überaus glücklicher Raumsinn zu Tage, so ist es um so mehr zu beklagen, daß der übrige Theil der Festgemächer in dieser Hinsicht dahinter zurückbleibt. Schlüter hat es nicht verstanden, die hohe Erwartung auf Raumentwickelung, die sein Treppenhaus erregt, in den folgenden Sälen zu rechtfertigen. Gerade die gleichmäßige harmonische Aneinanderreihung großer Raumentwickelungen gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Architekten und ist ein Unternehmen, an dem oft die besten Kräfte scheitern. Berlin hat in Schinkel's altem Museum ein zweites schlagendes Beispiel dafür. Wer die Freitreppe hinansteigt, die tiefe gewaltige Säulenhalle durchschreitet und durch die mächtige Thür in die Rotunde gelangt, der ahnt nicht, daß nach dieser großartig schönen, unbedingt bewundernswerthen Einleitung der dagegen gänzlich abfallende Götter- und Heroensaal folgt. So sind auch Schlüter's Paradekammern zu niedrig und theilweis überhaupt zu klein, um eine harmonische Verbindung zwischen jenen Vorräumen und dem diesen entsprechenden Ritter- und Elisabethsaal herzustellen. In ihrer dunklen, schweren Farbenbehandlung, in der geringen Höhenerhebung, in den auffallend kleinen Thüren, die in anderen Theilen sogar einflügelig und reichgeschnitzt von braunem Eichenholz sind, liegt wohl eine Reminiscenz an die ältere deutsche Weise, ja ich bin geneigt, darin ein Anlehnen an die Danziger Bauten, zu sehen, die Schlüter in seiner Jugend vor Augen hatte.

Ein paar kurze Bemerkungen über einige Details der Innenräume, wie sie sich dem aufmerksamen Beschauer beim Durchwandern derselben aufdrängen, seien hier angefügt. In den Gesimsen der einzelnen Zimmer kann man deutlich den Anschluß an die französische Theorie erkennen, welche für dieselben, je nachdem es sich um Galerien, Salons, Paradezimmer, Kabinete ꝛc. handelte, bestimmte Normen fixirt hatte, die Daviler meines Wissens zuerst publicirte. Bérains Grotesken waren Schlüter, als er seine zum Theil so schönen Füllungen der Fensterlaibungen in den Paradekammern wie einzelne auf Goldgrund gemalte Holztäfelungen zeichnete, sicher nicht unbekannt. Nur ist seine Composition liebevoller durchdacht und deshalb in der Zeichnung gleichmäßiger und abgerundeter, als bei dem vielbeschäftigten und daher oft flüchtigen Franzosen. Die Auffassung ist in vielen Fällen dieselbe. Anderes der Art erinnert wieder mehr an die strengere und gedrängtere Compositionsweise J. Lepautre's mit ihren lappig weichen, dicken Akanthusranken. Nie aber wird er ein bloßer Nachahmer; vielmehr zeigt z. B. gerade das bekannte Panneau, von dem das Berliner Museum einen Abguß besitzt, in glänzender Weise, wie völlig eigenartig und glücklich er seine Vorbilder zu verwerthen verstand. Mit Bérain gemeinsam hat er ferner die Vorliebe für Lambrequins als Ornamentmotiv. Dasselbe findet sich bekanntlich in primitiver Form schon in der ganzen Renaissance, besonders in den Stichen der Ornamentisten des 16. Jahrhunderts. Die Zeichnung chinesischer Vasen, die in Holland bei dem einheimischen Fabrikat tausendfach kopirt wurde und von da aus wieder die nordfranzösischen Poterien beeinflußte, mag dann auch zum guten Theil dazu beigetragen haben, diesen eigenthümlichen Ornament- und Dekorationsgedanken in Mode zu bringen. Er ist fast charakteristisch für die spätere Zeit Ludwig's XIV zu nennen. Wir begegnen ihm denn auch im Berliner Schlosse an den Gesimsen der Zimmer, in der Flächendekoration, an Konsolen, an Tischen und unter Deckplatten aller Art. — Ebenso möchte auf die Bemalung asiatischer Geräthe eine der eben besprochenen entgegengesetzte Form des Ornamentes zurückzuführen sein, eine Art von Umbildung der hellenischen Palmette in die mehr geometrisch-steife Form. —

Sucht man gerade aus diesem seinem Hauptwerke ein Gesammtresultat über den Kunstcharakter des Meisters zu gewinnen, so treten vier Punkte darin besonders hervor. Einmal die Großartigkeit des Empfindens, die Kühnheit der Komposition eines solchen Werkes im ganzen wie im einzelnen; und zwar erst wenn man an die kleinlichen Verhältnisse des damaligen Berlin denkt, kann man Schlüters grandioser Sinnesweise ganz gerecht werden, die unbekümmert um die dürftige Umgebung allein dem Triebe des eigenen Genius folgte. Es erinnert dies an Michelangelo. Bei diesem Steigern

der Masse in das außerordentliche aber bewegte er sich zweitens immer in den edelsten Verhältnissen. Dies wie drittens die Verwerthung italienischer und französischer Vorbilder in neuer geistvoller Weise ist es, was jenes Prachtstück der deutschen Architektur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, den inneren Schloßhof geschaffen, der leider heute nur zur Hälfte nach des Meisters Plänen ausgeführt ist. Der Einfluß des Louvre, der italienischen Säulenhöfe Genueser Paläste und vielleicht des Palazzo Barberini in Rom läßt sich hier nachweisen. So diktirten die italienischen Hofanlagen die doppelte Arkadenstellung und war das mittlere Risalit von Berninis Meisterwerk wohl nicht ohne Einfluß auf die Fassadenbildung des großen Wendeltreppenhauses, wie ferner Perrault's Kolonnade und einzelnes an den Bauten Genuas auf die kleinen Portale. Wie selbständig aber sind diese Vorbilder verwerthet; wie sehr ist jeder einzelne Theil doch wieder Schlüters eigenstes Werk! Als letzter Punkt endlich ist die schon oben besprochene Richtung auf die malerische Wirkung für die Formgebung im einzelnen und als eine Folge davon doch manche barocke Willkür, wie er sie an den italienischen Werken seiner Zeit kennen gelernt, hervorzuheben.

Seine Stellung als Bildhauer kommt hier nicht in Betracht; nur sei die Behauptung Nicolais, daß er zur Richtung Berninis gehöre, zurückgewiesen. Die Statue des großen Kurfürsten wird jeder für ein Studium nach dem Marc Aurel des Kapitols anerkennen, ebenso gab höchst wahrscheinlich die neuerdings von Dilthey bekannt gemachte Meduse der Villa Ludovisi den Anstoß zu seinen Masken der sterbenden Krieger am Zeughause. Will man aber seine Formgebung und Auffassung im allgemeinen in eine Parallele mit irgend einer Stufe der italienischen Skulptur bringen, so wird man ihn mit den Schülern Michelangelos gleichzustellen haben, nur daß er sie alle weit übertrifft. Jedenfalls ist er noch gänzlich frei von jenem Streben nach Bewegung und Effekt um jeden Preis, welches Bernini nach Pietro da Cortonas Vorgang in der Malerei auch in die Bildhauerkunst einführte. Dies schließt natürlich nicht aus, daß von ihm beim Schloßbau beschäftigte Skulptoren und Stuckatoren, namentlich der Italiener Simonetti, nicht jener Richtung gefolgt wären.

Ein unersetzlicher Verlust ist es, daß von den Zeichnungen und Entwürfen von Schlüters Hand so gar nichts erhalten scheint, weder aus seiner Petersburger Hinterlassenschaft noch von den zahlreichen Blättern seiner Berliner Zeit, die einst den Grundstock des Schloßbauarchivs gebildet, aber von dem Freiherrn v. Eosander bei dessen Dienstentlassung unterschlagen wurden. Derselbe nahm sie mit sich nach Frankfurt a/M., seitdem sind sie verschollen. Mit um so größerem Interesse sieht man Deckers fürstlichen Baumeister durch, wo jedes Blatt die treue Erinnerung an die Weise des

großen Künstlers giebt. So tief auch der Schüler an Adel der Verhältnisse hinter dem Meister zurückbleibt, so sehr seine abenteuerlich phantastischen Geschmacklosigkeiten, die stark an Pozzo erinnern, die Formschönheit Schlüters vermissen lassen, seine ganze Richtung kann den Einfluß, den ein siebenjähriger enger Verkehr mit seinem Lehrer auf ihn hatte, nicht verleugnen.

Unter den Privatbauten Schlüters zeigt das Palais Wartenberg in seinem einfachen Unterbau und den darauf folgenden kannelirten Pilastern, die durch 2 Stockwerke gehen, mit der figurengeschmückten Attika darüber am augenfälligsten den Anschluß an den französischen Palaststil. Trotz des Lobes aber, welches dem Werke gespendet worden und trotz der reichen Dekoration des Inneren, soweit sie erhalten, steht es doch nicht auf der Höhe des Künstlers, wie vielfache Unschönheiten in der Zeichnung des einzelnen zeigen. Dahin gehört u. A. die zu hohe Attika, der geschweifte Fries des Hauptgesimses und die kahlen Sockel der Pilaster. Schlüters reizvolles kleines Landhäuschen für den Herrn von Kameke, die jetzige Loge Royal York, endlich ist ein interessantes Werk, um zu zeigen, wie aus diesem Stil sich gerade an solchen kleinen Bauten allmählich die Art der Behandlung des Aeußeren herausbildet, wie sie in der Zeit des Rococo Sitte wird. Hier wie dort haben wir die geringe Höhenerhebung im Verhältniß zur Breite, das Vor- und Zurückspringen einzelner Theile mit schrägen oder geschweiften Mauerflächen, geringe Profilstärken, das Verzichten auf Formen, die einer bestimmten Säulenordnung angehören, die Gliederung der Wand durch Blenden, endlich die hohen Attiken über den Gesimsen. Das Rococo giebt dies Alles schwächlicher und verdünnt, es fehlt ihm die saftige kraftvolle Zeichnung Schlütersund der Barockzeit im allgemeinen; durch die spätere Entwicklung ist schon hier angedeutet.

Bekannt ist die Geschichte des Münzthurmes und die sich daran knüpfende Enthebung Schlüters von der Bauleitung. An seine Stelle trat der Freiherr von Eosander, ein Mann von zweifelhaftem Charakter, der auch in künstlerischer Beziehung tief unter ihm stand. Ohne irgend welche Neigung zu einer Ehrenrettung des mit Recht geschmähten zu verspüren, wird man doch eingestehen müssen, daß neben allen persönlichen Interessen die Verschiedenheit des künstlerischen Standpunktes Eosanders Opposition mitbedingte. Die anonyme Zeitungspolemik, die er gegen den schon Verdrängten erhob, verurtheilt ihn als Menschen, die Richtung des Künstlers erkennen wir aber auch darin, wenn er sagt, daß Schlüter zwar ein geschickter Bildhauer aber kein Baumeister sei, da seine Werke der Strenge und Einfachheit entbehren. Es ist hier eben die bewußte Opposition gegen die malerische Richtung des italienischen Barockstiles und insofern liegt dem ganzen Streit ein allgemeines kunstgeschichtliches Interesse zu Grunde. Heut stimmt Jeder darin überein, daß die Aenderungen, die Eosander namentlich mit der Fassade vor-

genommen, kaum reinere Formen zeigen, jedenfalls aber im Gegensatz zu dem prächtigen frischen Eindruck des Schlüter'schen Theils nüchtern und kahl sind. Die innere Dekoration der Bildergalerie gehört noch Schlüter an, der in seiner geistigen Schaffensfreudigkeit gebrochen und als Bildhauer bei einem Baue thätig, den er als Architekt an dieser Stelle nie gut geheißen haben würde, hier in allerlei phantastische „capricci" verfällt, vor denen ihn sein Genius früher bewahrt hatte. Und doch ist auch hier noch eine Fülle großer Schönheiten im einzelnen vorhanden. Die Phantasie des Meisters zeigt sich, um nur dies hervorzuheben, z. B. in den jedesmal verschiedenen Reliefplatten zwischen den Konsolen des hier ganz nach Daviler gezeichneten Gesimses; es sind Embleme und Trophäen zu den reizvollsten Gruppen arrangirt.

Der Gegensatz, in dem Eosander zu Schlüter stand, zeigt sich ferner in den von ihm herrührenden Treppenanlagen, namentlich in dem Aufgang zum weißen Saal, einer Studie nach den reichen doppelarmigen Treppenhäusern Genuas. Es ist eben eine Reproduktion anerkannter Vorbilder der guten Zeit, die bis auf die ganz verfehlte Beleuchtung in korrekter Weise vorgetragen ist; man vermißt aber dabei die künstlerische Originalität, die das Erlernte im eigenen Geist zu neuen charakteristischen Leistungen umzugestalten vermag. Das eben ist Eosanders Mangel, der im Vergleich mit Schlüter nur um so deutlicher hervortritt. Dieser, ein Künstler von Gottes Gnaden, schafft frei aus der Fülle seiner Phantasie oder weiß doch alles Fremde seinem eigenen Genius conform zu gestalten, während jener in steter Abhängigkeit von seinen Vorbildern lebt und diese — eine natürliche Folge davon — nie erreicht. Eosander stammte aus Schweden, wo von allen europäischen Ländern die französische Richtung vielleicht den empfänglichsten Boden gefunden (Dussieux, les architectes français à l'étranger; Suecia aulica) und auch er schloß sich derselben aus voller Ueberzeugung an. In den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts war er auf kurfürstliche Kosten nach Italien und Frankreich gegangen. Gegen den römischen Barockstil verhielt er sich entschieden ablehnend. Die Frucht seines Pariser Aufenthalts aber zeigt sich in den meisten seiner Innendekorationen. Das gerade war es, was sein königlicher Herr von ihm verlangte, dem es eben darauf ankam nicht hinter seinem Vorbild an der Seine zurückzubleiben. Wider seinen Willen aber klebt Eosander ein gut Theil von der nordischen Nüchternheit an. Alle Formen werden unter seinem Bleistift pedantischer, als die eleganten Franzosen sie gezeichnet hätten. Bald etwas nüchtern, bald überladen ermangeln sie meist der geistreichen Frische. Wo er sich zu außerordentlichen Leistungen zu erheben sucht, copirt er am liebsten. So änderte er, sobald er an Schlüters Stelle die Schloßbaudirektion übernommen, sofort den Plan seines Vorgängers, um eine Galerie nach dem Vorbilde der

Apollogalerie des Louvre anzufügen. Sein großes Prachtstück, der Triumphbogen desselben Schlosses, ist nichts als eine an dieser Stelle noch dazu recht unpassende Reproduktion des Constantinbogens in Rom, ernüchtert durch das Fehlen der Skulpturen und durch die Vergrößerung der Maße. Aller künstlerischen Erfindungskraft baar ist, wie schon gesagt, seine Abänderung der Schlüterschen Fassade, wenn man auch der Absicht einer Reaktion gegen die malerische Tendenz des italienischen Barockstils seine Anerkennung nicht versagen darf. Eosanders beste Leistungen finden sich im innern Ausbau, den er leichter und weniger großartig als Schlüter behandelt, schon etwas von der Mansartschen Art beeinflußt. Freilich besitzt er auch hier keine große Erfindungskraft: dieselben Formen kehren oft wieder und bei einigermaßen sorgfältigem Beobachten ist er deshalb leicht zu erkennen. Immerhin aber hat er einzelne — nicht gerade geistreiche — aber doch gefällige Motive vielleicht französischen Ursprungs im Berliner Schloß und namentlich in dem nordwestlichen Theile des Charlottenburger hinterlassen.

Wenn erst an dieser Stelle des Zeughauses gedacht wird, so geschieht dies, weil der Gesamtcharakter des 1695 begonnenen Baues, wie er heut dasteht, von starken Einflüssen Schlüters zeugt, während freilich die ursprüngliche Zeichnung von Nering schon bei Lebzeiten des großen Kurfürsten gemacht und auch in dem einfacheren ruhigeren Geiste jener Zeit und jenes Meisters gedacht ist. Eine aktenmäßige Baugeschichte, deren Schluß leider immer noch fehlt, findet man aus der kundigen Feder F. Adlers bei Erbkam: Bauzeitung Bd. XX, die ästhetische Würdigung bei Woltmann; so haben wir uns nur auf wenige Worte zu beschränken. Die Broebesschen Vues des palais etc. geben zwei Entwürfe zu diesem Gebäude. Den ursprünglichen, nach dem der Bau in der That begonnen, und ein zweites, reiches aber phantastisches Projekt mit flachbogigen Fenstern unten, korinthischen Pilastern zum Theil abwechselnd mit riesigen Karyatiden oben, zahlreichen Balkons und reichem Skulpturenschmuck, so namentlich im Erdgeschoß Fontainen aus Muschel- und Felsenwerk. Höchst wahrscheinlich haben wir darin einen Entwurf von Broebes' eigener Hand zu sehen, in welchem er allerlei durcheinander gewürfelt, um ein möglichst reiches Ganzes zu gewinnen, was — nach seiner Meinung — den ausgeführten Bau ausstechen und sein Talent in ein helles Licht setzen sollte. Die Composition ist höchst abenteuerlich; sie erinnert dabei am meisten an die französische Schule, dann kannte der Zeichner aber wohl auch Schlüters Projekte zu den Gebäuden, die den Schloßplatz säumen sollten, endlich dürften in den Fontainen und den Karyatiden Anklänge an die Dresdener Zwingerbauten liegen. Wichtiger ist das erste Blatt, welches die befremdende Ueberschrift trägt: „Façade de l'arsénal de Berlin du dessin le M. Blondel" mit dem Zusatze „conduit par Nerin Archit. Grueber.

Schr. j. Bot.“ Ein Blick auf die Schreibweise der Namen, die „Nering, Grünberg, Schlüter, J. von Bodt“ heißen sollen, zeigt, wie leichtfertig Broebes es mit seinen schriftlichen Bemerkungen nahm — übrigens genau so wie mit seinen Zeichnungen. Auf diese Erfahrung gestützt ist es denn wohl gestattet zu zweifeln, ob der Name Blondels überhaupt mit Recht mit diesem Werke in Verbindung gebracht wird. Jede andre Nachricht, die die Angabe bestätigte, fehlt. Vielmehr war man schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo ein literarischer Streit über die Frage entstand, allgemein der Ansicht, daß Nering nicht nur der Erbauer sondern auch der Zeichner des Zeughauses sei (conf. lettre sur le gout dans l'archit.) und die gleiche Annahme ist auch heut die giltige. Der Stilcharakter der Zeichnung paßt ganz zu Nerings sonstigen Werken: und so muß denn Broebes' Notiz so lange in das Reich der Irrthümer verwiesen werden, bis sie wider Erwarten von anderer Seite eine Bestätigung findet. Dem Blondel etwa das zweite Projekt zuzuschreiben und also nur ein Versehen in dem Titel der Platten anzunehmen, dürfte stilistisch kaum möglich sein. Der alte Entwurf unterscheidet sich im wesentlichen durch ein einfacheres Portal, welches das Gurtgesims nicht durchschneidet, durch eine hohe nüchtern wirkende Attika an Stelle der heutigen Balustrade und durch den fehlenden plastischen Schmuck an dem ausgeführten Werke. Wieder zeigt das Erdgeschoß die so beliebte „toskanische“ Form, während der obere Stock mit seinen toskanischen Pilastern zwischen den Fenstern Anklänge an Genueser Bauten verräth. Gewiß mit vollem Recht, und darauf möchte ich ganz besonderes Gewicht legen, schreibt Adler bei diesen Veränderungen, die gewöhnlich auf den Namen Johann von Bodt's gehen, Schlüter einen entscheidenden Einfluß zu. Nach Nerings Tode hatte Grünberg die Oberleitung des Baues übernommen, und als er auf sein Gesuch 1698 davon enthoben wurde, trat Schlüter an seine Stelle. Eine Fülle von Aufträgen in dem Berufe als Hofbildhauer ließen diesen aber schon im folgenden Jahre die Direktion des Zeughausbaues wieder abgeben und der erst neunundzwanzigjährige Bodt erhielt sie. Schlüter blieb aber dem Baue nahe, an dem er als Bildhauer noch direkt thätig war; und andrerseits hatte wahrscheinlich Bodt schon eine Zeit lang unter Schlüters Leitung als Architekt gearbeitet, so daß er voraussichtlich des Meisters Ideen kannte. Gewiß führte er nur eine solche aus, als er den Schwerpunkt der Fassade in die manichfachen plastischen Dekorationen und die reich geschmückte Balustrade verlegte. Zeigt sich doch darin genau dieselbe Sinnesweise wie am Schloß, während sie an Bodtes sonstigen Werken nicht wieder zu Tage tritt! Dagegen ist die Umänderung des Portales zuverlässig ihm zur Last zu legen, wobei er vielleicht höheren Einflüssen gehorchte; ähnliches hat Schlüter nie gemacht und hätte er nie gemacht! Uebrigens kam das reiche

Talent Bodts, der nächst Schlüter unbedingt der begabteste Architekt am Hofe Friedrichs I war, in Berlin nicht recht zur Geltung; erst in Dresden, wohin er als gereifter Mann übersiedelte, zeigt er in seinem japanischen Palais, was er zu leisten vermag.

Als Schlüter 1713 Berlin verließ, verschwand er wie ein glänzendes Meteor. Ist es nicht bezeichnend, daß der größte deutsche Künstler seiner Zeit nach nahezu zwanzigjährigem Leben und Schaffen in Berlin daselbst keine Schule hinterlassen? Das Schloß, das weitaus wichtigste Gebäude der Stadt hat, mit einer einzigen Ausnahme vielleicht, auf keinen der späteren Architekten einen nachweisbaren Einfluß geübt. Mit die Ursache davon war allerdings der plötzliche Umschlag, der durch die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's I in dem ganzen Kunstleben eintrat. Noch mehr als den großen Kurfürsten brachte diesen König seine Sinnesweise den Holländern nahe. Der nüchterne praktische Verstand, der doch wieder viel kleinbürgerlich engherziges an sich hat, war beiden gemein. Friedrich Wilhelm räumt denn auch in seiner gerade auf das Ziel losgehenden Weise schnell mit der ihm nicht zusagenden Kunstrichtung auf. Er sprach es offen aus, daß er am liebsten Holländer zu Baumeistern haben wolle, weil diese ihm am tüchtigsten erschienen. Seine Vorliebe ging darin so weit, daß er selbst geringere Bauhandwerker zahlreich von dort her engagirte, so daß die Gesandten in ihren Berichten den König gern mit der Nachricht unterhalten, daß sie Aussicht haben einen oder den anderen Handwerksmeister für Potsdam zu gewinnen.

Reellen Kunstwerth besitzen die äußerst einfachen Bauten, die unter jener Regierung entstanden, nicht. Woltmann charakterisirt diese Periode treffend mit den Worten: „Es wurde viel gebaut, aber es gab keine Baukunst". Was etwa an bedeutenderen Werken damals entstand, wie z. B. die beiden Kuppelkirchen der Friedrichsstadt, nennt er einen „Zopf vom reinsten Wasser", und sie sind in der That charakteristisch für das äußerst knappe Gewand, welches der Vater des militärischen Zopfes auch der Architektur seiner Zeit anzuziehen wußte. Es fragt sich nur, was man unter dem Worte „Zopf" als Baustil versteht. Man muß zugeben, daß der Name seiner Herkunft wegen von einer Schöpfung Friedrich Wilhelms auf anderem Gebiet auch am besten für die Baukunst seiner Zeit passen würde, wenn man aber nach Zahns Vorgang sich daran gewöhnt unter Zopfstil die Periode zu verstehen, die zwischen dem Aufgeben des Rococo und dem Einlenken in die Bahnen unseres Jahrhunderts liegt, so thut man gut der Architektur unter Friedrich Wilhelm diesen Namen noch nicht beizulegen. Zwischen der späteren Zopfzeit und der Berlinpotsdamer Architektur von 1713—1740 existiren in der That wesentliche Unterschiede. Die letztere ist nüchtern und kahl nur aus Sparsamkeitsrücksichten, der Zopf dagegen als eine Folge archaistischer

Gelüste und der Reflexion. Wo Geld vorhanden war, da baute man auch in jener Zeit anders, wie an dem Hôtel Vernezobre (heut Palais des Prinzen Albrecht) nach französischen Zeichnungen und ganz der Pariser damaligen Richtung entsprechend, oder am Hôtel Schulenburg (heut Radziwill) nach italienischen Plänen und am Hôtel Schwerin (Ministerium des königlichen Hauses) von Wiesend. Ja bei genauerer Betrachtung findet man an allen Bauten der Zeit, auch an jenen beiden Kuppelkirchen dieselbe Ideenwelt vertreten, in der sich das Barock im allgemeinen bewegt, nur sind alle Formen bis zur äußersten Grenze verdünnt. — Damals auch erhielt Potsdam „das holländische Viertel", an welchem nahezu ein Jahrhundert vor Schinkel der gebrannte Backstein seit dem Mittelalter zuerst wieder in der Mark unverputzt zu Tage trat; freilich ohne höhere künstlerische Bedeutung und ohne Einfluß auf die gleichzeitige Baukunst.

Die große Wende des Jahrhunderts, das Jahr 1740 ist auch für die Architekturgeschichte Berlins und Potsdams epochemachend. Mit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen beginnt die Herrschaft des Rococo. Diese Kunstrichtung aber concentrirt sich vornehmlich auf die Gestaltung der Innenräume. Die Kleinkünste, die Schöpfungen des Schreiners und Schlossers gewinnen jetzt eine höhere Bedeutung als je zuvor. Deshalb ist ein, wenn auch nur ganz flüchtiger Rückblick auf die Gestaltung der Innenräume in Bezug auf das Mobiliar während der Barockzeit geboten.

Auch hier that die holländische Erziehung des großen Kurfürsten das ihrige. Soweit wir die Einrichtung seiner Schlösser heut reconstruiren können, zeigten sie im Gegensatz zum Versailler Geschmack, der in erster Linie auf imponirende Pracht und festliche Repräsentation abzielte, die allerdings gleichfalls reiche, aber durch die kleineren Verhältnisse mehr bürgerliche Behandlungsweise der holländischen Gebäude. Die selten mehr als zwei Stockwerke hohen, im Aeußeren anspruchslosen Schloßbauten boten auch im Innern meist mäßige Räume. Diese aber waren in reichen Stoffen und tiefsatten Farben decorirt, die Decken mit Gemälden geschmückt und deren stuckirte Umrahmungen von strenger Zeichnung. So wenigstens an den Theilen des Berliner Schlosses, die von Nering herrühren, namentlich in der unteren Galerie des Gebäudes an der Spree. Die Wände deckten Gobelins und Ledertapeten, seltener gold- oder silbergestickte Sammete. Zahlreiche Gemälde, mehr als die heutige Mode es liebt, hingen in jedem Zimmer, fast immer waren die Rahmen schwarz, ausnahmsweise vergoldet. Nie fehlte ein Bild über dem Kamin und über den Thüren. Im Gegensatz zu dem plumpen Naturalismus der italienischen Arbeiten jener Zeit, wie zu den eleganten Formen des „Louis XIV" bleibt den Möbeln meist noch eine Erinnerung an die Zeit des Rubens und Vredemans de Vriese: auch sie

ſind ſelten vergoldet. Orientaliſche Teppiche decken den Fußboden und die Tiſche; Marmorplatten auf letzteren ſind ſehr ſelten. In allen Zimmern ſammeln ſich koſtbare, künſtliche Werke der vereinigten Tiſchlerei und Goldſchmiedekunſt, die ſogenannten Kabinetſtücke, deren Zahl am kurbrandenburgiſchen Hofe einſt beſonders groß geweſen ſein ſoll. (Greg. Leti: Storia della casa elettorale di Brandenburgo). Dazu kommt die gleichfalls aus Holland ſtammende Sitte des Sammelns und Aufſtellens chineſiſcher und japaniſcher Porzellane wie anderer Arbeiten der Kunſtinduſtrie jener Völker, in den ſogenannten Prachtküchen. Mit dem aſiatiſchen Porzellan aber wanderte die Delffter Waare durch ganz Norddeutſchland bis in die einfachſten Bürgerhäuſer. Iſt es nicht, als ſähen wir bei dieſer Beſchreibung, der alte Inventarienverzeichniſſe der k. preußiſchen Schlöſſer zu Grunde liegen, die eleganten Innenräume vor uns, die Metſu's Bilder den Paläſten ihrer reichen Mitbürger entlehnen? Unter Kurfürſt Friedrich III werden zunächſt die Plafonds belebter; die großen ſchilfähnlichen, lappigen Akanthusranken erſcheinen jetzt erſt: noch aber iſt die Anordnung der Hauptlinien architektoniſch und das mittlere Gemälde von einem einfachen Vier- oder Achteck umrahmt. Erſt Schlüter löſt die geometriſche Compoſition ganz in maleriſche Gruppirungen auf und führt ſo die italieniſche Behandlung der Decke ein, deren Auswüchſe ſelbſt, wie das Herausquellen von Wolken und Menſchen aus den Grenzen der architektoniſchen Umrahmung, ihm nicht fremd bleiben. Die wenigen erhaltenen Prachtmöbel ſeiner Zeit zeigen ziemlich eigenartige Formen, ohne bedeutend zu ſein, ſo ein reichgeſchnitztes Sopha und Stühle. Der Naturalismus der jede Linie überdeckenden Akanthusblätter iſt mit dem Hineintragen heraldiſcher Embleme verſchmolzen. Die Füße dieſer Sitzmöbel ſind meiſt etwas ſteif, an dem ſehr reichen Sopha auch die Seiten und Rücklehnen ganz aus Holz geſchnitzt. Die einzelnen Formen erſcheinen etwas zu dünn, bisweilen nur aus ziemlich flachen Brettern gearbeitet. Von jetzt an ſcheint die Vergoldung vorzuherrſchen, wie nunmehr auch die Bilderrahmen vergoldet werden. Auch dieſe ſind meiſt ſchmal und ein nicht ungefälliges Motiv mit einfacheren Seiten und reicheren Eckſtücken wiederholt ſich oft. Die Liebhaberei für Porzellane iſt wo möglich noch im Steigen, ganze Zimmer, die Wände, Säulen, Geſimſe ſind mit dieſen Gerüthen decorirt. Das berühmte ſilberne (mit ſilbernen Platten belegte) Mobiliar Fridrich's I näherte ſich in den heut noch zum größten Theil in Nachbildungen erhaltenen Stühlen der Form der sella curulis.

Unter Friedrich Wilhelm I entſteht wenig neues und dieſes wenige iſt in ſeiner bürgerlichen Einfachheit unwichtig. Wahrſcheinlich eine Folge der holländiſchen Neigungen des Königs iſt auch ſeine Vorliebe für das Weiß als billigſtes und reinlichſtes Decorationsmittel, und ſelbſt eine Reihe reicher

behandelter Räume der älteren Zeit werden jetzt ſo überſtrichen. Seitdem iſt das Weiß in der Berliner Architektur heimiſch. Es iſt daher für den Nordoſten Deutſchlands wenigſtens ein Irrthum, wenn man den Fluch der Farbloſigkeit, den wir heut noch nicht ganz überwunden haben, als eine Erbſchaft aus der Rococozeit hinſtellt; derſelbe iſt älteren Datums. Seine Erſparniſſe legt der König zum Theil in großen ſilbernen Schauſtücken an, die meiſt aus Augsburger Werkſtätten ſtammen. Was davon die Nothzeiten des zweiten ſchleſiſchen und ſiebenjährigen Krieges überdauert hat, zeigt eine kräftig flotte Behandlung barocker Formen, die ſchon durch den Gegenſatz zu den gleichzeitigen Bauten die fremde Schule verräth. R. Dohme.

Holland und Atſchin.

Am 9. December 1873 landeten vor Atſchin auf der Inſel Sumatra unter lebhaftem Feuer zwiſchen ihren Schiffen und den Batterien der Eingebornen 9000 Mann Holländer mit allen Erforderniſſen zu einer energiſchen Kriegführung ausgerüſtet, um nicht allein den Sultan der Atſchineſen zu demüthigen, ſondern ſein Reich unter die Oberhoheit Hollands zu ſtellen. Daß der Krieg dahin führen werde, das ſprach der Miniſter für die Colonien, Franſen van de Putte, im November in einem Schreiben an die zweite Kammer der Generalſtaaten geradezu aus. Es iſt nur zu befürchten, daß die Fortſetzung dieſes am Anfange des Jahres bereits unglücklich begonnenen Krieges ein Seitenſtück zum Kampfe der Engländer in Afrika werden und nach Aufwendung beträchtlicher Koſten gleich jenem nicht den Erfolg haben wird, wie man ihn vorauszuſehen meint. Auch hier kommt die Natur des Tropenlandes dem Angegriffenen vielfach zu Hülfe, nur findet ſich für den Holländer diesmal kein Anderer, dem er zu rechter Zeit ſeine Anſprüche abtreten könnte und der nun ſtatt ſeiner die Regelung des feindlichen Verhältniſſes zu den Nachbarn vornähme, wie dort. Auch befindet ſich Holland in ungleich ſchwierigerer Lage als England, da ſeine Einrichtungen zu einem ſolchen Kampfe weit mehr Anſtrengungen koſten, ſeine maritime Macht kaum einen Schatten von der ehemaligen Größe ſeiner Marine zeigt und ſich herausgeſtellt hat, daß ſich ſowohl ſeine Schiffe wie das Schiffsperſonal und die Truppen durchaus nicht in der Verfaſſung befinden, um dem etwas großſprecheriſchen Weſen in den letzten Jahren zu entſprechen.

Die erſte Nachricht von einem ernſten Streite zwiſchen den Holländern und Atſchineſen brachte die Interpellation des Deputirten Bluſee, der den Miniſter um Auskunft über die Vorgänge auf Sumatra erſuchte. Dieſer

erklärte, der Regierung liege jede aggressive Politik fern, es gelte nur, die „Autorität derselben und die Respektirung abgeschlossener Verträge sicher zu stellen". Der Vicepräsident des Rathes von Ostindien sei mit genügenden Streitkräften nach Atschin geschickt worden, um dort ein entsprechendes Arrangement herbeizuführen, vom Haag aus werde der Abgang zweier Kriegsschiffe nach den ostindischen Besitzungen beschleunigt werden, ein Truppennachschub von hier sei nicht beabsichtigt; die Regierung rechne auf die Klugheit und Umsicht des Generalgouverneurs. Der Minister war übrigens sehr verschwiegen über die Gründe des Streites, und wären die Deputirten nicht versammelt gewesen, so hätte man noch weniger erfahren. Am 26. März erklärten die Holländer den Krieg an Atschin, rückten auch bald vor und vermochten zwei Erdvertheidigungswerke zu nehmen. Aber damit war ihr Glück auch zu Ende, sie wurden von dem Hauptfort zurückgeschlagen und mußten sich nicht nur bis zur Meeresküste zurückziehen, wo sie kurze Zeit hinter Pallisaden verschanzt waren, sondern um den 20. April bereits vollständig das Gebiet räumen. Ihr Verlust betrug in dem heftigen Kampfe 32 Officiere und über 400 Mann; der General Köhler fand dabei seinen Tod.

Das Reich Atschin, mit dem die Holländer schon seit 300 Jahren verkehren, bildet den nordwestlichen Theil von Sumatra, umfaßt ungefähr 800 geogr. Quadratmeilen und hat etwa 2 Mill. Einwohner, welche zur malayischen Rasse gehören. Die Atschinesen sind groß und kräftig gebaut, heftiger und stolzer Gemüthsart und seit langer Zeit Todfeinde der Holländer. Doch erkennen die holländischen Blätter an, daß sie sich durch Intelligenz und Kunstfertigkeit vor den meisten übrigen Bewohnern Sumatras vortheilhaft auszeichnen. Sie sind größtentheils Mohammedaner, weshalb sie ihre Herrscher Sultane nennen, wogegen die Könige der Nichtmohammedaner Radschas heißen. Die Hauptstadt Atschin zählt gegen 8600 Häuser und 36,000 Einwohner; der Palast des Sultans in dieser Stadt ist nicht sein Hauptpalast, wie auch der Besitz Atschins noch in keiner Weise für die Eroberung des Landes maßgebend sein wird, das sehr bergig ist und den Eingebornen reichliche Mittel liefert, den Widerstand längere Zeit mit Erfolg fortzusetzen. Das Land ist reich und ergiebig an Erzeugnissen aller Art. Der Hauptausfuhrartikel ist der Pfeffer, wovon man jährlich gegen 200,000 Picols erntet. Man pflanzt Kaffee, Baumwolle, Tabak, Gemüse, gewinnt Seide, findet Gold und Edelsteine, kurz die Atschinesen vereinigen mit einer sehr kriegerischen Natur einen praktischen Sinn für Handel und Schiffahrt.

Das Innere des Landes ist noch sehr wenig bekannt, doch geben außer den in den neuesten holländischen und englischen Journalen und Schriften gegebenen Mittheilungen, die theilweise auch in die deutschen Zeitschriften über-

gegangen sind, einige ältere Reisebeschreibungen interessante Notizen darüber, wie die des britisch-ostindischen Gesandten Crawfurd beim König von Siam und Finlaysons, seines Begleiters aus dem Jahre 1821 und Mittheilungen von White, einem Seeofficier der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welcher im Jahre 1819 nach Cochinchina geschickt worden war, um Handelsverbindungen anzuknüpfen*). Obschon Sumatra vom Aequator durchschnitten wird, so ist das Klima sehr gemäßigt und die Hitze steigt selten über 24° R.; auf der Hochebene wird es zuweilen so kühl, daß die Bewohner sich am Feuer wärmen müssen. Indeß weiß man selbst auf den Spitzen der höchsten Berge (über 12000') nichts von Schnee und Frost. Die Luft im Gebirge ist rein und gesund, im Tieflande und an den Küsten aber ungesund. Daher sind die Nachrichten aus neuester Zeit nicht befremdend, daß die holländischen Mannschaften sehr viel von Krankheiten, namentlich Cholera, zu leiden haben und Verluste schon dadurch erlitten. Hierzu kommt noch, daß die Flüsse sehr viel Sand und Schlamm in's Meer bringen, große Sandbänke in der Nähe der Küste absetzen und für größere Schiffe an manchen Stellen gefährlich werden. Für einen sich zurückziehenden Feind des Landes eine sehr bedenkliche Situation! Von der Thierwelt der Insel wäre sehr viel zu sagen, da sie reichlich vertreten ist. Außer den Elephanten, Tigern, Büffeln und Nashörnern heben wir noch besonders den Orangutang hervor, den die Eingebornen niemals tödten, weil sie glauben, daß die Seelen ihrer Voreltern darin wohnen! Die dichten Waldungen enthalten Palmen, Ebenholz- und Drachenblutbäume, Bambus und eine Menge Schlinggewächse.

Den Atschinesen benachbart sind noch verschiedene andere malayische Stämme wie die Battas, Lampues, die Staaten Menangkabo, Deli, Rahua, Siak, Dschambi, Passamman u. a. Von den Battas werden ganz eigenthümliche Schilderungen gemacht; es scheint, als wenn auch die Holländer, die sie Battaks nennen, besondere Furcht hätten, dieselben möchten den Atschinesen helfen. Die Battas sollen nämlich sehr wild und große Liebhaber von Menschenfleisch sein; wenigstens erzählen die älteren Reisebeschreiber, daß ein Radscha blos von Menschenfleisch gelebt und Magenschmerzen bekommen habe, wenn er nicht jeden Tag solches erlangen konnte; wenn ein Batta in den Krieg ziehe, so habe er stets Salz und Citronensaft bei sich, um das frische Fleisch der Erschlagenen oder Gefangenen sogleich verzehren zu können. Crawfurd behauptet von diesen Insulanern, daß ihre Nahrungsmittel, Mais und süße Kartoffeln, auch auf ihren Charakter eingewirkt hätten. Kein Land

*) In: Sommer, J. G. „Gemälde von Asien und den dazu gehörigen Inseln". Dritter Theil. Wien 1829.

habe ein großes oder gesittetes Volk hervorgebracht, welches nicht an fruchtbarem Boden reich genug war, um einen bedeutenden Vorrath der besseren Getreidearten zu liefern. Hier habe das bloße Vorhandensein der feineren Gewürze, der wohlriechenden Harze, des Goldes und der Edelsteine allein keinen Einfluß auf die Beförderung der Civilisation gehabt; es sei die Gegend der Menschenfresser, welche vorzüglich Gold und Weihrauch liefere.

Ein Theil des jetzigen holländischen Gebiets, welches sich im Osten der Insel ausdehnt, wurde in früherer Zeit von den eingebornen Fürsten an die Britten abgetreten und heißt Benkulen; im Jahre 1824 übernahmen die Holländer von jenen das Land, unterwarfen sich noch die Ländereien der benachbarten Redschangs und verpflichteten sämmtliche Erwachsene, bei strenger Strafe gegen die Widerspenstigen, zum Pfefferbau. Ein anderes Gebiet, den Staat Palimbang, eroberten sie bereits im Jahre 1820, bald darauf auch das Land der Lampues, wo sie das Fort Mangala bauten. Die Einwohner der Insel kennen sie also seit Jahrzehnten als Eroberer oder als Tyrannen, welche Verträge abschlossen, um sich die Bewohner dienstbar zu machen, während die des Handels wegen einwandernden Chinesen als Berg- und Hüttenleute benutzt wurden. Ihre Bekehrungsversuche wurden mitunter sehr übel aufgenommen und es scheint auch dies ein Beschwerdepunkt der mohammedanischen Atschinesen zu sein.

Der Aerger der Holländer über den erlittenen Mißerfolg mochte kein geringer sein. Man bedenke die herausfordernde Haltung derselben zur Zeit des letzten Krieges mit Frankreich gegenüber Deutschland, und jetzt eine Niederlage von Atschin herbeigeführt! Die in seinen Schiffsbüchern aufgeführten 23 Panzerschiffe und Fahrzeuge entpuppen sich als bloße Küstenschutzschiffe, von 9 Kriegsschiffen sind 3 in den gefahrvollen indischen Gewässern nicht mehr verwendbar, zur weitern Ausrüstung fehlen die Matrosen und Mannschaften! Von dem officiellen Bestande der indischen Armee von mehr als 28000 Mann erweist sich der aus 3000 Mann europäischer Truppen bestehende Bruchtheil als allein zuverlässig. Dagegen werden die Streitkräfte der Atschinesen bis auf 70000 Mann angegeben und die Bedeutung derselben durch Truppen der Nachbarn und durch Unruhen in den holländischen Factoreien noch erhöht. Der Muth und die Zuversicht der holländischen Mannschaften leidet aber durch Krankheiten erheblich, man erfährt gar nicht, wie viele die Cholera weg raffte. Die erforderlich gewordene Blokade veranlaßte Stockungen im Geschäftsverkehr, welche Unzufriedenheit in den verschiedenen Häfen herbeiführten. Eine Folge davon schien die Ermordung zweier höherer Verwaltungsbeamten in Benkulen zu sein.

Das vollständige Mißlingen des Kriegszuges machte im Publicum in Holland große Sensation; man warf dem Ministerium Nachlässigkeit und

Mangel an Vorsicht und Sachkenntniß vor, die sehr üble Folgen haben könnte. In der nach Ostern eröffneten Sitzung der zweiten Kammer machte der Colonien-Minister, um einer Interpellation zuvorzukommen, sofort Mittheilungen. Er war noch sehr wohl der scharfen Worte eingedenk, welche am 4. April gegen ihn vom Abgeordneten Nierstraß, einer Autorität in indischen Angelegenheiten, gefallen waren und deren Fortsetzung er sich nur dadurch entzog, daß er unter Berufung auf das Grundgesetz Mittheilungen über die Instructionen für den Vicepräsidenten des Raths von Indien verweigerte. Der Minister legte der Kammer jetzt eine Denkschrift über die Veranlassung des Krieges vor, worin er eine bis ins Einzelne gehende historische Uebersicht der Beziehungen Hollands zu dem Sultanat von Atschin vom Jahre 1824 bis zu den Ereignissen der jüngsten Zeit gab. Dieselbe gipfelte darin, daß der Sultan während der Unterhandlungen zur Beilegung der obwaltenden Differenzen mit den holländischen Abgesandten sich verrätherischer Weise an auswärtige Mächte, namentlich Frankreich und Italien, gewendet und diese um Hülfe gebeten habe. Die Regierung habe darüber Erklärungen von ihm gefordert und der holländische Commissar sei beauftragt gewesen, Bürgschaft für die künftige Haltung des Sultans zu verlangen. Erst die absolute Weigerung Atschins zwang die Regierung zur Kriegserklärung. Die betheiligten fremden Mächte hätten derselben die beruhigendsten Versicherungen gegeben und ihr ihre Unterstützung verheißen. Der Marschall-Präsident Mac Mahon übermittelte ein Memorandum der Atschinesen im October der holländischen Regierung. Die Debatten über die Denkschrift und die weiteren Aeußerungen des Ministers waren sehr erregt, und dem Colonienminister mußte auch der Minister des Aeußern zu Hülfe kommen. Ersterer forderte den Deputirten Deroo auf, er solle doch ein Votum der Kammer gegen das Ministerium herbeiführen, worauf ihm dieser erwiderte, Herr Fransen könne ja ein Vertrauensvotum seiner Parteigänger herbeiführen. Ungeachtet der Fortsetzung solcher Angriffe und obwohl mehrere über andere Gegenstände vorgelegte Gesetzentwürfe von der Kammer abgelehnt wurden, genehmigte dieselbe die vom Ministerium verlangte Bewilligung eines Credits von 5½ Millionen doch (am 24. Mai) mit großer Majorität. Was blieb ihr jetzt auch anders übrig, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen? Auch die erste Kammer trat bald dem Votum bei.

Das Ministerium stand zwar fortwährend in der Schwebe zwischen Bleiben und Gehen, aber es mußte doch energische Maßregeln zur Ausrüstung der zweiten Expedition gegen Atschin treffen. Es war dabei von den Abgeordneten scharf beobachtet und wurde immer wieder über neu eingegangene Nachrichten interpellirt. Fransen wollte sich nicht näher äußern, ob indirecte Unterhandlungen in Aussicht ständen, erklärte aber die Gerüchte

von Verhandlungen des Gouverneurs mit den Atschinesen für unbegründet, da die Regierung unter keinen Umständen den von jenen gestellten Friedensbedingungen ihre Zustimmung geben werde. Von 14 zu 14 Tagen gingen aus den holländischen Häfen Transporte von Truppen und Munition ab, so daß die Armee in Ostindien aus 17 Feldbataillonen, 10 Bataillonen Garnisontruppen, 1 Cavallerie-Regiment, 1 Sappeurcorps, 9 Feldbatterien und 11 Compagnien Garnison-Artillerie, angeblich aus 29000 Mann besteht, welche ein Gebiet mit einer Bevölkerung von über 23 Millionen Menschen überwachen sollen. Die Stadt Atschin wird allein einen großen Theil der Mannschaften in Anspruch nehmen, da sie durch einen dreifachen Mauerring und einen Gürtel von 7 detachirten Forts befestigt ist. Zum Oberstcommandirenden hat die holländische Regierung den pensionirten Generallieutenant van Swieten, einen 76jährigen Mann, der aber 30 Jahre lang das Commando in Ostindien gehabt hat, wieder ernannt, und giebt ihm außer dem Gehalt von 3000 Gulden (à 17¼ Sgr.) für Uebernahme des Commandos noch 40000 Gulden und täglich 100 Gulden Gratification für seine noch zu leistenden Dienste. Derselbe hat sich denn auch beeilt, nach Ostindien abzusegeln und langte gegen Ende August in Batavia an, wo die Regierung der Colonien ihren Sitz hat.

Inzwischen erfährt man Einzelheiten über die Thätigkeit in jenen Colonien, die kein günstiges Licht auf dieselben werfen. So soll die erste Expedition auch aus dem Grunde zurückgezogen worden sein, weil sie den Regen-Monsun befürchtete, der zu damaliger Zeit gar nicht zu erwarten war, auch wirklich nicht eingetreten ist. Ein Seitenstück dazu bildet die Ausführung der Blokade in den indischen Gewässern, welche von 10 Schiffen mit 64 Kanonen ausgeführt wird. Ein von denselben aufgebrachter englischer Schooner gehörte dem dortigen holländischen Consul; man hatte darin eine alte Kanone als Kriegscontrebande angesehen. C. Schmeidler.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Beim Jahreswechsel. Aus Wien. — „Vor einem Jahr war's anders!" — mit diesem Seufzer endigt jedes Gespräch, das mit einem „Wie geht's?" begonnen hat. Die Geschäfte liegen darnieder, auch die Weihnachtstage haben nichts gebessert. Die Kaufleute standen in ihren unerschwinglich theuren Gewölben, zwischen den hochaufgestapelten Vorräthen und schauten vergeblich nach Käufern aus. So geht's nun seit 8 Monaten. Im Frühjahr ließ man sich's noch wenig anfechten, der Sommer sollte ja die

Fremden bringen, welche nichts beſſeres wünſchten, als ihre vollen Säckel hier leeren zu laſſen. Allein weder kamen der Fremden ſo viele, noch waren ihre Säckel ſo gefüllt, und wenn ſie Nahrung und Kleider hatten, ſo ließen ſie ſich genügen; Wirthe und Conſorten ſorgten ſchon für die Propagirung urchriſtlicher Grundſätze. Nun iſt Wien wieder auf ſich angewieſen und Jedermann ſpart, verlangt aber vom Nachbar die gewohnte Verſchwendung. Zunächſt und am ſchwerſten werden freilich alle Luxusgeſchäfte getroffen. Vor einem Jahre war nichts zu theuer, ja es konnte kaum etwas theuer genug ſein. Der leichtſinnige Verſchwender fragt nicht nach dem Preiſe, das dumme Protzenthum aber fragt darnach, um das Theuerſte wählen zu können, das, was die Anderen hoffentlich nicht bezahlen können. Der Händler ging natürlich gern auf ſolche Intentionen ein. Man rechnete nur noch auf das Publikum, welches dem Fiaker für eine Fahrt vom Graben zum Prater eine Zehnguldennote zuwarf: man hielt nur noch die koſtbarſten Artikel, und da ein Gemälde oder ein Schmuck, oder ein Möbel zu dem angemeſſenen Preiſe von 500 Gulden ſchwer einen Käufer fand, ſo forderte man gleich 2000, die bereitwilligſt gezahlt wurden. Jetzt ſind die großen Lager da, aber keine Nachfrage, und ſchlimmer, die prachtvollen Mobiliare und die in aller Eile zuſammengebrachten Kunſtſammlungen wären für ein Spottgeld wieder zu haben. Die Maler, denen man ſonſt die Leinwand noch naß von der Staffelei riß, fragen ſich wieder ſorgenvoll, für wen ſie eigentlich malen, die Theater und Concertſäle bleiben leer, Sprachlehrer, Claviermeiſter, die nicht großen Ruf haben, ſind brodlos, die Fabriken ſchränken ſich ein oder ſtehen ſtill, und der kleine Gewerbsmann bekommt kein Geld für ſeine Arbeit. So iſt freilich aus der Börſenkriſis eine allgemeine Calamität geworden, und triumphirend rufen gewiſſe Blätter: „Seht ihr wohl, daß unſere Forderung gerecht war, der armen Börſe müſſe ſofort geholfen werden? Die das verhindert haben, tragen die Schuld an der Verarmung des Volks“. Auch Leute, die ſich bis vor kurzem klaren Blick bewahrt hatten, fangen an zu glauben, es gebe kein anderes Mittel zur Beſſerung unſerer Zuſtände, als daß der Staat auf allgemeine Koſten das Gebäude wieder aufrichte, welches vor acht Monaten ſchmählich in ſich zuſammengeſtürzt iſt. Die Lehre, daß dem Uebermuthe Buße folgen müſſe, daß allein Willenskraft in ernſter Arbeit und Selbſtbeſchränkung aus der Zeit der Noth heraushelfen könne, wird wohl „im Princip“ anerkannt, ſo lange die Noth nicht da iſt; kommt ſie wirklich, ſo ſollen der liebe Gott oder der liebe Staat augenblicklich helfen. Sehr bezeichnend wählen Börſenfreunde immer den Vergleich zwiſchen der Papierkriſis und dem Nothſtande durch Mißwachs oder Ueberſchwemmung; in einem ſolchen Falle werde auch nicht gefragt, ob der Einzelne verſchuldet oder unverſchuldet in's Unglück gekommen ſei, ob Einer vielleicht verſäumt habe, den

Deich oder die Kanäle in Stand zu halten u. s. w., es werde eben geholfen. Man muß allerdings selbst betheiligt sein, um solche Vergleiche zutreffend zu finden, und das sind wohl die meisten Blätter. Sie sehen die magern Jahre heranrücken, die unüberseh baren Inseratcolonnen sind zusammengeschrumpft, die „Betheilungen" haben aufgehört, und die Beute aus den fetten Jahren scheint meistens auch von dem Maisturm mitverweht zu sein.

Im Parlament behielt anfangs die nüchterne Erwägung die Oberhand. Die Mehrheit der Abgeordneten wollte wohl der Industrie zu Hülfe kommen aber nicht dem Schwindel, der sich hinter diese steckte; unbekümmert um das Schmähen der Bankzeitungen versagte sie die Belehnung von Börsenpapieren mit Staatsgeldern. Allerdings ging man in einem Puncte zu weit. Die Actien der vom Staat garantirten Bahnen hätten ausgenommen werden müssen, da der Staat doch nicht sich selbst den Credit versagen konnte. Das Herrenhaus half da und auch weiter. Wir wissen nicht, mit welchen Gesichtern die Peers die Complimente eingesteckt haben, die ihnen ob ihrer höheren staatsmännischen Einsicht gemacht wurden. Sie hatten gut staatsmännisch sein. Die Aristokratie hat wacker mitgegründet, aus ihren Reihen holte man sich die Präsidenten und die Verwaltungsräthe „für den Putz", und die Portefeuilles verschiedener stark bedrohter Bankinstitute strotzen von entwertheten Papieren, auf welche „Herren" große Vorschüsse genommen haben: da mußte allerdings geholfen werden. Was die bewilligten 80 Millionen wirken werden, ist abzuwarten. Zunächst nimmt der Staat Eisenbahnbauten auf, welche ins Stocken gerathen waren, und dessen darf man sich freuen. All' die wahnwitzigen Unternehmungen, in welchen im Lauf der letzten Jahre Unsummen angelegt worden sind, zu stützen, scheint wenigstens diese Regierung nicht gesonnen. Der Justizminister hat sich dem Drängen der Opposition nach energischem Eingreifen, nach strengster Prüfung der Geschäftsführung der großen Creditanstalten und Industrie-Gesellschaften lebhaft widersetzt, vor Terrorismus gewarnt. Nun rühren sich, wie es auch in der Ordnung ist, überall die Actionäre selbst, und wir werden wohl in den nächsten Monaten noch eine ganze Reihe von Scheinexistenzen zusammenbrechen sehen. Es kann ja auch unmöglich besser werden, bevor das Abgestorbene und Faule hinweggeräumt ist. Wer dabei sein Vermögen verliert, hat kein Recht zu klagen, denn der Schwindel wurde offen genug betrieben. Geschäfte, die ihre hunderttausend Gulden mit zwanzig Procent rentirten, wurden für das Fünf- oder Zehnfache übernommen, an dem Gewinne, den früher ein Einzelner gemacht, sollte nun eine Gesellschaft participiren, die Verwaltungskosten wurden viel größer, und auf die Frage, wie denn nun ein fünf- oder zehnfaches Erträgniß geschafft werden solle, hätte Niemand eine klare Antwort geben können. Ebenso wenig war es ein Geheimniß, wie die Banken sich neue Debitoren

in Zweiginſtituten ſchufen, Activa von ganz imaginärem Werthe aufführten und die erhofften Gewinne von Geſchäften als bereits erzielte figuriren ließen. Hätte man überhaupt ſehen wollen, ſo wäre die Verblendung unmöglich geweſen. Aber die Erwachſenen waren zu Kindern geworden. Wenn ſie die Eiſenbahndirectoren und Verwaltungsräthe und Zeitungseigenthümer Paläſte aufführen ſahen, ſo ſagten ſie nicht: Das wird von unſerem Gelde gebaut, ſondern: Das Geſchäft muß glänzend gehn, dem darf man vertrauen. Wenn in der Gründerreihe althochadelige Namen erſchienen, ſo ſchloß das Publicum, daß ſolche Herren ſchon um ihrer Namens willen das Geſchäft rein und ſolid erhalten würden, als ob nicht zwei Familien Eſzterhazy ihre aus Lottoanlehen erwachſenen Verpflichtungen unerfüllt gelaſſen, als ob man nicht die famoſe „Wiener Bank" und anderes mehr erlebt hätte! Nun klagen aber die hohen Herren ſelbſt ganz naiv, daß man ſie mit verantwortlich mache für Geſchäfte, um welche ſie ſich thatſächlich nie bekümmert, von denen ſie auch gar nichts verſtanden hätten.

Es geht ein dumpfes Angſtgefühl durch ziemlich weite Kreiſe. Nicht genug, daß die Vermögen in Rauch aufgelöſt ſind, es droht auch noch die Gefahr, ſich auf der Anklagebank wegen leichtſinniger Crida, wenn nicht gegen ſchwerere Anſchuldigung vertheidigen zu müſſen. Die Unterſuchungen gegen die Directoren der beiden galiziſchen Bahnen, Herz und Ofenheim haben niederſchmetternd gewirkt. Man zweifelte wohl nicht daran, daß „Unordnungen" vorgekommen ſein möchten, aber ſehr an der Entſchiedenheit, ſolchen Männern an den Kragen zu gehen, Männern, die ſo hohe Verbindungen hatten. Uebrigens iſt es die Frage, ob der Handelsminiſter durchgedrungen wäre, wenn der Herr Ofenheim von Ponteuxin nicht zu Anfang ihn und in ihm das ganze Miniſterium ſo keck herausgefordert hätte, dazu aufgehetzt, wie man ſagte, von niemand ſonſt als dem früheren Miniſter des Innern Dr. Giskra. An Anſtrengungen, den Handelsminiſter Banhans zu einem Compromiß zu bewegen, hat es ſicher nicht gefehlt: daß er feſt geblieben iſt, zeugt wenigſtens für Eines: auch ihm iſt häufig nachgeſagt worden, er wiſſe ſeine Stellung finanziell auszubeuten, und das iſt durch ſein Auftreten widerlegt. Denn wäre auch nur das geringſte Belaſtende gegen ihn aufzubringen, ſo würde es in dieſen Tagen in die Oeffentlichkeit gebracht worden ſein, von dem Anhange Ofenheims oder von denjenigen, welche deſſen Schickſal für ſich ſelbſt fürchten. Natürlich iſt heute ein Urtheil über Ofenheims Sache noch nicht möglich: über Herz aber, den ein überraſchend plötzlicher Tod der Unterſuchung entrückt hat, ſind jetzt Dinge bekannt geworden, welche die Gewiſſenloſigkeit des Mannes, aber auch ſein unbegrenztes Sicherheitsgefühl zeigen In welchem Grade die Maßregeln gegen einzelne Geſellſchaften, von deren inneren Verhältniſſen die Regierung Kunde erhalten hatte, „in verwaltungs-

räthlichen Kreisen consternirt" haben muß, verräth die Beruhigungsnote eines finanziellen Wochenblattes in ergötzlichster Weise. Gegenüber der Nachricht, daß der Justizminister die Acten der falliten Banken sich habe vorlegen lassen und in Beziehung darauf einen Erlaß an die Staatsanwaltschaft gerichtet habe, werden jene „Kreise" daran erinnert, „daß sie, sofern nicht Privatkläger auftreten, nichts zu fürchten haben, und daß es der Regierung gewiß nicht einfallen wird, den Detective zu spielen", und daß „die erwähnte Meldung sich ja nur auf die falliten Gesellschaften bezieht."

Zu aller sonstigen Noth kommt nun noch das Frühlingswetter, dessen wir uns zu so unpassender Zeit erfreuen. Im vergangenen Winter kam das wenigstens den Ausstellungsbauten zugute, die bei normaler Witterung nimmermehr zu rechter Zeit fertig geworden wären; heuer aber fristet es nur den Feldmäusen das Leben. Wenn nicht bald ausgiebige Regen den ausgedörrten Boden tränken und die Brut des Ungeziefers ersäufen, so hat Ungarn abermals Mißwachs zu gewärtigen, und was dann? Die Verwirrung ist dort schon jetzt namenlos. Wie diesseits macht man jenseits den Finanzminister auch für die schlechte Wirthschaft der Einzelnen verantwortlich, wie für den unverhältnißmäßigen Staatsaufwand, welcher doch von der Volksvertretung nicht nur gebilligt sondern gefordert ward. Kerkapolyi hat sich zurückgezogen und das ganze Ministerium Szlavy würde schon gestürzt sein, wenn nicht der altconservative Baron Sennyey, der einstige Genosse Moritz Esterhazy's und Belcredi's etwas zu voreilig die Miene des lachenden Erben aufgesteckt hätte. Deak ist alt und schwach geworden, seine Partei zerfällt und noch zeigt sich keine andere stark genug, die Leitung der Geschäfte übernehmen zu können, auch das neue Centrum nicht, welches Koloman Ghyczy, der bisherige Führer der Linken, geschaffen hat. Und woher immer ein neues Cabinet kommen möge, wird es den Muth haben, die Nationaleitelkeit durch entschlossenen Bruch mit der Großmachtsspielerei herauszufordern? Einen *Moment* lang schien es, als wolle man wirklich zu dem nächstliegenden Mittel greifen, nämlich das nutzlose Honved-Institut einschränken, aber der Gedanke, die „nationale Armee" anzutasten, brachte das magyarische Blut in die heftigste Wallung, und wie die Herren schon schlau sind, wollen sie, die sonst in der Delegation stets die höheren Forderungen des Kriegsministers gegen die Deutschen durchsetzten, jetzt bei der gemeinsamen Armee zu sparen anfangen. Hier zeigt sich wohl manchmal eine Regung von Schadenfreude über die argen Verlegenheiten der Ungarn, welche früher mit souveräner Verachtung auf die Wirren und Krisen diesseits der Leitha zu blicken liebten; doch das heißt seiner selbst spotten, denn Deutsch-Oesterreich muß ja doch immer in jedem Sinne die Zeche bezahlen. Die bei den ungarischen Eisenbahnbauten verlorenen Millionen waren nicht ungarisches sondern deutsches Geld, und wenn

Ungarn seine dreißig Procent zu den gemeinsamen Lasten nicht mehr aufzubringen vermag, so werden wir dafür büßen.

Es ist begreiflich, daß je düstrere Schatten auf den Ausgang der ersten fünfundzwanzig Regierungsjahre Franz Joseph's I fallen, man um so mehr beflissen war, die Lichtseiten der Situation hervorzukehren. Wer möchte nicht diesem wie wenige schwergeprüften Monarchen einen fröhlicheren Ausblick in die Zukunft gönnen! Welche Opfer hat er an Ueberzeugungen bringen müssen, die seiner Jugend eingepflanzt waren und durch seine erste Regierungszeit so glänzend gerechtfertigt zu werden schienen! Wie oft mußte er die als Kurpfuscher erkennen, die ihm als Wunderärzte angepriesen worden waren! Immerhin ist zweierlei erreicht: die den österreichischen Staatsgedanken verneinenden Parteien verlieren täglich mehr an Boden und der Friede nach außen erscheint besser gesichert als je.

Die Wendung der Verfassungsfrage. Aus Mecklenburg-Schwerin. — Unsere Verfassungsangelegenheit ist auf dem jüngsten Landtage in ein neues Stadium getreten. Bisher ging die großherzogliche Regierung von der Ansicht aus, daß vor allen Dingen der patrimonialständische Staat erhalten werden müsse, und daß es sich daher nicht um ein neues Princip des Staatswesens, sondern nur um eine Modification der bestehenden Landesverfassung handeln könne. Es mag den Berathern des Großherzogs auch wohl an einer solchen Modification nur wenig gelegen gewesen sein. Sie sollte wohl mehr zur Beschwichtigung der unbequemen Anforderungen auf dem Reichstage und ihrer diplomatischen Befürwortung und Unterstützung Seitens einzelner Bundesregierungen dienen. Man wollte auf die Existenz von Verhandlungen mit den Ständen über eine Verfassungsänderung hinweisen können. Die Vorlage leistete das Besondere, daß sie den beiden altgeschichtlichen Ständen, der Ritterschaft und der Landschaft, einen dritten, aus eigener Erfindung hervorgehenden Stand der Domanial Obrigkeiten an die Seite zu stellen und alle drei zu einem überaus künstlichen Gemisch zusammenzufügen suchte. Zudem war der Plan für dieses politisch und staatsrechtlich unmögliche Gebilde von der Regierung nicht vollständig ausgearbeitet, sondern lag nur in einigen flüchtig hingeworfenen Grundzügen vor. Selbst wenn über diese Grundzüge eine Einigung mit den Ständen erfolgt wäre, hatte man bis zum Abschluß des Ganzen noch einen weiten Weg zurückzulegen. Dazu kam, daß Mecklenburg-Strelitz für einen der wichtigsten Abschnitte der „Grundzüge", das Finanzkapitel, es an den nothwendigsten Mittheilungen über seinen Plan fehlen ließ. Im günstigsten Falle bot die Vorlage noch Stoff für jahrelange Verhandlungen. Diesen Verhandlungen wurde jedoch durch die Weigerung der Landschaft, die „Grundzüge" als eine geeignete Grundlage der Berathung anzuerkennen, schon im vorigen Jahre jede Aussicht des Gelingens entzogen. Dessen ungeachtet hielt die Regierung noch ein Jahr lang an ihrer Vorlage fest, brachte dieselbe unverändert auf dem jüngsten Landtage wieder vor, verhandelte unter Umgehung der Vertretungsfrage kurze Zeit oberflächlich über das Finanzkapitel mit einer ständischen Deputation und gewann schließlich die Ueberzeugung, daß auf diesem Wege überhaupt nicht weiter zu kommen sei. Die Vorlage wurde daher zurückgezogen, noch bevor das Plenum

des Landtags Gelegenheit gehabt hatte, über diese in Verhandlung zu treten.

Ueber das Motiv der Zurückziehung und über den damit verbundenen weiteren Plan gab erst der Landtagsabschied einigen Aufschluß. Der Großherzog, so wurde bemerkt, sei durch den Gang der bereits auf zwei Landtagen gepflogenen Verhandlungen über die Verfassungsangelegenheit zu der Ueberzeugung geführt worden, daß eine Vereinbarung über die Verfassungsänderung nur zu erreichen sei, wenn eine einheitliche Vertretung des Landes unter Beseitigung des patrimonialen Charakters der bestehenden Verfassung hergestellt werde. Der Großherzog erachte es demgemäß für seine landesherrliche Pflicht, den demnächst wieder aufzunehmenden Verhandlungen über die Abänderung der Verfassung eine jener Ueberzeugung entsprechende Grundlage zu geben und habe zum Zweck der im Interesse des Landes wünschenswerthen baldigen Weiterführung der in Frage stehenden wichtigen Angelegenheit die Berufung eines außerordentlichen Landtags in Aussicht genommen, in der sicheren Erwartung, daß die Stände ihm bei der Verfolgung des dargelegten, von ihm als nothwendig erkannten Zieles der weiteren Verfassungsverhandlungen in dem ernsten Streben nach allseitiger Verständigung zur Seite stehen würden.

Mit dieser Willenserklärung ist wenigstens im Princip diejenige Staatsform verheißen, welche der Bevölkerung nach kurzem Besitz im Jahre 1850 wieder genommen und allen auf deren Wiedererlangung gerichteten Bestrebungen gegenüber von der Regierung seitdem beharrlich verweigert und bekämpft wurde. Die Bevölkerung hat demnach volle Ursache, die Erklärung als den Anfang des Sieges ihrer Bestrebungen und Wünsche zu feiern.

Freilich nur als den Anfang. Denn bis zur Erreichung des hier angekündigten Zieles werden noch viele Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden sein.

Zunächst wird diejenige Partei, welche bisher die herrschende war, Alles aufbieten, um den Großherzog in seiner Entschließung wankend zu machen, und wenn dies nicht gelingt, die zu erwartende neue Vorlage durch Einmischung patrimonialer Reminiscenzen zu verunstalten. Ein übles Anzeichen ist es schon, daß derselbe Mann, welcher bei dem Kampfe gegen das constitutionelle Staatswesen in vorderster Reihe stand, welcher einer der Hauptanstifter der Aufhebung der Verfassung von 1849 war und seitdem das Mögliche aufgeboten hat, um den Patrimonialstaat am Leben zu erhalten, der Ministerpräsident Graf v. Bassewitz, es hat sein müssen, welcher den Landtagsabschied mit der Ankündigung der beabsichtigten Beseitigung des Patrimonialstaats unterzeichnet hat. Wenn es auch selbstverständlich erscheint, daß bei der Ausführung des Plans seine Dienste nicht weiter werden in Anspruch genommen werden, so wird doch die herrschende politische und kirchliche Partei die größten Anstrengungen machen, den Plan nicht zur vollen Wahrheit werden zu lassen und den wirklichen Constitutionalismus, welchen der einflußreichste literarische Prälat des Landes eine Lüge genannt hat, von Mecklenburg abzuwehren.

Weiter ist es die Strelitz'sche Regierung, von welcher der Ausführung der Absicht, den Patrimonialstaat zu beseitigen, eine hemmende Einwirkung drohet. Da die Stände beiden Großherzogthümern gemeinsam sind, so wird

die Schwerinsche Regierung erst der Zustimmung der Strelitz'schen sich versichern wollen, bevor sie weitere Schritte thut. Der Strelitz'sche Landtagsabschied aber drückt sich über die Absichten des Großherzogs Friedrich Wilhelm noch äußerst zurückhaltend aus und verräth durch nichts, daß auch dieser nunmehr mit der patrimonialständischen Verfassung zu brechen gedenke. Der Großherzog, bemerkt das gedachte Schriftstück, habe sich veranlaßt gesehen, von einer Fortsetzung der Verhandlungen über die Modification der Landesverfassung abzusehen, da ihm nicht habe entgehen können, daß dieselben ohne Erfolg bleiben müßten, und daß Aussicht auf eine Vereinbarung über die Modification der bestehenden Landesverfassung nur vorhanden sei, wenn man dabei von „veränderten" Grundlagen ausgehe. Solche seien bereits Gegenstand ernster Erwägung, auch der vorläufigen Communication mit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin gewesen, und wie es die Absicht sei, dieselben behufs Weiterführung der dringenden Verfassungs-Angelegenheit auf einem zu berufenden außerordentlichen Landtage vorzulegen, so dürfe der Großherzog schon jetzt die Hoffnung aussprechen, daß sie von den Ständen mit Vertrauen entgegengenommen werden und die allseitige so wünschenswerthe Verständigung über eine „veränderte" Gestaltung der Verfassung endlich werde erreicht werden. Von der Absicht, eine einheitliche Vertretung unter Beseitigung des patrimonialen Charakters der Landesverfassung herbeizuführen, enthält der Strelitzische Landtagsabschied keine Silbe, sondern er spricht nur allgemein von „veränderten Grundlagen" und hält noch ausdrücklich an der früheren Auffassung fest, daß es sich nicht um eine fundamentale Aenderung, sondern nur um eine „Modification" des Bestehenden handle.

Endlich hat die in der Vorbereitung begriffene Vorlage noch die Zustimmung der Stände zu erringen. Ob die Ritterschaft geneigt sein wird, zur Aufhebung des Patrimonialstaats die Hand zu bieten, erscheint noch sehr ungewiß und jedenfalls wird dazu ein starker Druck auf dieselbe Seitens der Regierung nöthig sein. Wenn es aber gelingt, die Zustimmung der Ritterschaft für die projectirte Vorlage zu gewinnen, so wird kaum darauf zu rechnen sein, daß ihr Inhalt auch der Bevölkerung zusagt.

Aus der vorstehenden Darlegung wird es erklärlich sein, wenn die Freude über die eingetretene neue Wendung der Verfassungsfrage bisher bei uns noch in einem sehr gemäßigten Tempo sich bewegt, und wenn wir aus der Thatsache, daß der neue Rock, welchen wir Mecklenburger, nach dem von höchster Stelle in Umlauf gesetzten Bilde, uns selbst machen wollen, sich als verpfuscht erwiesen hat, noch nicht sofort schließen, daß wir uns beim nächsten Anlauf als bessere Schneider bewähren werden.

Literatur.

„Die Staatslehre des heiligen Thomas von Aquino, des größten Theologen und Philosophen der katholischen Kirche. Ein Beitrag zur Frage zwischen Kirche und Staat". Von Dr. J. J. Baumann. Leipzig, S. Hirzel, 1873. S. 203. — Der Verfasser ist sich bewußt, mit dieser vollständigen Ausführung der Staatslehre des Doctor angelicus nicht blos die lückenhaften Darstellungen zu ergänzen, welche bisher die Staatstheoretiker und Theo-

logen diesem Theile seines Systemes gewidmet haben, sondern auch eine zeitgemäße Arbeit insofern zu leisten, als man aus dem Tractat vom Fürstenregiment (de regimine principum) und den in dasselbe Capitel einschlagenden Stellen des Tractates über die Behandlung der Juden (de regimine Iudaeorum). des Commentars zur aristotelischen Politik, ferner der Summa theologica und der Summa adversus gentiles eine vollständige Perspective in die ganze Stellung gewinnt, welche die katholische Kirche jederzeit dem Staate gegenüber eingenommen hat und ihren Principien gemäß einnehmen kann. In der That verlohnt sich heutzutage die sehr entwickelte Staatslehre eines Mannes der Beachtung, aus dessen Lehrschatze das tridentinische Concil die meisten seiner Entscheidungen getroffen hat, und welchen gleich nachher Pius V ausdrücklich als fünften Lehrer der Kirche neben Augustin, Ambrosius, Hieronymus und Gregor den Großen gestellt hat. In seiner Lehre „hat man eine authentische Darlegung darüber, wie die katholische Kirche den Staat ansehen kann, wie weit sie sich mit der modernen Entwicklung freiwillig zu vertragen im Stande ist und wo diese Verträglichkeit nur halb unfreiwillig eintreten wird".

Der Verfasser theilt nun zunächst eine deutsche Uebersetzung des Tractates über die Fürstengewalt mit, so weit derselbe echt ist, d. h. bis zum vierten Capitel des zweiten Buchs. Man ist überrascht, hier kein abstractes, von der Geschichte und der wirklichen menschlichen Natur abgewandtes Denken zu finden: vielmehr bemerkt man, wie lange schon den Italienern nicht blos das Thema von Machiavelli's Fürstenbuch, sondern auch die Methode desselben im Blute steckte. Auch Thomas nimmt die Menschen und ihre Bestrebungen wie sie sind, zieht die allgemeinen Ergebnisse der Geschichte zu Rathe und zeigt sich mit den materiellen Erfordernissen eines Staatswesens vertraut genug; er vergleicht die verschiedenen Staatsverfassungen und findet, daß Vernunft und Erfahrung für die Monarchie, die den Frieden der Gesellschaft, zugleich aber auch ein einheitliches und festes Regiment am meisten gewährleistende Form sprechen; nur gegen die Gefahr der Tyrannei müsse die Alleinherrschaft eines Einzelnen sicher gestellt werden. Die unvermeidliche Wendung in's Theologische erfolgt mit jener, den Thomas stets auszeichnenden Klarheit und Sicherheit, als ob sich der Salto mortale vom Boden der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit in das Meer jener phantastischen Voraussetzungen, auf welche die mittelalterliche Kirche ihre Ansprüche erbaut hat, lediglich von selbst verstünde. Als Hebel für die hierarchische Wendung, die er seinen Gedanken giebt, benutzt er jenen Satz vom übernatürlichen Ziel des Menschen, darauf seine ganze Unterscheidung natürlicher und geoffenbarter Wahrheiten beruht. Läge das Ziel des Menschen in ihm selbst, so lesen wir im Capitel 14 des ersten Buches, so müßte auch das Ziel des staatlichen Regimentes lediglich im Gemeinwohl, in der Production eines möglichst gesteigerten Maßes von Gütern liegen; dann würde auch der König allein die Staatssouveränetät repräsentiren. Nun liegt aber das Ziel des Menschen außer ihm, jenseit seiner Natur, in der übernatürlichen Seligkeit. Folglich müssen die Könige den Priestern folgen als den Sachverständigen auf dem Gebiete des Uebernatürlichen, als den des letzten Zieles allein kundigen, folglich auch bezüglich der einzuschlagenden Richtung allein orientirten und urtheilsfähigen Personen. Das priesterliche Amt aber concentrirt sich im Papste. „Also

müssen dem, welchem die Fürsorge für das letzte Ziel zukommt, diejenigen unterthan sein, welchen die Fürsorge für die voraufgehenden Ziele zukommt, und müssen seiner Herrschaft unterthan sein", so gewiß als ein Halbblinder, der nur ein paar Schritte vor sich sehen kann, von dem Hellsehenden, der das letzte Ziel erblickt, geleitet werden muß. Der Halbblinde ist der Jurist, beziehungsweise der König; der Hellsehende ist der Theolog, beziehungsweise der Papst.

Aus dieser angenehmen Theorie werden dann in der Summa adversus gentiles sofort alle jene Consequenzen gezogen, welche die römische Kirche, wo sie ganz nach ihren eigenen Principien schalten und walten will, mit der Zeit zu einer Feindin der menschlichen Cultur, zu einer staatswidrigen Existenz gemacht haben. Ein Fürst, welcher vom katholischen Glauben abfällt, verliert ebendamit Recht und Würde, und die Unterhanen sind „ipso facto" des Eides der Treue entbunden. Rückfällige Ketzer sind als erwiesene Rebellen mit dem Tode zu bestrafen. Toleranz gegen Andersgläubige giebt es überhaupt principiell nicht, außer aus vorübergehender Zweckmäßigkeit. „Denn um Anstoß oder Uneinigkeit oder größere Gefahr zu vermeiden", d. h. temporum ratione habita, kann die Kirche zeitweilig auch einmal ihre heiligen Grundsätze nach der einen oder anderen Seite außer Wirksamkeit setzen; nie aber wird sie dieselben vergessen und aufheben (S. 184 fg.). Dies zur Belehrung für alle die Thoren unserer Tage, welche trotzdem, daß die Kirche sogar seit dem Jahr 1870 noch die staatsfeindliche Lehre des Thomas praktisch in Scene gesetzt hat, noch immer meinen, Inquisition und Scheiterhaufen gälten selbst in Rom für antiquirte Artikel. Was insonderheit die Instanz betrifft, daß die katholische Kirche von heute doch keinen nichtkatholischen Fürsten mehr für abgesetzt erkläre, so rechtfertigt sich diese Praxis einfach aus der, von Thomas empfohlenen Erwägung, daß die Kirche ja auch Julian den Abtrünnigen nicht abgesetzt habe, und zwar dies aus dem einfachen, naiv zugestandenen Grunde, weil sie damals die Macht dazu nicht besessen habe. Andere Situation, andere Praxis. Alles ist Machtfrage. „Von der Kirche als Kirche ist nichts zu hoffen — folgert der Herausgeber (S. 18) — sie hat sich gebunden in Trugschlüssen, die doch für unfehlbare und heilige Wahrheit erklärt sind von ihr selber. Sie wird sich nie zu etwas Anderem verstehen, als zum zeitweiligen Zurückhalten mit ihren Ansprüchen, um „größere Uebel zu vermeiden", wie die Formel des Thomas heißt. Auf wirklich dauernd friedliche und behagliche Zustände dürfen wir uns in dieser Beziehung nie Aussicht machen". Sehr am Platze finden wir auch die Mahnung Baumann's, daß man sich zu hüten habe, dem Kampfe zwischen Staat und Kirche einen Charakter zu geben, als handle es sich dabei um den Kampf einer Lebensansicht, die das Jenseits mit einbegreift, und einer andern, die sich auf das Diesseits beschränkt (S. 20 fg.). Daß Thomas von Anfang an die Fragestellung so eingerichtet hat, daß sie allerdings auf dieses letzte Entweder-Oder hinausläuft, darin eben liegt die praktische Stärke, aber auch die Unredlichkeit dieser ganzen Theorie, deren grundsätzliche Ueberwindung zur ersten Lebensaufgabe für die unmittelbare Gegenwart geworden ist. H.

Ausgegeben: 9. Januar 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig. — Druck von G. Reusche in Leipzig.

Digitized by Google

Wir Barbaren!

Es ist ein hartes Wort gegen ein so geistreiches Volk, aber nach allen bisher gegebenen Proben darf es nicht zurückgehalten werden: Nicht nur der Franzose niederen oder mittleren Schlages, sondern selbst die höchstgebildeten Gesellschaftskreise können in dem Urtheil über Alles, was den letzten Krieg anbelangt, nicht als völlig zurechnungsfähig angesehen werden. So sehr hat blinde Leidenschaft, tief verletzter Nationaldünkel, wilder Rachedurst selbst die helleren Geister der Nation umnebelt und verblendet. Es würde sich kaum der Mühe verlohnen, all' die Gehässigkeiten, mit welchen die angesehenste französische Zeitschrift, an der die ersten Schriftsteller der Nation mitarbeiten, die Revue des deux mondes die deutsche Kriegführung, den deutschen Nationalcharakter, die deutsche Frauenwelt, selbst die früher so bereitwillig anerkannte deutsche Wissenschaft überschüttet, Schritt für Schritt zu verfolgen. Aber dann und wann ein besonders schlagendes Beispiel herauszugreifen, wird wenigstens zur Erheiterung der deutschen Leser etwas beitragen; denn sich darüber zu entrüsten, dazu sind diese Bosheiten allzu kindisch. Neuerdings suchte ein Herr Charles Louandre*) auf diesem für jeden französischen Schriftsteller so dankbaren Feld seine Lorbeeren zu gewinnen, indem er in einer Reihe von Artikeln die Städte des nördlichen Frankreichs (Rouen, Amiens ꝛc.) schildert. Da auch diese Städte von dem Krieg betroffen worden sind, so ergiebt sich die willkommene Gelegenheit, nachdem deren Schicksale vom Mittelalter an erzählt worden, zuguterletzt noch die französischen Helden- und die deutschen Greuelthaten aus dem Krieg 1870/71 in größter Ausführlichkeit zu erzählen. Natürlich haben überall die Franzosen in bedeutender Minderzahl, aber mit um so größerem Heldenmuth gegen die preußische Uebermacht gefochten. In der ersten Schlacht bei Amiens (am 27. November 1870) nahmen es, nach Herrn Louandre, 21,500 Franzosen mit 40,000 Preußen auf und schlugen sich so hartnäckig, daß Manteuffel eine Armee von 70,000 Mann vor sich zu haben glaubte, und daß „einer der ausgezeichnetesten Militärschriftsteller Deutschlands, der Oberst Rüstow,

*) S. La France du Nord in den Juli- und Augustheften der Revue des deux Mondes 1873.

in seinem Werk „der Krieg von 1870" die Zahl der französischen Streiter auf 80,000 angegeben hat". (S. 674). — Nun, es ist wohl möglich, daß General v. Manteuffel die Zahl der Feinde höher angeschlagen, als sie sich später herausgestellt hat. Aber den ganz französischgesinnten Schweizer Oberst Rüstow, welchen Deutschland als verlornen Sohn, gleich Herrn Carl Vogt, längst aufgegeben hat, als deutschen Gewährsmann anzuführen, das müssen wir uns denn doch ernstlich verbitten.

Bei der Besprechung der Kathedrale von Amiens wird selbstverständlich der alte Streit über die ursprüngliche Heimat des Spitzbogenstils berührt und allerdings ganz richtig behauptet, daß der Plan des Kölner Domes an denjenigen der Kathedrale von Amiens sich in wesentlichen Stücken anlehne. „Man weiß dies jenseits des Rheins", setzt der geistreiche Verfasser hinzu, „und auch die preußischen Generäle wußten dies, als sie die Bewohner von Amiens wiederholt mit einem Bombardement bedrohten; denn wenn man nach dem Schicksal Straßburgs urtheilen darf, so war die Kathedrale von Amiens, die Nebenbuhlerin des Kölner Doms, zu schön, um nicht ihre Artilleristen in Versuchung zu führen". Also die preußische Artillerie will aus reiner Eifersucht die Kathedrale von Amiens zusammenschießen, damit der Kölner Dom keinen Nebenbuhler mehr habe. Geistreicher und glaubhafter kann man doch wahrlich die Niedertracht dieser „germanischen Rasse" nicht kennzeichnen.

Eine Anwandlung von Edelmuth erkennt Herr Louandre wenigstens an Kaiser Wilhelm an. Die Stadt Amiens hat 1,000,000 Francs Kriegscontribution zahlen müssen, angeblich für die Vergünstigung, daß die Mobilen von Amiens nicht nach Deutschland in die Kriegsgefangenschaft abgeführt werden. Ebenso wird der Redacteur des „Journals von Amiens", angeblich wegen eines Artikels, der mit den Worten begonnen und geschlossen habe: „Die Stadt ist in Trauer", sofort auf die Citadelle gebracht und muß, wenn er nicht nach Deutschland abgeführt werden will, 50,000 Francs erlegen. Diese Million nun und diese 50,000 Francs hat, nach der Behauptung des Herrn Louandre, Kaiser Wilhelm vor der endgültigen Räumung zurückerstatten lassen, „gleich als ob er für seine „unvergleichliche Armee" sich der Erpressung geschämt, welche sie begangen hatte". (S. 676.)

Was es übrigens mit dieser „unvergleichlichen Armee" eigentlich auf sich habe, darüber belehrt Herr Louandre seine Landsleute noch nachträglich. „Die Deutschen", sagt er, „erkannten selbst an, daß Faidherbe ein guter General sei. Nur konnten sie ihm nicht verzeihen, daß er sie immer in Bewegung gehalten und sie gehindert zu schlafen". Und in einer Anmerkung fügt er wörtlich hinzu: „Jedermann hat während der Occupation des Departements der Somme die außerordentliche Schlafsucht der Deutschen beobach-

tet. Nach der geringſten Anſtrengung während der erſten warmen Maitage kamen ſie abgemattet nach Haus und legten ſich ſchleunigſt ſchlafen. Es iſt ein Ausſpruch des Generals Bugeaud: „Wenn man Deutſche oder Engländer vor ſich hat, muß man vor allen Dingen ſuchen, ihnen die Lebensmittel abzuſchneiden, ſie in Bewegung zu halten und ſie am Schlaf zu hindern. Mit dieſem Mittel reibt man ſie völlig auf". Alle Ereigniſſe von 1870/71 beſtätigen dieſe wichtige Bemerkung des Marſchalls Bugeaud . . . und es iſt gut, ſie in Acht zu behalten. Ein Sommerfeldzug hätte vielleicht die Geſtalt der Dinge verändert".

Nun, die Franzoſen werden ſich, wenn ſie den großen Revanchekrieg beginnen ſollten, dieſen feinen Gedanken des Herrn Louandre oder eigentlich des Marſchalls Bugeaud gewiß nicht entgehen laſſen, und wir Deutſche ſehen dann in Folge unſerer unbezwinglichen Schlafſucht einem traurigen Schickſal entgegen. Höchſt wunderbar bleibt es immerhin, daß unſere deutſchen Truppen trotz dieſes beklagenswerthen Nationalfehlers auch auf dem Kriegsſchauplatz des nördlichen Frankreichs ſolche Erfolge errungen haben. Dieſe laſſen ſich nun einmal nicht wegleugnen, wenn ſie Herr Louandre auch noch ſo ſehr zu verkleinern ſucht und aus verſchiedenen Treffen franzöſiſche Siege macht, denen jedoch ſeltſamer Weiſe jedesmal ein Rückzug der franzöſiſchen Armee folgt. Um ſich für dieſe bitteren Thatſachen zu rächen, zieht dann Herr Louandre alle Regiſter, um wenigſtens die Grauſamkeit der „Barbaren" dem Abſcheu der Mit- und Nachwelt preiszugeben. So erzählt er gleich von Amiens eine Geſchichte (S. 677), die zu rührend iſt, als daß wir ſie nicht in voller Ausführlichkeit hier mittheilen ſollten.

„Parmentier betrieb in Amiens das Gewerbe eines Paſteten- und Zuckerbäckers. Am Tage nach der Schlacht bei Pont-Noyelles (an der Hallue, 23. Decbr. 1870) wurden ſieben preußiſche Soldaten bei ihm einquartirt; ſie pfropften ſich, ohne zu bezahlen, mit den Leckerbiſſen ſeines Ladens voll und waren ſo befriedigt, daß ſie ihm die Hand ſchüttelten und ihn „Kamerad" nannten; aber es iſt ein eigenthümlicher Charakterzug der deutſchen Raſſe — den man allgemein während der Occupation der Picardie bemerkt hat — plötzlich von der Friedfertigkeit zu Ausbrüchen wüthenden Zornes überzugehen. Nachdem die Soldaten mit ihrem Wirth Brüderſchaft gemacht, befahlen ſie ihm, eine Mahlzeit für 10 Mann herzurichten, obwohl es ihrer nur ſieben waren. Parmentier erwiderte, daß er nur für fünf Mann Eſſen beſchaffen könne, da ſeine Vorräthe ſchlechterdings nicht weiter reichten. Alsbald gab ihm einer von ihnen, die ihn eben noch Kamerad genannt hatten, einen Fauſtſchlag in's Geſicht, daß er an die Wand taumelte. Nicht zufrieden mit dieſem feigen Angriff, erfaßte der Soldat ein Meſſer, das auf einem Tiſch lag, und verſetzte damit ſeinem Schlachtopfer, das ſich nicht ver-

theidigte, einen Stich. Die anderen Soldaten, die gerade damit beſchäftigt waren, Briefe zu ſchreiben, ſpringen auf, ergreifen Stühle und bringen mit dieſen der Frau Parmentier, welche ihren Mann zu vertheidigen ſuchte, ſchwere Wunden bei. Auf den Lärm, der in dem Hauſe ſich erhoben hatte, dringen deutſche Soldaten, welche grade auf der Straße vorübergingen, in den Laden ein; ſie ſchleppen Parmentier mit fort und treten ihn auf dem Eis des Rinnſteines mit Füßen. Seine Frau wirft ſich vor ihnen nieder und bittet um Gnade. Sie wird heftig geſchlagen. „Ihr ſeid Feiglinge", ruft Parmentier, „gebt mir nur einen Säbel, damit ich mich wenigſtens vertheidige, da ihr mich doch einmal tödten wollt". Er ſollte dieſen Ausruf der Verzweiflung mit ſeinem Leben bezahlen. Man trug ihn in ſeinem Blute in die Citadelle, wo ſeine Wunden nie verbunden wurden, und mehrere Tage lang wußte ſeine Familie gar nicht, was aus ihm geworden war".

„Sobald der Waffenſtillſtand unterzeichnet war, konnte die Einwohnerſchaft von Amiens, die lebhaften Antheil an dem Geſchick des Gefangenen nahm, ſich dem Glauben hingeben, er werde alsbald wieder in Freiheit geſetzt werden. Die angeſehenſten Leute der Stadt, alle, welche in irgend einer Eigenſchaft ſich bei den preußiſchen Behörden Zutritt verſchaffen konnten, verwendeten ſich zu ſeinen Gunſten. Der Biſchof bat, flehte auf's inſtändigſte; man erwiderte ihm, er ſolle nur ſeine Meſſe leſen und ſich nicht in Dinge miſchen, die ihn nichts angingen. Frau Parmentier fiel dem Präfecten Lansdorf, der ſich anfangs verſöhnlich gezeigt hatte zu Füßen. „Rechnen Sie nicht auf Milde", ſagte er zu ihr, „wir müſſen ein Exempel ſtatuiren. Ueberdies gehorche ich einem Willen, der ſtärker iſt, als der meinige". Es war dieſer geheimnißvolle Wille, auf den man ſich jedesmal berief, wenn es ſich darum handelte, irgend eine Ungerechtigkeit zu begehen. Trotzdem hoffte man immer. Da traf Sonnabend, den 4. Februar, Frau Parmentier, die ſich mit ihrer 10jährigen Tochter in die Citadelle begeben wollte, um ihrem Manne etwas zu eſſen zu bringen, dieſen unterwegs, als er eben unter ſtarker Bedeckung die Zugbrücke der Feſtung überſchritt. „Wohin wollen ſie mit dir hin, armer Mann?" redete ſie ihn an. Sofort treten einige Mann der Bedeckungsmannſchaft heraus, ſie verfolgen die Tochter und die Mutter mit dem Rufe „furth! furth!" und geben ihre Verfolgung nicht eher auf, als bis ſie einige Einwohner erblicken, vor welchen ſie ſich ſchämen mochten, zwei ſchwache Frauen mit dem Bajonnett anzugreifen."

„Unterefſen ſtieg die Bedeckungsmannſchaft mit ihrem Schlachtopfer in den Wallgraben hinab. Ein franzöſiſcher Prieſter, der auf Befehl des Commandanten herbeigeholt worden war, trat zu Parmentier und ſpendete ihm die Tröſtungen der Religion, während einige Schritte ſeitwärts ein Preuße mit dem Aufwerfen eines Grabes beſchäftigt war. Aber plötzlich kamen Erd-

arbeiter, welche in einiger Entfernung davon arbeiteten, in großer Anzahl herbei. Vom dem Walle herab wird ein Befehl gegeben, der Todtengräber läßt seine Schaufel liegen, und die Eskorte kehrt mit dem Gefangenen in die Citadelle zurück. In Amiens verbreitet sich das Gerücht, Parmentier sei begnadigt worden. Jedermann freut sich darüber, aber der Präfect Lansdorf hatte erklärt, daß man ein Exempel statuiren müsse, und man erfuhr nur zu bald, was das heißen sollte. Man hatte ein Rottenfeuer in der Citadelle gehört, und der ehrwürdige Priester, welcher Parmentier Beistand geleistet, Hr. Villepoix, Vicar von Saint-Leu, kam blaß und mit Thränen in den Augen zurück und erzählte, die preußische Grausamkeit wäre befriedigt und Parmentier wäre, von zwölf Kugeln durchbohrt, als muthiger Mann und als Christ gestorben. Seine Frau hatte ihm neue Kleider gebracht, damit er vor dem Kriegsgericht anständig erscheinen könnte. Die preußischen Behörden schickten der unglücklichen Wittwe seine alten Kleider zurück, welche von Kugeln durchlöchert waren; sie weigerten sich, die Leiche herauszugeben und, wie Mörder, welche ihr Schlachtopfer verschwinden lassen, scharrten sie dieselbe heimlich ein, so daß man sie später nicht hat auffinden können" —.

Soweit die Geschichte des Pastetenbäckers von Amiens, in welcher vorläufig die Thatsache festzustehen scheint, daß derselbe wirklich am 4. Februar 1871 kriegsrechtlich erschossen worden ist. Bleibt nur die Frage: Warum? Und auf diese Frage wird jedenfalls die richtige Antwort etwas anders lauten als die Erzählung des Hrn. Louandre. Auch bei allem Uebrigen, was dieser zur melodramatischen Ausschmückung jener Thatsache verwendet hat, werden jedem deutschen Leser denn doch einige gelinde Zweifel aufsteigen. Allerdings bei dem französischen Publikum, auf welches ja diese Geschichten von den Greuelthaten der „Barbaren" berechnet sind, können solche Zweifel gar nicht aufkommen, und so wird dasselbe Hrn. Louandre auch ohne Weiteres glauben, daß sogar der General v. Göben den Tod eines ehrwürdigen Dorfpfarrers auf dem Gewissen habe.

„In Dompierre", erzählt jener (S. 836), „wollte der General v. Göben, welcher bei dem Pfarrer einquartiert war, diesen zwingen, sich mit ihm zu Tisch zu setzen und an einem Freitag Fleisch zu essen. Der Pfarrer weigerte sich, und der General, der sich bis dahin gegen seine Wirthsleute sehr höflich betragen hatte, ließ sich zu so heftigen Worten hinreißen, daß den würdigen Pfarrer ein Schrecken überfiel, an welchem er einige Zeit nachher starb."

Wenn angeblich selbst der Obergeneral gegen einen biederen Dorfpfarrer so rücksichtslos ist, wie müssen es dann erst seine Untergebenen, Officiere und Soldaten, getrieben haben! Nun auch darüber sollen wir nicht in Zweifel bleiben. Nach dem „Sieg" der Franzosen bei Bapaume zogen sich — so berichtet Hr. Louandre (S. 846) — mehrere preußische Regimenter in

Unordnung zurück. „Einige Officiere, welche sahen, wie sich die Eingebornen, die sie unterwegs trafen, über diese rückgängige Bewegung freuten, begingen gegen dieselben unbeschreibliche Rohheiten. Einzelne gingen sogar so weit, die Frauen zu ohrfeigen, welche in der Hausthür standen um sie vorüberziehen zu sehen." — Bei der Beschießung der Festung Péronne wird die deutsche Barbarei nicht minder grell beleuchtet. „Drei weiße Flaggen mit dem Genfer rothen Kreuz waren am Tage vorher auf dem Hospital aufgezogen worden: sie dienten den Preußen als Zielpunct; denn diese richteten ihre ersten Schüsse dorthin, gleich als ob sie den Einwohnern hätten ankündigen wollen, daß sie, um sich zu Herren einer Stadt zu machen, welche sie, nach dem Ausspruch Manteuffels, um jeden Preis haben müßten, nicht vor Handlungen der empörendsten Barbarei zurückschrecken würden." (S. 843). Während die unglückliche Stadt Péronne in Flammen steht, sieht man von ihren Wällen herab „die preußischen Soldaten um ihre Batterien herumtanzen und hört sie Gesänge heulen, deren Echo bis in die Städte dringt." (S. 844). — Ist dies nicht dasselbe Bild, das wir uns nach den Bilderbüchern unserer Jugend von einer Schaar karaibischer Wilden machen, die heulend um das Feuer tanzen, in welchem eben ein abgeschlachteter Weißer schmort?

Doch diese Kannibalentänze mit obligatem Kriegsgeheul sind völlig harmlos gegen die kannibalischen Scheußlichkeiten, welche die Deutschen in zwei zwischen Amiens und Péronne gelegenen Dörfern, in Foucaucourt und Cléry, begangen haben sollen. Das erstere Dorf soll wegen wiederholter Angriffe durch eine Franctireur-Bande bestraft werden. Das Weitere erzählen wir mit den Worten des Hrn. Louandre (S. 837 und 838.) „400 Mann Infanterie, 4 Kanonen und einige Reiter kamen vor Foucaucourt an; 35 Franctireurs von Lameth, die sich hinter den Hecken in Hinterhalt gelegt hatten, empfingen sie mit lebhaftem Feuer; sie wichen Anfangs zurück, als sie aber sahen, wie klein die Schaar der Feinde war, die sie vor sich hatten, gingen sie wieder zum Angriff über und warfen einige Granaten in das Dorf. Die Franctireurs warfen sich in ein benachbartes Gehölz, und Foucaucourt wurde nun der Vernichtung durch Feuer und Schwert überliefert. Die Soldaten des 70. preußischen (?) des 4. polnischen (!) Regiments und des 8. rheinischen Artillerie-Regimentes, welche sich während des ganzen Feldzuges durch ihre Grausamkeiten auszeichneten, waren mit der Execution beauftragt worden; sie vollzogen dieselbe zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten. Nachdem sie die Häuser durchwühlt, in diesen aber weder Waffen noch Munition gefunden hatten, zwangen sie die Frauen, ihnen Streichhölzchen zu geben, um Feuer anzulegen, obwohl sie das ganze Handwerkszeug von Mordbrennern bei sich hatten, und als die Flammen ausbrachen, verboten sie bei Todesstrafe sie zu löschen. Während die einen dem Vieh, das aus den

Ställen rannte, den Bauch aufſchlitzten, ſpießten die andern Hrn. Baſſet, der ſeit längerer Zeit krank war, mit Bajonnettſtichen auf ſeinem Lehnſtuhl feſt; ſie ermordeten einen ſchwachen Greis und tödteten oder verwundeten alle, die ihnen in die Hände fielen. Ein junger Menſch von 17 Jahren, Charles Pottier, welcher trotz der Feuersbrunſt in einer Mühle arbeitete, wird von ihnen ergriffen: ſie verſetzen ihm zwei Bajonnettſtiche, erſchießen ihn dann auf ſeinem Hof und dringen heulend in das Haus ein. Dort bemächtigen ſie ſich der Frau Pottier und ihrer Tochter und ſuchen ſie hinauszuſchleppen, um ſie ebenfalls zu erſchießen. Die beiden Frauenzimmer ſetzen ihren Henkern einen verzweifelten Widerſtand entgegen; da ertönt plötzlich Trompetenruf, die Deutſchen ſammeln ſich in aller Eile und verlaſſen im Laufſchritt das Dorf, welches nur noch ein ungeheurer Gluthheerd war. Die Sicherheitsroſten hatten von Weitem die Gewehre einiger Franctireurs, die ſich hinter den zur Aufbewahrung der Runkelrüben aufgeworfenen Erdhaufen heranſchlichen, blitzen ſehen; ſie hatten dieſelben für eine franzöſiſche Vorhut gehalten, und das Signal zum Rückzug war ſofort gegeben worden. Dieſem Umſtand verdankte es Foucaucourt, daß es nicht bis zum letzten Haus in Aſche gelegt wurde. Einige Tage nachher rühmte ſich der Lieutenant Großkopf vom 70. Regiment in einem benachbarten Dorf, daß er das Signal zu dem Gemetzel gegeben habe"*).

„Kurze Zeit darauf war das Dorf Cléry der Schauplatz anderer Greuelthaten. Zwei Officiere vom 7. Uhlanenregiment, darunter ein Rittmeiſter, der Regimentsarzt und ein oberer Telegraphenbeamter nahmen bei Hrn. Legrand, einem reichen Pächter dieſer Ortſchaft Quartier. Sie verlangten ein Mittagsmahl; man trug ihnen dieſes ſchleunigſt auf und ſie benetzten daſſelbe mit reichlichem Getränke. Als es Nacht geworden, fingen die durch Trunkenheit erhitzten Deutſchen an, mit einem jungen Mädchen, welches ſie bedient hatte, zu ſchäkern. Hr. Legrand befahl ihr, ſich zurückzuziehn; ſie gehorchte, und alsbald ſchrieen die Deutſchen, ſie wollten Mädchen haben. Ein Mitglied der Familie glaubte, daß es ſich um die Bedienung der Tafel handele, und rief zwei ſeiner weiblichen Verwandten herbei. Als Hr. Legrand ſie in das Zimmer treten ſah, gab er ihnen ein Zeichen, ſich ſchleunigſt zu entfernen; der Rittmeiſter ſtand vom Tiſch auf und ohne Achtung vor den weißen Haaren ſeines Wirthes ließ er ihn knebeln und in ein Wirthshaus bringen, wo ſich gegen 60 Mann vom 4. Infanterie-Regiment befanden. Kaum hat der unglückliche Greis einige Schritte in dem Wirthshaus gethan, ſo verſetzt ihm ein

*) Vrgl. „Die Invaſion in der Picardie, Erzählungen und Documente, die Gemeinden des Arondiſſements Péronne betreffend, von Hrn. Guſtav Ramon, 2 Bände in 8°; Péronne 1873."

Uhlan einem heftigen Faustschlag zwischen die Schultern, welcher ihn zu Boden streckt. „Ist das grob, mich so anzufahren!" sagte Hr. Legrand, indem er versuchte, wieder aufzustehn. Da stürzt sich der Preuße auf ihn, stopft ihm ein Taschentuch in den Mund und feuert drei Revolverschüsse auf ihn ab. Zwei Kugeln treffen mitten in den Kopf, die dritte schlägt unten in die Wand ein, wo man noch heute ihre Spur sieht. Drei Artillerieofficiere, welche in einem anstoßenden Zimmer schliefen, standen bei dem Knall der Schüsse auf, legten sich aber ruhig wieder ins Bett, als sie sahen, daß es sich nur um die Ermordung eines Greises handelte. Als der Mord vollbracht war, versetzte der Uhlan dem Kopf des Todten derbe Fußtritte und ließ die Leiche an die Thüre eines dem Wirthshaus gegenüberliegenden Gartens festbinden. Ein Strick, welcher den Kopf in die Höhe hielt, wurde um den Sturz dieser Thüre geschlungen; zwei andre Stricke, welche an den Pfosten befestigt waren, hielten die Arme in Kreuzform ausgestreckt, während die Kniee fast den Erdboden berührten und der rechten Hand ein Säbel angehängt war, um den Glauben an einen Angriff zu erwecken. Man kann sich denken, daß dieser Act einer unerklärlichen Grausamkeit in der preußischen Armee mit lebhafter Befriedigung aufgenommen wurde; denn am 17. Januar zeigten die Soldaten, welche durch Cléry kamen, um nach St. Quentin zu marschiren, einander lachend die Gartenthüre, an welche der unglückliche Greis angebunden war, und es waren dies eben jene Soldaten, diese Söhne des träumerischen Deutschlands, welche auf dem Schloß ihrer Säbelkuppel die mystische Umschrift trugen: für Gott und das Vaterland, und welche auf den zum Andenken ihrer Todten errichteten Kreuzen einen Schmetterling anbrachten, das Symbol der Unsterblichkeit." —.

Nun, was sagen wir „Söhne des träumerischen Deutschlands" zu diesen haarsträubenden Geschichten, durch welche nicht etwa in einem pariser Schmutzblatt à la Figaro oder einem beliebten Sensationsroman, nein, in der vornehmsten und verbreitetsten Zeitschrift Frankreichs, in der ehemals so bewunderten Revue des deux mondes, der Ruf der deutschen Armee gebrandmarkt, die ohnehin so zügellose Phantasie der Franzosen durch blutige Schauergemälde immer aufs Neue entflammt, ein unauslöschlicher Haß und Rachedurst gegen die „germanische Rasse" genährt werden soll? So viel muß man wenigstens zugestehen: „Ist es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode." Diese Methode besteht offenbar darin, nicht mehr allgemein gehaltene Beschwerden und Anklagen gegen die deutsche Kriegführung zu erheben, sondern durch ganz bestimmte Angaben von Ort, Zeit und Personen diesen Greuelgeschichten einen um so größeren Anschein der Glaubwürdigkeit zu verleihen. Wahrlich, man würde die Generale v. Manteuffel und v. Göben und die ehrenwerthen Officiere der I. Armee geradezu beleidigen, wenn man ihnen

zumuthen wollte, alle jene Uebertreibungen und offenbaren Verleumdungen im Einzelnen zu widerlegen. Aber es würde nicht uninteressant sein, an einem oder dem anderen Beispiel einmal die Handhabung jener Methode etwas näher beleuchtet zu sehen. Meines Erachtens würde sich hierzu die Geschichte von der Erschießung des Pastetenbäckers von Amiens am besten eignen. Denn, nach der Erzählung des Hrn. Louandre, ist jener am 24. Dezember 1870 auf die Citadelle von Amiens gebracht und erst am 4. Februar 1871 — also erst nach 7 Wochen — erschossen worden. Jedenfalls ist also eine gründliche Untersuchung gegen ihn geführt worden, und es wird noch möglich sein, aus den Akten des Kriegsgerichtes den wahren Sachverhalt festzustellen, was bei den anderen Vorfällen, da bei ihnen kein Protokoll geführt worden ist, nicht so leicht bewerkstelligt werden kann.

Dr. Adolf Müller. (Plauen.)

Barock- und Rococobauten in Berlin und Potsdam.

II*).

Wo außer den im Eingang unseres ersten Artikels genannten noch andere deutsche Schriftsteller gelegentlich der Rococokunst Erwähnung thaten, da geschah es meist von dem vorher gefaßten Gesichtspunkt aus die zahlreichen Sünden der Zeit des Verfalls und der Unnatur darzulegen: es dulde in seinem gezackten, krausen, den Regeln der Schönheit spottenden Schnörkelwerk absolut nichts regelmäßiges. Seine zerrissenen und zerhackten Linien seien in einem beständigen Biegen, Brechen und Bäumen begriffen, seine ganze Ornamentik sei eine Verhöhnung der Kunstgesetze, sein Princip die Principlosigkeit u. s. w.**) Auf eine sachgemäße Darstellung der ganzen Kunstrichtung aber, namentlich in Rücksicht auf ihre zeitliche Entwickelung und die daran zu knüpfende Trennung zwischen den einzelnen Meistern und Werken, hat man sich bisher nicht eingelassen. Nachgerade aber handelt es sich nicht mehr um eine Beurtheilung des Rococo im Sinne der Reformatoren vor etwa hundert Jahren, deren Anschauung wir bisher in den meisten Fällen nachgesprochen. Man muß eben einen großen Unterschied machen zwischen den Zwecken einer solchen Bestrebung, die natürlich die Fehler des

*) In Art. I S. 49 Z. 15 v. u. statt „ein Motiv" lies: „eine Form" — S. 59 Z. 16 v. u. statt „durch" lies: „doch".

**) Siehe Falke: Geschichte des modernen Geschmackes. Das sonst so sehr empfehlenswerthe Werk enthält leider in dem Abschnitt über das Rococo eine ganze Blumenlese solcher über das Ziel hinaus schießender und deshalb unrichtiger Urtheile.

Gegners zu übertreiben sucht, und der allmählich ihr Recht verlangenden ruhigen historischen Würdigung.

Neben dieser besonders in Deutschland heimischen Auffassung steht, wenn man so sagen darf, eine national-französische, wie sie wenigstens von einer Reihe bedeutender französischer Schriftsteller vertreten wird. Sie hat sich in überschwenglicher Weise für die Kunst der Regentschaft und der Zeit Ludwig des Fünfzehnten begeistert. Man fand in den Schöpfungen jener Periode einen eminent französischen Charakter, das Ziel, auf welches die ganze Entwickelung der heimischen Kunst seit den Tagen Neppeu's und Lescot's an ausgegangen sei. Man sah nur die spielende Grazie und Eleganz jener glänzenden Dekorationen; das Nationalgefühl war geschmeichelt durch den Triumph, den die heimische Erfindung — wenn man von dem allmählichen Werden dies Wort gebrauchen darf — in der ganzen civilisirten Welt feierte. Der Vergleich mit den gleichzeitigen Leistungen Italiens, wo durch und seit Borromini — welcher Mann doch so oft von dem übrigen Europa als Vorbild gefeiert wurde — jeder zartere Schönheitssinn erstorben, diente nur dazu den eigenen Ruhm zu erhöhen; nicht weniger der Hinblick auf die spätere Zeit mit ihrer künstlerischen Impotenz und der hohlen Klassicität des Kaiserreichs seit Percier und Fontaine. Man verstieg sich soweit den Einfluß klassischer Studien als verhängnißvoll für die Entwickelung des nationalen Kunstbewußtseins zu betrachten. Namentlich ließ man keine Reform durch jene gelten und beklagte den Einfluß von Männern wie Perrault, Desbrosse, Blondel sen., weil sie einer italianisirenden Richtung huldigend den Entwickelungsgang der „französischen" Kunst aufgehalten. Siehe u. A. Dussieux: Les artistes français à létranger, und Vitet i. d. Revue contemp. 1852 Architecture de France. Percier und Fontaine wurden mit halber Verachtung genannt; denn für die Vertreter jener Richtung hört die wahre Kunst mit dem Sturze des Rococo auf, weil alles andere nicht mehr national sondern durch das Studium der Antike verdorben sei. Allenfalls läßt man noch ausnahmsweise einzelne elegantere Zeichner des Stiles Louis XVI wie Rauson und Salembier gelten. — Wir haben also auf der einen Seite das höchste Lob, auf der anderen vernichtenden Tadel. Dem gegenüber hat von Zahn a. a. O. die innere Bedeutung und das stilistische Wesen des Rococo in ebenso geistvoller, als eingehender Weise, besprochen. Er schließt sich dabei, wie jede wissenschaftlichere Erörterung von Stilfragen es muß, an Semper's grundlegende Gedanken an. Theils nimmt er dieselben auf, theils erweitert und berichtigt er sie. Indem ich für diese Seite der Sache durchaus auf seine Arbeit verweise, beschränke ich mich, ehe ich die Charakteristik des Berliner und Potsdamer Rococo versuche, auf einige Bemerkungen über den äußeren Entwickelungsgang dieser Kunstweise.

Das Rococo ist ein Product des französischen Geistes. Es ist endlich einmal Zeit, daß die bekannte Stelle bei Semper, wo von „Dresden dem Ursitz alles Zopfes" die Rede, ihre literarische Rundreise beschließe. Es gehört nicht zu viel geschichtliche Kenntniß dazu, um darin einen Lapsus zu erkennen, wie er eben dem besten einmal passiren kann. In Frankreich allein findet das Rococo in der vorhergehenden Entwickelung der Kunst seine naturgemäßen Grundlagen; dort auch haben wir in allem die Priorität seines Auftretens. Daneben erscheint selbstständig schaffend und dem allgemeinen Kunstcharakter der Zeit eine neue und wichtige Seite hinzufügend in jener Periode von den übrigen europäischen Ländern nur noch Deutschland und speciell Sachsen durch Böttcher's Entdeckung der europäischen Porzellanerde und die sich daran knüpfende Gründung der Meißener Fabrik. Bald machte man sich dort von den chinesischen Vorbildern frei und nahm die moderne Formgebung d. h. das Rococo, wie es von Paris aus auch sonst schon in Deutschland Eingang gefunden, auf. Für das zarte plastisch ungemein fein zu bearbeitende Material eignete sich dasselbe auch mehr als jeder andere Stil. Die Mannigfaltigkeit der geschwungenen Linien, bei denen es auf die Korrektheit des einzelnen Umrisses weniger ankommt, als auf die gefällige Gesammtwirkung, lassen die Störungen des unregelmäßigen Schwindens beim Brande nicht so hart empfinden, als bei einer einfacheren Silhouette, wo jede Unregelmäßigkeit des gleichmäßig fließenden Kontours sofort ins Auge fällt. Dazu kam eine glänzende Glasur, die natürlich einer Zeit hoch willkommen war, die jede Art von Lackarbeiten liebte; ferner sanfte Farbentöne, die dem neuchinesischen Porzellan entlehnt, dem Farbensinn des Rococo durchaus entsprachen, und schließlich der Umstand, daß das neue Material im Stande war eine Reihe von Bedürfnißgegenständen des eleganten Lebens, wie sie keine vorhergehende Zeit so nothwendig und so vielfältig gebraucht hatte, in salonmäßigem Gewande herzustellen. Deshalb finden denn auch die Meißener Produkte sofort überall eine bereitwillige Aufnahme, sie gewinnen bald eine solche Bedeutung, daß sie ein wesentliches Glied der Rococoausstattung werden. Ja nichts ist ein so präciser und klarer Repräsentant des ganzen damaligen Geschmackes geworden als gerade die unzähligen zierlichen Nippes der sächsischen Fabrik und ihrer jüngeren Schwestern. Aber für die geschichtliche Entwickelung des Stiles ist das Porzellan und damit Dresden und Sachsen von keiner Bedeutung gewesen. Das Rococo war in Paris fertig, als Meißen seine ersten Waaren der Art an den Markt schickte.

Während der Herrschaft Ludwig's XIV hatte die französische Architektur eine Wandelung erfahren. Bis in seine Regierung hinein legte man nach italienischen Vorbildern den größeren Werth auf den künstlerisch vollendeten Charakter des Aeußeren; der Grundriß kam dabei oft übel fort. Viele

Schlösser der französischen Renaissance zeigen so unbequeme Anlagen für den Verkehr, daß wir es heut kaum verstehen, wie eine Hofhaltung in denselben unterkommen konnte. So baute z. B. Pierre Nepveu die Nebengebäude des Schlosses Chambord ohne jeden Korridor, so daß von den hier wohnenden Kavalieren und Damen einer die Gemächer des anderen passiren mußte, um zu seinem eigenen Quartier zu gelangen. Es heißt, daß die Marquise von Rambouillet hierin einen ähnlichen Einfluß auf die Architektur geübt haben soll wie auf die Literatur und das Gesellschaftsleben ihrer Zeit. Zu dem Neubau ihres Hotel habe sie selbst den Grundriß entworfen und zum ersten Male die großen bis zur Erde reichenden Fenster, die Gruppirung der Zimmer und Korridore in Rücksicht auf die Erfordernisse des modernen Gesellschaftsverkehrs und eine dementsprechende Anordnung der Treppe eingeführt. (Tallemand des Réaux ed. in 12 p. 213 und Jauval bei Vitet a. a. O.) Ich bin nicht im Stande die Richtigkeit dieser Notiz zu untersuchen, auch liegt im Grunde wenig daran. Uns genügt der Nachweis, daß von jener Zeit an die Gestaltung der Inneuräume allmählich auf Kosten des Aeußeren eine immer höhere Bedeutung gewinnt, und zwar kann man deutlich das Herabsteigen vom großartigen zum anmuthigen und eleganten beobachten. Der Stil des Lepautre macht dem Mansart's und Bérain's Platz, und am Ende der Regierung des Königs ist auch die Grundlage einer neuen Kunstrichtung schon gegeben. Die großen Kamine mit ihrem mächtigen Aufbau, jene Reminiscenzen an das Mittelalter, sind zusammengeschrumpft, sie haben den kleineren zierlicheren „cheminées à la royale à grand miroir" Platz gemacht und noch heute herrschen diese in den Pariser Salons. Nicht Robert de Cotte, wie Vitet sagt, sondern schon Mansart ist ihr Erfinder. Die Decken, an denen noch Lebrun den schwersten Stuck mit Malerei gepaart hatte, sind um vieles leichter geworden; Verzierungen weiß und gold beginnen dort zu herrschen. So zeichnen oft schon die Marots. Das Weiß und Gold geht auch auf die Holzbekleidung der Wände (Paneele, Fensternischen, Thüren) über. Bérain's Grotesken sind leichter und spielender als des ernsten Lepautre verwandte Zeichnungen. Schon zeigen sich die Anfänge jener Panneaux, die nachher durch Watteau zu einem Weltruf gelangen. Freilich stimmt dieser Gang der Entwickelung nicht recht mit dem bigotten Treiben am Hofe des alternden Königs, allein der im großen ganzen durchaus richtige Satz, daß der Gang der Kunst und der allgemeinen Kultur der gleiche sei, kann eben doch nicht in jedem Augenblick auf die verschiedenen Zeiten und Verhältnisse angewandt werden. In der Gestaltung der Wohnung tritt immer mehr eine heitere Sinnesweise hervor: so lang auch Ludwig die Fassade seines Versailles gestreckt, um sie desto majestätischer zu machen, großartig wirkt das Aeußere nicht. Schon der Werth dieses Schlosses

— es ist das wohl das erste Mal! — beruht lediglich im Innern, und gerade dies Innere zeigt in seinen verschiedenen Theilen deutlich das ganze allmähliche Werden der neuen Zeit. Die Kunstentwickelung ging eben unaufhaltsam ihren Weg. Als dann freilich mit dem Tode des Königs auch die ganze Kultur der Zeit eine verwandte Richtung nahm, da gelangten jene schon früher gesproßten Keime schnell zu einer eigenartigen Blüthe. Das Rococo herrscht in Frankreich etwa von 1720—1750.

Wie die ganze Tendenz der Zeit in wenige Worte zusammengefaßt am besten durch die Freude am Leben und am Genuß charakterisirt ist, so kann man auch sagen, daß die Architekten nunmehr ganz besonders bemüht sind, diesen Bedürfnissen in ihren Gebäuden zu genügen. Jetzt erst empfand man, daß der erste Zweck des Hauses nicht der sei, zu repräsentiren, sondern der, dem Bewohner das Leben in ihm in jeder Hinsicht zu erleichtern und bequem zu machen. So sind denn die Hotels der Großen der Schauplatz der Hauptthätigkeit des Rococo. Nirgends fühlt sich diese Zeit weniger heimisch als im Kirchenbau und allen monumentalen Aufgaben, die einen Bezug auf das ideale Leben und Streben der Menschheit haben; nirgends leistet sie armseligeres, als auf diesen Gebieten. Ja ich bin, soweit meine Erinnerung reicht, nicht im Stande, auch nur einen Kirchenbau zu nennen, bei dem das Rococo nicht seine Zuflucht zum Barock hätte nehmen müssen, weil es allein auf seine Ideen angewiesen, sich solchen Aufgaben gegenüber ohnmächtig fühlte. Von den kleinen Betkapellen der Schlösser ist natürlich hier abzusehen. Das Rococo ist die Kunst eines hervorstechend sinnlichen Zeitalters, welches ohne höheres Ideal seine Aufgabe in dem augenblicklichen Genuß der schönen Wirklichkeit sah, und sich muthig zu dieser seiner Anschauung bekannte. Das Leben einer solchen Zeit aber spielt sich naturgemäß nicht mehr in der Oeffentlichkeit, sondern in der Intimität des Hauses, oft den sogenannten petites maisons, in der Gesellschaft, im Kabinet und Boudoir der Damen ab. Dort auch ist das eigentliche Heim dieser Kunstrichtung, das der Tempel, den sie schmückt. Selten mischen sich gesunde und krankhafte Elemente so wie in jener Gesellschaft, selten auch Grazie und Rohheit so wie in ihrer Kunst.

Aus dem allen erhellt, daß das Rococo kaum ein Architekturstil zu nennen, es ist vielmehr nur eine Decorationsweise. Die vereinigte Thätigkeit der Stuckarbeiter, Holzschneider, Vergolder, Decorateure und Decorationsmaler erst giebt uns ein vollständiges Bild jener Kunstrichtung. So ist denn auch in struktiver Hinsicht der Grundriß der einzige Fortschritt, den es, gegen die früheren Perioden gehalten, macht, aber ein Fortschritt von hoher Bedeutung. Studirt man die wahrhaft virtuosen Anlagen mit ihrer in allen Fällen streng gewahrten Axentheilung, so muß man staunen, wie es gelingt, für jedes Zimmer immer wieder eine vollständige Regelmäßigkeit zu

Digitized by Google

finden, während doch die mannichfachsten Degagements zwischen den einzelnen Sälen hindernd eintreten. Gerade diese Schwierigkeit haben die Rococomeister zu einer ihrer Zeit willkommenen Neuerung zu verwerthen gewußt. Um die vielen kleinen Zwischenräume anzubringen, werden die Ecken der Säle gern abgestumpft, kreisförmige, elliptische, achteckige und sechseckige Räume reihen sich an einander, das ganze oft um einen Hauptsaal gruppirt; jedes einzelne Gemach wieder großräumig und mit einer Fülle von Licht versehen; Fenster und Thüren in musterhafter Regelmäßigkeit der Axentheilung. Alle diese Vorzimmer, Speisesäle, Salons, Säle, Galerien, Kabinete, vor allem die Schlafzimmer stehen durch Nebentreppen, Passagen und Corridore untereinander und mit den Oekonomieräumen in Verbindung. Den Toilettenbedürfnissen ist in glücklicher Weise durch die Einführung des Alkoven (lit en niche) und der dadurch gewonnenen beiden Kabinette Genüge geleistet. Und zugleich schließen sich alle Zimmer doch wieder in unmittelbarer Folge aneinander. Von all den mannichfachen Degagements ist dabei das Gesellschaftsleben in keiner Weise berührt; nie treten sie störend zu Tage. Mit Recht hat man freilich neben diesen Vorzügen jenen Hotels und Landhäusern einen Vorwurf aus den oft geschweiften Linien ihrer Fassaden gemacht, die aus dem willkürlichen Vor- und Zurückspringen einzelner Zimmer des Grundrisses entstanden. Derselbe trifft indeß das innere Wesen der Plandisposition nur wenig; ihr eigentlicher Werth wird daher dadurch kaum berührt. Es ist eben eine tadelnswerthe Spielerei des Architekten, die mit wenigen Strichen geändert werden könnte. — Hält man das hier zur Schau tretende, fast raffinirte Sorgen für die Bequemlichkeit der Bewohner mit dem Comfort in der Anlage des modernen englischen Landhauses zusammen, so gewährt der Unterschied einen interessanten Vergleich zwischen den Anschauungen beider Nationen; denn noch heut beruhen die Grundrisse der französischen Privatarchitektur auf den Errungenschaften des vorigen Jahrhunderts, soweit nicht die Rücksichten auf die Theuerung des Bauplatzes modificirend eingewirkt. In Berlin und Potsdam, wo das Rococo nie recht in die bürgerlichen Kreise gedrungen und überhaupt keinen Grundriß, der den besseren französischen gleichwerthig wäre, hervorgebracht hat, ist auch die heutige Raumvertheilung in den Privathäusern eine andere und zwar jüngeren Datums, bleibt aber weit hinter der Wohnlichkeit und Bequemlichkeit für das gesellige Leben und den Verkehr der Familie in den französischen Häusern zurück*).

*) Einen richtigen Vergleich bieten natürlich nur die Landhäuser, wo der Architekt nicht durch die Spekulation des Hauswirthes in seinen Absichten, namentlich in seinen Maaßen, beschränkt ist.

Schon die Barockzeit hatte bei den Treppen die Stufen möglichst niedrig und breit gebildet; sie war die Erfinderin jener sich bequem steigenden großräumigen Treppenanlagen unserer modernen Paläste. Nun aber ist jedes, auch das bequemste Steigen eine gewisse Unbequemlichkeit. Deshalb verlegt der Rococomeister sein Hauptgeschoß gern in das Parterre. Wenige Stufen, oft als Freitreppe, führen zu ihm hinauf. In dem oberen Stockwerk finden sich meist untergeordnete Räume, Diener- und Fremdenzimmer. Selbst wo die Gesellschaftsräume im ersten Stock liegen, ist das petit apartement des Hausherrn oder der Dame im Erdgeschoß. Sind Treppenanlagen für den Gesellschaftsverkehr nöthig, so werden dieselben außerordentlich breit, die einzelnen Stufen tief, die Steigung oft noch geringer als im Barock beliebt. Wenn wir von dem Eigensinn Friedrich's des Großen hören, der trotz aller Mahnungen seines Baumeisters in Sanssouci keinen Keller haben wollte und am liebsten den Fußboden der Zimmer mit dem Garten in ein Niveau gelegt hätte, der ferner von dem niedrigen Unterbau des neuen Palais mehrere Fuß fortzunehmen befahl, weil er ihm zu hoch war, so ist dies durchaus im Geiste des Rococo gedacht, wie denn der König überhaupt, ohne mit französischen Architekten enger verkehrt zu haben, sich vollständig in die Anschauungen, die dieser Kunst zu Grunde liegen, eingelebt hatte. Seine Vorliebe für die französische Literatur erklärt dies nicht genügend. Viel eher das Leben im Rheinsberger Kreise, wo er frei von den Gebrechen der französischen Gesellschaft in edlerer Weise allerdings ein Rococodasein geführt, wie es die Briefe seiner damaligen Genossen so farbenglühend schildern.

Hatte das Bedürfniß nach Licht sich schon in den großen Fenstern des Hotel Rambouillet und in dem späteren Einführen des Weiß in die Dekoration unter Ludwig XIV immer mehr Bahn gebrochen, so gelangt es jetzt auf seinen Höhepunkt. Die helle Beleuchtung des Innern machte natürlich im Gegensatz dazu den scharfen dunklen Schatten unwillkommen. Um diesen zu vermeiden, mußte nothgedrungen das Relief schrumpfen. Die klassischen ererbten Wandgliederungen der Pilaster, Gesimse ꝛc. werden daher durch verdünnte Formen ersetzt. Der Pilaster, verwandelt sich in eine wenig oder gar nicht vorspringende Lisene ohne Kapitell und Basis, die oft nur durch vergoldetes Leistenwerk betont ist. Man kann diese Verwandlung durch alle einzelnen Stadien verfolgen; die Regentschaft hat meist noch die letzten Andeutungen von Kapitellen. Die Gesimse verlieren viele ihrer einzelnen Glieder, vor allem die Konsole und den Zahnschnitt. Scharfe Winkel geben ebenso entschiedene Schattenabgränzungen; um sie zu vermeiden, schrägt man die Ecken der Zimmer ab, wo nun das Licht voller in den stumpfen oder abgerundeten Winkel hineindringt. Die weiße Decke wird mit einem Netz spielenden Ornamentes übersponnen, oder die Eck- und Mittelstücke sind

wenigſtens in ſolcher Weiſe ausgezeichnet. Auch darin iſt alſo das Rococo uns heut noch vorbildlich. Die Fenſter gehen meiſt bis zur Erde. Sie ſowohl wie die Thüren ſind gern mit einem flachen Bogen überdeckt, der aus dem ſechſten Theile eines Kreiſes conſtruirt wird; was bis heut in Frankreich die beliebte Sitte geblieben. Die Barockkunſt ſchon hatte dieſe Form erfunden und das Rococo behielt die ihr ſympathiſche, leicht geſchwungene aber charakterloſe Wölbungsweiſe bei. Die Wände faßt bis zu einer gewiſſen Höhe Holzbekleidung ein; auch ihre Tendenz geht dahin, mehr und mehr einzuſchrumpfen, gewöhnlich variirt ſie zwiſchen ein bis zwei Fuß. Gern bringt man bei reicheren Anlagen zwei Kamine einander gegenüber an, damit ſich in den nunmehr nie über ihnen fehlenden Spiegeln eine endloſe Perſpektive gleichen Glanzes eröffne. Ueberhaupt gewinnt der Spiegel, der die ſelbſtgefällige Erſcheinung des damaligen Salonlebens wiedergiebt, nunmehr eine neue, ungeahnte Bedeutung. Ganze Wände ſind bisweilen damit bedeckt. Die Glasflächen überzieht dann wieder leichtes, geſchnitztes Blatt- und Blumengehänge, denn große, unornamentirte Flächen kann das Rococo ſelbſt im Spiegel noch nicht ertragen. So verlangt es auch ausnahmlos kräftige Muſterung für ſeine Tapeten und Möbelſtoffe. Es hat eben als Erbtheil der früheren Perioden ein ungleich größeres Bedürfniß nach Gliederung und Formen als unſere durch die Afterklaſſicität des Zopfes ernüchterte Zeit. Das Verlangen nach Licht iſt auch für die farbige Behandlung maßgebend. Ein verwaſchenes Roſa, Blau, Grün, Grau, Chamois tritt jetzt auf und damit im Zuſammenhang erfindet ſich die Zeit unglücklich genug neben der herkömmlichen Vergoldung die Verſilberung des Ornaments und der Möbel. Ein richtiges Farbengefühl aber hat das Rococo trotz ſeiner zarten Tönung vor uns voraus. Die Härte der modernen Farbengebung, welche ohne Scheu dunkle Stoffe auf die lichteſte Wandbekleidung hängt, ertrug das 18. Jahrhundert noch nicht. Wandbehandlung, Möbelſtoffe, endlich ſelbſt die Kleidung waren einander entſprechend, ein harmoniſch durchdachtes und zuſammengeſtimmtes Ganze. Nicht ſelten waren ganze Zimmer mit Holz bekleidet, die einzelnen Felder ſind dann oft mit feinem Blumenſchnitzwerk bedeckt, der Grund in Leimfarben oder der jetzt beliebt werdenden Oelfarbe geſtrichen, die Reliefs vergoldet oder bunt bemalt. Es war ein Ereigniß, als man in Paris die Kunſt erfand, die Vergoldung direkt auf das Holz ohne Kreidegrund aufzutragen. Man ſah darin eine Sache von ſolcher Bedeutung, daß Patte die Erfindung als einen der großen Momente im Kunſtleben unter Ludwig XV aufführte. Franzöſiſche Handwerker, die in dieſer Technik geübt waren, wurden im Auslande vielfach geſucht. Undenkbar wäre es geweſen, jetzt noch dem Holz ſeine Naturfarbe zu laſſen.

Auf eine ſolche Decoration paſſen natürlich nicht die älteren Gemälde; es war nur eine nothwendige Conſequenz, daß auch die Maler ihren Schöpfungen ein dementſprechendes blaſſes Colorit gaben. Am homogenſten mit der Decoration aber erſcheinen die maleriſchen Produkte da, wo ſie als die ſogenannten Panneaux auftreten, Zwiſchenglieder zwiſchen dem Gemälde und der Tapete. Auf lichtem, einfarbigem Grunde hebt ſich in der Mitte eine Landſchaft mit graziöſer Liebes- oder Genreſcene ab. Als Einfaſſung iſt ringsherum jenes leichte, geiſtreiche Allerlei aus Natur und Kunſt in gefälligen Gruppen gebreitet, in deſſen Erfindung die Zeit ſo geſchickt war.

Neben dieſen eigentlichen Rococoräumen, deren erſtes Decorationsgeſetz in der Leichtigkeit und im Lichten beſteht, erhält ſich in vielen Fällen die Reminiscenz an die ältere Zeit, in dem salon à l'italienne, der oft das Mittelſtück des Grundriſſes bildet. So weit es den an eine andere Formbehandlung gewöhnten Zeichnern möglich iſt, waltet hier ein gemäßigter Barockſtil, meiſt gliedern korinthiſche Säulen die Wände, die Farbentöne des Marmor oder Stucco ſind kräftig gehalten, die Deckenzeichnung ſchwerer als in den anderen Theilen, der Fußboden gern mit farbigen Marmorflieſen belegt. Um den Unterſchied noch größer zu machen, ſind dieſe Säle bisweilen durch Oberlicht erleuchtet.

Da nun das Rococo ſich in den hergebrachten Conſtruktionsweiſen bewegend, aus den Bedürfniſſen des Innenbaues entſtanden iſt und in deren Befriedigung ſeine Hauptaufgabe findet, ſo liegt es nahe, daß die äußere Anordnung der Faſſade für ſeine Zwecke Nebenſache iſt. So iſt es denn kein Wunder, daß ſich auch das Intereſſe an einer durchdachteren Ausbildung des Aeußeren allmählich verlor. Der Umſtand ferner, daß in vielen Fällen die Höhenerhebung im Verhältniß zur Breite eine äußerſt geringe war, wirkte gleichfalls hindernd auf die reichere Ausbildung. Dafür übertrug man ziemlich naturgemäß die Formgebung, wie ſie für die wichtigeren Theile des Baues maßgebend geworden, auch auf die unwichtigeren, d. h. alſo die des Innern auf die des Aeußeren. Es fallen daher auch hier die ſchärfer ausgeprägten Gliederungen fort. An Stelle der Pilaſter und Säulen treten einfache Liſenen. Die Fenſterpfeiler ſind nach Art der im Innern viel verwandten Tiſchlerarbeit nur durch Rahmen und Füllung gegliedert; auch die Wandungen der Fenſter werden einfache Rahmſtücke genau wie im Innern. Ihr Giebelfeld oder der ſonſtige Sturz verſchwindet, in die Mitte des flachen oder halbrunden Bogens tritt eine ſpielende Verzierung, die dem Innern etwa der Bekrönung des Kaminſpiegels entlehnt iſt; bald iſt es ein Kopf, bald eine Gruppe von Emblemen, bald eine Muſchel oder Kartouche. Jede ſtärker ausgeſprochene Umrahmung der Fenſter oder gar Säulenſtellungen auf der Zwiſchenwand waren ſchon als lichtraubend verpönt. Auch dies

Lichtbedürfniß hatte Friedrich der Große mit dem Rococo gemein und geräth dadurch gelegentlich in Widerspruch mit seinen Architekten, welche die modernen Formen nachahmen, ohne sich in den Geist, der sie in's Leben gerufen, eingelebt zu haben. Als am neuen Palais Büring wenigstens vor das mittlere Risalit korinthische Säulen stellen will, entgegnet ihm der König, solche Säulen gehören vor ein Gefängniß, er wolle in seinem Schlosse Licht haben! — Das Hauptgesims ernüchtert sich oft zu einer ziemlich charakterlosen Form, die nur noch eine blasse Erinnerung an die Hauptglieder des alten Geison bewahrt. Daneben verwenden einzelne Architekten freilich gern das volle antike Kranzgesims mit seinen drei Theilen, dann aber in durchaus verwässerter Form. Fast nie fehlt darüber eine bald mehr bald weniger hohe Attika. Wie naiv man bei dieser Behandlung des Außenbaues verfuhr, wie vollständig man die Decorationsweise des Innern als maßgebend ansah, zeigt recht deutlich der Schmuck, den man gern den Feldern der Fensterpfeiler giebt. Entweder ist es ein leichtes Gehänge (Trophäen), von Stuck, wie es im Innern vergoldet so oft vorkommt, oder gar eine Büste auf jenem langgezogenen unschönen Konsole, welches das Rococo schon aus der Barockzeit mit übernommen und nur noch etwas verschnörkelt hatte, letzteres u. A. am Hotel Pompadour von de la Maire, an der Gartenseite des Hotel de Maine von Cotte und als ältestes mir bekanntes Beispiel an J. H. Mansart's eigenem Hause in der Rue des Tournelles. Nur das Mittelrisalit ist wie im Innern so auch außen oft durch wirkliche Säulen und zwar hier gern durch eine Abart der jonischen ausgezeichnet, in anderen Fällen wenigstens durch Pilaster. Aber auch in diesem Falle liebt man es nicht, die Säulen vor die Fassaden zu stellen, legt sie vielmehr in die Fluchtlinie des Ganzen, indem man die Wand hinter ihnen nach innen zieht und so eine Art Loggia bildet. Zur größeren Belebung solcher oft recht nüchtern und unarchitektonisch wirkenden Fassaden durchzog man gern den ganzen Bau oder einzelne Glieder, namentlich die Ecklisenen mit breiten Horizontalfugen, die letzte Abschwächung der ehemaligen Rustikaquaderung der Renaissance. Was diesen Fassaden wenigstens einige Abwechselung verlieh und wohlthätig auf das Auge wirkte, ohne deshalb, wie wir oben gesehen, an sich lobenswerth zu sein, sind die zahlreichen Risalite und Krümmungen, die aus dem Grundriß hervorgingen. Weil man aber so im Ganzen auf die malerische Tendenz des Barocks verzichtete, seinen schwülstigen und geschwollenen Formen wie seinem wilden Durcheinander gegenüber viel weniger pretentiös auftrat, überhaupt mancherlei, was offenbar das Barock von der Antike unterschied, fortließ, so glaubten die damaligen Architekten und Aesthetiker, daß „niemals der wahre antike Geschmack so glücklich geherrscht habe" als jetzt.

So ungefähr sah skizzenhaft angedeutet die Kunstrichtung aus, deren

ſiegreiches Vordringen mit dem Tode Ludwig's XIV beginnt und die ihren erſten entſcheidenden Triumph in dem Palais Bourbon des Faubourg Saint-Germain, vom älteren Laſſurance erbaut, feiert. Namentlich iſt hier der Grundriß durchaus nach den neuen Principien gebildet, mit großräumigen Sälen in allen Grundformen und zahlreichen Degagements aller Art, während Robert de Cotte's Hôtel de Toulouſe 1713—1719 ein intereſſantes Beiſpiel für den Uebergang giebt, beſonders die berühmte Galerie deſſelben (1719). Gerade weil die Geſchichte des Rococo uns in ihren Einzelheiten noch wenig geläufig iſt, müſſen wir uns vor Allem vor Vermiſchungen der verſchiedenen Entwickelungsſtadien hüten, um nicht von vornherein das Geſammtbild zu trüben. So ſind auch alle ſummariſchen Urtheile über das Ganze der zeitlichen und räumlichen Entwickelung bedenklich. Zunächſt iſt das franzöſiſche und das deutſche Rococo durchaus zu trennen, namentlich jene deutſche Kunſtrichtung, die in den zahlloſen Blättern der Augsburger Verleger den Markt mit ihren Vorbildern für das Kunſthandwerk und Maurergewerk überſchwemmte. Dann ſind innerhalb des franzöſiſchen einige Grenzen zu ziehen. Zunächſt aber, ehe man an eine Klaſſifikation geht, muß man berückſichtigen, daß die Werke einer Stilrichtung, deren eigentlicher Wirkungskreis in der Dekoration der Innenräume liegt, aus leicht erklärlichen Gründen, trotz der uns ſo nahe liegenden Zeit, doch heut verhältnißmäßig ſelten geworden ſind. Die Ausſtattung der Wohnung iſt eben jeder Schwankung der Mode unterworfen, ſie will — und ganz mit Recht — in den allermeiſten Fällen modern ſein, denn ſie ſoll das Spiegelbild ihrer jedesmaligen Bewohner geben; während der monumentale Bau unberührt von dieſen Schwankungen gerade als Ausdruck der Geſinnung ſeiner Entſtehungszeit ſeinen eigenthümlichen Werth hat. So kommt es, daß wir oft das beſte, was wir heut an Gegenſtänden des Kunſtgewerbes der Rococokunſt beſitzen, aus den Vorrathskammern und von den Trödlern haben zuſammen ſuchen müſſen. Dieſem Nachtheil ſteht andrerſeits der Umſtand entgegen, daß keine andere Zeit je auch nur annähernd ſo zeichnungsluſtig war, wie dieſe. Wie die damaligen Handwerker die vollendete Herrſchaft über das Material auszeichnet, eine Höhe der manuellen Geſchicklichkeit, die wir heut nur zu ſehr vermiſſen, ſo war auch den Architekten und Dekorateuren eine ſeltene Leichtigkeit des Producirens eigen. Faſt jeder Zeichner aber führte mit mehr oder weniger Sicherheit auch die Nadel. Und gleichen Schritt damit hielt die Publikationsluſt der Künſtler und Verleger wie die Sammelfreude des Publikums. So beſitzen wir eine gar nicht zu überſehende Fülle von Blättern, theils ausgeführte Arbeiten theils freie Kompoſitionen, deren Studium bei dem Verluſte ſo vieler Werke die geſchichtliche Entwickelung des Rococo reconſtruiren helfen muß. Noch aber fehlt es in Deutſchland

Digitized by Google

durchaus an sorgfältigen Sammlungen. Das allgemeine Interesse hat sich jener Zeit noch nicht zugewendet. Die zahlreich mit unterlaufenden rohen und flüchtigen Blätter haben bisher die Kupferstichfreunde auch für die mancherlei trefflichen Arbeiten theilnahmlos gelassen, die eine schöpferische Phantasie mit geistreicher und präciser Nadelführung vereinigen, und die das vorige Jahrhundert sehr wohl herauszufinden und zu würdigen verstand. Was in den öffentlichen Kupferstichkabinetten der Art vorhanden, ist meist alter ungeordneter Besitz, einiges zufällig zusammengewürfelte. Aber auch in Frankreich sind die Staatssammlungen verhältnißmäßig arm, die Mappen einzelner Liebhaber enthalten ein besseres für historische Zwecke aber bisher noch selten verwerthetes Material (Destailleur).

Die nächste Grundlage für das Rococo wird man bereits in vielen Werken und Details Mansarts finden. Seine begabten Nachfolger Robert de Cotte † 1738, Lassurance † 1724, Courtonne † 1739 u. A. gehen dann auf dem betretenen Pfade weiter. Sie sind die Meister des eigentlichen Uebergangsstils, des sogenannten Stils der Regentschaft, den man nicht ungeeignet als ein Frührococo bezeichnen könnte; denn die Stilprincipien sind hier wie später dieselben, wenn sie auch noch nicht so consequent zur Durchführung gelangen; der sanfte gleichmäßig in den Theilen abgewogene Schwung der Linien, die Feinheit und Zierlichkeit des Ornaments, welches nicht als einzelnes Glied schön zu sein braucht, sondern nur in der Gesammtheit eine glückliche Wirkung hervorbringen soll, der Sinn für die zartblasse Farbe, die helle Beleuchtung, die stumpfen Ecken und Winkel, die Freude an der leicht ornamentirten Fläche u. s. w. Nur die Formgebung ist noch präciser: die Muschel findet zwar eine häufige Verwendung aber noch als fest umschriebenes Gebilde; zierliche Blumenranken und Bouquets — ich erinnere hier an die reizenden Blumenmotive in Schloß Brühl am Rhein, schon ein völliger Rococobau von Cotte — geben dem ganzen einen hohen Grad leichter Grazie. In der späteren Zeit verliert die Muschel ihre bestimmt umschriebene Form, und erscheint dann als jene wellige geriefelte mit Knollen unterbrochene Hohlkehlenfüllung als das Hauptmotiv jeder Dekoration. Es ist dies zwar ein herzlich armseliger, immerhin aber neuer erst vom Rococo geborener Ornament-Gedanke. Er kommt zur Herrschaft hauptsächlich durch den Einfluß des Turiners Juste Aurèle Meissonier. Durch die Bedeutung, welche dieser Mann gewinnt, geht die eigentliche national-französische Grazie zum guten Theil verloren. Meissonier ging vom Studium Borrominis aus, und selbst als er dann in Paris mit voller Seele sich der neuen eben emporblühenden Stilrichtung hingab, deren späteren Charakter er wesentlich ausbilden half, blieb ihm immer ein gut Theil von dem Schwulst des Barock eigen. Dies zeigen seine Möbelzeichnungen, denen das geschickte Abwägen

der einzelnen Theile gegen einander fehlt, selbst wo er nach Leichtigkeit ringt; es beweisen dasselbe ferner seine wild phantastischen Leuchter, wahre Monstruositäten der Zeichnung, Dinge mit denen er aber zahlreiche Nachfolger erweckte. Höchst interessant gerade für seinen eigenthümlichen Stil, der das überladene des Barock mit seinen perspektivisch gemalten schwer stuckirten Decken doch mit der Grazie jener national-französischen Meister zu vereinigen strebt, sind seine Stiche des cabinet de M. le comte Bielinski, grand maréchal de la couronne de Pologne exécuté en 1734; Chenu sculp. während das Vollendetste, was Meissonier in eigentlichem Rococo leistet, in dem projet d'un trumeau de glace pour un grand cabinet fait pour le Portugal; Huguier sculp. zu Tage tritt. Was ihm aber seine große Bedeutung giebt, ist, daß an seinen Namen sich eine ganz entschiedene Wendung in der Stilentwickelung knüpfen läßt. Durch ihn wird das Rococo zu seiner vollen Entfaltung geführt. Rein auf nationale Elemente ist es nicht zurückzuführen; darin täuschen sich die Franzosen und zwar zu ihrem eigenen Nachtheil; denn man dürfte mit Recht zweifeln, ob französische Künstler ohne den Einfluß der Rohheiten des italienischen Barock je bis zu so vollständiger Formlosigkeit sich verirrt haben würden, wie sie der späteren Entartung des Stiles eigen. Wie dem französischen Kunstempfinden, wo es sich auf nationalen Grundlagen bewegt, einerseits das Verständniß der streng klassischen Schönheit fehlt, so bleibt ihm dafür auch in seinen letzten Verirrungen immer eine gewisse Zierlichkeit und Eleganz eigen.

Die gemeinsame Grundlage aber, die Provenienz aus der Pozzo-Borromineskten Richtung, giebt dem Stile Meissoniers eine große Aehnlichkeit mit den auf eben dieser Schule fußenden Augsburgern, und so steht denn kein französischer Meister dem deutschen Rococo näher als gerade er, den man eben nicht ganz mit Recht für den Hauptvertreter der eigentlich französischen Schule angesehen. Was in der That gefälliges durch die Vereinigung der beiden Elemente der echt französischen Grazie und der italienischen Phantasterei zu leisten war, zeigt vielleicht am hervorragendsten der bekannte Goldschmied des Königs, Thomas Germain, der Zeichner der Kirche S. Louis du Louvre (1738) und einer zweiten in Livorno, sowie sein Sohn Pierre trotz manches abenteuerlichen, was sich auch bei ihnen findet. Namentlich sieht man bei diesen Männern, welch graziös liebenswürdige Produkte der Kleinkünste das Rococo auf seiner Höhe hervorzubringen im Stande ist. Dagegen befindet sich Nagler im Irrthum, wenn er den 1672 geborenen Gilles Marie Oppenord den eigentlichen Rococomeistern zuzählt. In vielem, namentlich in seinen schweren Profilen steckt er noch ganz im Barock; auch ihn beeinflußt die italienische Schule, die er während eines achtjährigen Aufenthaltes in Italien genossen hatte. In seinen Dekorationen klingen bisweilen Motive an, die

erſt Louis XIV wieder aufnimmt. Oppenord iſt der Künſtler, der am beſten von allen ſeinen Zeitgenoſſen mit dem Stifte, der Feder und der Nadel umzugehen wußte, und daher ſchon bei ſeinen Lebzeiten ein beſonderer Liebling der Sammler war. „Er zeichnete die menſchliche Geſtalt ſo gut wie ein Maler, das Ornament geradezu unübertrefflich ſchön. Seine Feder- und Tuſchzeichnungen wurden auf das eifrigſte geſucht und haben allein ſeinen großen Ruhm begründet, denn die geniale und doch liebenswürdige Behandlung derſelben verhinderte die Wahrnehmung, daß ſie ausgeführt eben weniger wirkten“ (d'Argensville). Bei den meiſten Rococozeichnungen findet gerade das umgekehrte ſtatt. Sie ſind eben für die Fläche gedacht und die Projektion der manichfach geſchwungenen Linie in die Ebene giebt daher oft Härten, die in der Ausführung verſchwinden. Ebenſo tritt in der Zeichnung der Mangel an klaren Formen — die das Rococo in ſeiner ſpäteren Entwickelung faſt gar nicht mehr kennt — die Rohheit der alles beherrſchenden Muſchellinie viel verletzender hervor als in der Ausführung, wo die glänzende Vergoldung oder Verſilberung mit ihren manichfachen Reflexlichtern das Auge des flüchtigen Beſchauers wenigſtens über dieſe Gebrechen viel eher täuſcht. Ein dritter Punkt endlich, der bei der Betrachtung der Stiche aus jener Zeit berückſichtigt werden muß, iſt, daß die Flüchtigkeit der Compoſition — die überhaupt für alles ſpätere Rococo charakteriſtiſch iſt — den Zeichner oft zu Anhängſeln und Schnörkeln verleitete, die nur auf dem Papier möglich und auch dort unſchön, bisweilen abſcheulich ſind; die aber in der Ausführung naturgemäß wegfallen.

So ſinn- und geſchmacklos nun auch der Stil in ſeiner ſpäteren Entartung wird, und eine ſo natürliche Conſequenz dieſe Verwilderung aus der verhängnißvollen Richtung des Ganzen iſt, man darf darüber nicht die hohen Vorzüge des urſprünglichen Rococo vergeſſen, — ich rede hier lediglich von der Innen-Dekoration. Das Ueberſpannen der Fläche mit einem leichten ſpielenden Muſter iſt an und für ſich durchaus berechtigt, die Zeichnung deſſelben in der früheren Zeit zierlich und graziös. Die Schönheit der einzelnen Linie wird erſetzt durch ein feines Abwiegen der Gruppen, die Symmetrie durch eine vollendete Harmonie. Der Schmuck iſt gleichmäßig vertheilt, nirgends ein zuviel; die Linien fließen glatt und im gefälligen Rythmus. Sanft leiten die Sförmigen Schwingungen das Auge über die ganze Fläche, nirgends eine Härte oder Ecke, die den Beſchauer zum Verweilen zwänge, wo ſich dann die Sinnloſigkeit und Unſchönheit der einzelnen herausgeriſſenen Form offenbaren würde. Das Rococo darf eben nur auf Geſammtwirkung betrachtet werden, ſobald man die Grammatik ſeiner Formenſprache im einzelnen ſtudirt, ſtößt man überall auf Geſchmackloſigkeiten wo nicht auf Rohheiten. Dies iſt ſchon in der Frühzeit des Stiles der Fall und eine Ausnahme davon machen allein die naturaliſtiſch behandelten zarten Blumen und

Guirlanden in Holz oder Gips, die nicht selten eine liebevolle Zeichnung und Durchführung bis in die letzte Kleinigkeit verrathen. — Die Seitenbegränzungen sind ursprünglich noch gerade, das ganze ungemein leicht und kokett, nicht schön im strengen Sinn, aber anmuthig. Das ist es, was die Franzosen die französische Art nennen. Aber es ist dies eine Kunst am Rande des Abgrundes. Die Gesetze sind auch hier schon aufgelöst, dem maßhaltenden Schönheitssinn des Einzelnen ist alles überlassen. Jede Willkür aber führt zur Manier. Es war damals leicht Architekt „à peu de frais" wie Cochin sagt, zu sein, es gab kein Herkommen, keine Schule mehr; die Phantasie ersetzte alles und führte bald zu einem wüsten alles überwuchernden Naturalismus. Der Schönheitssinn geht verloren, und gerade hier wo keine festen Principien auch dem weniger Begabten eine sichere Stütze geben, bricht der Verfall rasend rasch herein. Die Glanzzeit des Rococo ist auf eine ganz kurze Frist beschränkt, ja richtiger muß man sagen, es hat überhaupt nie eine Höhezeit erreicht, sondern nur einzelne liebliche Blüthen getrieben, neben denen zugleich schon wildes Unkraut wuchert. Dieselben Künstler leisten das trefflichste und abscheuliches. Die gute Zeit des Rococo hört von dem Moment an auf, wo auf die scharfe Zeichnung verzichtet wird, wo die unklaren verschwommenen Formen zu herrschen beginnen. Dies aber finden wir schon bei dem andrerseits wieder so treffliches leistenden J. F. Blondel geb. 1705, dem Autor der achitektonischen Artikel in der Encyklopädie. Ein Theil seiner Stiche ist für uns höchst lehrreich, danach könnte man ihn den Theoretiker des Rococo nennen; wie er denn auch als Lehrer und Schriftsteller von Bedeutung ist. Jene Stiche sind besonders zu dem Zwecke gezeichnet, das Maaß und die Art und Weise klar zu machen, in der ein erstes und zweites Vorzimmer, ein Salon, eine chambre de parade etc. zu dekoriren seien. Sein Schüler P. E. Babel, der Hauptvertreter der Illustratoren von Kunstbüchern, geht allmählich ganz im Rocaille unter, und man mag den Grad des Verfalls aus den verschwommenen zu Theil abscheulichen Vignetten seines livre nouveau ou règle des cinq ordres d'architecture par J. B. de Vignole revue et corrigée par M. B (abel) architecte du roy ersehen. Als das sicherste Zeichen des Unterganges kann man das Ueberwuchern des Naturalismus und des genre rocaille ansehen, doch ist unter letzterem Ausdruck keineswegs ausschließlich das eigentliche Reproduciren des natürlichen Felsens zu verstehen, sondern damit vereint eine Formbildung, der die Muschel zu Grunde liegt. Freilich oft sind es überhaupt nur verschwommene ziemlich formlose Massen, die von den Produkten des Meerbodens allein die wellenförmigen Linien entlehnen. Die Muschel, und zwar die am besten zu stilisirende Pilgermuschel und ihre Formverwandten, ist schon dem Alterthum als Dekorationsmotiv für halbrunde Nischen z. B. in Pom-

peji bekannt und tritt dann auch in der Frührenaiſſance öfter auf. Zum erſten Male an der Architektur der äußeren Faſſade und noch dazu ohne verbindende Fruchtſchnüre dürfte ſie erſt in den Fenſtergiebeln von Michel Angelos Konſervatorenpalaſt in Rom erſcheinen. An den Springbrunnen und künſtlichen Grotten der Gärten gelangte ſie dann noch im Laufe des ſechzehnten Jahrhunderts zuſammen mit der Verwerthung des natürlichen Felſens zur herrſchenden Mode. So wurde allmählich das Auge an dieſe Formen gewöhnt und ertrug es ohne Widerſpruch, als endlich Bernini, allerdings noch ſchüchtern den imitirten Felſen an den Fenſterbänken des Palazzo von Monte Citorio im Rom zum erſten Male in eine ſtreng architektoniſche Umgebung einzupaſchen wagte. Damals ſchon konnte eine Fontaine kaum noch anders als aus den beiden Elementen des Muſchel- und Felſenwerks, komponirt gedacht werden. Bernini's zahlreiche Schöpfungen ſind alle in der Art. Die Grotte von Verſailles, das vielbewunderte Prachtſtück einer ſolchen Anlage (geſtochen in größtem Folio von Lepautre 1772—1776) wurde dann das Vorbild für eine ganze Reihe ähnlicher Muſchelſäle. Der ſtaunende Beifall mehrerer Generationen lohnte ihren Erbauer. Von der Dekoration ganzer Räume zur beliebten Verwendung als einzelnes Ornamentmotiv war dann nur ein Schritt, und ſo erklärt es ſich leicht, daß in der Detailbildung des Barock zunächſt die Muſchel (nicht das Felſenwerk!) allmählich immer mehr Boden gewann. Sie wurde mit der Zeit eine willkommene Füllung für jeden Halbkreis und ging dann allmählich auch auf die flache Wand über. Ihr Sieg war entſchieden, ſo bald man einmal in dem ſanften eckenloſen Schwunge, den ſie, wie nichts anderes in der Natur, repräſentirt, das Schönheitsideal ſah. Die rein naturaliſtiſche Wiedergabe genügte ſpäter nicht mehr und man glaubte daher einen großen Fortſchritt zu machen, als man die allgemeine Idee der Muſchel, ihre Wellenlinie, ihre Knollen und Bauchungen in die Dekoration einführte. Allmählich wird jede Hohlkehle mit ſolchen Formen gefüllt, und weiter bildete man aus einer Verſchmelzung der Muſchelmotive mit dem klaſſiſchen Akanthusblatt ein neues Rococoblattwerk, welches bald breiter, bald ſpitzer mit Knollen oder eiförmigen Ausſchnitten ſtatt der ehemaligen Rippen gebildet iſt. Das allmähliche Werden dieſer Formen iſt in den zahlreich erhaltenen Stichen intereſſant zu beobachten, bei der Unvollſtändigkeit des zu Gebote ſtehenden Materials aber iſt es ſchwer zu entſcheiden, was jeder einzelne Künſtler zur allgemeinen Entwickelung beigetragen. Dabei iſt vor dem Irrthum zu warnen, als habe erſt das Rococo die Dekoration der Fläche durch muſchelähnliche Wellenlinien erfunden; dieſelbe findet ſich vielmehr ſchon bei einigen echten Barockmeiſtern. So hat J. Lepautre Vaſen gezeichnet, die ſich nur durch ihren ernſteren Kontour und einige ſcharfe Kanten von den wildeſten Rococoprodukten unterſcheiden. Wie

es überhaupt kaum irgend eine Rococoform giebt, die nicht im Louis XIV ihre Vorgeschichte hat. Wenn dann das spätere Rococo auch das einzelne Felsenstück namentlich Tropfsteingebilde als Ornamentgedanken verwerthet und vergoldet oder versilbert an den Wänden und Möbeln ausbreitet, so ist dies eine Verirrung der Phantasie, die gleichfalls aus der Liebhaberei des Grottenwerks erwachsen ist.

So sehr auch die Rococogebilde gegen die Schönheit der Einzelheit sündigen, sie sind als Ganzes so lange zu ertragen, als in den Compositionen das Streben nach Gefälligkeit und Leichtigkeit der Zeichnung, das feine Abwiegen der Theile gegen einander herrscht; sie sind abscheulich, sobald die Leichtigkeit so verstanden wird, daß man alles in Bewegung gerathen läßt, als ob der Wind durch den vergoldeten Flitterstaat dahin sause, und sobald das feine Gefühl für die Abrundung der einzelnen Gruppen und die Harmonie derselben unter einander verloren geht. Das unsymmetrische, welches man so gern als charakteristisch für die Rococozeit überhaupt betrachtet, ist doch nur bei einem Theil der Künstler beliebt, andere echte Rococomeister kennen es bis zuletzt nicht oder nur selten. Seine eigentliche Herrschaft hat es vielmehr in den überhaupt nicht auf die Ausführung berechneten Zeichnungen von Decorateuren, in denen sich aller phantastische Unsinn gern zusammen findet. Einzelne Stücke, wie Konsole, Bilderrahmen und dergleichen sind freilich meist in sich unsymmetrisch, waren dann aber nicht einzeln gedacht, sondern finden in einem zweiten Stück die ihnen nothwendige Ergänzung. Wie denn das Rococo die eigentliche Zeit der Pendants ist. Man war eben weit mehr als zu irgend einer anderen Periode gewohnt, die Decoration aus einem Guß herzustellen, ein Umstand, den wir heut den einzelnen Stücken gegenüber nur zu oft vergessen. Wir sehen sie als Ganzes an, während sie nur eine Hälfte sind. Später freilich, bei der allgemeinen Auflösung überträgt man das Vorbild der Kartouchen — die übrigens schon das siebenzehnte Jahrhundert in Frankreich bisweilen schief und ungleichseitig gezeichnet — auf alles. Mit der einreißenden Verwilderung verlieren sich auch die zierlichen Blumengehänge, die den besseren Rococowerken oft einen so großen Reiz geben. Mit dem Verlust des Gefühls für die Grazie der geschwungenen Linie bricht ein wilder, geschmackloser Naturalismus herein, der ohne Auswahl alles giebt, was ihm in den Sinn kommt. Es entstehen die steifen Tropfsteingehänge, noch schlimmer die geschnitzten und vergoldeten Wasserfälle und Springbrunnen an den Wänden, ebenso Menschen, Thiere und Geräthe in dem abenteuerlichsten Gemisch und unsinnigsten Größenverhältnissen neben- und durcheinander, untermischt mit naturalistischen Baumstämmen und stilisirtem Erdboden. In dieser Entartung ist das zierlich Elegante und damit der eigentliche Werth in den Augen der

Franzoſen verloren. Gegen eine ſolche Formbehandlung wendet ſich Cochin's bekannte Polemik im Mercure de France, nicht aber gegen das Rococo überhaupt etwa im Gegenſatz zu dem ſpäteren Zopf. Dieſer wüſte Naturalismus findet ſich jedoch ſchon an einzelnen Arbeiten Meiſſonier's; alſo neben der Geburt ſchon der Verfall!

Ein ſolcher Stil, deſſen Weſen lediglich in der Eleganz und der feinen Zierlichkeit der Linienführung beſtand, der der Phantaſie das weiteſte Feld eröffnete und doch nur durch maßvolle Beſchränkung ſchön werden konnte, der den Reichthum nicht in würdevoller Pracht, ſondern in der Niedlichkeit zahlloſer kleiner Motive ſucht, ein ſo ſchlüpfriges Gebiet, wo nur der vollendetſte Formſinn den Zeichner vor wilder Entartung ſchützen konnte, eine ſolche Formbehandlung, die in letzter Linie das Produkt einer ihr entſprechenden eleganten und tändelnden, leichtlebigen und leichtſinnigen Geſellſchaft voll geiſtreicher Cauſerie und liebenswürdiger Selbſtgefälligkeit geweſen, war durchaus nicht geeignet, in Deutſchland Bürgerrecht zu erlangen, und man fand ſich in der That ſchlecht genug damit ab. An den Fürſtenhöfen wird natürlich modern, d. h. Rococo gebaut; die zahlreichen, damals entſtehenden Monplaiſir und Monrepos, die Monbijou, Eremitagen und Solitüden zeigen ſchon im Namen den franzöſiſchen Einfluß, und in vielen Fällen wendet man ſich direkt nach Paris und überträgt die Ausführung Franzoſen. So baut Cotte in Bonn, Boffrand in Würzburg, Cuvilliés erſt in Köln, dann in München, Patte am Zweibrückner Hofe, Legeay in Mecklenburg und kurze Zeit in Berlin. Daneben aber gab es ganze Landſtriche, die von der Rococobewegung faſt unberührt geblieben, oder wo dieſelbe wenigſtens nur in ſehr abgeſchwächter Form Eingang gefunden.

Dem gegenüber kann man als Vertreter des bürgerlichen Rococo, namentlich des ſüddeutſchen, die zahlreichen Sammelwerke betrachten, wie ſie im Druck der Jer. Wolff, Mart. Engelbrecht, Joh. Hertel, Joh. G. Merz u. A. erſchienen. Architektoniſches bieten dieſe Sammlungen ſeltener und dann ſind es bisweilen franzöſiſche Muſter, wie die Intérieurs von Pineau, exc. Merz und ähnliches. Solche, wenn auch in den Linien zerriſſenen, doch durchaus maßvollen Kompoſitionen, machen dann einen wohlthuenden Gegenſatz zu den wilden abſtruſen Phantaſien der Ignaz C. Junck, Carl Püer, J. Nilſon, J. Wachsmuth, C. G. Eißler, J. F. Hildt u. ſ. w., denen ſich in vielen Fällen auch F. Habermann anſchließen läßt. Auf die Formgebung dieſer Männer ſcheint F. de Cuvilliés nicht einflußlos geweſen zu ſein. Wenigſtens zeigen ſeine von C. A. de Laspilliez geſtochenen, Komodenvorlagen eine jenen ähnliche Behandlungsweiſe, wenn auch das Ganze feiner und das einzelne Ornament zierlicher wie dort iſt. Auch er hat eine entſchiedene Vorliebe für das zackige Muſchelwerk, welches bei den Augsburgern

und Nürnbergern alles andere verdrängt, um in den plumpsten wahnsinnigsten Formen wahre Orgien zu feiern. Was den ästhetischen Werth jener Blätter anbetrifft, so genügt oft alle Entrüstung, aller Tadel, die man auf das Rococo im Allgemeinen gehäuft, nicht zu einer würdigen Charakteristik derselben. Die Erinnerung an die plumpe Massenhaftigkeit des entarteten Barockstils paart sich dort mit einer zügellosen Willkür in der Form, die nichts als ein wüstes Gemisch aus den bizarrsten Gebilden nach Analogie der Meermuschel ist. Im Gegensatz zu jeder feineren Empfindung scheint hier das alle Formgebung beherrschende Gesetz das Streben nach Plumpheit und Schwere zu sein.

Das Rococo ist eben durchaus auf anderer Grundlage erwachsen als sie in den deutschen Bürgerkreisen herrschte. Wenn man hier seine Formensprache aufzunehmen versucht, so bleibt dieselbe rein äußerlich und oft liefert man wenig mehr als eine Karrikatur auf sie. Man braucht nur daran zu denken, daß jene Zeit gerade den deutschen Philister entstehen sah! Die Grundlage seines Geschmackes und seiner Formgebung für alle Gegenstände der Kleinkunst bildet im Süden auch im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts im großen Ganzen ein abgeblaßtes Barock mit seinen schweren geschweiften und gebauchten dabei aber leeren Formen. Für die Möbeltischlerei liebt man eine einfache Intarsia, deren Zeichnung dem Bandwerk des Louis XIV verwandt ist. Charakteristisch für die damalige Geschmacksrichtung sind die zahlreichen und verbreiteten Blätter des Augsburger Meisters Rumpp, von welcher Art sich noch heut manches Stück erhalten hat. Im Norden liebt man von Alters her mehr die geradlinige Form, so in den gewaltigen zweithürigen einst reichgeschnitzten Kleiderspinden, deren Profile ganz die Barockzeichnung inne halten, und die um die Mitte des Jahrhunders um ein weniges leichter werden. Die einzige direkte Erinnerung an das Rococo geben bei ihnen oft die bronzenen Schlüsselschilde. Sonst schweifen sich natürlich durch den allmächtigen Einfluß der Mode gern, aber durchaus nicht allgemein, die Beine der Tische und Stühle, die Ecken runden sich ab, überhaupt sucht man — da man sich durchaus nicht bewußt ablehnend gegen das Rococo verhielt — möglichst dem Vorbild der Höfe zu folgen, und manch gefälliges graziles Möbel ist aus diesen Bestrebungen hervorgegangen, welchem die Rücksicht auf die Kosten eine reichere Bildhauerarbeit verbot ohne die Leichtigkeit der Formgebung einzuschränken. Das Meiste aber ist plump und eine unmögliche Verbindung der koketten gepuderten Grazie des eigentlichen Rococo mit der Sinnesweise des kernfesten aber steifen und schwerfälligen damaligen deutschen Bürgerthums. Eine Geschichte des deutschen Kunsthandwerks im achtzehnten Jahrhundert würde dies in interessanter Weise im einzelnen bewahrheiten. Da wäre u. A. auch auf den Umstand Gewicht zu

legen, daß das hoffähige feinere Porzellan ganz ausschließlich in den Dienst des Rococo geht, während das ordinairere Steingut in den damals in keinem Hause fehlenden Bierkrügen von der herrschenden Mode unberührt bleibt. Hier aber müssen die gegebenen kurzen Andeutungen genügen.

R. Dohme.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Partikularistische Pfaffen. Aus Kurhessen. — Jüngsthin war in vielen Zeitungen die Notiz zu lesen, die K. Polizeibehörde zu Kassel habe in der weiland Hofbuchhandlung seiner königlichen Hoheit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Standhaften, aus deren leihbibliothekarischen Schätzen sich dero Gemahlin dann und wann ein Romänchen für ihre Mußestunden zu entleihen geruhte, einen glücklichen Fang gemacht. Denn es sei derselben gelungen, eine fulminante Brandschrift des Exmetropolitans J. W. G. Vilmar, gerade als dieselbe nach allen Welttheilen versendet werden sollte, noch rechtzeitig mit Beschlag zu belegen und damit eine allgemeine kirchliche Conflagration zu verhüten. Der Titel der Schrift, ich gestehe es offen, reizte auch mich und mit dem Verlangen jenes Märchenhelden, der da auszog das Gruseln zu lernen, sehnte ich mich nach dem Besitze derselben. „Der am 1. November 1873 begonnene Todeskampf der hessischen Kirche. Ein Weihnachtsgruß an das gesammte hessische Volk in der dunkelsten Mitternachtsstunde seiner Geschichte." Ist das in der That nicht, um das Gruseln zu bekommen? Wer wird es mir daher verübeln, daß selbst die Schrecken, welche die K. Polizei jedem wohlerzogenen Preußen einflößt, nicht den Reiz unterdrücken konnten, mit dem dieser Titel auf mein Begehrungsvermögen wirkte. Mit unerhörter Keckheit vertraute ich der deutschen Reichspost eine offene Karte an, auf der ich, meinem Buchhändler gegenüber, meinen Wunsch die verbotene Frucht der schriftstellerischen Muße des Herrn Exmetropolitan zu besitzen unverholenen Ausdruck gab und, siehe da! es waren noch keine vierundzwanzig Stunden vergangen, so brachte mir ein freundlicher Diener des deutschen Poststephanus die von der Polizei glücklich abgefaßte gefährliche Schrift. „Die muß condensirtes Gift enthalten", dachte ich beim ersten Anblick derselben. Denn um dieser vierzehn kleinen Seiten willen würde die K. Polizei doch nicht eine solche Jagd mit Stecken und Stangen auf sie gemacht haben, wenn dieselben nicht gar zu bissigen Inhalts wären. Ich überlegte schon, ob das Gruseln, das mich bei ihrer Lektüre überkommen müsse, meinem Nervensystem nicht gar zu gefährlich werden könne, und ich etwa von ihr, wie die Italiener von der Lektüre eines Guerazzischen Romans,

Digitized by Google

das kalte Fieber bekommen würde, und war in meinem Geiſte ſchon entſchloſſen, die vierzehn Seiten vom Schluſſe nach dem Anfange zu zu leſen. Da brachte mich die Farbe des Umſchlags auf andere Gedanken. Nicht wie die vom Cöllnſchen Feuerbrande war ſie in ein leuchtendes Gewand gekleidet, vielmehr in Braungrau, das mich ſofort an die Kutte biederer Kapuziner erinnerte. Erleichterten Gemüthes ſchnitt ich die Schrift auf, um ſie zu durchfliegen und — nicht zu gruſeln, wohl aber über die K. Polizei zu lachen, die ſolchen theologiſchen Hokus Pokus verfolgen zu müſſen für ihre Pflicht hält.

Lebte noch der heilige Epiphanius, ſo würde er freilich unerhörte Ketzereien in eine neue Auflage ſeines Panarion zu verzeichnen finden, nachdem er dieſe Schrift perluſtrirt hätte, und ich möchte wohl wiſſen in welche Kategorie er den Häretiker eingereiht hätte, der von der an der heſſiſchen Kirchenordnung von 1657 haftenden Ewigkeit des heſſiſchen Volkes geredet hat. Denn ſo ſteht geſchrieben auf S. 10 und 11: „die Ordnungen der heſſiſchen Kirche ſind diejenigen Ordnungen, welche im Jahre 1657 von dem heſſiſchen Fürſtenhauſe verſiegelt worden ſind und kraft des dem heſſiſchen Fürſtenhaus von Gott verliehenen Rechtes zu Rechte beſtehen. Geſchrieben ſind dieſe Ordnungen mit dem Blute aller der heſſiſchen Helden und des geſammten heſſiſchen Volkes, wodurch das große Zeugniß der Reformation als ein ewiges Eigenthum auch für das heſſiſche Volk erkämpft worden iſt und aufgerichtet wurden ſie als eine Hütte des Friedens nach den unſäglichen Leiden eines furchtbaren bis zur Vernichtung des Volkes geführten Krieges, als der Lohn für das treue Beharren bis an das Ende, in welcher Hütte die heſſiſchen Geſchlechter nun weit über zweihundert Jahre im Frieden gewohnt und Gott nach dem Zeugniſſe der Reformation gedient haben. Das Recht des heſſiſchen Fürſtenhauſes, welches an dieſen Ordnungen glänzt, iſt aber fürwahr nicht ein Recht menſchlicher Willkür, ſondern ein tief in Gott gegründetes Recht von der Stammmutter dieſes Fürſtenhauſes an, der heiligen Eliſabeth bis zum jetzigen Fürſten, welcher um der Behauptung des Rechts ſeines Fürſtenhauſes und um deſſen willen allein dermalen in der Verbannung lebt. So iſt das geſammte heſſiſche Volk ein Zeuge von dem Rechtsbeſtand dieſer Kirchenordnungen und an ihnen haftet die Ewigkeit dieſes Volkes, ſo daß auch wiederum dieſe Kirchenordnungen bis zum jüngſten Tage als Zeugen für das von Gott gegründete Recht der Reformation in Heſſen gelten müſſen.“ Wenn der ſelige Epiphanius ſolchen Auslaſſungen gegenüber meinen ſollte, dieſelben könnten unmöglich in einen Katalog der chriſtlichen Ketzereien aufgenommen werden, ſondern gehörten in einen Index ſpecifiſch heſſiſcher Häreſien, ſo würde er dieſes ſein Verweiſungsdecret anderen fundamentalen (grundſtürzenden, würde die moderne orthodoxe Theologie ſagen) Irrthümern gegenüber nicht aufrechterhalten können. Denn Herr Vilmar

redet nicht nur von der Ewigkeit der heſſiſchen Kirchenordnung wie etwa die Gnoſtiker von der Ewigkeit der Materie geſprochen haben, ſondern er macht die Exiſtenz des göttlichen Weſens von der Exiſtenz der Schöpfungen derſelben abhängig, denn Seite 4 heißt es wörtlich: „daß nun ferner das Daſein Gottes an die Verkündigung des Evangeliums an die Spendung der heiligen Sacramente und an die Vergebung der Sünde gebunden iſt, und daß es ohne die Verkündigung des Evangeliums, ohne die Spendung der heiligen Sacramente und ohne Vergebung der Sünde weder ein Daſein Gottes, noch eine Mittheilung Gottes, noch einen Troſt Gottes für die Menſchen giebt und geben kann, iſt eben mit dem Daſein der Kirche und mit dieſen weſentlichen Stücken der Kirche geſetzt, ſodaß es ohne Kirche keinen Gott giebt, wo aber Gott iſt, da muß auch die Kirche ſein, und wo Kirche iſt, da iſt auch der durch dieſe Stücke ſich offenbarende, ſich mittheilende, troſtſpendende Gott. Es iſt alſo die nothwendige Vorausſetzung, daß hinter den ordentlichen und berufenen Dienern Jeſu Chriſti, an welche die Verkündigung des Evangeliums, die Spendung der heiligen Sacramente und der Troſt von der Vergebung der Sünden ausſchließlich gebunden iſt, Gott ſteht.“ Die Schlußfolgerung des Herrn Exmetropolitan muß nun natürlich lauten: Wir, die ordentlichen berufenen Diener Jeſu Chriſti, hinter denen Gott ſteht, ſind von dem Conſiſtorium abgeſetzt worden. Dadurch iſt die Kirche geſtört und zerrüttet worden. Da nun ohne Kirche kein Gott iſt, muß mit dieſer Zerſtörung der Kirche auch das Daſein Gottes afficirt ſein. Man denke, welches Verbrechens ſich das Geſammtconſiſtorium ſchuldig gemacht hat, das zwar weder die ewigen Kirchenordnungen von 1657 umwerfen will, noch irgend ſonſt etwas im Schilde führt, was auf eine Aenderung des Bekenntnißſtandes der heſſiſchen Kirche hinausläuft, aber doch immer die berufenen Diener Chriſti, hinter denen Gott ſteht, wegen angeblichen Ungehorſams gegen ſeine Mandate abzuſetzen ſich gedrungen fühlt!

In der That, wenn es ſich nicht um ſo ernſte Dinge handelte, man könnte verſucht ſein über dieſen theologiſchen Blödſinn eines verſchrobenen, hochmüthigen Pfaffen zu lachen und denſelben ganz auf ſich beruhen laſſen. Aber was iſt nicht auf dem kirchlichen Gebiete, ſei es in der katholiſchen, ſei es, leider auch, in der evangeliſchen Kirche jetzt möglich und welche praktiſchen Folgen und welchen Hintergrund enthüllen uns nicht dieſe ungeheuerlichen Behauptungen! An demſelben Orte, wo Herr Vilmar bisher ſein Weſen trieb, erſcheinen, von ſeinem Neffen unter ſeinem weſentlich beſtimmenden Einfluſſe redigirt, die „heſſiſchen Blätter“, eine Wochenſchrift, in der die heſſiſchen Particulariſten ihre Stimmen hören laſſen. Daß dieſes Blatt mit allen deutſchen Reichsfeinden ſympathiſirt, verſteht ſich von ſelbſt. Aber daß dieſes Organ ſ. g. evangeliſcher Geiſtlichen noch die Führer der Ultramontanen,

Digitized by Google

die Herren von Ketteler und von Savigny in verbissener Wuth gegen Preußen und Deutschland überbietet, daß es unter der Maske, das christliche und kirchliche Leben unseres Volkes schützen und vertheidigen zu wollen, die einfachsten sittlichen Grundlagen unseres nationalen Daseins unterwühlt, das ist doch zu arg. Man höre z. B. folgende Deduktion in Betreff der Landtagswahlen. Das Blatt findet es „unbedenklich, wenn einzelne Hessen sich veranlaßt oder genöthigt sehen, den preußischen Staatsdienst aufzusuchen und seinen sittlichen Erfordernissen, wie sie durch den Diensteid constatirt werden, sich anbequemen". Aber „ebensowenig werden wir doch dazu beitragen oder gar darauf dringen dürfen, daß die von unserm Volk als seine Vertreter gewählten Abgeordneten sich selbst und damit, bis zu einem gewissen Grad, auch ihre Vollmachtgeber (durch den Eid auf die Verfassung) in eine gleiche eidliche Gebundenheit setzen, indem sie sich zur Aufrechterhaltung einer Staatsgestaltung feierlichst verbindlich machen, welche wir zwar mit den Mitteln der Gewalt und Verschwörung nicht umzustürzen gedenken, deren baldmöglichste Beseitigung aber im Interesse Preußens nicht weniger als in unserem eigenen unverholen von uns gewünscht werden muß". Die Beamten des Staates haben sich nach dieser Exposition der Existenz denselben „anzubequemen", das Volk soll sich durch kein irgendwie sittliches Band mit seiner Regierung verknüpfen lassen. Das ist das Ende dieser christlichen Weisheit. Für die Reichstagswahlen dagegen wird ein ganz anderes Recept ausgegeben. Die Mitglieder haben keinen Eid zu leisten, für sie giebt es also kein sittliches Verhältniß zu dem deutschen Staate, das den Abgeordneten irgend welche patriotische Verpflichtungen auferlegte. Der Einfluß des Parlamentarismus ist zwar gegen die zwanziger und dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts in Deutschland in auffallendem Verfalle begriffen, nach den „hessischen Blättern". Aber es liegt jetzt in dem Interesse der Partei, „unsere politische, kirchliche und sociale Lage einmal darzustellen und unsere schweren Gravamina zu formuliren an einer Stelle, an welcher uns nicht nur das deutsche Vaterland, sondern das ganze politische Europa hört". Deßhalb sollen jetzt die Hessen von dieser Farbe wählen, sich aber nur vorsichtig den in Aktion befindlichen Parteien, „als welche fast nur überall die Centrumspartei in Betracht kommen kann", anschließen. Denn die Centrumsfraktion hat im Betreff der Annexionen niemals offne Farbe bekannt. In den kirchenpolitischen Fragen würde sich zwischen diesen evangelischen Pastoren und den Ultramontanen „leicht eine Verständigung herstellen lassen". Nicht so in der rein politischen, da hervorragende Führer der Ultramontanen „sich mit unverkennbarem Behagen auf die Basis des unheilvollen Annexionsjahres gestellt haben." Und trotz alledem behaupten diese Herrn Pastoren, die sich mit der ultramontanen Kirchenpolitik leicht verständigen können, doch noch

immer, daß für sie nicht ihre politischen Anschauungen maßgebend seien, sondern allein ihre kirchlich evangelischen! Das fasse, wer es kann, wie man es auch mit dem ächt deutschen Patriotismus, von dem die Herren überfließen wollen, zu vereinbaren versuchen möge, die Aufforderung zur Theilnahme an den Reichstagswahlen lediglich darauf zu basiren, daß im Reichstage eine Gelegenheit geboten sei, die deutschen Zustände vor dem In- und Auslande herunterzureißen und uns damit die geschworenen Feinde unseres Vaterlandes — denn keinen anderen Zweck kann es haben — so bald als möglich auf den Hals zu hetzen. Es wird wohl schwer fallen, einen schlagenderen Beweis für die gänzliche politische Verkommenheit und vaterlandslose Gesinnung dieser Vilmarianer zu finden als diese Ausführungen. Und dabei wollen sie noch die berufenen Diener Christi, wahrhaft evangelische Geistliche sein.

Und nun zum Schlusse noch ein Stückchen von dem Einflusse, den diese Herren auf die ihnen geistig nahestehenden Amtsbrüder ausüben, von der pia fraus, mit der diese jenen ausweichen. Bekanntlich haben die oberhessischen Lutheraner sich der Auflehnung gegen das Gesammtconsistorium nicht angeschlossen. Dagegen haben sie es auch für nöthig gefunden, unser Gesammtstaatsministerium um die Wiederherstellung ihrer Kirchenverfassung von 1648 zu bitten, welche durch die hessische Regierung, namentlich durch die Organisation von 1821 wesentlich alterirt sei. Diese Eingabe hatte so, wie sie bei den oberhessischen lutherischen Pastoren circulirte und unterschrieben wurde, einen Schlußsatz, in dem es heißt: „Wir sind weit davon entfernt durch unseren gehorsamsten Antrag irgend welche Schwierigkeiten machen zu wollen, im Gegentheil ist es unser sehnlichster Wunsch, daß eine gedeihliche Pflege des leider schon schwer genug geschädigten christlichen Lebens in unseren Gemeinden wiederhergestellt werde. Das Ziel würde aber gewiß erreicht werden, wenn hohes Staatsministerium durch Gewährung unserer der Staatshoheit nicht im Entferntesten zu nahetretenden Bitte öffentlich documentirte, daß die lutherische Kirche Oberhessens nach ihrem feierlich garantirten Rechte (1648) regiert werden soll". Mit diesem Schlußsatze wurde diese Eingabe irgend wo veröffentlicht. Die niederhessischen Vilmarianer griffen hierauf sofort ihre lutherischen Amtsbrüder, „die keine Schwierigkeiten machen wollen", aufs Nachdrücklichste an. Da erklärten die Oberhessen, in der Luthardtschen Kirchenzeitung, diese Sätze ständen gar nicht in der dem Ministerium übersendeten Eingabe, so daß nur die Alternative übrig bleibt: Entweder haben die mit der Absendung der Adresse beauftragten Personen dieselbe, nachdem sie unterschrieben war, noch willkürlich abgeändert, oder die Eingabe an das Ministerium enthält die Sätze doch. Das Letztere ist den bestimmten Erklärungen der Luthardtschen Kirchenzeitung gegenüber nicht möglich, vielmehr als sicher anzunehmen, daß die Absender jene Vorwürfe ihrer zelotischen Freunde aus

Niederhessen wegen der Erklärung „keine Schwierigkeiten machen zu wollen" voraussehend, den Text einer schon unterschriebenen Eingabe schließlich willkürlich abgeändert haben. Hat die zahlreiche evangelische Geistlichkeit Hessens, welche nicht den Fahnen des Herrn Vilmar unbedingt folgt, keinen Muth, den Maßlosigkeiten und Verstößen gegen die einfachsten Pflichten eines deutschen evangelischen Geistlichen, welche sich diese, mit Ultramontanen verbündete, vaterlandslose Clique von renitenten Pastoren tagtäglich im Namen des Evangeliums zu erlauben wagt, energischer entgegenzutreten, als sie bisher gezeigt hat, dann wird sich dieselbe an der heiligen Sache, der sie in erster Linie zu dienen berufen ist, aufs Schwerste vergehen.

Am Ende der Dictatur. Vom Oberelsaß. — Die Verlängerung der Dictatur in Elsaßlothringen hat seine Zeit im alten Deutschland mehr Staub aufgewirbelt, als in den zunächst betheiligten Landen selbst; dasselbe läßt sich von ihrer nunmehr erfolgenden Beendigung sagen. Jenseits des Rheines interessirt man sich mehr für die hiesigen Wahlen, als diesseits und die in Berichten von hier bezeichneten Candidaturen beruhen mit wenigen Ausnahmen auf dem vorbereitenden Gespräch kleiner, aber häufig gar nicht maßgebender Kreise. In Wahrheit dürfte noch Niemand im Stande sein, über die Wahlen auch nur irgend eine bestimmte Auskunft geben zu können. Ganz abgesehen von der klerikalen Partei, welche auch diesmal sich als solche noch nicht zeigt und deren Entschlüsse unberechenbar sind: auch die anderen Parteien treten noch nicht auf und verzögern die Benennung von Candidaten vielleicht auch um nicht allzulange Zeit dieselben den Verdächtigungen und Schmähungen der Chauvinisten preiszugeben. Zur Zeit ist namentlich auch noch nicht abzusehen, ob die angeblichen Candidaturen oberelsässischer Fabrikanten doch etwas mehr als persönliche Bestrebungen darstellen, ob dieselben wirklich ein Zeichen sein sollten, daß deren Genossen die Politik völliger Enthaltung von politischen Wahlen aufgeben wollten. Das gerad in diesen Tagen wieder gemeldete Fernbleiben der oberelsässer Fabrikanten, Arbeiter und Bürger von Bezirksrathswahlen läßt vorläufig die zweite Auffassung jener Nachrichten bezweifeln. Augenblicklich ist wohl nur zu constatiren, daß die Herren Kryger und Ahlmann in den Deputirten der Reichslande kaum einen Kollegen finden werden, der sich ihrem etwaigen Strike anschlösse. Man verlangt allgemein, daß die Abgeordneten möglichst auf Herbeiführung definitiver Zustände drängen, der Ruf nach Autonomie entspricht wohl allgemein den Wünschen der hiesigen Bevölkerung. Denn die Erkenntniß hat hier schon länger die Herrschaft erlangt, daß das Aufhören der Diktatur in den hiesigen Verhältnissen nur die eine Aenderung herbeiführt, daß nunmehr die eigenen Vertreter des Landes vor dem Parlamente des siegreichen Deutschlands offen ihre Beschwerden und Anträge verkünden können, und daß ihre Bedenken gegen die in Wahrheit dem Bundesrath allein verbleibende Gesetzgebung nunmehr wenigstens öffentlich vor den Mitgliedern desselben werden diskutirt werden. Vor Allem bleibt ja noch die gesetzlich geordnete Befugniß des Oberpräsidenten zu Ausnahmemaßregeln. Es muß eben hervorgehoben werden, daß diese Bestimmung eigentlich allein berechtigt von Ausnahmezuständen hier zu reden. Die Klagen darüber waren aber meist formeller Natur, denn Anwendung hat dieser Artikel nur bei der Ausweisung

dreier Straßburger Bürger gefunden: des Generalvikar Rapp und zweier mit dem Verkauf von elsässischen Kindern nach Frankreich beschäftigten Patrioten. Die deutsche Regierung bedurfte keiner besondern Gewalten, denn die noch zu Recht bestehende französische Gesetzgebung giebt ihr Befugnisse, welche freilich auch in den Augen des engherzigsten preußischen Bureaukraten als diktatorisch erscheinen würden. Die französische Gemeindegesetzgebung giebt z. B. der Verwaltung Rechte, von denen das in Straßburg zur Anwendung gelangte der Suspension der Gemeindeverwaltung wohl noch nicht das ärgste ist. Der berüchtigte Preßgesetzentwurf des letzten Jahres würde der hiesigen Journalistik als ein großer liberaler Fortschritt erschienen sein, und ebenso ist die französische Vereinsgesetzgebung die legalisirte Polizeiwillkür. Nur politische Verkommenheit, welche sich nicht scheut, Thatsachen und Gesetze einfach zu leugnen, konnte daher in der Frankfurter Zeitung einen in Leipzig zur Verhandlung gelangten Proceß wegen Bildung einer politischen Gesellschaft als einen Willkürakt darstellen und mit Hülfe von allerlei Verdrehungen der Wahrheit rein formale Fehler zweier Beamten als Muster von Paschawirthschaft der gesammten Verwaltung und Justiz bezeichnen. Dem berechtigten Verlangen, behufs Aussprechen und Durchführung der Wünsche nach Reform und Klarstellung der Verhältnisse eine maßgebende Rolle zu erhalten, entspringt der Satz der Wahlprogramme, welcher Autonomie verlangt. Ich bezweifle, daß sich überhaupt schon Jemand in den Reichslanden, die Verwaltung nicht ausgenommen, klar über die Ausführung dieses Satzes ist. Die Regierung will auf den Ausfall der Wahlen Gewicht legen. Mindestens ist aber dabei mit Beschränkung zu beurtheilen, da die Parteien sich noch nirgends fest organisirt, noch keine derselben selbst gegenüber der doch wichtigsten Thatsache der Annexion feste Stellung genommen hat. Wer über diese Unklarheit der elsässer Politiker sich belehren will, der lese nur die zahlreichen Einsendungen über die Wahlen im Elsasser Journal.

Die Frage ist berechtigt: was hat Deutschland unter der Diktatur erreicht? Ein Rückblick auf die bisherige Verwaltung wird zunächst und zumeist an die Person des Oberpräsidenten Möller anknüpfen. Man ist gewohnt, die Thätigkeit des Reichskanzleramtes und des Bundesrathes weniger zu beachten und doch glaubt man derselben einen Einfluß, namentlich bei Abänderung der von den Landesbehörden vorgelegten Gesetze und Reglements zuschreiben zu müssen, der, weil von noch größerer Unkenntniß der wahren Verhältnisse ausgehend, als ein glücklicher nicht zu bezeichnen ist. Das Beispiel des Oberpräsidenten würde jedenfalls anzurathen gewesen sein. Man möchte manchmal glauben, daß derselbe sich auf das Beobachten beschränken will, so consequent vermeidet er persönlich seine entscheidende Thätigkeit erkennen zu lassen. Es kann wohl nicht behauptet werden, daß derselbe sich für seine Person der Popularität erfreut. Das stille zurückhaltende Wesen, welches er selbst bei den von ihm meist besuchten größeren Festlichkeiten nicht abzulegen vermag, übt namentlich auf die lebhafteren Reichsländer keine Anziehungskraft aus; dagegen hat man zu seiner Verwaltung volles Vertrauen, wie die übergroße Zahl der direkt an ihn eingehenden Gesuche, Anträge und Bittsteller beweist. Auch hat keiner der drei Bezirkspräsidenten bisher vermocht, in den Augen der Bevölkerung auch nur einen Theil der Rolle zu spielen, welche der französische Präfect stets inne hatte. Fast über-

Digitized by Google

all überträgt die Bevölkerung diese Bedeutung dem Oberpräsidenten. Dieses mußte namentlich in Lothringen der Fall sein, wo die stete Unsicherheit über die Zahl der Monate, welche der neue Bezirkspräsident wohl verbleiben werde, die auf persönliches Eingreifen angewiesene Verwaltung so sehr zurückgehalten hat; aber auch in den beiden andern Bezirken hat selbst der große Fleiß der beiden Präsidenten ihnen nicht das gewohnte Ansehen verschafft. Bei der jetzigen Verwaltung erscheinen aber auch neben dem Oberpräsidium nur die Kreisdirectionen als nothwendige und maßgebende Behörde. Man darf behaupten, daß die Kreisdirectoren trotz der Neuheit der Verhältnisse und der Gesetzgebung, trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten eines Uebergangsstadiums, trotz der durch französische und klerikale Agitatoren oft heftig aufgeregten Stimmung der Bevölkerung, trotz mancher, namentlich in den Augen der Einheimischen größer erscheinender gesellschaftlicher Fehler sowie der Jugend Einzelner, ohne Ausnahme in ihren Bezirken günstige Resultate erzielt haben. Nicht nur die Landbevölkerung sieht in denselben die besten, von politischen Anschauungen absehenden Vertreter ihrer Interessen, an welche man sich wendet, stets eines sachgemäßen Bescheides und einer regen Theilnahme gewiß. Die Erfolge auf dem Gebiet der Volksschule sind ihnen wesentlich zu danken und ihrer Belehrung oder wenigstens ihrem Zureden ist es zuzuschreiben, wenn der Aerger über die mangelhafte Unterhaltung der in französischer Zeit musterhaften Straßen, über die Unfähigkeit mancher Polizeicommissare und die ungenügenden Resultate der Gensdarmeriethätigkeit nicht lauter wurde. Dieselben haben auch bisher wesentlich beigetragen, daß die allgemeine Verstimmung über die Einführung des norddeutschen Branntweinsteuergesetzes nicht die Partei der schroffen Opposition vermehrte. So wenig wie die überstürzte Einführung dieses mit allen bestehenden Gebräuchen brechenden Gesetzes erfreut sich die Uebertragung der viel complicirteren preußischen Organisation des Kassenwesens, welche ganze Rieße unnöthige Schreiberei mit sich bringt, der Billigung. Dagegen wird die Anerkennung der Herabsetzung der Enregistrementsgebühren — Wegfall aller Decimen —, der Zollsätze und einer besseren Einrichtung der Holzverkäufe nicht versagt. Diesen Umständen danken wohl auch die Unterbeamten im Steuer- und Zollwesen, daß sie nicht so verhaßt sind — Liebe finden sie wohl nirgends — als in früheren Zeiten, obgleich wenigstens die letzteren mit den Eisenbahnbeamten den gerade nicht beneidenswerthen Ruf erlangt haben, für Verbreitung von Grobheit und Unhöflichkeit große Sorge zu tragen. Täglich kann man davon auf den Bahnen Zeugniß hören. Die bedeutende Herabsetzung der Eisenbahntarife ist natürlich gern angenommen, wäre nur die Pünktlichkeit im Güterverkehr eine größere, die Interessen des Handelsstandes werden so zu oft und stark geschädigt. Die billigeren Sätze für Post- und Telegraphenverkehr haben ebenso befriedigt, wie der häufigere Dienst beim Distribuiren, An- und Abgang von Posten; natürlich bringt aber der Elsässer nicht gern zur Sprache, daß inzwischen in Frankreich alle diese Gefälle bedeutend erhöht sind. Die Justizverwaltung hat noch vor Ende der Dictatur mehrere wichtige Gesetze publicirt, von denen namentlich die Subhastations- und Notariatsordnung durch Vereinfachung der Formen und sehr bedeutende Herabsetzung der Kosten gern gesehen werden. Freilich fehlt es in den Straßburger Blättern nicht an verdeckten Angriffen: die Verluste der Anwälte

und einzelner Notare wegen Wegfall, resp. geringerer Bezahlung ihrer Thätigkeit sind allerdings nicht ganz klein. Die erhöhte Thätigkeit der Friedensrichter wird deren unleugbar schon vorhandenen Einfluß auf die Bevölkerung, deren Ansehen und Achtung noch vermehren. Die elsässer Blätter beschweren sich freilich auch hier, daß die Einheimischen zu wenig berücksichtigt würden bei Ernennung von Beamten; manche Kantone klagen dagegen, daß man in der Justiz damit viel zu weit gegangen sei; jedenfalls sind bisher nur wenig jüngere Elemente vorhanden, welche in den Reichsdienst zu treten geneigt, noch weniger aber, welche dazu fähig sind. Noch immer schauen ja die jüngeren Leute nach Frankreich, rechnen auf die bevorstehende Revanche. Die allgemeine Wehrpflicht beginnt aber auch hier bereits ihre Wirkung zu üben.

Man glaube nur eben nicht, daß ein Land, welches 200 Jahr mit den Geschicken der ruhmreichsten Nation innig verbunden war, sich binnen wenigen Jahren von derselben völlig lossagt, man vergesse ja nicht, daß vor allem die Jugend, namentlich in den Städten, die Damen und die jüngere Kaufmannswelt lediglich auf französischer Bildung erwachsen sind. Immerhin ist der Widerstand im Verschwinden, bald werden sich Elemente finden, welche mit uns am Wohle des Landes zu arbeiten geneigt sind. Noch im Sommer 1871, als Herr von Kühlwetter die Verwaltung hier abgab, hätte Niemand geglaubt, daß deutsches Wesen und deutsche Verwaltung hier sich wieder so rasch festsetzen werde, als es heut zu konstatiren ist. Freilich darf auch nicht vergessen werden, daß die Zahl der eingewanderten Deutschen bereits viel größer ist, als die der Franzosen, welche seit 1870 die Reichslande verlassen haben, ja vielleicht auch größer als die derjenigen Optanten überhaupt, welche in Wahrheit ausgewandert sind, denn gleichzeitig mit der großen Anzahl Beamter kamen viele Geschäftsleute und in Folge der umfassenden Eisenbahn- und Festungsbauten auch viele Unternehmer und Arbeiter über den Rhein. Wenn auch, namentlich in den Städten, die höheren und mittleren Stände das Abschließungssystem noch lange festhalten werden, in den geringen Ständen mischen sich bereits die deutschen Stämme bunt durcheinander und verschwindet mehr und mehr der politische Unterschied. Den ersten Erfolg gegen jene wird wohl die Schule und der Dienst als einjährig Freiwilliger erringen. Man fängt, freilich noch recht langsam, an, sich davon zu überzeugen, daß es doch ein sehr gewagtes Unternehmen ist, die männliche Jugend in französischen Schulen erziehen, in der französischen Armee ihrer Militärpflicht genügen zu lassen. Vielleicht wirkt auch der Unterschied der Behandlung der Einjährig-Freiwilligen mit; denn in Frankreich werden sie nach Bezahlung von 1500 Franken lediglich wie die gemeinen Soldaten behandelt. Jedenfalls ist für eine größere Reihe der elsaßlothringschen Lyceen und Collegs der elsässische Nachwuchs in für deren Lebensfähigkeit genügender Zahl gesichert, namentlich aber dann, wenn nach Unterdrückung einiger sich kümmerlich hinfristender Anstalten deren Concurrenz wegfällt. Bald wird dann auch Elsaßlothringen ein größeres Kontingent zur Straßburger Universität stellen. Dieselbe wird dann umso mehr in der Lage sein das Deutschthum unter dem Nachwuchs zu verbreiten, als sie gegen viele Erwartungen bereits in ihrem vierten Semester über 600 Mitglieder zählt, welche aus allen Gauen Deutschlands sich hier versammeln. Das studentische Leben und Treiben wird denn auch immer mehr sichtbar, ohne daß der Fleiß, der von

Anfang an die dortigen Commilitonen auszeichnete, nachließe. Die Universität Straßburg wird alle auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen.

Berliner Wochenschau: Reichstagswahl: päpstliche Constitution, Landtagsvorlagen. — Auf die kurze politische Windstille, welche sich stets zur Zeit der Jahreswende einzustellen pflegt, ist alsbald ein Wetterschlag erfolgt, der Jedermann in den tosenden Strudel des Parteilebens hineingetrieben hat: die Wahlen zum Reichstag. Freilich ihre Vorbereitung hat wenig Aufregung erzeugt. Die Spalten der Blätter enthielten zwar der Wahlaufrufe genug, auch an Leitartikeln fehlte es wahrlich nicht, die den Wähler an die gewissenhafte Ausübung seines politischen Fundamentalrechtes eindringlich mahnten. Aber die Stadt Berlin schien noch befangen von dem süßen Schlummer der Festtage und wünschte augenscheinlich nicht, in so energischer Weise in das werkthätige Leben zurückgerufen zu werden. Jedenfalls kümmerte man sich im Großen und Ganzen nicht sonderlich um die Wahlen. Viele Leute haben nachweislich noch am 9. Januar gar nicht gewußt, daß am folgenden Tage der Kampf entbrennen sollte. Außerdem wozu sich echauffiren? Die Pfaffen fürchtet man hier nicht, weil man sie nicht kennt und sollten sie dennoch gefährlich sein, so ist es Bismarck's und Falck's Sache, mit ihnen fertig zu werden. Den Berliner Fortschrittsmann geht das nichts an. Der nationalliberale Berliner aber bleibt auch lieber zu Hause, als daß er zur Wahlurne geht, denn er glaubt allmählich an die Omnipotenz des Fortschrittes und seiner Erwählten und hält den Kampf mit ihnen für aussichtslos. An die Socialdemokraten dachte Niemand, und wenn es geschah, so schien die von ihnen drohende Gefahr noch in weiter, unverfänglicher Ferne.

So kam der Wahltag heran, an dem die Nation das Gewicht ihres Willens zur Entscheidung der vaterländischen Geschicke für die nächsten drei Jahre in die Wagschale legen sollte, für drei Jahre, die voraussichtlich von grundlegender Bedeutung sein werden. Die Stadt Berlin hat ihr Verständniß für die Bedeutung dieses Tages dadurch dokumentirt, daß sie mit 33½ pCt. ihrer Wahlberechtigten am Wahltische erschien, daß sie der Fortschrittspartei ihre fernere Vertretung im Parlament fast widerstandslos überließ und daß sie der Socialdemokratie zum ersten Male die verheißungsvolle Aussicht eröffnete, ihre Prinzipien als die der Berliner Wähler in der ersten Körperschaft des deutschen Reiches zu proklamiren. Mit anderen Worten, es sind, soweit es sich bisjetzt übersehen läßt, in den ersten fünf Wahlkreisen die Candidaten der Fortschrittspartei, Hagen, Klotz, v. Hoverbeck, Ebertv und Duncker erwählt, während im sechsten Wahlkreis voraussichtlich eine engere Wahl zwischen Schultze-Delitzsch und dem Präsidenten des allgemeinen deutschen Arbeitervereines, Hasenclever, stattfinden wird. Sollte es zu dieser engeren Wahl kommen, so dürfte sich allerdings wahrscheinlich die Siegesfreude der Socialdemokraten als voreilig erweisen. Immerhin aber ist es sehr bemerkenswerth, daß es dahin kommen konnte, daß die Bequemlichkeit und Lauheit der Berliner Wähler aus den Mittelklassen der socialistischen Propaganda ein solches Relief verleihen mußte.

Die Candidatur des Feldmarschalls Grafen Moltke war natürlich von vornherein aussichtslos und wird es hier in allen Kreisen lebhaft bedauert, daß dieser gefeierte Name ohne genügenden Grund einem solchen Mißerfolg ausgesetzt worden ist. Vor wenigen Wochen war erst bei Gelegenheit der

Landtagswahlen zur Genüge constatirt worden, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, um eine wirksame Bresche in die Alleinherrschaft der Fortschrittspartei zu legen. Was aber den Nationalliberalen in Berlin nicht gelang, war doch von konservativen Händen gewiß nicht glücklich durchzuführen, zumal wenn das Hauptorgan dieser Partei, die Kreuzzeitung, statt die Candidatur des Grafen Moltke zu unterstützen, dieselbe lediglich dazu benutzte, um ihr Mißvergnügen über einen Theil ihrer Parteigenossen an den Tag zu legen. Graf Moltke war von einem Verein „reichsfreundlicher Konservativen" aufgestellt worden, von Männern, die zu der Ueberzeugung gelangt waren, daß man von der weiteren Verfolgung der konservativen Prinzipien der Reactionsjahre im eigenen Parteiinteresse um jeden Preis Abstand nehmen müsse und daß es an der Zeit sei, den Anschluß an die nationalen Ziele unserer Politik zu gewinnen. Das war aber der Kreuzzeitung schon zu viel und sie beeilte sich zu erklären, daß eine Candidatur des Grafen Moltke auf Grund eines solchen Programmes auf die Zustimmung ihrer Parteigenossen nicht rechnen könne.

Die Nachrichten, die bisjetzt hier über den Ausfall der Wahlen aus den Provinzen eingelaufen sind, rechtfertigen in nicht geringem Grade die Besorgnisse, die man in Betreff ihrer hegte und fügen noch neue hinzu. Der ultramontane Zuwachs, der aus der Rheinprovinz, Westphalen und Oberschlesien zu gewärtigen ist, ist üppig genug, die Erfolge der Socialdemokratie an vielen Orten scheinen ebenso überraschend als unzweifelhaft. Die letzte Thatsache wird hier überhaupt als das bemerkenswertheste Resultat dieser Wahlbewegung aufgefaßt und verfehlt nicht eines tiefen Eindruckes. Derselbe war ganz besonders bei dem Wiederzusammentritt des Abgeordnetenhauses zu spüren, wo seitens der Abgeordneten sehr authentische Nachrichten über dieses Faktum aus allen Theilen des Landes ausgetauscht und mit sehr trüben Commentaren begleitet wurden. Der Wunsch des Abgeordneten Windthorst, Seite an Seite mit einer größeren Anzahl seiner socialdemokratischen Freunde deren Ansichten und Pläne diskutiren zu können, ist jedenfalls seiner Erfüllung ein gutes Theil näher gerückt.

Den Ultramontanen ist übrigens die Freude über ihre Erfolge ein wenig getrübt worden, und vielleicht sind diese Erfolge selbst sogar nicht unerheblich eingeschränkt worden durch eine ihnen sehr inopportune Publication, die am Vorabende der Wahlen erschien, und vielleicht manches bis dahin willfährige ultramontane Gemüth in das Lager der Nationalen getrieben hat. Die Kölnische Zeitung veröffentlichte dicht vor der Wahlentscheidung jene ominöse päpstliche Bulle über die Papstwahl, welche in würdiger Weise die lange Reihe von Ueberhebungen und Willkürmaßregeln krönt, deren sich das Pontificat Pius' IX schuldig gemacht hat. Damit ist zugleich auch ein Streit entschieden, der seit zwei Jahren ohne Unterlaß die diplomatische und publicistische Welt in Bewegung erhalten hat. Schon im März 1872 verkündete die Spener'sche Zeitung die Existenz einer päpstlichen Bulle über die Papstwahl, welche sie „Praesente cadavere" nannte. Die Nachricht wurde von der ultramontanen Presse mit außerordentlicher Erbitterung dementirt und in den Bereich der Erfindungen verwiesen. Wie sich jetzt aber herausstellt, existirt diese Bulle dennoch, nur daß sie nicht „Praesente cadavere" sondern „Apostolicae sedis munus" titulirt werden muß. Die Germania ist über

ihre Veröffentlichung so bestürzt, daß sie behauptet, das auswärtige Amt, dem sie die Publication des Actenstückes zuschreibt, sei das Opfer einer Mystification geworden. An dieses Unglück möchte freilich außer ihr kaum Jemand glauben. Daß aber der Text der päpstlichen Constitution sich bereits seit zwei Jahren in den Händen der deutschen Regierung befindet, dürfte allerdings anzunehmen sein. Auch ist die Quelle der Kölnischen Zeitung, über die sie jede Auskunft verweigert, unschwer zu errathen. Bemerkenswerth ist außerdem die Thatsache, daß dem deutschen Wochenblatt gleichzeitig mit der Kölnischen Zeitung die Kunde von der Existenz der Bulle zuging, und ebenso bezeichnend ist die Bemerkung, die das genannte Organ anläßlich der neuen Cardinalsernennungen macht, die es als eine Folge der „canonistischen Revolution" bezeichnet, welche jene Bulle des Vatican inaugurirt habe.

Am meisten dürften aber hier die Aeußerungen des Fürsten Bismarck in das Gewicht fallen, die er am 9. Juni vorigen Jahres im Reichstage über die Haltung der deutschen Regierung bei der Eventualität einer Papstwahl fallen ließ. Der Kanzler erklärte damals, daß es der deutschen Politik fern liege, eine Einwirkung auf die Wahl zu üben. Er bezeichnete es aber als die Aufgabe seiner Politik, nach Meldung der Papstwahl zu prüfen, ob sie vollständig legitim vollzogen sei, und ob man demnach den Gewählten für berechtigt halten könne, in Deutschland diejenigen Rechte auszuüben, die einem römischen Papste zukommen. Diese Declaration wurde damals zwar mit Freude begrüßt, aber schwerlich in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt. Damals discutirte man die eventuelle Ausübung des Exclusivrechtes des deutschen Reiches bei der Papstwahl, und war sehr befriedigt eine Erklärung zu erhalten, der selbst die Gegner nicht das Lob der Mäßigung versagen konnten, während sie andererseits die nationalen Rechte in vollem Umfange aufrecht erhielt. Heute sieht man, daß diese Worte die bedeutungsvolle Antwort der deutschen Regierung auf eine Maßnahme der päpstlichen Curie enthielten, welche mit einem Federstrich das Gesetz von Jahrhunderten getilgt und das den katholischen Mächten von Alters her zustehende Einspruchsrecht mit beispielloser Willkür vernichtet hatte. In diesem Zusammenhange der Dinge erlangen jene Worte erst ihre wahre große Bedeutung, und umgekehrt weist jene Aeußerung über die zweifelhafte Legitimität einer künftigen Papstwahl sehr deutlich auf den päpstlichen Act hin, der heute durch die nunmehr publicirte Constitution zur Kenntniß der Welt gekommen ist.

Man darf gespannt sein, ob die Ultramontanen die Behauptung der Unechtheit des Actenstückes auch ferner aufrechterhalten, oder ob sie dieselbe stillschweigend fallen lassen werden. Der letzte Vorgang wäre nicht neu. Die Authenticität des Briefwechsels zwischen dem Kaiser und dem Papst wurde bekanntlich von dem Organ des Cardinals Cullen ebenso entschieden angegriffen, ohne daß nachher irgend eine ultramontane Feder sich zur weiteren Verfolgung der Frage veranlaßt gefunden hätte. Vielleicht führen die nächsten parlamentarischen Verhandlungen auf dieses Thema. Unser Cultusministerium wenigstens hat dafür reichlich Sorge getragen, daß der klerikale Redeeifer genügenden Anlaß finde sich zu bethätigen. Zunächst wird das Civilehegesetz wieder auf der Tagesordnung des Abgeordnetenhauses erscheinen. Dann aber wird das lange erwartete Ergänzungsgesetz zu den Kirchengesetzen eingebracht werden. Es wird nämlich in der That nur ein Gesetz vorgelegt werden

Digitized by Google

und nicht, wie man bisher beabsichtigte, zwei oder gar vier. Allerdings waren ursprünglich im Cultusministerium vier Vorlagen ausgearbeitet und dem Staatsministerium eingereicht worden. Dort aber erregte die Redaction derselben Bedenken, in Folge deren die Entwürfe nochmals einer commissarischen Berathung der betheiligten Ministerien unterzogen wurden. In dieser ist nun eine neue Fassung vereinbart worden, welche die sämmtlichen Vorlagen in einer einzigen vereinigt. Dieselbe hat auch bereits die Zustimmung des Staatsministeriums gefunden und ist unvorzüglich an das Cabinet des Königs abgegangen. Ueber den Inhalt des Gesetzes verlautet nur, was ohnehin schon bekannt, daß dasselbe die bisher in der juristischen Auslegung der Kirchengesetze hervorgetretenen Divergenzen beseitigen und die Anzahl der Strafbestimmungen vermehren soll. Ich habe indeß guten Grund anzunehmen, daß der Kreis der Ergänzungsbestimmungen hiemit keineswegs abgeschlossen ist, daß vielmehr noch einige andere wichtige Maßnahmen in Aussicht genommen sind, über die indeß aus taktischen Rücksichten noch nichts verlautet.

Um hier gleich die gesammten Streitmittel zu erwähnen, die neuerdings aus dem Arsenale des Cultusministeriums für den kirchlichen Kampf hervorgegangen sind, sei hier noch des Gesetzentwurfes gedacht, welcher die Regelung der kirchlichen Verhältnisse nach der Amtsentsetzung des betreffenden renitenten Geistlichen zum Ziel hat. Das Gesetz hat offenbar die Beseitigung von Nothständen im Auge, welche sich in Zukunft im weiteren Verlaufe des Kampfes sehr bald ergeben können. Sehr wichtig wird seine Anwendung offenbar dann werden, wenn die Amtsentsetzung eines Bischofes die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse einer ganzen Diecöse erheischt, und es sich dann darum handelt, das von der römischen Curie erhoffte und nach Kräften angestrebte Chaos durch eine schnell eingreifende Organisation zu verhindern. Es ist leicht ersichtlich, das wir parlamentarisch sehr bewegten Tagen entgegengehen. Hoffentlich gelingt es den Sturm der ultramontanen Opposition in einigen wenigen Debatten niederzukämpfen, denn die Zahl der sonstigen Aufgaben, die der Erledigung durch den Landtag harren, ist in Anbetracht der kurzen ihm zugewiesenen Frist fast übermäßig groß. Noch ist der Etat für das Jahr 1874 nicht festgestellt, noch ist keins der großen organischen Gesetze, welche die Neuordnung der Verwaltung bewirken, auf die Tagesordnung gekommen. Die Provinzialordnung ist kürzlich erst eingebracht worden, das Gesetz betreffend die Errichtung eines obersten Verwaltungsgerichtshofes ist noch gar nicht an den Landtag gelangt. Im ganzen liegen demselben noch 30 größere oder kleinere Gesetzentwürfe zur Erledigung vor. Da dem Vernehmen nach ungefähr am 15. Februar der Zusammentritt des Reichstages erfolgen soll, so dürfte bis zu der alsdann eintretenden Vertagung des Landtages besten Falles nur die kleinere Hälfte der legislatorischen Arbeiten vollendet sein. Es ist daher anzunehmen, daß die parlamentarische Campagne des Landtages nach Schluß des Reichstages, selbst wenn dieser sich nur auf die Berathung des Militärgesetzes beschränken sollte, sich bis in die Zeit hinziehen wird, wo die sommerlichen Inconvenienzen Berlins der parlamentarischen Thätigkeit ein langsames aber sicheres Ende zu bereiten pflegen.

Ausgegeben: 16. Januar 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Digitized by Google

Die Wahlen zum Reichstag.

Die ernsten Betrachtungen, welche durch den Ausfall der Wahlen nahe gelegt werden, richten sich nicht allein auf die Zusammensetzung des Reichstags in der beginnenden Legislaturperiode, auch darüber hinaus auf die Zukunft und Festigkeit der Reichsverfassung.

Obgleich die große Anzahl Stichwahlen ein endgültiges Urtheil über die Stärke der Parteien noch nicht zuläßt, so ist doch sehr wahrscheinlich, daß ein Viertheil der Abgeordneten dem Centrum angehören, und daß ein volles Drittheil der Versammlung aus solchen Parteien zusammengesetzt sein wird, welche dem Reich und seiner Regierung prinzipiell feindlich gegenüberstehen, aus Ultramontanen, Polen, Socialisten, Partikularisten verschiedenen Gepräges, endlich leider auch noch aus Elsässern.

Dieser lästigen Minorität stehen aber die anderen Parteien, welche die liberale Presse gern unter der Bezeichnung einer reichsfreundlichen Majorität zusammenfaßt, keineswegs als zuverlässige Regierungspartei gegenüber. Abgesehen davon, daß auch in ihnen noch eine Anzahl halbversöhnter Partikularisten gezählt ist, reichen die Mitglieder von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken des preußischen Landtages, und es ist kaum eine Frage denkbar, in welcher die Regierung auf sämmtliche Stimmen dieser Mehrzahl wird rechnen dürfen. Häufig wird sich das Stimmenverhältniß so stellen, daß der Fortschrittspartei, sofern diese als ein Ganzes dauert, die Entscheidung zufällt.

Wir sehen in solcher entscheidenden Stellung dieser Oppositionspartei, deren Werth und Bedeutung wir wahrlich nicht gering achten, eine verhängnißvolle Schwäche des Reichstages, ein großes Hinderniß für unsere Gesetzgebung. Man darf wohl annehmen, daß die gescheuten Führer der Fortschrittspartei das Sachverhältniß grade so ansehen und sich nicht freuen, daß ihnen die verantwortliche Aufgabe zufällt, das entscheidende Gewicht in gleichschwebende Wagschalen zu werfen.

Aber auch für die große nationale Partei ist durch den Ausfall der Wahlen der Schwerpunkt mehr nach der linken Seite gerückt. Es hat zwar guten Grund, wenn die offizielle Presse mahnt, jetzt werde es gelten, fest zur Reichsregierung zu stehen, und sicher bringen die Liberalen den besten Willen dazu mit. Aber sie haben auch ein Memento mori bei ihrer eigenen Wahl erhalten. Die Mehrzahl derselben ist nach lebhaftem Kampfe gegen eine starke Minorität oft nur durch ein geringes Mehr von Stimmen gewählt und nicht jedem von ihnen wird leicht werden, bei der Hauptarbeit dieser Session, der Durchführung des Gesetzes über das Reichsheer, die Abneigung der Wähler gegen wichtige Bestimmungen des Militärgesetzes zu vergessen.

Man darf uns nicht sagen, daß dieser Ausfall der Wahlen nur durch übergroße Lauheit der liberalen Wähler möglich gewesen sei. Denn im Ganzen ist mit starker Betheiligung gewählt worden. Fast nur Berlin macht eine unrühmliche Ausnahme. Aber während die Liberalen eine nicht zu verkennende Rührigkeit erwiesen, haben die Ultramontanen und Socialisten mit einer furchterweckenden Parteidisciplin fast ihre sämmtlichen Anhänger bis zum letzten Mann an die Urne geführt, wer auf ihrer Seite ausblieb, hatte in jenem Leben oder noch in diesem schlechte Behandlung zu befürchten. Eine solche Einwirkung auf die Wähler ist nur bei fanatischen Parteien möglich.

Wir haben stürmische Verhandlungen, und was viel schlimmer ist, schwache und unsichere Majoritäten zu erwarten. Daß dies für die Reichsregierung sehr hemmend und lästig und der Autorität des Reiches nicht förderlich sein wird, liegt auf der Hand. Indeß jedes, auch das stärkste Staatsschiff hat zeitweise mit widrigem Wind und Strom zu kämpfen und eine Gefahr für das Reich wird nur dann entstehen, wenn die Einwirkung der reichsfeindlichen Parteien auf die Zusammensetzung des Reichstags sich als eine dauernde bewiese. Es mag dem Reichskanzler gelingen, diesmal noch eine Majorität zu bewahren, welche treu zum Reiche steht. Wie aber soll es nach drei Jahren bei den nächsten Wahlen werden, wenn die oppositionellen Factoren in demselben oder ähnlichem Verhältniß zunehmen, wie bisher?

Auf diese Frage, welche oft aufgeworfen ist, wird vielleicht die Antwort gefunden, wenn man die Gegner und ihre Agitationsmittel näher ins Auge faßt. Die Ultramontanen werden in diesem Reichstage nicht nur durch ihre große Zahl, sondern auch dadurch lästig, weil sie andern Fractionen der Reichsfeinde, den Polen, Elsässern durch gemeinsame Interessen verbunden sind, und weil sie bei ausgezeichneter Disciplin unter bewährten Führern kämpfen, welche in allen parlamentarischen Künsten einer erbitterten Opposition, dem Herausfordern und Kränken der Gegner, dem Einwerfen von Hindernissen u. s. w.

Digitized by Google

schätzenswerthe Erfahrungen besitzen. Dennoch ist diese Partei für die Zukunft unseres Parlaments weniger gefährlich, als es jetzt den Anschein hat. Denn sie hat bereits Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, und sie hat von Stimmen so ziemlich alles gesammelt, was sie erwerben konnte. Für spätere Wahlen wird ein Wachsthum nur dann zu fürchten sein, wenn irgendwo Uneinigkeit der sogenannten reichsfreundlichen Parteien dem Candidaten der Gegner zum Siege hilft. Dagegen vermag Klugheit und Patriotismus sich zu wehren. Daß diese große Partei durch Abfall ihrer Anhänger geschwächt werde, darf man allerdings nicht hoffen. Die Massen sind aufgewühlt, und sie werden so lange zu ihren Führern stehen, als diese selbst den Muth und das Interesse haben, den Kampf fortzusetzen. — Weit anders sind die Aussichten der socialen Partei. Wenn diese Fraction im Reichstage diesmal durch 10—12 Stunden vertreten wird, so ist das an sich kein Unglück. Die Ungeberdigkeit solcher Volksvertreter wird einzelne peinliche Momente herbeiführen, die Würde der Verhandlungen schädigen und dem Präsidenten schwere Augenblicke bereiten; aber man darf dagegen auch in Rechnung bringen, daß es vortheilhaft ist, eine einflußreiche Richtung mit durchaus praktischen Tendenzen in den gesetzlichen Kampf und in die Disciplin einer großen parlamentarischen Körperschaft einzufügen. Nicht die Zahl der gewählten Socialisten gefährdet, wohl aber das starke Wachsthum ihrer Minoritäten in sehr vielen Wahlkreisen. Nicht nur in den Bezirken, in welchen die Industrie vorwiegt, auch in Landschaften mit vorwiegend ländlicher Production, wie in Thüringen, Schleswig-Holstein haben sie einen großen Theil der Wähler gewonnen. Besonders lehrreich sind die Wahlen im Königreich Sachsen. Hier kämpften, mit Ausnahme der Lausitz, die Arbeiter fast durch das ganze Wahlgebiet einen eifrigen und erfolgreichen Kampf gegen die Candidaten anderer Fractionen, in Glauchau trat ihrem Candidaten überhaupt kein Concurrent auf. Man würde irren, wenn man dieses Anschwellen aus einer sächsischen Eigenthümlichkeit erklären wollte, es ist im Ganzen betrachtet die natürliche Folge der hochgestiegenen industriellen Entwicklung, und wird schon durch die statistische Notiz erklärt, daß in Folge dieses Vorwiegens der Industrie in Sachsen c. 8000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen, gegen c. 4000 in Preußen. Wenn jetzt in mehreren Wahlkreisen die liberalen Candidaten, welche noch vor drei Jahren einer großen Majorität sicher waren, nur nach hartem Ringen durch einen Ueberschuß von wenigen hundert Stimmen gewählt wurden, so ist man zu der Annahme genöthigt, daß bei der nächsten Wahl, wenn eine weitere Steigerung der socialistischen Agitation statt findet, diese Wahlkreise sämmtlich den Socialisten zufallen müssen. Es ist unerfreulich sich einen Reichstag zu denken, in welchem 40—50 Socialisten ihre Beine trommelnd rühren. Nun ist frei-

lich die Herrschaft der Führer über die arbeitenden Klassen der Wähler nicht mit der sicheren Herrschaft zu vergleichen, welche die Ultramontanen ausüben. Die ungeheure Mehrzahl der Arbeiter ist weit davon entfernt, sich zu allen Consequenzen des Socialismus zu bekennen. Im Gegentheil, die entschlossenen Anhänger der Doctrin, welche die Nationalität und die bestehende bürgerliche Ordnung für Feinde des Volkswohls erklärt, sind in sehr kleiner Minderzahl. Aber ihr Einfluß auf die übrigen Arbeiter ist gegenwärtig ein beherrschender, weil die Arbeiter diesen Führern der Agitation die Erhöhung der Löhne und die größere Behaglichkeit ihrer äußern Lage zu danken meinen, und weil sie aus einem natürlichen Standesgefühl sich freuen, in dem Verein gegen die Macht des Capitals selbst etwas zu bedeuten und auf Sprecher zu hören, welche aus ihrem eigenen Kreise stammen. Wir sind zu der Annahme berechtigt, daß dies Vertrauen, so weit es unbegründet ist, zugleich mit der Steigerung der Arbeitspreise unter Einwirkung der großen Reaction, welche sich auf industriellem Gebiete vorbereitet, aufhören wird, und daß herbe Erfahrungen unseren Arbeitern die übergroße Zuversicht mindern werden. Demungeachtet wird die socialistische Bewegung auch in künftige Reichstage ihre Vertreter senden, wahrscheinlich noch längere Zeit in zunehmender Zahl. Der trotzige Widerstand der Führer gegen Staat und Bürgerthum wird durch die Ausschreitungen des Socialismus selbst gebrochen oder allmählich durch die Zeit gemildert werden und die Vertretung der Arbeiterinteressen wird sich als ein berechtigter und erwünschter Factor in dem großen Rath der Nation geltend machen. Denn auch darin ist die sociale Bewegung verschieden von der ultramontanen, daß die ultramontane von den Führern aufgeregt und unterhalten wird, um in günstiger Zeit einen Compromißvertrag und Frieden mit dem Staate zu schließen, während Ziel und Ende der socialen Bewegung den Führern wie allen von ihnen Geleiteten verborgen ist: denn wenig bedeuten bei ihr die Individuen, welche Zufall oder Talent grade zu Sprechern gemacht hat, sie kommen und schwinden dahin, während die Bewegung selbst durch die realen Interessen der Masse wechselnde Zielpunkte und bald größere bald geringere Bedeutung erhält.

Die Zeit ist nicht fern, wo man auf die ersten Jahre der Bundes- und Reichsgesetzgebung wie auf eine idyllische Zeit zurückblicken wird. Vor allen aber, welche in dem bevorstehenden Reichstage durch den Streit der Parteien in Anspruch genommen werden, gedenken wir mit Antheil und warmem Wunsch des Präsidenten Dr. Simson, und des Reichskanzlers selbst. Möge Beiden gelingen, stark, fest und vornehm über dem Wogengetöse auszudauern. ♀

Zigeuner in England.

(The English Gipsies and their Language. By Charles L. Leland. London. Trübner & Co. 1873.)

Gleich einem dunkeln Räthsel bewegte sich Jahrhunderte lang inmitten der europäischen Völkerfamilien ein ganz fremdartiges Element. Ein unstät umherziehendes Wandervolk mit feinem geschmeidigen Gliederbau, sehr dunkler Hautfarbe, eigenthümlich leuchtenden, tiefdunkeln Augen und glänzend schwarzem Haar. Trotz der oft grenzenlosen Armseligkeit seines Nomadenlebens beinahe immer heiter und guter Dinge, fröhlich und genügsam das Geringe genießend; in der Innigkeit der Familienbande Ersatz suchend für den Mangel eines festen Heim, dessen Begründung der unstäte Wandersinn nimmer zuließ, vom Volke mit tausend wunderbaren Eigenschaften, des Wahrsagens, der übernatürlichen Heilung von Krankheiten, ausgestattet. Im innigen Verkehr unter sich eine geheimnißvolle Sprache redend, die Keiner verstand. So wandelte dieses lebende Räthsel in der Fremde umher.

Erst den neuesten Forschungen, die auf den Resultaten des verhältnißmäßig ja noch sehr jungen Sanskritstudiums beruhen, konnte es gelingen, einige Aufklärung über diesen dunkeln Punkt zu verbreiten. Pott's gründliche Studien über die Zigeuner haben es unwiderleglich bewiesen, daß ihre Sprache noch mit der alten, heiligen Sprache der Hindus zusammenhängt. Neuere Forschungen zeigen, daß sie ihr — trotz der vielen fremdartigen Elemente, die sie auf ihren langen und weiten Wanderungen aufgenommen — näher steht, als jede andere der jetzt lebenden, von ihr abgeleiteten indischen Sprachen. In neuester Zeit haben die umfassenden und gründlichen Untersuchungen Miklosich's ein besonderes helles Licht über diese Forschungen verbreitet. Durch genaue Zergliederung aller Bestandtheile der Sprachen, welche diese fremdartigen Bewohner Europas jetzt sprechen, ist es dem bedeutenden slavischen Philologen gelungen, den Zug nachzuweisen, den sie auf ihrer Wanderung vom fernen Hindostan über Europa bis zur neuen Welt eingeschlagen. Ihre ersten Stationen waren Persien und Armenien, wo sie eine Zeit lang verweilten; dann gingen sie nach Griechenland, wo sie sich lange aufhielten und von wo aus sie sich allmählich über ganz Europa verbreiteten. Seit der neuesten Zeit ziehen sie auch häufig aus der alten Welt hinüber nach Amerika, das ihnen mit seinen weiten, oft erst so schwach bevölkerten Landstrichen noch mehr freien, unbeengten Raum zur Aufrichtung ihrer Zelte gewährt. Die Zigeuner sprechen jetzt eilf verschiedene Sprachen, je nach den verschiedenen Bestandtheilen, mit denen sich ihre uralte Muttersprache vorwiegend gemischt.

Digitized by Google

Das vorliegende Werk des amerikaniſchen Schriftſtellers, das uns zu dieſen Bemerkungen veranlaßte, beſchäftigt ſich mit den engliſchen Zigeunern, und bringt manch intereſſantes Detail über das innere Leben dieſer inmitten einer civiliſirten und ſeßhaften Umgebung doch ſtets Fremdlinge bleibenden Wanderer. Vorwiegend behandelt der Verfaſſer auch ihre Sprache, und ſein Buch — das reich iſt an Proben derſelben — dürfte den Philologen einen willkommenen Beitrag zur Erweiterung ihres Studienmaterials bieten. Doch gleich den meiſten engliſchen und amerikaniſchen Schriftſtellern, die beinah alle weit mehr für ein großes, gebildetes Publikum als für einen ſpeciell gelehrten Zweck ſchreiben, ſucht Hr. Leland ſeinen intereſſanten Stoff in einer Weiſe zu behandeln, welche die Darſtellung womöglich pikant, allgemein faßlich und feſſelnd für jeden ganz ohne Vorkenntniſſe an dieſen Gegenſtand Herantretenden macht. Das iſt freilich durchaus nicht die Art wie der deutſche Autor, oder vielmehr Gelehrte — denn bei uns haben ſich bisher nur die Philologen eingehend mit den Zigeunern beſchäftigt — dieſen Stoff behandeln würde. Er würde ſtreng wiſſenſchaftlich verfahren, ohne Rückſicht auf ein größeres Publikum nur für ſeine Fachgenoſſen ſchreiben. Von ſeinem Standpunkt aus wäre das auch vollſtändig gerechtfertigt. Die Reſultate ſeiner Arbeit würden dann, klar und ſcharf zuſammengefaßt, den wenigen Gleichſtrebenden von Nutzen ſein. Das größere Publikum ginge freilich dabei leer aus; wünſcht und verlangt es aber auch nicht beſſer. In England und Amerika liegen die Verhältniſſe aber durchaus verſchieden. Die Anzahl der Fachgenoſſen iſt bei weitem geringer als in Deutſchland, aber weit größer iſt der Kreis Derer, die ſich für populär gehaltene Darſtellung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände intereſſiren. Leland macht auch durchaus keinen Anſpruch darauf ſelbſt Gelehrter zu ſein; er ſagt ſelbſt: „I think it advisable to suggest what I can, leaving to abler philologists the task of testing its value.“ Er beſchäftigt ſich vorzugsweiſe mit den engliſchen Zigeunern; doch giebt er im zehnten Kapitel auch einige intereſſante Notizen über die Zigeuner in Aegypten, von wo die engliſchen Gipſies dem Namen und ihrer eigenen Ausſage nach eingewandert ſein wollen, wie der alte Zigeuner, der Hauptgewährsmann des Verfaſſers, ihm ſelbſt bei Gelegenheit einer von ihm erzählten Geſchichte ſagt: „You can see by that that the goblins, and fairies and ghosts, and witches and all talk real old Gipsy, because that is the old Egyptian language that was talked in the Scripture land.“

Das Eingangskapitel enthält allgemeine Bemerkungen über den ſeltſamen, von unſerem Weſen ſo ganz verſchiedenen Typus der Romanny; über ihre ausgedehnte Verbreitung in England, die freilich jetzt in ſteter Abnahme begriffen iſt. Am auffallendſten erſcheint dem Hrn. Verfaſſer die Freiheit der Zigeuner von jedem Religionsſyſtem; er ſtellt ſie in dieſer Beziehung

dem Materialisten, den Absolutisten der Comteschen Schule und den Hegelianern gegenüber, meint aber dennoch, daß die englischen Zigeuner durch ihren langen Aufenthalt in dem strengkirchlichen England manches über das Christenthum gehört, sich auch ihre eigenen Gedanken darüber gemacht haben, nur sind diese oft sehr sonderbar. So betrachten sie Christus mit einer Art Verehrung, besonders weil sie in seinem umherwandernden, ärmlichen Leben, dem gleich ihrem eigenen die feste Stätte, das sichere Obdach über dem Haupte gebrach, so viel Uebereinstimmung mit sich selbst finden.

Charakteristisch ist ein Bericht über die Auffassung des Christenthums bei den deutschen Zigeunern. „Ein Mann stritt mit seiner Frau über das Wesen des Christenglaubens. Beide gaben zu, daß die Christen einen großen erwachsenen und einen kleineren, jüngeren Gott hätten. Aber die Frau behauptete, der große Gott herrschte nicht mehr, sondern habe zu Gunsten des Sohnes abgedankt, während der Mann erklärte, der große, ältere Gott sei schon lange todt, und die Welt werde jetzt von dem kleinen Gott regiert, der jedoch nicht seines Vorgängers, sondern eines armen Zimmermannes Sohn sei". — Hr. Leland macht aufmerksam auf die feine, angeborene Höflichkeit der Zigeuner, die an ihren Ursprung aus dem Orient, der Stätte der Höflichkeit erinnere. Er hebt die seltene Innigkeit der Familienbande hervor, die tiefe und eigenthümliche Trauer um ihre Todten. Interessant war uns besonders auch das fünfte Kapitel, wo Hr. Leland eine beträchtliche Anzahl englischer Slangwörter aus der Sprache der Zigeuner abzuleiten versucht. — Den Schluß bildet eine kleine Sammlung von Zigeunergeschichten und Fabeln, zum größten Theil alte, schon lange unter ihnen verbreitete, theilweis aber auch diesen ähnliche freie Erfindungen des Zigeuners, dem Hr. Leland „das Material zu diesem Buche hauptsächlich verdankt". Es sind ganz kurz gefaßte Erzählungen, die meist wie skizzirte Illustrationen zu dem seltsamen Charakter und der ebenso seltsamen Lebensweise dieses räthselhaften Wandervolks erscheinen.

Ueberrascht ward Referent durch die mit ziemlicher Bestimmtheit ausgesprochene Annahme, daß John Bunyan von Zigeunern abstamme. Vermuthlich wird sich in England heftiger Widerspruch dagegen erheben, denn die Engländer werden sich nicht leicht einen Schriftsteller rauben lassen, dem sie eine so hohe Verehrung zollen, denn wohl nur sehr wenige Briten möchten hinlänglich frei von Vorurtheilen sein, um die vielgeschmähten und tief verachteten Romanny mit den freundlichen Augen anzusehen, die Hr. Leland für seine demüthigen Freunde hat, denen er vorurtheilslose Würdigung zu theil werden läßt. Wir danken ihm herzlich dafür, denn jede Verminderung der Vorurtheile des Menschen gegen seine Mitmenschen ist ein hoher ethischer Gewinn, und wir dürfen hoffen, daß er mit seiner in liebevollem Fleiß zu-

Digitized by Google

sammengestellten Arbeit zur Erweiterung der Erkenntniß und dadurch zur Minderung des Vorurtheils beitragen wird.

M. B.

Barock- und Rococobauten in Berlin und Potsdam.

III.

Unsere frühere Darstellung versuchte zu zeigen, daß das Rococo in Berlin und Potsdam eine von außen hereingetragene Zierpflanze ist, die zwar eine Reihe von Blüthen treibt, die eigentlichen Bedingungen ihrer Entwickelung aber im Lande nicht findet. So lange Friedrich Wilhelm I lebte, kam an dessen Bauten geflissentlich kein Rococo zum Vorschein. Rheinsberg, die Residenz des Kronprinzen, war die erste derartige Schöpfung, doch wissen wir hiervon nur wenig, da spätere Zeit vieles geändert und das meiste zerstört oder zerstreut hat. Von dem Augenblicke der Thronbesteigung Friedrich's an wird dann mit einem Schlage alle Innendecoration in Rococoform ausgeführt und es bleibt dies der Fall bis zu seinem Tode. Schon diese Zeitbestimmung (1740—86) läßt erkennen, daß es sich um ein künstliches Produkt handelt, welches mit der Entwickelung des Geschmacks in den anderen Ländern nicht gleichen Schritt hält. Die Folgen davon äußern sich denn auch darin, daß nur die Schöpfungen der ersten Zeit, höchstens etwa des ersten Jahrzehnts eigentlichen Werth haben; in den folgenden sechs Jahren bis zum Ausbruch des Krieges überwuchern schon allerlei dem guten Rococo fremde Elemente und tritt eine Ernüchterung der Phantasie ein. Was dann seit 1763 entstanden, verräth meist eine greisenhafte, durch künstliche Mittel mühsam aufrecht erhaltene Existenz.

Bei der Betrachtung der einzelnen Werke jener Zeit nun müssen von vornherein zwei Punkte im Auge behalten werden: zunächst ist die Stellung des damaligen Architekten eine andere wie heut. Er überliefert die in Putz hergestellten Innenräume den Bildhauern und Decorateuren zu ziemlich freier Verfügung. Von ihm rührt höchstens die allgemeine Idee her; die Erfindung des Details ist der Eingebung des Ausführenden überlassen. Dies allein ermöglicht die vielen Zufälligkeiten, die Fülle theils liebenswürdiger, theils abstruser Einfälle, an denen das Rococo so überreich ist. Ein streng durchdachtes, sorgsam bis in die kleinsten Theile vorher abgewogenes Werk kennt jene Zeit überhaupt nicht. Fand diese Zweitheilung der Arbeit schon in Frankreich statt, so um so mehr in Berlin und Potsdam: hier, wo das Rococo nicht aus der Kunstentwickelung des Landes herausgewachsen, sah

man es eben als eine Decorationsweise der Innenräume an, wie sie modern und daher, bei einer auf diesem Gebiet noch wenig kritischen Zeit, natürlich war, die der Architekt aber gern dem Geschmack der darin mehr erfahrenen Decorateure überließ. Dagegen widersprach wenigstens ein Mann wie Knobelsdorf mit aller Energie, wenn Unverstand oder Laune Architektur und Decoration, innere Ausstattung und Außenbau mit einander vermischte und das im Innern gutgeheißene — wie es im Geiste des echten Rococo lag — auch außen ebenso durchführen wollte. Daher seine Konflikte mit dem König und Bouman. Für das Innere sah aber auch er das Rococo als vollberechtigt an. Freilich giebt das Wenige, was wir hier mit Bestimmtheit als seine eigenen Ideen ansehen dürfen, keinen hohen Begriff von seinem Geschick auf diesem Gebiet. Es sind dies die Entwürfe zum Berliner Opernhaus (1743 vollendet), die im Berliner Kupferstichkabinet in sehr kleinem Maßstab, in dem Dresdener in etwa doppelter Größe vorhanden sind und in den langgezogenen und doch schwerfälligen Akanthusblättern des Zuschauerraumes und der schweren Karyatiden des Apollosaales kein großes Verständniß für die spielende Koketterie des eigentlichen Rococogeistes verrathen.

Um so mehr Gewicht muß man daher zweitens darauf legen, daß von den hauptsächlichsten Rococodecorateuren den beiden Hoppenhaupt, Cambly und Nahl kein einziger auf märkischem Boden erwachsen. Der geschickteste von ihnen, Nahl, ist zwar geborener Berliner (1710), kam aber schon in seinem achten Jahre nach Sachsen, reiste später nach Italien und lebte dann längere Zeit in Frankreich. 1741 siedelte er von Straßburg nach Berlin über, um schon 1746 wieder diesen Aufenthalt mit Kassel zu vertauschen. — Joh. Melch. Cambly, geb. in Zürich 1710 und erst seit 1745 in Ber..n ansässig, hat die meisten Boulewerke und zahlreiche andere Möbel- und Bildhauerarbeiten für die königl. Schlösser geliefert und dabei bis zu seinem 1783 erfolgten Tode alle Wandlungen des Stiles mit durchgemacht. Besondere Originalität oder einen hervorragend feinen Geschmack hat er dem erhaltenen nach nicht besessen. Die beiden Hoppenhaupt stammen aus Sachsen und siedelten 1740 nach Berlin über. Der ältere von ihnen, Johann Michael, der später in seine Heimat Merseburg zurückging, ist durch seine zahlreichen Radirungen auch weiter bekannt. Da nun der Geist dieser Blätter in den meisten Decorationen der Schlösser wiederkehrt, und sein jüngerer Bruder Johann Christian, der in Berlin blieb, ganz in seinem Sinne arbeitete, so kann man ihn füglich als den geistigen Vater der Berliner Richtung ansehen. Besser, namentlich leichter in seinen Formen und phantasiereicher als die Süddeutschen, ist Hoppenhaupt doch ein Repräsentant der späten in wildem Naturalismus zu Grunde gehenden Rococokunst. Nur der kleinste Theil seiner in allen Formaten gestochenen Interieurs, Spiegel

pfeiler, Möbel, Uhren, Kronenleuchter, Wagen und Portechaiſen iſt datirt, die Zeitfolge der Blätter alſo ſchwer zu beſtimmen; ihr Charakter aber auch im großen Ganzen der gleiche, wenigſtens die Elemente ihrer Formengrammatik von Anfang bis zu Ende ziemlich dieſelben. Nur ein mehr oder weniger unterſcheidet die meiſten Blätter. Ein großes Interieur vom Jahre 1751 zeigt ſchon die vollſtändigſte Verwilderung. Ein flotter, nie verlegener Zeichner iſt Hoppenhaupt ein würdiger Vertreter jener Klaſſe von „architectes à peu de frais“; ſelten recht graziös, meiſt etwas ſteif in ſeinem Schwunge, unruhig in den Einzelheiten, ſpäter oft geradezu leer und plump und an die Compoſition a macchie erinnernd. Dabei iſt er ein roher Naturaliſt, dem es nicht einmal darauf ankommt aus Palmenſtämmen Roſen, aus Akanthusranken Lorbeer wachſen zu laſſen. Gern zeichnet er die Ecken der Gegenſtände als Baumſtämme und iſt namentlich ein Freund der tropfſteinähnlichen Gebilde, wie er denn höchſt wahrſcheinlich dieſe Form zuerſt ſo allgemein einführt. — Wie weit er ſich hier und da von der leichten Grazie, dem eigentlichen Ziele alles Rococo verirrt, und wie geiſtlos dabei oft ſeine Ideen ſind, zeigt u. A. der Entwurf zu einem Paradewagen, an dem die Federn, in denen der Wagenkaſten ruht, aus vergoldeten Baumſtämmen gebildet ſind, während ebenſolche Palmenbäume an den vier Ecken des Wagens ſtehen; zwei knorrige Baumſtümpfe, an denen noch das Erdreich haftet, tragen den Kutſcherbock, unter dem ein Hund in natürlicher Größe hervorguckt. Trotz aller dieſer unſinnigen Auswüchſe iſt Hoppenhaupt doch in ſeiner Zeit ein bedeutender Künſtler, der von den deutſchen Zeichnern ſich hier und da noch am eheſten zu wohlthuenden Leiſtungen erhebt, wenn er auch immer ein wenig ſteif bleibt. Darin aber beſteht gerade eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des norddeutſchen Rococo, daß es in ſeinen beſten Producten immer etwas ſtraffere Formen zeigt als das franzöſiſche.

Will man ferner mit wenigen Worten den Unterſchied dieſes Berliner Rococo von dem ſüddeutſchen hervorheben, ſo iſt in Berlin und Potsdam die Muſchel und Schnecke weniger vorherrſchend, dafür um ſo mehr naturaliſtiſches Gebilde, Palmen, Genien, Vögel, namentlich Reiher, Blumen, Weinlaub ꝛc. Ebenſo bleibt das Akanthusblatt bis zuletzt in Ehren, freilich ſehr lang gezogen und ſtark an Schilfblätter erinnernd. Die Formen ſind hier dünner, wenn man will, graziler als dort, aber es macht ſich gern ein bisweilen bis zu zehn Fuß lang gezogenes, in die Höhe gerecktes und ſchlaff überfallendes Akanthusgebilde breit. (Knobelsdorf's Opernhausentwürfe in Dresden, Hoppenhaupt vielfach.) Das ſtachelige Diſtelblatt, welches Cuvilliés und einem Theil der Süddeutſchen eigen, findet ſich dagegen im Norden ſelten. Endlich kommt der Einfluß des Barock, den man im Süden nur ſo mühſam los wurde, in Berlin faſt gar nicht zur Geltung.

Was nun die einzelnen Bauten selbst betrifft, so hat sich wenigstens in einigen Trümmern ein Beispiel des früheren Rococo erhalten, wie wir es sonst in Berlin-Potsdam vergeblich zum zweiten Male suchen. Das Schlößchen Schönhausen stammt in seinen ältesten Theilen aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Nachdem es in königlichen Besitz gekommen, wurde es im Jahr 1708 von Eosander umgebaut, stand aber schon unter Friedrich Wilhelm I wieder verlassen. Friedrich der Große schenkte es bald nach seiner Thronbesteigung seiner Gemahlin Elisabeth Christine, die es seit 1740 neu einrichten ließ. Während der Einnahme von Berlin durch die Russen und Oesterreicher 1760 war es von den ersteren occupirt und wurde geplündert und verwüstet. Nach dem Kriege erhielt es 1764 durch einen Umbau seine heutige Gestalt und die Einrichtung, von der wenig gerettet war, wurde erneuert. Auch die folgende Zeit hat natürlich mancherlei in der inneren Ausstattung geändert, ohne daß dies von Bedeutung für uns wäre. Architektonisch ist der kleine Bau völlig werthlos. Wenn nun aber Nicolai erzählt, daß der innere Ausbau des Jahre 1764 alles erneute, so ist dies unrichtig, vielmehr wurde das wenige, was erhalten oder leicht zu repariren war, wieder verwerthet, nur der Rest ergänzt. Freilich handelt es sich dabei nur um einzelne Möbel, nicht mehr um die Decoration von Wand und Decke. Der für uns wichtigste Raum ist die Cederngalerie des Erdgeschosses, auf deren Fensterseite der erste und dritte Pfeilerspiegel aus dem Jahre 1740 stammt. Es herrscht an ihnen eine Formengebung, die an die besten Leistungen des französischen Frührococo erinnert. Noch sind die Hohlkehlen frei von der später sie füllenden Muschellinie und zeigt das schmale zarte Profil der Umrahmung immer noch ziemlich deutlich die Grundzüge der Barockprofilirung: Hohlkehle und tief unterschnittenen Wulst. An den Seiteneinfassungen sind die bekannten Blumenbouquets des Frührococo angeheftet. Ueberhaupt bildet das Akanthusblatt und reizend zierliche Blumenarrangements die immer wiederkehrenden Elemente der Ornamentik. Dazu kommt ein äußerst graziöser Schwung der Linien, der dem Auge in jedem Augenblick wohlthut, wozu die bescheidenen Maße, in denen alles gehalten, das ihrige beitragen. Der mittlere Spiegel dagegen zeigt mit seinen die Seiteneinfassung bildenden Schilfbündeln, der schweren Bekrönung, den eckigen Linien die späte Zeit und zwar die Schule J. M. Hoppenhaupt's; freilich in gemäßigten Formen, was wahrscheinlich die Rücksicht auf jene älteren Theile, mit denen das neue zusammengestellt werden mußte, veranlaßte. Hoppenhaupt's Schule gehören auch die sämmtlichen Konsoltische des Zimmers an.

Entschiedener tritt die jüngere Zeit in dem angrenzenden Raume hervor. In dem vergoldeten Spiegelrahmen herrscht überall die Muschellinie. Tropfsteingebilde hängen an ihm herunter, die Vertikaleinfassung bilden na-

turaliſtiſche Baumäſte. Die Zeichnung des einzelnen, die im Nebenzimmer ſo graziös war, iſt hier plump: die techniſche Ausführung roher. Noch einmal kehrt dann die frühe Zeit in den reizenden buntlackirten Spiegeln des Gartenſaales wieder. Der untere Anſatz, mit dem ſie auf der Marmorplatte des Kamins oder Konſoltiſches aufſtehen, zeigt eine aufgerollte Volute von zierlichen Akanthusblättern eingefaßt; eine Form, wie ſie Oppenord liebt. Die Schnitzerei iſt ebenſo zart wie die Zeichnung; auch hier fehlt noch jede Muſchelform, Blumen und Früchte ſind die einzigen Decorationsgedanken. Der obere Aufſatz mit ſeinem Blumenkorb iſt vielleicht Reſtauration! — Noch möchte ich wieder im Gegenſatze hierzu im Billardzimmer den Kaminſpiegel mit ſeinen Reihern und ſeinen Schilfbündeln an der Seite hervorheben, ganz eines jener geſchmackloſen Werke, wie ſie Hoppenhaupt ſo vielfach radirt hat. Charakteriſtiſch iſt wie, trotz des viel pretentiöſeren Auftretens und der beliebten Breite der Einfaſſungen an Stelle der früheren ſchmalen Leiſte, alles jetzt flach wird; die Profile gehen faſt nur noch in die Breite, gar nicht mehr in die Tiefe. Statt der einfachen Sförmigen Linie ſetzt Hoppenhaupt ſeine Tiſchfüße gern aus einem zweimal geknickten Schwunge zuſammen. Oft ſehen die Formen aus, als ob ſie aus Gummi gemacht und dann nach den Ecken zu in die Länge gezogen wären. Der ſpäteren Zeit entſtammen auch erſt die in einem ſpitzen Winkel ausſpringenden Ecken, während man vorher gerade im Gegentheil die Ecken möglichſt abrundete und durch eine ſanfte Biegung vermittelte. Die Ausſtattung der oberen Räume ſtammt ganz aus der Zeit nach dem Kriege. Das Beſtreben, hier möglichſt modern zu ſein, erzeugte eine Decorationsweiſe, die ſchon etwas vom eigentlichen Rocococharakter abweicht, wenn auch die Formgebung im großen Ganzen die alte bleibt. Da ſind beſonders der große Saal und die Marmorgalerie, beide ſtuckirt, wegen ihres auffälligen Farbenmangels hervorzuheben. Vergoldung oder Verſilberung fehlt ganz, die Decken ſind faſt weiß. Man ſieht, der Geſchmack der Zopfzeit zeigt hier ſchon ſeine erſten Regungen. Während der erſtere dieſer Räume ein fahles Rococo von großen, leeren Formen zeigt, iſt die kleine Galerie im Sinne der Ranſon'ſchen Blumendecorationen geſchmückt. Man könnte die Decorationsweiſe dieſes Meiſters nicht mit Unrecht die Uebertragung jener zartbeſaiteten Seelenſtimmung aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die ſich in einer edlen Menſchenſchwärmerei, in der Entwickelung zarter Gefühle und des Sinnes für Schönheit und Güte der Natur äußert, in die Kunſt nennen. Roſen, einzeln an Zweigen und in Guirlanden bilden faſt das einzige Ornament, welches leichthin über alles ausgeſtreut iſt. Die Ecken der Felder ſind wenig oder gar nicht mehr geſchweift; die Felder ſelbſt durch ganz leichte Blumentrophäen decorirt. Freilich Ranſon zeichnet graziöſer; ſein Einfluß iſt aber

gar nicht zu verkennen. Der Zufall hat es gewollt, daß ſich in dieſe Berliner Rococoeinrichtung ein Konſoltiſch der Augsburger Richtung verirrt hat. Das einfüßige, plumpe Möbel iſt nur aus Muſchelbrocken zuſammengeſetzt, ein Gedanke, der durch das Ganze ginge, kaum noch zu erkennen. Die Behandlungsweiſe erinnert lebhaft an einen Geiſtesverwandten Karl Püer's. Im Vergleich damit gewinnen noch die ſpäten Berliner Gebilde an Reiz, ſie ſind wenigſtens von der Rohheit der Formen frei, die uns hier entgegentritt.

Ein zweites Beſitzthum der Königin Eliſabeth Chriſtine, das Schloß Monbijou in Berlin, zeigt uns dann in einigen wenigen Reſten die Formgebung aus der Blüthezeit des voll entwickelten Rococo. Da die Zeit, in der jene Einrichtung entſtand, ziemlich die gleiche iſt, in welche die älteren Theile von Schönhauſen fallen, ſo iſt der Unterſchied im Stil natürlich nur in der Perſönlichkeit des jedesmaligen Decorateurs zu ſuchen. Es handelt ſich hier nur noch um die Wandbekleidung eines Eckzimmerchens und einer Galerie, deren Hauptſchmuck werthvolle Porzellane auf Konſolen und Konſoltiſchen bilden. Der äußeren Architektur entſprechend herrſcht auch im Innern der Rundbogen. Alle Hauptlinien ſind gerade, nur die über die ganzen Wände ausgebreiteten großen und kleinen Konſole zeigen die vollſte Entwickelung der Rococoformen mit Taubenflügeln, Muſchelſchwingungen, Knollen u. ſ. w. Das Ganze aber iſt ungemein leicht behandelt, die Art wie bald drei bald fünf Konſole zu einer Gruppe vereinigt ſind, der graziöſe Schwung, der darin herrſcht, endlich die gefällige Zeichnung verrathen eine hohe Meiſterſchaft des ausführenden Künſtlers. Noch mehr erkennt man dieſe vielleicht in den reizenden Blumenguirlanden, die ſich zwiſchendurchziehen. Dabei iſt das Ganze höchſt maßvoll gehalten und die einzelnen Motive, wenn nicht ſchön, ſo doch ſehr elegant und liebenswürdig, ja meiſt je kleiner, deſto reizvoller. — Ein Paar weniger bedeutende Hinterzimmer derſelben Zeit dürfen hier übergangen werden.

Das Schloß zu Charlottenburg hatte Schlüter im Jahre 1696 als ein kleines Luſthaus für die Kurfürſtin Sophie Charlotte erbaut; ſeit 1705 wurde es dann von Eoſander erweitert. An dieſen älteren Bau legte Knobelsdorf einen langen Flügel, deſſen äußere Faſſade in beſcheidenen Formen gehalten und deſſen heutige innere Ausſtattung zum größten Theil erſt ſpäteren Datums iſt. Auch hier hat die feindliche Occupation des Jahres 1760 vieles zerſtört, und zwar wie es ſcheint ihre Plünderungsluſt hauptſächlich an den von Friedrich hergerichteten Theilen ausgelaſſen; denn während das alte Schloß noch heut den baulichen Charakter aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts behalten hat, ſind die meiſten Gemächer aus der Zeit Friedrich's des Großen in einem ſpäten wilden Rococo ausgeſtattet, wie es in den erſten Jahren ſeiner Regierung nicht zur Ausführung gekommen

Digitized by Google

wäre. Aus dieſer früheren Periode ſind nur noch einige Hinterräume, die ſpäter zur Wohnung der Königin Luiſe gehörten, erhalten, und auch in ihnen miſchen ſich ſchon mancherlei Ergänzungen mit ein. Was aber der Zeit bald nach 1740 angehört, es ſind dies die Fenſterläden, die reichen Thüren, ein Theil der Wandbekleidung und Decken, zeigt das Rococo von ſeiner günſtigſten Seite. Die Schnitzerei iſt außerordentlich zart und dabei meiſterlich ausgeführt, die Zeichnung fein empfunden und höchſt graziös. Das Studium dieſer Räume ſei daher unſeren modernen Nachahmern des Rococo auf das dringendſte empfohlen. Hier können ſie lernen, wie die gute Zeit zeichnet, wie ſie eine Thür gliedert, die Einfaſſungen der Füllungen ſchweift, die Verzierungen in zierlichſter Leichtigkeit behandelt und vor allem, welch maßvoller Sinn durch das ganze geht, der eben doch allein dieſe Decorationsweiſe zu adeln vermag. Namentlich ſei auf die eben ſo reiche als geſchmackvolle Gliederung der großen Thüren mit ihren Medaillonköpfen in der Mitte hingewieſen. Wir Heutigen meinen ſo gern, mit dem Begriffe des Rococo ſei ein beſtändiges Schwingen und Biegen aller Linien unzertrennlich verbunden. Die Stiche der Architekten jener Zeit, namentlich die erwähnten Blätter des jüngeren Blondel könnten darüber eines beſſeren belehren; auch hier kann man beobachten, daß die Schwingung eben ein Decorationsmotiv iſt: je reicher der Schmuck deſto zahlreicher die Schwingungen; in einfachen Räumen fehlen ſie faſt ganz. So dominirt in dem kleinen Vorzimmer die gerade Linie durchaus. Die Zeichnung der Ornamente aber auf den Fenſterläden iſt gerade hier außerordentlich zart. Den Glanzpunkt bildet die ſogenannte Puderkammer, welche ſich Monbijou ganz ebenbürtig an die Seite ſetzen darf. Weniger bedeutend obgleich noch immer recht gefällig iſt die kleine Galerie und das letzte Zimmer. — Bei voll entwickeltem Stile iſt hier das Muſchelornament doch nur beſcheiden angewendet; die Farbenſtimmung iſt ſilber auf weißem und licht grau-grünem Grunde. Wer der Decorateur geweſen, iſt nicht überliefert, doch weiſt der Stil ziemlich zuverläſſig auf Nahl; unter den bekannteren Berliner Bildhauern war er allein im Stande, ſo ausgezeichnetes zu leiſten (ſ. unten). Von den Möbeln ſtammt nur ein intereſſantes Sofa aus dieſer Frühzeit, alles andre zum Theil zum Sofa paſſend gearbeitet, iſt erſt nach dem Kriege entſtanden. Von den übrigen Räumen verdankt der einfach gehaltene Trompeterſaal ſeine architektoniſche Dispoſition mit der in beſcheidenem Relief ausgeführten Pilaſterſtellung wohl noch Knobelsdorf. Das Rococo tritt hier ſehr zurück; die Ornamente der Decke ſind nur — allerdings recht wild — gemalt. Dafür zeigt die goldene Galerie die ſpäte Zeit im üppigſten Reichthum. Es iſt dies ein Saal, in dem die eigenthümliche Auſchauung des Rococo in ihrer ausgeprägteſten Form zur Geltung kommt. Bei einer Ausdehnung von 35:

132 Fuß hat er auf jeder Langseite eilf bis zur Erde gehende Fenster, die eine für den heutigen Bewohner kaum erträgliche Fülle von Licht zuführen. Die Wände sind ohne jede Gliederung ganz glatt; die Decke bildet ein flaches gleichfalls ungegliedertes Muldengewölbe; ein Hauptgesims in den primitivsten Formen ist die einzige Unterbrechung der Fläche. Die Fensternischen sind in gedrückten Korbbögen überdeckt, die Laibungen selbst auch wieder geschweift. Die Decke ist ganz weiß, die Wand in lichtem Stuckmarmor. Ueber diesen weiten Raum nun spannt sich eine alles überziehende Ornamentik, die nur wenig Unterschied zwischen Wand und Decke, oben und unten macht. Ihre Zeichnung ist schon verwahrlost und verräth trotz allen Reichthums die künstlerische Impotenz. Große leere Schwingungen ziehen sich über Wand und Decke hin; der Decorateur weiß, daß das Relief vergoldet wird, also „wirkt;" die Zeichnung des einzelnen ist ihm Nebensache. Namentlich ist das Ornament nicht mehr gleichmäßig vertheilt, sondern macht sich in vergoldeten Flecken breit, denen leere weiße Flächen gegenüberstehen. Die Ecken springen stark aus und dementsprechend herrscht denn auch in den Einzelformen neben dem Akanthusblatt allerlei naturalistisches Gebilde, darunter, das deutlichste Zeichen der erlahmenden Erfindungkraft, der rohe Baumstamm mit seinen Aesten. Die späte Zeit zeigen auch die Möbel. Wenn der echte Rococositz sich vor den verwandten Geräthen aller anderen Stile durch seine außerordentliche Bequemlichkeit, durch seine zum Sitzen geradezu einladenden Formen auszeichnet, so ist hier das Gegentheil der Fall. Die Sophas der Galerie sind zu bloßen Polsterbänken zusammengeschrumpft, deren unglaublich schmaler Sitz und steife Rücklehne mit ihrem harten Polster vor dem Sichniederlassen fast zurückschreckt. Ohne irgend eine scharfe Kante zu haben macht das ganze Möbel einen erschreckend eckigen Eindruck. Das allmähliche Eindringen anderer Principien finden wir dann in den weiteren Räumen in Konsoltischen, deren Grundriß bereits wieder rechtwinklig und geradlinig geworden ist; die letzte denkbare Auflösung der Form in den Holzschnitzelungen des vorderen Eckzimmers, wo ein Paar Linien alles sind, was der Decorateur noch erfinden kann. Man sieht: es ist das Auslaufen der Handwerksroutine, aus der der künstlerische Geist schon längst entschwunden.

Unter den Potsdamer Rococoarbeiten nimmt die Wohnung des Königs im Stadtschlosse den ersten Rang ein. An der Ausstattung derselben arbeiteten hauptsächlich der jüngere Hoppenhaupt und Nahl. Letzteren lernen wir als einen in der französischen Schule gebildeten Decorateur kennen, dessen Arbeiten sich durch eleganten Schwung und liebevolle Zeichnung vortheilhaft von denen beider Hoppenhaupt's unterscheiden. Seine ganze Auffassung ist eine andere, den Mitarbeitern überlegene; um so mehr aber bleibt zu bedauern, daß sonst so wenig von seinen Werken erhalten. Was wir

hier als ſeine ſicher datirten Arbeiten kennen lernen, macht es wahrſcheinlich, daß er auch in den älteren Theilen von Charlottenburg und in Monbijou thätig geweſen. Der Stil iſt der gleiche. Hier gehört ihm das „Concertzimmer" an, ein Produkt des reichſten Rococo, an dem die nach außen gezogenen Ecken und die vielfach auftretende Muſchelform ſchon die abſteigende Linie verrathen. Von den rechtwinkligen grün und weiß gehaltenen Feldern hebt ſich die leichte zierliche Decoration in vergoldetem Holz ab, der man es ſo recht anſieht, daß ſie nur auf der Architektur aufgeheftet, wie andere Stile etwa Teppiche aufheften. Die Zeichnung iſt ſorgfältiger, die Gliederung durchdachter und reicher, die Schwingungen kleiner und das ganze dadurch viel graziöſer als bei Hoppenhaupt; es iſt eine höchſt intereſſante Leiſtung, der die etwas ſteifen Möbel nicht das Gleichgewicht halten. Uebertroffen wird dieſer Raum nur durch den grün- und goldgehaltenen Marſchallſaal, wo uns der Stil vom Ende der Regentſchaft mit ſeinen letzten Erinnerungen an das Leiſtenwerk und die „culots" entgegentritt. Auch die Gliederung der ſchmalen Felder mit ihrer regelmäßig um ein Centrum komponirten Mittelroſette und den ähnlichen Abläufen oben und unten, die die Gleichheit der beiden Hälften ſtreng beobachten, erinnert an die Regentſchaft. Weniger gut, vielleicht reſtaurirt, ſind die Spiegelrahmen. Immerhin aber iſt der dekorative Charakter dieſes Raumes ein Unicum in beiden Städten. Die lebendige, flotte und dabei doch ziemlich ſorgfältige Zeichnung verdiente wohl eine Publikation, wäre es auch nur durch die Photographie. Einer Beſchreibung, die mehr geben wollte, als den allgemeinen Charakter, entziehen ſich jene Formen, zumal ohne die Möglichkeit einer erläuternden Abbildung, durchaus. Alles andere, und es ſind dies die reichſten Gemächer, der Bronzeſaal (weißer Grund mit vergoldeten Bronzeornamenten), das Schlafzimmer (graublau und ſilber), das kleine Speiſekabinet (vergoldete Bronze und roſa), endlich das bunte Eckkabinet ſind Arbeiten der Hoppenhaupt'ſchen Schule in den ſich immer gleich bleibenden Formen. Nur jenes berühmte kleine Eckkabinet, das Arbeitszimmer des Königs, mit ſeinem zierlichen Blumenſchmuck, vom Franzoſen Dubuiſſon in natürlichen Farben auf lichtgelbem Untergrund lackirt, zeigt uns Hoppenhaupt einmal frei von ſeiner ſonſtigen Ideenwelt. Blumen in ſpielend leichter Ausführung breiten ſich in Bouquets, Feſtons und Körben an Wand und Decke aus. Leider aber iſt die Zeichnung etwas unruhig, das Arrangement der Gruppen auch hier nicht recht ſorgfältig durchdacht, ſondern ein wenig auseinandergezerrt; die einzelnen Blätter und Zweige ſchon zu lebhaft bewegt. Immer aber bleibt das Ganze ein höchſt originelles und liebenswürdiges Werk. Die Ausführung in Eichenholz iſt meiſterhaft; wie die Schnitzerei in dieſen Räumen überhaupt die in den anderen Potsdamer Schlöſſern weitaus an ſorgfältiger Behandlung übertrifft. Leider

nur ist alles mit Kreidegrund überzogen, ehe die Vergoldung oder sonstige Behandlung aufgetragen. Von der früher erwähnten französischen Erfindung hat man also hier wie überhaupt in den Potsdamer Schlössern keinen Gebrauch gemacht. Das Schlafzimmer mit seinen großen Spiegeln und der sehr reichen aber in dem pretentiösen Stil Hoppenhaupt's gehaltenen Decoration hat wie in Sanssouci die Form der französischen chambre de parade mit der den Alkoven abschließenden Galerie und dem großen Kaminspiegel gegenüber. Das interessanteste hier sind die Lehnsessel, wahre Ideale von Rococositzen, von gefälliger Zeichnung und einem so üppigen Reichthum, wie er nirgends wiederkehrt. Der Bequemlichkeit ist in diesen großen Fauteuils in raffinirter Weise entgegengekommen, namentlich in dem mehrfachen Schwung der Armlehnen, deren kleines für den Unterarm bestimmtes Polster nicht wie heut an der oberen Seite des Holzes angebracht ist, sondern etwas schräg nach innen, während der Ruhepunkt für die Hand sich kräftig nach außen schweift. Bemerkenswerth als Charakteristikum ist die runde Form der Rückenpolster, die den meisten Sesseln der besseren Zeit eigen ist, während die zahlreichen Varianten, namentlich die höherwerdenden, allmählich das Holz nicht mehr zeigenden Lehnen die späte Zeit andeuten. Weniger Werth haben die Sophas desselben Raumes; anderes Geräth stammt aus ganz später Zeit. — Was das Stadtschloß sonst an Rococoräumen enthält, ist neben dem genannten unbedeutend. Die „oranischen Kammern" zeigen das gewöhnliche deutsche Spätrococo mit seinen breiten schweren Formen: interessanter noch ist einiges an den Decken der einstigen Wohnung der Königin Luise.

Das welthistorische Schloß Sanssouci (1745 begonnen), welches seine Gartenfassade mit den gewaltigen Karyatiden einer Idee des Königs verdankt, während Knobelsdorf die Hinterfront in der von ihm beliebten Weise mit korinthischen Pilastern dekorirte, ist in seiner inneren Dekoration für die Geschichte des Rococo weniger bedeutend, als man erwarten sollte. Das Concertzimmer ist hier eine der sicher datirten Arbeiten des älteren Hoppenhaupt. Nicht zu verkennen ist das Streben nach Leichtigkeit, welches sich vor allem in der berühmten Decke äußert, über deren Mitte sich ein vergoldetes Spinnengewebe spannt, während Weinlaub mit Trauben an Treillagen ausgebreitet die Seiten füllt und Genien in der Voute spielen. Ganz abgesehen von der milde gesagt nicht glücklichen Idee ist auch die Zeichnung unschön. Die Beobachtung, die man schon an den viel sorgfältigeren Arbeiten im Stadtschloß macht, wiederholt sich auch hier: es ist den Hoppenhaupts nicht möglich eine harmonisch arrangirte Laubcomposition zu zeichnen, immer bleiben sie dünn und zerrissen. Im Audienzzimmer verräth dann die Decoration der Voute in den riesigen Akanthusblättern die immer mehr platz-

greifende Ideenarmuth. Ein paar großer schwerer, im Grundriß rechtwinkliger Konsoltische in diesen Räumen sind wohl später, wenigstens ohne den eigentlichen Rococogeist gezeichnet. Auch die anderen Möbel sind nicht bedeutend. Der einzige Raum, der wenigstens in seiner Anlage originell — und dies ist Knobelsdorf's Verdienst — ist die kreisrunde kleine Bibliothek mit ihren in die Wand eingelassenen Bücherschränken und den verdeckten Thüren. Der hier Arbeitende lebt in einer Welt für sich, abgeschieden von der übrigen Menschheit, nur in Verbindung mit der freien Natur, die zu den bis zur Erde gehenden Fenstern hereinscheint. Die Decoration, Bronzeornament auf Cedernholztäfelung, ist zwar etwas zerfahren in der Zeichnung aber in bescheidenen Formen gehalten und deshalb doch noch recht erträglich bis auf die, hier wie meist, häßlichen Konsole. So ist der Bau, der als das eigentliche Heim des Königs anzusehen, in seiner künstlerischen und kunstgeschichtlichen Bedeutung betrachtet nur wenig bedeutend. Man darf es eben nicht vergessen, daß er entstanden, als das Rococo sich seinem Untergange zuneigte; und was noch entscheidender war, daß Nahl, der einzig wirklich gute Rococozeichner Berlins die Stadt bereits verlassen hatte, als der innere Ausbau dieses Schlosses begann.

Die Zeit des siebenjährigen Krieges bildet für die deutsche Kunstgeschichte einen Wendepunkt. Die Gedankenwelt des Volkes ist am Ende desselben eine andere geworden; die gewaltigen Anstrengungen haben die Fürsten aus ihrer sorglosen Ruhe und dem fröhlichen Genuß gerissen. Kaum irgend wo in deutschen Landen hatte sich während der alles erschütternden Zeit die Kunstpflege aufrecht erhalten. So war auch äußerlich die Verbindung mit dem eigentlichen Rococozeitalter abgebrochen. In Paris, wo man weniger von den Kriegswogen berührt wurde, hatte zudem die neue Zeit sich Bahn gebrochen. Cochin's Polemik gegen die Rococokunst war schon 1754 erschienen; im folgenden Jahre zeigen sich dann positiver die Regungen des neuen Geistes in den aufkommenden Motiven „à la grecque“ (Mäander); am Ende des Krieges ist der Sieg so gut wie entschieden (Corresp. v. Grimm und Diderot III p. 361 ff.) Als äußerlicher Markstein dafür läßt sich der Tod der Marquise von Pompadour (1764) aufstellen, in deren Lastern und Vorzügen der eigenthümliche französische Rococogeist überhaupt eine glänzende Verkörperung findet. Ueberall in den Schriften der Theoretiker in Deutschland so gut wie in Italien und Frankreich (Winkelmann, Erubsacius, Laugier, Zanotti, Lodoli u. s. w.) regt sich die Agitation für die Einkehr in eine neue an der Antike und der Natur großgezogene Richtung; Diderots Salonberichte athmen in jedem Jahre mehr diesen Geist. (vgl. v. Zahn und Springer a. a. O.) Friedrich aber nahm trotzdem nach dem Kriege die während desselben liegen gebliebenen Projekte zur Verschönerung seines Parkes von Sans-

souci unverändert wieder auf und zwar zunächst in dem im Anschluß an holländische Bauten nach der Zeichnung eines Unbekannten von Büring schon 1755—56 projektirten neuen Palais. Dies gewaltige 680 Fuß lange Schloß ist in seinem Innern noch heut ganz im Rococostile decorirt und dadurch die größte Schöpfung desselben in den preußischen Residenzen, während das Aeußere ein vernüchtertes Barock, welches Anlehen bei allen möglichen Richtungen gemacht hat, zur Schau trägt. Der Werth seiner Innendecoration aber steht trotz ihres Reichthums allem früheren nach, die Zeit ist eben nicht mehr die alte. Mehr noch als in Sanssouci kann hier auf eine nähere Betrachtung des Einzelnen verzichtet werden, der Gesammtcharakter ist ungleich pretentiöser als in den bisherigen Leistungen, die Fähigkeit, die Fläche durch eine Fülle spielender leichter Ornamente zu beleben, fast verloren. Breite Leisten bald gerade, bald geschweift, gewaltige compakte Massen schreien in ihrer Vergoldung von der Decke und den Wänden; unerträglich wird hier und da die hohle Lehrheit dieser so anspruchsvoll auftretenden Formen. Bisweilen erquickt dann wieder die Erinnerung an früher geläufige Motive. Während die eigentliche Wohnung des Königs im südöstlichen Theile des Erdgeschosses noch das verhältnißmäßig Beste aufweist, giebt das Theater ein deutliches Bild des geistigen Bankerottes. Solche Konsole, wie hier sich breit machen, findet man nicht häufig. Die acht Palmenbäume des Prosceniums sind nur eine Wiederholung einer ähnlichen Anordnung im ehemaligen Theater des Stadtschlosses. Bei solchen Zuständen ist es doppelt interessant zu sehen, wie die neue Zeit sich allmählich aber unaufhaltsam Bahn bricht. Die Galerie des ersten Stockes besitzt eine Reihe reichgeschnitzter Konsoltische, die schwer und plump im Gesammteindruck an den Ecken bereits Widderköpfe zeigen und zwischen ihnen die später so beliebten Lorbeergehänge. So finden sich einzelne Zopfmotive mitten in der Rococoumgebung ein!

Die Chinoiserien einzelner Theile dieses Schlosses, wie ferner das schon 1754—56 erbaute japanische Haus mit seiner einstigen Vergoldung des Aeußeren sind doch nur Huldigungen an eine vorübergehende und nicht tief eingreifende Mode, und daher von keiner tieferen Bedeutung. Die Betrachtung des Potsdamer Rococo aber darf nicht geschlossen werden, ohne auf zwei sonst nicht hervorragende Werke der Zeit vor dem Kriege Rücksicht zu nehmen. Im Jahre 1747 wurde westlich vom Schlosse Sanssouci ein dreihundert zwei und fünfzig Fuß langes Gebäude für die Orangerie aufgeführt, welches man 1768 ohne Veränderung des äußeren zu Wohnungen für Fremde herrichtete und nun die „neuen Kammern" nannte. In Lage und Gestalt correspondirend mit diesem Bauwerk legte Büring auf der Ostseite i. J. 1756 die Bildergalerie an. Der architektonische Charakter des Aeußeren beider Werke nun ist dadurch interessant, daß sich hier die einzige fast ideale

Rococofaſſade in Potsdam ausſpricht. Die langgezogene niedrige Front, die geringe Gliederung derſelben, die mit geſchweiften Ecken nur mäßig vorſpringenden Riſalite, die großen bis zur Erde gehenden mit flachen Stichbögen ($^1/_6$ Kreis) überwölbten Fenſter, welche eine einfache Umrahmung einfaßt, an deren Scheitel bei der Bildergalerie je ein Malerkopf, bei den neuen Kammern eine in der Art der Augsburger gezeichnete Kartouche angeklebt iſt, die Quaderung an den Ecken, das verwäſſerte Hauptgeſims mit ſeiner Attika darüber, endlich das Fehlen eines ausgeprägteren das Gebäude von der Erde loslöſenden Sockels, dies alles zeigt auf das Vollſtändigſte den unbedeutenden nichtsſagenden Charakter des Außenbaues eines Rococogartenhauſes. Das Innere der Gemäldegalerie, deren großer Saal (von Unger) zu den beſten Leiſtungen der Potsdamer Architektur gehört, iſt erſt ſpäteren Urſprungs und trägt die Decke mit ihren ſchwerfällig gezeichneten klaſſiſchen Reminiſcenzen ganz entſchieden ſchon den Zopfcharakter.

Kann man in dieſen Rococoſchöpfungen bis zu einem gewiſſen Grade eine geſchichtliche Entwickelung, ein Werden, Blühen und Verfallen verfolgen, ſo iſt das gleiche für die eigentliche Architektur unter Friedrich dem Großen nicht der Fall. Ihre geſchichtliche Darſtellung und äſthetiſche Würdigung hat dieſelbe bei Woltmann gefunden, dieſe Seite der Betrachtung haben wir daher hier zu übergehen. Es bleibt nur zu conſtatiren, daß der Geſammtcharakter der Architektur unter Friedrich dem Großen völlig eklektiſcher Natur iſt; und zwar eklektiſch ohne beſtimmtes Prinzip der Auswahl. Alles hängt von dem perſönlichen Gefallen des Königs ab, dem bei aller Liebe zur Sache doch das eigentliche Verſtändniß für die Architektur als nationales Kulturelement abging. So lange Knobelsdorf lebte, wußte der Geiſt dieſes Mannes den Unternehmungen ſeines Fürſten einen beſtimmten Charakter aufzuprägen: den einer etwas nüchternen aber ſehr verſtändigen Umdeutung der römiſch antiken Vorbilder (Opernhaus; Friedrichsforum?) hier und da verſetzt mit franzöſiſchen und holländiſchen Studien (Stadtſchloß in Potsdam im Anſchluß an das franzöſiſche Pavillonſyſtem und das Stadthaus von Amſterdam; hintere Faſſade von Sansſouci.) Nächſt Schlüter iſt Knobelsdorf der bedeutendſte Architekt des vorigen Jahrhunderts in Berlin, nicht ſo ſehr durch ſein hohes künſtleriſches Leiſtungsvermögen, denn der eigentlich geniale Schwung fehlte ihm, als durch den klaren Blick, mit dem er den anſpruchsvollen und doch meiſt ſchaalen Werken ſeiner Zeit gegenüber den engen Anſchluß an die Antike, das Aufnehmen geläuterter Formen und Verzichten auf alles maleriſche Weſen forderte. Zum Reformator fehlte ihm die Kraft, der eigentliche künſtleriſche Drang, ſeinen Werken die friſche Unmittelbarkeit, wohl aber iſt er ein in Deutſchland einſam ſtehender Vorläufer der großen Bewegung, die ſpäter in Schinkel ihre Höhe erreicht.

Nach seinem Tode tritt der Eklekticismus und Dilettantismus ganz hervor. Schon Sanssouci ist in der Gartenfassade eine Komposition des Königs, ebenso das japanische Haus; das neue Palais verdankt seine Entstehung in Holland gesehenen Rohbauten, wie Studien des englischen Hamptoncourt und französischer Paläste. Palladios Werke bilden die Vorbilder für eine ganze Reihe von Potsdamer Wohnhäusern. Dort erstehen die Paläste Valmarana (Commandantur) Bernardo Schio (Charlottenstraße) Giulia Capra (am neuen Markt) Barbaroni, Angarano und eine Menge Anderer von neuem Die Vorhalle der Nicolai- (Katharinenkirche) war eine verkleinerte Copie nach der Loggia von Sta. Maria Maggiore in Rom, das Mittelthell vom Palazzo Barberini ebenda das Original für den gleichnamigen Potsdamer Palast, das Pantheon für die Hedwigskirche in Berlin, das große antike Gebäude der Dogana (Neptunstempel) für einige Häuser am Wilhelmsplatz, der Palast von Whitehall wurde in mehreren Bürgerhäusern am Kietz nachgeahmt. Kampens Stadthaus von Amsterdam beeinflußte das Rathhaus 1753 und wohl auch die Knobelsdorf'sche Fassade des Stadtschlosses. Die Bibliothek in Berlin von Unger und Bouman jun. ist eine Variation auf Fischer von Erlachs Reitbahn in der Wiener Hofburg. Der Graf Algarotti übersandte wiederholt von seinen Reisen dem Könige Zeichnungen und Stiche, bald italienischer, bald englischer und französischer Architekturen, die dann kopirt wurden; und der König erklärt ihm ausdrücklich, daß er keinen einzelnen Stil bevorzuge, sondern das ihm zusagende hernehme, wo er es gerade finde. Darauf fußend übersenden denn mitunter fremde Architekten dem Könige ihre Entwürfe, so 1767 der Pariser Pirau die Zeichnungen zu sechs Häusern, die auch in Potsdam ausgeführt wurden. Selbst gothische Versuche werden gemacht, so gut oder so schlecht man es eben kann, so das Nauener Thor nach einer eigenhändigen Skizze des Königs und ein Haus am Wilhelmsplatz. Dies sind Beispiele genug von einem Eklekticismus, der unbedenklich nimmt, was er braucht. Es war dem Könige eben nicht um ein langsames Heranbilden einer Architektenschule zu thun; dazu bot sein Land vorläufig noch zu wenig Aufgaben. Er wußte auch recht gut, daß die Art und Weise, wie er die Ausführung seiner Bauten betrieb, wenig monumentales hatte. Er baue nur für die Gegenwart, das Vorbild der Römer gehe ihn nichts an, war die bereite Antwort auf etwaige Einwürfe. Der Gewinn, der aus einer solchen, wenn auch lebhaften Bauthätigkeit dem Lande erwuchs, konnte natürlich nur gering sein, zumal die Ausführung eine meist recht unsolide und nur auf die augenblickliche Wirkung berechnete war, und auch die Imitationen nicht nur in verkleinerten Abmessungen sondern fast immer mit allerlei Fortlassungen oder Verballhornungen gemacht wurden, die oft von der Schönheit und künstlerischen Bedeutung der Originale nur wenig übrig

ließen. Friedrich, der sein Land neu organisirt, der die Grundlage zu unserem heutigen Deutschland gelegt, indem er der Nation nach langer Unterbrechung in seiner eigenen Person wieder einen das Volk begeisternden Helden gab, der durch seine ruhmvollen Thaten den Künstlern eine Fülle von Aufgaben gestellt, hat doch für die Entwickelung der Kunst seines Landes so wenig ein Verständniß gehabt, als für die Literatur desselben.

Die Baumeister, die des Königs derartige Ideen zu verwirklichen hatten, waren denn auch meist Kräfte untergeordneten Ranges, wie Büring, Bouman, Manger, Hildebrandt und Becherer. Wie im Anfange von Friedrich's Regierung Knobelsdorf, so war später seit 1765 der Manheimer Carl von Gontard, ein Schüler von François Blondel, der Italien und Griechenland bereist hatte, ein selbstbewußterer Künstler und ein Träger des reineren Geschmackes. Gontard, mehr auf malerische Wirkung und gefällige Perspektiven ausgehend, hat mit Knobelsdorf das tüchtige Studium nach der Antike gemein. Nur ist sein Klassicismus derselbe, den wir inmitten der ganzen Rococozeit wach finden, der namentlich in Servandoni's und de Bailly's Operndekorationen geblühet: die Architektur im römischen Gewande auf theatralische Wirkungen ausgehend. Gontard gruppirt geschickter, berechnet vortrefflich die perspectivische Wirkung (Gensdarmenmarktthürme), ist aber viel weniger in den echten Geist der Antike eingedrungen und namentlich bei weitem nicht so feinfühlig im Detail wie sein großer Vorgänger. Bei ihm finden wir denn auch schon allerlei Einzelheiten, die an den Zopf mahnen.

Mit Friedrich's Tode erlischt das mühsam so lange aufrecht erhaltene Rococo. Die neue Aera, die fast von dem Tage seines Hinscheidens an beginnt, kennzeichnet kaum etwas so scharf, wie die sofortige Umänderung des Schlafzimmers in Sanssouci für den neuen König im neuen Stil. Der eigentliche Zopf aber hat in Berlin und Potsdam durch das lange künstliche Wacherhalten des Rococo für die Innendecoration und durch Friedrichs Eklekticismus in der äußeren Architektur keine feste Zeit der Herrschaft. Hier und da ein städtisches Bauwerk und einige Villen ohne größere Bedeutung, Vereinzeltes in den Königlichen Schlössern sind seine Haupthinterlassenschaft. Erdmannsdorf, der Architekt des neuen Königs, bildet schon hier und da den Uebergang in die Bahnen unseres Jahrhunderts. So ist denn auch der bedeutendste und ziemlich einzige Schloßbau unter Friedrich Wilhelm II, das Marmorpalais in Potsdam, schon als ein Uebergangswerk zwischen der Zopfzeit und dem echten Klassicismus zu betrachten.

R. Dohme.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Militärische Briefe: Ergebnisse der jüngsten Herbstmanöver. — Ueber die Herbstübungen des verflossenen Jahres sind nach und nach Mittheilungen eingegangen, welche ein im Ganzen sehr erfreuliches Bild von dem frischen, fortstrebenden Geist in der Armee geben. Niemand ruht auf seinen Lorbeeren, sondern jeder Einzelne scheint durchdrungen von der Ueberzeugung, daß wie Schlesien Preußen drei Kriege kostete, Elsaß-Lothringen dem neuerstandenen deutschen Reich mindestens noch einen ernsten Kampf gegen die zwar besiegten, aber noch nicht hinreichend geschwächten Gegner auferlegen wird. Es herrscht ein lebendiger Geist in der Armee, sowohl bei den leitenden Behörden, namentlich seit dem Eintritt der frischen Kraft in das Ministerium, als auch in dem Officiercorps. Man prüft das Alte auf seine im Kriege wahrgenommenen Mängel und neue Ideen und Vorschläge, welche denselben abzuhelfen bestimmt sind. Bei den Manövern suchte man natürlich auch die im Kriege gemachten Erfahrungen zu verwerthen. Dabei soll es denn freilich vorgekommen sein, daß Einzelnes nicht als richtig anerkannt werden konnte, weil die der Neuerung zu Grunde gelegte Erfahrung nur unter besonderen Verhältnissen gemacht worden war, während die bei der Uebung obwaltenden ganz anderer Natur waren. Wie dem auch sei, selbst in der Negative kann eine Erkenntniß liegen, wenn man die Ueberzeugung gewinnt, wie etwas nicht gemacht werden soll. Uebrigens giebt es im Kriege nur eine geringe Anzahl absolut falscher Maßregeln und wir haben auch im letzten Kriege erlebt, daß theoretisch Fehlerhaftes energisch durchgeführt verwirrend auf den Gegner wirkte und das Unwahrscheinlichste, nach dem alten Spruch, zum Wahrscheinlichsten machte. Zufall ist außerdem noch immer König, wie zu Napoleon's I Zeit und sein Hauptfaktor „le moral" der Truppen wird stets das Entscheidende bleiben. War uns nun Ersterer ehrlich gestanden nicht abhold, so erwiesen sich unsere Soldaten aller Orten als im Vollbesitz des Letzteren und der gefechtslustige Geist unserer Officiere aller Grade wird auch in künftigen Kriegen die Führer in Anwendung der positivsten Forderung aller Kriegskunst, sowohl in strategischer als taktischer Beziehung, nämlich der Vereinigung der Kräfte auf dem entscheidenden Punkte, bestens unterstützen. Daß die Lehre erkannt und meist beherzigt wurde, sollen fast alle Manöver bewiesen haben. Was will dagegen die stets wiederkehrende Klage über nicht genügende Beachtung der feindlichen Waffenwirkung sagen? Diesen Fehler corrigirt der Krieg nur zu bald überall, wo nicht die Aufopferung zur Pflicht wird.

Die interessantesten und wichtigsten Theile der Manöver sind ohne

Zweifel die größeren Kavallerie-Uebungen gewesen, welche bei Jüterbog, Dessau und Buxtehude stattgefunden haben, weil sie theils Neuerungen prüfen, theils zur Erfindung solcher Gelegenheit geben sollten und nebenbei die Erfahrungen über das Pferdematerial zu vermehren bestimmt waren. Zunächst war beabsichtigt, den Führern der drei Kavalleriedivisionen von 8 (die Garde) und je 6 Regimentern Gelegenheit zu geben, ihre theilweise schon kundgegenen Ideen über die Formation und Bewegung solcher Massen zu einem bestimmten Zweck zu prüfen und dann die Brigade- und Regimentscommandeure zu üben, die ihnen überraschend mitgetheilten Verhältnisse des markirten oder supponirten Gegners schnell zu würdigen, nach dem Terrain in Raum und Zeit abzuwägen und die zu dessen Niederwerfung erforderlichen Bewegungen der unterstellten Truppen ohne Zeitverlust anzuordnen. Solche Aufgaben sind nicht leicht, sowohl für den, welcher die Ideen entwirft, als für diejenigen, welche sie auffassen und ausführen sollen. Der leitende Führer muß sich nicht nur selbst aller der verschiedenen einflußreichen Momente bewußt sein, sondern er muß auch die Fähigkeit besitzen, seine Gedanken in wenigen Worten der Art auszudrücken, daß der Andere ein richtiges Bild von dem erhält, was sich seinem Auge in der Wirklichkeit darstellen würde. Die Unterführer aber bedürfen ebenfalls der Gabe des Verständnisses und der Phantasie, um sich ihre Aufgabe zu verkörpern und dem gewonnenen Bilde entsprechend rasch den geeigneten Plan zu machen und die geeignetsten Bewegungen zu befehlen. Große Schwierigkeiten sollen sich denn auch in diesen Beziehungen mehrfach gezeigt haben, und die Ausführung einiger Orte noch mangelhaft gewesen sein. Die Manöver aber sind ja eben zur Uebung bestimmt und das bessere gegenseitige Verständniß erfordert mehrfache Wiederholung. Unzweifelhaft wurde dieser Zweck erheblich gefördert, wenn auch die Verhältnisse es erklärlich machen, daß diese Uebungen noch keine bestimmte, in reglementarische Formen zu fassende Regeln ergeben haben. Doch stellten sich die Grenzen zwischen dem Ausführbaren und Unmöglichen präciser heraus.

Die zweite Seite der Uebungen bildete die Prüfung der Leistungsfähigkeit unserer vortrefflichen Pferde, gegenüber den durch neue materielle Verhältnisse (feindliche Waffenwirkung) und wenn man so sagen darf, ideelle Forderungen erheblich gesteigerten Ansprüchen. In Bezug auf diese Prüfung bleibt freilich zunächst fraglich, ob die Kraft und der Athem, mit denen die Pferde nach der Exercierzeit in die Manöver traten, ein richtiger Maßstab ist für die „Condition", in welcher sie sich in einem schon geraume Zeit dauernden Feldzuge befinden. Es ist kaum anzunehmen, daß die verstärkte Feldration im Kriege der zwar geringeren Futtermenge, aber der besseren Pflege und den kürzeren Anstrengungen im Frieden das Gleichgewicht hält. Wenn nun aber, wie es im Kriege doch auch vorkommt, die Ernährung

der Pferde schlechter wird, wird dann das, was bei den Uebungen geleistet wurde, doch noch zu erreichen sein? Es ist zu bezweifeln, aber da es im Kriege auf Opfer nicht ankommt, wenn ein bestimmter Zweck erreicht wird, so mag die Erfahrung des Friedens als maßgebend angenommen werden, namentlich wenn man die praktische Regel befolgt, immer ein gutes Theil weniger zu beanspruchen, als die theoretische Berechnung gestattet. Uebrigens sollen die Opfer, welche die Anstrengungen der Uebungen kosteten, so enorm gewesen sein, daß man von einer Wiederholung derselben in ähnlicher Weise abzusehen beschlossen haben soll. —

Als ein bemerkenswerthes Zeichen des vortrefflichen Geistes, der in unserer Reiterei herrscht, wie Gott sei Dank in allen Waffen unseres Heeres, erscheint es, daß sich dieselbe nicht an dem unvergänglichen Ruhme genügen lassen will, welchen sie im Aufklärungs- und Sicherheitsdienst und in dem Detachementskriege erworben hat, sondern sich verpflichtet fühlt die Erfolge wieder aufleben zu lassen, deren sich Friedrich II von seiner Cavallerie zu erfreuen hatte, welche so manche seiner Schlachten entschied. Ein großer Theil unserer Cavallerie-Officiere ist der Ansicht, daß der letzte Krieg erwiesen habe, wie ähnliche Erfolge, trotz aller veränderten Verhältnisse, auch noch jetzt zu erreichen seien, wenn große Cavallerie-Massen in zweckmäßiger Eintheilung möglichst überraschend auf den richtigen Punkten zur Verwendung kommen — trotz der heutigen großen und kleinen Feuerwaffen und trotz der im Ganzen durch Culturen aller Art und Anbau für die Reiterei ungünstigeren Terrain-Verhältnisse. Man liebt es als Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht vorzugsweise auf die Thaten der Brigade Bredow bei Mars la Tour (Vionville) hinzuweisen. Die schließlichen Mißerfolge der unzweifelhaft brillanten Attacken dieser im Augenblick nur 6 Escadrons zählenden Brigade werden eben auf ihre geringe Stärke und die ganz fehlende Reserve geschoben. Man verkennt aber auch von dieser Seite nicht, daß die zu Entscheidungen bestimmten Cavallerie-Massen vor ihrem Gebrauche absolut außerhalb des Schußbereichs gehalten werden müssen, und daß sie daher, um der Geschützwirkung zu entgehen, immer nur sehr weit zurück stehen dürfen, denn eben der letzteren wegen werden jetzt wie zur Zeit der Linear-Taktik wieder offene Schlachtfelder ausgesucht, in denen deckende Terrainfalten selten sind. Man schmeichelt sich aber, daß die große Leistungsfähigkeit unserer Pferde es möglich machen wird trotzdem im geeigneten Moment überraschend auf dem richtigen Fleck auftreten zu können. Schon die Reiterei des großen Königs hat oft Entfernungen von $^1/_2$ bis $^3/_4$ Meilen zurücklegen müssen, um auf die Punkte zu gelangen, von wo ihre Attacken beginnen konnten, die so erfolgreich waren. Größere Entfernungen würden auch heute nicht zurückzulegen sein, aber es müßte in stärkeren Tempi ge-

ſcheben. Damals wurden die Bewegungen im Trabe zu 300 Schritt in der Minute zurückgelegt und die Forderung einer Attackenlänge bis zu 2000 Schritt, welche der König in ſpäteren Jahren ſtellte, iſt im Kriege nie erreicht worden, wenigſtens für den größten Theil der Diſtancen nicht in erheblich ſtärkerer Gangart, als die oben angegebene. Jetzt aber will man den Trab auf 400 Schritt ſteigern und größtentheils durch einen Gallopp von 500 Schritt in der Minute erſetzen und dieſen bis zu 700 Schritt, ſelbſt 750 Schritt ſteigern, bei der Attacke aber mindeſtens die gebräuchlichen 800 Schritt ganz in der ſtärkſten Gangart, alſo in kaum einer Minute ausführen. Im Frieden hat man das erreicht und zwar, nachdem man unmittelbar vor derſelben eine halbe Meile in etwa 7 Minuten galloppirt war.

Bei einer ſelbſt nur annähernd derartigen Schnelligkeit wird ſich freilich die Artilleriewirkung auf Null reduciren und auch diejenige des Infanterieſeuers erheblich verringern. Wie aber ſchon oben geſagt, fehlen die Erfahrungen dafür, daß derartige coloſſale Leiſtungen im Kriege, nach längeren Märſchen und Bivouaks, bei vielleicht ſchlechtem Wetter und eben ſolchem Futter und nach anſtrengendem Aufklärungs- und Vorpoſtendienſt von der Cavallerie erwartet werden dürfen. Doch ſelbſt bei Annahme wenigſtens ähnlicher Leiſtungen wird man gut thun in Bezug auf die Erfolge nicht zu ſanguiniſch zu ſein. Wenn einerſeits auch die jetzige Fechtart der Infanterie in lockeren Schützenlinien, mit hinter denſelben ſehr weitläufig vertheilten und auch bei uns oft mehr als gut durcheinander gewürfelten Unterſtützungs- und Angriffs-Abtheilungen, der Cavallerie faſt noch mehr Chancen bietet, als die langen, dünnen Reihen zur Zeit der Linear-Taktik, ſo iſt andrerſeits die Maſſenwirkung des Feuers doch jetzt unendlich größer. Die meiſten Hinterlader, welche jetzt in den europäiſchen Heeren im Gebrauch ſind, haben eine ſo raſante Schußlinie, daß bei der Zahl der Salven und dem Schnellfeuer, welche ſelbſt nur in einer Minute abzugeben ſind, eine ſehr, ſehr viel größere Zahl von Treffern erreicht wird, als früher. Das gilt auch für die weniger gut im Schießen ausgebildeten Truppen und für die mit unruhigerem Temperament ausgeſtatteten romaniſchen Völker, ebenſo wie für unſere Infanterie. Die Wirkung der Chaſſepots bei St. Privat gegen die Garden darf nicht vergeſſen werden. Auch einer heranſtürmenden Cavallerie dürfte ſie ſich, trotz des zu einer Attacke wie geſchaffenen Terrains, ſo fühlbar gemacht haben, daß ein Erfolg ſehr zweifelhaft erſcheint, auch wenn man ſich die Franzoſen im freien Felde aufgeſtellt denkt. Haben doch unſererſeits die dünnen, in Halbbataillonen und ſelbſt nur in Compagnien aufmarſchirten Linien des 32., 46., und 95. Regiments bei Sedan den in ſchnellſter Gangart und ziemlich überraſchend angreifenden franzöſiſchen Cavallerie-Maſſen aller Waffen, welche die Schützenlinien durchbrochen hatten, dreimal eine

Lehre gegeben, welche auch von unserer Reiterei nicht übersehen werden darf. Wie dem aber auch sei, das Streben der Waffe ist anzuerkennen und die Art ihrer Uebungen wird derselben sehr nutzbringend sein, so daß den dereinstigen Reiter-Generalen ein bestgeschultes, leistungsfähiges Material zur Disposition stehen wird, mit welchem sie das Größte erreichen mögen.

Die Theilnahme von 2 Batterien neuen Materials an den Manövern des Garde-Corps konnte selbstredend nur den Zweck haben, ein Urtheil über den Grad der Fahrbarkeit und Bedienungsleichtigkeit desselben zu gewinnen. Zu dem Ende waren sie ganz kriegsmäßig ausgerüstet und die Gespanne wurden mit der Feldration verpflegt. Es hat sich nun bei allen verschiedensten Uebungen herausgestellt, daß die Geschütze als Fahrzeuge gut construirt und wenn auch schwerer, als die jetzigen, doch nicht zu schwer sind, denn sowohl im tiefsten Sande — selbst bei nicht ganz unbedeutenden Hängen — wie im Weichlande zeigten sich keine Schwierigkeiten. Dasselbe Resultat ergaben auch Probefahrten in gebirgigen Gegenden, wie solche nach den Herbstübungen im Harz ausgeführt worden sind. Ebenso machte die Bedienung der Geschütze keine erheblichen Schwierigkeiten, obgleich nicht zu leugnen, daß das schwerere Gewicht den Mannschaften beim Aufprotzen und Vorbringen größere Anstrengungen auferlegte. Da wir aber an kräftiger Mannschaft keinen Mangel haben, selbst ohne die Grundsätze der Zutheilung zu den verschiedenen Waffen bei der Aushebung nach den in anderen Armeen geltenden Regeln zu ändern, so dürfte die neue eiserne als Einheits-Lafette wohl zur definitiven Annahme gelangen. Bei dem immer größeren Mangel an brauchbaren Nutzhölzern muß dies als sehr günstig angesehen werden.

Von den neuen Röhren sagt man nicht dasselbe. Sowohl ihre Schwere als die Construction erregen Bedenken und die Resultate der Schießübungen sollen nicht so zufriedenstellend sein. Die Rasanz der Flugbahn soll zwar erreicht, aber die Treffähigkeit entschieden geringer sein als die der jetzigen Geschütze. Ob dies nur an der sehr verstärkten Ladung, welche hauptsächlich die größere Metallstärke und daher Schwere erforderlich macht, oder auch an der Construction liegt, muß noch dahin gestellt bleiben. Man hört außerdem auch, daß diese starken Ladungen das Material, im engeren Sinne den Gußstahl erheblich angreifen. Das würde freilich auch bei jedem anderen, namentlich bei der Bronce der Fall sein; aber einen Feldzug würde diese doch immer aushalten und dann kann sie durch Umschmelzen wieder verwerthet werden. Das so immens theure Krupp'sche Product wird dagegen vollkommen werthlos. Da wir nun einen so großen Vorrath an Geschützgut besitzen, daß er für die ganze Feldartillerie ausreichen würde, so wird wohl noch erwogen werden, ob nicht in Hinsicht auf die anderweitigen großen Anforderungen des Militär-Budgets doch schließlich die Bronce den Vorzug verdient.

Herr Krupp wird natürlich dagegen sein. Die Entscheidung dieser Frage soll noch zweifelhaft sein, obgleich sie als ergangen mehrfach gemeldet wurde.

Diese materiell artilleristische Abschweifung führt uns auf die ebenfalls zu erwartende allerhöchste Entscheidung über die Neuformation der Artillerie. Es ist schon sehr Vieles über dieselbe geschrieben worden. Freunde wie Gegner der bekannt gewordnen Pläne haben sich hören lassen. Es giebt eine große Zahl älterer wie jüngerer Officiere, welche der Ansicht huldigen, daß die artilleristischen Leistungen im Felde und Festungskriege bewiesen haben, daß eine radicale Aenderung der ganzen Organisation nicht nur nicht erforderlich sei, um diese Waffe auf der Höhe ihrer Aufgaben in der Jetztzeit zu erhalten, sondern daß es gradezu gefährlich wäre, wenn man die alten bewährten Scharnhorst'schen Organisations-Principien in das Gegentheil umkehren wollte. Alle sind freilich der Ansicht, daß eine engere Verbindung der Feld-Artillerie mit den Truppen schon im Frieden, namentlich bei den Uebungen wünschenswerth ist, aber man fürchtet nicht nur, daß durch eine Scheidung in Feld- und Festungs-Artillerie das wissenschaftliche Element, das keine Waffe ganz entbehren kann, welches aber für die Artillerie so unendlich wichtig ist, nach und nach geschwächt werden dürfte, sondern hauptsächlich, daß die Fuß- oder Festungs-Artillerie durch diese scharfe Trennung zur Garnison-Truppe heruntergedrängt werden wird. Eine Organisation, welche in der alten Armee zu ihrem großen Nachtheile bestanden hat und die Friedrich Wilhelm III auf Scharnhorst's Vorschläge so segensreich beseitigte. Aber angenommen, daß dies nicht der Fall sein wird und zugegeben, daß in der Fuß-Artillerie, welcher in Zukunft wohl allein die Pflege der artilleristischen Wissenschaft obliegen dürfte, sich immer eine genügende Zahl von Männern finden wird, welche Lust und Fähigkeit haben sich diesem Theile ihres Berufes zu widmen, so wird es immer darauf ankommen, ob sie genügenden Einfluß haben werden, die Resultate ihrer Studien zur Geltung zu bringen. Wie die Sachen überhaupt und namentlich bei uns liegen, werden die hohen Truppenführer stets den größten Einfluß auf die Entwicklung der Armee haben und da diese höchst selten etwas Gründliches von der Artillerie verstehen und auch trotz der wahrscheinlich einzuführenden speciellen Unterordnung der Feld-Artillerie schwerlich große Fortschritte in der Artillerie-Wissenschaft machen werden, so müssen naturgemäß die Officiere derselben, welche ihnen beigegeben sind und diejenigen „unter ihren Untergebenen, welche die straffsten Soldaten" sind, oder es im Frieden scheinen, oder welche sonst angenehme Formen haben, überwiegenden Einfluß gewinnen. Es ist ziemlich sicher, daß die das technische und wissenschaftliche Element vertretende Fuß-Artillerie nach und nach zu sehr zurücktreten wird. Es liegt dies in der menschlichen Natur.

In welcher Art die höheren Artillerie-Commandos organisirt werden sollen, steht noch nicht fest, aber wenn die Feld-Artillerie ganz den General-Commandos unterstellt wird, so kann für die Artillerie-Inspecteure nichts anderes übrig bleiben als die Fuß-Artillerie und das Material und es wäre nur consequent, wenn die General-Inspection einginge und das Kriegs-Ministerium auch die specielle Leitung der Waffe übernähme. Diese Leitung aber fiele dann wieder verhältnißmäßig jungen Officieren dieser Waffe zu. Mit der General-Inspection aber verlöre die Artillerie die Stelle, welche ihr im großen Ganzen genommen die andern Waffen bisher beneideten und beneiden konnten, da sie die Einheit der Leitung in allen verschiedenen Richtungen im Interesse des Ganzen repräsentirte. Wer wird und wer kann in Zukunft die 14 oder 15 verschiedenen Ansichten über artilleristische Fragen entscheiden? Der jetzige General-Inspecteur ist, wie man sagt, der Vertreter der Neuformation. Ist sie erreicht, so „kann" oder, wie es hier wohl richtiger heißt, „will" er gehen und die freilich in jeder Beziehung vorzuziehende Stellung eines commandirenden Generals übernehmen. Erst die Zeit wird lehren, hoffentlich nicht zum Nachtheil der wichtigen Waffe, ob das cavalleristische Interregnum segensreich war.

Neue Mahnung zur Energie. Aus Oberschlesien. — Einer Revolte der Ultramontanen berühmte sich offen eins ihrer hiesigen Blätter, wie folgt. Der Pfarrer von Polnisch-Rasselwitz, Kr. Neustadt, verbüßt z. B. eine achtwöchentliche Festungshaft. An seiner Stelle functionirt ein Weltpriester, der zu dieser Thätigkeit staatlich nicht legitimirt ist, weil die durch die Maigesetze erforderlich gewordene Bestätigung der weltlichen Behörde nicht eingeholt worden ist. Deshalb sah sich letztere gemäß der bekannten Ministerialverordnung genöthigt, die Kirchenbücher dem zur Führung derselben nicht berechtigten Geistlichen abzunehmen. Der Kreislandrath erschien demzufolge am 30. Dec. vor. J. gegen Mittag in der Pfarrei des genannten Dorfes und verlangte dort die Auslieferung der Kirchenbücher und des Amtssiegels. Unter Protest entsprach der Weltpriester dieser Aufforderung. Als der Beamte die Pfarrei wieder verlassen wollte, fand er den Platz vor derselben mit dichten Menschenmassen besetzt, aus deren Mitte sich heftige Drohungen vernehmen ließen. Von einem der Männer, der mit erhobener Rechten sich dicht an den Landrath gedrängt hatte, wurde dieser sonst, wie es heißt, gefürchtete Beamte gefragt: „Ist das Gerechtigkeit, daß man uns die Geistlichen nehmen will?" Mit der Antwort, daß es sich augenblicklich nur um die Kirchenbücher und das Siegel handle, versuchte der Landrath die Gemüther zu beruhigen, aber nun erklärte das Volk, daß es auch diese Gegenstände als Eigenthum der Kirche nicht antasten lasse. Ein lebhafter

Wortwechsel folgte, indem sich der Landrath auf einen höheren Auftrag berief und der Aufforderung, diesen vorzuweisen, wohl oder übel entsprach. Als die Lage des Beamten bei dem fort und fort steigenden Unwillen immer gefährdeter wurde, ließ er sich schließlich verleiten, die Intervention desselben Geistlichen nachzusuchen, dessen Functionen der Staat nicht anerkennen darf. Nach der Zusage, daß der Geistliche weiter functioniren dürfe, und die Kirchenbücher nach Rückkehr des Pfarrers der Kirche wieder zurückgestellt werden würden, gelang es dem Bedrängten, sich eiligst zu entfernen. „Die Situation war in der That sehr gefährlich", so sagt in ihrem Bericht die „Schlesische Volkszeitung", „wir sahen einzelne Hände mit Beilen und Heugabeln bewaffnet".

Man darf annehmen, daß diese Schilderung im einzelnen übertrieben ist, wie denn die „oberschlesische Volkszeitung" (Ober-Glogau) die Vorgänge in weit harmloserem Lichte darstellt und der betreffende Landrath selbst in der „schlesischen Zeitung" entschieden protestirt. Zu eigentlichen Thätlichkeiten ist es keinenfalls gekommen, auch hat der Landrath den Zweck seiner Requisition erreicht; und dennoch tritt wieder einmal deutlich hervor, daß die oberschlesischen Verhältnisse die vollste Beachtung der Regierung und der deutschen Patrioten bedürfen. Wir brauchen vor allem energische Beamte, Männer, die ohne jede Rücksicht auf Volksgunst, ja ohne Rücksicht auf persönliche Sicherheit ihre Pflicht erfüllen und unter keinen Umständen die amtliche Autorität preisgeben. Schon mehren sich zum Glück die Anzeichen, daß die Staatsregierung der Prüfung immer näher tritt, welche von den Beamten, die zur Zeit in Oberschlesien arbeiten, der schweren Aufgabe gewachsen sind, welche ihnen die besonderen Verhältnisse unseres Regierungsbezirks stellen. Die „schlesische Zeitung" wenigstens berichtet, daß sogar in der Regierung zu Oppeln Personalveränderungen demnächst bevorstehen. Möchten dieselben zum Segen unserer Landschaft und zum Heile des Reiches recht bald vor sich gehen! Auf allen Gebieten ist ja noch so gar Vieles zu thun, namentlich auch für die Volksschule, so daß frischere und entschlossenere Kräfte gerade hier eine segensreiche Thätigkeit entfalten könnten.

Hierbei sei aber auch noch einer Verpflichtung gedacht, die unsers Dafürhaltens der nationalen Presse aus den eigenthümlichen Zuständen Oberschlesiens erwächst. Es gilt nämlich, diejenigen Beamten in unserem Bezirk, welche in dem Kampf gegen die Ultramontanen in der vordersten Linie streiten, wenn nicht zu schützen, so doch in ihrer Thätigkeit nicht dadurch zu hemmen, daß sie sofort scharfen Angriffen ausgesetzt werden, wenn es ja ein Mal für den ferner Stehenden den Anschein gewinnen sollte, als hätte dieser oder jener die schmale Grenze seiner Befugnisse in der Hitze des Gefechts überschritten. Die außerordentlichen Anstrengungen der Geistlichkeit, die hinter

dem Bollwerk der polnischen Sprache operirt, erheischen im Interesse des nationalen Sieges bisweilen auch ein rücksichtsloses Vorgehen Seitens der Staatsbeamten. Unsere Partei schneidet sich wahrlich in ihr eigenes Fleisch, wenn die liberale Presse, wie geschehen, an patriotische Wahlerlasse, wenn sie von Landräthen ausgehen, fröhlich das Secirmesser legt und Rectificationen solcher Beamten von der Regierung verlangt, die es mit ihrer Pflicht ernst genug nehmen, um auch über die ihnen durch das Amt auferlegten Verpflichtungen hinaus für Kaiser und Reich zu wirken. Möge man künftig festhalten, daß solche res domesticae so lange nicht in die nationale Presse gehören, als die große Zahl unserer Gegner und die Vortheile, die diese im Kampf vor uns in größter Menge voraushaben, ein friedliches Zusammengehen aller nationalen Parteien im höchsten Grade wünschenswerth machen. Dagegen ist es sicherlich Pflicht der Presse, wo Mangel an Entschlossenheit oder gar Hinneigung zur ultramontanen Partei in der amtlichen Wirksamkeit eines Staatsbeamten hervortreten sollte, ein vernehmliches videant consules auszurufen. Denn das deutsche Element hat in den letzten 20 Jahren durch die Vertrauensseligkeit und sorglose Nachgiebigkeit seiner Vertreter grade genug Einbuße erlitten. Vor einem Menschenalter nämlich war die Germanisirung Oberschlesiens nahezu vollendet. In den kleinsten Städten Oberschlesiens wurde nur deutsch gesprochen, in den Schulen, in Stadt und Land nur deutsch unterrichtet. Damals mußte der Lehrer jedes polnische Wort, das er im Unterrichte brauchte, durch eine Geldstrafe büßen. Seitdem ist es allmählich wieder soweit gekommen, daß nicht nur die Dienstleute, sondern selbst Bürger, und zwar namentlich die jüngeren, das Polnische als Muttersprache reden. Wie weit es aber in den Schulen mit der Rück-Polonisirung gediehen ist, hat im vorigen Jahre die vom Minister mit der Revision der oberschlesischen Schulen beauftragte Commission zu unser Aller Erschrecken enthüllt. Bemerkenswerth ist ferner die große Zahl von Heiligenbildern, die in dem letzten Decennium an den Landstraßen und auf den Feldern allerwärts errichtet worden sind. Diese tragen nicht deutsche, auch nicht lateinische Inschriften, wie die aus der ältern Zeit her stammenden, sondern polnische, so daß die aus dem nachbarlichen Galicien hier durchziehenden Prozessionen, deren Ziel der bekannte Annaberg bei Leschnitz ist, sich wie in ihrer Heimath fühlen müssen, wenn sie an diesen neu gegründeten Kultusstätten ihre Andachten verrichten. Dieser in aller Stille wirkenden Agitation für die polnische Nationalität, die, soweit es die polnische Sprache betrifft, zum Theil leider auch unter den evangelischen Landgeistlichen bereitwillige Unterstützung findet, kann Seitens der Staatsbeamten nur mit Aufbietung aller Energie und in geschlossener Phalanx erfolgreich entgegengewirkt werden. Diese Einsicht müssen auch die Rasselwitzer Vorgänge fördern, wie sie auch gewesen sein mögen!

Digitized by Google

Unſer Jena. **Aus Bayern.** — Wer es ſich nach den glänzenden Erfolgen der nationalen Politik 1870/71 zur Aufgabe gemacht, die Weiterbildung der öffentlichen Meinung in Bayern ſorgfältig zu beobachten, wer ſich vor allen Dingen die Mühe genommen hatte, Zuſtände und Stimmungen in den ländlichen Diſtrikten zu erforſchen, den konnte des Wahlreſultat vom 10. Januar d. Js. unmöglich überraſchen. Daß daſſelbe gleichwohl ſelbſt in „tonangebenden" Kreiſen der Reſidenz in hohem Grade überraſcht hat, beweiſt eben nur, daß man ſich hier gelinden Illuſionen hingegeben hatte. Inſofern es auch den Blinden die Augen öffnet, iſt das allgemeine directe und geheime Wahlrecht ein wahrer Segen für uns, und ich verſtehe nicht, wie verſtändige Leute ſich durch die Verſtimmung über den Verluſt von ein paar Dutzend Sitzen im Reichstage zu einem Feldzuge gegen das Wahlſyſtem ſelbſt hinreißen laſſen können. Ich ſehe ganz ab von den rechtsphiloſophiſchen Gründen für dieſes Syſtem, die bei der Berathung der Bundesverfaſſung im Jahre 1867 namentlich von Schulze-Delitzſch hervorgehoben, neuerdings aber von den Tadlern des Syſtems, wie Rob. v. Mohl, D. F. Strauß und Anderen, kurzer Hand abgethan worden ſind; ich faſſe die Dinge vielmehr vom rein praktiſchen, nüchternen Standpunkt auf und ſage: dieſes Wahlſyſtem iſt das unentbehrliche Sicherheitsventil unſerer Staatsmaſchine, ohne welches das deutſche Reich Gefahr laufen würde, auf ſeiner an Klippen ſo reichen Laufbahn über kurz oder lang zu Grunde zu gehen; es iſt der untrügliche Warner und Wegweiſer für unſere Staatsmänner und Volksvertreter und zugleich der kräftigſte Bundesgenoſſe geſunder ſocial-politiſcher Reformideen. Iſt es wirklich wahr, was die Einen behaupten, die Anderen aber leugnen oder nicht ſo ſchwarz ſehen: daß ganze Provinzen des Reichs von den Pfaffen umſtrickt, daß Millionen unſeres Volkes nur blindes Werkzeug in den Händen Roms und unfähig ſind, aus der Geiſtesnacht des roheſten Aberglaubens und Götzendienſtes herauszutreten: wohlan, ſo werde es offenbar; Vertuſchung und Schönfärberei wäre hier geradezu Verbrechen. Nun mögen Sie ermeſſen, wie uns, die wir die Volkszuſtände der ſüdöſtlichen Reichsmark ſeither richtig erkannten und würdigten, aber mit unſeren eindringlichen Vorſtellungen kein Gehör fanden, — wie uns durch den Ausfall der Wahlen ein ſchwerer Stein vom Herzen genommen worden iſt. Wie, wenn die Römlinge bei dieſer Wahl noch weniger, als gewöhnlich, ehrlich, und noch mehr als ſonſt ſchlau gehandelt, jede Geltendmachung ihres ungeheuren Einfluſſes unterlaſſen und uns ſo in verhängnißvolle Vertrauensſeligkeit eingelullt hätten? Nun iſt ſie unwiderleglich am Tage, die „garſtige Wahrheit", deren künſtliche Unterdrückung ein Nationalunglück geweſen wäre, und wir können lauter und vernehmlicher unſere

Warnung an die Reichsboten richten: „Bringet Licht nach Bayern*), damit das Reich keinen Schaden leide!" —

Um jedoch dem Auge des Lesers das Ereigniß unserer Wahlniederlage in seiner ganzen Tragweite klar machen zu können, muß ich Raum für eine kleine statistische Uebersicht beanspruchen. Dieselbe umfaßt alle diejenigen Wahlkreise des rechtsrheinischen Bayern, in welchen mehr als die Hälfte der Bewohner katholischer Confession sind. Die Gesammtzahl der rechtsrheinischen Wahlkreise ist 42; überwiegend protestantisch sind davon nur 8, nämlich Hof, Rothenburg a. T., Bayreuth, Erlangen, Ansbach, Nürnberg, Dinkelsbühl und Forchheim — sie haben sämmtlich, wie nicht anders zu erwarten, liberal und national gewählt. Die übrigen 34 Bezirke, in compacter Masse die südlich der Linie Donauwörth-Wunsiedel liegenden Provinzen Ober- und Niederbayern, Oberpfalz und Regensburg, Schwaben und Neuburg, von Mittelfranken nur der Bezirk Eichstädt, ferner von Oberfranken die Bezirke Bamberg und Kronach, endlich die ganze Provinz Unterfranken umfassend, haben nach der 1871er Volkszählung 3,422,000 Einwohner, darunter 3,052,000 katholischer Confession. In 20 von diesen Wahlkreisen bilden die Katholiken mehr als 90 Procent, in 9 Wahlkreisen 80 bis 90 Procent, nur in 5 Wahlkreisen 60 bis 70 Procent aller Einwohner.

Bei der ersten Reichstagswahl nun im Jahre 1871 wurden in 16 von diesen Bezirken liberale und nationale Abgeordnete für den Reichstag gewählt — 1874 nur zwei, nämlich Franz v. Stauffenberg in München und Völk im Algäu — der erstere mit 318, der letztere mit 303 Stimmen über die absolute Majorität! Ich darf getrost behaupten: ohne den außerordentlich guten Klang, den die Namen dieser beiden Männer in den genannten Wahlkreisen haben, würde das „katholische" Bayern keinen einzigen liberal und national gesinnten Vertreter im Reichstage haben. Im Großen und Ganzen haben die Römlinge nicht schlechtweg „gesiegt", mit der Aussicht etwa, bei etwas weniger günstigen Chancen das nächstemal zu unterliegen, sondern sie haben durch ihr Massenaufgebot die Reichsfreunde meist gradezu erdrückt.

Eine Zusammenstellung der Abstimmungen i. J. 1871**) und jetzt giebt folgendes wenig tröstliche Bild (bei den „Gegnern" sind neben den Ultramontanen auch die verhältnißmäßig geringfügigen Stimmen der Socialdemokraten, Volksparteiler und orthodoxen Lutheraner mit eingerechnet).

---

*) Und an den Rhein, die Oder und Warthe! — Die Red.

**) Vgl. die Statistik der Wahlen zum ersten deutschen Reichstag von J. Knorr und mir, im Jahrg. 1872 (S. 287 ff.) meiner „Annalen."

Provinz:	Wahlkreise	1871 liberale Stimmen	1871 Gegner	1874 liberale Stimmen	1874 Gegner
Oberbayern	8	50,323	58,309	28,685	114,165
Niederbayern	6	30,001	38,688	10,012	76,442
Oberpfalz	5	20,259	35,036	11,880	66,261
Schwaben	6	51,548	36,474	38,967	78,402
Mittelfranken	1	7,984	6,254	6,690	11,049
Oberfranken	2	13,602	13,453	12,445	21,793
Unterfranken	6	38,730	37,778	35,656	72,089
Summa:	34	212,447	225,992	144,335	440,201
		438,439		584,536	

Während hiernach die Reichsfreunde, trotz des größeren Andranges zu den Wahlurnen im Allgemeinen, fast ein Drittel ihrer früheren Anhänger verloren haben, hat sich am 10. Januar d. J. der reichsfeindliche Troß fast doppelt so stark erwiesen, als am 3. März 1871. In manchen Wahlkreisen war der Umschlag selbst den Unterrichteten unglaublich — so z. B. in Weilheim, das 1871 den liberalen Kottmüller mit 8127 Stimmen gegen 4100, welche auf den ultramontanen Erzgießer v. Miller fielen, zum Abgeordneten wählte, während jetzt umgekehrt v. Miller 14,116, derselbe Kottmüller aber nur 3051 Stimmen erhielt; ein besonders charakteristischer Fall, weil hier bei beiden Wahlen dieselben Persönlichkeiten einander gegenüberstanden. So sind die Wahlkreise München II., Pfarrkirchen, Kelheim, Augsburg (!), Dillingen, Illertissen, Kaufbeuren (mit Hohenschwangau-Füssen frohen Angedenkens), Kronach, Eichstädt, Kitzingen, Kissingen, Schweinfurt und Würzburg den reichsfreundlichen Parteien verloren gegangen. Und es ist nothwendig, den Freunden im weiten Reich die ganze Wahrheit zu sagen: an eine baldige Wiedergewinnung dieser verlorenen Posten ist nicht zu denken! Drei Jahre specifisch bayrischen Kirchen- und Schulregiments haben genügt, um unsere durch die Kriegsereignisse und das Infallibilitätsdogma ins Schwanken gerathene Hierarchie so sattelfest zu machen, daß kein Jesuitenverbot und kein „Maigesetz" es vermag, ihr die Seelen ihrer Schäflein wieder zu entwinden. Mehr denn je bewährt sich unter den ungebildeten denkunfähigen Massen der Zauber, den der katholische Priester als unentbehrlicher Vermittler zwischen Gott und den Menschen ausübt. „So ein geistlicher Herr hat ja doch, wenn's auf die Letzt geht, unsere Seel' in der Hand". Das ist katholische Wahlphilosophie, und unsere guten lutherischen Orthodoxen sind auf und daran, mit dieser Philosophie auch die gesegneten Länder protestantischen Geistes zu beglücken. Bei uns im katholischen Bayern hilft auf die Dauer nur ein einziges, sehr langsam aber sicher wirkendes Mittel: Bildung, Aufklärung; vor Allem ein von der Hierarchie vollkommen

unabhängiger Volksschullehrerstand, dessen Mitglieder an Wissen, Stellung und Ansehen den Geistlichen mindestens gleichgestellt sind. Ich habe meine guten Gründe, vom Staate Bayern diese reichsfreundlichen Gaben nicht zu erwarten, und wiederhole daher auch hier mein ceterum censeo: Reichsschulgesetz, Reichsschulbudget! Georg Hirth. (München.)

Berliner Wochenschau: Kampf mit Rom; Reichsfeinde in Preußen; Parlamentsvorlagen. — Unsere letzthin ausgesprochene Erwartung, daß uns die nächsten Tage neue und heißere Kämpfe mit den Römischen bringen würden, hat sich schneller und vollständiger erfüllt, als man selbst nach sorgfältigster Berechnung aller in Betracht kommenden Momente annehmen durfte. Aller Orten ist der Kampf entbrannt, und im Inlande wie im Auslande rücken die Regierungen und die Völker ein in die große Schlachtlinie gegen die römische Curie, nachdem die letztere selbst das Signal zur Eröffnung der Schlacht gegeben. Die päpstliche Constitution über die Papstwahl hat wie ein Trompetenstoß gewirkt. Die Presse der ganzen Welt ist allarmirt, und discutirt in höchster Erregung die Frage der Echtheit des genannten Actenstückes. Für uns war dieselbe längst entschieden. Nachträglich constatirt noch der sehr gut informirte Pariser Times-Correspondent, daß man in Rom die Persönlichkeit sehr wohl kenne, durch welche die deutsche Regierung zu der Kenntniß der Bulle gekommen sei. Er fügt hinzu, daß dieselbe bis auf unwesentliche, aus dem Gedächtniß niedergeschriebene Stücke vollkommen authentisch sei. Nicht minder werthvoll ist die Notiz des Giornale die Roma, nach welcher die Bulle am Ende des Jahres 1869 erlassen sei. Am meisten dürfte aber die Bestätigung in das Gewicht fallen, welche unvorsichtiger Weise die Germania dieser Nachricht hat zu Theil werden lassen. In ihrer leidenschaftlichen Polemik gegen die Verfechter der Echtheit der Bulle entschlüpft ihr komischer Weise das Geständniß, daß dieselbe von der Kölnischen Zeitung mit einem falschen Datum versehen und vielmehr in das genannte Jahr zu versetzen sei.

Doch genug des publicistischen Haders. Es bedarf diesmal nicht der minutiösen Feststellung untergeordneter Momente. Man beachte die Haltung der zunächst betheiligten Cabinete, und man wird ohne weiteres zu der sicheren Ueberzeugung gelangen, daß sie seit Jahr und Tag mit der ernsten Erwägung der Eventualitäten beschäftigt sind, vor die sie durch einen seit lange unerhörten Act päpstlicher Willkür gestellt wurden. Der Haltung der deutschen Regierung habe ich schon letzthin gedacht, als ich der Worte Erwähnung that, die Fürst Bismarck am 9. Juni vorigen Jahres im Reichstage über die künftige Papstwahl aussprach. Heute sei nur erwähnt, daß die österreichische Regierung schon während dieses Sommers Veranlassung

nahm, im Vatican an die künftige gewiſſenhafte Beobachtung der canoniſchen Satzungen bei der Papſtwahl eindringlich zu erinnern, und im Quirinal die garantirte Freiheit derſelben nachdrücklich zu betonen.

Seit wenigen Tagen aber iſt ein neuer Beweis ſtaatsmänniſcher Sorge zur Kenntniß der Welt gelangt. Die Kunde von einer Circularnote der italieniſchen Regierung läuft durch die Preſſe, und wohl zu beachten, die Note iſt nicht provocirt durch die jüngſt erfolgte Publication der päpſtlichen Bulle, ſondern ſie iſt älteren Datums, und dankt den letzten Cardinalsernennungen ihre Entſtehung, die ſie in durchaus correcter Weiſe als die erſten Conſequenzen jenes römiſchen Revolutionsdecretes bezeichnet. Es bedarf keiner großen politiſchen Divinationsgabe, um vorherzuſagen, daß das italieniſche Circular in Berlin und Wien gleichgeſtimmten Anſchauungen begegnen und eine freundliche Aufnahme finden wird. Man braucht zum Beweiſe deſſen ſich nur der Sprache der deutſchen, öſterreichiſchen und italieniſchen Regierungsorgane zu erinnern, die bei dem Beſuche Victor Emanuels in dieſem Herbſte von ihnen geführt ward. Trotz aller Reſerve derſelben war es unſchwer zu erkennen, daß die Sicherung eines gemeinſamen Vorgehens der drei Cabinete in der römiſchen Frage eines der weſentlichſten Ziele der italieniſchen Königsreiſe geweſen war, und daß dieſe Conformität auch in Zukunft eine der weſentlichſten Vorausſetzungen der von den drei Reichen inaugurirten Friedenspolitik bilden ſollte.

Anders dürfte die italieniſche Note in Paris empfangen werden. Auch hierüber ſind weitere Worte nicht von Nöthen. Bemerkenswerth iſt aber die Wachſamkeit der deutſchen Regierung, und die Schärfe, mit der ſie dem dermaligen Leiter Frankreichs die Conſequenz ſeiner Entſchließungen in der römiſchen Frage ſchon jetzt vor Augen ſtellt. Seit einigen Tagen echauffirt ſich die Verſailler Nationalverſammlung und die Pariſer Preſſe über einen Artikel der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung, welcher die guten Beziehungen Deutſchlands zu Frankreich abhängig macht von der Lockerung des Bündniſſes Frankreichs mit dem Ultramontanismus. Die Unruhe der Herren Abgeordneten, welche die Miniſter Broglie und Decazes mit Fragen nach dem Stande der gegenſeitigen internationalen Beziehungen beider Länder beſtürmten, hat diesmal ihren ſehr guten Grund. Der Bogen iſt ſehr ſtraff geſpannt. Die Entſcheidung über die Vorſchläge der italieniſchen Note legt der franzöſiſchen Regierung abermals die Verſuchung nahe, ihn noch ſtärker anzuziehen. Man wird daher wohl nicht fehl greifen, wenn man annimmt, daß jener Artikel des officiöſen Organes der deutſchen Regierung nach Kenntnißnahme des italieniſchen Circulars mit der ſpeciellen Abſicht verfaßt worden ſei, die franzöſiſche Regierung auf die Tragweite ihres Entſchluſſes in dieſer ſpeciellen Frage hinzuweiſen.

Selten wohl ist die europäische Gesammtlage, die augenblicklich alles überragende und beherrschende Elementarkraft des europäischen Kampfes gegen die römische Hierarchie so deutlich zu Tage getreten, wie heute, wo ein einziges diplomatisches Actenstück genügte, um die welthistorischen Perspectiven dieses Kampfes auch dem ungeübtesten Auge zu entrollen, und die Streiter mit offenem Visir an allen Enden der Welt in die Schranken zu rufen. Man verzeihe mir deßhalb, wenn ich der nachdrücklichen Würdigung dieser universalhistorischen Beziehungen wegen der Kämpfe, die sich dieser Tage in unsern Mauern abspielten, erst an zweiter Stelle gedenke. Denn wenn auch die heftigen Auftritte in den letzten Sitzungen des Abgeordnetenhauses augenblicklich in Aller Munde sind, sie haben doch nur ein ephemeres Interesse gegenüber dem großen internationalen Ringkampfe, dessen ungeheure Dimensionen gleichzeitig von Neuem so überwältigend hervorgetreten sind. Aber eins freilich verleiht auch ihnen einen bleibenden Werth. Sie haben in tief beschämender Weise dargethan, daß die unversöhnlichsten Feinde des deutschen Reiches nicht in Rom und Paris, sondern im Herzen Deutschlands selbst zu suchen sind. In diesem Sinne haben sich die Herren v. Schorlemer-Alst und v. Mallinckrodt durch ihre jüngsten Reden ein bleibendes, freilich wenig beneidenswerthes Denkmal gesetzt. Man muß die Stimme des Auslandes hören, um des ganzen Schimpfes inne zu werden, mit dem ein solches Auftreten die Nation in den Augen der Welt befleckt. Die eigene Ehre der Herren kümmert uns nicht, der deutschen Nation aber ist es eine schwere Schmach, daß drei Jahre nach Stiftung des deutschen Reiches, nachdem endlich das deutsche Volk den lang ersehnten, ihm von Alters her zukömmlichen Platz neben seinen Nachbarn eingenommen hat, in der Landesvertretung des ersten deutschen Staates sich Männer erheben, welche mit dem Zeugniß des Feindes die Ehre und die Vaterlandsliebe des ersten deutschen Staatsmannes anzutasten wagen. In welchem anderen Lande wäre das erhört! Wahrlich, wer noch die leiseste Hoffnung gehegt hat, daß die gemeinsame Pflege der nationalen Interessen auch einem ultramontanen Gemüth allmählich das Gefühl für vaterländische Ehre erwecken würde, der lasse sie schwinden für immer. Es ist noch heute so wie vor Alters. Trotz Königgrätz und Sedan, trotzdem uns alle Nationen des Erdenrunds beneiden können und beneiden um das heldenmüthige Erwachen unserer ewig jugendlichen idealen Nationalkraft, es ist doch noch wie vor Alters, wir sind selbst unser schlimmster Feind geblieben, und stecken noch wie ehedem innerlich tief in den heillosen Gedankengängen der uralten deutschen Anarchie und Zuchtlosigkeit. Und vielleicht ist es gar schlimmer. Wenigstens wissen frühere Blätter der deutschen Geschichte nichts zu erzählen von einer durch alle deutsche Gauen verbreiteten, in allen Ständen systematisch organisirten Verschwörung zur Vernichtung der vaterländischen Freiheit und Selbstständigkeit. Störrische Stammesselbstsucht brachte uns ehedem um nationale Einheit und Macht. Schlimmer ist es vielleicht heute geplant, wo Bigotterie und Ehrlosigkeit sich verbündet haben, nicht einmal im eigenen mißverstandenen Interesse, sondern zu Nutzen und Frommen eines fremden gewissenlosen Despoten. Unser felsenfester Glaube an die schöne Zukunft des deutschen Volkes und Reiches kann wahrlich durch dieses Treiben nicht erschüttert werden, aber hoch an der Zeit dürfte es sein, darauf hinzuweisen, daß es mit diesem Glauben allein, den

Millionen mit uns theilen, nicht gethan ist, wenn er sich so lässig bethätigt, wie in jüngster Zeit, wo die ganz ungerechtfertigte Meinung von der Sicherheit unserer Reichszustände eine ganz unverantwortlich mangelhafte Ausübung des ersten politischen Grundrechtes, des Wahlrechtes, und dadurch einen ebenso unliebsamen Ausfall der Wahlen verschuldet hat.

Sicherlich hätten die Herren v. Schorlemer und v. Mallinckrodt es nicht gewagt, den Patriotismus des Reichskanzlers so schamlos zu verdächtigen, wenn ihnen nicht durch die ultramontanen Wahlerfolge der Kamm geschwollen wäre. Denn wie unerhört ist dieses Vorgehen! Vor Weihnachten nahmen diese Herren doch noch die Rücksicht, ihre Schmähungen der deutschen Politik durch einen eigends von ihnen eingebrachten Antrag zu inauguriren, heute bedarf es ihrer Ansicht nach solcher Umstände nicht mehr. Eine Debatte über das Civilehegesetz oder über eine Interpellation betreffs der angeblich geschädigten Wahlfreiheit der Schullehrer genügt ihnen, um über die ungarische Legion und den revolutionären Geist der deutschen Politik, die Abtretung der Mosellinie und die vaterlandslose Gesinnung des deutschen Reichskanzlers die ehrenrührigsten Reden zu halten. Und dann, ich vermeide es absichtlich, mich eines sanfteren Ausdruckes zu bedienen, jene unvergleichliche Feigheit und Frechheit, mit der sich die Herren des Centrums aus der Affaire zogen, als die Situation in Folge der energischen Widerlegung des Kanzlers anfing, für sie unbehaglich zu werden. Wie da der Abgeordnete Windthorst sich plötzlich für die Beobachtung der Geschäftsordnung erwärmte, und es unerträglich fand, vom Reichskanzler Dinge zu hören, die mit dem Civilehegesetzentwurf nichts zu thun hatten, während er kurz zuvor den provocirenden Abschweifungen des Herrn v. Mallinckrodt gegenüber ein stillvergnügtes Schweigen beobachtet hatte. Und wie dann dieser kurzer Hand den Vorwurf der Lüge von sich an den General La Marmora indossirte, das alles sind herrliche Specimina einer durch und durch verlogenen Parteitaktik.

Ueber die Rede Bismarck's brauche ich nach der erschöpfenden Würdigung, die dieselbe bereits in der Tagespresse erfahren hat, nichts weiter zu bemerken. Wohl aber erheischt das Verhalten der reichsfreundlichen Mehrheit des Hauses einige Worte. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat im officiösen Uebereifer derselben den Vorwurf gemacht, sie habe durch ihr Schweigen im Auslande den Schein erweckt, als ob die Regierung in dieser Debatte isolirt dagestanden hätte. Dieser Meinung müssen wir entgegentreten. Unseres Wissens theilt sie auch Niemand, und das officiöse Organ dürfte mit ihr allerdings isolirt dastehen. Das Ausland hat in letzter Zeit der Gelegenheiten genug gehabt, um sich von der Einmüthigkeit der Regierung und der reichsfreundlichen Majorität im Hause den Ultramontanen gegenüber zu überzeugen. Es war unseres Erachtens sogar vom Uebel, daß der Abgeordnete Lasker sich gemüßigt fand, der erschöpfenden Rede des Reichskanzlers einige zwar gutgemeinte, aber gänzlich wirkungslose Worte nachfolgen zu lassen. Es machte das sogar einen durchaus schwächlichen Eindruck. Der Kanzler hatte vollständig seinen Mann gestanden und bedurfte gar keines Sekundanten. Die nationalliberale Partei konnte sich mithin nur schaden, wenn sie in eine Debatte eingriff, in der für sie der Natur der Sache nach gar kein Raum war, sie hätte denn die Rolle des Thieres übernehmen sol-

len, das an dem erschlagenen Löwen auf die bekannte Weise seine Streitbarkeit zu beweisen suchte.

Herr v. Schorlemer hat bekanntlich in einer der folgenden Sitzungen es sich nicht nehmen lassen, durch Vorlesung Usedom'scher Depeschen seine Behauptung, bezüglich der Bildung der ungarischen Legion, durch die preußische Regierung zu bekräftigen. Wir empfehlen dem Herrn zur Vervollständigung seines Wissens die Lectüre des Pesther Lloyds, in dem sich eine bereits durch die Neue Freie Presse telegraphisch hieher beförderte Nachricht befindet, nach der es La Marmora selbst gewesen ist, der die Anregung zur Bildung der Legion gegeben hat. Möge diese Aufklärung den Ultramontanen eine Mahnung zur Vorsicht sein. Gegentheiligen Falles könnte doch etwas mehr Licht über diese Dinge verbreitet werden, als ihnen lieb sein dürfte, allerdings nicht vom General La Marmora, wohl aber vom General Klapka, denn dieser ist wohl der Autor im Pesther Lloyd.

Hoffentlich werden die Arbeiten des Landtages vor seiner Vertagung nicht mehr durch solche störenden und zeitraubenden Zwischenfälle unterbrochen werden. Es steht nunmehr ziemlich fest, daß diese Vertagung am Ende der zweiten Februarwoche eintreten wird. Bis dahin soll das Civilehegesetz und der Etat durchberathen sein. Dem Reichstag gehört dann die Zeit bis Ostern. Dann soll wieder der Landtag ihn ablösen, und das gewaltige Material bewältigen, das seiner noch harrt. Die Praxis dürfte diesem theoretischen Arrangement schwere Hindernisse bereiten und es zur Illusion verflüchtigen. Kein Mensch glaubt hier bisher, daß es dem Reichstag, selbst bei der angestrengtesten Thätigkeit der Reichsbehörden und des Hauses gelingen sollte, bis Ostern seine Arbeiten zu erledigen. Die Landtagsabgeordneten werden sich daher wohl auf einen längeren Sommeraufenthalt innerhalb der Mauern Berlins gefaßt machen müssen. Das Ergänzungsgesetz zu den Maigesetzen und das Gesetz betreffend die Verwaltung bischofsloser Diöcesen ist kürzlich im Landtage eingebracht worden. Auch der Reichstag wird sich gutem Vernehmen nach mit der kirchlichen Frage zu beschäftigen haben, da ihm ein Gesetz vorgelegt werden soll, welches das Verfahren gegen abgesetzte und widerrechtlich im Amte verharrende Bischöfe regelt. Also wiederum eröffnet sich eine unabsehbare Reihe von Anlässen zu ultramontanen Gefechten jeder Gattung, durch welche die Session unberechenbar hinausgezogen werden kann. Es bleibt daher nur zu wünschen, daß die Mühseligkeit der Arbeit und Dauer derselben nicht wieder jene Ueberreiztheit der Gemüther erzeuge, unter der die Geschäfte in dem letzten Theile der vorigen Reichstagssession so erheblichen Schaden litten.

Literatur.

Der erste Jahrgang (1873) des „Almanach der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger", herausgegeben von Ernst Gettke, königl. Schauspieler in Cassel, legt Zeugniß ab von der wahrhaft erstaunlichen Energie, mit welcher der deutsche Schauspielerstand eine Vereinigung zu gemeinsamer Wahrung seiner Gerechtsame und zur Begründung einer Pensions-

casse angestrebt und organisirt hat. Bestand vor wenigen Jahren noch nur ein Verein der Bühnenvorstände zu gegenseitigem Schutz gegen Contractbrüchigkeit, so haben seitdem auch die beiden anderen wichtigsten Faktoren des Theaters in der „deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten" und in der „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger" ihren festen Verband gefunden. Nach dem im Almanach abgedruckten Verzeichniß zählt letztere bereits gegen 5000 Mitglieder, welche so viele Local-Verbände mit besonderen Vorständen bilden, als Bühnen zur Genossenschaft gehören. Nehmen diese amtlichen Nachweise nun selbstverständlich die größere Hälfte des Buches ein, so fehlt es demselben doch in der ersten Nummer keineswegs an einem Inhalt, der nicht nur für die zunächst betheiligten Kreise, sondern auch weit darüber hinaus bei allen Theaterfreunden Interesse haben wird. Ein von dem Herausgeber geschriebener Artikel „Aus der Zeit des provisorischen Comité's" schildert in den lebhaftesten und frischesten Farben humoristisch und ernst die Anfänge der Verbrüderung, die mancherlei Drangsale der Gründer, die erhebenden Eindrücke der ersten Erfolge. Die Biographien der namhaftesten Leiter der Bewegung (Hugo Müller, Bernay, Reinhard, Wilken, Krückl, Jacobi, Possart, Bletzacher, Ulram, Liehr, Borchard, Golden, Gettke, deren Photographien zugleich dem Buche vorgegeben sind), gestatten manchen tieferen Einblick in das wechselvolle Schauspielerleben; unter den Aufsätzen: „Zur Bühnen-Literatur" sind einzelne recht werthvoll, alle anregend und fördernd. So läßt sich nur wünschen, daß der frische Geist, der jetzt durch die junge Genossenschaft weht, sich noch lange stark beweisen möge, daß aber auch die Bestrebungen zur materiellen Verbesserung der Lage des Schauspielerstandes, so viel Anerkennung und Aufmunterung sie verdienen, nie das Wichtigere in Vergessenheit bringen: die Ausbildung der Künstlerschaft, die Vertiefung in die ernsteren Aufgaben der Schauspielkunst, die Erhaltung eines klassischen Repertoirs. Jetzt schieben sich Directoren, Schauspieler, Autoren und Publikum gegenseitig die Schuld für den kläglichen Zustand der deutschen Bühne zu; sorge jeder für seinen Theil, daß es besser werde, und es wird besser werden. Ist aber die Klage nicht unbegründet, daß es immer schwieriger wird, selbst bei bedeutenderen Instituten die würdigen Repräsentanten für die mächtigen Idealgestalten unserer Dichter zu finden, daß namentlich die Tragödie (die allein das künstlerische Gegengewicht gegen den bloßen Unterhaltungszweck des Theaters geben kann) deßhalb mehr und mehr in der Schätzung des Publikums zurücktritt, weil die Darsteller selbst nicht mehr an die Leidenschaft zu glauben scheinen, die sie zu verkörpern berufen sind, so wird sicher die Mahnung am Orte sein, nun mit rechtem Eifer zu beweisen, daß die Sicherung der Existenz auch den Muth zu künstlerischem Schaffen belebt. Ein Personal, in dem der ideale Zug noch kräftig ist, zwingt den Bühnenvorstand zur Leitung im künstlerischen Sinne, zwingt das Publikum zum Beifall und zur regen Betheiligung bei Bestrebungen, ohne die das Theater nie etwas anderes sein wird, als eine Vergnügungsanstalt von zweifelhaftem Werth.

E. W.

Ausgegeben: 23. Januar 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Geſchichte der ultramontanen Politik.

Vom Jahre 1850 bis zum Jahre 1866 war in kirchlicher Beziehung tiefer Friede in Preußen; es ſchien zugleich, als habe ſich auch die extrem katholiſche Partei mit den politiſchen Zuſtänden ausgeſöhnt und ſei aufrichtig Preußen zugethan, wenigſtens trat bis in's Jahr 1861 keine offene Antipathie zu Tage. Die preußiſche Verfaſſung hatte die volle „Freiheit der Kirche" gegeben. Während die Regierung nicht entfernt daran dachte, durch Geſetze und Verordnungen Sorge zu tragen, daß der Staat in der Lage bleibe, ſeine eigenen Rechte zu behaupten und den Mißbrauch zu verhüten, griff die „Kirche" rüſtig zu. Was den Biſchöfen nicht mehr convenirte, darüber ſetzten ſie ſich ſofort ſeit 1848 hinweg, ſie ſchafften z. B. die Vorlegungen der Kirchenrechnungen an die Staatsregierung ab, errichteten Pfarreien auf eigene Fauſt ꝛc. Obwohl die Verfaſſung „den Preußen" die Rechte des Art. 12 ff. verleihet, dachten die Biſchöfe nicht daran, den Anforderungen der Zeit entſprechend dem Klerus und den Gemeinden Rechte einzuräumen. Es wurde im Gegentheil von Jahr zu Jahr das hierarchiſche Regiment ſchroffer angezogen. Die Wirkſamkeit des Index wuchs, die Condemnation der Günther'ſchen Philoſophie zeigte, daß von einer geiſtigen Freiheit keine Rede ſei. Die Beſetzung der Seminardirigentenſtellen mit römiſch-jeſuitiſch geſchulten Perſonen wurde zur Regel; die männlichen und weiblichen geiſtlichen Orden wuchſen alljährlich in arithmetiſcher Progreſſion; es gelang nach und nach in einer großen Zahl von Städten und Dörfern, die Mädchenſchulen, einzeln auch die Knabenſchulen in die Hände von geiſtlichen Congregationen zu bringen, die ſtädtiſchen Kranken-, Waiſen-, Siechenhäuſer ꝛc. Orden anzuvertrauen; die Abhaltung von Volksmiſſionen wurde zur ſtehenden Einrichtung der Art, daß, wo in einer Pfarrei ſich die geringſte Spur von Selbſtändigkeit oder ſogenannter „Unkirchlichkeit" und dergl. zeigte, ſofort zur Beſſerung drei Jeſuiten für 8 bis 14 Tage dorthin entſandt wurden; an den Volksſchulen begannen die Vereine, Brüderſchaften und Congregationen und wurden fortgeſetzt an den Realſchulen, Gymnaſien und Univerſitäten; die Geſellenvereine, Sodalitäten und marianiſchen Congregationen bildeten ein förmliches Netz. Die Geiſtlichkeit wurde eine Macht, wie ſie nie geweſen war. Der Handwerker, der

vorher im Geſellenvereine thätig geweſen,' war der Unterſtützung ſicher; der Arzt ꝛc., der als Student einer marianiſchen Congregation als thätiges Mitglied angehört, war der beſten Empfehlung werth. Durch den Borromäusverein, der ſich der Portofreiheit erfreute, wurde der Buchhandel auf dem Lande ausſchließlich geiſtlich, die Lectüre controlirt und ausgewählt. So war die Kleriſei zu einer Macht geworden, der an Controlsorganen, an Raſchheit und Verbreitung der Befehle, an unbedingter Botmäßigkeit der Organe, kurz an effectiver ſocialer Stärke die Regierung nicht gewachſen war. Weil die Regierung dies alles hübſch geduldet und ſogar auf's Liebenswürdigſte unterſtützt hatte, darum ließ man ſie in Ruhe, belobte ſie gelegentlich und freute ſich der Objectivität, mit der die proteſtantiſche Regierung der katholiſchen Kirche mehr gegeben habe, als irgend eine katholiſche Regierung. Selbſt im Vatikan wurden derartige Lobſprüche laut.

Und dennoch war die klerikale Partei nichts weniger als im Herzen preußiſch oder auch nur preußenfreundlich geſinnt. Den Beweis liefert das Vorgehen der durch die Bemühungen des Klerus gewählten Abgeordneten der 2. Kammer. Dreiundſechzig Mann ſtark bildeten ſie im Jahre 1852 die „katholiſche Fraction", welche unterm 30. November 1852 die von 63 unterſchriebenen „Satzungen der katholiſchen Fraction" in 14 Paragraphen drucken ließ. Unter dieſen 63 finden wir Graf Balleſtrem, Ewers, Baron Geyr, Joſ. Lingens, Herm. v. Mallinkrodt, Auguſt und Peter Reichensperger, Graf Schaesberg, Carl de Syo, Th. Thiſſen, Alex. v. Thimus, die noch jetzt im Landtage ſind. Dieſe Fraction ging bekanntlich durch dick und dünn mit der Regierung, wenn dieſe den Ultramontanen zu Dienſte war. Ihre eigentliche Thätigkeit war eine rein confeſſionelle. Die Miniſterialreſcripte hinſichtlich der Volksmiſſionen und des Studiums im deutſchen Kolleg in Rom, die Zurückſetzung der Katholiken im Staatsdienſt, Verletzung der Parität und dergl. mehr, waren die Dinge, wegen deren die größten Kämpfe heraufbeſchworen wurden. Dieſe Fraction gerirte ſich, als habe ſie die Aufgabe, politiſch das Streben der Biſchöfe zur Niederhaltung jeglicher Freiheit zu unterſtützen. Nicht ein freier Gedanke regte ſich in jenen Männern, ſie haben weidlich dazu beigetragen, daß der Kommandoſtab der Biſchöfe immer ſchwerer auf dem Klerus und den Laien lag. Durch das Buhlen der Regierung um ihre Gunſt wurden ſie kühner und mächtiger.

Niemals glaubten dieſe Leute, niemals glaubten die Biſchöfe und Geiſtlichen, die Regierung habe aus aufrichtiger Achtung, aus Wohlwollen, aus wirklich ſtaatsmänniſcher Einſicht eingewilligt in die die Kirchenfreiheit ausſprechenden Verfaſſungsbeſtimmungen und erweiſe aus ſolchen Gründen den Katholiken ihr volles Wohlwollen. Man war ultramontanerſeits ſtets der Anſicht, die Regierung handle nur aus Furcht. Im Jahre 1848 hatten

einzelne Biſchöfe, z. B. Diepenbrock, gegen die Steuerverweigerung „Hirtenbriefe" erlaſſen. Aus dieſen und ähnlichen Dingen ſchlug man Kapital, pries ſich klerikalerſeits als die Retter des Vaterlandes und hatte dieſes ſo lange und ſo oft ſich vordeklamirt, daß man es zuletzt ſelbſt glaubte und es einer Menge von Menſchen glaubhaft machte. Noch heute muß man ab und zu derartige Dinge hören aus dem Munde von Führern, obwohl nichts daran iſt. Im Jahre 1848 iſt in katholiſchen Gegenden gerade ſo gut Krawall geweſen, als in proteſtantiſchen; ſelten hat der Pöbel und Klerus in der Rheinprovinz mehr auf Preußen geſchimpft und revolutionärer geſprochen, als damals. Der Glaube an die Furcht der Regierung wurde durch viele Umſtände geſtützt und genährt. Friedrich Wilhelm IV neigte nach ſeinem ganzen Weſen inſoweit zum Katholicismus, als ihm dieſer romantiſch vorkam; ſein Verhältniß zu Diepenbrock hob den Klerus. Daß auf ſeinen Betrieb zwei preußiſche Biſchöfe Cardinäle wurden, die ausſchließliche Anſtellung „frommer und gutgeſinnter" Katholiken, die Schaffung der katholiſchen Abtheilung unter einem eigenen Director, welche ſich die Aufgabe beilegte und durchgeführt hat, als Referent den Nuntius in Wien und München auf dem Laufenden zu erhalten und die „Rechte der Kirche" gegen den proteſtantiſchen Staat zu vertreten, trug weſentlich zur Macht des Klerus bei. Es ging auch in der Wirklichkeit alles coulant. Wollte ein Biſchof etwas erreichen, ſo ſchrieb er oder ließ er dem Miniſterial-Director oder Rath ſchreiben; hatte die Sache Schwierigkeiten, ſo aviſirte man von Berlin aus den Biſchof; kam eine ärgerliche Sache vor, ſo wußte man in Berlin dies zu aplaniren. So wurde z. B. eine Majeſtätsbeleidigung, die ein Geiſtlicher verübt hatte, durch einen Verweis geſühnt; ein wegen Unterſchlagung hoher Summen verurtheilter Geiſtlicher durfte die Strafe im Gefängniſſe abſitzen u. ſ. w. Die Biſchöfe wurden gefeiert, wie nie, es regnete für ſie die höchſten Orden bis zum ſchwarzen Adlerorden hinauf. Als Diepenbrock den bekannten impertinenten Erlaß gegen die Vereidigung der Geiſtlichen auf die Verfaſſung erließ und der Poſener ſekundirte, wurde der Geheimerath Aulike mit Extrazug abgeſandt, um die gnädigen Herrn zu beſänftigen, anſtatt das Gericht in Thätigkeit zu ſetzen.

Es war am Ende der 50er Jahre feſtes Axiom der geſammten katholiſchen Partei, daß die preußiſche Regierung den höchſten Reſpect, die größte Furcht vor der Macht der Biſchöfe habe. Und in der That gab es auch Regierungsmänner bis in die Miniſterhotels hinein, welche glaubten, die Biſchöfe brauchten nur ein Hirtenſchreiben loszulaſſen, um Hunderttauſende auf die Beine zu bringen. Dieſe Meinung wurde von Keinem mehr genährt, als von den Männern der katholiſchen Abtheilung, die dies ſelbſt glaubten oder ſich mindeſtens einredeten. So bildete ſich das Preſtige der

Unangreifbarkeit des Klerus, die Bischöfe wurden das politische Noli me tangere.

Während in Preußen nach der Freigebung der Volksmissionen und des Studiums in Rom sowie der Ordenssaat zwischen Priesterschaft und Regierung tiefer Friede waltete, wurde in den deutschen Mittelstaaten mit katholischer Bevölkerung der directe Versuch gemacht, dem canonischen Rechte zum vollen Siege zu verhelfen. Der Kampf begann mit der Ueberreichung der Denkschrift vom März 1851 von Seiten der fünf Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz an die Regierungen (Baden, Württemberg, Nassau, Hessen-Darmstadt, Kurhessen), durch eine Fluth von Broschüren, als die Begehren jener Denkschrift abgewiesen waren, mit einer zweiten vom J. 1853. Auch diese hatte nicht den gewünschten Erfolg. Da gab man in Rom die Parole zum Kampf aus. Um aber desto sicherer zu gehen, wurde der Grundsatz „theile und herrsche" eingeschärft. Zuerst sollte Baden mürbe gemacht werden, das man als den liberalen Musterstaat ansah. War Baden — so calculirte man — zu Paaren getrieben, konnte der Sieg nicht ausbleiben. Es kam bekanntlich zur Anklage gegen den Erzbischof, welche resultatlos blieb, aber einen Zustand heilloser Verwirrung zur Folge hatte. Diejenigen Geistlichen, welche zur Regierung hielten, wurden von der Curie verfolgt, die auf Seite des Erzbischofes standen, konnten wegen der Weigerung der Staatsregierung keine Stellen erhalten. Da traten mehrere Ereignisse ein, welche einen totalen Umschwung herbeiführten.

Zunächst gaben die Bischöfe selbst das gemeinsame Vorgehen, wozu sie sich wechselseitig verpflichtet hatten, auf. In Hessen-Darmstadt war unter dem Ministerium v. Dalwigk eine Reaction eingetreten, für welche die Partei des Herrn v. Ketteler sich als brauchbare Gehülfin erwies. Dieser hatte es fertig gebracht, die theologische Fakultät in Gießen brach zu legen und schloß am 23. August 1854 eine — im J. 1866 mit beiderseitigem Einverständnisse aufgegebene — Convention mit der Regierung ab, worin thatsächlich alle Forderungen des Bischofs zugestanden wurden. In Kurhessen war Dank dem Bundestage der „Landesvater" wieder eingesetzt worden. Auch hier hörte der Streit auf. Da nun auch in Nassau eine Vereinbarung zu Stande kam, fand sich Baden und Württemberg isolirt. Diese Wendung war vorzugsweise das Werk Oesterreichs, welches einen neuen Weg betreten hatte, indem es am 18. August 1855 ein Concordat mit der Curie geschlossen hatte. Der Zweck dieses Concordates war ein doppelter. Kirchlicherseits, d. h. nach der Intention der Curie und des allmächtigen, behufs der Unterhandlung mit unbedingter Vollmacht versehenen Erzbischofs Rauscher von Wien, wollte und erreichte man die volle Aufhebung des Josephinischen Staatskirchenrechts und die Herstellung des canonischen Rechts mit voller Geltung für das bürgerliche

Rechtsgebiet, soweit es der bischöflichen Machtvollkommenheit keinen Eintrag thut. Politischerseits beabsichtigte man durch das Concordat, welches unter Aufhebung aller entgegenstehenden Gesetze durch kaiserliches Patent vom 5. November 1855 zum Staatsgesetze erhoben wurde, die unter Aufhebung aller Verfassungen für die ganze Monarchie eingeführte Centralisation sanctioniren zu lassen. Jetzt zeigte sich sofort, welches Geistes Kind der deutsche Ultramontanismus war. Die Reaction, der Absolutismus in der schroffsten und völlig unvernünftigsten Weise regierte in Oesterreich; von politischen Rechten gab es keine Spur; die Freiheit der Presse existirte nicht. Und demnach wurde Oesterreich von Stunde an das Eldorado, auf das sich alle Blicke der Ultramontanen lenkten; das österreichische Concordat, welches der Kirche mehr geschadet als genützt hat, wurde als das Nonplusultra in den Himmel gehoben. Oesterreich, das katholische Oesterreich, der ritterliche, katholische Kaiser wurde der ultramontane Abgott. Je weniger die Katholiken Grund hatten, die politischen Zustände Oesterreichs zu loben, desto mehr warfen sie ihre Augen auf dasselbe. Wenn je zeigte sich, daß den Klerikalen nichts an der politischen Freiheit liegt, wofern nur die klerikalen Ideen herrschen.

Dem Einflusse und Drängen Oesterreichs, zu dem sich beständige Mahnungen Preußens in Carlsruhe und Stuttgart gesellten, gelang es, auch hier zum Ziele zu gelangen. Man trat mit Rom in Unterhandlungen, welche zu dem Abschlusse eines Concordats mit Württemberg am 8. April 1857, mit Baden am 28. Juni 1859 führten. Nachdem beide vom Landesherrn publizirt waren, erhob sich in der Kammer der Abgeordneten die heftigste Opposition dagegen, die schließlich zu der vollen Ablehnung führte. Da die Zustimmung der Kammern vorbehalten war, ohne diese der Vertrag in allen wesentlichen Punkten unausführbar war, beide Landesherren in richtiger Erwägung des Landesinteresses den Kampf mit den Ständen vermeiden wollten, wurden die Concordate außer Kraft gesetzt. Ohne sich an die Proteste der römischen Curie und des Landesbischofs zu kümmern, beschritt man in beiden Ländern den richtigen Weg. Die badischen Gesetze vom 9. October 1860, das württembergische Gesetz vom 30. Januar 1862 ordneten das Verhältniß des Staats zur Kirche. In Württemberg kam es seitdem in Folge des Vorgehens des Bischofs Lipp, eines gemäßigten und besonnenen Mannes, zu keinem weiteren Conflicte. In Baden donnerte der Erzbischof v. Vicari, der wegen seines hohen Altes ein willenloses Werkzeug in der Hand einiger Ultras war. Der Staat ließ sich nicht irre machen. Gesetze über die Verwaltung des Kirchenvermögens, über die Vorbildung der Geistlichen, über das Schulwesen, über die Einführung der obligatorischen Civilehe u. s. w. vollendeten das Werk. Und was ist das Resultat gewesen? Während die

Klerikalen unabläſſig die Revolution, den Zerfall des Staats und alles mögliche Unheil prohezeiten, iſt die Staatsgewalt feſter und conſolidirter als vorher, ſteht Volk und Regierung ſo ſehr in Harmonie mit einander, daß die neueſten Wahlen zum Reichstage in Baden trotz des allgemeinen Stimmrechts und der ultramontanen Agitation und trotzdem die katholiſche Bevölkerung Zweidrittel der Geſammtbevölkerung ausmacht, 12 Liberale und 2 Ultramontane ergeben. Und in Württemberg, wo auf 1,250000 Evangeliſche 555000 Katholiken kommen, ſind 14 Liberale und 3 Ultramontane gewählt worden. Baden hat den Beweis geliefert, daß der Staat ſiegt, wenn er ruhig und feſt den allein richtigen Weg geht, ſich in die innern kirchlichen Fragen nicht einzumiſchen, aber das, was das Staatswohl fordert, ohne Rückſicht auf das canoniſche Recht durch Staatsgeſetze zu ordnen und dieſe zur vollen Durchführung zu bringen.

Man ſah auf der klerikalen Seite ein, daß man mit der eingeſchlagenen Kirchenpolitik nicht zum Ziele komme, es galt jetzt eine andere Politik einzuſchlagen. Die Ereigniſſe, welche am Ende der 50er Jahre eingetreten waren, boten das Motiv und Ziel. Der italieniſche Krieg vom Jahre 1859 hatte zur Abtretung der Lombardei an Italien im Frieden von Zürich (10. Nov. 1859) geführt; ein Theil des Kirchenſtaats war dem Papſte entzogen, Modena, Parma, Toscana dem Königreich Sardinien einverleibt, die Gewalt des Königs von Neapel im Erlöſchen begriffen. Die Schuld dieſes Erfolges wälzte man auf Preußen, welches das kriegeriſche Einſchreiten des deutſchen Bundes gegen Frankreich verhindert habe. Es iſt hier nicht der Ort, die Unſtichhaltigkeit dieſes Vorwurfs darzuthun. Thatſache iſt, daß von dieſer Zeit an die geſammte klerikale Partei in Deutſchland Preußen feindlich geſinnt war und nur einen Preis kannte, um den es Preußen ſeine Gunſt wieder zuwenden würde, nämlich den: dem Papſte den Kirchenſtaat erobern zu helfen und zu garantiren. Aus demſelben Grund fiel Napoleon III, der bis dahin als der Retter der Geſellſchaft ultramontanerſeits geprieſen worden war, plötzlich in der Gunſt der Klerikalen. Dem antipreußiſchen Streben kamen in Deutſchland ſelbſt alsbald Ereigniſſe zu Statten. Die Fruchtloſigkeit des im Jahre 1848 begonnenen Werkes, Deutſchland zu einigen, hatte eine tiefe Mißſtimmung im deutſchen Volke zurückgelaſſen. Gegen das Kaiſerthum mit dem Könige von Preußen an der Spitze hatten ſich in Frankfurt mit verſchwindenden Ausnahmen außer den Oeſterreichern alle der ſtreng katholiſchen Richtung angehörenden Deputirten erklärt. Es war weſentlich dieſen und denjenigen, welche in ihrem kleinſtaatlichen Partikularismus kein einheitliches Deutſchland wollten, zu danken, daß es in Erfurt (1850) zu keinem Reſultate kam. Die von Oeſterreich im Mai 1850 von Neuem einberufene Bundesverſammlung war der erſte Sieg der

Gegner Preußens, die Tage von Olmütz vollendeten ihn, die Machtentwicklung des Bundestags zu Gunſten des Kurfürſten von Heſſen, die Verſchacherung der deutſchen Flotte, die Unterwerfung Schleswig-Holſteins unter Dänemark, die Bundesgeſetze gegen die Preſſe und Vereine von 1854 machte den Bundestag bei Allen verhaßt, die ein Herz für Deutſchland hatten. Unter der Aſche glimmte das Feuer, das eine nationale Begeiſterung anfachte. Es bildeten ſich zwei Parteien: die eine, der Nationalverein, ging auf ein national geeinigtes Deutſchland mit einer Vertretung des Volks unter preußiſcher Spitze, die andere, welche ſich die großdeutſche Partei nannte, wollte ein rein föderatives Deutſchland, einen etwas verbeſſerten Bundestag. Das maßgebende Motiv für die ultramontane Partei, die wie ein Mann dem Großdeutſchthum anhing, war der Haß gegen Preußen, die Antipathie, einen proteſtantiſchen Fürſten an der Spitze von Deutſchland zu ſehen. Da ſie einſah, daß der Kaiſer von Oeſterreich, der katholiſche, nicht deutſcher Kaiſer werden konnte, weil Oeſterreich weder nach ſeinen nationalen noch ſeinen inneren Zuſtänden ſich dazu eignete, wollte ſie lieber gar keinen, ſondern den Föderativſtaat, in welchem Oeſterreich den Ton angab. Sie war aber ſo ſchlau, ganz andere Motive hervorzukehren. Für Deutſchland, ſo hieß es, paßt nur das Föderativſyſtem: die Unterſchiede der Stämme und Länder ſind zu groß; Deutſchland mit der preußiſchen Spitze wird dem Militarismus, dem preußiſchen Bureaukratismus verfallen; jede partikuläre Selbſtändigkeit in ihm würde verſchwinden u. ſ. w. Den kleineren und größeren Fürſten flößte man die Angſt vor einer Mediatiſirung ein. So gelang es den Ultramontanen im Bunde mit den Partikulariſten das Volk zu zerreißen. Mittlerweile hatte man einen Bundesgenoſſen an Oeſterreich gewonnen, der jetzt ein ganz anderes Gewicht in die Wagſchaale warf.

Oeſterreich war mit dem 26. Februar 1861 in die Reihe der conſtitutionellen Staaten getreten, an der Spitze ſeiner Regierung ſtand der von Frankfurt her bekannte Herr v. Schmerling. Für die Ultramontanen genügte das ihnen bekannte Faktum, daß Schmerling ſich durch einen Revers verpflichtet hatte, nicht am Concordate zu rütteln. Man hatte in Oeſterreich offen ausgeſprochen, ſich auf das deuſche Element zu ſtützen. Wer über die Tendenzen und den Charakter der großdeutſchen Bewegung noch im Zweifel iſt, möge die Perſonen ins Auge faſſen, die theils offen, theils hinter den Couliſſen die eigentlichen Leiter waren, denen der Troß blindlings gehorchte: Herr v. Beuſt in Dresden, v. Varnbühler in Stuttgart, Windthorſt in Hannover, v. Linde in Frankfurt, v. Dalwigk in Darmſtadt, v. Linden in Stuttgart, v. Ketteler in Mainz u. ſ. w.

Es war für das Großdeutſchthum die höchſte Zeit geworden. Der Nationalverein ſchritt rüſtig voran, am 23. Auguſt 1861 hielt er in Heidel-

berg seine erste allgemeine Versammlung und beschloß eine Sammlung für die Errichtung einer deutschen Flotte. Preußen schloß mit S. Coburg-Gotha am 1. Juli 1861, mit Waldeck am 23. Februar 1862, mit S. Altenburg am 30. März 1862 eine Militär-Convention, mit Braunschweig bestand sie bereits. Am 31. October 1861 motivirte S. Coburg in der Bundesversammlung die Nothwendigkeit einer Bundesreform. Sofort tritt der rührigste Depeschenmeister des 19. Jahrhunderts in Thätigkeit. Er bringt schleunigst einen Reform-Entwurf zu Stande, theilt ihn vertraulich Oesterreich mit, das am 5. November 1861 antwortet, hierauf geht er nach Berlin, von wo am 20. Dezember eine Antwort erfolgt. Gegen diese preußische Depesche geben am 2. Februar 1862 in der Bundesversammlung die Gesandten von Oesterreich, Bayern, Württemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt und Nassau Erklärungen gab. Die erste Frucht der neuen Union zeigte sich. Zwischen Preußen im Namen des Zollvereins und Frankreich war ein Handelsvertrag geschlossen, den Bayern und Württemberg ablehnten, letzteres wiederholt. Auf die preußischerseits angedrohte Kündigung des Zollvereins bequemte man sich zur Annahme, aber der Riß wurde größer. Das erste deutsche Schützenbundsfest zu Frankfurt (12. Juli 1862), auf dem Professor Wildauer aus Tyrol durch seinen Protest gegen die Oesterreicher „Schmerzenskinder" des Darmstädter Metz ein berühmter Mann geworden war und als solcher bald von seinem Kaiser ordengekrönt wurde — er ist nebenbei Bruder der bei Hofe damals sehr gelittenen Hofschauspielerin W. — tagte gleichzeitig mit der Conferenz der Bevollmächtigten von Oesterreich, Bayern, Sachsen, Württemberg, Hannover, beider Hessen in Wien (8. Juli bis 10. Aug.), deren Aufgabe die Ausarbeitung einer Bundesreform war. Am 14. August wird deren Resultat, der Antrag auf eine Delegirtenversammlung zur Unterstützung der Bundescommissarien und auf ein Bundesgericht der Bundesversammlung unter dem Proteste Preußens vorgelegt. Hannover verweigert seinen Beitritt zum Handelsvertrage. Der Wiener Deutsche Juristentag, für welchen die Stadt 40,000 Gulden aufwandte, ruft im Dufte des aus Bierseideln getrunkenen Champagners eine unsägliche Begeisterung und großdeutsche Verbrüderung hervor. Denn hier waren auch die Ultramontanen vertreten, insbesondere Peter Reichensperger.

So standen die Sachen, als man vorgehen zu können glaubte. Man plante und berieth, vor allem thätig waren Heinrich, Moufang, Molitor, Ruland, Freytag, Jörg u. s. w. Eines Tags fand man sich zusammen dort, wo der Inn aus Tyrol nach Bayern tritt, in Rosenheim, aus Wien der ehrlich großdeutsche nichts weniger mehr als ultramontane und nicht politische Brinz mit Rechbauer und Kaisersfeld, aus München Jörg und Freytag nebst Anhang, aus Stuttgart Herr v. Varnbühler. Zu ihnen gesellte sich mit einer Legitimation von Graf

Rechberg und Herrn v. Beust bereits zur späten Abendzeit ein kleines Männlein, unbedeutend, aber dazu bestimmt, eine wichtige Botenrolle zu spielen, Franz von Gruben, Sohn eines Kölner Justizbeamten, Schwestersohn des bekannten Obertribunalsraths v. Daniels und Schwiegersohn des früheren hessen-darmstädtischen Geh. Staatsraths und damaligen Bundestagsgesandten Liechtensteins und einiger anderen Großmächte der 16. Curie für österreichisches Conto, v. Linde. Bereits als königlich preußischer Referendar mit Fräulein v. Linde verlobt, erhielt er nach glücklich absolvirtem Assessor-Examen beim Fürsten Thurn und Taxis in Regensburg, dessen Interessen der Bundestagsgesandte gleichzeitig vertrat, eine Anstellung als Postrath. Aus der preußischen Unterthanenschaft entlassen und in den Unterthanenverband von Vaduz aufgenommen, ja in den Freiherrnstand dieses Reiches von zwei und neun Zehntel Quadratmeilen erhoben, wurde er bald der unentbehrliche Amanuensis des taxisschen Verwaltungschefs, v. Dörnberg, Bruders der ersten Gemahlin des Fürsten, in dessen Stelle er denn auch nach dem Austreten desselben eingerückt ist. Der am 26. Juni 1867 verstorbene Erbprinz Taxis war als Gemahl der Schwester der Kaiserin von Oesterreich und Neffe Dörnbergs, der entfernt mit Herrn v. Beust vervettert ist, der rechte Mann, seinem kaiserlichen Schwager, mit dem er auf dem intimsten Fuße stand, unmittelbar ohne Dazwischenkunft von Ministern Projecte zugänglich zu machen. Was der Herr v. Linde, dessen Preußenhaß gleichen Schritt hielt mit dem seit 1848 gradatim sich entwickelnden Ultramontanismus, zur Wiedergeburt Deutschlands erfand, ließ sich durch den richtigen Kanal in Fluß bringen. Zugleich sorgte man für materielle Hebung Großdeutschlands und Roms. In diesen Verbindungen liegen zugleich die Fäden für die Geschäfte des päpstliche Grafen und Meisters aller Gründer Langrand-Dumonceau in Bayern, Oesterreich und Sachsen. Fürst Taxis war mit vielen Millonen betheiligt, sein Beamter v. Gruben genoß die reiche Einnahme eines Verwaltungsraths. Als es mit Herrn Langrand zur Neige ging, legte sich zu Gunsten des Fürsten Taxis der Kaiser und die österreichische Diplomatie und Ministerium ins Mittel, bis er anno 1871 mit heiler Haut davon kam, während Tausende armer Teufel sich verbluteten. Auch für die Placirung der päpstlichen Anleihen und die Uebermittelung der Peterspfennige sorgte die Gesellschaft, wofür es dann päpstliche Orden setzte. Für die Bekehrung Deutschlands zum österreichischen Großdeutschthum standen reiche Mittel zur Disposition, Artikel aus der Fabrik Dresden-Regensburg-Stuttgart-Frankfurt-Wien bearbeiteten in verschiedenen Zeitungen das Volk, das Wiener Cabinet gab Gelder her zur Creirung neuer Zeitungen in Hannover, Baden u. s. w. Was katholisch war, schwärmte. Richtig ist, daß einzelne Blätter katholischer Färbung nicht ganz auf die Geschichte ein-

gingen; die Strafe war, daß sie den Geruch echtester Katholicität einbüßten.

Die Ereignisse drängten sich. Am 28. und 29. Sept. 1862 traten zu Weimar Abgeordnete verschiedener deutscher Staaten zusammen und gründeten die „ständige Commission" eines deutschen Abgeordnetenhauses. Gerade einen Monat später, am 28. October, wurde zu Frankfurt a. M. auf einer Versammlung der großdeutschen Partei der großdeutsche Reformverein gegründet. Am 23. September war an die Spitze des preußischen Ministeriums jener Mann getreten, dessen Name für immer mit Deutschlands Neugestaltung verbunden bleibt — Otto von Bismarck-Schönhausen, der Beust überflügelte, Rechberg, Linde u. s. w. von Frankfurt her kannte. Baden (Freiherr v. Roggenbach) forderte am 7. Januar 1863 zur Bundesreform auf, das zu Wien entworfene Delegirten-Project wurde in der Bundesversammlung am 22. Januar mit 9 gegen 7 Stimmen verworfen, Bismarck erließ die Circularnote vom 24. Januar an die preußischen Gesandten, welche sich über die Bundesreform und die Stellung Preußens zu Oesterreich aussprach. Man sah in Wien und Dresden und Frankfurt ein, daß man seinen Meister gefunden, gegen den auf dem bisherigen Wege durch die sichere Köderung der kleinen Stimmen nichts zu machen sei. Jetzt oder nie, so dachte man im großdeutsch-ultramontanen Lager, nachdem Oesterreich auf jene Note unterm 27. Februar geantwortet hatte. In aller Stille arbeitete man ein Bundesreformproject aus, die Ideen gehören Linde, Beust und Rechberg, die Ausführung ersterem großentheils. Man gewann Schmerling, ließ es durch Herrn v. Biegeleben, Ministerialrath in Wien und durch seine Frau Verwandter der ganzen ultramontanen Adelspartei in Tyrol, feilen und dann durch den Erbprinzen Taxis im Verein mit Rechberg und Schmerling dem Kaiser von Oesterreich plausibel machen. König Wilhelm von Preußen befand sich zur Kur in Gastein. Dort am 2. August überreichte der Kaiser von Oesterreich demselben zuerst das Project und lud ihn zu einem Congresse sämmtlicher Bundesfürsten in der Kaiserstadt Frankfurt ein; der König lehnte am 4., von Neuem am 7. ab. Am 3. August waren alle deutschen Fürsten und die freien Städte eingeladen worden. Vom 17. August bis 1. September tagte der Fürstencongreß zu Frankfurt, mit ihm am 21. und 22. August tagten über 300 Landtagsabgeordnete deutscher Staaten, welche eine Nationalversammlung und volles Recht für Schleswig-Holstein forderten. Die deutschen Fürsten, mit Ausschluß von Baden, Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Luxemburg, Reuß j. L., Waldeck, und die Freistädte gaben dem Reformproject ihre Zustimmung. Die Antwort des Königs von Preußen vom 22. September 1863 machte diese Reform unmöglich.

Enger Partikularismus, confessioneller Fanatismus und persönliche

Motive hatten diese Pläne geschmiedet. Dem Kaiser von Oesterreich unterbreitete man sie als das einzige Rettungsmittel von Seiten solcher Personen, denen er sein ganzes Zutrauen schenkte. Während er die edelsten Absichten hatte, war es den Coulissiers nur darum zu thun, Preußen lahm zu legen. König Wilhelms fester Sinn und Bismarcks durchdringender Blick haben es verhindert. Was man unternahm, um Preußen zu erniedrigen, hat Oesterreich aus Deutschland gestoßen. Nach dem Frankfurter Congresse mußte die eine oder andere Macht weichen, beide konnten nicht mehr wie bisher neben einander stehen.

Das Zetergeschrei der Ultramontanen und Partikularisten wurde bald übertönt durch den Klang der mit dem Tode K. Friedrich's VII von Dänemark in Fluß gekommenen schleswig-holsteinischen Losung. Es ist bekannt, wie die Ultramontanen und Partikularisten eine Action des Bundes verlangten, Preußen und Oesterreich aber die Sache in die Hände nahmen und glänzend durchführten. Als es sich nun um die endliche Regelung handelte, stand wieder diese ganze sogenannte großdeutsche Partei mit Oesterreich auf Seiten des Erbprinzen von Augustenburg. Je näher die Gefahr eines Krieges zwischen den beiden Mächten rückte, desto mehr zeigte sich die ultramontane Partei in ihren Organen und Leitern. Hatte man bereits 1863 auf Commando für das Gelingen der Bundesreform die Losung von Messen im großen Umfange vorgenommen, so wurde 1866, wie noch in frischer Erinnerung ist, der Bruderkrieg, der Krieg gegen das katholische Oesterreich nicht — wie das mit Recht geschehen darf — verwünscht, sondern als eine Verletzung der katholischen Religion hingestellt. Es ist bekannt, wie in manchen ultramontanen Familien für den Sieg der österreichischen Waffen gebetet wurde, wie nach dem Kriege die ultramontane Presse die Todfeindschaft gegen Preußen auf ihre Fahne schrieb. Denn Preußens Siege über Oesterreich hatten dieses zur Verzichtleistung auf Venedig und zur Anerkennung des Königreichs Italien geführt, hiermit aber endlich die Macht aus Italien entfernt, welche vom Tage der Rückkehr Pius' VII in seine Staaten bis zum Jahre 1848 und auch seitdem im Verein mit Frankreich bis 1859 den Papst als Souverän gehalten hatte. Mit der Annexion von Hannover, Kurhessen und Nassau waren enge Verbündete der Ultramontanen gefallen, mit dem Fortfalle des Bundestags war ihr unmittelbarer Einfluß auf Deutschlands Geschicke noch mehr gesunken; es stand zu befürchten, daß die Verträge, welche die Südstaaten mit Preußen geschlossen hatten, zu größerer Einigung führten. Das Gespenst eines preußischen Kaiserthums ließ die Ultramontanen nicht ruhen. Dagegen mußten alle Hebel in Bewegung gesetzt werden. Man fand den besten Genossen am Kaiser Napoleon, der, als er die Erfolge Preußens sah, bereits während des Krieges seine Intervention

in Aussicht gestellt hatte und jetzt zu Allem bereit war. Auf Empfehlung Napoleons, des Königs Johann von Sachsen und zugleich des Schwagers Taxis macht der Kaiser von Oesterreich den Herrn von Beust, der alle Fäden der antipreußischen Liga geschürzt hatte, am 30. November 1866 zum Minister. Da aber treibt das Schicksal Ironie. Beust schafft den Dualismus, wird Reichskanzler, bringt das Concordat zu Tode, stürzt durch seine Intrigue das selbstgeschaffene Bürgerministerium, wird Vater der czechischen Ausgleichsideen, gehaßt und geschmäht von allen Seiten, schreibt zahllose Depeschen, stürzt das Ausgleichsministerium Hohenwart, wird dadurch plötzlich der gefeiertste Mann der Deutschen in Oesterreich, um auf dem Gipfel des Ruhmes angelangt von dem Posten eines Reichskanzlers und Ministers des kaiserlichen Hauses sich in die Ruhe des Londoner Nebels zu begeben.

Mit welcher Wuth seit 1866 von den ultramontanen Blättern aller Farben vom Wiener und Münchener Vaterland und Volksfreund bis zu den unbedeutendsten Lokalblättern herab gegen Preußen agirt wurde, ist bekannt. Das Organ, welches seit der Kölner Affaire von 1837 eine solche Macht besaß, daß es für die Familien Görres, Phillipps und Jarke viele Jahre hindurch ein höchst rentables Geschäft war, die „historisch-politischen Blätter" waren die Ablagerstätte all des Geifers, den der Welfe Onno Klopp, zwar selbst noch Protestant, aber eng befreundet mit den Jesuiten, die Herren in Mainz ꝛc. ausspieen. Die Verpreußung, Protestantischmachung war die Parole, welche bei den Wahlen zum Zollparlament in gleicher Weise wie heute ausgegeben wurde. Am thätigsten war der Adel. Nicht bloß, daß der ultramontane und zugleich gegen die Verfassung und den deutschen Einfluß in Oesterreich kämpfende Adel zum Theil aus deutschen Convertiten besteht, wie den Grafen Schönburg und Blome, Herrn v. Stillfried ꝛc., die engste Verbrüderung ist seit 1859 und noch mehr 1866 zwischen dem österreichischen und deutschen ultramontanen Adel eingetreten. Die Genannten, der Convertit Prinz Isenburg, Fürst Löwenstein, die bayrischen, westfälischen, rheinischen Herren spielen auf den „Katholikenversammlungen" eine Rolle, haben die Demonstrationen für den Papst, die Deputationen zur Uebergabe der Peterspfennige, die Adressen an den Papst mit dem Klerus in Scene gesetzt. Diese Kreise sind es, auf deren Berichte man in Rom alles Gewicht legt. Wie eng liirt diese Schaar ist, wird schon durch den einen Umstand bewiesen, daß bald kein Gräflein oder Barönlein zu finden ist ohne einen päpstlichen Orden und dergl. Nachdem die Jesuiten, um mit einem Schlage die modernen Theorien aus der Welt zu schaffen, im Jahre 1864 den Syllabus hatten verkündigen lassen, und ein Schrei der Entrüstung durch Europa ging, war es der ultramontane Adel und der Klerus in seinen maßgebenden Persönlichkeiten, der allgemein für ihn eintrat, einzeln ihn mit Jubel begrüßte.

Dieſes Experiment ſchien geglückt zu ſein. Man war in der Kurie jetzt in ſeiner Anſicht aufs neue beſtärkt worden, daß die Regierungen Deutſchlands den Muth nicht beſäßen, gegen die katholiſche Hierarchie aufzutreten. Denn — ſo kalkulirte man — im gegentheiligen Falle hätte ſich der Staat offenbar die Verkündigung von Grundſätzen nicht gefallen laſſen, welche ſeine Exiſtenz untergraben. Gewohnt, ſich über jedes Geſetz hinwegzuſetzen, legte man für Schwäche aus, was ſich beim Mangel von geſetzlichen Repreſſivmitteln von ſelbſt verſtand, das ſtrafloſe Dulden der Syllabuspublikation. Und ſelbſt wo man auf klerikaler Seite dieſes Verhältniß kannte, ſchob man nichtsdeſtoweniger die Unthätigkeit auf Rechnung von Furcht, weil man ſich mit Recht ſagte, es ſei unbegreiflich, wie die Regierungen nicht ſofort geſetzliche Mittel herbeizuführen ſuchten, um die Folgen einer ſo offenen Unterwühlung der ſtaatlichen Geſellſchaft ruhig hinzunehmen. Gewiß hat dieſer Calcul etwas für ſich. Der Staat zwingt jedes Kind, den Religionsunterricht zu beſuchen, iſt aber paſſiv gegen die notoriſche Einſchwärzung der ſtaatsfeindlichſten Geſinnungen und Anſchauungen in die Herzen der Jugend Da bleibt wohl nur die Annahme der Furcht vor den Schwarzen übrig. Daß man den Laien alles bieten könne, hatte man gerade zehn Jahre früher erprobt. Dieſe ſammt der Kleriſei hatten — ob gläubig oder mit ſchlechten Witzen, iſt Eins — ſich ein päpſtliches Dogma über die „unbefleckte Empfängniß" gefallen laſſen, das mit dem Chriſtenthum nichts zu thun hat und die Ausgeburt mönchiſcher Vorſtellung iſt.

Man durfte nach dieſem Erfolge mit Recht denken, man brauche nur kühn die letzte Saite aufzuſpannen. Darin wurde man von allen Seiten beſtärkt. Pius ſtellte ein allgemeines Concil in Ausſicht und ließ, um der Welt Sand in die Augen zu ſtreuen, am 6. Juni 1867 durch die Congregatio Concilii ſiebzehn Fragen den Biſchöfen behufs der Verhandlung auf dem Concil zur Beantwortung vorlegen, welche zum Theil geradezu albern waren. Die deutſchen Biſchöfe, welche gegenüber der neuen Wendung der Dinge ſich nicht mehr ganz ſicher fühlten, traten zum erſtenmale am 16. Oktober 1867 in Fulda zuſammen, nicht etwa, wie in alter Zeit, auf einer Synode, ſondern heimlich. Das Protokoll, welches 1867 in der L. Schwann'ſchen Buchdruckerei (Neuß und Köln) als Manuſkript gedruckt und an alle Biſchöfe verſandt worden iſt, enthält nur kirchliche Dinge; die Politik hat aber neben dieſen eine Hauptrolle geſpielt. In dieſen Fuldaer Conferenzen iſt jeder Geiſt der Selbſtändigkeit, der Charakter erſtickt worden. Auf ihnen haben ſich die Mitraträger in eine unbedingt ſtaatsfeindliche Stimmung hineingeredet, ſich gegenſeitig der vollen Muthloſigkeit der Regierungen verſichert, ſich beſtimmt vorgemacht, je rückſichtsloſer und entſchiedener man vorgehe, deſto eher werde man den Liberalismus vernichten. Rom hatte gegen

die „Beraubung" die heiligsten Erklärungen erhalten; die Adresse der zu Rom wegen der 18. Säkularfeier des Martyrertodes von Petrus (?) und Paulus in Rom versammelten Bischöfe vom 1. Juli 1867 — es zeichneten 459 — versicherte dem Papste den unbedingten Gehorsam. Die Peterspfennige waren so reichlich eingelaufen, das päpstliche Heer, seit Frankreich seine Truppen aus Rom zurückgezogen und nur in Civitavecchia noch belassen hatte, zu einer allgemeinen Sache der Katholiken geworden, daß man die Zeit für gekommen hielt, um ein für alle Male den modernen Zeitgeist todt zu machen und den Besitz der weltlichen Herrschaft des Papstes mit der Sache der Religion zu identificiren. In der zur Ausarbeitung der Concilsvorlagen berufenen Commission, die unter vollster Direction der Jesuiten stand, wurden die päpstliche Unfehlbarkeit und die direkte und ordentliche Gewalt des Papstes über die ganze Kirche, sowie die Nothwendigkeit des Kirchenstaats als Dogmen aufgestellt, letztere direkt, erstere vorläufig noch verclausulirt, wie dies das seither gedruckte Schema zeigt (s. Friedrich Documenta II S. 91 und 93); zugleich stellte man die römischen Theorien über das Verhältniß von Kirche und Staat als Dogmen hin (Friedrich II S. 95 ff.). Neben dieser Redaction machte man bezüglich der Unfehlbarkeit ein zweites, dieselbe direkt aussprechendes Projekt, das nach den Umständen an die Stelle der Vorlage treten sollte. Die Entscheidung fiel im April 1869, als der Papst sein Priesterjubiläum feierte. Die Jesuiten, nicht minder viele Bischöfe, berichteten übereinstimmend, das gesammte katholische Volk erwarte mit Sehnsucht des Ausspruch des Concils über die päpstliche Unfehlbarkeit und die Nothwendigkeit des Kirchenstaats. Nachdem dann insbesondere von Seiten der zu diesem Jubiläum in Rom erschienenen Deputationen von Adeligen ꝛc. dem Papste versichert worden, daß man in Deutschland und Oesterreich mit Sehnsucht diese Definitionen erwarte, war die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit und Allgewalt durch das Concil, wie die Dogmatisirung der Nothwendigkeit der weltlichen Gewalt eine beschlossene Sache, bevor das Concil zusammentrat.

Was seitdem eintrat, ist in frischem Andenken. Die deutschen Bischöfe suchten gegen besseres Wissen die Gläubigen in ihrem Fuldaer Hirtenbriefe vom September 1869 zu beruhigen, sie oppenirten scheinbar in Rom gegen die Unfehlbarkeit, die Opponenten gelobten sich vor ihrem Weggange aus Rom im Juli 1870 gemeinsames Handeln und thaten sammt und sonders hinterher das Gegentheil.

Die eigentliche und entscheidende Wendung trat im Mai 1870 ein. Der Krieg Frankreichs gegen Deutschland war eine beschlossene Sache. An dem Siege der Franzosen zweifelte man nicht. Von ihm hoffte man einen Umsturz der Verhältnisse in Deutschland und als Rückschlag die Wiederher-

stellung der früheren Zustände Italiens. Man mußte jetzt zum Ziele kommen. Die Debatte wurde geschlossen und am 13. Juli trotz des Nonplacet der Bischöfe, welche etwa die Hälfte der katholischen Christenheit repräsentirten, die Infallibilität und päpstliche Allgewalt angenommen und am 18. Juli mit der französischen Kriegserklärung gleichzeitig publizirt.

Wie die Ultramontanen sich verhielten, hat die Partei Jörg und Genossen in Bayern sattsam bewiesen vor dem Kriege, und als es sich um die Zustimmung zu den Versailler Verträgen handelte. Die jetzt von den ultramontanen Führern so hoch gepriesene Opferwilligkeit ist letzthin aus Crefeld (wo gegen 45,000 Thlr. gesammelt wurden, darunter nicht 1/45 von den frommen Katholiken, obwohl die Katholiken sich zu den Evangelischen wie 40: 18 verhalten) an einem praktischen Belege illustrirt. Solche lassen sich in reicher Fülle beibringen. In einer fürstlichen deutschen Familie, die in Bayern wohnt, wurde für den Sieg der französischen Waffen förmlich gebetet und jeder deutsche Sieg mit Grausen vernommen; in W. lebt ein Baron X., der sich nicht in der Lage befand, für die deutschen Verwundeten zu zeichnen, wohl aber für den Peterspfennig eine hübsche Summe und obendrein seine Frau als Mitglied der Damendeputation mit nach Rom reisen ließ. Gewiß, das katholische Volk hat seine Schuldigkeit, hat mehr gethan. Die Führer tragen die Schuld nicht. Als der Krieg den Reichsfeind vernichtete, da galt es den letzten Trumpf auszuspielen. Nachdem die deutschen „Hirten", während noch die Deutschen in Feindesland standen, mit ihrem ekeln Dogmengezänke begonnen, der Ketzerverfolger in Köln schon im September losging, die Confratres in Breslau und München u. s. w. nachfolgten, suchten die ultramontanen Reichstagsboten zu erzwingen, was dem deutschfeindlichen Erzbischof von Posen in Versailles nicht gelungen war: Deutschland zur Einmischung in die italienischen Verhältnisse zu bewegen, um dem Unfehlbaren, dem als „Fingerzeig Gottes" zwei Monate nach erlangter Göttlichkeit die Königswürde abgestreift worden war, seinen Kirchenstaat wieder zu verschaffen. Alle ultramontanen Häupter: Ketteler, Jörg, Windthorst, Savigny, P. und A. Reichensperger, Malinkrodt mit dem ganzen Troß traten ein für dieses Beginnen. Es scheiterte. Da ließ man mit einem Male die Maske fallen und predigte offenen Vernichtungskampf gegen das deutsche Reich und gegen Preußen.

Doch die Gegenwart bedarf keiner Schilderung. Gottlob, daß endlich der Feind das Visir aufgeschlagen hat. Wir wissen jetzt, woran wir sind. Die Wuth geht bis zur reinen Blindheit. Gesetzliche Bestimmungen, die in Oesterreich, Bayern, Württemberg, Baden, Oldenburg, Frankreich ohne allen Skrupel befolgt werden, sollen in Preußen gegen „Gottes Gebot, Gewissen" u. s. w. gehen. Es soll gegen Gottes Wort sein, dem Staate die Ernennung von Geistlichen anzuzeigen, die in vielen Fällen von ihm Einkommen

beziehen, die Seminarien, welche er dotirt, zur Aufsicht zu öffnen; in Oldenburg schwört man einen Eid auf die Staatsgesetze, in Preußen soll das gottlos sein. Es ist sicher und auch durch die Thatsachen bewiesen, daß Rom die Parole ausgetheilt hat, an allen Enden den Kampf einzustellen und ihn gegen Preußen zu konzentriren. Daher die zahme Opposition in Bayern gegen die gemischten Schulen, in denen der Religionsunterricht fortertheilt wird, die beispiellose Sanftmuth und Zuvorkommenheit derselben Person in Freiburg, welche in Hohenzollern dem Gesetze trotzt, daher die Vornahme einer Handlung in Oldenburg durch denselben Bischof von Münster, der diese Handlung für Preußen als gewissenlos erklärt; daher die Ignorirung der Altkatholiken in Bayern, Baden ꝛc. bis zur coulanten Spendung der Sakramente, wenn sie einer verlangt, in Preußen die Bannflüche; daher in Würzburg die Beerdigung eines neukatholischen Selbstmörders mit Pauken und Trompeten. Es ist ein System der Heuchelei, der Charakterlosigkeit eingeführt, das keine Grenze hat. Die Kanzeln sind zu reinen Werkstätten der gemeinsten Schimpferei geworden. Und bei alledem wagt es die schwarze Partei die Lüge in die Welt zu senden: Preußen habe den Kampf gegen die katholische Kirche begonnen. Es ist Zeit, daß das Reich diesem Treiben Einhalt thue. Der Ruin der Nation und des Vaterlandes ist das Ziel des Ultramontanismus.

Ein Stück griechischen Kunstlebens.

Seht hier, o hin! wie's reichlich quillt,
Die Kiste bis zum Rande füllt. —
Goethe.

Wer einmal in Pompeji gewesen ist und gerade das Glück gehabt hat, bei Ausgrabungen gegenwärtig zu sein, der kennt den eigenthümlichen Reiz, den der Anblick verursacht, wie die Arbeiter unter großen Anstrengungen mit Hacke und Schaufel thätig sind, wie sie hier einen kleinen unbedeutenden, dort einen durch Form und Inhalt wichtigen Gegenstand, selten etwas ganz Gleichgültiges zu Tage fördern; ja auch die geringste Kupfermünze, ich weiß nicht unter welchem römischen Kaiser geprägt, oder ein kleines Glasgefäßchen aus der Erde hervortauchen zu sehn, macht allemal auch dem nicht archäologisch gebildeten Touristen ein besonderes Vergnügen.

Ja, in Pompeji, wo Alles fast zu Tage und auf der Oberfläche liegt, da läßt man die Ausgrabungen gerne gelten. Sollen nun aber für schweres Geld Arbeiter auf längere Zeit gemiethet, hunderte von Spaten in die Erde gestochen werden, bloß auf den glücklichen Zufall hin, daß etwas gefunden

werde und ohne ganz beſtimmte Anhaltspunkte in Händen zu haben, daß nun wirklich an der ins Auge gefaßten Stelle etwas verborgen liege? Ließen ſich die dazu erforderlichen großen Summen nicht beſſer und mit weniger problematiſchem Erfolg im Intereſſe der Wiſſenſchaft verwenden?

Auf dem Boden des eigentlichen Griechenlands treffen ſolche Betrachtungen in der That nicht zu. Es iſt, als ob allerorten die Erde nur darauf warte, daß ihre Schätze gehoben werden, ſo reich und voll ſpendet ſie auch unerwartet neue Gaben. Und wie ganz anders als in Italien muß jenes Intereſſe an Ausgrabungen wachſen, wenn in Griechenland ſelbſt, auf das doch zuletzt Alles, was ſich an Erzeugniſſen der Kunſt und des Kunſthandwerks in Italien findet, als auf ſeine eigentliche Quelle zurückzuführen iſt, auf einem ausgedehnten Raum Dinge plötzlich der Welt wiedergegeben werden, die ganz neue Einblicke in die Kunſtthätigkeit der Hellenen geſtatten oder eine Seite der antiken Lebensanſchauung beleuchten, von der wir bis jetzt nur zerſtreute zuſammenhangsloſe Vorſtellungen haben konnten. So recht eindringlich erfährt das der Reiſende bei einem Beſuche der griechiſchen Hauptſtadt. Wer nach Athen kommt, den begrüßen bereits aus weiter Ferne die hehren Ruinen des Pallastempels auf dem weit hinaus ſchauenden unvergleichlichen Akropolishügel. Dieſer Anblick läßt den Wanderer nicht, bis er ſich ganz der Stadt genähert hat. Und wie ein wehmüthiger Schlußaccord in dem Liede von zerfallener Pracht und Herrlichkeit, das den Kundigen durchzittert, wirkt auf ihn dann unmittelbar vor dem Thore von Athen der alte Friedhof an dem kleinen der Dreifaltigkeit geweihten Hügel. Noch vor zehn Jahren wußte man wohl, daß einſtmals am Eingange der alten Stadt im äußeren Kerameikos die für das Vaterland Gefallenen feierlich beſtattet worden waren, auch daß hier in der Nähe bedeutende Grabmäler geſtanden hatten, war aus alten Schriftſtellern bekannt; wer aber hätte geglaubt das zu finden, was nun vor Aller Augen daliegt? Es iſt eine der ergreifendſten Stellen auf dem an großartigen Eindrücken unerſchöpflichen Boden von Athen, dieſe erſt vor wenigen Jahren aufgedeckte öffentliche Grabſtätte, einmal mit ihren einfach geſchmückten weißen Marmorſtelen, den noch einfacheren zahlreichen ein bis zwei Fuß hohen runden namenbeſchriebenen Säulchen von blauem hymettiſchen Stein, und dann mit den noch auf ihren Gräbern befindlichen Reliefs tapferer Krieger, jugendlicher Athleten oder auch von Abſchiedsſcenen ſchlichter und rührendſter Art. Hier ſtehen wir zwiſchen den Denkmälern des Todes zugleich mitten inne im lebendigen Wandel mit dem Geiſte des ewig lebenden, ewig jungen Griechenvolks.

Doch ich wollte ja nicht von Athen erzählen; nur aus einer auch im Alterthum ganz unbedeutenden Provinzialſtadt will ich Einiges mittheilen,

wo seit einigen Monaten eine Menge von Dingen entdeckt wird, die bestimmt scheinen, in Zukunft auf die Federn der Archäologen und auf die Liebhaberei der Freunde alter Kunst in gleicher Weise eine mächtige und nachhaltige Anregung auszuüben.

Zu Tanagra in Böotien entdeckte man seit dem Anfange des Sommers vorigen Jahres nicht sehr tief unter dem Ackerland alte Gräber und in denselben kleine den Todten mit ins Grab gelegte Figuren aus gebrannter Erde. An sich ist das nichts Auffallendes. Auch sonst hat man bekanntlich vielfach derartige Terracottagegenstände in Gräbern gefunden; aber eine ich möchte sagen sorgfältige systematische Vertheilung von solchen Bildwerken manchfaltigster Art, wie sie hier vorliegt, ist ohne Beispiel. Bei dem für Griechenland selbst so unglücklichen Verbot der Ausfuhr von Antiken wurden die Ausgrabungen ganz im Geheimen getrieben und nur dann und wann klangen denen in Athen, die sich für solche Dinge interessiren, fabelhafte Gerüchte von ganz merkwürdigen Funden in die Ohren: leider gestatteten dem Berichterstatter die Umstände nicht, die Fundstätte selbst in Augenschein zu nehmen. In Privatsammlungen tauchten auch wohl hier und da vorher nicht gesehene Terracotten von auffallender Schönheit auf und verschwanden eben so rasch wieder. Ein Augenzeuge, der vor wenigen Wochen als Tourist Tanagra besuchte, erzählte mir, daß nunmehr hunderte und aber hunderte von Gräbern geöffnet und nach den heimlichen Aussagen der umwohnenden Bauern fast eben so viele Gegenstände nach Athen geschafft worden seien. Jetzt hat die Regierung an Ort und Stelle eine Commission niedergesetzt, die weitere Gesetzesübertretungen verhüten soll: augenscheinlich zu spät; denn seit jenem Tage hält wenigstens für die Oeffentlichkeit die Erde ihre Schätze wiederum unerbittlich in ihrem Schooße verborgen. Daß aber in Tanagra selbst in den Hütten der Bauern noch Vieles versteckt gehalten wird, ist zweifellos. Somit ist wohl die Vermuthung gerechtfertigt, daß eine gründliche wissenschaftliche Bearbeitung jener Gegenstände im Zusammenhang für die Zukunft unmöglich gemacht ist. Alles ist nach den verschiedenen Himmelsgegenden hin in die Welt zerstreut worden und Vieles wird wohl erst nach Jahren in irgend welchen europäischen Kunstkabinetten oder Privatsammlungen zum Vorschein kommen. Und doch ist meiner Ueberzeugung nach so wie jener große Vasenfund in Vulci in den Jahren 1828 und 1829 für die Vasenkunde, so der Terracottenfund in Tanagra für die Kenntniß dieses anziehenden Kunstzweigs geradezu epochemachend. Um so mehr ist es zu bedauern, daß dem letzteren ein Eduard Gerhard fehlte, der an Ort und Stelle die wissenschaftliche Katalogisirung und Ausbeute hätte übernehmen können. Dennoch erscheint es geboten, das auch für weitere als die engeren wissenschaftlichen Kreise interessante Thatsächliche zu constatiren und so weit

es ohne eigene Anschauung des Grundes und Bodens geschehen kann, über den ans Licht geförderten Inhalt jenes Gräberfelds, wie er uns an verschiedenen Orten zerstreut zu Gesicht gekommen ist, zu referiren. Dabei wird freilich der Mangel erläuternder Abbildungen recht fühlbar sein.

Die Gräber selbst befinden sich nach der Erklärung meines Gewährsmanns 1—1½ Meter unter dem Erdboden. Mehrere Schichten von Gräbern übereinander, also aus verschiedenen Epochen, haben sich nicht gezeigt. Die Todten sind theils verbrannt, wie aus dem beigesetzten Aschenkrug hervorgeht, theils begraben worden. In der Nähe der Leichenreste befinden sich in der Regel (nicht immer) eine oder mehrere ganz kleine und bis zu etwa 30 Centimeter hohe Statuetten aus gebrannter Erde mit den lebhaftesten Farben bemalt. Ein wie hoher Werth darauf gelegt wurde, die schöneren derselben zu conserviren, beweist die Thatsache, daß sie oft in Vasen von ganz ordinärem Thon und ohne irgend welchen Schmuck eingelassen worden waren, welchem Umstande auch die treffliche Erhaltung der Farben zu verdanken ist*).

Die Darstellungen sind fast alle dem gewöhnlichen Leben entnommen und gestatten nur selten eine mythologische Deutung. Namentlich Frauen, so zu sagen im Gesellschaftsanzug, sind ungemein häufig. Bekleidet bis auf die Füße, von denen der rechte oder linke etwas zurücksteht, in anschließendem, in geraden leichtgeschwungenen Falten hinabfallendem Gewande, einen Gürtel unter dem Busen, so wie bei uns die fränkische Mode im Anfange unseres Jahrhunderts es vorschrieb, bisweilen nackte Arme, die Hände vorn übereinandergeschlagen, in der Rechten den Fächer in der bekannten Form des herzförmigen Blattes, oder auch die Hände bequem gefaltet auf dem Schooß ruhend; die Haare fast regelmäßig nach Art z. B. der Coiffüre des Mädchens aus Herculanum nach hinten in einen Knauf zusammengebunden, so präsentiren sich uns diese lieblichen Geschöpfe in der anmuthigsten Haltung. Daneben sehen wir die Dame, wie sie, bisweilen Muster von Coquetterie, sich

*) Offenbar unrichtig ist die Bemerkung von Friederichs (Kl. Kunst und Industrie im Alterthum oder Berlins antike Bildwerke II S. 270): „Besonders deutlich ergiebt sich das Motiv der Grabesausstattung aus denjenigen bemalten Vasen, die man in Scherben oder verbrannt findet. Sie sind meistens sehr schön, so daß ich oft von Vasenkundigen die Bemerkung gehört habe, man finde die schönsten Vasen in Scherben. Sichtlich sind nun diese Vasen mit Absicht von den Angehörigen des Todten in die Flamme des Scheiterhaufens geworfen und man nahm dazu die schönsten, um dem Todten ein möglichst kostbares Opfer zu bringen." Man wollte gewiß nicht ein Opfer dem Todten bringen, sondern ihn auch im Tode mit den Dingen umgeben, die ihm im Leben besonders werth gewesen waren. Die Ursache, warum man oft die schönsten Vasen in Scherben findet, ist gewiß einfach darin zu suchen, weil sie von dem feinsten Thon und am leichtesten zerbrechlich waren.

auf der Promenade gezeigt haben mag. Langes Schleppkleid, ein Kopftuch von anderem Stoff und anderer Farbe, das bis auf die Kniee hinabfällt und aus dem das feine Geſichtchen allerliebſt hervorblickt, Arme und Hände deutlich ſichtbar unter dem Schleier verborgen, aus dem der Fächer über der linken Bruſt emporgehalten wird; öfters liegt auf dem Kopftuch noch ein runder Hut mit breiter Krämpe genau wie die ſiameſiſchen und chineſiſchen Hüte mit einer Spitze obenauf und gewiß ähnlich dem theſſaliſchen Sonnenhut, den bei Sophokles Ismene trägt, als ſie aus der Fremde kommend ſich ihrem Vater und Antigone auf Kolonos nähert. Zuweilen ſind die Frauen ſitzend dargeſtellt, wie in irgend einer nicht immer deutlich erkennbaren Gedankenthätigkeit. Von dem höchſten Intereſſe iſt bei allen dieſen Gegenſtänden die offenbar mit Vorliebe durchgehends angewandte Polychromie. Die ſchönſte weibliche Statuette, die ich ſah, trug ein kornblaues langes Schleppkleid, das lange feine Kopftuch war von ſafrangelber Farbe mit einer roſenrothen Borde; der Sonnenhut war ebenfalls gelb mit rother Spitze und rothem Rand. In dem wunderſchönen Geſichtchen von Raphaeliſcher Anmuth war das Fleiſch fleiſchfarben, die Augen blau, die Augenbraunen durch Farbe bezeichnet, die Lippen roth, in den Ohrläppchen, die nur zum kleinen Theil unter dem Schleier ſichtbar waren, die Spuren von vergoldeten Ohrringen. Ein Exemplar ſah ich, an dem die Fleiſchfarbe an Geſicht, Hals und Armen geradezu durch eine ſtark aufgetragene Art von glänzender Emaille wiedergegeben war. Das Haar iſt an faſt allen Frauenköpfen jetzt roth; da aber mehrfach deutliche Spuren von äußerſt feinen Golddrähten ſichtbar ſind, ſo dürfte das Roth wohl nur die Grundfarbe für eine regelmäßig durchgeführt geweſene Vergoldung der Haare ſein.

Die vollendetſte Gruppe, die ſich in einer atheniſchen Privatſammlung befindet, will ich zu beſchreiben verſuchen, wenn auch zu einer Würdigung derſelben mindeſtens eine gute farbige Abbildung erforderlich wäre. Auf einem braunen Lehnſtuhl mit breiter bequem geſchweifter Rückenlehne ſitzt auf einem himmelblauen Polſter eine jugendliche Frau in roſenrothem Kleid, das die Arme völlig nackt läßt; die Füße ruhen auf einem Schemel. Mit der rechten Hand ſtützt ſie auf das rechte Knie einen braunen Stab, der durch einen faſt an der Spitze über der Hand befindlichen runden Knauf von gleicher Farbe hindurchgeht, vermuthlich der obere Theil einer Spindel. Sie wendet den Kopf etwas geneigt nach einem nackten Erosputten mit goldenen Flügeln hin, der ſie lächelnd anblickend in ihrem linken Arme ruht. Um den linken Oberarm trägt ſie eine goldene Spange, in den Ohren goldene Gehänge. Vielleicht (wenn nämlich unſere Erklärung des mit der rechten Hand aufgeſtützten Gegenſtandes richtig iſt) iſt die alte Erzählung des in der griechiſchen Literatur aus Sappho bekannten, übrigens bei allen Nationen

wiederkehrenden Volkslieds dargeſtellt von dem Mädchen, das ſpinnen wollte und dem dann das Rädchen ſtockte, weil ihr Herz mit andern Dingen beſchäftigt war. An Aphrodite und Eros iſt gewiß nicht zu denken.

Dieſe flüchtige Skizzirung der in jenen Terracotten erſcheinenden Frauentypen des griechiſchen Lebens wird ſchon eine ungefähre Vorſtellung geben von dem eigenthümlich Neuen, das uns in ſo reicher Fülle in jenen tanagräiſchen Figuren geboten wird. In andern Darſtellungen iſt die Mannichfaltigkeit faſt noch größer. Ein trunkener Silen, in der Linken eine Muſchel als Schale, mit der (verlorenen) hocherhobenen Rechten (aus einer Kanne?) eingießend iſt ein vollendetes Kunſtwerk und ſteht der ſchönen kandelabertragenden Bronzefigur im Neapeler Muſeum völlig ebenbürtig zur Seite; jugendliche ephebenartige Athleten in Bewegung und ausruhend, Jäger mit Sonnenhut, leichtem Schultermantel, den Speer von Bronze eingeſetzt in der durchlöcherten Hand, Amphoren auf dem Kopf tragende ſchlanke Mädchen mit langen über den Buſen hinab fallenden Locken, Mänaden mit dem Kranz von breiten Epheublättern im Haar. Außerordentlich charakteriſtiſch iſt die Gruppe eines alten blinden kahlköpfigen Bettlers mit langem Bart, geführt von einem friſchen lockigen Knaben; ſitzende Komikerfiguren im Coſtüm, Knaben und Mädchen mit der geöffneten Schreibtafel auf dem Schooß, den Griffel in der Hand; hier kniet ein Bäcker, ein echtes Handwerkergeſicht mit ſpitzem Bart, er knetet den Teig auf einer Tafel, vor ihm ein Roſt, neben ihm die fertigen kleinen Brote; da ſitzt ein Mann auf einem niedrigen Stühlchen in den langen Badermantel gehüllt ernſt und geduldig, während hinter ihm ein nur mit einem Schurz bekleideter Sklave ſteht, der ihm mit Scheere und Kamm bewaffnet die Haare ſtutzt.

Oft ſind die Figuren und zwar die größeren aus natürlichen Gründen hohl und waren in dieſem Falle beſtimmt nur von vorne geſehen zu werden; ſie ſtehen auf einer viereckigen Thonplatte. Bei den größeren befindet ſich auf der unbearbeiten Rückſeite ein Loch, hier wohl nur dazu beſtimmt den in der Wand befeſtigten Haken oder Nagel aufzunehmen, an dem die Figur feſtgehalten wurde.

Aber mit allen dieſen Terracotten nicht genug hat man auch kleinere und größere Vaſen von einer feinen weißlichen porzellanartigen Erde gefunden mit einer hellgrünen Glaſur überzogen und mit Reliefs von Silensmasken verziert, offenbar Fayence. Meines Wiſſens bietet Tanagra das erſte Beiſpiel derartiger ſicher beglaubigter Funde aus dem griechiſchen Alterthum, wodurch das Verdienſt der Araber die Fayence erfunden zu haben erheblich geſchmälert werden dürfte. Man ſieht, Alles iſt ſchon dageweſen, und wir können nicht zweifeln in allem Beſprochenen die Reſultate eines Geſchmacks und einer Kunſtthätigkeit zu erblicken, deren Erzeugniſſe viel ſpäter von den

Arabern zu den Spaniern, von Majorka zu den Italienern (Majolica), von dieſen zu den Franzoſen gekommen ſind, bei denen ſie im 16. Jahrhundert ihre höchſte Blüthe erreichten, bis ſie durch die Porzellanmanufacturen von Sèvres, Meißen und Berlin verdrängt wurden. Und man ſtelle einmal dieſe mit Recht geſchätzten franzöſiſchen und deutſchen Figuren neben einige griechiſche Puppen und der weſentliche Unterſchied in Auffaſſung und künſtleriſcher Vollendung wird ſogleich zu Tage treten*).

Von ganz beſonderer Wichtigkeit für die Kunſtgeſchichte würde es natürlich ſein, wenn es gelänge feſte Anhaltspunkte zu finden, um die Entſtehungszeit aller dieſer merkwürdigen urſprünglich offenbar bloß zur Ausſchmückung der bewohnten Räume dienenden Gegenſtände auch nur annähernd zu beſtimmen. Hier und da gefundene Inſchriften, deren genaue Copie von kundiger Hand mir überbracht wurde, gehören unzweifelhaft der römiſchen Epoche an und doch wird man ſich nur ſchwer entſchließen, ein derartiges Kunſtleben in Griechenland der Zeit nach ſo tief herabzurücken. Leider iſt durch das Fehlen der Fundberichte wiſſenſchaftlich geſchulter Augenzeugen der exacten Beweisführung der Boden unter den Füßen entzogen. Die Vorliebe für das Effectreiche in Stellung und Bewegung, in Ausdruck und Haltung, das Naturaliſtiſche, die Neigung zum Genrehaften, das Spielen mit Eroten, die Darſtellung von Scenen aus dem täglichen Leben, ſind, wie W. Helbig in ſeinen vortrefflichen Unterſuchungen über die campaniſche Wandmalerei ausgeführt hat, Kennzeichen der Kunſt der Diadochenzeit.

Möchte ſich Griechenland und namentlich die verdienſtvolle archäologiſche Geſellſchaft in Athen dieſe Erfahrung zur Lehre dienen laſſen und in Zukunft entweder das traurige Geſetz von dem Verbot der Antikenausfuhr, das thatſächlich nur dazu da iſt, um übertreten zu werden, umgeſtalten, oder aber die Hand des Geſetzes auflegen, bevor es zu ſpät iſt und dafür Sorge tragen, daß derartige Entdeckungen ſogleich in der richtigen Weiſe für die Wiſſenſchaft nutzbar gemacht werden.

Wir Deutſche aber dürfen mit neuen und gekräftigten Hoffnungen dem beabſichtigten nationalen Unternehmen von Ausgrabungen in Olympia entgegenſehn, von denen in dieſen Blättern bereits geſprochen wurde, und die in Gemeinſchaft mit Griechenland unternommen die Bürgſchaft glücklichen dauernden wiſſenſchaftlichen Gewinns in ſich tragen.

(Athen). Otto Lüders.

*) Ich weiß nicht, in wie weit die Behauptung Grund hat, daß auch in der Kyrenaika in alten Gräbern fayenceartige Gegenſtände gefunden worden ſeien; in dieſem Falle dürfte die Kenntniß dieſes Kunſtzweigs bei den Arabern an der afrikaniſchen Nordküſte mit den Traditionen der griechiſchen Colonien in Zuſammenhang gebracht werden können.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vor unseren Reichstagswahlen. Vom Oberelsaß. — Während die Wahlkämpfe in Altdeutschland bereits bis auf die Stichwahlen beendet sind, beginnt in Elsaß-Lothringen erst die Wahlbewegung lebhafter zu werden; noch sind nur wenige Wahlprogramme veröffentlicht, ja heut (14 Tage vor der Wahl) sind für einzelne Wahlkreise noch keine Candidaturen gesichert. Ich habe auch nicht die Absicht, die einzelnen Candidaten und deren Programme, noch weniger deren Aussichten zu besprechen; ehe diese Zeilen den Leser erreichen, dürfte das offizielle Wahlresultat bereits bekannt und wenige Tage später vielleicht schon durch das erste Auftreten unserer Abgeordneten deren Taktik offenbar geworden sein. Sicheres hierüber läßt sich um so weniger sagen, als auch heute noch nicht — mit Ausnahme der klerikalen Candidaten — selbst die protestlustigen Wahlbewerber über die Art ihres Vorgehens schlüssig geworden sein dürften. Die Gewöhnung an die harten französischen Vereins- und Preßgesetze, wobei man fast völlig den Muth verloren, persönlich frei und offen vor der Regierung und aller Welt die eigne Meinung zu bekennen, dazu ein überdreijähriger Stillstand der politischen Thätigkeit, bewirken, daß die Agitationen hier nicht öffentlich, namentlich nicht in Wahl*versammlungen*, stattfinden, daß daher auch nicht Parteien, sondern einzelne Führer den ganzen Wahlkampf leiten. In diesen Erscheinungen der bisherigen Wahlbewegung werden die letzten selbstverständlich noch erregteren Tage ebensowenig wesentlich etwas ändern, als in dem allgemeinen Eindruck derselben überhaupt und ich glaube schon heute, zumal um einigen Unkenrufen über die Richtung der Bewegung entsetzter Philister entgegenzutreten, Ihnen darüber einiges mittheilen zu sollen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine große Mehrzahl der Elsaßlothringer an den Wahlen zum Reichstag Interesse nimmt und dringend wünscht, daß durch tüchtige Vertreter in dieser — ihnen freilich in ihrer wahren Gestalt ziemlich unbekannten — Körperschaft ihre Rechte geltend gemacht werden. Diesen echt demokratischen Zug der Bevölkerung verkannten diejenigen Führer der französischgesinnten Parteien, welche von jenseit der Mosel her für jede politische Handlung die Parole ausgaben. So ist es trotz der noch Ende December 1873 durch ein früheres Mitglied der Metzer Gemeindeverwaltung persönlich überbrachten Befehle doch gelungen, jetzt eine genügende Anzahl von Mitgliedern für den lothringischen Bezirkstag zur Ableistung des den Eintritt in die Versammlung bedingenden Eides zu veranlassen und haben darauf hin sich andere Mitglieder gegenüber mehrfach abgegebenen entgegengesetzten Erklärungen endlich doch auch dazu bereit er-

klärt. Die ligue d'Alsace*) würde daher durch das Festhalten an dem Programm der Wahlenthaltung Fiasko gemacht und ihren Einfluß geschwächt haben. Sie hat daher den Kampf aufgenommen. Ihr Schlachtruf: „Entweder Franzose oder Schwoobe" hat bereits den in Straßburg aufgestellten Candidaten der Mittelpartei zum Rückzug veranlaßt, der denn doch selbst bei der Natur französischer Parteikämpfe einen eigenthümlichen Eindruck macht: er hat das Auftreten weiterer gemäßigter Candidaten fast völlig unmöglich gemacht, denn den Candidaten der extremen Parteien gegenüber müssen sich Leute, deren französische Sympathien keinem Zweifel unterliegen, als prussiens brandmarken lassen, sobald sie sich über jene einen Tadel erlauben. Wer wird sich daher als Gegencandidat noch aufstellen! Ich spreche von extremen Parteien; denn neben der radikalen Protestpartei der ligue d'Alsace tritt mit nicht geringerer Thätigkeit die ultramontane auf die Arena. Auch sie bindet sich wohlweise die blauweißrothe Farbe um und sucht wenigstens in denjenigen Bezirken ein Compromiß mit der ersteren, wo der streng protestantische Glaube der Fabrikanten und Bourgeoisie letztere zur Opposition gegen rein ultramontane Candidaten veranlassen könnte. Man will der Protestpartei jetzt das Feld überlassen in der Hoffnung, es bei den auf diese Weise bald wieder erfolgenden Einzelwahlen bei Enthaltung der Radikalen doch noch zu gewinnen — so in Mühlhausen und Straßburg. Wenn sich trotzdem einige gemäßigtere Bewerber finden, so gilt es wesentlich einen bisher gehabten Einfluß nicht zu verlieren.

Einen ganz wunderbaren Eindruck haben die bisherigen Wahlnachrichten in den Kreisen unserer Verwaltung hervorgerufen, dort ist große Noth und Verwirrung. Ich habe bisher weder dem Optimismus, welcher in einigen Jahren die „wiedergewonnenen Bundesbrüder" glaubte umschlingen zu können, noch dem Pessimismus gehuldigt, welcher mit Herrn Gustav Rasch hier ein neues Venetien entdeckte. Ich habe stets hervorgehoben, daß die widerspenstigsten Elemente, die Einwohner in dem Alter von 20 bis 40 Jahren sein werden, weil diese fast ausschließlich in französischer Anschauung groß geworden sind; erst die Jugend kann wirklich unser sein. Ich habe daher die Erfolge anerkannt, welche die Regierung in Begründung des Vertrauens zu einer unparteiischen gesetzlichen Herrschaft und in dem Schulwesen erzielt hat. Man scheint nun aber in den maßgebenden Verwaltungskreisen den leidlichen Gang der Maschine, das persönliche Vertrauen, welches vielfach, namentlich den Kreisdirectoren, in geschäftlichen Angelegenheiten entgegengetragen wurde, mit Erfolgen auf die politische Stimmung identificirt

*) Es muß immer wieder darauf aufmerksam gemacht werden, daß eigentlich immer nur von Elsaß, fast nie von Lothringen die Rede ist

zu haben und es erweckt den Eindruck, als hätte man sich namentlich in Stimmungsberichten eine noch größere Schönfärberei angewöhnt, als sie selbst bei den Correspondenten über offizielle Festessen ꝛc. üblich ist. Der dem französischen, aber ebenso dem südwestdeutschen Wesen so unangenehme Bureaukratismus der preußischen Beamten, welcher in Preußen erschüttert, hier einen letzten Zufluchtsort gefunden zu haben scheint, ist außer sich, daß eine allmählich erwachende Kritik ihm das Geständniß seiner Schwäche abzwingt. Erst jetzt nimmt man sich Zeit zu überlegen, ob man auf der rechten Bahn gewandelt sei; man dürfte aber bereits zu einer höchst vernichtenden Selbstkritik gelangt sein, denn wie würde man sonst solche Besorgniß vor der Thätigkeit unserer neuen Abgeordneten haben! Selbst die tüchtigsten Kräfte darunter werden so bald nicht in der Lage sein, an der parlamentarischen Arbeit sich wirksam zu betheiligen. Ganz abgesehen von der Sprache, deren vorläufig nur einige der candidirenden Priester genügend mächtig sein werden, sind eben die Verhältnisse Deutschlands bisher den Elsaßlothringern völlig fremd gewesen; nur ein in Deutschland großgewordener Altdeutscher kann z. B. die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit verkennen, einem gebildeten Ausländer die Kleinstaaterei mit allen ihren Folgen auf Rechts- und Verkehrsleben klar zu machen. Welchen Eindruck muß es unter anderem auf einen elsaßlothringischen Abgeordneten machen, daß die endlich gesetzlich anerkannte Hoffnung auf eine gemeinsame Civilgesetzgebung als ein nationaler Gewinn noch gefeiert werden konnte! Die bisherigen Candidaten Elsaß-Lothringens sind aber außerdem fast ohne Ausnahme Neulinge als Volksvertreter, daher auch im französischen Verwaltungswesen nur wenig bekannt, also zu irgendwelchem sachgemäßen Angriff durchaus unbrauchbar.

In keinem Wahlkreise hat bisher die Regierung auch nur die Spuren einer Partei gefunden, die offen erklärte, daß sie mit der Regierung gehe, oder dazu auch nur ernstlich gewillt wäre. Mehr oder minder verhüllt jedes Programm einen Protest gegen die Annexion. Die Verwaltung ist nicht davon freizusprechen, daß sie in dieser Hinsicht weniger erzielt hat, als an und für sich möglich war. Kommt das nur daher, weil ein nicht geringer Theil Deutscher glaubte durch Anpassen der preußischen Schablonen binnen wenigen Jahren das Land zu germanisiren? Es ist fast nirgends gelungen den Glauben zu erwecken, daß der jetzige Zustand von Dauer sein könne, die Hoffnung auf einen baldigen Revanchekrieg ist nicht nur von Frankreich aus genährt, sondern auch durch das Verhalten der Deutschen in nichts erschüttert. Ich sehe hier von der großen Politik ab, welche Fürstenzusammenkünfte u. s. w. doch immer mit Rücksicht auf den Störenfried Frankreich veranstaltete; ich will nur die Thatsachen erwähnen, welche in jedem Elsaß-Lothringer den Glauben erweckten, daß Deutschland und seine Regierung selbst

einen baldigen Wiederverluſt ſeines Vaterlandes befürchte. Vor Allem ſind da zu bemerken die umfaſſenden militäriſchen Bauten. Nicht nur wurde der Ausbau von Metz und Straßburg ſo ſtark wie möglich betrieben; beim Abreißen der nach Wegnahme der Steinbekleidung doch ſchon minder werthvollen Wälle der aufgegebenen Feſtungen Schlettſtadt und Pfalzburg wird ohne Rückſicht auf Geldopfer ſo energiſch vorgegangen, als könne jeder Tag den Feind bringen. Aber auch bei allen öffentlichen Bauten ſonſt in den Reichslanden wird das militäriſche Intereſſe offiziell als ganz beſonders maßgebend hervorgehoben. Dabei zeigte die Regierung kein Intereſſe für die ſo wichtigen Communalangelegenheiten. Im direkten, unvermittelten Gegenſatz zu dem bisherigen Verfahren überließ ſie die Gemeinden ſich ſelbſt, „aus Achtung vor der municipalen Selbſtändigkeit" ließ ſie die Bürgermeiſter nach eigenem Belieben und Willkür ſchalten, ja duldete, daß grade dieſe vor allem in den größeren Städten Metz, Colmar, Mühlhauſen recht auffällig ſelbſt in Kleinigkeiten der Regierung entgegentraten, ſelbſt nachdem ihr College Lauth in perſönlichem Conflicte mit dem Oberpräſidenten ſich die Finger verbrannt hatte. Der Fehler in dieſer Hinſicht ward freilich ſchon bei den Gemeinderathswahlen im Juli 1871 begonnen; die gemäßigteren, beſonneneren Elemente, welche bis dahin meiſt am Ruder waren und Maires ſtellen konnten, die durch langjährige Erfahrungen den deutſchen Beamten von großem Werth waren, wurden ohne Unterſtützung gelaſſen; und ſo gelang es vielfach die beſitzenden Klaſſen aus dem Gemeinderath und der Gemeindeverwaltung zu verdrängen. Enthaltung der Regierung von den Wahlen wird auch heut noch von der Verwaltung in einem Lande gepredigt, in welchem die Regierung ſtets alles machte und die Wähler ohne Leitung durch die Maires ſich jedem Demagogen willenlos anvertrauen. Glaubt man vielleicht, daß die Regierung an Autorität gewinnt, wenn alle paar Monate in demſelben Kanton derſelbe Eidverweigerer wiedergewählt wird, um von neuem den Eid zu verweigern? Sind wir wirklich plötzlich ſelbſtändiger als in Preußen, wo unter dem Beifall lieberaler Parteien die Verfolgung von Lehrern wegen ihrer Abſtimmung durch den Miniſter implicite gebilligt wird?

Ebenſo wenig als möglich ſorgte die Regierung um andere wichtige Angelegenheiten der Bevölkerung; überall enthielt man ſich jedes Eingreifens und rühmte ſich genug gethan zu haben, wenn man Handelskammern, landwirthſchaftliche Vereine u. ſ. w. aufforderte, beſtimmte Angelegenheiten in die Hand zu nehmen, weil die Regierung ſich mit denſelben als der Selbſtverwaltung anheimfallend nicht befaſſen wolle; es war eben auch dies ein bureaukratiſcher Zug: man wollte ſich mit Verhältniſſen nicht befaſſen, von denen man vorläufig noch nicht allzuviel wußte, bei denen man ſich erſt von Einheimiſchen Belehrung und Rath hätte holen müſſen. Man wollte nicht

im Verkehr mit diesen zu dem Geständniß gezwungen sein, daß man doch nicht alles, namentlich auch noch nicht die ja bisher nicht weiter interessirenden elsaßlothringschen Verhältnisse kenne, und anstatt sich besser zu informiren arbeitete man auf Grund der in Bayern, Posen, Holstein, Baden, Hannover und der Pfalz und wer weiß fast wo gesammelten Erfahrungen. Wir bewundern die Geduld der Elsaßlothringer, welche auch heut noch in den neuen Gesetzen und Verordnungen den guten Willen und selbst die Fähigkeit der deutschen Gesetzgeber anerkennen und ihnen nur Unkenntniß der hiesigen Verhältnisse vorwerfen. Wir begreifen ihren Widerwillen gegen die große Anzahl neuer, tiefeingreifender Gesetze und bedauern nur, daß den neuen Abgeordneten die Sachkenntniß zu richtigen Urtheilen fehlen wird.

Drei Jahre nach der durch den gewaltigsten Krieg bewirkten Losreißung von einem Lande, dessen Geschichte und Gesetzgebung der Stolz auch der geringsten Bürger war, können wir deutschfreundliche Wahlen nicht erwarten; mögen sie aber dem Bureaukratismus zeigen, auf welchen schiefen Bahnen er bisher wandelte, möge an den maßgebenden Stellen nicht die Energie fehlen, Kräfte, die eben den hiesigen Verhältnissen sich nicht gewachsen gezeigt haben, zu ersetzen, eh' es zu spät wird!

Die Adresse der Berliner Künstler. Aus der Rheinprovinz. — Vor einiger Zeit lief eine die Berliner Akademie der Künste betreffende Notiz durch die Zeitungen, welche auch in unseren, durch den neu entflammten politischen Kampf erregten Tagen wohl geeignet ist, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, auch außerhalb Berlins, in Anspruch zu nehmen. Eine Deputation der Berliner Künstlerschaft, bestehend aus den Herren Süßmann-Hellborn, P. Meyerheim und G. Spangenberg, hat sich dem Cultusminister präsentirt und eine von allen Berliner Künstlern unterzeichnete Adresse überreicht, welche um Ernennung A. von Werner's zum Director der Akademie bittet. Der Wortlaut dieser Adresse, wie er, z. B. in Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, angegeben wird, ist folgender:

„Excellenz! Gegenüber den verschiedenen Gerüchten, die über eine bevorstehende Wiederbesetzung des Directorats der Königlichen Akademie der bildenden Künste in Umlauf sind, fühlen sich die unterzeichneten Mitglieder der Berliner Künstlerschaft gedrungen, Ew. Excellenz ihre vollständige Zustimmung zu dem vor mehreren Monaten von dem Senat der Akademie gemachten Vorschlage, Herrn A. von Werner zu dieser Stellung zu berufen, auszusprechen. Seine hervorragende Begabung und sein ungewöhnliches Können befähigen ihn vor andern, einen künstlerischen Lehrgang wie er heute durchaus nothwendig ist zu leiten, sowie den Lernenden mustergültiges Vorbild zu sein. In der persönlichen Energie und Umsicht desselben finden wir

eine ſichere Bürgſchaft für unſere Erwartung, daß er es verſtehen werde, eine Anſtalt, wie die hier in Rede ſtehende, zu der Bedeutung zu erheben, die ſie einzunehmen berufen iſt. Nur ein ſo allgemein als tüchtig anerkannter Berliner Künſtler kann nach unſerer Ueberzeugung an der Spitze der Akademie ſtehen. In der Hoffnung, daß unſere Wünſche" u. ſ. w.

Dr. Falk hat, nach derſelben Notiz, ſeine Uebereinſtimmung mit dem in der Adreſſe niedergelegten Wunſch ausgeſprochen und zugefügt, die Ernennung werde noch bis nach Bewilligung des Budgets durch die Volksvertretung ausſtehen müſſen, da zugleich eine Reorganiſation der Akademie in Ausſicht genommen ſei, welche höhere Fonds erfordere. Daſſelbe las man in der bald darauf von den Blättern mitgetheilten ſchriftlichen Antwort des Miniſters; und dem entſprechend findet ſich in dem unſeren Abgeordneten vorliegenden Etatsentwurf, dem Vernehmen nach, eine Mehrforderung von etwas über 7000 Thaler für die Akademie dadurch motivirt, daß, abgeſehen von den veränderten Zeitverhältniſſen, der Schwerpunkt des höheren Unterrichs in den Atelierunterricht verlegt werden ſolle. Dadurch würden ſich nicht nur die Anforderungen an die Lehrer ſteigern, ſondern es ſeien auch zum Theil neue Lehrkräfte nothwendig und dergl. mehr.

Das alles ſcheinen uns gute Zeichen. Und nicht am wenigſten erfreulich iſt das lebhafte Intereſſe, welches die Berliner Künſtlerſchaft an dieſer Angelegenheit nimmt. In der That, es wird nachgerade Zeit, daß die Verkümmerung unſerer Kunſtakademie, daß ihre Iſolirung, ihre Entfremdung vom wirklichen friſchen und fröhlichen Kunſt- und Künſtlerleben und -treiben ein Ende nehme. Niemand kann leugnen: die Berliner Akademie hat nicht das Anſehen, geſchweige die dominirende Stellung in Preußen und Deutſchland, zu der ſie, der Natur der Sache nach, berufen wäre. Sie muß dieſe Stellung erringen. Gott Lob und Dank, daß dieſe Ueberzeugung durchbricht, daß die Regierung wie die Künſtler ſelbſt ernſtlich Hand anlegen und helfen wollen. Aber — um es offen zu geſtehen — eben deshalb nehmen wir, vorausgeſetzt, daß der bekannt gewordene Wortlaut authentiſch iſt, an einer Wendung der Berliner Adreſſe nicht geringen Anſtoß. Dieſe Wendung ſollte vielleicht gar nicht die Bedeutung haben, die man außerhalb Berlins aus ihr herausleſen wird. Sie iſt vielleicht nur unwillkürlich in die Feder gefloſſen. Aber immerhin — ſie ſteht da.

Die künſtleriſche Perſönlichkeit A. von Werner's aus der Ferne abzuſchätzen, maßen wir uns in der Provinz nicht an. Die Wahl hat nicht nur den Schreiber dieſer Zeilen frappirt. Denn hier zu Lande kennt man Herrn von Werner zumeiſt nur aus ſeinen hübſchen Illuſtrationen zu Scheffels vielbeliebtem Trompeter von Säckingen, Juniperus und dergleichen, nicht aus den Leiſtungen, welche ihm dieſe einſtimmige Bewunderung aller

Berliner Künſtler eingetragen haben. Aber dieſe einſtimmige Bewunderung, die einſtimmige Erklärung, daß er und er allein der rechte Mann ſei, fällt ſchwer ins Gewicht. Wir wußten es bisher nicht, aber wir wollen es von ganzer Seele wünſchen, daß Herr von Werner wirklich die gewaltige künſtleriſche Perſönlichkeit geworden iſt, die nöthig iſt, um der abgeſtorbenen Akademie friſches Leben in die Adern zu flößen. Aber — wenn nun Herr von Werner zufällig ſein Atelier nicht in Berlin, ſondern in Düſſeldorf gemiethet hätte? oder gar in Dresden und München? Sollte um deßwillen die Berliner Akademie des Hauptes entbehren, von dem die Berliner Künſtlerſchaft glaubt, daß es allein Heil ſchaffen könne? — Und doch ſagt die Adreſſe: „Nur ein ſo allgemein als tüchtig anerkannter Berliner Künſtler kann, nach unſerer Ueberzeugung, an der Spitze der Akademie ſtehen.“ Eine ſolche Begründung durfte auch nicht aus Unachtſamkeit — denn anderes als Unachtſamkeit kann es doch nicht wohl geweſen ſein — vorkommen, am wenigſtens heute: Berlin iſt nicht die erſte Stadt der Mark Brandenburg, ſondern Preußens und Deutſchlands. Wir würden glauben den Cultusminiſter wie die Berliner Künſtlerſchaft auf das ſchwerſte zu beleidigen, wenn wir daran zweifeln wollten, daß bei der Wahl und Empfehlung A. von Werner's wie bei den übrigen noch ausſtehenden Berufungen der Wohnſitz ſchlechterdings gar nicht, die Tüchtigkeit allein und ausſchließlich in die Wagſchale falle. Aber auch den Schein des Particularismus, und auch in Unweſentlichem, ſollte man vermeiden.

Daß es mit der Beſetzung des Directorats allein gethan ſei, glaubt, wie die Mehrforderung im Budget und ihre Motivirung zeigt, auch die Regierung nicht. Wir wollen hoffen, daß die beabſichtigte Reorganiſation auch abgeſehen von der Verlegung des Schwerpunktes in den Atelierunterricht, über deren Nothwendigkeit freilich kein Kundiger in Zweifel ſein kann, Reformen bringe.

Wie unſere Verhältniſſe nun einmal ſind, können wir leider die Kunſtakademie nicht entbehren. In für die Kunſt glücklicheren Zeiten boten die Werkſtatt des Meiſters und die Aufträge, die er übernahm, Lehrmittel und Uebung zur Genüge. Der Meiſter war froh, wenn er genug Gehülfen hatte. Heute läßt er ſich für den Unterricht in ſeinem Privatatelier theuer bezahlen. Und doch ſucht der angehende Maler, wenn er es erreichen kann, lieber den theuren Privatunterricht, er geht lieber ins Ausland, als daß er ſich dem Lehrgang der Akademie unterwirft, der ihm mit ſeinen vielen Claſſen und Abtheilungen, mit ſeinen Vorträgen über Gewandung, Proportionen, Anatomie, Perſpective, Kunſtgeſchichte wie ein langſames Fegefeuer vorkommt, das auszuhalten er ſeiner Natur kaum zuzutrauen den Muth hat. Er lernt oder lernt nicht, was ihm beliebt und der Zufall gönnt oder verſagt. Er

bringt wohl aus Paris eine einseitige Virtuosität mit, aber nicht immer; und selten eine harmonische Ausbildung. Und die vielen, die diesen Weg nicht gehen können? Sie suchen sich thunlichst rasch, wohl oder übel mit der Akademie abzufinden und entschädigen sich gern damit, daß sie, durch den Wechsel der Lehrer ermuthigt, sich zeitig einen eigenen Stil, eine eigene Kunstweise auszubilden suchen — in einem Alter, in dem jeder Gymnasiast sein griechisches Pensum zu machen hat. Und wenn nun schließlich der „fertige" Künstler, der als Knabe entschied, daß er das Zeug zu einem großen Maler habe, mit dem besten, was er aus sich schöpfen kann, keinen Anklang findet? Welche Scenen des Jammers tauchen in unserer Erinnerung auf! Kein Zweifel natürlich, daß er sich in seinem hohen Beruf nicht täuschte — die „kalte und ungerechte Welt, die kein edles und reines Streben anerkennt" trägt die Schuld. Er schleicht gebrochen und erbittert umher und wartet auf das Glück, auf das er so gute Ansprüche hat, und — auf die Kunstvereine! — aber in Kupfer stechen, in Holz schneiden, alle die vielen Kunstfertigkeiten, die das Kunstgewerbe braucht und lohnt — mag er nicht, kann er nicht. Das Beispiel von den Fahnenstangen, im „grünen Heinrich" ist grausam: aber es ist treffend. Dem Himmel sei Dank, daß zwischen großen historischen Wandgemälden und Fahnenstangen ein gewaltiger Tummelplatz für tausende und aber tausender regsamer und fröhlicher Kräfte zwischen inne liegt.

Ohne Zweifel ist in unseren Tagen ein Umschwung zum Besseren bereits eingetreten. Der Teufel des Künstlerhochmuths, der vor jeder Berührung mit dem, was dem Handwerk nur von weitem ähnlich sieht, zurückschaudert, jener Teufel, von dem die größten Meister früherer Zeiten nicht besessen waren, beginnt zu weichen. Man erkennt mit Schrecken, daß Kunst und Handwerk enger zusammenhängen, als man sich eingebildet hatte. Den Zusammenhang, den die Praxis zu beider Schaden zerrissen hatte, sucht man aus der Theorie heraus absichtlich wieder herzustellen. An den Akademien selbst ist man am wenigsten gegen ihre Mängel blind und hat viel gutes begonnen; aber mit zaghafter, leiser Hand. Es kommt darauf an, durchzugreifen.

Zu einem großen Künstler kann man nicht erziehen. Der wird. Aber diesem die Bedingungen des Werdens erleichtern, kann man. Und dafür sorgen, daß ein Kunstbeflissener, der nun einmal kein großer Künstler werden kann, doch ein tüchtiger und zufriedener Mensch wird, der mit dem, was er leistet, und wenn es auch nur in bescheidener Sphäre ist, nicht nur sich nährt, sondern sich und anderen zur Freude lebt — das kann man; und es ist eine Sünde ihm die Pforten zu öffnen, die ihm zu seinem Heile am besten ewig verschlossen bleiben. Nicht Atelierunterricht allein kann helfen.

Auch der niedere Kunſtunterricht bedarf der Reform; über eine beſtimmte Summe unfehlbaren Könnens in weniger hoher Sphäre muß jeder Lehrling unbedingt verfügen können. Und weiter, nicht nur der ſpeciell techniſche Unterricht erheiſcht Beſſerung, auch die bisher beiläufigen Zugaben. Kunſtgeſchichte iſt für den angehenden Künſtler das unnöthigſte, wenn nicht ſchädlichſte, was er hören und treiben kann. Aber die Biographien der großen Künſtler ſoll er kennen lernen; dieſe, und Geſchichte überhaupt, vor allem die claſſiſche und vaterländiſche, die Meiſterwerke der Literatur der Culturvölker, ein großer und nahrhafter Bildungsſtoff ſoll ihm zugänglich gemacht werden, und zwar ſo bequem und anregend, daß es ihm eine Freude iſt, ihn aufzunehmen. Wer Gelegenheit hat, zu ſehen, mit welch unſäglicher Mühe bedeutende Künſtler noch im Alter ſich ſolcher ſchmerzlich entbehrter Vorausſetzungen zu bemächtigen ſuchen, wird nicht glauben, daß in dieſer Richtung leicht zu viel geſchehen könne .

Doch hemmen wir den Strom dieſer Aphorismen, der allzu reichlich zuzufließen droht — nur zwei Wünſche noch mögen Ausdruck finden. Man kann dem beſten Schwimmer nicht zumuthen, daß er mit gebundenen Händen ſchwimme. Es reicht nicht aus, daß man Herrn von Werner und andere tüchtige Profeſſoren berufe und ihnen Schüler ins Atelier ſetze. Man muß den Meiſtern ſelbſt auch ſchöne und großartige, am beſten monumentale Aufgaben geben, damit ſie daran ihre Schüler, bis zu dem jüngſten herab und jeden an ſeiner Stelle, beſchäftigen können — ſo wenigſtens haben früher in Zeiten der Kunſtblüthe die Schüler mit und an den Werken der Meiſter gelernt und ſich, beim Schaffen helfend und dienend, zu eigner Meiſterſchaft herangebildet. Zu dieſem Ideal gehörte freilich eine engere Lebens- und Intereſſengemeinſchaft der Malerei und Plaſtik mit der Architektur, als ſie jetzt ſtatt findet. Dazu kann ein Decret nicht helfen. Aber die Beſſerung mit Bewußtſein vorbereiten, iſt auch hier möglich. Man braucht nur die traurigen Poſtamente anzuſehen, welche ganz geſchickte Bildhauer, wenn ſie ſie ſelbſt entwerfen, ihren Figuren und Gruppen unterſetzen, oder ſich der Zumuthungen zu erinnern, die mitunter Architekten und Maler ſich gegenſeitig ſtellen, um zu wiſſen, daß die unnatürliche Eheſcheidung zwiſchen Bauakademie und Akademie der bildenden Künſte vom Uebel iſt. Die jungen Architekten, Bildhauer und Maler müſſen in Genoſſenſchaft aufwachſen, damit ſie von Anfang an lernen, ſich in die verwandten Künſte hineinzudenken, ſich in einander zu ſchicken und ihre Aufgaben gemeinſam zu erfaſſen.

In Berlin ſelbſt, in Preußen, in ganz Deutſchland wird es in den nächſten Zeiten nicht an großartigen monumentalen Aufgaben von Staatswegen fehlen. Aber nicht nur der Staat hat Pflichten gegen die Kunſt, auch die Privaten. Dadurch daß man ſich an Kunſtvereinen und ihren

Lotterien betheiligt, wird man kein Mäcen; auch nicht dadurch, daß man sich durch einen Kunstmakler ein paar Bilder berühmter Modemaler für schwindelhafte Preise zusammenkaufen läßt. Und wie viel seltener geschieht es doch, daß ein begüterter Mann für sein Haus, in und an seinem Hause Gemälde ausführen läßt! Das ist die wahre und edelste Förderung der Kunst — es gehört freilich dazu, daß man sein Haus nicht nur bis zur nächsten Börsenkrise zu besitzen, sondern mit Freude und Stolz auf seine Enkel zu vererben denkt. Der Privatmann kann es dem Staate nicht gleich thun, aber in demselben Sinne thätig sein. Und so lange nicht alle Kreise dieser gleiche Sinn durchdringt, wird die bildende Kunst in dem Culturleben unserer Nation die Stelle nicht einnehmen, von der sie jetzt verdrängt ist — zu schwerer Schädigung. Denn das gewordene Reich kann des Idealismus noch schwerer entrathen als das werdende.

Grant's fünfte Jahresbotschaft. Vom Eriesee. — Der Constitution gemäß trat der 43. Congreß am ersten Montag des Decembers zusammen und Tags darauf ward ihm die gewöhnliche Jahresbotschaft des Präsidenten übermittelt. Mit Spannung ward dies Dokument erwartet. Denn gewichtige Tagesfragen lagen zur Entscheidung vor, vornehmlich solche, von deren Lösung unser ganzes volkswirthschaftliches System abhängt. Die eigentlichen, abstrakt politischen Fragen sind mit der Fluth der letztjährigen Präsidentschaftscampagne verschwemmt worden. Die Resultate des Krieges sind von Freund und Feind anerkannt und gegen jeglichen Umsturz gesichert. Das Emancipations- und Staatenrechtsproblem hat seine Tage gehabt und wir sind in die Aera der volkswirthschaftlichen und Finanzprobleme eingetreten. Unser Westen besteht bekanntlich aus fast ausschließlich Ackerbau treibenden Staaten. Er producirt weit über das Maß der Consumtion, dem Ueberschuß der Produktion muß daher ein Absatzmarkt geschaffen werden und dieser ist überall in den Seestädten am atlantischen Ocean zu finden, wenn nur die Communicationsmittel ausreichend wären, die Produkte des Westens mit Profit für diesen, d. h. schnell und billig nach dem Osten zu befördern. Allein die Hauptverkehrswege sind die Eisenbahnstraßen, welche wegen der ungeheuren Entfernung und um fette Dividenden zu zahlen, solch' enorme Frachtpreise nehmen, daß der westliche Farmer lieber sein Getreide verbrannte, als seinen Schweiß den Eisenbahngesellschaften gönnen wollte. Gegen diese erhob sich nun auch im Westen ein allgemeines Entrüstungsgeschrei; die Farmer organisirten sich in festen Körperschaften zur Bekämpfung des Eisenbahnmonopols und es sah eine Zeit lang so aus, als würden die Bauern die beiden politischen Parteien über den Haufen rennen. Da trat die Finanzkrisis ein und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein andres Gebiet.

Die Geschichte dieser Finanzkrisis ist ganz eigenthümlich, unähnlich allen bisherigen Paniks. Sie trat ein durch den Fall einiger der bedeutendsten Bankhäuser in New-York, die von ihrem legitimen Geschäft abweichend sich auf Speculationen eingelassen hatten. Sie berührte anfangs auch nur die Börsenspieler und es war niemand, der diesen die derbe Lektion nicht gönnte, da sich sonst das Land in dem blühendsten Zustande befand. Die Sache wäre auch ohne weitere Wirkung vorübergegangen, wenn nicht unsere Presse aus Mangel an sonstiger Sensation sich der Panik bemächtigt und nun so grauenhaft gewissenlos in Panik gemacht hätte, daß der kleine Kapitalist und Arbeiter Angst bekam und seine Ersparnisse aus den National- und Sparbanken zurückzuziehen begann. Der Deponent verlangt natürlich das wieder, was er deponirt hat, d. h. Geld. Die Banken aber legen die Depositen in Werthpapieren an, Ver. Staaten-Bonds, Staaten-Bonds, Hypotheken u. s. w. und können natürlich nicht in Panikzeiten Millionen von Werthpapieren an einem Tage in Geld umwandeln. So mußten denn Banken suspendiren, deren Aktiva um Millionen ihre Passiva überstiegen, Fabriken ihre Arbeiter entlassen, weil sie ihnen nicht in Baar auszahlen konnten und alle, die baares Geld an Hand hatten, schlossen dasselbe fest ein. So bekamen wir eine Geldklemme, welche die ganze Geschäftswelt mit in den Ruin zu ziehen drohte, als die öffentliche Aufmerksamkeit und damit auch die Sensationssucht unserer Presse durch einen Zwischenfall auf internationales Gebiet abgelenkt wurden. Es war dies die „Virginius-Affaire".

Welche Stellung nun würde die Regierung diesen so wichtigen Fragen gegenüber einnehmen? Bezüglich der Virginius-Affaire zunächst besagte die Botschaft wörtlich Folgendes: „der Dampfer Virginius wurde am 26. Sept. 1870 regelmäßig im Hafen von New-York als zur commerziellen Marine der Ver.-Staaten gehörig registrirt und segelte am 4. Oktober 1873 mit dem Registrircertificate im Besitze vom Hafen New-York ab. Seitdem ist der Dampfer nicht innerhalb der territorialen Jurisdiction der Ver. Staaten gewesen. Am 31. Oktober d. J. wurde dieser Dampfer, während er unter amerikanischer Flagge segelte, auf hohem Meere von dem spanischen Kanonenboot „Tornado" angegriffen und nach dem Hafen Santiago de Cuba gebracht, wo viele von den Passagieren und von der Bemannung unmenschlich und soweit es sich um die handelt, welche unter amerikanischem Schutze standen, ungesetzlich erschossen wurden. — Es ist ein allbekanntes von den Ver. Staaten seit der Zeit der Unabhängigkeitserklärung beanspruchtes Princip, welches von Großbritannien und anderen Seemächten anerkannt ist und von dem Bundessenate am 16. Juni 1858 durch einstimmiges Votum nochmals bestätigt wurde, daß alle zur Friedenszeit auf hohem Meere unter amerikanischer Flagge segelnden Schiffe unter der Jurisdiction der Nation bleiben,

der sie angehören, und daß daher jede Belästigung oder gewaltsame Untersuchung und Zurückhaltung eines solchen Schiffes ein Vergehen gegen die Regierung der Vereinigten Staaten ist. In Uebereinstimmung mit diesem Prinzip wurde die Rückerstattung des Virginius, die Auslieferung der überlebenden Passagiere und Bemannung, ferner die Salutirung der Flagge und die Bestrafung der an den Unmenschlichkeiten Schuldigen verlangt. Die spanische Regierung hat die Gerechtigkeit dieses Verlangens anerkannt und hat Vorkehrungen getroffen für die unmittelbare Rückgabe des Schiffes, die Auslieferung der überlebenden Mannschaft und Passagiere, für eine Ehrensalve für die Flagge und hat die einleitenden Schritte getroffen, um die, welche sich unmenschlicher und ungesetzlicher Gewaltthaten gegen Bürger der Vereinigten Staaten schuldig machten, zu bestrafen; ferner denen Entschädigung zu zahlen, denen sie zukommt".

Soweit die Botschaft über diese Punkte; die Geschichte hat aber bekanntlich noch eine nichtofficielle Seite. Kurz nachdem der Virginius vor zwei Jahren als amerikanisches Schiff den Hafen von New-York verließ, wurde er von der cubanischen Junta in New-York aufgekauft, obschon das nominelle Eigenthumsrecht einem Amerikaner, Namens Patterson, verblieb. Er ward darauf verwandt, Waffen, Munition und Mannschaften den Insurgenten auf Cuba zuzuführen. Dieselbe Ladung hatte er auch an Bord, als er das letzte Mal den Hafen von Kingston, Jamaica verließ. Dort wußte Jedermann, zu welchem Zweck der Virginius ausgerüstet war, und als einige Neger und Mulatten ob des gefahrvollen Unternehmens ausreißen wollten, wurden sie vom cubanischen General Verona und dem Capitain Fry mit dem gespannten Revolver in der Hand zurückgebracht. Das Endziel des Virginius war ein verborgener Punkt an der Küste von Cuba, wo er seine Ladung absetzen sollte. Als er sich der cubanischen Küste näherte, ward er vom spanischen Kanonenboot Tornado erspäht und acht Stunden lang verfolgt. Ob er auf hoher See oder im britischen Gewässer in der Nähe von Jamaica abgefaßt worden, ist streitig. — Die Nachricht von seiner Caperung, der Ermordung der vier cubanischen Insurgentengenerale Cespedes, Verona, Jesus del Sol und Ryan am 6. November, von 37 weiteren Personen am 7. und 8. Nov. und die später als falsch erwiesene Nachricht von der Abschlachtung fast sämmtlicher Passagiere schufen in der Presse von New-York eine solche Erregung, daß man glaubte, nichts als Krieg könne jene Blutthaten sühnen. Das unübertreffliche Sensationsblatt, der New-York „Herald", fabricirte Depeschen des Inhalts, daß der Madrider Mob die amerikanische Gesandtschaft gestürmt und den General Sickles erschlagen habe. Der „Herald" setzte in Folge dessen das Ultimatum gegen die spanische Regierung auf, gab den Kriegsplan an, publicirte Kriegsgesänge und

annektirte schon die „Perle der Antillen", und das alles angesichts der Thatsache, daß wir auch nicht das Geringste besitzen, was einer Flotte, mit der man erfolgreich einen Seekrieg führen könnte, ähnlich sieht! Dem großen Theil der New-Yorker Bevölkerung wäre ein Krieg vor zwei Monaten schon recht gewesen. Die Regierung hätte die Papiermaschine in Bewegung setzen müssen, wodurch die Börsenspieler wieder ein glorreiches Feld zum Spekuliren bekommen hätten, den vielen brotlos gewordenen Arbeitern winkte Beschäftigung im Soldatenhandwerk. Der Geschmack an den Anwerbezeiten aus dem Bürgerkrieg — unseren ägyptischen Fleischtöpfen — ist noch nicht verschwunden. Dagegen war die Stimmung außerhalb der Stadt New-York ganz und gar nicht kriegerisch. Man gönnte den cubanischen Abenteurern ihr Geschick, auf das sie von vornherein hätten gefaßt sein müssen. Man wünschte nichts sehnlicher, als daß Spanier und Cubaner sich gegenseitig ausrotten möchten, da beide Parteien wegen der von ihnen täglich begangenen Scheußlichkeiten des Lebens nicht werth sind. Betreffs des Virginius gingen die Einsichtsvolleren von der Voraussetzung aus, daß er ein Flibustierschiff sei und sein Ende wohl verdient habe. Unsere Regierung dagegen hielt an dem Princip der prima facie Nationalität fest — ein Standpunkt, dessen nähere Erörterung hier zu weit führen würde, zumal die erlangte vollkommene Satisfaction dem Zwischenfall ein glückliches Ende bereitet hat.

Betreffs der Finanzfrage befriedigte die Botschaft Niemand, trotzdem sie derselben einen beträchtlichen Theil ihres Umfanges widmet. Zur Lösung unseres Finanzproblems giebt es quot capita, tot sensus. Da sind die einen, welche meinen, unser Volumen von 400 Millionen Greenbacks reiche lange nicht für den gesteigerten Verkehr unseres Landes aus, die Regierung solle daher ihre Reserve hergeben und ruhig die Papiergeldmaschine fortarbeiten lassen. Das sind denn „Inflationisten". Andere sehen den günstigen Zeitpunkt gekommen, die Baarzahlung sofort aufzunehmen, da Gold nur 7% Agio stehe, der niedrigste Standpunkt, seitdem wir Papiergeld haben. Wieder andere meinen, die Regierung solle Schuldscheine zu kleinen Beträgen ausgeben mit $3_{,65}$% Interessen, also 1 Cent pro Tag. Diese sollen stets in Greenbacks convertirbar sein und umgekehrt. Dabei rechnet man, daß alle „kleinen Leute" ihre Ersparnisse in solchen Schuldscheinen anlegen und dadurch Geld flüssig machen werden. Alle diese Pläne zog die Botschaft in Betracht und kam dabei zu dem Schluß, daß das Land ohne Goldwährung nicht permanent prosperiren könne; allein diese jetzt aufzunehmen, sei nicht möglich, so lange nicht die Handelsbilanz mit auswärtigen Mächten zu unseren Gunsten sei. Wenn durch unseren den Import übersteigenden Export Gold in's Land kommen, wenn durch gehörige Ausbeute unserer Minen ein den anderen Produkten entsprechender Goldvorrath geschaffen sein werde, dann

sei der Zeitpunkt da, die Goldwährung wieder aufzunehmen. Inzwischen müsse man dem Papiergeld mehr „Elasticität" geben. Was mit dieser Phrase gemeint, ist schwer zu verstehen; sie sollte wohl den oben angedeuteten Plan von der Emission der $3_{/65}$ procentigen Schuldscheine andeuten. Der Präsident stellt ferner in diesem Jahre ein Deficit in den Einnahmen gegen die Ausgaben in Aussicht und zwar in Folge der Finanzkrisis. Im letzten Jahre wies unser Budget einen Ueberschuß von 43 Mill. auf. Grant empfiehlt daher Sparsamkeit in allen Regierungszweigen und die Auflage einer neuen Steuer!

Aus diesem Grunde wird die Frage des Transportproblems auch nicht zum Ziele gelangen, denn wir haben kein Geld, um auf Bundeskosten großartige Eisenbahn- und Wasserstraßen anzulegen. Uebrigens verweist die Botschaft über diesen Gegenstand auf den Bericht des senatoriellen Transportcomites, das diesen Sommer auf seinen officiellen Reisen durch das Land die Frage praktisch an Ort und Stelle studirt hat. — Dies die Hauptzüge der Botschaft. Was an ihr am meisten auffiel, war die gänzliche Weglassung der üblichen Anspielung auf die Vorsehung. Die puritanischen Fanatiker, welche den Herrgott und Heiland in die Verfassung hineinbugsiren wollen, haben also auf Grant als einen Mitstreiter „in Christo" nicht zu rechnen.

Kirchenpolitische Revüe. Aus der Schweiz. — Unser letzter Bericht betraf ausschließlich die Verhandlungen über die Revision der Bundesverfassung und es blieb kein Raum mehr für andere Ereignisse oder Zustände, besonders die kirchlichen; aber auch die Zeit war nicht günstig, da gerade am Schluß des vorigen Jahres eine Entscheidung sich erst vorbereitete, welche nunmehr durch die Abstimmung des bernischen Volkes über ein neues Kirchengesetz am 18. Januar in so großartiger und glücklicher Weise erfolgt ist, daß ihre Wirkung weit herum sich erstrecken wird und auch als ein günstiges Vorzeichen für die Bundesrevision angesehen werden kann. Bevor wir also im nächsten Bericht den glücklichen Ausgang dieser letztern zu melden haben werden, ist nachzuholen, was inzwischen auf kirchlichem Gebiete geschehen.

Die Ausweisung des aufdringlichen Bischofs Mermillod aus Genf durch den Bundesrath und die Absetzung des in Solothurn seßhaft gewesenen Bischofs von Basel durch Mehrheitsbeschluß der betreffenden Kantone hatten gezeigt, daß die schweizerischen Regierungen nicht gesonnen seien, sich vor den Anmaßungen der Kirche zurückzuziehen und durch halbe Maßregeln einen unleidlichen Zustand von Spannung in die Länge zu ziehen. In letzter Zeit hatte sich der Bundesrath durch das Auftreten der päpstlichen Curie veranlaßt gefunden, auch dem bisher noch geduldeten Nuntius, der persönlich nicht

unbeliebt gewesen war, den Abschied zu geben. Durch alle diese nothgedrungenen Maßregeln war aber natürlich kein Friede geschlossen, sondern offener Krieg erklärt worden, und es war eine Situation geschaffen, welche in den einzelnen Kantonen je nach besonderen Umständen eine verschiedene Gestalt annehmen und zu weitern Schritten führen mußte.

In Genf, wo die ultramontanen Katholiken immer in Minderheit waren, wurde durch die Vertreibung des Unruhestifters Mermillod und durch gleichzeitige Aufstellung eines neuen Gesetzes für die katholischen Gemeinden Ordnung geschafft; die Gemeinden erhielten das Recht, ihre Geistlichen selbst zu wählen, diese aber wurden von der Regierung nur bestätigt, wenn sie erklärten, sich den staatlichen Gesetzen fügen zu wollen. Die altkatholische Gemeinde wählte den berühmten Prediger Hyazinth-Loyson, der durch seine Beredsamkeit auch einen großen Theil der protestantischen Bevölkerung angezogen und entzückt hatte, zu ihrem Pfarrer, und es wurde ihm noch ein Gesinnungsgenosse im Amte beigesellt; in neuster Zeit soll auch ein ausländischer Bischof, der mit der Curie gebrochen hat, sich nach Genf begeben und dort die Reformbewegung unterstützen wollen. Diese ist vorläufig unter Leitung des Pfarrers Hyazinth schon recht ansehnlich weit gediehen, indem folgende Reformen eingeführt sind: Gottesdienst in der Landessprache, Abendmahl in beiden Gestalten und ohne Annahme leiblicher Verwandlung, Beichte und Fasten freiwillig, Priesterehe erlaubt, Lesen der heiligen Schrift empfohlen. Im Uebrigen hält der Reformator am Katholicismus freilich fest, aber man sieht, daß er über die Bestreitung der päpstlichen Allmacht schon weit hinaus gegangen ist, und noch weiter geführt werden kann, als ihm selbst vorschwebt.

In der übrigen Schweiz hat die Bewegung die Gebiete des Glaubens und Cultus zwar ebenfalls in Aussicht, aber bisher nur die kirchenrechtlichen Fragen in Angriff genommen und auch hier ist sie nicht allenthalben gleich weit gedrungen. Die innere Schweiz, unter dem Bischof von Basel, der sich von Solothurn nach Luzern zurückgezogen hat und von hier aus sein verlorenes Gebiet nicht mehr belästigen darf, ist bisher von offener Spaltung und Aufregung frei geblieben; ebenso die östlichen Kantone, wo die Bischöfe nicht gewagt haben, gegen die Regierungen feindlich aufzutreten. Im Kanton Solothurn, wo der Kampf begonnen hatte, ist er seit der Entfernung des Bischofs so ziemlich verstummt, indem die Regierung sich begnügte, die Mehrzahl der Geistlichen, welche auf einer gegen die Staatsgewalt gerichteten Erklärung beharrte, mit einer einmaligen Geldstrafe zu belegen, und im Uebrigen abwartete, wie sich der Kampf in dem benachbarten großen Kanton Bern entscheiden würde, der in der That zum Hauptschauplatz erkoren war. Natürlich betrifft dies zunächst nur den katholischen Theil (Jura), der erst seit 1815 dem deutschen protestantischen Kanton Bern einverleibt, nie recht mit

ihm verschmolzen und ein Herd beständiger Unzufriedenheit geblieben ist. Hier hatte der vertriebene Bischof seinen stärksten Anhang, und als die Geistlichen ihm, gegenüber der Staatsgewalt, treu zu bleiben erklärten und fortfuhren, das Volk in dieser Richtung zu bearbeiten, ließ die Regierung durch richterlichen Spruch 69 derselben auf einen Schlag absetzen. Man behalf sich dann zunächst mit nothdürftigen Vikaren, bis es gelang, eine Anzahl neuer Pfarrer zu gewinnen, welche von der Regierung eingesetzt, aber von der Mehrzahl des Volkes verabscheut wurden. So entstand und wuchs eine dumpfe Gährung, genährt durch die abgesetzten Geistlichen, welche im Land geblieben waren, neben den vom Staat angestellten Pfarrern Privatgottesdienst hielten und diesen dazu mißbrauchten, das Volk gegen ihre Nachfolger immer mehr aufzureizen. Diesen wurde ihr Leben und Beruf durch alle möglichen Plackereien und Hetzereien erschwert, ja fast unerträglich und unhaltbar gemacht, und es kam an einigen Orten zu so ärgerlichen und gewaltsamen Auftritten, auch gegenüber der freisinnigen Minderheit der Bevölkerung, daß zur Verstärkung der Polizei einiges Militär aufgeboten werden mußte. Die Regierung von Bern hatte einen schweren Stand: einerseits durfte sie die Hoheitsrechte des Staates nicht aufgeben und auch in dem einmal eingeschlagenen strengen Verfahren nicht still stehen oder zurückgehen, ohne den Vorwurf der Schwachheit auf sich zu ziehen; andrerseits hatte sie gegenüber den störrischen Gemeinden die Principien der Demokratie und Religionsfreiheit im Auge zu behalten. Es herrschte ein Ausnahmszustand, der keinen gesetzlichen Halt mehr hatte, und jeden Tag neue Verbitterung und Verwirrung mit sich brachte. Es mußte also der Regierung daran gelegen sein, gesetzliche Mittel zur Herstellung der Ordnung zu gewinnen, ähnlich wie es in Genf geschehen war.

Nun schwebte schon seit einiger Zeit der Entwurf einer neuen Kirchenverfassung vor den Behörden, und zwar einer Verfassung für beide Confessionen, da auch die Zustände der evangelischen Kirche durch den innern Gegensatz zwischen conservativen und reformistischen Elementen, durch mangelhafte Vertretung der Laien in den Synoden und durch Beschränkung der Gemeinden in der Wahl der Geistlichen, unhaltbar geworden waren. Da nun inzwischen der Kampf des Staates mit der katholischen Kirchengewalt ausgebrochen war und Beilegung verlangte, so waren in das neue Gesetz auch die nöthigen Bestimmungen zu diesem Zwecke aufgenommen. Dasselbe stellte beide Confessionen, und auch andere religiöse Genossenschaften, auf die gleiche, rein demokratische Grundlage der Gemeindefreiheit, einzig beschränkt durch Oberaufsicht des Staates, der auch die Bildung, Prüfung und Besoldung der Geistlichen beibehält. Das Gesetz bildet also einen Uebergang von der bisherigen Landeskirche, welche ziemlich staatskirchlich gefärbt war, zu der freien Kirche,

welche noch nicht an der Zeit ist, so lange gerade die Orthodoxie beider christlichen Confessionen sie am lautesten verlangt, um sie zu mißbrauchen. Die protestantische Orthodoxie kann zwar nie eine so staatsgefährliche Gewalt gewinnen wie die katholische; was aber diese vermag, haben wir nun eben in den letzten Jahren erfahren, und es ist eine wahre Ironie, im Namen der Glaubensfreiheit auch Freiheit für die katholische Kirche zu verlangen, welche die Glaubensfreiheit principiell ausschließt und überhaupt gar nicht mehr den Namen und die Rechte einer Religionsgemeinschaft verdient, da sie zu einer Verschwörung gegen alle Cultur herabgesunken ist. Man ereifert und begeistert sich für die Aufhebung der Negersclaverei in Amerika, der Leibeigenschaft in Rußland, der Fabriksclaverei in Europa, aber die Seelensclaverei des römisch katholischen Volkes nennt man Glaubensfreiheit! Man sagt, die einzige Waffe gegen die Kirche sei die Schule, und spricht dem Staate das Recht, ja die Pflicht zu, diese Schule als Waffe gegen die Kirche zu organisiren, man spricht ihm dagegen das Recht ab, durch weniger tief greifende, aber dringendere Vorkehren sich und die persönliche Freiheit unmündiger Individuen gegen die Herrschsucht der Kirche zu schützen. Glaubensfreiheit nennen wir die Möglichkeit, sich in religiösen Dingen eine eigene Ueberzeugung zu bilden und ihr zu folgen, aber nicht die Möglichkeit, im dicksten Aberglauben zu verkommen. So lange der Staat Maßregeln zur Sicherung des öffentlichen Gesundheitszustandes, zur Hebung leiblicher Armuth und Verhinderung von Mißbrauch menschlicher, ja sogar thierischer Kräfte ergreift, muß er auch das Recht und die Pflicht haben, das unter dem Deckmantel von Religion verwahrloste und mißbrauchte Volk unter seine Obhut zu nehmen, bis es durch die Schule fähig geworden ist, sich selbst zu erziehen. Was man positiv von der Schule hofft, setzt negativ die Zerstörung der Hierarchie voraus.

Das neue bernische Kirchengesetz fand, gemäß seinen eingreifenden Bestimmungen betreffend beide Confessionen, allgemeines Interesse und lebhafte Besprechung in der Presse und in Versammlungen. Es war nicht schwer, ihm einige Inconsequenzen und Unzulänglichkeiten vorzuwerfen, aber solche Mängel finden sich in jedem Gesetz, das auf bestehende Zustände Rücksicht zu nehmen hat und auf eine allmähliche Umbildung derselben abgesehen ist; denn die Geschichte hat sich nie nach den Vorschriften der Logik gerichtet und alles Leben bewegt sich in Widersprüchen. Die orthodox-evangelische Partei sah in dem Gesetz die Auflösung der alten Glaubenseinheit der Landeskirche und daneben doch noch eine übermäßige Bevormundung der Kirche durch den Staat; sie schleuderte darum Flugschriften ins Volk, um vor der drohenden Gefahr zu warnen; die abgesetzten Geistlichen im Jura boten ebenfalls ihre letzte Kraft auf, um die Herstellung eines gesetzlichen Zustandes zu hintertreiben: die Annahme des Gesetzes schien in der That etwas zweifelhaft. Aber die

am 18. Januar erfolgte Abstimmung hat ihm einen über alle Erwartung glänzenden Sieg verschafft, indem 70000 Stimmen gegen 17000 sich für dasselbe aussprachen. Die überaus große, fast vollzählige Theilnahme stimmfähiger Bürger an der Abstimmung beweist, wie tief das Interesse an der Sache in alle Schichten des Volkes gedrungen war, und es ist ein erhebendes Schauspiel, ein ganzes Volk so unmittelbar und vollkommen frei über eine Lebensfrage, die Jedem ans Herz geht, entscheiden zu sehen. Daß nun der Entscheid für Annahme des Gesetzes gefallen ist, muß natürlich uns, die wir demselben nach eigener Ueberzeugung beistimmen, als ein günstiges Zeugniß für das Volk gelten, das mit solcher Mehrheit, trotz entgegengesetzter Einflüsse, das Richtige zu treffen wußte. Aber wenn die Mehrheit auch nicht so groß, ja sogar wenn der Entscheid der entgegengesetzte gewesen wäre, würden wir darauf beharren, daß das seit einigen Jahren in den meisten Kantonen eingeführte Institut des sogenannten Referendum d. h. eben der Volksabstimmung über neue Gesetze, die von den Volksvertretern vorberathen und vorgeschlagen sind, gerade in solchen Fragen sich als heilsam bewähre, wenn auch eine ganz angemessene Form für dasselbe erst nach längerer Probezeit gefunden werden kann. Die allgemeinen Grundsätze für die Gestaltung von Kirche, Schule und Recht sind weniger schwer zu beurtheilen als das Detail ihrer Ausführung; sie müssen ja auch aus dem Bewußtsein der Bürger selbst entnommen sein, wenn das Gesetz lebenskräftig werden soll. Es kann sich also nur darum handeln, jene Grundsätze in möglichst klarer Form dem Volke vorzulegen und nöthigenfalls noch zu erklären (was die Pflicht der Volksvertreter und der Presse ist), dagegen auszuscheiden, was die technische Ausführung betrifft und Fachkenntnisse verlangt. Natürlich ist es möglich, daß das Volk einzelne Male fehl greift, aber unfehlbar sind auch seine Repräsentanten nicht, sonst wäre die ganze Neuerung gar nicht aufgekommen, und richtig angewendet bildet sie jedenfalls die Consequenz und Vollendung der Demokratie. Dasselbe bernische Volk, welches dieses Kirchengesetz angenommen hat, hat vor einigen Jahren auch ein Schulgesetz, das ihm ökonomische Opfer auflegte, gut geheißen, und wenn in neuester Zeit in mehreren Kantonen Gesetze, welche die Besoldung der Beamten verbessern wollten, verworfen worden sind, so thut man Unrecht, dies blos aus Unverstand oder Eigennutz der Masse zu erklären, denn es hat gewiß auch das richtige Gefühl mitgewirkt, daß die Verwaltung der einzelnen Kantone im Verhältniß zu ihrer Größe, resp. die Zahl der Beamten, überhaupt zu kostspielig ist. Diesem Uebelstand ist nur durch fortschreitende Centralisation abzuhelfen, wie sie nun eben in der Bundesrevision angestrebt wird. In Bundesangelegenheiten soll übrigens das Referendum nicht obligatorisch, sondern nur fakultativ eingeführt werden, da solche Abstimmungen in kleineren

Kreisen leichter zu veranstalten sind und die Bedeutung der Gegenstände leichter zu verstehen ist als in großen. Dagegen können kantonale Abstimmungen von solcher Bedeutung wie nun eben die des größten Kantons, dessen Hauptstadt zugleich Sitz der Bundesbehörden ist, diesen letztern einen wohlthätigen kräftigen Impuls und Rückhalt geben, und wir hoffen, daß diese Wirkung nächstens im Ergebniß der Schlußberathung über die Bundesrevision, die am 19. Januar begonnen hat, sich kund geben werde.

Vom württembergischen Landtag. Aus Stuttgart. — Vergebens hat vor einigen Wochen Herr v. Mittnacht unserer Abgeordnetenkammer die Mahnung ertheilt, das Tempo ihrer Arbeiten zu beschleunigen, da die Session des Reichstags bereits wieder in Sicht sei. Jetzt ist die Einberufung des Reichstags erfolgt, und anstatt bis zu diesem Termin dem Ende des Landtags entgegenzusehen, ist man vielmehr genöthigt eine Verlegung eintreten zu lassen, so daß erst nach der Session des Reichstags unsere Landesvertretung in ungestörter Behaglichkeit ihre Geschäfte vollends zu Ende führen wird. Man kann nicht sagen, daß diese so erheblich und umfangreich sind, um eine so lange Dauer des Landtags zu rechtfertigen. Als er im October vorigen Jahres zusammentrat, hegte man sogar die kühne Hoffnung, daß er noch im alten Jahre mit allen seinen Aufgaben fertig werden könne. Wirklich ging er auch in den ersten Wochen mit anerkennenswerther Arbeitslust ans Werk. Mit der Zeit aber geriethen die guten Vorsätze in Vergessenheit und die alten Gewohnheiten trugen wieder den Sieg davon. Während die Redseligkeit zunahm und auch das Kleinste mit umständlicher Wichtigkeit behandelt wurde, blieben zugleich die Commissionen mit ihren Vorarbeiten zurück, so daß nicht selten der Stoff für die Debatten zu versiegen drohte, und inzwischen kamen tropfenweise neue Vorlagen der Regierung in die Quere, so daß wir uns bald wieder ganz in jenem schleppenden, unbehülflichen Geschäftsgang befanden, aus welchem sich herauszureißen es nun einmal sowol am Willen als an der Kraft zu ermangeln scheint. So ist es denn gekommen, daß heute noch nicht einmal das Budget zu Stande gekommen ist, obwol dasselbe für eine Etatsperiode bestimmt ist, die bereits mit dem Juli vor. Jahres begonnen hat, so daß wir uns seitdem in dem freilich nicht mehr ungewöhnlichen Zustand der provisorischen Steuererhebung befinden.

Auch die Schwerfälligkeit unseres Zweikammersystems macht sich neuerdings in unliebsamer Weise bemerklich. Die Herren des Oberhauses fühlen sich mehr denn je in der Wichtigkeit ihrer Stellung. Während man früher nur wenig an die Existenz dieser politischen Körperschaft erinnert wurde und sie selbst durch glatte Abwicklung der Geschäfte im Sinne der anderen Fac-

toren der Gesetzgebung mit der Unpopularität ihres Daseins schien versöhnen zu wollen, ist sie neuerdings beflissen die Selbständigkeit ihres Willens in demonstrativer Weise selbst gegenüber der Regierung zu zeigen. Es ist, als ob sie in der Errichtung des deutschen Reichs eine verstärkte Garantie ihrer politischen Rechte erblickte und im Bewußtsein dieser langentbehrten Sicherheit nunmehr auch den Muth zu einer ungescheuteren Geltendmachung dieser Rechte gefunden hätte. Schon bei der Berathung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz fiel die Hartnäckigkeit auf, mit welcher unsere Adelskammer dem geistlichen Element einen stärkeren Einfluß zu wahren bestrebt war, als mit dem Geist dieses Gesetzes verträglich schien, und man mußte ihr zuletzt wirklich den Willen thun, damit das Gesetz überhaupt zu Stande käme. Auch als die Regierung in dieser Session ein Gesetz zur Abänderung der Hundebesteuerung vorlegte, — ein Gegenstand, bei dem man freilich die Competenz der Lords nicht in Abrede ziehen konnte, — machte sich ein unversöhnlicher Zwiespalt in den Meinungen beider Kammern geltend, und das Gesetz wurde so lange zwischen beiden Körpern bedauernswürdig hin- und hergeschoben, bis endlich die zweite Kammer in allen Stücken Nachgiebigkeit bewies. Ernster aber als über die zweckmäßigste Besteuerung des Hundegeschlechts ist die Meinungsverschiedenheit, die sich über den Gesetzesentwurf zur Verfassungsrevision aufgethan hat. Dieser Gesetzesentwurf war von Hause aus sehr bescheiden angelegt, er betraf blos solche Abänderungen in den Befugnissen und der Geschäftsordnung des Landtags, über die alle Welt einverstanden schien, so daß Niemand daran dachte, diese kümmerlichen Neuerungen, die sich mit dem Namen einer Verfassungsreform schmückten, könnten noch ernstlich gefährdet werden. Im Ganzen hat denn auch die Kammer der Standesherren den Entwurf, so wie er aus den Berathungen der anderen Kammer hervorgegangen ist, genehmigt; in Einem Punkt dagegen verfocht sie um so hartnäckiger eine abweichende Ansicht, nämlich was den Urlaub der Beamten zum Behuf des Eintritts in die Abgeordnetenkammer betrifft. Regierung und Abgeordnetenkammer sind einig darin, daß eine Bestimmung nicht länger beibehalten werden soll, die praktisch sich von geringer Bedeutung erwiesen hat, von der seit 20 Jahren von keiner württembergischen Regierung Gebrauch gemacht worden ist und mit der wir uns gegen das gemeine Recht im übrigen Deutschland in Widerspruch befinden. Im Hause der Lords aber bewiesen einige reactionäre Exminister, daß unser Staatswesen unrettbar dem Untergang verfallen werde, wenn die Regierung auf das Recht verzichte, mißliebigen Staatsbeamten die Erlaubniß zum Eintritt in die Landesvertretung zu versagen. Praktisch ist die Sache, wie gesagt, nicht von großem Belang. Aber sie zeigt um so mehr, wie die Kammer der Standesherren zu den Verfassungsreformen sich stellt, mit welchen bis jetzt nur ein kleiner Anfang, gleichsam versuchsweise, gemacht wurde, und welche in größerem Maßstab aufzunehmen die Regierung bereit zu sein scheint. Die zweite Kammer hat an die Regierung die Bitte gerichtet, sie möchte in der nächsten Session einen umfassenderen Entwurf, vornehmlich die Zusammensetzung der Landesvertretung betreffend einbringen. Es ist dabei stillschweigend darauf abgesehen, vor allem die privilegirten Elemente, mit denen abnormer Weise auch noch unsere zweite Kammer behaftet ist, zu beseitigen oder anderweitig unterzubringen. Dieser Bitte ist aber die Kammer der Standesherren ausdrücklich nicht bei-

getreten. Eine solche Haltung kann natürlich nur dazu beitragen, für die Ansicht Propaganda zu machen, daß nicht nur in der Zusammensetzung der zweiten, sondern auch in der der ersten Kammer zeitgemäße Veränderungen überaus wünschenswerth sind, ja sie kann nur die Stimme derjenigen verstärken, welche meinen, daß unter den heutigen Umständen für ein Land wie Württemberg das Zweikammersystem überhaupt ein ungerechtfertigter Luxus sei, vereinbar weder mit der bescheidenen politischen Stellung des Landes, noch mit der wünschenswerthen Elasticität der Geschäftsbehandlung. Aber freilich, jeder Wunsch in dieser Richtung hat zugleich das Unglück völlig aussichtslos zu sein. Die Absicht, dem übermäßigen Einfluß der privilegirten Elemente in unserem Landtage ein Ende zu machen, muß einfach daran scheitern, daß diese Elemente zu ihrer Depossedirung niemals freiwillig die Hand bieten. Das ist der unerquickliche Cirkel, in welchem sich freilich der Drang nach zeitgemäßen Reformen unserer durch Alter mehr als durch Zweckmäßigkeit sich auszeichnenden Verfassung von Anfang an befindet.

Die Berathungen der Abgeordnetenkammer galten in der letzten Zeit vornehmlich der Sorge, wie der auf Württemberg treffende Antheil der französischen Kriegsentschädigungsgelder am ersprießlichsten zu verwenden sei. Zwar hat den Löwentheil, nach Heimzahlung der Kriegsanlehen, wie billig die Kriegsverwaltung beansprucht; immerhin aber blieben noch ansehnliche Summen übrig, welche der Staat zu friedlicheren Zwecken verwenden konnte, und mit denen ihm endlich vergönnt war Bedürfnisse zu befriedigen, die längst als dringlich anerkannt waren und für welche bisher nur die Mittel gefehlt hatten. So hat denn aus dem Milliardenschatze der Bau eines neuen Krankenhauses in Tübingen und die Erweiterung anderer akademischer Institute, der Bau einer neuen Staatsbibliothek und die Erweiterung des Polytechnikums in Stuttgart, ferner der Bau eines Justizpalastes ebendaselbst beschlossen werden können. Auch daß aus diesen Mitteln ein Haus in Berlin angekauft worden ist, das für die Zwecke der Vertretung Württembergs durch seinen Gesandten und seine Bundesrathsmitglieder bestimmt ist, eine Art württembergisches Geschäftshaus in der Reichshauptstadt, wird man nicht als eine unzweckmäßige Verwendung tadeln können. Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehn, nahte auch die Kunst, für die denn freilich nichts mehr übrig war. Die Pflege dieses Culturzweigs in Schwaben scheint überhaupt unter einem ungünstigen Sterne zu stehen, die Abgeordneten, welche das schwäbische Volk in seinen Halbmondsaal zu senden pflegt, zeichnen sich durch eine standhafte Abneigung gegen Geldbewilligungen für diese Zwecke aus, und so befindet sich die Kunstschule und was damit zusammenhängt, die artistischen Sammlungen ꝛc. von jeher in einer precären Lage. W. Lübke, welcher selbst unserer Kunstschule angehört und seit Jahren sich redlich bemüht für diese Interessen das schwäbische Gemüth zu erwärmen, hat dieser Tage einen beweglichen, ja stellenweise geharnischten Artikel der Oeffentlichkeit übergeben, worin er die Versündigung des württembergischen Staates an den schönen Künsten nachdrücklich geißelt und hierbei u. A. nicht ohne Neid auf das Beispiel Sachsens hinweist, das aus der Contribution des Kriegs auch den Künsten des Friedens einen namhaften Antheil zugewendet hat. Ob freilich diese Philippica nachträglich noch einigen Erfolg haben wird, steht dahin, denn — die Welt ist weggegeben; das Retablissementgesetz, welches nach

der Vertagung den Ständen zur Berathung vorliegt, wird bis auf den dürftigen Rest einer halben Million vollends den ganzen Schatz aufzehren, von dem, wie wenigstens ein voriges Landtagsmitglied wehmüthig ausrief, nichts geringeres denn der Anbruch eines goldenen Zeitalters erwartet worden war!

Berliner Wochenschau: Aeußere und innere Politik. — Der Schauplatz des hierarchischen Krieges hat sich erweitert, die dem österreichischen Abgeordnetenhause vorgelegten kirchlichen Gesetzentwürfe bekunden den ernsten Willen der dortigen Regierung Schulter an Schulter mit dem deutschen Nachbar der römischen Anmaßung entgegenzutreten. Ein zweiter Bundesgenosse ist uns bereits verheißen. Die legislatorische Autorität des deutschen Reiches soll aufgeboten werden, um die preußische Vormacht gegen die Römischen zu unterstützen. Denn nur so kann die Nachricht gedeutet werden, daß Preußen in allernächster Zeit einen Antrag an den Bundesrath richten werde, durch den es unter Anrufung der Reichskompetenz in den Stand gesetzt werden soll, in vollem Umfange die Mittel zur Beugung des Ungehorsams der katholischen Bischöfe zu gewinnen. Es scheint nur billig und selbstverständlich, daß man sich anschickt, die Reichsgewalt und die Kräfte der deutschen Bundesgenossen zur Unterstützung der preußischen Macht heranzuziehen, oder besser, es scheint durchaus angemessen, daß man den römischen Krieg von Reichswegen eröffnet und im Namen des Reiches führt, da doch die Entstehung des Reiches den Gegner in Waffen rief und jenem seine Streiche gelten nicht minder als dem preußischen Staat. Auch scheinen hier die Mittel der Landesgesetzgebung nicht auszureichen. Die vermöge derselben herbeizuführende Strafverschärfung erweist sich als unwesentlich gegenüber den durch die erweiterte Kompetenz der Reichsgesetzgebung zum Schutze der bedrohten Rechtsordnung gebotenen Sicherungsmitteln. Freilich wird der ultramontane Widerstand, womöglich, alsdann noch eine Steigerung erfahren. Erscheinen doch schon die kürzlich dem Abgeordnetenhause vorgelegten Gesetzentwürfe zur Ergänzung der Maigesetze und zur Regelung der Verwaltung erledigter Bisthümer den Ultramontanen als Maßnahmen, welche die völlige Unterdrückung und Vernichtung der katholischen Kirche bedeuten, und nur noch formell überboten werden können durch ein direktes Verbot der katholischen Kirche und eine Verfolgung ihrer Angehörigen. Die Widerlegung dieser Declamationen können wir andern überlassen. Hier sei nur die Freude constatirt, die in nationalen Kreisen die kluge Voraussicht und Energie hervorgerufen hat, mit der die preußische Staatsleitung künftig im Verlaufe des Kampfes sich mit Nothwendigkeit ergebenden Nothständen vorzubeugen verstanden hat. Der Germania erscheint freilich schon allein die Voraussetzung der Erledigung eines katholischen Bischofsstuhles als ein Unerhörtes. Wir aber werden in der Anordnung einer commissarischen Verwaltung eines Bisthums im Falle der Erledigung nur einen Act nothwendiger Fürsorge zur Vermeidung bedrohlicher chaotischer Zustände erblicken, wir werden in dem verheißenen Wahlrecht der Gemeinden bei fortdauernder Renitenz des zur Bischofswahl Berufenen nur eine erfreuliche Aufmunterung zur Bethätigung neu zu erweckenden selbständigen Gemeindelebens innerhalb des erstarrten Organismus der katholischen Kirche begrüßen.

Das Civilehegesetz, das zur selben Zeit vom Abgeordnetenhause durch-

berathen ist, stellt sich jenen legislatorischen Entwürfen ebenbürtig an die Seite. Es hat die Eheschließung rein und correct als Staatssache hingestellt, und die Mitwirkung der Kirche, soweit der Staat davon Kenntniß nimmt, gänzlich ausgeschlossen, es hat ferner die preußische Verfassung zu neuem höheren Ansehen gebracht, da es einem ihrer Artikel, der bisher nur Verheißung war, zur reellen Geltung verholfen hat. Freilich gänzlich geborgen ist das Gesetz noch nicht, wenn wir auch nicht daran zweifeln, daß die erfahrenen Piloten es glücklich auch durch die letzte Brandung hindurchführen werden. Die mit großer Zuversicht ausgesprochene Hoffnung der hiesigen großen liberalen Organe, daß das Herrenhaus keine wesentlich alterirende Amendirung des Entwurfes versuchen werde, scheint uns voreilig. Jedenfalls haben jene Organe die kürzlich von dem Grafen Brühl bezeichnender Weise in der Germania erlassene Aufforderung an seine Parteigenossen übersehen, in der er sie um vollzähliges Erscheinen in den bevorstehenden Sitzungen ersucht, um eine Abänderung des Gesetzes im Sinne seiner Partei zu erstreben. Der endliche Erfolg dürfte wohl diesem Streben versagt sein, eine Verzögerung des Gesetzabschlusses dagegen nicht außerhalb der Möglichkeit stehen. Eine nochmalige grundsätzliche Verhandlung im Abgeordnetenhause wäre aber, angesichts der noch unerledigten zahlreichen anderweitigen parlamentarischen Arbeiten, ein erhebliches Unglück und ein theurer Preis für die oratorischen Meisterwerke des Grafen Brühl und seiner Genossen.

Dem energischen Vorgehen der preußischen Regierung gegen die neuen Reichsfeinde entspricht die Haltung unserer Staatsleitung und ihre Erfolge gegen dieselben Feinde im Auslande, die zur selben Stunde kundbar wurden. Der Anfang der Woche schon brachte uns aus Paris die Nachricht, daß die *französische* Regierung endlich zur richtigen Würdigung ihrer gefährdeten friedlichen Beziehungen zum deutschen Reiche gelangt sei, und in Folge der energischen Reclamationen des letzteren sich zu den ersten bedeutsamen Schritten gegen das deutschfeindliche Gebahren der französischen Presse veranlaßt gesehen und andere Maßregeln gegen die französischen chauvinistisch agitirenden Bischöfe in Aussicht gestellt habe. Der General Ladmirault suspendirte den Univers, da seine Artikel geeignet seien, diplomatische Verwickelungen hervorzurufen. Gleichzeitig wurde berichtet, daß ein Ministerrath unter dem Vorsitz des Marschall-Präsidenten sich mit der Erwägung und Beschließung dieser Maßregel befaßt habe. Es konnte mithin keinem Zweifel unterliegen, daß dieselbe unter dem Eindruck der deutschen Vorstellungen erlassen war, und die Anbahnung besserer gegenseitiger Beziehungen zum Ziele hatte. Die Tages darauf vom Herzog von Decazes in der Nationalversammlung anläßlich der Interpellation des Generals du Temple über die Wiederbesetzung des Gesandtschaftspostens am italienischen Hofe abgegebenen beruhigenden Erklärungen über die guten Beziehungen der französischen Regierung zum Quirinal zeigten gleicher Weise das unverkennbare Streben, jeden möglichen Anlaß zu diplomatischen Weiterungen aus dem Wege zu räumen. Bemerkenswerth ist übrigens die sehr gut verbürgte Mittheilung, daß das Pariser Cabinet erst dann zur besseren Einsicht gelangte, als die Depeschen des Herrn v. Gontaut-Biron von den sehr eindringlichen Vorstellungen berichteten, die Fürst Bismarck an ihn gerichtet hatte, die bei fernerem Beharren der französischen Regierung auf ihrem Wege Verwickelungen in Aussicht stellten, denen Frank-

reich in seiner dermaligen Lage nicht gewachsen gewesen wäre. Denn so weit sind die diplomatischen Auseinandersetzungen in der Wilhelmsstraße diesmal allerdings gegangen, wenn auch die projectirte Mobilmachung und der militärischer Seits ertheilte Rath, Frankreichs Revanchegelüste bei seiner augenblicklich ungenügenden militärischen Ausrüstung kurzer Hand auf kriegerischem Wege zu ersticken, diesmal noch in den Bereich der Erfindung zu verweisen sind. Graf Arnim war indeß in Paris auch nicht unthätig gewesen. Jedenfalls wurde aber der Umschlag in der Wendung der französischen Politik nicht von Paris aus hieher signalisirt, sondern umgekehrt vorher von hier nach Paris proponirt.

Daß der Werth der französischer Seits dem deutschen Reiche gewährten Satisfaction bei diesem Sachverhalt wesentlich höher anzuschlagen sei, wird Niemand behaupten wollen, da es offenkundig ist, daß die französische Regierung nur dem Drucke der äußersten Nothwendigkeit gewichen ist. Indeß grade weil es nunmehr constatirt ist, daß Frankreich, unvermögend äußerem nachhaltigen Drucke zu widerstehen, sich zum Einlenken verstehen mußte, scheint es wenig zweckdienlich, die dermalige Unvollständigkeit der gewährten Genugthuung allzu nachdrücklich zu betonen. Das officiöse Organ der preußischen Regierung, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung," begriff das zwar nicht sogleich, aber doch sehr bald. Denn kaum hatte sie erklärt, daß Frankreich durch die erwähnte Maßregel nur das Minimum seiner schuldigen internationalen Rücksichten erfüllt und dafür keinen besonderen Dank verdient habe, als sie am folgenden Tage diese Abrechnung auf sich beruhen ließ und sich statt dessen beeilte, den Werth des französischen Entgegenkommens durch die Erklärung zu erhöhen, daß dasselbe lediglich spontaner Entschließung entstamme und nicht durch auswärtigen Druck veranlaßt worden sei. Natürlich ändert diese Offenbarung an dem oben dargestellten Sachverhalte gar nichts, da sie lediglich dazu bestimmt ist, die französische Regierung vor Verlegenheiten zu bewahren, die ihre neue Politik ihr im Inneren bereiten könnte und auch, wie die aufgeregte Haltung der Pariser Bevölkerung und der düstere drohend elegische Ton der Pariser Presse zur Genüge beweist, bereits bereitet hat. Allerdings aber scheinen noch weitere ausgleichende Sühnemaßregeln von deutscher Seite in Paris verlangt worden zu sein. Freilich colportiren die Ultramontanen die darauf bezüglichen Nachrichten und dürfte daher Vorsicht bei ihrer Aufnahme anzurathen sein. Aus Paris geht nämlich den klerikalen Organen die Meldung zu, daß der Reichskanzler dort die strafrechtliche Verfolgung des Bischofs von Nimes, Monsigneur Plantier in Anregung gebracht habe. Officiöserseits ist allerdings ebenfalls bemerkt worden, daß die deutsche Regierung in den Fall kommen könnte, die französische Rechtspflege und Gesetzgebung gegenüber den provocirenden Aeußerungen des französischen Episcopates in Anspruch zu nehmen. Es ist aber ausdrücklich hinzugefügt worden, daß dieser Fall erst dann eintreten könnte, wenn die französischerseits gewährte Genugthuung hier als unzureichend erklärt worden wäre. Darüber verlautet aber noch nichts und kann auch noch nichts verlauten, da man der französischen Regierung Zeit lassen will und muß, auf Grund der bisherigen Erörterungen befriedigende Beziehungen herzustellen. Jedenfalls dürfte daher bisjetzt von deutscher Seite kein neuer Druck ausgeübt, am wenigsten aber schon ein bestimmter Antrag

gegen den Bischof bei dem zuständigen Gerichtshofe ergangen sein. Uebrigens sollen auch gegen das belgische Episcopat ähnliche Schritte der deutschen Regierung vorbereitet werden.

Literatur.

Das von E. Geibel (Deutsche Dichterhalle Bd. III N. 1 S. 7) neu mitgetheilte, vermeintlich ungedruckte Gedicht, angeblich von Goethe ist leicht zu demaskiren. Seinem Inhalt nach Geburtstagsgedicht an einen zur Zeit in Petersburg weilenden geliebten Sohn, dessen glückliche, durch glänzende Hoffnungen freudig gehobene Rückkehr erwartet wird, gab es sich mir gleich als den, an welchen es gerichtet ist, den Rath Voigt, Sohn von Goethe's Freund und Collegen, dem rühmlich bekannten weimarischen Minister Christian Gottlob v. Voigt, zu erkennen. Denn der junge Voigt war 1801, wie dann wieder 1804 der Sendung des Geh. Raths v. Wolzogen nach Petersburg beigeordnet, wo den Weimarischen die glänzenden Hoffnungen aufstiegen, die sich in der Vermählung des Erbprinzen mit der Kaiserstochter erfüllten. Nachschlagend in O. Jahn's „Goethe's Briefe an Chr. G. v. Voigt" fand ich denn auch, daß der 27. August (das Gedicht ist überschrieben: Zum 27. August 1801) wirklich der Geburtstag des Genannten war. Nicht minder deutlich ließ die Form des Gedichtes mich sehen, daß es von Goethe nicht verfaßt sei. Geibel, der Mittheilende, läßt selbst die Echtheit dahingestellt und bemerkt das Auffällige dieser sonst bei Goethe nicht vorkommenden Odenform. Nicht nur das Metrum Asklepiadeum ist der Goethe'schen Weise fremd; die ganze Factur, deren Technik aus der lateinischen Dichterschule stammt, und die Diction, welche durch die Schemata der letzteren bedingt, sich in der Familie der deutschen Horaz-Uebersetzer und Nachahmer gebildet hatte, ist von der Ingenuität der Vorstellung und Sprache Goethe's durchaus entfernt. Eben dieser Formcharakter spricht aber das Gedicht dem Vater Voigt selber zu. Er war ein wohlgeschulter Poet der lateinischen Bildung, machte mit Gewandtheit und mit Vorliebe lateinische Verse mitten unter den Lasten von Amtsgeschäften, die er mit vielseitiger Tüchtigkeit bezwang, übersetzte auch aus Klassikern zu seiner Gemüthserholung, ergoß gern seine Laune, seine Momente der Selbstbetrachtung, besonders aber die Empfindung der Epochen seines innigen Familienlebens in deutsche Carmina und bediente sich bei diesen öfter gerade des Asklepiadeischen Verses, in den das vorliegende Gedicht an den von ihm und der Mutter so zärtlich geliebten Sohn gekleidet ist. Wenn daher diese Ode, wie sie Geibel aus Knebel's Nachlaß erhielt, rechter Hand die Unterschrift: „Am 26. August 1801 Abends", links abgerückt den Namen Goethe hat — während Goethe selbst unter eigenen Versen das Datum, wenn er's bemerkte, links, das Namenszeichen stets rechts zu setzen pflegte — so schloß ich daraus nur, daß die Beischrift des Namens blos von dem Major v. Knebel, dem Sohne Ludwig v. Knebel's herrühre, der die Manuskripte in seines Vaters Nachlaß, wie mir bekannt, sortirt und theils aus Kenntniß, theils aus gutem Glauben signirt hat. Indem ich aber, um zu erhärten, daß Voigt der Vater Verfasser der Ode sei, in dem angeführten trefflichen Werke von O. Jahn die dort mitgetheilten Proben von Voigt's Poesie aufschlug, ergab sich nun

gar, daß das Gedicht weder „von Goethe", noch „ungedruckt", sondern nur Variante einer bereits dreimal gedruckten Ode von Voigt ist. Man sehe:

Deutsche Dichterhalle.
Bd. 3. Nr. 1. S. 7.
Zum 27. August 1801.

Wenn der Liebe Gewalt kürzet den weiten Flug,
Fliegst du, sehnendes Blatt, über Germaniens Gränze, über die Sandwelt
schneller hin an dem Bernsteinmeer.
So ereilst du vielleicht morgen am Newastrand
mit Auroren den Tag, grüßest den sonnigen Lebensmorgen, den ersten,
einst vom liebenden Sohn erblickt.
Doch du sinkest zurück? schrecken Dich zögernde Erdengrade? Wohlan, ahne sein fühlendes
Herz die Wünsche der Mutter,
höre die Stimme der Liebe weit,
Während kühneren Glücks Er sich den nördlichen
Labyrinthen entreißt, während aus Sternen schon
Freuden, Hoffnungen glänzen
vor dem Auge der Kommenden.

Goethe. Am 26. Aug. 1801. Abends.

Eichstaedt memor. Voigt. p. 88.
Freymaurer-Analecten VI S. 10 f.
O. Jahn a. O. Anhang I. Gedichte v. Voigt 9.
Zum 27. August 1801.

Wenn der Liebe Gewalt kürzte den weiten Flug,
flögst du, sehnendes Blatt über Germaniens Gränzen, über die Sandwelt
schneller hin zu der Newa Strand;
Kämst mit Auroren du schneller zur Newa hin,
dort vergoldet gewiß sie auch den herrlichen Lebensmorgen, den ersten,
einst vom glücklichen Sohn erblickt.
Glück zum Lebenstag ruft unserm Geliebten zu
auch das stummere Blatt, aber er ahnet sie
schon die Wünsche der Seinen,
hört die Stimme der Liebe weit,
Kehrt in blühendem Wohl bald aus dem nördlichen
Labyrinthe zurück, reicher an Hoffnungen.
O, schon glänzen sie ferne
von dem Auge des Kommenden.

(An den Sohn, der in Petersburg war.)

Daß man hier wesentlich nur ein und dasselbe Produkt von Voigt's Autorschaft vor sich hat, ist außer Frage. Die abweichenden Lesarten der Abschrift, die in Knebel's Händen blieb, von dem Druck bei Eichstädt und in den Freymaurer-Analekten erklären sich aus dem wiederholten Handanlegen, wie man es auch bei andern Versgebilden von Voigt noch nachweisen kann. Es liegt auch vor, daß er seine Verse Herdern oder Wielanden zur Kritik und Correktur mittheilte, und so läßt sich die Möglichkeit nicht ausschließen, daß die Varianten der Handschrift in Knebel's Besitz Correcturen wären, die auf Ersuchen Voigt's Knebel oder ein anderer Verskundiger des damaligen weimar-jenaschen Kreises gemacht. Man kann dafür anführen, daß dieselben in der zweiten und dritten Strophe den Rhythmus bessern (obwohl in der letzten Zeile der dritten Strophe hinwieder die Aenderung gegen das Metrum verstößt). In der gedruckten Form des Gedichts ist der Sinn-Ausdruck im Ganzen deutlicher und die Fassung des Schlusses schöner. Wollte ein Literarhistoriker von der conciliatorisch-conservativen Fahne die Richtigkeit von Goethe's Namensbeischrift durch die These retten, die Variante sei von Goethe's Faktur, so spricht dagegen die Apostrophe an das Blatt: „Du sinkest zurück? Schrecken Dich zögernde Erdengrade?", ein geschraubter Ausdruck für das Gefühl der Getrenntheit durch weite Entfernung, der so recht im Schulzopfodenstyl, aber in seiner matten Lebhaftigkeit und anschauungslosen Figürlichkeit (man stelle sich ein Blatt vor, das von zögernden Erdengraden erschreckt wird!) ganz ungoethisch ist.

A. Schöll.

Ausgegeben: 30. Januar 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Eisenbahnverbindung von Nord und Süd in Deutschland.

So erfreuliche Fortschritte das Werk unserer nationalen Einigung in den letzten Jahren besonders auch auf dem Gebiete des großen Verkehrslebens gemacht hat — man denke nur an Reichspost und Reichsmünze — so bleibt doch in Bezug auf das für moderne Volkswohlfahrt so wichtige Eisenbahnwesen noch Manches zu thun übrig, und zwar: 1) hinsichts der zweckmäßigsten, speciell für den großen Weltverkehr erforderlichen neuen, so wie der zu ergänzenden oder abzukürzenden alten Bahnen — 2) hinsichts anzuordnender internationaler Expreßzüge mit besonderer Rücksicht auf möglichst kurze Fahrzeit und Beschränkung des Anhaltens auf nur solche wenige Stationen, welche größere Städte oder einmündende Bahnen vertreten oder wo ein Anhalten zum Wasser-Einnehmen unerläßlich ist. In beiden Beziehungen sind bedeutende Verbesserungen nöthig, welche, als von Einfluß auf die den Gegenstand dieser Erörterung bildende Frage, in Betracht zu ziehen sein werden. Das Wesentliche nun ist vor Allem, daß für die durchgehende Eilbeförderung auf langen Strecken, außer den gewöhnlichen vielfach anhaltenden Schnell- und Courierzügen, noch andere besondere Expreßzüge zwischen den äußersten Endpunkten mit einer so kurzen Fahrzeit geschaffen werden, wie es nur irgend möglich ist und wie solche in England und Frankreich seit Jahren und nunmehr auch zwischen Berlin und Cöln existiren. Auf diesen, als „internationale" zu bezeichnenden Expreßzügen dürften Reisende nur nach Endpunkten einer größeren Route zugelassen werden, wie dies in Frankreich u. a. bei den direkten Expreßzügen von Paris nach Marseille der Fall ist, welche z. B. nach Lyon keine Passagiere aufnehmen; dagegen werden für diese, wie überhaupt für den Zwischen-Verkehr, ziemlich gleichzeitig andere Expreßzüge mit ungefähr gleicher Fahrgeschwindigkeit und mit Anhalten an den Haupt-Zwischenstationen befördert. Durch solche Theilung wird der Dienst bei jenen durchgehenden Zügen vereinfacht und der Aufenthalt derselben bedeutend abgekürzt, folglich auch das Einhalten der vorgeschriebenen kürzesten Fristen leichter möglich. Beschäftigen wir uns im Folgenden zunächst mit der ersten der beiden vorgenannten Hauptfragen.

I. Ueber bestehende Bahnen und deren Abkürzungen. Die Entstehungsgeschichte der deutschen Eisenbahnen wird darthun, daß dieselben bei

ihrer Anlage keineswegs als Bestandtheile eines allgemeinen Systems nach einem für ganz Deutschland festgestellten Plane betrachtet wurden, daß vielmehr Sonderinteressen der Einzelstaaten, nicht weniger auch locale Rücksichten vielfach dabei maßgebend waren. Im Interesse der verschiedenen Städte und Ortschaften, an welchen die Bahnen vorübergeführt werden sollten, kam daher eine Abweichung von der geraden Linie in selbst mehrere Meilen langen Umwegen nicht in Betracht, um möglichst vielen derselben die Vortheile der Bahnen zu Gute kommen zu lassen. Außerdem glaubte man die Rentabilität dadurch zu steigern. Alle diese Interessen wären aber auch in manchen Fällen zu wahren gewesen — vielleicht in noch höherem Grade — wenn die Bahnen, nach einem für ganz Deutschland zu Grunde gelegten Gesammtplane, in möglichst gerader, also kürzester Richtung, gewißermaßen als Hauptader, mit Zweigbahnen nach rechts und links für die Zwischenverbindungen angelegt wären. Einen solchen Mangel an Rücksicht auf durchgehende große Linien zeigte u. a. die Anlage der bayerischen und württembergischen Bahnen. Nur allmählich wurde und wird dem Uebelstand durch abkürzende Bahnen wenigstens einigermaßen abgeholfen. Wie aber mit Rücksicht auf locale oder staatliche Sonderinteressen die allgemeinen hintangesetzt worden sind, kann als eclatantes Beispiel die Strecke Hamburg-Hannover anschaulich machen. Statt der, in ganz ebener Gegend natürlichen, kürzesten Verbindung, welche zwischen Harburg und Hannover in gerader Richtung etwa 17 Meilen betragen würde, mißt die ausgeführte, in großem Umwege über Celle und Lüneburg geführte Bahn 23 Meilen, ist also ungefähr ein Drittheil länger als die direkte Verbindung erforderlich machte. Als non plus ultra der Beeinträchtigung der allgemeinen, zu Gunsten der Sonderinteressen kamen dazu die nicht zu beseitigenden Schwierigkeiten, welche der von Hamburg erstrebten Ueberbrückung der Elbe entgegengesetzt wurden, um Harburg auf Kosten Hamburgs zu heben. Erst seit der Annexion Hannovers an Preußen konnte endlich jenem Uebelstande abgeholfen werden.

Glücklicherweise macht es die erlangte Reichseinheit möglich nunmehr solche Maßregeln durchzuführen, welche Allen gemeinsam zu Gute kommen. Dazu müßten aber die Fehler, welche bei Anlage der bestehenden Eisenbahnen früher auf Kosten der Gemeinnützlichkeit gemacht wurden, vermieden, anderentheils neue Bahnen, wie bemerkt, nur nach einem von Reichswegen zu Grunde zu legenden Gesammtplan für ganz Deutschland ausgeführt werden. Ein solcher Plan müßte also zunächst so ausgearbeitet, festgestellt und veröffentlicht werden, wie es nicht bloß die strategischen Zwecke erfordern, (welche bei den bereits beschlossenen neuen Bahnen von vorwiegender Bedeutung erscheinen), sondern wie solches auch den allgemeinen Verkehrsinteressen entsprechen würde. Die Erbauung von Zweig- und Nebenbahnen könnte dabei

der Privatspekulation und den betreffenden Distrikten überlassen werden; nur müßten sie, das allgemeine System gewissermaßen ergänzend, sich demselben in zweckmäßiger Weise unterordnen. Demnach sollten also durch ein Eisenbahnsystem nach einem von Reichswegen festzusetzenden Plane vorzugsweise die großen und direkten, den Norden mit dem Süden verbindenden Bahnen vorgeschrieben werden: und nicht weniger müßte dies der Fall sein in Bezug auf die Richtungen zwischen Norden und Süd-West oder Süd-Ost, ferner hinsichts der kürzesten Verbindungen zwischen den Hauptstädten Deutschlands unter sich. Die bestehenden Bahnen entsprechen nicht überall den in jener Beziehung zu stellenden Anforderungen in Folge erheblicher Umwege, welche nach dem neuen System durch Einfügung partieller, abkürzender neuer Bahnen zu beseitigen wären.

Indem nun solche Abkürzungen für den Personen-Eildienst sehr zweckmäßig erscheinen, würden dieselben auch zugleich dem Güter- und Kohlen-Transport mit zu Gute kommen, insofern durch die verminderte Meilenzahl die Frachtsätze sich ermäßigen. Dies würde ohne Zweifel von erheblicher Wichtigkeit sein, sowohl unmittelbar für den Fabrikanten- und Kaufmannsstand, wie indirekt für das consumirende Publikum, durch Billigerstellung der Waaren und Produkte, überhaupt vieler Verbrauchsgegenstände, insbesondere der Kohlen. Für manche Gegenden, welche dieselben weither beziehen müssen, könnte es möglich werden, die englische Kohle und andere durch die westfälische zu ersetzen. Daneben dürfte auch für militärische Zwecke die Wichtigkeit der in Folgendem vorzuschlagenden Bahnen nicht zu unterschätzen sein, indem in Kriegsfällen Truppenmassen, Kriegsmaterial und Proviant in kürzeren Zeiträumen befördert werden könnten, was unter anderen bei feindlichen Landungen an den Mündungen der Elbe und Weser oder überhaupt bei solchen strategischen Operationen von Wichtigkeit ist, bei denen auf Schnelligkeit und Präcision der Ausführung Alles ankommt.

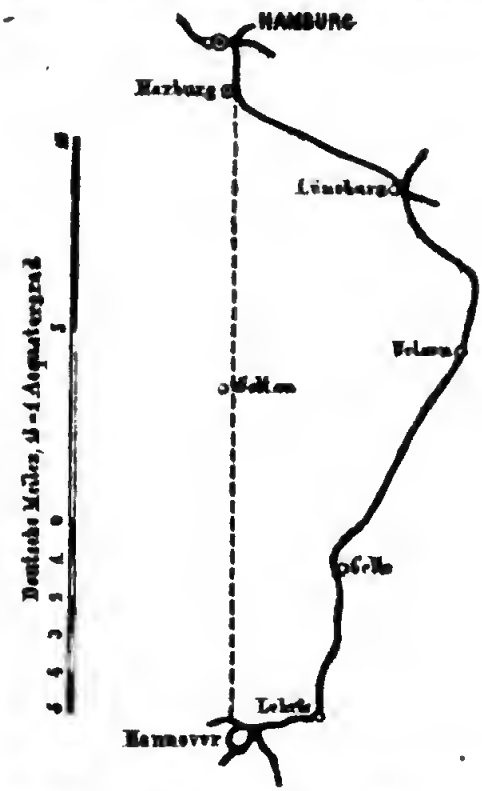
II. Hauptbahnen zwischen Norden und Süden. Als am meisten ins Auge zu fassende, weil den Weltverkehr vermittelnde, Bahnen sind nun folgende zu bezeichnen: 1) eine Bahn, die in möglichst gerader Linie die Nordsee, sowie die Ostsee mit dem mittelländischen Meere zu verbinden hätte, — 2) eine solche direct zwischen jenen nordischen Meeren und dem adriatischen Meere, während die vorgenannte Bahn ebenfalls demselben Zweck für manche Orte dienen kann —; diese beiden Hauptbahnen hätten also die Personen-Schnellbeförderung sowohl wie den Güterverkehr zwischen den Häfen der nördlichen und südlichen Meere zu vermitteln, sowie gleichzeitig auch beides zwischen den deutschen und den südlichen Hauptstädten. — 3) Bahnen von Norddeutschland nach Südwest und Südost, mit gebührender Berücksichtigung der deutschen Seehäfen an Nord- und Ostsee, einerseits nach Frankreich und

dem atlantischen, anderntheils nach dem Orient und dem schwarzen Meer. — Nehmen wir nun an, daß in den angedeuteten Richtungen die jetzt bestehenden Bahnen theils ergänzt, theils auf's möglichste abgekürzt seien, so wird, damit sie ihrem Zweck vollkommen entsprechen, daneben doch Vieles auf die Art ihrer Benutzung ankommen. Deshalb müßten nun Betriebsreglements sowohl wie Fahrpläne von Reichswegen festgestellt werden, worauf im weiteren Verlauf dieser Erörterung näher eingegangen werden soll.

Jene, vorstehend sub 1 genannte, die Nord- und Ostsee mit dem mittelländischen Meere auf kürzestem Wege und ununterbrochen verbindende Bahn ist als die wichtigste und aus mehrfachen Gründen wünschenswertheste anzusehen. Wir wollen sie „Hamburg-Genua-Bahn" nennen, obwohl, durch den Bahnanschluß in Hannover, auch Bremen als Endpunkt gleich Hamburg zu betrachten ist, während durch die Bahnen Hamburg-Kiel und -Lübeck die Verbindung mit der Ostsee und dadurch auch mit den skandinavischen Reichen vermittelt wird. Nach dereinstiger Vollendung der Gotthardbahn müßte diese als „internationale" zu bezeichnende Bahn eine fast gerade, also die kürzeste Linie zwischen Hamburg (Bremen-Lübeck-Kiel) einerseits und den Häfen des mittelländischen Meeres, überhaupt dem Süden andererseits bilden. Zur Erlangung einer solchen Bahn stellt sich nun die Anlage einiger neuen abkürzenden Bahnen, bei theilweiser Benutzung der bestehenden als geboten heraus. Dieselben sind nachfolgend übersichtlich aufgeführt. Zuvor aber sei bemerkt, daß bei vorgeschlagenen abkürzenden Bahnen die geraden direkten Linien, bei mangelnder Terrainkenntniß, natürlich nur nach der Landkarte angenommen sind, daß dieselben also selbstverständlich nur im Prinzip und insoweit gelten können, als nicht kleine Biegungen erforderlich werden würden, zur Umgehung von Terrainschwierigkeiten und zur Vermeidung langer, sehr kostspieliger Tunnelbauten oder bedeutender Steigungen, sowie zu einer gebotenen oder zweckmäßigen Berücksichtigung von Städten oder Ortschaften, wenn sie nahe an der zu nehmenden geraden Linie liegen.

Als die zu erbauenden neuen Bahnen sind nun folgende zu bezeichnen: 1) vor allen übrigen auf's schleunigste eine an und für sich schon nothwendige direkte Bahn zwischen Hamburg und Hannover. — Bei Anlage der jetzt bestehenden Bahn scheint vorzugsweise die Rücksicht auf den Verkehr der einzelnen Orte an derselben mit den Endpunkten und unter einander maßgebend gewesen zu sein, indem man von der Bedeutung der Bahn für die Verbindung des Nordens mit dem Süden zur Zeit ihrer Erbauung noch nicht die richtige Vorstellung gefaßt hatte, oder sie trotzdem um der partikularen hannöverschen Landes- und Ortsinteressen willen nicht wollte zur Geltung kommen lassen.

Eine Eisenbahn in gerader Linie von Harburg bis Hannover wird, wie gesagt, auf ungefähr 17 Meilen zu taxiren sein, während die ausgeführte Bahn 23 Meilen mißt, also etwa $^1/_3$ zu lang ist. Es ist klar, daß man besser die gerade Richtung gewählt hätte, welcher Zweigbahnen nach Lüneburg und Celle sich hätten anschließen können. Seitdem hat nun die Erfahrung bei großen Hauptbahnen gezeigt, daß sie kaum im Stande sind, den fortwährend steigenden Betrieb zu bewältigen. Wenn daher nicht schon jetzt das Bedürfniß einer abkürzenden hannoverschen Concurrenzbahn sich geltend machen sollte, so würde eine solche doch vermuthlich binnen einer gewissen Zeit erforderlich werden. Während dann eine direkte Bahn dem durchgehenden Verkehre zu dienen hätte, würde die jetzt bestehende Bahn den Zwischenverkehr vermitteln, auch Theile derselben durch den Anschluß anderer Bahnen benutzt werden, wie die Strecke Lüneburg-Hamburg von der neuen Berliner Linie Wittenberge-Lüneburg, der Theil Uelzen-Hamburg von der Stendal-Bremer Bahn und Lüneburg-Lehrte-Hannover für die Bahn nach Lübeck und Mecklenburg.



2) Die Bahn Hannover-Cassel weicht ebenfalls ansehnlich von der geraden Richtung ab. Eine solche könnte durch den Bau einer direkten Bahn, etwa von Elze ab, an geeignetem Punkte sich der bestehenden, von Cassel nach Carlshafen führenden Bahn anschließend, abgekürzt und dadurch die Entfernung zwischen Hannover und Cassel von 22,4 auf ca. 17 Meilen reducirt werden. — Gleiches ist der Fall bei der Bahn zwischen Cassel und Frankfurt am Main, welche 27 Meilen mißt und durch eine Bahn etwa von Neustadt bis Friedberg um circa 4 Meilen abgekürzt werden könnte. — 4) Von Frankfurt am Main ab wird die Bahn über Darmstadt, Mannheim oder Heidelberg

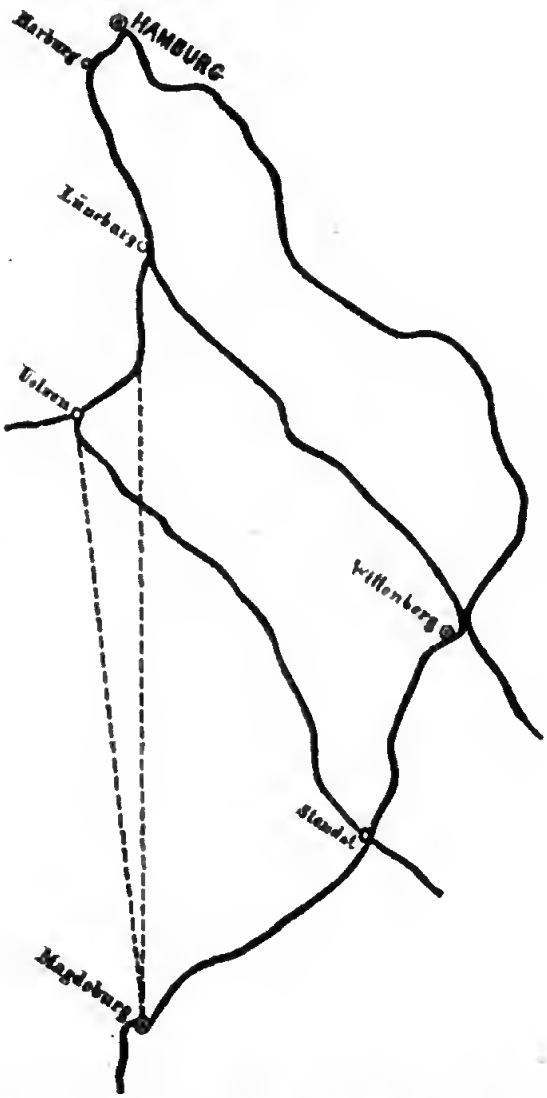
die direkte Verbindung über Straßburg mit Marseille und über Basel mit der Schweiz vor wie nach herstellen, während die Verbindung mit Mailand, Genua, überhaupt mit Italien, mittelst der dereinstigen Gotthardbahn, durch eine neue Bahnstrecke zwischen Freiburg und Waldshut abzukürzen wäre. — 5) Auch wird sich empfehlen ein, nur ein paar Meilen messendes, Bahnstück in gerader Verlängerung der Bahn Darmstadt-Friedrichsfeld bis an die Carlsruhe-Mannheim-Bahn zu bauen, wodurch die winkelige Abbiegung nach Mannheim oder Heidelberg für durchgehende Züge zu vermeiden wäre. In diesem Falle würde diese Linie vermuthlich kürzer sein, als die über Heidelberg. — 6) Der vorgenannten Hamburg-Genua-Linie würde sich in Frankfurt am Main die direkte und kürzeste Linie von Berlin anzuschließen haben; wodurch denn auch die preußischen Ostseehäfen, Stettin ꝛc. mit derselben in Verbindung treten. Zu diesem Zweck ist, zur Vermeidung des großen Umweges über Eisenach, Bebra, eine Bahn zwischen Gotha und Fulda über Salzungen zu empfehlen; es könnte durch dieselbe eine Abkürzung von vielleicht 5 Meilen gewonnen werden.

Außer jener in Frankfurt am Main zu erreichenden Hamburg-italienischen Bahn per Gotthardtunnel steht Berlin nebst den preußischen Ostseehäfen mit Italien auch mittelst der Brenner-Bahn in direkter Verbindung über Leipzig-Eger. Dieselbe bietet insbesondere eine Abkürzung zu den Häfen des adriatischen Meeres und kommt um so mehr in Betracht, als auf Benutzung der Gotthardlinie wegen des langen Tunnelbaues erst nach langer Zeit, vielleicht in 7 Jahren, zu rechnen sein wird. Hierzu ist nun der Neubau folgender Bahnen zu empfehlen: 7) eine Abkürzung der Berlin-Leipziger Bahn durch geradlinige Verlängerung der von Berlin bis Jüterbog führenden Bahn von diesem Orte bis Leipzig. — 8) Zur Herstellung der kürzesten Verbindung mit der Brenner-Bahn eine direkte Bahn von Landshut nach Rosenheim. — 9) Desgleichen für die Verbindung mit Venedig u. s. w. eine Abkürzungsbahn zwischen Roveredo und Vicenza statt des großen Umweges über Verona.

10) Um auch für Hamburg sowohl die Brenner-Linie nutzbar zu machen, wie auch um die Verbindung mit Wien und dem Orient abzukürzen, sowie ferner um die auf großem Umwege bestehende Verbindung zwischen Hamburg und Magdeburg-Leipzig an und für sich thunlichst abzukürzen, wird eine direkte Bahn zwischen Hamburg und Magdeburg (s. nebenst. Figur 3) von Uelzen oder Lüneburg ab eben so dringend zu wünschen sein, wie die bereits besprochene Hamburg-Hannover-Bahn. Obgleich die vor Kurzem eröffnete Bahn Stendal-Uelzen, als Theil der Berlin-Bremer Bahn, den Weg einigermaßen gegen früher abgekürzt hat, so differirt derselbe doch noch bedeutend gegen eine direkte Bahn. — 11) als eben so zweckmäßig stellt

sich die Verlängerung der Magdeburg-Cöthen Bahn bis Bitterfeld dar, wodurch der Umweg über Halle nach Leipzig zu vermeiden wäre. — 12) Ferner wäre eventuell eine direkte Bahn Leipzig-Dresden recht zweckmäßig, etwa mittelst Abkürzung zwischen Oschatz und Meißen. — Demnach würde Dresden Centralpunkt für den nordischen Verkehr nach Wien, Triest, Ungarn und dem Orient mittelst der österreichischen Nordbahn sein, besonders wenn 13) nach Vollendung der bereits beschlossenen direkten Bahn Berlin-Dresden durch gerade Verlängerung derselben bis an die österreichische Nordwestbahn eine ununterbrochene direkte Verbindung mit der letzteren hergestellt sein wird.

Figur 3.



Ist nun in solcher Weise die Verbindung Norddeutschlands auch mit dem Südosten vervollkommnet, so wird dies durch die Venlo-Hamburg, sogenannte Paris-Hamburgerbahn nach dem Südwesten hin, nach Paris und den atlantischen Häfen Frankreichs ebenfalls bald der Fall sein, während für eine abgekürzte direkte Verbindung mit Brüssel und den belgischen Häfen Antwerpen, Ostende zu hoffen ist, daß durch internationale Unterhandlungen eine direkte Fortsetzung jener Bahn von Venlo nach Brüssel und Antwerpen möglich werde, wozu die Bahn vielleicht, theils auf holländischem, theils auf belgischem Gebiete zu verlängern wäre.

III. Betriebsbestimmungen. Neben Abkürzung der Distanzen durch Herstellung der vorgenannten Bahnen in geraden Linien, statt der bedeutenden bis jetzt bestehenden Umwege, müßten auch ferner manche Bestimmungen zu treffen sein, wie folgt: 1) sind die Fahrzeiten für durchgehende internationale Expreßzüge nach Maßgabe größter Geschwindigkeit, wie solche erfahrungsgemäß statthaft ist und natürlich mit Rücksicht auf Curven,

Steigungen und lange Brücken, festzustellen. — 2) sind die erforderlichen Vorschriften zur Sicherung der präcisen Einhaltung der festgestellten Fahrzeiten zu geben. — 3) desgleichen solche hinsichts der Haltestationen, wonach dieselben auf die größeren Städte und auf solche Stationen zu beschränken sind, welche Anschlüsse an andere, zu berücksichtigende, Bahnen vermitteln oder zum Wasser-Einnehmen zu benutzen sind. — 4) Beschränkung des Aufenthalts an den Haltestationen auf die möglich kürzeste Zeitdauer, wie dies bereits bei bestehenden Expreßzügen der Fall ist, auf 2 bis 5 Minuten je nach Erforderniß. Einmal im Tage müßte jedoch im Verlaufe einer langen durchgehenden ganzen Tagesfahrt, vielleicht an einer größeren Stadt, wo ohnedies Hauptanschlüsse sich befinden, eine längere Frist von etwa ¼ bis ½ Stunde zum Anhalten vorgeschrieben werden. — 5) dagegen müßten die Expreß-Züge für die Bedürfnisse des reisenden Publikums durchaus mit den erforderlichen Vorkehrungen versehen sein.

Wir wollen nun diese verschiedenen Erfordernisse in Folgendem ausführlicher besprechen: Ad 1 und 2 ist hervorzuheben, wie die Einhaltung der Fahrzeiten als Grundbedingung für einen regelmäßigen, gut geordneten Betrieb zu gelten hat und, wegen der Anschlüsse sowohl wie zur Vermeidung von Störungen für andere Züge, von höchster Wichtigkeit ist. Leider sind schon seit langer Zeit die Verspätungen zur Regel geworden! Verschiedene Ursachen mögen dabei zusammenwirken, am meisten sowohl das verspätete Eintreffen anderer abzuwartender Züge, wie auch die, bei starkem Andrang besonders an Hauptstationen oft ungenügende Zeit für Billetausgabe und Gepäck-Expedition. Häufig ist die Zeit dazu so knapp bemessen, daß man, besonders in der Saison der Badereisen, wo gewöhnlich viel Gepäck rasch zu bewältigen ist, bei Abgangs- wie bei Zwischen-Stationen, in der dazu festgesetzten Frist nicht fertig werden kann. Man gebe also reiche Zeit und stelle auch, wenn es ausnahmsweise besonders nöthig erscheint, vermehrtes Personal zur Verfügung, damit auf die Minute für den Abgang der Züge an den Haupt- und Zwischen-Stationen Alles bereit sei. Auch sollte man, wie dies bei manchen Bahnen üblich ist, das allmähliche Placiren der Reisenden, je nachdem sie bereit sind, zugeben, statt dieselben in den Wartesälen bis zum letzten Moment abzuschließen und in einem allgemeinen Gewirr und Durcheinander alle Passagiere zugleich Platz suchen und nehmen zu lassen.

Hin und wieder würde bei großem Andrang, besonders in der Reisesaison, eine Aushülfe-Billetausgabe recht zweckmäßig sein. Als Beweis dafür sei angeführt, daß es dem Verfasser dieser Erörterung schon begegnet ist, obgleich über eine Viertelstunde vor Abgang des Zuges vor der Billet-Ausgabestelle anwesend, doch zurückbleiben zu müssen, weil derselbe, in Ermangelung einer vorgeschriebenen Reihenfolge (queue) das Stoßen und

Quetschen des Gedränges (vermehrt durch Massen von nach den Manövern beurlaubten Soldaten) vor der Casse scheuend, die irrige Erwartung hegte, daß jedenfalls so lange Billete ausgegeben werden würden, als Verlangen danach bliebe. Es ist allerdings ganz in der Ordnung und sollte allgemein vorgeschrieben sein, daß man, wie in diesem Falle, ein Paar Minuten vor der Abgangszeit der Züge keine Billete mehr dafür ausgebe, noch mehr aber, daß fünf Minuten vorher kein Gepäck mehr angenommen werde, um eine Hauptursache verspäteten Abgangs zu vermeiden. Dagegen müßte aber dafür gesorgt werden, daß in der für Billet-Ausgabe festgesetzten Zeit auch Jeder dazu kommen könne; was also durch eine zweite (Aushülfs)-Billetausgabe-Stelle bei sehr starkem Andrang zu erreichen wäre. In dieser Beziehung würden sich die internationalen von den anderen Expreß- und von den Personen-Zügen unterscheiden. Während bei letzteren zuweilen Fest- und Sonntags-Excursionen, Vereins-Ausflüge und dgl. mehr oder andere besondere Veranlassungen zu großem Andrang dazu beitragen, die Züge durch Placirung der Menge, mit oder ohne Einrangirung von Extrawaggons, aufzuhalten, müssen die internationalen Expreßzüge von solchen Störungen unberührt bleiben. Ist indeß die Zahl der, auf bedeutenden Zwischenstationen aufzunehmenden Reisenden ungewöhnlich groß, wie dies zur Zeit der Sommer- und Bade-Reisen unter besonderen Umständen wohl vorkommen kann, (wie z. B. nach dem entschiedenen Wechsel bisher anhaltend schlechten Wetters) so sorge man rechtzeitig für Unterbringung der Reisenden durch bereit zu haltende, anzuhängende Waggons. Endlich sollte das, in Frankreich allgemein übliche, auch bei deutschen Bahnen schon vielfach angenommene Queuesystem vorschriftsmäßig und ohne Ausnahme auf allen Stationen eingeführt werden; wonach alle Reisenden so, wie sie kommen, der Reihe nach antreten müssen, so daß alles Drängen und Stoßen vermieden würde.

Wird somit die Zeit der Abfahrt und Ankunft der Züge genau eingehalten, so könnten nur noch ungewöhnliche Unfälle Störungen verursachen. Daß solche aber nicht vorkommen, ist einestheils durch gute Instandhaltung des Betriebsmaterials und der Bahn selbst, dann durch die vor dem Abgang zu bewirkende sorgfältigste Prüfung der Züge bis ins geringste Detail, besonders hinsichtlich der Axen, und durch strenge und gewissenhafte Beaufsichtigung der Bahnen, insbesondere der Weichen- und Signalstellungen zu verhüten. Anderentheils soll auch das Personal die größtmögliche Zuverlässigkeit verbürgen und für alle Verspätungen so wie für alle Unfälle verantwortlich gemacht werden. Ferner müßte die Verantwortlichkeit auch der Gesammtverwaltung einer Eisenbahn dem Publikum gegenüber gesetzmäßig festgestellt sein. In höherer Instanz sind also, außer den Betriebs- und Stations-Inspectoren, auch die höheren Verwaltungsbeamten, Chefs und

Generaldirektion in Anspruch zu nehmen und zu verpflichten jeden Schaden der Passagiere zu vergüten, wenn derselbe durch Verschulden oder Nachlässigkeit des Personals oder durch mangelhaften Bestand der Bahn oder des Betriebsmaterials herbeigeführt worden ist. In dieser Weise wird es zu verhüten sein, daß die brillanten finanziellen Ergebnisse einer Bahn höher gestellt werden, als die, zuweilen durch reparaturbedürftiges Material, gefährdete Sicherheit des reisenden Publikums.

Die Fahrpläne für die Expreßzüge anschließender Bahnen müßten derart eingerichtet werden, daß für alle Anschlüsse an die internationalen Expreßzüge genügende Zeit, mit Berücksichtigung eventueller Verspätung bleibe. Bei versäumten Anschlüssen auf Nebenbahnen müßten daher die Verwaltungen derselben verpflichtet sein durch besonders einzulegende Extrazüge die Reisenden rechtzeitig zum Anschluß an die internationalen Expreßzüge der Hauptbahn zu befördern und, wo dies nicht mehr thunlich ist, den Passagieren wenigstens den durch versäumten Anschluß erlittenen Schaden je nach Umständen zu ersetzen.

IV. Comfort der Reisenden. Indem bei der meist langen ununterbrochenen Fahrzeit von einer Haltestation zur andern, so wie vorzüglich bei der auf's Aeußerste beschränkten Haltezeit, besonders bei großer Anzahl von Reisenden, es denselben fast unmöglich gemacht ist, die nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, da auch außerdem die Entfernungen von den haltenden Zügen bis zu den zu benutzenden Anstalten auf den Stationen oft so groß sind, daß die meist auf zwei Minuten oder wenig mehr festgesetzten Haltefristen kaum zum Hin- und Herlaufen ausreichen, so müßten deshalb Vorkehrungen auf den Expreßzügen selbst, in angemessener und leicht zugänglicher Weise, vorhanden sein, etwa mittelst eines Waggons, der eine Art Salon bilde, mit welchem einerseits Watercloset und Pissoir, andererseits ein Toilettezimmer für Damen in Verbindung stehen müßte. Ein solcher salonartiger Raum erscheint neben diesen Anlagen besonders nöthig, damit sich diejenigen Personen, welche von letzteren Gebrauch zu machen haben, von einer Haltestation zur anderen so lange darin aufhalten, bis sie ihre Coupéplätze wieder einnehmen können. Ferner würde dieser als Salon eingerichtete Raum auch passend als Rauchsalon von Denjenigen benutzt werden können, welche nur hin und wieder eine Cigarre rauchen mögen, ohne deshalb immer in einem Rauchcoupé sitzen zu müssen, so daß dadurch eine größere als die oft ungenügende Zahl von Coupés bestimmt werden könnte, in welchen nicht geraucht werden darf; wie dies in England und Frankreich der Fall ist, wo das Nichtrauchen die Regel, das Rauchen aber auf besondere Rauchcoupés beschränkt ist. Endlich wäre die Frage zu prüfen, ob nicht eventuell ein Rothbüffet mit jenem Salon zu verbinden wäre, was gewiß recht zweckmäßig

sein könnte. Der Wirth an einer Hauptstation würde sich ohne Zweifel auch gegen Pachtgeld dazu bereit finden lassen. Ein solches mobiles Büffet könnte aber auch noch in einfacherer Weise ersetzt und daher entbehrlich werden, wenn die Pächter der Restaurants in allen Haltestationen verpflichtet würden, Speisen, so wie kalte und warme Getränke bei Ankunft der Expreßzüge an denselben herumreichen zu lassen, so daß die Reisenden mit Sicherheit darauf zu rechnen und nicht auszusteigen nöthig hätten.

Für den vorgeschlagenen, als Rauchsalon mit zu benutzenden Waggon würde sich das amerikanische, in Süddeutschland und der Schweiz ebenfalls gebräuchliche System gut eignen. Die Schattenseite solcher Waggons für die gewöhnlichen Fahrzwecke ist Mangel an Bequemlichkeit, fortwährende Unruhe und Störung, so wie nicht zu vermeidende oft lästige und der Gesundheit nachtheilige Zugluft, da bei der großen Menge und dem öfteren Wechsel einer großen Anzahl von Passagieren in einem Waggon ein anhaltendes Einverständniß über Schließen und Oeffnen der Fenster, je nach Erforderniß, nicht leicht zu erreichen ist. Für einen Rauchsalon würde dieser Nachtheil weniger ungünstig sei. Für die Nichtraucher bietet dagegen das Coupésystem unstreitig mehr Bequemlichkeit und Annehmlichkeit als das amerikanische.

Natürlich müßte für die kalte Jahreszeit auf Erwärmung der Waggons in zweckmäßigster Weise mit Zuversicht überall gerechnet werden können; was bis jetzt noch nicht auf allen Bahnen gleichmäßig der Fall ist. Ueberhaupt sollte die Erwärmung sowohl aller Expreß- und Personen-Züge an und für sich, wie für aller drei Classen reglementsmäßig vorgeschrieben sein, wenn man dabei das allgemeine Wohl im Auge haben und der großen Zahl auch derjenigen Reisenden zu Gute kommen lassen will, welche nicht mit Pelzen und Decken versehen sind. Und selbst wenn dies der Fall wäre, müßte doch auf eine mäßige Erwärmung der Waggons durchaus zu halten sein.

Als ein weiteres Erforderniß für die angeregten internationalen Expreßzüge sind theils Schlafcoupés anzusehen, wie solche auf manchen Bahnen bereits in Gebrauch sind, theils und eventuell ist die Bestimmung zu erlassen, daß Nachts in einer gewissen Anzahl von Coupés gegen besondere Vergütung immer nur vier Personen zu placiren sind, welche durch möglich gemachte Vorschiebung der Sitze und Aufklappen der trennenden Zwischentheile, wie beides auf manchen Bahnen üblich ist, in Stand gesetzt werden ausgestreckt zu liegen, folglich mit größerer Bequemlichkeit ruhen, daher auch leichter schlafen zu können. Es würde dies bei Zügen, welche bei Tage voll besetzt, durch besondere, nur für die Nacht einzurangirende Waggons sich bewirken lassen.

Endlich müßte, was bei einigen Bahnen, besonders süddeutschen, bereits üblich ist, für alle Expreßzüge angeordnet werden, daß die Fahrbillets nicht

blos für einen bestimmten Zug oder Tag, sondern für mehrere Tage, zum Wenigsten für den folgenden, gültig bleiben; wodurch der Reisende in Stand gesetzt wird, trotz beabsichtigter oder unfreiwilliger Unterbrechung der Reise sein Fahrbillet für die ganze Strecke bis an das Endziel einer langen Route zu nehmen. Eine andere Frage, welche zwei Seiten hat, wäre noch zu untersuchen; ob es nämlich rathsam und leicht ausführbar sein möchte die Einrichtung zu treffen, daß Reisende in besonderen Nothfällen dem Zugführer Signale, vielleicht durch einen elektrischen Glockenzug, zum Anhalten des Zuges geben können. Dem Mißbrauch freilich, der damit getrieben werden könnte, müßte durch strenge Strafen begegnet werden.

V. Ueber Fahrgeschwindigkeit. Nach den, oben (unter II) angedeuteten Abkürzungen der bestehenden, hier in Frage kommenden Hauptrichtungen würden die besprochenen Bahnen auf die möglichst geringe Länge und folglich auch die Tarife für Personen sowohl wie für Güter und Kohlen reducirt werden. Indem nun ferner für die anzuordnenden internationalen Expreßzüge nur wenige Anhaltestationen angenommen wurden, bleibt zur Erreichung des beabsichtigten Gesammtresultats nur noch die Feststellung der möglichst großen Fahrgeschwindigkeit. Aus folgender übersichtlichen Zusammenstellung wird man entnehmen können, welche größte Geschwindigkeiten bei den schnellsten Expreßzügen in England, Frankreich und Deutschland bis jetzt üblich sind. In den Zeitangaben sind die Haltzeiten einbegriffen; die deutsche Meile ist = 4,66 engl. Meilen und = 7,5 Kil. gerechnet.

Von London nach Liverpool	43,5	deutsche Ml.	in	5	Stdn., also	8,7	deutsche Ml. pr. Std.
„ „ „ Edinburg	86	„		9½	„ „	9	„ „ „
„ „ „ Dover	19	„	in	2 u. 1¾	„ „	9½ u. 11	„ „ „
Von Paris nach Calais	40	„		5⅝	„ „	7½	„ „ „
„ „ „ Bordeaux	78	„		11½	„ „	7	„ „ „
„ „ „ Marseille	115	„		16½	„ „	7	„ „ „
Von Berlin—Cöln, neuer Zg.	77,4	„		9¼	„ „	8⅜	„ „ „
Von Minden—Cöln, alt. Zg.	35,3	„		4⅞	„ „	7½	„ „ „
Von Berlin nach Hamburg	38	„		6	„ „	6⅓	„ „ „
„ „ „ Breslau	47,6	„		7½	„ „	6⅓	„ „ „
Von Eger nach München	40	„		7⅔	„ „	5½	„ „ „
Wien Prag-Bodenbach	79½	„		14½	„ „	5⅓	„ „ „
Wien—Triest, Expr. I. Cl.	78½	„		14¾	„ „	5⅓	„ durchschn. „

(davon auf die Semmeringbahn 3 Meilen und auf den übrigen Theil 6 pr. St.)

Kufstein—Verona, Brennerb. 47 Meilen in 11½, also 4 Meilen pr. St.

Wie viel zur Erlangung der kürzesten Fahrdauer für die hier in Vorschlag gebrachten Expreßzüge, besonders hinsichts Beschränkung der Haltestellen, zu ändern ist, zeigt die folgende Zusammenstellung. Es beträgt die durchschnittliche Distanz der Haltestationen bei Expreßzügen:

von London nach Liverpool, Edinburg, Dover 11 bis 12 deutsche Meilen, von Paris—Calais 10, von Paris—Bordeaux $9^3/_4$, von Paris—Marseille 8, von Berlin—Cöln $8^1/_2$, von Cöln—Minden 5, von Berlin Hamburg $3^1/_6$, von Berlin—Breslau $3^2/_5$, von Cassel—Frankfurt a M. $3^1/_4$, Frankfurt a M.—Heidelberg $5^1/_2$, Heidelberg—Basel 3, von Wien nach Triest 4, Kufstein—Verona $3^1/_2$ deutsche Meilen.

Bei Berechnung der Fahrzeit für die internationalen Expreßzüge kann nun der, vor nicht sehr langer Zeit erst eingeführte, Jagdzug genannte Expreßzug erster Classe zwischen Berlin und Cöln über Stendal und Hannover als Vorbild gelten, da sich derselbe als gut ausführbar bewährt hat und nach den englischen als einer der schnellsten existirenden Expreßzüge anzusehen ist. Mit diesem Zuge fährt man (beiläufig bemerkt, mit etwas geringerer Geschwindigkeit in umgekehrter Richtung) inclusive 1 Stunde und 15 Minuten Aufenthalt in Cöln, in $22^1/_4$ Stunden von Berlin nach Paris und in $29^3/_4$ Stunden von Berlin nach London (per Ostende). Derselbe geht Mittags 12 Uhr von Berlin ab und trifft Abends 9 Uhr 15 Minuten in Cöln ein, legt demnach die 77,7 Meilen lange Strecke in $9^1/_4$ Stunden zurück, worin, außer einem Aufenthalt von 22 Minuten in Hannover, ein solcher zweimal von je 5 und sechsmal von je 2 Minuten einbegriffen ist. Dies ergiebt also eine Durchschnittsgeschwindigkeit für die ganze Fahrt von Berlin bis Cöln, die Haltezeit eingerechnet, von $8^2/_5$ Meilen per Stunde und nach Abrechnung der Haltezeit, welche für alle Stationen zusammen 45 Minuten beträgt, eine durchschnittliche reine Fahrgeschwindigkeit von 9 Meilen per Stunde oder von $6_{,7}$ Minuten per Meile. Bei folgender Berechnung sollen indeß, um ganz sicher zu gehen, statt jener $8^2/_5$ nur 8 Meilen per Stunde mit Einbegriff der Haltezeit angenommen werden, wobei auf eine Strecke mehr, auf die andere weniger kommen kann, was sich indeß für eine lange Fahrt ausgleicht. Wie bei jenem Berlin-Cölner Zug liegt darin auch ein Aufenthalt von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Stunde für eine ganze Tagesfahrt und ein solcher von meistens je 2, nach Umständen auch wohl 5 Minuten für die übrigen Haltestationen. Eine Geschwindigkeit, welche unter der der englischen Expreßzüge bleibt, die der Berlin-Cölner nicht ganz erreicht, die der französischen um ein Geringes übertrifft.

VI. Fahrtdauer per Gotthardbahn. Nach Vorstehendem wird nun die Verbindung zwischen dem Norden und Süden mittelst internationaler Expreßzüge sich wie folgt herstellen lassen: 1) Von Hamburg nach Harburg $1_{,4}$ Meilen wird, mit Berücksichtigung der beiden Elbbrücken und der Curven zur An- und Abfahrt, wie bisher nur eine geringe Fahrgeschwindigkeit zu rechnen sein, 20 Min. bis Abfahrt. — 2) Von Harburg bis Hannover jetzt 23 Meilen in 3 Stunden 32 Min.) mit dem schnellsten Zug durch

eine direkte Bahn auf 17 Meil. reducirt mit 1 Halteſtation von 2 Min. in 2 St. 5 Min. (Zum Vergleich ſei angeführt, daß die 19 deutſche Meilen betragende Strecke London-Dover mit gewöhnlichen Expreßzügen mehrmals täglich in 2, einmal ſogar in 1¾ Stunden von der mail zurückgelegt wird). — 3) Von Hannover bis Caſſel jetzt 22,4 Meilen in ca. 4 Stunden, künftig auf theilweiſe neuer, abgekürzter Bahn ca. 17 bis 18 Meilen mit 5 Min. Aufenthalt in Hannover in 2 Stunden 15 Min. — 4) Von Caſſel bis Frankfurt am Main jetzt 26,5 Meilen in 4 Stunden 5 Min. Nach Abkürzung der Bahn auf ca. 22 Meilen mit 5 Min. Aufenthalt in Caſſel in 2 Stunden 45 Min. — Demnach von Hamburg bis Frankfurt am Main in 7½ Stunden ſtatt wie jetzt in 12 beziehentlich 13 Stunden 10 Min.

5) Von Frankfurt am Main bis Baſel 45 Meilen jetzt in 8 Stunden 35 Min. Nach neuer Anordnung für die internationalen Expreßzüge würde für dieſelben eine kürzere Fahrtdauer zu erreichen ſein durch Beſchränkung der Halteſtationen mit kurzer Dauer derſelben, wonach, bei vorberechnetem modus erforderlich werden 5 Stunden 45 Min. Demnach von Hamburg bis Baſel mit 20 Min. Aufenthalt in Frankfurt am Main in 13½ Stunden, folglich faſt in derſelben Zeit, wie jetzt von Hamburg nur bis Frankfurt am Main. Hierbei iſt zu bemerken, daß nach Maßgabe der Fahrzeit des Berlin-Cölner Zuges ſogar nur 12½ Stunden erforderlich wären.

In Frankfurt am Main wird der genannte internationale Expreßzug nun auch von Berlin aus, mittelſt Anſchluſſes eines ſolchen, zu erreichen ſein, beſonders wenn 6) eine abkürzende Bahn zwiſchen Gotha und Fulda gebaut und dadurch die Entfernung um circa 5 Meilen reducirt würde. Mit der vorberechneten Fahrgeſchwindigkeit und mit Beſchränkung der Zahl der Anhalteſtationen auf ein Minimum würde man daher von Berlin aus Frankfurt am Main in 8½ Stunden erreichen und, wenn von Berlin 1 Stunde früher als von Hamburg abgefahren wird, dem Hamburg-italieniſchen Zug ſich anſchließen, alſo mit nur 1 Stunde Unterſchied an der raſchen Verbindung mit der Schweiz und Italien per Gotthardlinie theilnehmen können. Um nun die angenommene Zeitdauer von Hamburg und Berlin bis an die Endziele einhalten zu können wird dann, wie bereits am Anfang dieſer Erörterung vorgeſchlagen wurde, zweckmäßigerweiſe die Einrichtung zu treffen ſein, daß Fahrbillets nur nach Frankfurt am Main und Baſel oder Waldshut (letzteres bei einer zu erbauenden Abkürzungsbahn von Freiburg nach Waldshut) für die internationalen Expreßzüge ausgegeben werden, während gleichzeitig andere Expreßzüge für die Zwiſchenſtationen zu befördern wären.

In der Schweiz ſind bisher keine ſolche Expreßzüge, ja nicht einmal welche von der bisher bei uns erreichten Geſchwindigkeit, üblich geweſen und es iſt, den beſtehenden Verhältniſſen gemäß, kaum darauf zu rechnen. Es

muß daher die Fahrtdauer von Waldshut oder Basel ab auch der vermehrten Steigungen und Curven wegen geringer angenommen werden, als dies für den deutschen Theil der vorgeschlagenen internationalen Expreßzüge der Fall ist. Vorläufig soll also, statt wie vorher 8 Meil. pr. Stunde, inclusive Haltezeiten, zu größerer Sicherheit der Berechnung nur eine Fahrtdauer von 6 Meilen per Stunde angenommen werden, wobei die abzukürzende Fahrzeit hauptsächlich durch Beschränkung der zahlreichen Anhaltestationen nur auf einige durchaus erforderliche zu erreichen sein wird. Danach könnte man die Strecke von Waldshut bis Bellinzona in $4^1/_2$, bis Mailand in $6^1/_2$ und bis Genua in $9^1/_2$ Stunden, sagen wir in runder Zahl in 10 Stunden, nach Vollendung des Gotthardtunnels, zurücklegen, mithin von Hamburg bis Genua in $13^1/_2 + 10$ mit $^1/_2$ Stunde Aufenthalt in Waldshut, also in 24, bis Livorno in $27^1/_2$ Stunden und von Berlin bis Genua in 25, bis Rom aber, nach Vollendung der kleinen Bahnstrecke Chiavari-Spezzia in $1^1/_2$ Tagen anhaltender Fahrt gelangen. Diese letzteren Fristen würden indeß noch erheblich verkürzt werden, wenn Italien, woran nicht zu zweifeln, an den Gotthard ebenso wie bisher an den Mont-Cénis (Turin-Brindisi) einen treno diretto internazionale anschlösse.

VII. Internationale Expreßzüge per Brennerbahn. Nachdem die Zeitberechnung für die Linie Hamburg- und Berlin-Italien per künftige Gotthardbahn aufgestellt worden, soll nun auch eine solche für die Brenner-*Linie unter* ähnlichen Modalitäten besprochen werden. Zur Erreichung der äußersten Beschränkung der Fahrtdauer auf dieser Brenner-Linie sind ebenfalls einige neu anzulegende Bahnstrecken in Vorschlag zu bringen (s. oben unter II. ad 10, 11 und 7.). 1) Vor Allen jene kürzere Verbindung von Hamburg nach Leipzig durch Erbauung einer Bahn zwischen Uelzen und Magdeburg (s. oben S. 215) 2) ein dergl. kürzeres Stück von Cöthen nach Jüterfeld: 3) für die Verbindung mit Berlin eine Abkürzung durch den Bau einer neuen Bahn von Jüterbog nach Leipzig. (Diese Abkürzung würde nebenbei auch der Linie Berlin-Frankfurt am Main zu Gute kommen.) Ob 4) kleinere Abkürzungen auf der Bahn Leipzig-Eger, welche viele Krümmungen hat, ausführbar sind, muß bei Unkenntniß der Terrain-Verhältnisse dahin gestellt bleiben. Dagegen könnte eine bedeutende Abkürzung durch Umgehung Münchens für die von Norddeutschland direkt per Brennerbahn nach Italien zu befördernden Züge gewonnen werden, wenn außer einer geraden Verbindung von Regensburg mit Rd.-Lindhard, eine Bahn in möglichst gerader Linie von Landshut nach Rosenheim geführt würde. — 5) Zur Abkürzung der Verbindung mit Venedig und weiter müßte dann die Brennerbahn von einem geeigneten Punkte aus, etwa von Roveredo, je nach den Terrain-Verhältnissen, mit Vicenza durch eine direkte Bahn ver-

bunden werden, wodurch der große Umweg über Verona zu vermeiden wäre. 6) In Italien würde eine gerade Fortsetzung der Brennerbahn durch eine direkte Verbindung der Bahn Mantua-Modena mit Lucca sehr zweckmäßig sein. Doch ist es fraglich, ob und wo eine solche leicht ausgeführt werden kann, ohne unverhältnißmäßige oder unerschwingliche Kosten zu verursachen. Indessen steht die baldige Vollendung einer Anschlußlinie von Verona an die Bolognesische Bahn in Aussicht.

Die Fahrtdauer von Hamburg und Berlin nach Italien per Brennerbahn wird sich nun, nach den gleichen Annahmen wie oben, für internationale Expreßzüge wie folgt stellen: Von Hamburg nach Leipzig, jetzt noch über Stendal ca. 7½ Stunden, mit direkter neuer Bahn Uelzen-Magdeburg in 5¾ Stunden, von Berlin mittelst abgekürzter Bahn 3 St. Also von Hamburg über Leipzig nach wie vor über Eger mit direkter Bahn von Regensburg nach Rosenheim bis Innspruck 13¾ Stunden, von Berlin 11 Stunden, von Hamburg bis Verona in 18¾ St. von Berlin in 16½ St., von Hamburg bis Venedig (per Abkürzung bei Roveredo-Vicenza) in 20, von Berlin in 18 St., bis Mailand von Hamburg in 23¼, von Berlin in 21 St., bis Genua von Hamburg in 26¼, von Berlin in 24 St.; wonach für Hamburg die Gotthardlinie sich als kürzer als die Brenner-Linie, für Berlin aber nur eine unerhebliche Differenz zwischen beiden sich herausstellt.

VIII. Verbindung von Nord nach Südost und Südwest. In ähnlicher Weise kommt ferner auch eine beschleunigte Verbindung in Betracht: zwischen Norddeutschland, speciell von Hamburg (Bremen, Lübeck, Kiel) und von Berlin (Stettin) 1) mit Wien, Ungarn, Triest — 2) mit Odessa und folglich auch mit den anderen Häfen des schwarzen Meeres. — Auf beiden Richtungen könnte also auch der Verkehr mit Wien und Italien und mit dem Orient beschleunigt werden; letzteres besonders, wenn erst die in Aussicht genommenen türkischen Bahnen, im Anschluß an die ungarischen, vollendet sein werden.

Zur abkürzenden Verbindung von Berlin mit Wien wird, da die Ausführung einer direkten Bahn zwischen Berlin und Dresden bereits beschlossen ist, nichts weiter erforderlich sein, als etwa ein möglichst direkter Anschluß derselben an die österreichische Nordwestbahn und vielleicht noch einige Kürzungen auf letztgenannter Bahn selbst. Durch die, binnen Kurzem dem Betrieb zu übergebende, neue Bahn Lüneburg-Wittenberge wird nun auch die Hamburg-Berliner Bahn abgekürzt und in Folge davon kann von Hamburg aus Dresden und damit Wien in ungefähr gleicher Zeit über Berlin mittelst der neuen Berlin-Dresdener Bahn erreicht werden, wie über Leipzig, wenn die vorher besprochene direkte Bahn Uelzen-Magdeburg hergestellt sein wird;

besonders wenn auch eine abkürzende Bahn zwischen Leipzig und Dresden zur Ausführung kommt, obgleich letztere von geringerer Bedeutung ist, als die vorgenannte. Jene abkürzende neue Linie der Berlin-Hamburger Bahn über Wittenberge-Lüneburg wird besonders zur Herstellung direkter Expreßzüge zu benutzen sein. Da die Entfernung danach von Berlin-Hamburg der von Berlin-Hannover über Stendal ungefähr gleichkommt, so müßte man auch in ungefähr gleicher Zeit die Fahrt zwischen Berlin-Hamburg machen können, wie jetzt zwischen Berlin-Hannover, demnach, bei 3 Halteſtellen von je 2 Minuten, in ungefähr 4 Stunden. Dadurch würde also die Verbindung Hamburgs wie Berlins mit Wien ꝛc. sowie mit Breslau und folglich auch Odessa u. s. w. abgekürzt und beschleunigt werden. Die Fahrdauer für internationale Expreßzüge wird sich alsdann, wie folgt, stellen: 1) von Berlin nach Dresden auf der zukünftigen direkten Bahn in 2½ St., von Berlin nach Wien, mit 10 Min. in Dresden in 11 St., von Berlin nach Trieſt bei 1¼ stündigen Aufenthalt in Wien in 27 St. — 2) von Hamburg nach Dresden über Berlin zu bringen auf 7 St., von Hamburg nach Wien mit Aufenthalt in Berlin in 16 St., von Hamburg nach Trieſt in 32 St. — 3) von Berlin nach Breslau nach Vollendung der in Aussicht stehenden Abkürzungen in 6 St., von Berlin nach Lemberg in 20 St., von Berlin nach Odessa in 36 St. — 4) von Hamburg nach Breslau in 11 St., von Hamburg nach Odessa in 41 St.

Auch nach Westen und Südwesten hin sind zur Verbindung mit Holland, Belgien, England und Frankreich ähnliche Resultate bezüglich eines zu organisirenden mitteleuropäischen Schnelldienstes zu erreichen, wenn die Verwaltung der Cöln-Mindener Eisenbahn-Gesellschaft auf der bald ganz vollendeten Linie Venlo-Hamburg eben solche Expreßzüge wie zwischen Berlin-Cöln, mit Anschluß an ähnliche belgische Expreßzüge einrichtet. Dann wird man ungefähr in derselben Zeit von Hamburg bis Brüssel kommen können, wie jetzt von Berlin nach Cöln, also ungefähr, mit ½ Stunde Aufenthalt an der Grenze wegen der Douane, in 10 Stunden und mit Aufenthalt daselbst in 14 Stunden bis Ostende, in 17½ bis Calais und in ungefähr 24 Stunden von Hamburg nach London, so wie in 15 bis 16 Stunden nach Paris, von wo die bestehenden direkten Expreßzüge in weiteren 12 Stunden bis Bordeaux, in 11 Stunden bis Lyon und in 16 Stunden bis Marseille führen. Nach letzterer Stadt wird übrigens auch die Hamburg-Genua-Linie über Straßburg noch direkter führen können.

Zum Schluß der so von uns aufgestellten Zeit- und Meilen-Berechnungen muß übrigens ausdrücklich hervorgehoben werden, daß solche, so weit sie auf neue Bahnen Bezug haben, natürlich nur als annähernd betrachtet werden müssen, da mancherlei Terrain- und Ortsverhältnisse Abweichungen

von der geraden Linie veranlassen und daher auch Zeit- und Meilen-Annahme etwas — doch wohl nicht viel — modificiren können. Doch dürfte das zu Grunde gelegte Durchschnittsergebniß für die ganze Länge einer Bahn, in Vergleich mit dem mehrgenannten Berlin-Cölner Expreßzug, als eben so durchführbar wie dieser sich erweisen. Alles kommt dabei auf die einheitliche und dem Zweck angemessene Anordnung an, welche nur durch das Reichs-Eisenbahnamt zu erlangen sein wird.

Die Ausführung der hier befürworteten, für den Weltverkehr berechneten, daher ineinandergreifenden Expreßzüge an und für sich, so wie in Verbindung mit den anschließenden anderen Expreßzügen wird, wie bereits hervorgehoben, nur dadurch möglich, daß neben erhöhter Fahrgeschwindigkeit vorzüglich die äußerste Beschränkung der Haltstationen für jene internationalen Expreßzüge eintrete; weshalb daher ziemlich gleichzeitig mit denselben (und natürlich außer den gewöhnlichen Personenzügen) andere Expreßzüge nur für den Verkehr zwischen den Hauptstädten unter sich bestimmt werden müssen; jedoch ebenfalls mit Rücksicht auf die erforderlichen Anschlüsse zur Weiterbeförderung. Durch diese Maßregel würde nicht nur die Anhaltezeit an und für sich gewonnen, sondern auch die häufige Verzögerung vermieden, welche die Züge durch Ab- und Zugehen von Passagieren und Gepäck für Zwischendistanzen erleiden können. Noch mehr aber kommt dabei in Betracht, daß der beträchtlichste Verlust an Fahrgeschwindigkeit durch das erforderliche langsamere An- und Abfahren bei den Haltestationen verursacht, durch Vorbeifahren an denselben ohne anzuhalten aber vermieden wird.

Bei den augenfälligen großen Vortheilen solcher internationaler auf's Aeußerste beschleunigter Expreßzüge für geschäftliche Interessen (dies besonders rücksichtlich der abkürzenden Bahnen) sind auch die Annehmlichkeiten nicht zu unterschätzen, welche durch dieselben geboten würden, z. B. in klimatischer Beziehung, so daß sich muthmaßlich eine große Frequenz, mithin Rentabilität der Züge erreichen ließe. Man denke, wie man so den Einflüssen drückend heißer Sommertage, zumal in den großen Städten Norddeutschlands, nur durch eine Tagesfahrt oder im Schlaf durch eine Nachtfahrt bis Basel oder Waldshut entgehen könnte, um, nach nur wenigen Stunden, mitten in der Schweiz Erquickung in frischer Bergluft, an Seen, Gletschern und Wasserfällen finden zu können. Umgekehrt würde es den Süddeutschen noch leichter als bisher werden, besonders nach Vollendung der Hamburg-Cuxhavener Bahn, sich schnell in die erfrischenden Fluthen der Nordsee zu tauchen, die stärkende Seeluft einzuathmen und den erhabenen Anblick des Meeres zu genießen. Noch mehr aber als im Sommer sind für den Norddeutschen die Vorzüge zu würdigen, sich binnen kürzester Frist den Einflüssen der, die Hälfte des Jahres hindurch dauernden, rauhen und unfreundlichen Jahres-

zeit entziehen und faſt mit einem Schlage aus den Nebeln und der Kälte des Nordens in mildes Klima, unter einen ſonnigen Himmel ſich verſetzen zu können, etwa an die riviera di ponente, die gegen rauhe Winde geſchützte Küſte zwiſchen Genua und Nizza. Es dürfte demnach mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ſein, daß die vorgeſchlagenen internationalen Expreßzüge, ebenſo wie die in England und Frankreich beſtehenden, nicht allein einem Bedürfniß oder doch manchen allgemeinen Intereſſen entſprechen, ſondern auch rentabel ſein würden, und wir ſchließen daher dieſe Erörterung mit dem Wunſche, daß dieſelbe an maßgebender Stelle Veranlaſſung zur Berückſichtigung, wenn nicht in vollem Umfange, doch wenigſtens theilweiſe in Bezug auf die dringendſt gebotenen Verbeſſerungen geben möge.

A. Roſengarten.

Napoleons zweimaliger Einzug in Frankfurt

(24. Juli 1807 und 31. Oktober 1813).

Ueber Napoleons Empfang in Frankfurt bei ſeiner Rückkehr nach Abſchluß des Tilſiter Friedens berichtet die Ober-Poſtamtszeitung vom 25. Juli. Ihr vom 24. Juli datirter Leitartikel beginnt mit folgendem Gedicht:

Er kehrt zurück — Napoleon
Der Große, ohne Gleichen,
Fortunens erſter Lieblingsſohn,
Von keinem zu erreichen!
Er kehrt zurück, der große Held,
Als Ueberwinder aus dem Feld.

Als Friedensgeber kehret Er
Zurück in ſeine Staaten,
Gleich einem Schutzgeiſt groß und hehr,
Im Hochgefühl der Thaten,
Wie ſie vor Ihm kein Andrer that,
Der je das Erdenrund betrat.

und fährt dann fort: Seit vier Tagen war Alles in hieſiger Stadt in froher Bewegung, Sr. Maj. dem Kaiſer und Könige Napoleon, Europens Friedensſtifter, die höchſte Ehrfurcht, Bewunderung und den froheſten Dank für das allbeglückende Geſchenk — den Frieden — bei der glücklichen Rückkehr nach Frankfurt auf eine würdige Art zu bezeugen. Dies hohe Glück ward uns heute Nachmittag 5½ Uhr.

Am Ende der Zeil war ein Triumphbogen errichtet, welcher vorn die Inſchrift trug: Napoleoni Imperatori et Regi Augusto Pio Felici Invictissimo orbis totius Pacificatori Princeps Primas ac Senatus Populusque Francof. D. D. D., auf der Rückſeite aber A la Gloire de Napoléon le Grand, Empereur des Français. — Paix. An den Nebenſeiten ſtand: links vorn Tilsit — Immortalité; hinten Austerlitz — Prudence; rechts vorn Friedland — Victoire; hinten Presbourg — Piété.

Abends um 10 Uhr verließ Napoleon die Stadt; er übernachtete in Mainz.

Den wahren Vorgang dieſes Einzugs ſchildert Karl Ritter in einem Brief vom 8 Auguſt*): „Es hieß: Napoleon der Kaiſer kommt! Heute Abend! Sogleich wurde alles bereitet, ein Triumphbogen (am Weidenhof auf der Zeil) gebaut, Illuminationen angeſagt; die ganze Stadt ſteckte ſich in Uniform; die ganze Heerſtraße wurde mit Bürgermilitär geſchmückt. Der Fürſt ſelbſt fuhr bis auf die Grenze an das Zollhaus, um ſeinen Gebieter zu empfangen, aber ſiehe da! er kam nicht! Nachts um 12 Uhr ging der Zug auseinander und ward um 5 Uhr Morgens wiederbeſtellt. In größter Herzensangſt, als käme ein fürchterlicher Rache-Engel angezogen, fuhr ihm der Fürſt wieder entgegen und wartete wieder von der Frühe bis in die Nacht. Die fürchterliche Hitze quälte die armen Bürger auf dem heißen Pflaſter, überall Lärm, Müßiggang, Plage, Puppenparade, Angſt, Freudenmuſik, Mißmuth, vergebliches Hoffen und ſelbſt der Fürſt hatte, zitternd vor Angſt, kein Mittel gefunden, ſich beſtimmte Nachricht über die Ankunft des Kaiſers zu verſchaffen. Dieſer jammervolle Zuſtand dauerte volle vier Tage zum Aerger aller Rechtlichgeſinnten. Da hörte man plötzlich das Signal der Ankunft, alles trat unter die Waffen, alles flog an die Fenſter und auf die Balcone, die Straßen waren voll von einer gaffenden Menge; da erhob ſich eine Staubwolke, ſie rollte immer näher, da traten acht Pferde wie im Dämmerlichte heraus und eine ſchwarze Kutſche flog wie das Bild einer Ombre chinoiſe an der Menge vorüber, die kaum ſah, ob jemand darin ſaß, oder nicht. Die ganze Geſchichte dauerte wenige Minuten; durch den Triumphbogen, den er vielleicht nicht einmal anſah, jagte der Kaiſer in das Schloß des Fürſten**).

Inzwiſchen hatten die Weltereigniſſe ihren Kreislauf vollendet, auf Jena war Leipzig gefolgt. Bis zum 27. October war es den primatiſchen und franzöſiſchen Behörden gelungen, die Unfälle der „großen Armee" den Bürgern von Frankfurt zu verheimlichen. Höchſt intereſſant iſt die (officielle) „Zeitung des Großherzogthums Frankfurt" aus dieſen Tagen. Am 28. October erſchien darin eine lange Mittheilung über die Ausgrabungen in Pompeji; am 29. Nachrichten von dem franzöſiſchen Heere bei Leipzig, welche bis zum 15. reichten; am 30. gar keine Nachrichten. Das Blatt vom 31. brachte auf einmal die Capitulation von Würzburg, das Einrücken ruſſiſcher und preußiſchen Truppen in Fulda und am Schluß die Beſetzung von Frankfurt durch die Baiern; am 1. November keine politiſchen Nachrichten, am 2. er-

*) Kramer, K. Ritter's Leben. I. 481.

**) Der Fürſt Primas Karl von Dalberg hatte ſeine gewöhnliche Reſidenz in Aſchaffenburg; für ſeinen Aufenthalt in Frankfurt hatte ihm der Fürſt von Thurn und Taxis ſeinen Palaſt auf der großen Eſchenheimergaſſe, ſpäter Sitz der deutſchen Bundesverſammlung, eingeräumt.

schien kein Blatt, endlich die Nummer vom 3. brachte die Ereignisse in und bei Frankfurt vom 30. October bis 2. November. — Erst am 27. October, wie gesagt, erlebte man eine amtliche Aeußerung der Furcht vor einem Angriff, indem der General Préval, welcher mit 3—4000 Mann die Stadt besetzt hielt, die beiden mit Balken belegten Lücken auf der Mainbrücke abdecken ließ, wodurch der Verkehr zwischen Frankfurt und Sachsenhausen nur für Fußgänger möglich blieb.

Am 29. October Abends von 9 Uhr an war die Heeresabtheilung des baierischen Generalleutnants Grafen Rechberg in Offenbach eingerückt. Noch in der Nacht kam der primatische Staatsrath Molitor nach Rechberg's Hauptquartier, um wegen der Uebergabe von Frankfurt zu verhandeln.

Am 30. October Morgens räumte Préval die Stadt und Vormittags um 10 Uhr zogen, über eine Nothbrücke die Oeffnungen der Steinbrücke überschreitend, von Sachsenhausen her unter lärmendem Jubel der Bevölkerung die Baiern in Frankfurt ein. Sie führten eine Anzahl französische Gefangene mit sich und zogen durch die Stadt auf das Galgenfeld, während um 5 Uhr Kosaken durch das Friedbergerthor in die Stadt eindrangen.

Das französische Hauptheer war wie verschollen; man wußte weder, welche Richtung es von Eisenach eingeschlagen, ob es nach Frankfurt oder nach Koblenz sich gewandt habe, noch in welchem Zustand des Zusammenhaltens es sich befand. Durch den Jubel in der Stadt überhörte man die gleichzeitigen Ereignisse bei dem nahen Hanau und war am Morgen des 31. sehr überrascht durch die Wahrnehmung, daß die besser unterrichteten Baiern sich während der Nacht nach Sachsenhausen zurückgezogen hatten.

Sonntag den 31. October, um 11 Uhr Vormittags, erschienen die ersten Franzosen am Allerheiligenthor; der französische Vortrab, meist Reiter, durchzog die Stadt, um die Straße nach Mainz zu sichern. Eine am Bockenheimer Thore vergessene baierische Abtheilung unter Rechbergs Adjutanten, dem Oberleutnant von der Marck (später Chef des baierischen Generalstabs), wurde von Bewohnern der Stadt nach dem Untermainthor gewiesen und dort den dicht nachdrängenden Verfolgern durch Ueberfahrt über den Main entzogen, welche die Färcher unter den Kugeln der Feinde vollbrachten.

Der Oberstleutnant des zweiten Bataillons der Frankfurter Nationalgarde, J. Bernhard Aubin, ritt dem französischen Kaiser entgegen; er erreichte ihn auf der Hanauer Landstraße an den Riederhöfen.

Napoleon wollte nach der vor dem Friedbergerthor gelegenen Villa des preußischen Generalconsuls, Simon Moriz von Bethmann, geführt sein, welche er sich zum Nachtquartier ausersehen hatte. Aubin wählte den Weg über die Pfingstweide, wo er Gelegenheit fand, den Kaiser auf die von der Stadt für die französischen Kranken und Verwundeten aufgeführten groß-

artigen Lazarethbauten aufmerksam zu machen. Napoleon soll dabei geäußert haben: Ich bin Euer Schuldner!

Um seine geschlagenen und verfolgten Truppen in der Hand zu behalten, ließ der Kaiser nicht zu, daß sie sich in der Stadt zerstreuten. Es kamen mit Ausnahme der Marschälle, Generale, der Kranken und Verwundeten nur die Equipagen des Kaisers, ein Bataillon Infanterie und die Elite-Gendarmerie in die Stadt; die übrigen mußten im Kothe vor den verschlossenen Thoren lagern, wo sie ihre Wachtfeuer mit dem Holze der Gartenhäuser nährten. Welcher Abstand gegen Napoleons Einzug vor sechs Jahren, wo er zurückkehrte aus einem Feldzug, in dem er von den beiden auf dem europäischen Festland noch aufrechtstehenden feindlichen Militärmonarchien die eine bis zur Vernichtung gedemüthigt, die andere sich zum Bundesgenossen gewonnen hatte!

Der erste Befehl, welchen der französische Kaiser aus seinem neuen Hauptquartiere gab, war der, eine Batterie nach dem Ober-Mainthor zu befehligen. Die Baiern hatten nämlich nicht nur auf dem Mühlberg eine Batterie aufgefahren, welche ihre Granaten bis in die Gegend des Allerheiligenthores warf, sondern auch die Mainbrücke mit Schützen und Kanonen besetzt und beherrschten so den Eingang der Fahrgasse, welche sich auf die Brücke öffnet. Die Franzosen beschossen seitwärts die Brücke und steckten mit Granaten die östlich an dieselbe angebaute, zunächst nach der Frankfurter Seite liegende Mühle in Brand.

Es gelang der Ueberredung Bethmanns, von Napoleon die Einstellung des für die Stadt verderblichen, für die Sicherheit des französischen Heeres zwecklosen Kanonenfeuers zu erlangen; die Baiern zogen sich nach Sachsenhausen zurück, wo sie sich auch gegen einen nächtlichen Sturmangriff der Franzosen behaupteten. Am 1. November Morgens begann der Abzug der französischen Truppen; um Mittag folgte Napoleon, welcher dem Dank an seinen Wirth die drohenden Worte beifügte: Mais conduisez vous bien! Er schlug am Abend dieses Tages sein Hauptquartier in Höchst auf.

Die erwähnte Drohung deutet darauf hin, daß Napoleon mit einem neuen Heere zurückzukehren und Rache an seinen Feinden zu nehmen hoffte. Bestärken in dieser Hoffnung konnte ihn allerdings die Haltung, welche die Mehrzahl des deutschen Volkes gegen den Franzosenkaiser zur Zeit seines Glanzes eingenommen hatte. Diese demüthige Haltung gegen den fremden Eroberer gehört auch zu dem Inventar des Sybel'schen Capitels: „Was wir von den Franzosen lernen können."

W. Stricker.

Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben.

In den ersten Jahren der Vierziger dieses Jahrhunderts, in welchen die bald nach 1830 wieder politisch still und harmlos gewordene Residenzstadt Dresden durch Ruges philosophisch-politische Agitation plötzlich an- und aufgeregt wurde, fanden manche der seit 1840 populär gewordenen politischen Dichter auch dort gastliche Aufnahme. Da kam auch der wegen seiner „unpolitischen Lieder" allgemein gefeierte Hoffmann nach Dresden und verkehrte, allerdings vielfach mit Verwunderung und Besorgniß angeschaut, einige Zeit mit seinen Freunden und Bekannten. Es war ein origineller Kauz — dieser Hoffmann. Als gelehrter Germanist von den Fachgenossen hochgeachtet — er hatte als Professor in Breslau docirt und die Bibliothek verwaltet —, als sinniger Volks-, Liebes- und Kinderliederdichter in literarischen Kreisen rühmlichst bekannt, hatte er sich mit der ersten kräftigeren Regung der dem späteren Sturm vorausgehenden Freiheitsströmung der politischen Lyrik zugewendet, nicht, wie Herwegh, ernst pathetisch in eleganter Form und mit bitterem Hasse gegen den bestehenden Staat und die Kirche, sondern nach seiner Art gemüthlich und öfters in der Form etwas salopp mit humoristischer Verspottung der Thorheiten der mächtig gewordenen Reaction. Er hatte, wegen seiner Lieder seiner Stellung verlustig, fröhlich den Wanderstab ergriffen, den er immer geliebt, und bummelte in Deutschland herum, bald sich ernster Arbeit in Bibliotheken widmend, wo es ein altes Manuscript aufzustöbern galt, bald gesellig verkehrend und politische Lieder dichtend nach volksthümlichen Melodien, indem er oft aus dem Stegreife beim Zusammensein mit seinen Freunden die Strophen rasch auf die Weinkarte hinwarf und sogleich vorsang, wobei er sich kindlich freute, wenn die Genossen auf seinen Wink in den Chorus einfielen. In seinem ganzen Wesen hatte er so etwas von einem in lang ausgedehntem Studentenleben gereiften kernigen Altbrschen oder fahrenden Scholasten, der keinen Comfort heischend überall gastliche Aufnahme suchte und fand, immer fröhlich und ohne Sorgen, bei aller Gemüthsinnigkeit, sogar Zartheit der Empfindung in vielen seiner älteren Lieder, oft derb und rücksichtlos gegen die sociale Sitte — in die Salons paßte er durchaus nicht. Hochgewachsen und kräftig ohne Grazie, mit freundlichem und schelmischem Gesicht, ungemein lebhaft und unruhig trotz der gemüthlichen Ausdauer am Kneiptisch, in Haltung und Kleidung nachlässig, mußte er überall auffallen und besonders den anständigen und höflichen Dresdenern vielfachen Anstoß geben. Wer ihn aber kennen lernte, mußte sich ganz abgesehen von seinem unverwüstlichen Humor, seiner Ehrlichkeit, seiner warmen Vaterlandsliebe, seiner Gutherzigkeit und, wo es die Gelegenheit gab, seines Wissens und seiner Gelehrsamkeit freuen.

Ein paar Geschichten, die ich mit ihm erlebt habe, mögen hier Platz finden. Hoffmann war bei mir und sprach mit mir über wissenschaftliche Gegenstände und die Bewegungen der Zeit. Er mußte weg und ich begleitete ihn durch einige Straßen der Stadt. Wie er oft zu thun pflegte, hing er sich in meinen Arm. Es war heiß. Da nahm er seine verschossene kleine Kappe ab und klemmte sie unter seinen Arm, so daß es das Ansehn hatte als wäre er barhaupt. Im lebhaften Gespräch drängte er mich bald links, bald zog er mich wieder rechts. Da blieben die Leute stehn und schüttelten lächelnd die Köpfe: sie dachten, ich führte einen Betrunkenen, obgleich Hoffmann ganz nüchtern war. Denn trank er auch gern und tapfer, so war er doch gegen den manchmal tückischen Dämon des Weines völlig gefeit. Ein andres Mal war er mit mir und anderen Bekannten und unseren Frauen — Hoffmann war damals unverheirathet — zum Concert auf der Brühlschen Terrasse. Kaum hatten wir uns an einen Tisch gesetzt — der Saal war schon ziemlich besucht — sah er sich unwirsch überall um, denn es war ein arger Zug. Als er nun sah, daß Thüren und Fenster geschlossen waren, rief er plötzlich mit seiner kräftigen Stimme: „Welcher Esel hat denn diesen Salon gebaut." — Ein Mißgriff der hiesigen Polizei, die in Folge einer mystificirenden Anzeige im Tageblatte von einem Sonntagsmorgenconcerte der Familie Lerche in Räknitz, Recherchen angestellt und erfahren hatte, daß die singenden Vögel gemeint waren, welche freilich keiner Concession zum Concertiren bedurften, gab dem Dichter Veranlassung zu einem hübschen Liede, welches man in seinen „Gassenliedern" findet.

Mit dem Beginn der Revolution 1848 war seine Aufgabe erfüllt; er hatte in der Zeit der noch sehr unklaren deutschen Bewegung vielfach angeregt. Wenn er von nun an seltener genannt wurde, so blieb ihm doch in der Zeit der nun folgenden Reaction das erquickende Bewußtsein seiner Gesinnungstreue und Vaterlandsliebe: er hatte keine Maßlosigkeit zu bereuen, keiner feigen Schwäche sich zu schämen. Der Fürst von Ratibor eröffnete ihm 1854 ein Asyl in der Bibliothek zu Corvey. Dort war er wissenschaftlich thätig, beschrieb auch schon ausführlich, allerdings theilweise geschwätzig breit sein Leben: neben Unbedeutendem enthält aber doch seine Biographie sehr viele interessante Mittheilungen über Persönlichkeiten und Zustände seiner Zeit. Oft aber wanderte er in der Umgegend herum, wie früher und suchte alte Freunde und neue Bekannte auf, immer noch frisch und fröhlich und voll Hoffnung, daß aus seinen lieben Deutschen noch etwas werden würde. Und das Glück war ihm hold. Jubelnd konnte der Greis noch die hoffnungsreiche Erhebung des deutschen Volkes seit 1866 und die glorreiche Gründung und Entwickelung des neuen deutschen Reichs vor seinem Abschiede begrüßen. Sein Andenken wird in Ehren bleiben. R. G. Helbig.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Berliner Kunstberichte: Der Zuwachs der Gemäldegalerie. — Gerade ein Menschenalter ist vergangen, seit Waagen im Auftrage des Staates nach Italien ging, um für unsere Gemäldegalerie eine Reihe von Ankäufen zu machen. Das Resultat seiner Bemühungen war die Erwerbung einer größeren Anzahl von Bildern, darunter Meisterwerke, die heut zu den Glanzpunkten der Sammlung zählen. Leider wurde dem hochverdienten Manne die Freude an seinen Erfolgen durch eine unverdiente und unwürdige Verkleinerung verkümmert die er in einem Theile der Presse von Leuten erfuhr, deren Sachkenntniß tief unter der seinen stand. Unwillkürlich denkt man an diese Ereignisse zurück, wenn, seit jener Zeit zum ersten Male wieder, heut die Verwaltung der Galerie, Dank der Freigebigkeit des Staates, eine größere Anzahl neuer Erwerbungen dem Publikum vorführen kann. Im Oberlichtsaale sind sechsundzwanzig seit dem 2. September 1872 angekaufte Gemälde ausgestellt, denen einige andere demnächst noch folgen werden. Mit Recht können die Männer, welchen diese Acquisitionen verdankt werden, stolz auf ihre Erstlingserfolge in dem neuen Amte sein, und es ist im Hinblick auf jene früheren Berliner Vorgänge nur zu wünschen, daß diesmal auch von vornherein allseitig die Bedeutung dieser Ergänzungen richtig anerkannt werde. Gewiß ist es gerade für unsere Galerie besonders schwer, wahrhaft werthvolle Erwerbungen zu machen, da in der Sammlung alle Zeiten und Schulen ziemlich gleichmäßig vertreten sind, und der Hauptmangel in der geringen Zahl von Werken ersten Ranges besteht. Solche aber sind natürlich nur in den seltensten Fällen am Markt, und auch dann noch gehört eine ausnahmsweise Vereinigung glücklicher Umstände dazu, sie zu erstehen. Selbstverständlich sind daher nicht alle ausgestellten Bilder Werke erster Qualität; genug, daß einzelne darunter sind, die in Zukunft zu den Perlen der Galerie zählen werden; die meisten andern führen Maler zum ersten Male in die Sammlung ein, oder lehren sie doch von bisher nicht vertretenen Richtungen ihres künstlerischen Schaffens kennen; einiges wenige endlich gehört der guten Mittelmäßigkeit an, wie man es gelegentlich aus mannichfachen Ursachen gern mit in den Kauf nimmt.

Aus dem Besitz des Marchese Corsi in Florenz wurde ein Hauptbild das von Vasari (Lem. VI, p. 141) erwähnte große Gemälde von Luca Signorelli, bekannt unter dem Namen „die Erziehung des Pan" erworben. Es stellt den jugendlichen, fast nackten Gott unter einer Schaar ebenfalls unbekleideter Hirten und Nymphen dar. Der eigentliche Vorgang der Darstellung ist nicht recht klar. Die Composition ist vortrefflich, und von einem poetischen Hauche getragen, die einzelnen Figuren, ohne gerade an-

muthig in der Zeichnung zu sein, mit vollem Verständniß und höchst lebenswahr dargestellt, nur die Extremitäten, wie oft bei dem Meister, etwas befangen. Es ist noch etwas die spröde Sinnesweise der älteren Zeit, die besonders scharf in dem alten Hirten hervortritt, während sich bei einer jugendlichen Nymphe in ihrer ganzen Behandlung, in Zeichnung und Modellirung, unverkennbar das Streben des Künstlers nach reiner Schönheit der Form ausspricht. Die Lichter sind röthlich, die Schatten spielen in's grünliche. Eine geschickte Restauration hat zahlreiche, frühere Entstellungen entfernt, die dem Gemälde, welches noch dazu an einem besonders ungünstigen Orte in Florenz hing, das abfällige Urtheil von Crowe und Cavalcaselle (deutsche Ausgabe von Jordan IV, p. 5 f.) eingetragen, was es heut gewiß nicht verdient. Freilich die hohe malerische Vollendung der beiden Altarflügel, die unser Museum (Nr. 79) aus der Solly'schen Sammlung von demselben Meister besitzt, erreicht dies frühere Werk, welches jedenfalls vor 1498, vermuthlich zwischen 1478—1484 zu setzen ist, nicht. Immer aber gehört es zu den interessantesten Darstellungen aus der antiken Mythologie vom 15. Jahrhundert, und darin besteht seine besondere kunstgeschichtliche Bedeutung, welche die Erwerbung grade für unser Museum, dessen Stärke in den gut vertretenen Schulen des Quattrocento beruht, besonders schätzbar macht. — Von dem Mantuaner Lorenzo Leonbruno (thätig von 1489 bis 1537), einem vortrefflichen Meister, der überhaupt nur in zwei Bildern bis auf uns gekommen, ist das beste Stück, ein Wettstreit des Apollo und Marsyas, erworben. Wie wichtig der Zuwachs eines solchen, fast einem Unikum gleich zu achtenden Bildes ist, leuchtet ein. Der Katalog citirt eine Charakteristik desselben von O. Mündler: „der Stil der Zeichnung ist edel und gemäßigter als bei Giulio Romano, der im übrigen unverkennbaren Einfluß auf Leonbruno ausgeübt; die Landschaft, die den Hintergrund bildet, ist wie überall das Ganze, breit und fett behandelt und von großem Reize der Beleuchtung".

Der Dalmatiner Andrea Medula, gen. Schiavone (1522—1582) tritt mit zwei Landschaften in dem wilden, schluchtenreichen Charakter seines Heimatlandes zum ersten Male in der Galerie auf. Die Bilder besitzen einen vortrefflichen warmbraunen Ton, der diesen frühesten der italienischen Landschafter in besonders günstigem Lichte zeigt; für das Studium der Einzelheiten hängen sie an ihrem jetzigen Platze ein wenig hoch. — Giov. Bat. Tiepolo (1692—1769): die Skizze zu dem Deckengemälde der Vertheilung des Rosenkranzes durch den heil. Dominikus in der Jesuitenkirche (früher S. Domenico) in Venedig, eine Leistung, welche diesen Hauptmeister der decorativen Malerei des vorigen Jahrhunderts in der ganzen staunenswerthen Sicherheit seines Könnens zeigt. Die Figuren sind meist in leichten Bein-

schwarztönen contourirt und die Modellirung mit keckem sicheren Pinsel unvertrieben ausgeführt, die Farbe für Tiepolo ungemein frisch und das Ganze ein Werkchen voll liebenswürdiger, fesselnder Koketterie, welches an flotter Erfindung die beiden in der Galerie vorhandenen Gemälde desselben Künstlers (Nr. 454 u. 459) entschieden übertrifft. — Die deutsche Schule wird quantitativ nur durch zwei Nummern bezeichnet, beide aber Bilder von bedeutendem Werth: Hans Baldung Grien (1480—1545) ein Altarbild mit seinen Flügeln, auf der Mitteltafel die Anbetung der Könige, rechts im Bild der heil. Georg, links der heil. Mauritius. Das Gemälde stammt aus der Marktkirche in Halle; sein Gegenstück dort befindet sich jetzt in Wien im Besitz des Hrn. v. Lippmann, und ist mit der Jahreszahl 1507 bezeichnet. Der gleichen Frühzeit gehört also wahrscheinlich auch dies Werk an, das sich in jeder Hinsicht vor den drei anderen Arbeiten Griens, welche die Galerie besitzt, auszeichnet, das schwächste darauf ist das Kind und der Kopf der Madonna, das beste die Portraitköpfe der Könige. Ganz meisterhaft ist ferner das zweite Gemälde, das Brustbild eines jungen Mannes von einem oberdeutschen Meister von 1530. Gewissenhafter Weise ist es unmöglich, das Bild auf einen bestimmten Namen zu taufen, und so ist denn auch der Titel „Holbein", den es bisher in Florenz, woher es erworben, trug, mit Recht beseitigt worden. Freilich das Studium Holbein's läßt sich durchaus nicht verkennen, wie andererseits auch der Meister italienische Einflüsse erfahren zu haben scheint. Das Gemälde ist von großer Klarheit der Färbung und feiner, liebevoller Ausführung, ungemein sprechend in der ganzen Auffassung.

Ein höchst originelles Bild ist das Portrait eines Edelmannes in ganzer Figur von Velasquez. Drei Gemälde trugen bisher in der Galerie den Namen dieses Meisters, ohne jedoch Ansprüche auf Echtheit machen zu können. Mit diesem Kauf ist nunmehr ein Werk erworben, welches alle Indizien des echten Velasquez, und zwar einer in wenigen Tagen breit und virtuos hingeworfenen Arbeit an sich trägt. Es ist von überzeugender Charakteristik: ein dick aufgeschwemmter Kriegsmann ganz in schwarz mit rohem, brutalem Gesicht und kleinen fast verquollenen Augen, den mächtig langen Stoßdegen an der Seite, in einer hellen fast kahlen Architektur, mit den Füßen auf einer Fahne, also wohl eine Kriegsbeute. Der Katalog macht es höchst wahrscheinlich, daß wir hier das Portrait des Alessandro del Borro, eines jener wilden Condottieri des siebenzehnten Jahrhunderts vor uns haben, der erst im dreißigjährigen Kriege später unter verschiedenen Landesherren sein blutiges Handwerk betrieb. Der rücksichtslose rohe Soldat und maßlose Schlemmer ist von dem Maler ohne jeden Anflug von Idealisirung in seiner ganzen brutalen Gewaltthätigkeit aufgefaßt. Noch erhöht wird dieser Eindruck durch den äußerst niedrig ge-

wählten Augenpunkt, der uns eine halbe Unteransicht des fettglänzenden Gesichtes giebt. Die malerische Behandlung zeigt durchweg den großen Meister und macht das Bild selbst in den Nebensachen, der Art wie das schwarze Wamms vor allem aber die rechte Hand behandelt ist, zu einem höchst' werthvollen, dessen Erwerb mit Freuden zu begrüßen. — Den Glanzpunkt aber dieses gesammten Zuwachses bildet meines Erachtens eine Landschaft von Nicolas Poussin (1594—1665) im Charakter der römischen Campagna in der Gegend von Aqua Acetosa mit dem heiligen Matthäus, dem der Engel das Evangelium diktirt, als Staffage. Das Bild stammt aus der Sammlung des Palazzo Sciarra, es ist von einem Adel der Linienführung, einer einfachen anspruchslosen Schönheit der Composition und Ausführung, wie sie auch Poussin nur in seinen besten Leistungen eigen. Vor allem herrlich ist der Mittelgrund; alle Beachtung aber verdient auch der selten edel gezeichnete Matthäus. Eine geschickte Reinigung hat das Bild dabei in einen Zustand zurückversetzt, als verlasse es soeben erst die Werkstatt des Malers; dadurch ist auch der Farbe ihr ganzer ursprünglicher Zauber wiedergegeben.

Der Zahl nach am beutendsten ist die Vermehrung, welche die niederländischen Schulen erfahren haben. (15 Nummern.) Hervorzuheben ist zunächst ein kleiner Lucas von Leyden (1494—1535,) der heilige Hieronymus vor einem Krucifix knieend in einer Landschaft, ein Gemälde, welches dem Charakter der bekannten echten Bilder dieses als Maler so äußerst seltenen Meisters vollständig entspricht und ihm daher wohl mit Recht zugeschrieben wird. Der Kupferstich Bartsch Nr. 113 giebt den Heiligen mit dem Baum und Krucifix ziemlich ähnlich wieder, aber von der Gegenseite. Erhebliche Abweichungen finden wir vor allem in der Gestalt des auf dem Kupferstich ruhenden Löwen, während er auf dem Bilde davon geht und nur in seiner hinteren Hälfte sichtbar ist. Das Format auf dem Stich höher wie breit ist im Bild breiter als hoch. Der Stich datirt von 1516, demnach dürfte auch das Gemälde ungefähr derselben Zeit angehören. Es kann natürlich nicht auffallen, daß ein Künstler, der vorzugsweise Kupferstecher war, dieselbe Idee in freier Weise zweimal verwerthet (für Stich und Gemälde.) Gerade die Varianten in den beiden Darstellungen wie der Umstand, daß das Bild die Gegenseite des Kupferstiches giebt, also von derselben Seite gezeichnet ist, wie der Stecher es gethan, dürften vielmehr auch mitwirkend als äußerliche Beweise der Echtheit geltend zu machen sein.

Von Teniers (1610—1690) finden wir eine Gesellschaft von Herren und Damen an einem Tische mit den Genüssen der Tafel und der Musik beschäftigt. Das Bild, seinem Datum nach das früheste von dem Meister bekannte (1634) hat einen warmen bräunlichen Ton, der an den Vater erinnert, eine liebevolle und doch sehr graciöse Durchführung, wenn man auch

naturgemäß die höchst elegante Sicherheit und kecke Pinselführung der späteren Zeit, namentlich die scharfe Andeutung der Gelenke in den Händen, für die Teniers so bekannt ist, hier noch vermißt. — Ist an diesem Bilde bei aller Schönheit neben anderen Werken des Meisters doch das kunstgeschichtliche Interesse vielleicht das überwiegende, so finden wir in einem kleinen Gemälde von Ruisdael (Blick auf die Dünen bei Overveen) aus seiner besten Zeit um 1660 wieder ein Werk von vollendeter malerischer Schönheit. Von den Dünen des Vordergrundes blickt man hinüber auf die Bleiche des Dörfchens Overveen, weiter hinaus auf Haarlem; ganz hinten ragen die Thürme von Amsterdam, während den Horizont ein schmaler blauer Streifen der Zuidersee säumt. Das Bildchen ist von einer Klarheit des Gesammttons, von einer Feinheit der Durchführung und Wahrheit der Auffassung, die außerordentlich fesseln. In seinem kleinen Rahmen bringt es den Eindruck der Fernsicht in der flachen weiträumigen Ebene in erstaunlicher Weise zur Anschauung, und ich nehme keinen Anstand es für das beste Gemälde des Meisters in der Galerie zu erklären. — Interessant in seinem Luftton ist ein zweites Gemälde Ruisdaels, ein Jugendwerk von 1650: einige Hütten mit hohen Eichen und einer Brücke. Eben ist ein Gewitter über die Düne dahingezogen; eine fahle Beleuchtung beherrscht noch das Ganze. Der Baumschlag ist sehr pastos behandelt und liebevoll sorgfältig in den einzelnen Partien gezeichnet, ohne doch die in den späteren Werken des Meisters eigene Wahrheit im Gesammteindruck zu erreichen. In dem eigenthümlichen Grün der Dünen dürfte ein Anflug an die Sinnesweise der älteren Zeit liegen. — Von Jan Wynants finden wir eine hügelige Landschaft mit Heuernte, die Staffage von Adrian van de Velde; ein sorgfältig gemaltes sehr bedeutendes Bildchen dieses höchst ungleichen Meisters.

Für Berlin von besonderem Interesse ist der als Maler nur sehr selten in Galerien vertretene Reinier Nooms genannt Zeemann thätig um 1650, der unter dem großen Kurfürsten eine Zeit lang hier arbeitete. Von ihm finden wir einen Strand mit Schiffen in ruhiger See am frühen Morgen. Das Bildchen ist ausgezeichnet durch die Feinheit seiner Luft- und Lichtwirkung, wie durch die sorgfältige Detailzeichnung der Schiffe. — Jan Kick, einen Meister, der, wie ich aus dem Katalog ersehe, bisher in keiner öffentlichen Galerie vertreten, lernt man in einem gut gemalten Aufenthalt von Reitern in einem Stalle kennen (1648). Er reiht sich der Gruppe des Le Ducq und der beiden Palamedes an, und manches Bild, welches jetzt den Namen Le Ducq's trägt, wird in Wahrheit ihm zuzuschreiben sein. Hervorzuheben ist ferner das ungemein feine kleine Bildniß eines jungen eleganten Holländers bei der Weinprobe von Karel Dujardin (1664) und ein treffliches Kniestück, das Portrait des Rechtsgelehrten François de Broude (1643)

von Abraham Bloemart, welches den italieniſirenden Manieriſten in einer ſo ruhig verſtändigen Sinnesweiſe zeigt, wie man es ihm ſeinen hiſtoriſchen Bildern nach kaum zutrauen ſollte. Die Auffaſſung iſt würdig: lebendig und doch ernſt gemeſſen; die Ausführung ſicher und von vortrefflicher Behandlung des falteureichen energiſchen Kopfes wie der Hände. Neu für die Galerie endlich ſind noch Cornelis Decker mit dem früheſten von ihm bekannten Werke (1643): Halt von Reitern vor einer Schmiede; Albert Cuyp in ſeiner Richtung auf Lichtſtimmung und Lichtwirkung ähnlich dem Claude in einer etwas dekorativ behandelten Jagdgeſellſchaft bei Abendlandſchaft; Jacob van Loo mit einem Bilde Diana und Nymphen auf der Ruhe nach der Jagd (1648) in durchaus realiſtiſcher Auffaſſung im ganzen dem Honthorſt verwandt; Abraham van Beijeren mit einem Stillleben von Fiſchen ꝛc., endlich Jan Weenix als Portraitiſt mit einem Bildniß der Eliſabeth Charlotte von der Pfalz in ganzer Figur, auf dem ſich die mehr durch ihre geiſtigen als körperlichen Reize glänzende Prinzeſſin in der That ziemlich unvortheilhaft präſentirt. Das Bild iſt in den Händen und Armen etwas verzeichnet, auch im Fleiſch ziemlich hart und leblos gemalt. Um ſo trefflicher ſind die Nebenſachen, namentlich eine Schüſſel mit Früchten, die ein knieender Mohr ihr präſentirt. —

Auch das Kupferſtichkabinet hat ſchon ſeit längerer Zeit ſeine neueſten Ankäufe ausgeſtellt, die theils aus der Verſteigerung der zweiten Hälfte der Sammlung Durazzo, theils aus einzelnen Erwerbungen herrühren. Bei der außergewöhnlichen Länge aber, die dieſer Bericht ſchon jetzt gewonnen hat, muß ich es mir verſagen einzelnes hervorzuheben. Für Kupferſtichfreunde ſei nur flüchtig erwähnt, daß ſich darunter das Blatt von Girolamo Mocetto, die thronende Maria mit dem Kinde (Bartſch 4) im erſten Abdruck (Unikum), befindet.

Zum Schluß noch eine hocherfreuliche Nachricht. Die Uebergabe der „Kunſtkammer" an das Gewerbemuſeum, für die ich vor etwa einem Jahre an dieſer Stelle ſprach ohne zu ahnen, daß die Erfüllung des allgemeinen Wunſches ſo nahe bevorſtehen ſollte, iſt heut beſchloſſene That, und die wirkliche Ueberſiedelung der Sammlung ſteht bevor, ſobald die Umſtände es erlauben. R. Dohme.

Die höheren Schulen in Mecklenburg. — Das Jahr 1866 hat ſelbſt in Mecklenburg mancherlei Veränderungen hervorgerufen. Trat auch die Mehrzahl derſelben erſt nach längerem Zögern und erſt nach Erledigung weitſchichtiger Vorarbeiten ein, (ſo z. B. die Incorporirung des Poſt-, Telegraphen- und Steuerweſens) ſo war doch auf einem Gebiete der Umſchwung ein plötzlicher, wir meinen das des höheren Schulweſens. Das Freiwilligenweſen, das hier, wie in allen Kleinſtaaten des norddeutſchen Bundes gleich

mit 1867 eintrat, gab den Anstoß zu jenem Umschwunge. Während der Adel nach wie vor seine Söhne vorherrschend dem Officierstand widmet, ist der „Pächter" und der bürgerliche Gutsherr bemüht, seine Söhne nach Möglichkeit vor dem „gemeinen Soldatenstande" zu bewahren. Da es mit dem Loskaufen nun einmal aus ist, ergreift er das Freiwilligen-Institut als letzten Strohhalm, den die Gnade des „Preußen" ihm läßt. Da nun aber die „Berechtigung" von einem gewissen Maße höherer Schulbildung abhängt, sah sich der bürgerliche Landwirth und der ackerbauende Großbürger des seltsamen, zwischen Pommern und den Hansestädten gelegenen Ländchens plötzlich in der Lage dem höheren Schulwesen, das ihn bis dahin wenig kümmerte, eine gewisse Beachtung schenken zu müssen.

Bis dahin pflegte der Pächter, wenn er etwas besonderes an seine Söhne wenden wollte, dieselben das Gymnasium etwa bis Untertertia absolviren zu lassen. Zeigte der Knabe einen besonderen Lerntrieb — eine Seltenheit bei denjenigen norddeutschen Knaben, die auf Ackerhöfen aufwachsen — so ließ er ihn studiren, und zwar fast immer Jurisprudenz, woraus sich die hohe Nummer der mecklenburgischen Advocaten erklärt. Alt sind die fürstlich schwerinschen Gymnasien zu Parchim, Güstrow und Schwerin, die der Seestädte Wismar und Rostock, sowie das städtische zu Friedland im Strelitzischen, erst 1806 gegründet das fürstliche zu Neustrelitz. Es war also in früherer Zeit mindestens ebenso gut wie in den meisten preußischen Provinzen für höhere Schulen gesorgt, denn auf je 100,000 Einwohner kam ein Gymnasium. Das noch jetzt geltende Regulativ für die Abiturienten-Prüfung stammt aus dem Jahre 1833. Schon seit langer Zeit stehen Pädagogen vom Fach als Schulräthe an der Spitze des gesammten Schulwesens im Schwerinschen, während in andern Staaten, z. B. im Königreiche Sachsen, die Leitung desselben noch den Kirchenräthen obliegt. In dieser Hinsicht stand man hier schon vor 1866 auf einem gewissen höheren Standpunkte.

Zur Realschulidee hat sich weder die schwerinische noch die strelitzische Regierung unbedingt ablehnend verhalten. Erstere gründete 1847 die Realschule zu Schwerin, letztere schon 1829 die zu Neustrelitz und 1846 die zu Schönberg. Da im Lande selbst sich keine höhere Fachschule, weder ein Polytechnicum noch eine Forstakademie befindet, und da man für den Postdienst bis 1868 keine höheren Anforderungen als die der gewöhnlichen Volksschulbildung stellte, war keine rechte Veranlassung, die Lehrziele und Lehrpläne der Realschulen von oben her zu regeln. Die einzelnen Anstalten dieser Art verfolgten theils den Lehrplan der preußischen höheren Bürgerschulen, theils den der preußischen Realschulen II. Ordnung. Güstrow gründete 1840 eine derartige Anstalt, Wismar und Rostock errichteten später in ihren Gymnasien Realclassen.

An eine gesetzliche Regelung des Realschulwesens zu denken gab erst das Jahr 1866 den Anstoß. Es galt, den einzelnen Anstalten „Berechtigungen" im Sinne der preußischen Gesetze zu verschaffen. Wie viel „Vorfragen" es aber hiebei zu erledigen galt, beweist der Umstand, daß man erst 1872 soweit war, die beiden fürstlichen Realschulen zu Ludwigslust und zu Schwerin als solche I. Ordnung proclamiren zu können.

Augenfälliger als diese mehr im Verborgnen sich vollziehenden Organisationen war die Neugründung höherer Schulen durch kleine Städte. Es waren dies 1) Malchin 5000 Einwohner. 2) Teterow, 5000 Einwohner. 3) Waren, 5500 Einwohner. 4) Ribnitz, 4000 Einwohner. 5) Grabow 4000 Einwohner. 6) Bützow, 4000 Einwohner, welch letzteres seine Pseudo-Realschule mit Mühe zu einer höheren Bürgerschule machte. An den meisten dieser kleinen Orte war man lange im Schwanken, ob man der Anstalt mehr einen gymnasialen oder einen realen Anstrich geben sollte. Das Hauptziel war aber überall die Freiwilligen-Berechtigung. Nicht sowohl Bildungsdrang als vielmehr äußere Rücksicht war leider das Hauptmovens dieser in Nr. 43 und 44 der Grenzboten von 1871 indirect glorificirten Gründerepoche. Solche Kämpfe um Gymnasium und Realschule sind ja auch in preußischen Stadtverordneten-Collegien häufig gewesen. Indeß dort liegt die Sache doch etwas anders als hier zu Lande in Kleinstädten, wo der „Eximirte", der Gebildete, principiell vom Bürgerausschuß ausgeschlossen ist und wenn er zehnmal ansässiger Bürger und Eingeborner wäre. Die allmächtigen Magistrate meinen eben, daß der Eximirte als Volkstribun zu gefährlich sei. So ruht denn die Entscheidung über solche Fragen lediglich bei Handwerkern und Ackerbürgern, die je nach den Umständen blindlings mit dem Bürgermeister oder blindlings gegen denselben stimmen. Die „Senatoren" sind nämlich in den Kleinstädten dieses wunderbaren Landes nichts als eine besondere Species von Subalternen.

In Malchin schwankte man selbst nach der Gründung drei Jahre zwischen Gymnasium und Realschule, bis man endlich aus Rücksicht auf die Bedürfnisse der Mehrzahl für die letztere sich entschied. In Waren war man, wie es heißt aus Eifersucht auf Malchin, gleich mit dem Gymnasium fertig, obgleich hier die Bedürfnisse der Mehrzahl ebenso wie in Malchin in die Augen sprangen. In Teterow scheint sich das zu bewahrheiten, was Dr. Rambke in Nr. 15 der Zeitung für das höhere Unterrichtswesen sagt: Ob die neuen Anstalten sämmtlich lebensfähig sind, wird sich erst ausweisen müssen. Aber auch bei den übrigen Gründungen dieser Art scheint sich das zu bewahrheiten, was in Nr. 22 der eben citirten Zeitung s. d. h. U. von 1872 über neuentstandene Gymnasien und in Nr. 25 desselben Jahrganges über Gründermanie gesagt ist.

In allen genannten Orten ist am meisten zu beklagen, daß die höhere Schule nur auf Kosten der Volksschule vegetirt. Einem Menschenfreunde möchte da das Herz brechen, wenn er sieht, wie die Kinder bis zu 120 in enge, ungesunde Zimmer gepfercht sind, um den Unterricht eines — — 18jährigen Seminaraspiranten zu genießen, wie die Volksschule bei 1000 Kindern einen Etat von 5000 Thlr. hat, während die höheren bei 150 Schülern, von denen etwa 8 das Ziel erreichen, 7—8000 Thlr. verschlingt. Daß aber abgesehn von allen Regeln des Christenthums und der Humanität schon die volkswirthschaftliche Klugheit gebietet, die Jugend des Proletariats nicht allzu sehr zu vernachlässigen, scheint man hier nicht zu ahnen.

Auch die Lage der Lehrer an den Neugründungen dieser Art ist keine erfreuliche. Beginnen wir mit dem Materiellen, so ist der Mangel eines Pensionsgesetzes und eines Witwenfonds ein Gebrechen, das nur ein leichtlebiger, burschikoser Junggeselle übersehn kann. Die fürstliche Regierung hat es wiederholt abgelehnt, die städtischen Lehrer in ihre Witwencasse aufzunehmen. Doch läßt sich durch Lebensversicherung noch am ersten dieser Fehler ausgleichen. Anders mit der Pensionsfrage. In dieser Beziehung der Willkür und dem Zufalle preisgegeben zu sein ist unter allen Umständen mißlich. Mit seinen Pensionsansprüchen aber an einen kleinstädtischen obotritischen Bürgerausschuß gewiesen sein, schon dieser Gedanke kann einem Lehrer den Blick in die Zukunft trüben.

Aber nicht blos in dieser, sondern auch in jeder andern Hinsicht ist der Lehrer einer derartigen Anstalt seinem Brotherrn auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Schulstatuten existiren gar nicht oder sind apokryph. Instructionen existiren nicht. Tradition und Pseudodecretalien haben also den weitesten Spielraum.

Ueber äußere Calamität setzt man sich am leichtesten dann weg, wenn die Berufsarbeit selbst befriedigt. Dies ist aber da undenkbar, wo man um eine möglichst hohe Frequenzziffer zu erringen diejenigen in die höhere Schule aufnimmt, welche noch nicht das Pensum der ABC-Classe absolvirt haben. Dieser Mißstand macht sich natürlich bei denjenigen Anstalten, welche gymnasialen Anstrich haben, weit mehr geltend, als bei den übrigen. Daß denen, welche unter solchen Zuständen leiden, ein allgemeines deutsches Unterrichtsgesetz vorschwebt wie dem gläubigen Israeliten die Ankunft des Messias, ist begreiflich.

Dabei sei es fern von uns, das zu unterschätzen, was die beiden Landesherren für das Schulwesen im Allgemeinen thun. Besonders die fürstlichen Schulen im Schwerinschen erfreuen sich großer Blüthe. Das Princip der Regierung aber, die städtischen möglichst sich selbst zu überlassen, erklärt sich aus dem Widerstande, den Wismar und Rostock jeder Einmischung der Regierung in ihr Schulwesen bis jetzt entgegengesetzt haben.

Berliner Wochenschau: Dank an England; Altkatholiken; Staatsbauten. — Die großartige Kundgebung des englischen Volkes, die Anfangs der Woche aus St. James Hall zu uns herüberdrang, hat bereits ein vielstimmiges, sympathisches Echo in den deutschen Landen erweckt und auch in der Hauptstadt des deutschen Reiches die Vorkämpfer der nationalen Partei, die Führer auf allen Gebieten des Staatslebens, der Kunst und der Wissenschaft veranlaßt, den englischen Alliirten im Namen des deutschen Volkes ihren Dank auszusprechen für die versprochene treue Bundesgenossenschaft im Kampfe gegen Rom. Im Reichstagsgebäude versammelten sich am 2. d. M. auf die Einladung eines Comités, bestehend aus den Abgeordneten Professor Gneist, Dr. W. Siemens, v. Bethmann-Hollweg und dem Vorsteher der Stadtverordneten Herrn Kochhann eine große Anzahl von Landtagsabgeordneten der reichstreuen Parteien, Vertretern der Universität, Mitgliedern der Künstlerschaft und hervorragenden Industriellen zu einer Vorbesprechung für die zur Dankeskundgebung einzuberufende allgemeine Versammlung. Diese selbst wird wahrscheinlich am 7. d. Mts. stattfinden. Die ihr vorzulegende Resolution wird zufolge der Zusammensetzung der vorerwähnten vorberathenden Versammlung eingebracht werden von den Vertretern aller Stände, Berufsklassen und Parteien, die das gemeinsame Band der Reichstreue umschlingt, sie wird mithin das größte Gewicht haben, das aus reiner patriotischer Ueberzeugung gewonnene Einigkeit in die politische Wagschale zu legen vermag. Es ist dringend zu wünschen, daß die deutsche Nation, insbesondere die Berliner Bevölkerung, die in der glücklichen Lage ist, persönlich die Wucht der Manifestation zu verstärken, durch Zuschrift und Wort sich beeilen möge, das verheißungsvolle Erwachen der gegenseitigen nationalen Sympathien zum vollen Bewußtsein zu bringen.

Der Vorgang des englischen Volkes ist bedeutungsvoll genug. Nachdem Englands öffentliche Meinung sich lange dem Verständniß der deutschen Kirchenpolitik zufolge eigenthümlicher nationaler Hinderungsgründe verschlossen hatte, bricht sich plötzlich jenseit des Kanals urgewaltig die Ueberzeugung Bahn, daß die heutige deutsche Bewegung denselben Zielen gelte, die einst im 16. Jahrhundert England an die Seite Deutschlands geführt, und wie damals sucht England auch heute wieder seinen Platz zu gewinnen in der Reihe der Vorkämpfer der germanisch-protestantischen Denk- und Glaubensfreiheit. Nichts geringeres als das Zeichen dieses Wiedererwachens des protestantischen Geistes ist jene Versammlung in St. James Hall. Sie sprach dem deutschen Kaiser ihren Dank und ihre Bewunderung für seinen Brief an den Papst aus. Sie erklärte, daß es sich in dem ganzen Kirchenkampfe nicht um die Religion, sondern um die jedem Bürger eines Staates obliegende Pflicht des Gehorsams gegen Gesetz und Verfassung handle, und daß nicht der Katho-

licismus, sondern der Ultramontanismus bekämpft werde. Sie erklärte es für Recht und Pflicht der Völker, bürgerliche und religiöse Freiheit zu wahren und brachte dem deutschen Volke in seinem Entschlusse, der Politik der ultramontanen Partei in der katholischen Kirche standhaft Widerstand zu leisten, ihr tiefes Mitgefühl entgegen. Was sind diese Worte anders als die Grundlehren der protestantischen Weltanschauung, die auch in England nunmehr zu neuem Leben erwacht sind? Die Ultramontanen werden die Bedeutung dieser Thatsache am besten zu würdigen wissen. Fast könnte man sich ihres leidenschaftlichen, die Schranken des nationalen Daseins wild überfluthenden Treibens freuen. Denn wie immer im Verlauf der Geschichte hat es auch diesmal alle deutschen Stämme zur Selbstbesinnung gebracht und zur Vereinigung geführt. Oesterreich hat sich vor wenigen Tagen zur Aufnahme des Kampfes gegen die römischen Uebergriffe entschlossen, jetzt ersteht uns in Englands Macht ein neuer Bundesgenosse. So war es oft in der deutschen Vergangenheit. Stets hat der römische Einbruch die deutsche Eintracht gezeitigt. Im Kampfe gegen das kaiserliche Rom der Völkerwanderung gelangten die deutschen Stämme zum ersten Bewußtsein ihrer Einheit, im Gegensatz zur römischen Hierarchie des Mittelalters gelangte das Deutschland im 16. Jahrhundert zu den Grundlagen seiner gegenwärtigen Macht und in der Abwehr der jüngsten römischen Angriffe auf diese Macht werden die deutschen Stämme in Zukunft zum friedlichen Besitz ihrer unabhängigen Macht und ihres eigenthümlichen Lebensprinzipes gelangen.

Eine eigenthümliche Fügung war es, daß gerade zu dieser Stunde im preußischen Abgeordnetenhause dieses Lebensprinzip in nationaler und kirchlicher Beziehung einen Propheten fand, der in wahrhaft ergreifender Weise die Ziele der Zukunft nach Bewältigung des römischen Erbfeindes zu enthüllen verstand. Die Rede des Abgeordneten Petri über die altkatholische Bewegung hat sich eines Eindruckes zu rühmen gehabt, wie er in der parlamentarischen Geschichte selten zu verzeichnen ist. Die störenden Rufe und Einmischungen des Centrums, die anfangs den Redner zu hemmen suchten, verstummten mehr und mehr vor dem Eindruck der gewaltigen Ueberzeugungstreue und grandiosen Einfachheit der Worte, in feierlichem, tiefem Schweigen saß die Versammlung, wie aus Granit gefügt erschienen die gewaltigen Sätze, mit denen der stolze Bau der Kirche der Zukunft vor dem geistigen Auge des Hörers erstand. „Sie werden erstaunen, wenn einmal die Masse zum Bewußtsein kommt, daß sie von den Römischen hintergangen ist, wie arg der Abfall werden wird!“ so schloß der Redner seine erschütternde Darlegung des ultramontanen Treibens. Von einem künftigen Nationalconzil erhoffte er die Rettung der katholischen Kirche. „Dann wird auch der seit Jahrhunderten von Rom aus in Deutschland angefachte religiöse Zwist ein Ende

haben, dann hoffe ich, wird neben dem christlichen Glauben sich endlich auch einmal die christliche Liebe geltend machen und jene unsichtbare Kirche sich aufbauen, in der alle edlen Menschen Platz haben". Das sei das Ziel der altkatholischen Bewegung. Dann schwur er unverwandt zu Kaiser und Reich stehen zu wollen, verwies auf das leuchtende Beispiel der Bischöfe auf dem Reichstage zu Gelnhausen und schloß unter dem brausenden, lange zurückgehaltenen Beifall des Hauses mit den Worten Walthers von der Vogelweide: „Wer zagt, daß er den Himmel fehle, der beuge sich des Bannes Streich, mir ist nicht bang um meine Seele, steh' ich zu Kaiser und zu Reich". Diese Worte erzielten, wie schon bemerkt, einen seltenen Erfolg wahrhafter parlamentarischer Beredtsamkeit. Die ihnen folgende, sehr eingehende Rede des Kultusministers sicherte dann vollends den Erfolg der Debatte, die sich um die Bewilligung des für den altkatholischen Bischof Reinkens ausgesetzten Gehaltes bewegte.

Die sonstigen Verhandlungen des Hauses entbehrten durchaus der oratorischen Emotionen und wanden sich mühsam durch das Detail der Etatsberathung. Von allgemeinem Interesse war die Discussion, die sich noch in später Stunde der Abendsitzung des 31. Januar um das 126. Kapitel des Etats des Cultusministeriums, das die Pflege der Kunst und Wissenschaft betrifft, entspann. Es handelte sich um die Reorganisation der Akademie der Künste, um deren Neubau und um eine höhere Ausstattung der arg vernachlässigten königlichen Bibliothek. Für beide Institute forderten Resolutionen des Hauses die erhöhte Theilnahme der Staatsregierung und die Ansetzung entsprechender Etatpositionen. Sie gelangten auch zur Annahme, ohne daß indessen vom Ministertische die erwarteten Aufklärungen über die Intentionen der Regierung erfolgten. Die Reorganisation der Akademie der Künste bewegt die betheiligten Kreise unserer Stadt schon seit lange sehr lebhaft. Und zwar handelt es sich hier bekanntlich erstens um den Neubau des Institutes, zweitens um dessen künstlerische und administrative innere Umgestaltung und endlich um die Wahl des lange entbehrten Directors der Anstalt. Gegenüber der Frage des Neubaues hat der Vertreter der beiden Minister trotz der directen Anfrage des Abgeordneten Virchow sich schweigend verhalten. Es wäre zu wünschen, daß man diese Angelegenheit nicht wie bisher mit der des Neubaues der Bibliothek im Zusammenhang behandelte, da auf diese Weise die Zahl der Collisionen nur vermehrt und beide Projecte in ihrer Entwickelung aufgehalten werden. Sodann wäre ein definitiver Beschluß über die Herstellung eines besonderen Ausstellungsgebäudes sehr an der Zeit. Der gegenwärtige Zustand, demzufolge die Kunstausstellungen innerhalb des Akademiegebäudes statthaben, hat gar keine sachliche Berechtigung, und wird in künstlerischen Kreisen als eine schwere Beeinträchtigung

der akademischen Lehrzwecke betrachtet. Leider hat man von dem Plane, auf dem Königsplatze ein Ausstellungsgebäude herzurichten, schon vor Zeiten Abstand nehmen müssen, da die allerhöchste Einwilligung für diesen Plan nicht zu gewinnen war. Die eigentliche innere Reorganisation der Akademie soll nach der Erklärung des Regierungscommissars in der nächsten Session des Landtages nach einem demselben vorzulegenden Plane zur Erledigung kommen. Wie man hört, sind bereits von hiesigen hervorragenden Künstlern Gutachten eingefordert, eine Maßregel, die in künstlerischen Kreisen große Anerkennung gefunden hat, da man sich dort vorzugsweise vor der Allmacht des bureaukratischen Einflusses fürchtet und eine ungenügende Würdigung der speciell künstlerischen Interessen besorgt. In der Frage des künftigen Directors der Akademie scheinen die Wünsche der hiesigen Künstlerwelt, die den Professor v. Werner auf diesem Posten zu sehen wünscht, nicht befriedigt werden zu sollen. Vielmehr beziehen sich die Andeutungen, die der Regierungscommissar über diese Angelegenheiten in dem Abgeordnetenhause machte, auf den Professor Ludwig Knaus. Dagegen steht die Wahl Werner's zum Mitgliede der Akademie bevor.

Die Schilderungen des Abgeordneten Professor Mommsen über die Zustände der hiesigen Bibliothek bedürfen keines Commentars. Auch hier kommt es vor allem auf den Neubau des Institutes an. Sehr erwünscht wäre, wie schon bemerkt, der Verzicht, das neue Gebäude auf dem Platze der jetzigen Akademie zu errichten. Dagegen würde es sich wohl empfehlen, des Bauhofes und der Pläne zu gedenken, die Schinkel schon für ein Bibliotheksgebäude an dieser Stelle entworfen hat. Doch dürften alle hier einschlagenden Vorschläge noch manche Controverse veranlassen. Denn kein Gegenstand des hiesigen öffentlichen Interesses ist bekanntlich so controvers, als das Loos der Berliner Staatsbauten, insbesondere derer, die den Lehrzwecken dienen sollen. Einig ist man nur in dem allgemeinen Anerkenntniß, daß die gegenwärtigen Zustände unhaltbar sind. Vor allem harrt die medicinische Facultät des Baues der ihr zugesagten Specialkliniken und Laboratorien. Mit den letzteren ist allerdings bereits ein Anfang gemacht. Auf der früheren Artillerie-Werkstätte in der Doretheenstraße hat man die Vorarbeiten zum Bau des physiologischen und physikalischen Institutes in Angriff genommen. Hoffentlich wird das Werk schnell gefördert, und hoffentlich glaubt an seine schnelle Förderung auch ein verdienstvoller hiesiger Universitätslehrer, der im entgegengesetzten Falle vielleicht uns den Rücken wenden möchte. Ein unersetzlicher Verlust unserer ohnehin schwer bedrohten Hochschule!

Literatur.

„Aus der Petersburger Gesellschaft. Von einem Russen." 3. unveränderte Auflage. Leipzig, Duncker und Humblot. 1874. — Daß Rußland ein wichtiger Factor der europäischen Politik sei, und daß es bei der künftigen Gestaltung der Welt eine bedeutende Rolle spielen werde, das sind Vorstellungen, welche auch dem auf der Stufe politischer Durchschnittsbildung stehenden Theile des deutschen Publikums nachgrade geläufig geworden sind. Nimmt man aber noch etwa die Kenntniß der Thatsache hinzu, daß unter dem jetzigen Kaiser die Leibeigenschaft in Rußland aufgehoben wurde, so hat man, — das kann ohne Uebertreibung behauptet werden —, so ziemlich den Kreis dessen umschrieben, was selbst unsere höher Gebildeten im Allgemeinen von Rußlands politischer Entwicklung in Bezug auf innere und äußere Fragen wissen. Daß in den beiden letzten Jahrzehnten in dem riesigen Ostreich eine geistige Umwälzung stattgefunden hat, deren Folgen vielfach bereits in einer völligen Umgestaltung der Zustände zum Durchbruch gekommen sind, — eine Umwälzung wie sie gewaltiger und umfassender vielleicht die Geschichte keines Volkes aufzuweisen hat, davon haben die wenigsten bei uns eine Ahnung, geschweige eine klare Vorstellung, und doch bietet dieselbe, ganz abgesehen von ihrer eminenten praktisch-politischen Bedeutung, ein culturgeschichtlich so merkwürdiges Schauspiel, daß niemand der sich überhaupt für die geistige Entwickelung der Völker interessirt es versäumen sollte, sich über die neuen und neuesten Vorgänge in Rußland möglichst eingehend zu unterrichten.

Eine höchst angenehme Gelegenheit dazu bietet sich dem deutschen Publikum in der oben genannten Schrift. Der ungenannte Verfasser ist ersichtlich ein mit den Zuständen seines Vaterlandes innigst vertrauter Mann, der diese Kenntniß, in Verbindung mit einer durchaus westeuropäischen Bildung und einem höchst glücklichen Darstellungstalent, in seltenem Grade befähigen das westeuropäische Publikum mit den Zuständen und Persönlichkeiten des modernen Rußland bekannt zu machen. Seine Darstellung zeichnet sich ebenso sehr durch gründliche Sachkenntniß wie durch leichte, von französischem esprit durchwehte anmuthige Behandlung aus; sein Urtheil ist streng, macht aber durchweg den Eindruck unbefangener Gerechtigkeit; seine Feder ist scharf, aber er verleugnet nirgends die Mäßigung eines einsichtigen Politikers, und, was am erquicklichsten auf den Leser wirkt, das vielfach unerfreuliche Bild welches vor uns aufgerollt wird und uns bisweilen erschreckende Einblicke in Abgründe sittlicher Fäulniß thun läßt, ist von einem Manne entworfen, der bei allem was er schreibt echte Vaterlandsliebe und eine wahrhaft sittliche Anschauung leitet, die sich beispielsweise auch da nicht verleugnet, wo er, — wie in dem Aufsatze: „Unsere Unterrichtsminister" —, zur bessern Veranschaulichung der geschilderten Zustände von seiner sehr genauen Kenntniß der chronique scandaleuse der höhern russischen Gesellschaft einen Gebrauch macht, der mit der Lust am Skandal, wie sie uns bei Verfassern ähnlicher Schriften so oft entgegentritt, nichts gemein hat. Die Galerie hervorragender Persönlichkeiten, die uns der Verfasser hier vorführt, gewährt und einen zusammenhängenden Ueberblick über die innere Entwickelungsgeschich

Rußlands, von der Zeit der Thronbesteigung Alexander's I an bis auf unsere Tage. An der Hand eines kundigen Führers lernen wir alle die Phasen und Wandlungen kennen, welche das russische Reich während der liberalen ersten und der frömmelnd reactionären zweiten Periode der Regierungszeit Alexander's I, unter dem langjährigen bornirten Militärdespotismus des Kaisers Nikolaus, und endlich unter der, an gewaltigen Peripetien des innern Staatslebens schon jetzt überreichen Regierung des gegenwärtigen Kaisers Alexander's II durchgemacht hat. Man braucht sich nur die drei Perioden, in welche die russische Entwickelung unter Alexander II schon jetzt zerfällt, die Perioden des Herzen'schen Radikalismus, der polnischen Revolution mit ihren Folgen für die Verbreitung panslavistischer Anschauungen und endlich die neueste Periode einer gemäßigteren Auffassung der Dinge zu vergegenwärtigen, um es begreiflich zu finden, daß diese Zeit und die in ihr auftretenden Personen einem patriotischen Kulturhistoriker einen besonders dankbaren Stoff bieten.

Zu den gelungensten unter den uns vorgeführten Lebensbildern, die uns die angedeutete Entwickelungsgeschichte am besten veranschaulichen, zählen wir das der „Gräfin Antoinette Bludoff", dieser entsetzlichen fanatischen Betschwester, der „Brüder Milutin" der Haupturheber und Vollstrecker der Aufhebung der Leibeigenschaft, aber auch der fanatischsten Förderer der Russificirung Polens und die Charakteristik des Ministers P. A. Walujeff, der durch seine einsichtige, milde Auffassung der Verhältnisse unter den der Mehrzahl nach doch immer halb barbarischen und durch wilde Leidenschaftlichkeit abschreckenden übrigen Gestalten wie ein Meteor hervorleuchtet. An und für sich, und abgesehen von dem eben hervorgehobenen Interesse wüßten wir keinem Kapitel unseres Buches vor den übrigen den Vorzug zu geben. Alle bringen sie uns feine und interessante Charakteristiken. Die noch nicht genannten Artikel gelten der liebenswürdigen und geistreichen, auch in der deutschen Künstler- und Gelehrtenwelt im besten Andenken stehenden Großfürstin Helene, dem erst neuerlich in Veranlassung der russisch-englischen Verhandlungen über Chiwa vielgenannten Grafen Schuwaloff, den erklärten Bu'enfreunden der Kaiser Nikolaus und Alexander's II den Grafen Adlerberg Vater und Sohn, dem Reichskanzler Fürsten Gortschakoff, dem wunderlichen militärischen Apostel der alleinseligmachenden griechischen Kirche und ihres hohen Beschützers des Kaisers Nikolaus: dem Kommandirenden des Leibgardehusarenregiments Grafen Protassoff, dem mit gründlichster Kenntniß der orientalischen Frage und der diplomatischen Beziehungen Rußlands überhaupt charakterisirten gegenwärtigen russischen Gesandten in Konstantinopel, dem General Ignatjeff, und endlich einer Gesammtcharakteristik der russischen Journalisten und Schriftsteller.

Das Interessanteste an den sämmtlichen Skizzen unseres Verfassers sind, wie schon erwähnt, die mannichfachen Einblicke, die sie uns in die geistige Entwicklung des jungen Rußlands, in das fieberhaft aufgeregte Treiben eines Volkslebens thun lassen, das wir nach überkommenen Traditionen uns als gedankenlos vegetirend vorzustellen gewohnt sind. Je überraschender uns aber die leidenschaftliche Aufregung und das krankhafte Ringen dieses geistigen Treibens entgegentritt, desto beklemmender dringt sich uns die Frage auf: „Ist dieses Stürmen und Drängen des jungen Rußlands das Symptom einer überströmenden jugendlichen Kraft, die es drängt, sich in schöpferischen

Gestaltungen geltend zu machen und die der europäischen Kultur neue lebende Elemente zuzuführen verspricht, oder ist es nur das letzte Aufflackern einer greisenhaft unproduktiven, zum Untergange verurtheilten barbarischen Halbkultur?" Der Verfasser unsers Skizzenbuches unternimmt es nicht, diese Frage zu beantworten. Selbst die Gestaltung der nächsten Phase der Entwickelung seines Vaterlandes scheint ihm keine sichere Prognose zuzulassen. Er spricht sich über dieselbe am Schlusse seines Buches in folgender Weise aus:

„Wäre es um special-politische Prophezeihungen nicht erfahrungsmäßig ein gefährliches Ding, so würde ich behaupten, die nächste charakteristische Periode der neurussischen Entwickelung werde an den Ausbruch des nächsten großen Krieges (und daß dieser mit Deutschland geführt werde, läßt das große Publikum sich nun einmal nicht nehmen und gilt selbst bei vielen Anhängern der preußischen Allianz für ausgemacht) anknüpfen. Der Stillstand der 1861 begonnenen revolutionären Bewegung kann noch viele Jahre andauern — der erste Tag einer gewaltsamen Erschütterung (wie ein großer Krieg sie immer mit sich bringt), wird die Decke, welche die Popularität Alexander's II über den Krater gebreitet hat, aber zweifellos sprengen. Je später diese Krisis eintritt, desto deutlicher wird sich zeigen, wie radikal die letzten Jahre unter den Stützen des Absolutismus aufgeräumt haben und daß der Rückhalt, den die Regierung an der Loyalität der in das Hofinteresse gezogenen Adelskreise besessen und zum Theil noch besitzt, seinen frühern Werth so gut wie völlig verloren hat. Diese Gesellschaft ist nur noch scheinbar und äußerlich was sie war: ihr Prestige über die Mittelklasse ist gebrochen, seit diese eigene Wege geht, — ihren Einfluß auf das Landvolk hat die Emancipation beseitigt — um ihr Selbstvertrauen und um ihre Traditionen wird sie einerseits durch den Industrialismus, andrerseits durch die veränderte Organisation des Heeres und des Beamtenthums gebracht — für den Herd des gebildeten Geschmacks kann sie schon seit zwanzig Jahren nicht mehr gelten. Stärker denn je mit fremden Elementen versetzt, ist sie notorisch nicht mehr im Stande, dieselben zu assimiliren, verliert sie von Tag zu Tag den Vorzug, der ihr früher das Uebergewicht sicherte: den Besitz einer höhern, dem Volksthum überlegenen Civilisation. Unwiderstehlich drängen die selbständig gewordenen, autoritätslosen Mittelklassen, der Intelligenz, der Armee und des Beamtenthums (ein Name für dieselben ist noch nicht gefunden), in den Vordergrund der Scene, um diese bald vollständig auszufüllen und den größten Theil der alten kosmopolitisch gefärbten Adelsfamilien in sich aufzunehmen. 1858, 1863, 1870, wer das nächste, diesen Jahreszahlen gleichgewichtige Datum errathen könnte, besäße den Schlüssel für die Zukunft der russischen Gesellschaft". E. L.

Berichtigung.

Heft 1 Seite 30 Zeile 2 v. u. lies: moraliter: ebenda: böseu Zungen. — Heft 2 S. 47 Z. 13 v. o. lies: Zahn statt Jahn. — S. 60 Z. 15 v. u. l.: Suecia antica. Heft 3 S. 101 Z. 11 v. o. l.: Huquier. — S. 102 Z. 1 l.: Louis XVI. — Heft 5 S. 207 Z. 9 v. o. ist „sich" zu streichen.

Ausgegeben: 6. Februar 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ueber Laienelemente im heutigen Strafrecht.

Seit dem deutſchen Volke die großen, für eine unbemeſſene Zukunft hinaus verhängnißvolle Aufgabe zugefallen, die organiſchen Grundlagen ſeiner Gerichtsverfaſſung nach den politiſchen Bedürfniſſen des neuen Reichsverbandes und den freiheitlichen Anſprüchen ſelbſtbewußter Gegenwart in einheitlichem, volksthümlichem Zuſammenhange neu zu ordnen, hat ſich, wie männiglich bekannt, unter all' den vielgeſtaltigen, ſchwer zu löſenden Vorfragen der Organiſationsarbeit das Problem der beſten Einrichtung der Strafgerichte dringlich in den Vordergrund gedrängt, daß es die öffentliche Antheilnahme der breiten, von juriſtiſchen Berufsintereſſen ſonſt unberührten Volksſchichten faſt ausſchließlich an ſich geriſſen hat. Um Form und Maß der Mitwirkung des „Laienelements" in der Strafrechtspflege, wie man ſich in deutſch-abſtrakter Redeweiſe auszudrücken liebt, iſt viel Streit allerorts entſtanden, wo man in der Preſſe, in der publiciſtiſchen Literatur, in Vereinen und Ständeverſammlungen über die kommenden Geſchicke deutſcher Nation des Rathes pflegte. Und nachdem die längſte Zeit das „Laienelement" ſelbſt, nenne es ſich nun Schöffe oder Geſchworner, als durchaus unanfechtbares, abſolut nothwendiges Ingrediens wahrhaft geſunder Strafgerichtsbarkeit behandelt worden, iſt neuerdings endlich auch der bisher unverrückte Ausgangspunkt der Legislation und Discuſſion dem Gebiet der Zweifel und Controverſe anheimgefallen. Im Namen der hohen Würde deutſcher Rechtswiſſenſchaft, im Intereſſe der Reinheit, Tüchtigkeit, Unparteilichkeit des Richteramts, in Abſicht vernünftiger Abſonderung deſſen, was immerdar Sache gelehrten Berufs und ſpezieller Erfahrung bleiben muß und deſſen, was der Thätigkeit unmittelbar wirkſamer Volkskräfte überlaſſen bleiben kann, zum Schutz des Friedens zwiſchen den politiſchen Parteien und geſellſchaftlichen Klaſſen wurde die Berechtigung des Laiendilettantismus in der Strafjuſtiz grundſätzlich beſtritten, und wenigſtens der Wunſch nicht zurückgehalten, dermaleinſt den profanen Eindringling wieder ganz aus den Tempeln der blinden Göttin vertrieben zu ſehen. Ob ſolch' kühne Leugnung des Vorderſatzes das juriſtiſche Selbſtgefühl der Fachgenoſſen hier oder da zu heben im Stande ſein wird, iſt ſchwer zu ſagen: daß die Lehre nicht auf den Beifall der aura popularis rechnen darf, und daß ſie kaum irgend einen praktiſchen Einfluß auf

die nächsten Ziele der Gesetzgebung auszuüben Aussicht hat, ist gewiß. Das theoretische Verdienst möchte ich jedoch diesen criminellen Puristen unbedingt zuerkennen, daß sie durch ihre Erörterungen den Gegensatz zwischen Jurist und Laien innerhalb des Strafrechts überhaupt schärfer in's Licht gesetzt und die ganze Frage insofern etwas mehr vertieft haben, als sie Freund und Feind zwingen, die Bedeutung des Strafrechts in der Gegenwart, sein positives Verhältniß zur Wissenschaft, zum Staat und zur Gesellschaft nüchtern und vorurtheilsfrei zu prüfen. Denn schließlich muß es doch für die gesammte Behandlung des „Laienelements" in der Strafgerichtsbarkeit, für seine active Mitbethätigung in der Handhabung der Strafgesetze von entscheidendem Interesse sein, sich einigermaßen darüber klar zu werden, welche Rolle das „Laienelement" in der heutigen Substanz des Strafrechts selbst bereits thatsächlich inne hat. Hierüber mögen einige lose Betrachtungen am Platze sein.

Das deutsche Strafrecht hat seine wechselvolle Geschichte durchgelebt, wie die deutsche Nation. Vielleicht auf keinem Gebiete des Rechtslebens haben alle die fragwürdigen Geister guter und böser Art, welche die Geschicke unseres Volkes bestimmt, maßloser gehaust und deutlichere Spuren ihres Waltens zurückgelassen, als grade auf diesem. Was hat da nicht alles sein Wesen und sein Unwesen in deutschen Landen getrieben, nachdem die Monarchie des großen Karl in Trümmer gegangen! Mit den aufgelösten Resten der alten Volksrechte verbindet sich der unheimliche Geist römischer Criminalgesetze und Verbrechensbegriffe aus der wüsten Zeit der Bürgerkriege und des Cäsarenthums zu verworrener Gährung. Die päpstliche Kirche mit ihrem ehrgeizigen Bestreben, durch sittliche Zucht, gute Werke und Sündenvergebung die Herrschaft des Priesters über Leib und Seele des deutschen Volks zu befestigen, wirft die Strafsatzungen ihrer Canones in das Gemenge hinein. Einen Augenblick scheint es, als sollte die Noth der Zeit und das weitausgreifende Regiment Kaiser Karl's V in der „peinlichen Halsgerichts-Ordnung" wenigstens eine gemeinsame Grundlage vernünftiger Rechtsentwickelung der Nation zurücklassen. Rasch fluthet der wild weiter schäumende Strom deutscher Geschichte auch über das feste Gefüge dieser Bildung hinfort. Romanisten und Canonisten, die frisch aufschießende Gesetzgebung des territorialen Fürstenthums und die herkömmliche Willkür sonderrechtlicher Gerichtsgebräuche, Aberglaube, Scholastik, Reformationsideen, Aufklärung, Philosophie lagern sich in bunter Mannichfaltigkeit bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts nacheinander, übereinander, durcheinander auf dem blutigen Boden ab, den die Carolina dem Chaos abzugewinnen versucht hatte. Um dieses Stück Historie des deutschen Strafrechts genau zu kennen und klar zu begreifen, dazu mag allerdings ein gutes Theil Gelehrsamkeit, Alterthumskunde, Weltweisheit er-

forderlich sein. Und wenn alles dies mehr bedeutete, als eine reiche Fülle geschichtlicher Rückerinnerungen, wenn dort wirklich die organischen Wurzeln zu suchen wären, die in irgend einer Continuität des Wachsthums das nationale Strafrecht der Gegenwart gezeitigt hätten, dann müßte man freilich daran verzweifeln, das letztere dem Laienverstande und der bürgerlichen Rechtsüberzeugung zugänglich zu machen.

Mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnt für Deutschland die Periode der strafrechtlichen Codificationen. Die drei größten deutschen Staaten, Bayern, Oesterreich, Preußen (1751, 1768/87, 1794) beginnen den Reigen, an den sich im Lauf dieses Säculums ein zahlreiches Geschlecht particularer Strafgesetzbücher jeglicher Art und Gattung bis zu dem jüngsten von der freien Stadt Hamburg noch im Jahr 1867 zur Welt gebrachten Geschöpfe herab anschließt, um endlich im Jahr 1870 mit dem deutschen Strafgesetzbuch in zusammengefaßter Einheit zu schließen. Von Anbeginn war diesen Condificationen eigen, daß sie nicht, was eigentlich der Name bedeutet, eine systematische Sammlung bereits vorhandenen positiven Stoffs, zerstreuter Gesetzesnormen und Rechtsgedanken enthielten, sondern in bewußtem Gegensatz zu der bisherigen gemeinrechtlichen Entwickelung, abgeneigt demjenigen, was sich die längste Zeit Wissenschaft und Praxis des Criminalrechts genannt hatte, wesentlich den eigenen Eingebungen der Gesetzgeber *folgend* der Strafrechtspflege neue Grundlagen zu geben unternahmen. Wie es ja überhaupt nach Hegel's Ausdruck dem Fridericianisch-Josephinischen Zeitalter charakteristisch war, daß in ihm die Staatsidee zur bewußten Erscheinung kam, so war die Staatsraison auch die beherrschende Grundkraft, die nach dem Maße ihrer ursprünglichen Motive, ihrer selbstgesetzten Zwecke und Absichten grade vorzüglich bei der Strafgesetzgebung zur souveränen Erscheinung kam. Ob und inwieweit man bei diesem oder jenem allgemeinen Verbrechensbegriff an die bisherige Rechtsübung anknüpfen wollte, stand zu freiem, subjektivem Belieben. Unbekümmert um das altersgraue Ansehen der Carolina und Carpzow's unfehlbare Jurisprudenz wurden neue Arten und Unterarten von Delicten geschaffen, begrifflich determinirt und ordnungsmäßig klassificirt. Nicht anders verfuhr man mit den Strafen. Absolute oder relative oder gemischte Strafrechtstheorien verursachten wenig Sorge. Was an Strafgattungen den Männern der philosophischen Aufklärung allzu barbarisch erschien, wurde ausgemerzt. Dafür entschädigte man sich reichlich in vielerlei neuersonnenen Strafarten, und warf sich mit wahrem Enthusiasmus auf die jetzt erst zur Ausbildung gelangende Materie der Freiheitsstrafen, die durch die Möglichkeit zahlloser Theilungen und Abstufungen ein fruchtbares Feld endloser Distinctionen und Qualificationen abgaben.

Die deutschen Strafgesetzbücher des 19. Jahrhunderts sind Kinder des-

ſelben politiſchen Rationalismus, der dem vorigen ſeine Signatur gegeben. Ob ſie ihren Ehrgeiz in eine möglichſt ſklaviſche Nachbildung des Napoleoniſchen Code, oder in das Betreten mehr ſelbſtändig deutſcher Bahnen unter Abſtreifung der romaniſtiſchen Elemente des Strafrechts ſetzten, ob ſie in ihrem Strafenſyſtem dem Geiſt menſchlicher Milde mehr oder weniger zugethan waren, iſt von geringer Bedeutung für ihren gemeinſamen Grundzug, der uns hier allein intereſſirt. Immer blieb fortan das poſitive ſtaatliche Verbotsgeſetz, die beſtimmt formulirte Strafandrohung das ausſchließliche Fundament des Criminalrechts, der Wille des Geſetzgebers die einzige und letzte Inſtanz für die Rechtsanwendung. Mit der klaſſiſchen Strafrechtswiſſenſchaft und ihrem überſprudelnden Reichthum hiſtoriſcher und philoſophiſcher Beziehungen ging es zu Ende. Auf den Univerſitäten mochte man unverdroſſen fortfahren, den Studenten allerlei Antiquitätenkram und viel ſpekulative Prinzipien als Wiſſenſchaft des deutſchen Strafrechts vorzutragen. Für den praktiſchen Criminaliſten und die concreten Bedürfniſſe der Strafrechtspflege war es todte Büchergelehrſamkeit. Scharfſinn im Deuten und Umdeuten der Worte, Geſchicklichkeit im begrifflichen Unterſcheiden, einige Kenntniß der geſetzgeberiſchen Motive, entſetzlich viel Caſuiſtik, und in den letzten Jahrzehnten eine gewiſſe Vorliebe für vergleichende ſtrafrechtliche Studien innerhalb der Grenzen der deutſchen Partikulargeſetzgebung, wie in das franzöſiſche und engliſche Rechtsgebiet hinein, aus ſolchen doctrinären Beſtandtheilen ſetzte ſich überwiegend dasjenige zuſammen, was man für den Tagesgebrauch Strafrechtswiſſenſchaft zu nennen beliebte. Und was ſich Criminalpraxis nannte, das lief immer mehr hinaus auf eine Art von Algebra, mit der nur noch das Gedächtniß und der combinirende Verſtand, kaum noch irgend eine tiefer gehende vernünftige Erfaſſung des Rechts zu thun hatte. Um das poſitiv geltende Strafrecht in ſeiner täglichen Anwendung zu beherrſchen, dazu gehörte einmal die genaue Kenntniß der geſetzlich vorhandenen Strafformeln mit ihren arithmetiſchen, ſich in beſtimmt fixirten zeitlichen Maßen ausprägenden Zahlengrößen, und ſodann eine gewiſſe Fertigkeit mit jenen Formeln und Proportionen ſachgemäß zu operiren. Oder, um ein anderes Bild zu brauchen, der handwerksmäßige Criminaliſt traktirte ſein Strafgeſetzbuch, wie der Zollbeamte ſein Zollgeſetz. Auch für den letzteren iſt es ſicherlich gut und förderſam, ſeine Tarifpoſitionen feſt im Kopfe zu haben, nicht bloß die eigenen, auch fremdländiſche Tarife zu kennen, die mannichfachſten Waarenbezeichnungen, ihre legale, ihre handelsübliche Bedeutung, ihre Verwandtſchaften und Unterſcheidungsmerkmale zu verſtehen und darnach jedem Artikel gerecht zu werden. Ueber derartiges Tarifiren der ſtrafbaren Handlungen nach dem Maßſtabe ihrer äußeren Verbrechenskriterien und der ihnen adäquaten Strafpoſitionen erhob ſich an innerem

juriſtiſchen Werth die Thätigkeit des Strafrichters kaum. Und wenn man es gewiß auch in ſolcher Beſchäftigung zu großer Routine und für das Staatswohl höchſt nützlichen Leiſtungen bringen kann, wenn auch hierbei von techniſchem Wiſſen und Können immerhin geſprochen werden darf, ſo glaube ich, wird man doch Anſtand nehmen, hierin Manifeſtationen einer über den gewöhnlichen Menſchenverſtand und die landesübliche Bildung hinausragenden Fähigkeit und Gelehrſamkeit zu erblicken.

Noch ein anderes Moment trat hinzu, um den eigentlichen juriſtiſchen oder rechtswiſſenſchaftlichen Gehalt der modernen Strafgeſetzbücher zu verflüchtigen. Seit mit dem einſt ſo reichhaltigen Inventar verſchiedenartigſter Strafmittel an Leib und Leben durch die Humanitätsbeſtrebungen unſeres Zeitalters aufgeräumt worden iſt, und die Todesſtrafe in ihrer einfach-abſoluten Geſtalt mehr als ein geduldetes Ueberbleibſel vergangener Zuſtände, denn als wahrhaft höchſte Potenz eminent obrigkeitlicher Strafgewalt ein beſtrittenes Daſein peinvoll friſtet, ruht das moderne Strafenſyſtem ziemlich ausſchließlich auf den relativen, gegen die Freiheit und das Vermögen gerichteten Strafübeln. Dieſelbe Humanität, welche von den abſoluten Strafen abſolut nichts wiſſen will, hat dann aber fortgeſetzt dahin gewirkt, um für ihre Ideen von Milde und empfindſamſter Berückſichtigung aller individuellen Verhältniſſe jedes denkbaren Straffalls weiteren Spielraum zu gewinnen, die verſchiedenen Gattungen von Freiheitsentziehung einander qualitativ zu nähern und durch Verwiſchung der Strafzumeſſungsgrenzen ihre relative Unbeſtimmtheit auf's äußerſte zu ſteigern. Schon bei den Vorarbeiten zum deutſchen Strafgeſetzbuch konnte die Frage ernſthaft in Erwägung gezogen werden, ob es ſich noch rechtfertige, an der Normirung gewiſſer Strafminima bei den einzelnen Verbrechenskategorien feſtzuhalten, oder ob es nicht vielmehr an der Zeit ſei, den durch das Prinzip der „mildernden Umſtände" einmal eröffneten Durchbruch der Schranken dahin zu erweitern, daß man die richterliche Milde ungebunden nach der Seite kleinſter Zeitabſchnitte von Freiheitsentziehung walten laſſe. Wenn man ſchließlich auch davor zurückſcheute, dieſen Gedanken grundſätzlich durchzuführen, ſo wurden ihm doch in einer nicht unerheblichen Reihe von Paragraphen Zugeſtändniſſe gemacht, und im übrigen theils mit Hülfe der „mildernden Umſtände", theils ohne dieſelben überall, wo es ſich irgend thun ließ, die geſetzlichen Strafminima möglichſt reducirt. Dadurch müſſen aber nothwendig in der Rechtsanwendung die Strafmaße für die große Maſſe gewöhnlicher Straffälle ununterſcheidbar zuſammenfließen. Eine dreimonatliche Freiheitsentziehung iſt beiſpielsweiſe nach dem heute in Deutſchland geltenden Strafrecht ein Strafübel ohne jede erkennbare charakteriſtiſche Bedeutung: es kann die geſetzliche Sühne enthalten ebenſogut für Majeſtätsverbrechen wie für Gotteslästerung,

für die einfache Injurie wie für die schwere tödtliche Körperverletzung, für den Betrug wie für die Fälschung, für jegliche Art von Diebstahl wie von Unterschlagung, für das Duell wie für die Jagdcontravention, für fahrläſſigen Meineid wie für fahrläſſige Brandstiftung, für alle möglichen Formen von Amtsdelicten wie für alle möglichen Formen von Widerstand gegen die Staatsgewalt ꝛc. Je mehr aber solchergestalt die Grenzen der concreten Strafmaße sich verwischen und die Strafnormen sich auflösen, desto mehr muß auch in unvermeidlicher Rückwirkung eine Vermischung und Auflösung der verschiedenen Verbrechensbegriffe in ihrer Substanz und ihren criminellen Wechselbeziehungen einreißen. Es schwindet das praktische Interesse an der Classification gesonderter Kategorien strafbarer Handlungen und an der folgerechten Subsumtion einer Straſthat unter das Strafgesetz, sobald, das Ergebniß des juristischen Denkprozesses für die Strafzumessung selbst von verschwindender Bedeutung wird. Was soll aller Scharfsinn im bestimmten, klaren, einfachen Definiren des abstrakten Thatbestandes und alle Subtilität im Erfassen der unterscheidenden Merkmale verwandter Reate, sobald das begangene Unrecht als unzweifelhaft vorausgesetzt, es im Straftenor auf genau dasselbe hinausläuft, nenne man das Ding nun Stehlen oder Veruntreuen, Betrügen oder Fälschen! Wer an theoretischer Gedankenarbeit und den Spitzfindigkeiten der Casuistik Gefallen findet, kann nach wie vor auch daran seinen Verstand üben. Da aber unzweifelhaft sowohl für die lebendige Rechtsüberzeugung, wie für die realen Bedürfnisse befriedeten menschlichen Zusammenlebens die Strafe es ist, welche das Wesen des Strafgesetzes ausmacht, seine ideelle Gerechtigkeit bestimmt, seine praktische Wirksamkeit bedingt, so wird der Laie heutzutage mit Fug die thatsächliche Beschaffenheit unseres Strafensystems als ein bedeutungsvolles Argument gegen die ausschließliche Inanspruchnahme des Strafrechts seitens der schulgelehrten Juristen anführen dürfen. Und er wird als auf den letzten Grund dieser inneren Desorganisation des Strafrechts vielleicht darauf hinweisen, daß den Juristen der Maßstab der relativen Strafnormen abhanden gekommen ist, weil sie den Schlüssel für das Wesen der Strafe selbst verloren haben. Nachdem die religiösen und ethischen Grundlagen dem modernen Bewußtsein gewichen, haben die rechtsphilosophischen nur noch kurze Zeit vorgehalten. Ob die Strafe ein Mittel der Besserung und Erziehung, der Vergeltung oder Abschreckung sein soll, ob sie allgemeine oder individuelle Zwecke, diese oder jene absolute Rechtsidee zu erfüllen berufen ist, darüber giebt keine anerkannte Theorie oder feststehende Doctrin mehr befriedigende Auskunft. Auch die allwissende Naturwissenschaft, der Stolz des gegenwärtigen Geschlechts, hat es über einige Redensarten von „socialen Instinkten" nicht hinausgebracht und keine der hier klaffenden Lücken des modernen Gedankenkreises auszufüllen vermocht. Die Praxis hilft sich

mit einem bunten, gedankenlosen Eklekticismus von allerlei rationellen und irrationellen Strafzwecken, wenn sie es nicht vorzieht, den naturalistischen Neigungen, unnütze Individuen möglichst lange unschädlich zu machen, scrupellos nachzugehen. Die „Freiheitsentziehung", in der sich die ganze Weisheit unseres Strafensystems erschöpft, ist innerlich hohl und leer geworden, wie der Freiheitsbegriff, dessen Antithese das Strafübel sein soll. Die schöne Formel der Hegel'schen Dialektik, welche das Räthsel aller Strafgewalt so glücklich gelöst hat, die „Negation der Negation" scheint vorzüglich für die Freiheitsstrafe erfunden. Will der Jurist den dunkelen Sinn, der in dem abgelenten Widerspruch dieser doppelten Negation verborgen liegt, nicht als sein ausschließliches Handwerksgeheimniß in Anspruch nehmen, so hat er an Strafbegriffen Nichts mehr vor dem Laien voraus.

Der innere Verfall der strafrechtlichen Disciplin in Bezug auf geschichtliche Continuität und philosophische Begründung, die Verflüchtigung aller festen Principien und die einreißende Unsicherheit in der Technik und Methodik der Strafgesetzgebung, alles dies, was hier mit einigen Strichen anzudeuten versucht worden ist, hat vielleicht seine letzte Ursache in gewissen eigenthümlichen Wandlungen, denen das Strafrecht in seinem Verhältniß zum Staat und zur Gesellschaft unterworfen war. Wenigstens gehen neben den im Vorigen berührten Auflösungserscheinungen anderweitige Veränderungen *in so gleicher* Reihenfolge verlaufend einher, daß man ohne weiteres auf das Vorhandensein von inneren Wechselbeziehungen schließen darf.

Irgend einer unserer klassischen Criminalisten der vorigen Generation hat in seiner systematisirenden Weise den Entwickelungsgang des Strafrechts bei den Kulturvölkern dahin gesetzmäßig bestimmen wollen, daß dasselbe aus dem ersten und ursprünglichsten Stadium der von dem wilden Geiste natürlichen Rachebedürfnisses bewegten Strafgewalt übergehe in die zweite Phase der den Gesellschaftszwecken dienenden Nützlichkeitsstrafen, um endlich drittens den Höhepunkt einer den Gesellschaftszwecken gerechten Vergeltungsidee zu erreichen. Für die gern in luftigen Abstraktionen lustwandelnden Neigungen der älteren Schule mögen diese Kategorien der Rache, Nützlichkeit und Vergeltung zur Einschachtelung einiger Jahrtausende von Menschheitsgeschichte viel Verführerisches gehabt haben, und ich will die Formel in ihrer reinen Aetherhöhe nicht weiter bekritteln. Wer sich begnügt, das letzte Jahrhundert, das in unserer und unserer Väter Gedächtniß liegt, zu überschauen, wird ein einfacheres und greifbareres Entwickelungsgesetz sich vollziehen sehen. Er wird beobachten, daß von dem Augenblicke an, da die zu ihren Tagen gekommene Staatsgewalt das Strafrecht einmal mit starkem Griffe erfaßt hat, das Strafgesetz, den Staatsbedürfnissen unterthan geworden, als immer bereite Waffe der herrschenden Gewalten, Parteien und Classen immer tiefer

in den Widerstreit der politischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Gegensätze hineingezogen wird, die unser Zeitalter ausfüllen.

Als in Deutschland der aufgeklärte monarchische Staatsabsolutismus sich zu den ersten Codifikationen auf dem Gebiete des Strafrechts zusammenfaßte, war man in Frankreich bereits bei den Revolutionsgerichten angelangt. Die revolutionäre Demokratie, die so schnell bei der Hand war, ihre Gegner als Feinde des Vaterlands, Volksverführer, Verräther oder unter einem beliebigen sonstigen frisch erfundenen Titel staatsverbrecherischer Art in strafgerichtlichen Formen todt zu schlagen, hat sich über die Monarchie nicht zu beklagen, wenn diese ihrerseits es sich angelegen sein ließ, in ihren peinlichen Gerichtsordnungen die Materie des Majestätsverbrechens, des Hochverraths, und das weite Bereich der zum Schutz landesherrlicher Hoheitsrechte und Regale, obrigkeitlicher Gerechtsame und Privilegien, der öffentlichen Ordnung und des öffentlichen Friedens dienlichen Strafvorschriften mit einer gewissen Vorliebe zu sichern und fortzuentwickeln. Bald sollte ja auch für Frankreich die Zeit kommen, da dasselbe durch den Niederschlag der politisch-revolutionären Strafgesetzgebung in dem Napoleonischen Code pénal unmittelbar brauchbare Vorbilder für ein zweckmäßiges Definiren und Reprimiren aller denkbaren und undenkbaren politischen Delikte den Staatsmännern der monarchischen Restauration diesseit wie jenseit des Rheines darzubieten im Stande war. Nur blieb, wie die Beschlüsse des deutschen Bundestages gegen Presse und Vereine und die Demagogenverfolgungen gezeigt haben, der deutschen politischen Strafgesetzgebung und Strafprozedur eine ungeschlachte, täppische, hinter der glatten grausamen Rücksichtslosigkeit der französischen Façon erheblich ungeschickt zurückbleibende Manier die längste Zeit eigen. Erst der Anbruch des deutschen Revolutionszeitalters mit dem Beginn der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts brachte uns auch darin große Stücke vorwärts. Das preußische Strafgesetzbuch vom 14. April 1857, unter dem Einfluß rheinländisch-französischer Jurisprudenz entstanden und unter dem Hochdruck einer starken gegenrevolutionären Strömung zu Stande gebracht, trägt in seinen die Staatsgewalt und die staatliche Ordnung sehr ausgiebig schützenden Abschnitten und darüber hinaus überall die Kennzeichen eines gegen die Umsturzmänner und die Feinde der Gesellschaft gerichteten Rüstzeugs. Durch dazu gehörige Complemente Napoleonischer Erfindung, Staatsgerichtshöfe, Competenzconflikte, politisch ausgesuchte Strafkammern ergänzt hat der politische Criminalprozeß während der preußischen Reaktionsperiode seine bedeutungsvolle Rolle in den Parteikämpfen gespielt. Aber das preußische Strafgesetzbuch ist für die sich im modernen Strafrecht vollziehenden Metamorphosen nicht lediglich durch seinen vielberufenen Haß- und Verachtungs-Paragraphen charakteristisch. Da es die erste Periode des deutschen großstaatlichen Constitutionalismus ein-

leitet, kennzeichnet es zugleich das breite Eindringen der politischen Herrschaftsbedürfnisse großer Gesellschaftsclassen in das Gefüge der Strafgesetzgebung. In den eigentlich politischen Satzungen, wie in den Strafvorschriften, welche die Verbrechen wider das Eigenthum betreffen, in der zum Theil grausamen Härte der letzteren Strafnormen, in der fruchtbaren Casuistik ängstlich ausersonnener Qualifikationen und Unterarten, in den Strafgattungen und einigen Verbrechensbegriffen besonderer Erfindung lassen sich mannichfach jene Züge von Mißtrauen, Selbstsucht, Erbitterung wieder erkennen, wie sie den um ihre sozialen Interessen besorgten besitzenden Classen und ihrer legislativen Thätigkeit eigen sind.

Doch, um aus der gestaltenlosen Region allgemeiner Betrachtungen auf den festen Boden der concreten Dinge zurückzukehren, mag die jüngste Geschichte des deutschen Strafrechts bestimmte Beweisstücke für unsere These erbringen. Als Kaiser und Reich nach Niederwerfung der äußeren Widersacher sich in den deutschen Landen wieder in ungeahntem Glanze emporhob, fand es, wie wir alle wissen, innerhalb der heimischen Grenzen zwei feindselige Elemente vor, die ihm das Dasein strittig machten: die römisch-papistische Kirche und eine vaterlandslose Demokratie. Der Kampf gegen den rebellischen Clerus entbrannte bald in flagrantester Heftigkeit allerwärts, wo das Pfaffenthum sich bisher gegen die Reformation behauptet hatte; der Widerstreit mit den sozialistischen Bewegungen des vierten Standes und seinem Demagogenthum schleppte sich, die großen Städte und industriellen Bezirke vorzugsweise heimsuchend, mehr in schleichenden Krankheitsformen fort. Nach beiden Seiten hat das Strafrecht sich gefallen lassen müssen, den großen in Frage gestellten Interessen des Staates dienstbar zu werden durch Veranstaltungen, Angriffs- und Vertheidigungswaffen besonderer Art und Veranlassung. — Das deutsche Strafgesetzbuch war noch kein Jahr in gesetzlicher Geltung, als schon das kirchenpolitische Bedürfniß anklopfte, um die eben erst mit außerordentlicher Vorsicht abgewogenen Vorschriften der §§ 130, 131, die den öffentlichen Frieden der verschiedenen Bevölkerungsclassen, Staatseinrichtungen und Anordnungen der Obrigkeit gegen böswillige Provokationen, Entstellung und Verleumdung zu schützen berufen sind, durch einen weitgreifenden Zusatz gegen die gefährlich gewordene Classe der Geistlichen in die alte weichliche Unbestimmtheit zurückzuziehen. Der vielberufene Canzelparagraph 130a. des deutschen Strafgesetzbuchs, die erste und bisher einzige Novelle, die dem Codex zu Theil geworden, wird kommenden Geschlechtern noch als Merkzeichen kenntlich sein, von da ab der letzte große Kampf zwischen deutschem Kaiserthum und römischem Papstthum zu rechnen ist. — Die im Ganzen zuversichtlichen und vertrauenden Stimmungen, in denen man noch glaubte, des katholischen Clerus durch polizeiliche und strafgerichtliche Beaufsichtigung

seiner kirchenamtlichen Thätigkeit Herr zu werden, sollten bald leidenschaftlicheren Strömungen weichen. Und als das protestantische Preußen endlich die nicht länger abzuweisende Aufgabe in die Hand nahm, die Ein- und Unterordnung des Kirchenregiments unter das Staatsregiment in einer Reihe organischer Gesetze durchzuführen, wußten die preußischen Maigesetze der nächsten und dringendsten Noth wiederum nicht besser abzuhelfen, als durch Zuflucht zu dem Strafrecht und Strafproceß. Wenn der Canzelparagraph mit wenigen, überwiegend dem Süden zugefallenen Ausnahmen kaum von praktischer Bedeutung geworden ist, so haben die preußischen Staatsanwälte und Strafgerichte durch die Maigesetze ein recht ansehnliches Stück Criminalarbeit thatsächlich aufgebürdet erhalten. Die Anklagen und Straffentenzen gegen renitente Bischöfe und gesetzwidrig amtirende Geistliche haben die längste Zeit eine stehende Rubrik in unseren Zeitungen ausgefüllt. So schöne Summen von Strafgeldern auch dem Sollbestande nach zusammenjudicirt worden sind, und so interessante Scenen auch die Straf-Mobiliar-Exekutionen — sit venia verbo — in den Palästen der Kirchenfürsten abgegeben haben, dennoch schien das Ergebniß dieses ersten Anlaufs in der Bewegung der Criminal-Maschinerie nicht ganz befriedigt zu haben. Man sann auf „Ergänzungen" der Maigesetze, und es war zu befürchten, es werde dabei ohne neue reichliche Anleihe bei den mechanischen Kräften der Criminalprocedur nicht abgehen.

Die dritte noch im Werden begriffene Erscheinung, die hier berührt werden muß, gehört der anderen Seite unserer Kämpfe, dem sozial-politischen Gebiet an. Es handelt sich um die noch fortdauernden Vorbereitungen und Versuche der Gesetzgebung, die Arbeits-Verträge zu ihrer besseren Sicherheit unter den Schutz des Strafrechts zu stellen. Wir haben im wirthschaftlichen Leben unseres Volks diese letzten Jahre die häßliche Erfahrung gemacht, daß die Freiheit als solche denn doch nicht in alle Wege der beste Herr sei, und daß die deutsche Gewerbe-Ordnung im Befreien des Guten zu viel gethan hat. Weniger methodisch im Streben und weniger seßhaft in den Gewohnheiten, als der englische Arbeiter, nicht mit dem Arbeitsehrgeize, der Arbeitsliebe und Arbeitsentsagung des französischen Ouvrier begabt, ist der deutsche Arbeiterstand in eine wilde fahrende Ungebundenheit und sittliche Zuchtlosigkeit verfallen, welche der Landwirthschaft, der großen Industrie, den letzten Resten selbständigen Kleingewerbes, unserer nationalen Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt, wie dem Gemeinwohl unersetzliche Schäden zugefügt und die ernstesten Gefahren bereitet hat. Was wir an recht- und sinnlosen Arbeitseinstellungen im großen Stil, an einreißender Lotterei und Völlerei großer Massen erlebt haben, war mehr, als die Gesundheit unseres Volkes für die Dauer zu ertragen vermag. Alle schlimmsten Grundelemente deutschen Naturells schienen im vierten Stande ungebändigt aufgähren zu

Digitized by Google

wollen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß man darauf sann, die tollsten Auswüchse dieser wüsten Bewegungen abzuschneiden. Die eben beseitigten Coalitionsbeschränkungen wieder einzuführen verbot die alte Anhänglichkeit an die Lehre von der wirthschaftlichen Freiheit, das Princip des gleichen Rechts und ein gewisses legislatives Anstandsgefühl. Dagegen glaubte man, von der Seite des willkürlichen und böswilligen Bruchs des Arbeitsvertrages, der Verletzung der gesetzlichen oder contraktlichen Kündigungsfristen dem Bösen beikommen zu können, und flugs warf man sich auf die gesetzgeberische Idee, den „Contraktbruch" zu einem selbständigen Delikt zu erheben, das durch Criminalstrafen verpönt werden solle. Nützlichkeitsgründe, mit Vorliebe aus der trostlosen Lage der Landwirthschaft und des Kleingewerbes hergeholt, Rechtsgründe und Rechtsanalogieen, der Ohnmacht des Civilrichters gegen den besitzlosen Schuldner, den Erinnerungen aufgelöster Gesinde-Ordnungen und der criminellen Materie der Sachbeschädigungen entnommen, ließen sich leicht in Fülle heranziehen. Nur die Schwierigkeiten der Formulirung, die Bedenken, wie weit man in die unbestimmte Masse der „Arbeiter" hineingreifen solle, und daneben einige Scrupel in Betreff der wenigstens ostensibel aufrecht zu erhaltenden Rechtsgleichheit zwischen den Arbeitern und ihren Herren, oder um die entsetzlich mißgestalteten Ausdrücke des landläufigen Jargons zu gebrauchen, zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern hielten bisher den frischen Zug dieser muthigen Gedanken in dem unreifen legislativen Zustande unausgetragener Entwürfe fest. Neuerdings heißt es, der Bundesrath wolle, ehe die Sache von Neuem an den Reichstag gebracht werde, noch erst eine Enquête veranlassen. Inzwischen ist die nothwendige Strafbarkeit des Contraktbruchs schon so stark in das Fleisch und Blut conservativer Sozialpolitik eingedrungen, daß an der endlichen Verwirklichung des Planes nicht zu zweifeln ist. — Was uns hier an der Frage interessirt, ist nicht allein der ungeheure Sprung, der aus dem ruhigen Gleichmaß des bürgerlichen Vertragsrechts alle durch Wissenschaft und Praxis unvordenklichen Zeiten geheiligte Schranken durchbrechend mitten in die leidenschaftlich bewegte Action der Strafverfolgungen unternommen werden soll, es ist noch eine andere Seite der fragwürdigen Erscheinung. Bei der heutigen überall durchlöcherten Beschaffenheit des Strafrechts würde der theoretische Kummer über eine neue Grenzverrückung nicht allzuschwer ins Gewicht fallen, wenn der praktische Erfolg nur den frevelhaften Eingriff heiligte. Daran ist aber schlechterdings nicht zu denken. Es ist vielmehr, soweit eine nüchterne Voraussicht zu urtheilen vermag, vollkommen sehlklar, daß zum einen Theil die Arbeitseinstellungen in ihrem bedrohlichen Wesen ganz und gar nicht berührt werden von den beobachteten oder nicht beobachteten Förmlichkeiten rechtzeitiger Aufkündigung, und daß zum anderen Theil, insoweit hier oder da plötzliche

Arbeitseinstellungen wirklich durch gleichzeitige Verletzung der legalen oder contraktlichen Kündigungsfrist sich besonders empfindlich qualifizirt haben, das Criminalverfahren schließlich ebenso machtlos ist, zehntausende feiernder Hände durch einige Tage Haft zur Raison zu bringen, wie es das Exekutionsverfahren des Civilprozesses bisher gewesen. Man täuscht sich arg über die Stimmungen unserer social-demokratischen Arbeiterclassen, wenn man sich einbildet, dieselben durch einige schwächliche Strafandrohungen einschüchtern zu können; darin sind sie den Anschauungen des papistischen Clerus sehr nahe verwandt, daß ihnen ihr Dogma von den unfehlbaren Mitteln irdischer Glückseligkeit unbedingt höher steht, als der ihnen äußerlich und innerlich entfremdete Staat, das Erzeugniß feindseliger Gewalten, und die Herrschaft der Staatsgesetze; sie werden die letzteren durch tausend Schliche zu umgehen wissen, und, wo dies nicht gelingt, ihnen vereint trotzen und sie verachten. Auch scheint es mir von vorn herein mehr als vergebliches Bemühen, das sittliche Band von Treu und Glauben unter den Menschen, das durch die industrielle Arbeitsentwickelung unseres Jahrhunders bis zur Unkenntlichkeit zerfahren und verschlissen ist, ersetzen zu können durch die mechanisch wirkende Strafgewalt mit ihren Geldbußen und Freiheitsentziehungen. Schließlich mag man die Sache um der lieben Rechtsgleichheit willen drehen und wenden, so gut man kann: das Strafgesetz, das die willkürliche, böswillige Verletzung des Arbeitsvertrags mit peinlichen Bußen belegt, wird und muß seine Schneide mit einseitiger Schärfe gegen die besitzlosen Arbeiter kehren, nicht gegen die Arbeitsherren. Ob man die beiden feindlichen Classen in derselben Strafformel zusammenfaßt oder in getrennten Normen über beide verfügt, ob man, da die Androhung von Geldbußen gegen die besitzlosen Arbeiter in jeder Hinsicht ein unsinniger Widerspruch ist, auf dem schlechten Umwege der für nichtbezahlte Brüche substituirten Freiheitsstrafen oder durch unbedingte Verhängung der letzteren die Wirksamkeit des Strafverbots zu sichern versucht, immer wird das Strafgesetz seinem innerstem Gedanken, seinem äußeren Motiv wie seinem etwaigen praktischen Erfolge nach eine parteiisch gegen den vierten Stand, seine Bestrebungen, seine sozialen Unsitten, seine recht- und treulosen Neigungen geschmiedete Waffe sein. Darin aber scheint mir vor Allem die verhängnißvolle Bedeutung dieser legislativen Anläufe zu liegen. Als Classengesetz gedacht, als Classengesetz von den gesellschaftlichen Ständen empfunden wird das geplante Strafgesetz den bösen Geist, der es geboren hat, weiter in das Strafrecht hinein fortpflanzen. Fürs Erste findet man noch eine Art von Genüge darin, gewisse Formen des einfachen bürgerlichen Unrechts, die unter der industriellen oder landwirthschaftlichen Arbeiterbevölkerung epidemisch zu wuchern beginnen, weil die gewöhnlichen Prozeßmittel da nicht ausreichen, wo bekanntlich auch der

Kaiser sein Recht verloren hat, als Verbrechen zu kennzeichnen und zu ächten. Hat man sich schnell davon überzeugt, daß solche criminelle Warnungen und gelinde Rügen weder im Großen, noch im Kleinen wirken wollen, so ist auf der betretenen abschüssigen Bahn der nächste Schritt zu einer schärferen Anspannung der Strafgewalt von selbst gegeben. Es ist durchaus eine Grenze nicht mehr abzusehen, welche Art sozialen Unrechts sich strafrechtlich nicht einsperren ließe, wenn einmal die bloße Wortbrüchigkeit in den Arbeits- und Dienstverträgen zum Delikt gestempelt ist. Der Jurist wird die Grenze nicht mehr zu finden wissen, und die gesellschaftlichen Classen werden sie sicherlich nicht suchen. Ueber die niedergerissenen Dämme werden die hochgehenden Fluthen der sozialen Kämpfe sich unbehindert über Alles ergießen, was als fester Boden von gesicherten Institutionen, organischen Bildungen und Unterscheidungsmerkmalen im Strafrecht bisher noch einigermaßen kenntlich war, und was Recht und Unrecht bisher gewesen, wird in demselben schlammigen Brei aufgelöst werden.

Das vielleicht allzu Hypertrophische der letzten Redewendung mahnt, von den hier angeregten heißen Problemen zu den Ausgangspunkten unserer Betrachtung zurückzukehren. Worauf es mir ankam, war ja lediglich, an einigen hervorragenden Thatsachen der jüngsten Rechtsgeschichte die übermächtig im modernen Strafrecht waltenden Einflüsse der rein staatlichen Machtfragen, der mit einander ringenden politischen, kirchlichen, gesellschaftlichen Gegensätze darzuthun. Für die Absicht dieser Auseinandersetzung werden die berührten Gesichtspunkte ausreichen. Die Folgerungen, die sich daraus für den Streit zwischen Volksrecht und Juristenrecht im Strafverfahren ergeben, springen unmittelbar in die Augen. Es ist, glaube ich, unbestreitbar, daß, je mehr das Strafrecht sich anfüllt mit politischen und sozialen Verbrechensformen, der Beruf der Rechtswissenschaft und Rechtsgelahrtheit für die Ausübung strafrichterlicher Funktionen um so zweifelhafter wird. Allen eminent politischen Strafvorschriften ist eine Fassung eigenthümlich, deren unbestimmte, vieldeutige, übelklingende Sprache sich nicht verstehen läßt durch die Hülfsmittel juristischer Interpretation, sondern lediglich durch die Organe des natürlichen Staatsbewußtseins. Diese Strafgesetze haben keine Geschichte, keinen geistigen Zusammenhang mit der Wissenschaft, und auch das, was man allenfalls aus ihren Motiven, den sogenannten Materialien lernen kann, ist schwankend und unnütz. Sie sind zum guten Theil aus vorübergehenden Bedürfnissen und Stimmungen des öffentlichen Lebens erwachsen, die voll in dem Strafrichter nachklingen sollen, will er ihnen gerecht werden. Was es im Canzelparagraphen heißt „Angelegenheiten des Staats in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstande einer Verkündigung oder Erörterung zu machen", darüber soll sich nicht der Jurist den Kopf zer-

brechen, das mag sich Jedermann, der zwischen Staat und Kirche ernsthaft Frieden gehalten wissen will, nach seinem Gefühl beantworten. Zum andern Theil sind jene Strafgesetze geflissentlich so zweideutig gehalten, daß sie im Wechsel der Dinge die einmal zu Recht bestehende öffentliche Ordnung, sie sei wie sie sei, zu schützen bestimmt, und je nach dem wechselnden Oben und Unten der politischen Strömungen heute schwarz und morgen weiß zu inkriminiren berufen sind. Staatseinrichtungen kommen und gehen, die Anordnungen der Obrigkeit tragen bald liberale, bald konservative Farbe, der öffentliche Friede hat seine Freunde von gestern zu seinen gefährlichen Feinden von heute. Wo ist in diesen Dingen noch die feste Substanz des Rechts zu finden, die der Jurist mit seiner Logik aus der trügerisch schillernden Hülle herauszuschälen und festzustellen vorzugsweise die Begabung besitzen soll?

Und wenn man vermeint, daß der Staatsrichter von gelehrtem Beruf durch die Unabhängigkeit seiner Amtsstellung vorzüglich Gewähr dafür bietet, daß das politische oder soziale Strafrecht unparteiisch gehandhabt werde, so möchte auch dies auf einen unwahren und werthlosen Satz hinauslaufen. Denn einmal ist die vorausgesetzte Unparteilichkeit und Unbefangenheit des Staatsrichters in allen bewegten Zeitläuften eine Fiktion, der die Wirklichkeit nicht entspricht. Ganz abgesehen von der unmittelbaren Einwirkung der Staatsgewalt auf das Personal aller Beamteten hat das zahlreiche richterliche Beamtenthum mithandelnd und mitleidend in den politischen Parteikämpfen Deutschlands immer voran gestanden, und es bleibt ein alter Erfahrungssatz, daß das Unschuldsalter politischer Unparteilichkeit einmal verloren gegangen nie wieder zurückzugewinnen ist. Dann aber soll der Strafrichter heutzutage auch gar nicht politisch unparteiisch und gesinnungslos sein, wo ihm ein Thatbestand von ausgeprägtem politischen oder sozialen Charakter entgegentritt. Schon hat die öffentliche Meinung in großen Städten Klage darüber erhoben, daß die Criminalgerichtshöfe nach einer stumpf gewordenen Tradition Diebstähle mit zu harten und die für die Sicherheit des großstädtischen Verkehrs viel gefährlicheren Verbrechen gegen das Leben, die Gesundheit, den Hausfrieden mit zu leichten Strafen belegen, daß ihnen im Schlendrian des Fachs die lebendige Empfindung für die Schwere der verschiedenen Rechtsverletzungen abhanden gekommen sei. Der Laienrichter, der einfache Bürgersmann würde das Gemeingefühl für das, was der Rechtsordnung seiner Stadt Noth thut, getreulicher in seinen Urtheilen widerspiegeln. Noch energischer geräth die öffentliche Meinung in Harnisch, wenn die juristisch zusammengesetzten Criminalgerichte in ihren politischen Strafsentenzen es an der richtigen Empfindung für das Nützliche und Nothwendige fehlen lassen. Sie verlangt unbedingt, daß die Strafgesetze in dem Sinn und Geist angewendet werden, in der sie von der Mehrheit des Volks im

Gemüth und dunkelen Rechtsgefühl gedacht und beschlossen worden sind, und sie verabscheut es aufs höchste, wenn dem Juristen die frische Farbe politischer Entschließung durch allerlei formelle Bedenken, grübelnde Verstandesunterscheidungen, unfruchtbare Zweifel angekränkelt wird.

Deßhalb wird für jeden Juristen, der hoch denkt über seinen Beruf und die reine Würde seiner Wissenschaft, das Strafrichteramt mehr und mehr zu einer widerwärtigen, unleidlichen Beschäftigung. Fortgesetzt sieht er sich vor die peinliche Aufgabe gestellt, Strafgesetze anzuwenden, deren Entstehung willkürlich, deren Formulirung zerfließend, deren verborgener Gedanke mühsam zu enträthseln ist. Er soll unparteiisch Recht sprechen, wo das Recht selbst Parteifarbe trägt, und mitten in dem unruhigen Widerstreit erbitterter staatlicher, kirchlicher, gesellschaftlicher, wirthschaftlicher Gegensätze den Schein kühler Gleichgültigkeit und unbefangener Ruhe bewahren. Er sieht sich mit oder wider seinen Willen hineingezogen in den Hader der Tagsmeinungen, sein Urtheil von der Parteien Haß und Gunst entstellt zum Gegenstand neuer Kämpfe heruntergezerrt werden. Auch auf den Gebieten, die nicht unmittelbar von der Bewegung der öffentlichen Dinge berührt werden, wo die alten Grundfesten des Kulturlebens, Familie und Sitte, Eigenthum und Besitz, Leben und Person scheinbar unerschüttert das Strafgesetz tragen, wird es zusehends schwieriger, unentwegt Schuld und Sühne zu finden und zu erkennen. Die Rückwirkung jener politischen oder halbpolitischen Strafgesetzgebung und Rechtsprechung auf den Gesammtcharakter des eigentlichen Strafrechts und die juristische Qualität der ständigen Strafrichter ist für alle Theile verhängnißvoll. Das ganze positive Strafrecht dieser Gegenwart ist so durchaus getränkt von dem Geiste der Zweckmäßigkeit, der relativen Nützlichkeit herrschender Gesellschaftsinteressen, daß, wer ihm gerecht werden will, sich diesen geistigen Einflüssen voll und unbedingt hingeben muß. Die Rechtswissenschaft und wissenschaftliche Rechtsübung hat hierfür weder die Fähigkeit, noch den Willen, und deshalb wendet sie sich immer entschiedener ab von der einst auf den deutschen Hochschulen so illustren Materie des Criminalrechts. Die großen Arbeiten, welche der deutschen Reichsgesetzgebung vorgelegen haben und noch vorliegen, mußten freilich auch der strafrichterlichen Literatur des Tages einigen Stoff abgeben, und können noch einige Zeit über den Grund der Dinge täuschen. Sind diese Arbeiten erst gethan, wird die Versandung der Doctrin auch dem blödesten Auge kenntlich sein. — Sollte nach alledem wirklich noch viel Entsagung dazu gehören, daß die Juristen das Strafrecht in seiner praktischen Geltung, Uebung, Fortbildung getrost den Volkselementen überlassen, die es ohnehin längst beherrschen und die es zu dem gemacht haben, was es geworden ist?

O. M.

Der Militärgesetzentwurf und die zweijährige Dienstzeit.

Binnen Kurzem werden wir den Reichstag herantreten sehen an die Berathung des Reichsmilitärgesetzes. Der durch die Reichsregierung vorgelegte Entwurf wird jedenfalls einige Modificationen erleiden, ehe er zum Gesetz erhoben wird, doch werden dieselben die großen Principien wenig berühren und hauptsächlich bei der Specialisirung des Etats zu suchen sein; es ist ferner möglich, daß aus den Steuerbefreiungen und anderen Begünstigungen der Militärpersonen lebhafte Debatten erwachsen werden, aber sie werden keine Einwirkung auf das Zustandekommen des Gesetzes haben, so daß es scheint, als wenn dem Gesetzentwurf eine eigentliche Gefahr nicht drohe; sie droht ihm aber doch, und zwar aus einer wohl absichtlich offen gelassenen Lücke.

Im Abschnitt II, — Ergänzung des Heeres — sucht man vergeblich nach der ersten Grundlage der Heeresorganisation, der Bestimmung über die Wehr- und Militärdienstpflicht. Dieselben sind an anderen maßgebenden Orten — Gesetz vom 9. November 1867, betreffend Verpflichtung zum Kriegsdienst, und in der „Verfassung des deutschen Reiches" — zwar schon festgestellt, ihre Fixirung gehört aber sicher auch in dieses Gesetz, ohne welche es schwer als ein in sich abgeschlossenes Ganze erscheinen kann, und diese Selbständigkeit muß ein Gesetz von so eminenter Bedeutung jedenfalls haben. Die Artikel 57 und 59 der Verfassung — Wehrpflicht und Dienstzeit — mit den speciellen Bestimmungen des I. Abschnitts der Militärersatzinstruction vom 26. März 1868, letztere umgeformt für den allgemeineren Charakter eines Gesetzes, dürfen in dem Gesetz nicht fehlen und mit diesen kommt denn auch die Bestimmung über die dreijährige Präsenzzeit bei der Fahne zum Ausdruck.

Man ist versucht zu glauben, daß die Materie der Wehrpflicht und Dienstzeit nur darum in den Entwurf nicht aufgenommen worden, um durch das Wort „dreijährige Dienstzeit" keine Handhabe zur unlieben Debatte zu geben; diese wird aber trotzdem nicht zu vermeiden sein, denn wenn auch die liberale Partei vielleicht aus Opportunitätsrücksichten und um das Gesetz überhaupt zu Stande kommen zu lassen, von der Forderung der zweijährigen Dienstzeit für jetzt Abstand nehmen würde, so wird dieselbe sicher in unbequemerer Art durch die Socialdemokraten der Regierung gestellt werden, wenn nicht die vaterlandslose Mittelpartei des Reichstages den treuen Bundesgenossen in der Schädigung der Reichsmacht und -kraft zuvorkommen sollte. Die Aussicht, daß diese schwerwiegende Streitfrage diesmal unberührt bleibe, ist demnach nicht vorhanden und es dürfte an der Zeit sein der Frage näher zu treten, um sie zu klären, soweit eben Kraft und Verständniß des Einzelnen reichen. —

Digitized by Google

Die Reichsregierung wird an der dreijährigen Dienstzeit festhalten, sie wird als Grund angeben, daß eine geringere Präsenzzeit die Schlagfertigkeit des Reichsheeres gefährde; und sie hat Recht mit dieser Behauptung, wenn in der Armee Organisation und Dienstbetrieb so stehen bleiben, wie sie heut bestehen; die Regierung hat aber Unrecht, wenn einige Umänderungen geschehen, welche zum Zweck der Möglichkeit, die zweijährige Dienstzeit einzuführen, vorgenommen werden müßten. Ehe wir jedoch zur Begründung dieser Möglichkeit schreiten, müssen wir vorausschicken, daß eine zweijährige Dienstzeit keinesfalls für alle Waffengattungen durchführbar erscheint; ausgenommen von ihr müssen unbedingt bleiben: die Cavallerie, die Fußartillerie und die Pioniere. Jeder wirkliche Reiter wird wissen, daß die Ausbildung eines Soldaten zum Reiter bis zu der Sicherheit, daß er ein kräftiges Pferd als Waffe zu gebrauchen und zu beherrschen weiß, in 2 Jahren unmöglich ist; im dritten Jahre kann sie erreicht werden, ist aber bei der Hälfte der zur Entlassung kommenden Cavalleristen kaum erreicht. Hier eine Reduction der activen Dienstzeit bei der Fahne verlangen, heißt eine Schwächung der Schlagfertigkeit der so hochwichtigen Waffe herbeiführen. Festungsartillerie und Pioniere haben, erstere durch ihr so vielfältiges und verschiedenartiges Waffenmaterial, letztere durch die Vielartigkeit ihrer technischen Arbeiten, neben der eigentlichen Ausbildung auch zum kampffähigen Soldaten, vollauf die drei Jahre auszunützen, um den Anforderungen an hohe Kriegsleistungen durch ihre Friedensvorbereitung genügen zu können. Von der Feldartillerie gilt für die reitenden Batterien und die Fahrer der Fußbatterien das für die Cavallerie Gesagte. Es würde hiernach eine Reduction der Dienstzeit nur zulässig erscheinen für die Infanterie und die Bedienungsmannschaften der Feldfußbatterien, — allerdings für $^5/_7$ des Reichsheeres.

Unzweifelhaft erscheint es uns, daß die zweijährige Dienstzeit eingeführt werden könnte, wenn der Armee ein geistig und körperlich besser vorgebildetes Material zugeführt würde; das durch die bisherige Volksschule fertig gestellte Material genügt nicht; es ist zum weitaus größten Theil geistig nicht reif zu der Selbständigkeit, zu welcher der heutige, kriegstüchtige Soldat herangebildet werden muß, es ist körperlich fast gar nicht durchgebildet d. h. es bringt in die Armee hinein wohl eine große Masse gebundener körperlicher Kraft, wenig aber von irgendwelchem Bewußtsein verständiger Kraftverwerthung. Wir leben der Hoffnung, daß der neue Geist, welcher langsam beginnt die preußische Volksschule zu erfüllen, rüstig und unaufhaltsam vorwärtsdringe, nicht aber nur im preußischen Staate, sondern im ganzen, ungetheilten Reich. Das Reichsheer ist ein einheitliches, von allen seinen Theilen wird gleiche Friedens- und Kriegsleistung verlangt, es ist daher auch eine naturgemäße Forderung, daß allen Theilen ein möglichst gleichartig vor-

bereitetes Material zugeführt werde. Wir stellen uns mit dieser Forderung freudig zu Georg Hirth, dem Vorkämpfer für die Idee der Reichsvolksschule, und verlangen dieselbe als eine unentbehrliche Nothwendigkeit für das Reichsheer, wenn es gleichmäßig bleiben soll in allen seinen Theilen. Doch dies ist die Sache der Zukunft, kehren wir zur Gegenwart zurück, und betrachten wir die factisch vorliegenden Verhältnisse, an welchen eine Veränderung vorgenommen werden müßte.

Wird das Princip der dreijährigen Präsenzzeit denn heut in voller Reinheit durchgeführt? Es ist bekannt, daß dies keineswegs geschieht; wir sehen, daß bei der Hauptwaffe, der Infanterie ungefähr 40% nach zweijähriger Dienstzeit zur Disposition beurlaubt werden, während 60% annähernd volle 3 Jahre gedient haben, ehe sie zur Reserve entlassen werden. Von den 40% Dispositionsurlaubern werden allerdings durchschnittlich etwas weniger wie die Hälfte wieder zur Fahne einberufen und verbleiben dort noch 3—5 Monate, so daß mit einer wirklich zweijährigen Präsenzzeit ungefähr nur 20—25% zur Reserve übertreten; aber noch ist die Erscheinung nicht zu Tage getreten und sie wird es auch später nicht, daß diese 40, selbst diese 20% weniger kriegstüchtige Soldaten wären, als die voll 3 Jahre gedienten 60%. Es erklärt sich dies daraus, daß zur Disposition nur die bestausgebildeten und intelligentesten Soldaten beurlaubt werden; wir sehen, daß so in der Armee heut schon für gute Schulbildung eine höchst werthvolle Prämie gezahlt wird. Selbst aber die zwei Jahre werden nicht voll ausgedient, sie verkürzen sich durch die späten Einstellungen der Rekruten — Ende November oder Anfang December — und die möglichst frühzeitige Reservenentlassung — Mitte September — zu einer effectiven Dienstzeit von 21½ Monat; ja es kommt oft genug vor — wenn auch im Verhältniß zum Ganzen in verschwindend kleiner Zahl — daß dreijährige Freiwillige am spätest möglichen Termin, kurz vor dem 1. April eintreten, und daß diese im Herbst des nächsten Jahres, mit vollendeter Ausbildung, zur Disposition beurlaubt werden mit einer Dienstzeit von nur 18 Monaten. Diese Verkürzungen der Dienstzeit kommen zunächst durch die so erzielten Ersparnisse der Verwaltung zu gute, welche ohne diese Ersparniß nicht im Stande sein würde mit dem für die heutigen Theuerungen ungenügend dotirten Etat auszukommen, dann aber auch dem zeitiger entlassenen Soldaten, welcher trotz der so sehr gekürzten Dienstzeit — bei vorhandener körperlicher und geistiger Bildung — als kriegstüchtig ausgebildet angenommen werden kann, da er innerhalb von 21 Monaten das Pensum durchgearbeitet hat, welches eigentlich den Zeitraum von zwei vollen Jahren erfordert; die Armee docirt dasselbe durch die höchste Anspannung der Lehrkräfte, oft durch Ueberspannung derselben, in der kürzeren Zeit. Die aus der Dispositionsbeurlaubung

während des dritten Dienstjahres wieder eingezogenen Leute dienen im Durchschnitt auch nicht mehr wie 25½ Monat, also nur 2 Jahre, so daß wir sagen können: 35—40% der Infanterie werden heut schon durch zweijährige Dienstzeit kriegstüchtig ausgebildet.

Die Möglichkeit der zweijährigen Präsenzzeit für die Infanterie wird demnach durch diese selbst — wenigstens für den gut vorgebildeten Theil ihres Ersatzmaterials — schon bewiesen; es handelt sich also noch darum, Mittel und Wege zu finden, den allerdings größeren, schlecht und ungenügend vorgebildeten Theil auch innerhalb derselben Zeit kriegstüchtig auszubilden. Schon eingangs ist gesagt worden, daß die Mittel hierzu in theilweiser Veränderung des Dienstbetriebs und der Armeeorganisation liegen.

Das Endziel der Ausbildung jedes Soldaten ist, ihn geeignet zu machen zur Kriegführung; er muß lernen die höchstmögliche Verwerthung seiner körperlichen Fähigkeiten und Kräfte, die vollkommene Ausnützung seiner Waffe, den unbedingten Gehorsam, die höchste Achtung vor dem Gesetz und endlich unerschütterliche Pflichterfüllung. Alle diese Forderungen können nur erlernt werden auf der Grundlage der selbstbewußten Subordination und der unbeugsamen Disciplin; beide können aber nicht einzig und allein durch moralische Lehrmittel beigebracht werden, sie bedürfen unbedingt auch der körperlichen Lehre des strammen Friedensexercitiums und des Paradedienstes, die aber nicht als Zweck, sondern nur als Mittel dazu betrachtet werden dürfen; wir glauben aber in der Armee bemerkt zu haben, daß diese beiden Dienstzweige — deren unbedingte Nothwendigkeit ja rückhaltslos anerkannt wird — oft ihres Selbstzweckes wegen betrieben werden, und dann erfordern sie zu viel Zeit, die sie den wichtigen anderen Dienstzweigen, welche direkt die Ausbildung der Kriegstüchtigkeit bezwecken, entziehen. Aber bei Einführung und zur Durchführung der zweijährigen Dienstzeit wäre vor allen Dingen nothwendig die gewissenhafteste Ausnützung dieser kurzen Zeit und es gebietet sich von selbst, alle Dinge aus dem reichen Lehrstoff zu entfernen, welche nicht absolut nothwendig sind zur Erreichung des Hauptzieles, der Kriegstüchtigkeit.

Zur Erklärung unserer Forderungen müssen wir etwas detaillirter in den Dienstbetrieb der Infanterie eindringen. Es stehen jetzt als jährliche Ausbildungsperiode nur 10 Monate zur Disposition und diese werden wie folgt ausgenützt:

Zur Ausbildung der Rekruten	. . . . .	3 Monat
Zum Exercieren der Compagnie	. . . . .	1 „
„ „ des Bataillons	. . . . .	1 „
„ „ des Regiments	. . . . .	½ „

Zur Ausbildung im Schießen, Felddienst und Gefecht 3½ Monat
Zu den Herbstübungen in größeren Truppenverbänden 1 „
zusammen 10 Monat.

Von diesen 10 Monaten werden ausschließlich verbraucht für strammes Exercieren (Mittel zum Zweck!)

für die Rekrutenausbildungsperiode	12 Wochen		
vom Compagnie-Exercieren . .	3 „		
„ Bataillons-Exercieren . .	2 „		
„ Regiments-Exercieren . .	1 „		
	18 Wochen	=	4½ Monat
Für das kriegsmäßige Evolutioniren in Verbindung mit Exercieren	4 „	=	1 „
			5½ Monat
Für die Uebungen zur direkten Erreichung des Ausbildungszweckes, — Schießfertigkeit, Felddienst und Gefecht, — hingegen nur . . .			4½ Monat.

Dies scheint uns ein unrichtiges Verhältniß zu sein; wir sind der Meinung, es genüge für den Exercier- und Paradedienst:

für Rekrutenausbildung . . .	10 Wochen		
zum Compagnie-Exercieren . .	3 „		
„ Bataillons-Exercieren . .	2 „		
	15 Wochen	=	3¾ Monat.
Für gefechtsmäßiges Evolutioniren (aber dieses ohne den jetzt noch stark anklebenden Exercier-Geschmack), im Bataillon und Regiment	5 „	=	1¼ „
für die Schießübung, den Feld- und Gefechtsdienst			5½ „
für die Herbstübungen in größeren Truppenverbänden . . .			1½ „
			12 Monat.

Bei dieser Aufstellung sei bemerkt, daß bei Festhaltung einer reinen Exercierzeit von nur 15 Wochen die heut gestellten Exercieranforderungen an eine Truppe verringert werden müssen, nicht in Bezug auf Exactität der Ausführung, sondern lediglich durch Fallenlassen einiger unnöthiger Formen; für den Fachmann mögen nur die kurzen Andeutungen dienen: Gewehr auf — Exercierbewegungen des Bataillons, soweit sie nicht Angriffscolonne und Carrée betreffen — das dritte Glied — und endlich die Regi-

mentscolonne. Durch eine derartige Eintheilung der Ausbildung, bei welcher der Hauptwerth auf die direkte Hinführung zum Ziel gelegt wird, glauben wir zum mindesten dieselben Resultate zu erzielen, wie bei der heutigen Ausbildungspraxis in der Hälfte der darauf verwendeten 30 Monate, in 15 Monaten. Wir sehen aber, daß so die 12 Monate des Jahres voll in Anspruch genommen werden, und daß die 2 Monate, die heut nach Beendigung der Herbstübungen bis zur Einstellung der neuen Rekruten zur Ruhe und Erholung für das stark angestrengte Lehrpersonal verwendet werden, mit Einführung der zweijährigen vollen Dienstzeit werden fortfallen müssen, und es wirft sich so von selbst die Frage auf, ob das Lehrpersonal die noch stärker zu fordernde Anspannung seiner Kräfte wird aushalten können. In Bezug auf das Offiziercorps antworten wir mit einem bestimmten „Ja", in Bezug auf die Unteroffiziere mit einem ebenso bestimmten „Nein", wenn dieselben so gestellt bleiben, wie heut.

Die Unteroffizier-Calamität ist in der Armee bedeutend größer, als man außerhalb derselben gemeiniglich glaubt, und daß die Unteroffizierfrage fast eine Existenzfrage für die Armee ist, weiß Jeder, welcher aktiv mit der Armee in Berührung getreten ist. Das Kriegsministerium ist sich der Schwere dieser Frage sehr wohl bewußt, und wenn die Nachrichten der neuesten Tagespresse zuverlässig sind, so ist man mit der weiteren Aufbesserung der materiellen Lage der Unteroffiziere und dadurch mit der Hebung des ganzen Standes wieder beschäftigt, da man einsehen gelernt hat, daß die letzte Aufbesserung fast wirkungslos geblieben ist, wie dies auch vorauszusehen war. Wir vertreten daher auch energisch die Forderung einer weitreichenden materiellen Verbesserung des Unteroffizierstandes, finden aber hierdurch die Frage noch nicht vollständig gelöst, denn bei noch so großer Aufbesserung wird es der Linien-Infanterie stets an brauchbarem Material fehlen, aus welchem sie sich Unteroffiziere heranbilden kann. Die heutigen Dienstanforderungen beanspruchen von einem tüchtigen Unteroffizier einen außergewöhnlich kräftigen und dauerhaften Körper mit einem wohldurchgebildeten Verstand; in noch höherem Grade wird ihn die zweijährige Dienstzeit, mit den höher gestellten Anforderungen an das Lehrpersonal, erfordern. Die Armee erhält solches Material zwar nicht im Ueberfluß, wohl aber in genügender Menge zugeführt, nur ist es ungleich vertheilt und bleibt vielfach unverwerthet und gebunden bei dem einen Truppentheil, während der andere desselben aufs dringenste bedarf. Die Ersatzinstruction vom 26. März 1868 soll dies beweisen.

Die §§ 25 u. ff. setzen die Anforderungen, welche an die für die verschiedenen Truppengattungen auszuhebenden Rekruten zu stellen sind, fest; diese sind, im Auszuge, folgende: §. 25. Für das Gardecorps sind die kör-

perlich und geistig begabtesten Militairpflichtigen, von untadelhafter moralischer Qualification auszuheben. Das kleinste Maß ist 5' 5", ausnahmsweise 5' 4" bei vorzüglichen anderweiten körperlichen Eigenschaften. — § 26 setzt für die Artillerie fest, daß keine Militärpflichtigen von zweifelhafter Brauchbarkeit, auch keine kurzsichtigen Leute ausgehoben werden; für die reitende Artillerie müssen noch die für die Cavallerie erforderlichen Eigenschaften vorhanden sein und sind die Körpergrößen zwischen 3 und 7" präcisirt; Feld-, Fuß- und Festungsartillerie haben ein Minimalmaß von 3 resp. 4"; endlich ist dafür zu sorgen, daß die von der Artillerie speziell geforderten Handwerker — Stellmacher, Schlosser, Schmiede und Drechsler — derselben überwiesen werden. — § 27 schreibt die Auswahl der nöthigen Professionisten für die Pioniere vor und setzt das Minimalmaß auf 4" fest, welches ausnahmsweise bis auf 2" zurückgeführt werden darf. — Nach § 28 erhält die Cavallerie möglichst ausschließlich nur solche Militärpflichtige, welche in Folge ihres Lebensberufs mit Pferden umzugehen verstehen, also vornehmlich Bauernsöhne, Knechte und Schmiede; für die Küraſſiere sind besonders kräftige Leute auszusuchen, während für die leichte Cavallerie auf einen gewissen Grad von Gewandtheit, Geschick und Anstelligkeit Rücksicht zu nehmen ist; die Körpermaße haben den Spielraum von 2—7". — Die Jäger erhalten nach § 29 zunächst die vorschriftsmäßig gelernten Jäger und von anderen Rekruten so viel als möglich solche, welche durch ihre bisherige Beschäftigung zum Jägerdienst vorbereitet sind; sie dürfen nicht über 5' 7" groß und kleiner wie 5' 2" sein; sie müssen einen kräftigen Körperbau haben, lesen und schreiben können und mit scharfer Sehkraft begabt sein. — Endlich sagt der § 30, daß für die Füsilierregimenter solche zur Infanterie tauglichen Mannschaften auszuheben sind, welche bei geringer Größe natürliche Körperkraft, Gewandtheit, Geschick und Anstelligkeit besitzen, soweit diese Eigenschaften aus den bisherigen Beschäftigungen, dem Bildungsgrade ꝛc. der Mannschaften zu entnehmen sind.

Was nun alle die hier vorstehend eximirt guten und werthvollen Eigenschaften nicht besitzt, ist das Ersatzmaterial für die Infanterie, und aus diesem Material muß sich dieselbe ihr Unterofficiercorps heranbilden, während der Garde, den Jägern, der Cavallerie, selbst den Füsilier-Regimentern das körperlich und geistig hervorstechende Material in vollem Ueberfluß zugewiesen wird, und dort vielfach ungenützt liegen bleiben muß. Für die technischen Truppen sind die Exceptionen nothwendig, für die Cavallerie zum kleineren Theil auch, für Garde, Jäger und Füsiliere, — Truppen, welche genau dasselbe sind und im Kriege genau dasselbe geleistet haben und stets leisten werden, wie die Linien-Infanterie — sind aber diese Ausnahmen eine vollständig zwecklose Bevorzugung, welche eine directe Schädigung der großen Masse der

Linien-Infanterie erzeugt. Wir werden durch Zahlen beweisen, welchen verhältnißmäßig sehr großen Zuwachs eine jede Linien-Infanterie-Compagnie im Frieden an kräftigen und intelligenten Soldaten erhalten würde, wenn wir eine gleichartige Infanterie mit Zuführung gleichbegabten Ersatzes hätten, und wir ziehen bei dieser Berechnung nur das preußische Garde-Corps und die 11 preußischen Linien-Armee-Corps, excl. der 25. (hessischen) Division, in Betracht, weil nur hier ein so ausgeprägtes Verhältniß von Garde und Linie zu finden ist; wir haben ferner die Compagnie als Grundlage der Berechnung gewählt, weil in ihr die Hauptarbeit der Ausbildung und einzig und allein die Heranbildung des Unterofficier-Materials liegt.

In den genannten 12 Armee-Corps befinden sich 1316 Compagnien Infanterie, Garde, Jäger, Füsiliere und Linie zusammengerechnet.

Die Garde-Infanterie ist nach dem Friedens-Etat stark	19720	Köpfe
Die Jäger- und Schützen-Bataillone mit Garde	6700	„
Die Füsilier-Regimenter	18720	„
	45140	„

ausgesuchten Ersatzes; werden diese nun gleichmäßig auf die 1316 gleichartigen Compagnien vertheilt, so erhält jede 35, während der übrige Theil der Compagnie, 35 Köpfe, aus dem bisherigen Infanterie-Ersatz bestehen würde. Es steht nun erfahrungsmäßig fest — so meinen wenigstens erfahrene Praktiker — daß ungefähr die Hälfte der Mannschaft einer heutigen Infanterie-Compagnie gutes und recht brauchbares Material darbietet, daß die andere Hälfte aber aus körperlich, geistig und moralisch schwächeren Elementen besteht, so daß 65 leicht zu Bearbeitende und Brauchbare jeder Richtung vorhanden sind, während andere 65 schwer zu bearbeiten sind und nicht vollkommen genügend ans Ziel gebracht werden können, so daß es nicht ohne Gefahr ist eine solche Zahl mit zweijähriger Dienstzeit zu entlassen. Ganz anders stellt es sich, wenn die 35 eximirt Befähigten zu den 65 genügend Befähigten hinzutreten, dann stehen 100 Gute und Genügende gegen 35 weniger oder gar nicht Genügende und auf diese kann eine verstärkte und größere Lehrthätigkeit gelegt werden, welche frei wird von den 100, die ja in demselben Maße eine geringere beanspruchen. Hierdurch allein werden die Lehrkräfte derart weniger angegriffen werden, als die Fortnahme einer Erholungspause von 2 Monaten sie mehr anspannen mußte; hierdurch allein auch wird die Infanterie im Stande sein, die große Masse des ihr zugeführten Ersatzes innerhalb 24 Monaten derart durchzubilden, daß sie dreist sagen kann, wir entlassen unsere Reserven in durchaus kriegstüchtigem Zustande.

Wir kommen nun noch kurz zurück zur Ergänzung des Unterofficierpersonals aus dem gleichmäßig vertheilten Material. Es liegt auf der Hand, daß der heut noch für die bevorzugten Infanterie-Arten reservirte Ersatz

alle Eigenschaften in sich birgt, welche tüchtige Unterofficiere erzeugen. Bevorzugte Körperbildung, die höchsten vorgefundenen Grade von Intelligenz, unzweifelhafte Moralität, Geschick, Gewandtheit, Anstelligkeit, gute häusliche Erziehung, dies sind alles Eigenschaften, welche in den 35 Köpfen, nach der vorgeschlagenen Ersatzvertheilung, jeder Compagnie, hier mehr dort weniger, zu finden sein werden. Ist nun ein Compagnie-Chef im Stande gewesen, aus 65 Köpfen jährlich einen brauchbaren Unterofficier sich zu erziehen, so wird er aus dem Zuwachs noch weit brauchbareren Materials, 35 Köpfen, sicher einen zweiten Unterofficier sich erziehen können, was heut schon unendlich schwer hält, was aber erreicht werden muß, um die jährlichen Abgänge der Unterofficiere ersetzen zu können.

Ist die Infanterie wieder Herr der Unterofficierfrage geworden, ist sie im Stande dieselbe günstig zu lösen, — und wir glauben fest, daß dies auf dem dargestellten Wege leicht und sicher geschehen kann, — so kann sie getrost die zweijährige Dienstzeit annehmen; ohne eine günstige Auflösung der Frage jedoch nicht, dann muß sie bis zu dem Zeitpunkt warten, an welchem die sicheren Resultate der höheren Schulbildung ihr durchweg leichter zu bearbeitendes Material zuführen werden. Dasselbe jedoch, was hier von der Infanterie gesagt ist, gilt von den Bedienungsmannschaften der Feld-Fuß-Artillerie. Mit der Einführung eines Feld-Geschützes von einheitlichem Caliber und gleicher Construction hört die noch bestehende Mannigfaltigkeit des Materials, d. h. der Waffe, auf und hiermit ist auch die Ausbildung des Artilleristen so vereinfacht, daß sie in keiner Weise mehr Zeit in Anspruch nehmen kann, wie die für den Infanteristen. —

Wir wissen, daß auch im Heere die dargelegten Anschauungen und diesen verwandte vorhanden sind, sie treten aber nur vereinzelt und schüchtern zu Tage, man bespricht sie in intimen, nie aber in officiellen Kreisen, weil in der Armee noch ein so hoher Grad conservativer Erziehung liegt, daß man sich nicht für berechtigt hält, über so hochwichtige Fragen offen zu disputiren; es mag dies ganz gut und richtig sein, aber wünschenswerth für die großen politischen Kreise, welche außerhalb der Armee liegen, muß es erscheinen, daß die Militär-Literatur sich nicht so vollständig ausschweige über Fragen, welche über das Gebiet des Heeres hinausgehen und so intensiv das gesammte Volk berühren. Wo soll denn der berufene Vertreter des Volkes, der ja nur in den seltensten Fällen Berufs-Soldat gewesen ist, und der ebenso selten in persönlicher Verbindung mit dem Heere steht, sich orientiren über Militärfragen, welche ihm zur Berathung vorgelegt werden, als in der Militär-Literatur? Es will uns scheinen, als ob dieselbe sich einseitig nur für ihren Specialkreis beschäftige, und einer ihrer Pflichten, Volk und Heer mit einander zu verbinden, nicht genügend nachkäme. H. H.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der Conflikt in Dänemark. Vom Sunde. — Das politische Leben der dänischen Nation, das sich bis 1848 nur vermittels der Regierungsorgane und außerdem durch einige ganz vereinzelte Kundgebungen bethätigt hatte, erwachte im gedachten Jahre plötzlich zum vollen Bewußtsein. Sehr wenigen Nationen ist es so wie der dänischen vergönnt gewesen, daß ihre besten Köpfe ganz nach eignem Gutdünken und mit Rücksicht allein auf die eignen Interessen sich ihre Verfassung zurechtlegen konnten. Man nennt hier das dänische Grundgesetz von 1849 immer die „Gabe" König Friedrich's VII, die er aus eigner Machtvollkommenheit dem Volk „geschenkt", während er in Wirklichkeit damit durchaus nichts gemein hat, als daß er es bestätigte. Die grundgesetzgebende Versammlung gerirte sich, als sei sie vollkommen souverain, kein Veto des Königs verhinderte ihre Beschlüsse, und diesem ward an Macht durchaus nicht mehr gegeben oder vielmehr gelassen, als man ihm einräumen wollte. Diesen Standpunkt, den die Schöpfer des dänischen Grundgesetzes eingenommen, konnten ihre Preßorgane anfangs auch nicht vergessen, sie nahmen oft einen Ton an, als sei der König von ihnen abhängig. So that namentlich das „Fädreland" 1854, als der König sein an den geschlossenen Traktaten festhaltendes Ministerium nicht entlassen wollte; jenes Blatt erlaubte sich gradezu dem Könige mit einem Volksaufstand zu drohen, wenn er dem Willen des Volkes nicht nachgäbe, und ertheilte ihm dann den freundschaftlichen Rath, da er doch keine besonderen Herrschergaben besitze, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Heut giebt sich dasselbe Blatt die größte Mühe, für die Krone die größtmöglichen Prärogativen aus dem Grundgesetz abzuleiten, weil es nur so die immer stärker anschwellende gegen den Nationalliberalismus gerichtete Opposition bezwingen zu können meint.

Die Männer, welche dem dänischen Volke sein Grundgesetz gaben, waren meist von Anschauungen beseelt, wie sie später in der Bezeichnung „nationalliberal" ihren Ausdruck fanden. Nur wenige von ihnen gehörten dem Adel an, dieser hatte überhaupt schon lange aufgehört in Dänemark eine Rolle zu spielen, die Mehrzahl bestand aus studirten Leuten, Professoren, Advokaten, Aerzten, Lehrern u. s. w., die schon darum im Wesentlichen übereinstimmten, weil sie dieselbe Universität besucht hatten und sich von Jugend auf kannten, wie denn ihr Gesichtskreis überhaupt, in Folge ihrer insularen Abgeschlossenheit, ein ziemlich beschränkter war. Die Bezeichnung „nationalliberal" paßte übrigens schlecht genug auf diese Männer. Ganz gewiß waren sie dänischer Gesinnung, allein Dänemark war ihnen zu klein für ihre großen nordischen Ideen, und deshalb warf man seine Blicke auf Schweden und Norwegen, mit denen zusammen man einen skandinavischen Bund bilden wollte, unter

dem geheimen Vorbehalt, daß die Dänen als die intelligenteſte Nation darin die Hauptrolle ſpielten. Damit nicht zufrieden, ſtreckte man auch ſeine Arme nach Schleswig aus, weil dies Land vor Jahrhunderten einmal eine Zeit lang zu Dänemark gehört hatte und weil ein Theil ſeiner nördlichen Bevölkerung noch ein däniſches Patois ſprach. Von ſeiten dieſer Bevölkerung war auch nicht die leiſeſte Andeutung des Wunſches, däniſch zu werden, gegeben worden. Selbſtverſtändlich wollte man den größten Theil des Herzogthums, der rein deutſch war, daniſiren, wie das ja ſpäter thatſächlich verſucht ward, als ein nationalliberales Miniſterium auch über Schleswig die Macht erhielt. So ſtand es mit dem Nationalitätsſinn der däniſchen Grundgeſetzmänner, nicht beſſer war's mit ihrem Liberalismus beſtellt. Der Hauptgedanke jener Leute war, ſich die Herrſchaft zu ſichern, nebenbei aber wollte man auch den Schein einer freimüthigen Geſinnung und des Wohlwollens gegen den gemeinen Mann retten. Deshalb ward das allgemeine Wahlrecht eingeführt, weil man überzeugt davon war, daß die Macht der Intelligenz, in deren Beſitz man zu ſein glaubte, ſtets ſo auf das Volk einwirken werde, daß es zu ſeinen Repräſentanten immer nur ſeine alten Führer erwählen werde. Außerdem aber wurden im Grundgeſetz noch eine Menge freiſinniger Verſprechungen gegeben, wie z. B. ein Geſetz wegen Verantwortlichkeit der Miniſter, die Aufhebung der Majorate, die Einführung von Geſchworenen u. ſ. w., Verſprechungen, an denen die däniſche Verfaſſung reicher iſt als irgend eine andere, mit deren Verwirklichung man ſich jedoch nie ernſtlich beſchäftigt hat. Kurz, die Nationalliberalen dachten bei der Einführung des Grundgeſetzes nur an ihren Vortheil, und den ließen ſie auch in den darauf folgenden Jahren nicht aus den Augen, als ſie noch im Vollgenuß ihrer Macht waren.

Von ganz kleinen Anfängen ausgehend ſchwang ſich indeſſen bald ein Stand zu einer gewiſſen Bedeutung auf, den man bisher ganz über die Achſel angeſehen hatte, der Bauernſtand. Man hatte noch nicht vergeſſen, daß dieſer erſt vor verhältnißmäßig kurzer Zeit aus der Leibeigenſchaft befreit war, und man glaubte ihn noch mit derſelben Geringſchätzung behandeln zu können, wie damals als er an die Scholle gefeſſelt war. Allein den Bauern kam das allgemeine Wahlrecht zu Gute, Dänemark iſt ein vorzugsweiſe ackerbauendes Land und die Mehrzahl ſeiner Bevölkerung gehört dem Bauernſtande an. Die Nationalliberalen hatten ſich in der Gefügigkeit der Bauern verrechnet, nicht lange, ſo ſaß eine Anzahl Bauern mit in der Landesrepräſentation. Sie befanden ſich indeß noch immer in gedrückter Lage, und ließen ſich einmal welche von ihnen im Thing vernehmen, ſo wurden ſie mit Spott und Hohn von den Nationalliberalen überhäuft. Nach und nach erhielten die Bauern aber Führer und zwar zum Theil recht tüchtige Leute, die aber nicht zu ihrem Stande gehörten. Aus dieſem Grunde nannten ſie ſich

„Bauernfreunde," welche Bezeichnung bald auf die ganze Bauernpartei überging. Mag ursprünglich Ehrgeiz oder Gewinnsucht die Triebfeder dieser Männer gewesen sein, sich der Bauern, in denen sie den Keim einer großen Macht erblickten, anzunehmen, Thatsache ist, daß sie, die fast alle noch auf dem Platze sind, seit 20—25 Jahren trotz der schwersten Anfeindungen seitens ihrer Gegner, treu bei ihrer Partei ausgehalten haben, ohne irgendwie nennenswerthe Vortheile dadurch zu erreichen. Dafür ist ihr Einfluß auf die Bauern aber auch ganz unbegrenzt und wächst noch täglich; es wird ihnen von ihren Anhängern unbedingt Gehorsam geleistet; selten wohl war eine Partei so trefflich organisirt und disziplinirt, wie die Bauernpartei in der II. Kammer des dänischen Reichstags.

Die Nationalliberalen sahen sehr wohl die stets wachsende Macht der Bauernfreunde und es hätte ihnen nicht an Mitteln gefehlt, dieselbe wenn auch nicht zu brechen, so doch unschädlich zu machen. Man hätte nur ihren anfangs sehr bescheidenen Forderungen irgend Rechnung tragen, sie durch freundliches Zuvorkommen gewinnen sollen; allein dazu war man viel zu übermüthig, man behandelte die Anträge der Bauern, namentlich die Vorschläge zur Regulirung des Fästewesens, dieses Ueberbleibsels aus der Zeit der Leibeigenschaft, mit völliger Geringschätzung. Sodann sann man auf reaktionäre Maßregeln, um die Kräfte der Bauern und der niederen Klassen der Bevölkerung überhaupt zu schwächen. Man hätte gar zu gern an dem allgemeinen Wahlrecht gerüttelt und einen Census eingeführt, allein zu einer solchen Veränderung im Grundgesetze gehörte eine Majorität von $^2/_3$ aller Stimmen und darüber verfügten die Nationalliberalen nicht mehr. Hingegen benutzte man die nach dem unglücklichen Feldzuge von 1864 eintretende reaktionäre Strömung, um die I. Kammer nach anderen Prinzipien einzurichten als früher und namentlich eine Anzahl vom Könige gewählter Mitglieder hineinzubringen. Die I. Kammer (Landsthing) ist denn auch seit der Zeit ein recht gefügiges Werkzeug der Regierung gewesen, wie überhaupt ungefähr der ganze Rest der alten nationalliberalen Garde, die jetzt ungemein reducirt ist, dort ihre Zuflucht gefunden hat.

Inzwischen gewann die Bauernpartei stets größere Macht, ihre Opposition gegen die verschiedenen Ministerien, die meist aus nationalliberalen Elementen bestanden, nahm immer festere Gestalt an. In der Mitte der sechziger Jahre gelang es dem Hauptführer der Bauernpartei, Hansen, ein Kompromiß zwischen den Gutsbesitzern und Bauern unter dem Namen des Oktobervereins zu Stande zu bringen. Dieser Verein kam jedoch nur den Erstgenannten zu Gute, aus denen einige Zeit darauf ein Ministerium gebildet ward, während dabei die Bauernpartei nicht berücksichtigt ward. Das vergab diese ihren früheren Alliirten nicht und im Frühjahr 1870 war sie

im Stande, das an und für sich sehr tüchtige Ministerium Frijs zu Fall zu bringen. Die Bauernfreunde mochten erwartet haben, jetzt einige ihrer Anhänger ins Ministerium aufgenommen zu sehn, allein diese Hoffnung ward total zu nichte, denn das neue Ministerium ward aus einigen Resten des vorigen und aus Nationalliberalen zusammengesetzt. Von nun an ward die Opposition der Bauernfreunde, die sich jetzt mit verschiedenen unzufriedenen Elementen des Folkethings (II. Kammer) verbanden und sich daher als die „Vereinigte Linke" bezeichneten, in durchaus systematischer Weise betrieben, während das Ministerium ihnen einen ebenso energischen und hartnäckigen Widerstand entgegenstellte.

Die Reformbestrebungen der Linken erstreckten sich hauptsächlich auf folgende Gegenstände: 1) die Ablösung des Fäste- (Pacht-) Wesens, als einer in der That drückenden Reminiscenz aus den Zeiten der Leibeigenschaft. — 2) Größeren Einfluß der Gemeinden auf die Wahl ihrer Prediger und eine veränderte Besoldung derselben. — 3) Das Recht für Freigemeinden eine Kirche zum Gottesdienst zu benutzen in einer Zeit, wo sie sonst nicht benutzt wird. — 4) Erweiterung des Unterrichts in der Muttersprache in den gelehrten Schulen, von denen einige aufgehoben werden sollten, sowie veränderte Einrichtung der Examina. — 5) Veränderungen im kommunalen Wahlgesetz, da bei den jetzt geltenden Bestimmungen den reicheren Kommunemitgliedern ein Uebergewicht eingeräumt ist. — 7) Freigebung der ärztlichen Praxis. — 8) Einführung einer Vermögenssteuer für die Staatsbedürfnisse. — 9) Herabsetzung der Zölle auf nothwendige Lebensbedürfnisse. — 10) Veränderung resp. Einschränkung des Pensionsgesetzes. — 11) Umwandlung des stehenden Heeres in eine allgemeine Volksbewaffnung und Abschaffung der entehrenden Strafen im Heere. — Unleugbar haben viele von diesen Forderungen der Linken große Berechtigung, ihre Erfüllung würde zum Segen des Landes gereichen. Allein das Ministerium sowie die I. Kammer widersetzten sich, wie es scheint aus Prinzip, jedem Vorschlag, der von der Linken ausging. Dennoch legte diese dem Ministerium in den beiden ersten Jahren seines Bestehens keine besonderen Schwierigkeiten in den Weg, indem sie den Schein grundsätzlicher Opposition soweit möglich vermeiden wollte. Als aber der Reichstag 1871/72 geschlossen war und neue Wahlen für die nächste dreijährige Periode abgehalten werden sollten, erließ die Linke ein von 41 Mitgliedern unterschriebenes Manifest an die Wähler des Landes und suchte darin ihren Standpunkt zu rechtfertigen, während sie zugleich die Bevölkerung aufforderte, durch die Wahlen zu erkennen zu geben, daß sie das Verhalten der Linken billige.

Das Resultat der Wahlen war für die vereinigte Linke ungemein günstig, denn sie verstärkte sich dadurch um ein volles Drittheil und erlangte

nun die absolute Majorität in der II. Kammer. Und sogleich nach der Eröffnung der Session trat nun die Linke mit einigen der schon so oft gestellten Anträge hervor, die von den betreffenden Ministern indeß fast mit Hohn aufgenommen wurden. Es ist leider zu constatiren, daß die Minister sich nicht ganz freihielten von dem übermüthigen Ton, den die national-liberale Partei und die ihr ergebene Presse (der fast alle Blätter der Hauptstadt angehören) sich stets gegen die Bauernpartei erlaubten, als stünde diese noch wie vor 70 Jahren im Abhängigkeitsverhältniß zu Gutsherrn und Beamten. Da begann denn die Rache der Bauern. Der Cultusminister brachte einen übrigens vortrefflichen Entwurf zu einem neuen Schulgesetz ein, allein das Folkething, wo nun die Linke vollständig dominirte, verwarf denselben von vornherein, ohne ihn nur einer Prüfung zu würdigen. Natürlich ward das Verhältniß zwischen Ministerium und Opposition dadurch immer gespannter, so daß die gesetzgebende Thätigkeit im Lande so gut wie ganz aufhörte. Und als hätt' es noch nicht genug Stoff zum Conflikt gegeben, trat jetzt das Ministerium mit einer Administrationsmaßregel hervor, für die man wenigstens den Zeitpunkt als übel gewählt bezeichnen muß. Es galt eine Erweiterung der Statuten für die beiden ungemein reichen adeligen Klöster Vallö und Vemmetofte. Rücksichtlich dieser Klöster war auf Antrag des Folkethings eine parlamentarische Commission niedergesetzt worden, deren Majorität zu dem Resultat gekommen war, daß das Vermögen jener Stiftungen aus Staatsmitteln herrühre und daß es also unter das Staatsbudget gehöre, zu welcher Anschauung man allerdings in gewisser Weise berechtigt ist: jedenfalls wäre es wohl angebracht gewesen, daß die Regierung die Sache dem höchsten Gericht zur endgültigen Entscheidung vorgelegt hätte. Allein ohne das Gutachten jener Commission der mindesten Beachtung zu würdigen, erfolgte plötzlich eine Bekanntmachung der Regierung, wodurch über die überflüssigen Mittel jener Stiftungen dauernd verfügt ward. Nun war wieder die Reihe an den Bauern. Es waren von der Regierung 7 größere Angelegenheiten bei der Kammer angeregt worden: als es nun zur zweiten Lesung des ersten dieser Entwürfe kam, verlangte ein Mitglied der Opposition, daß man zur Tagesordnung übergehe, weil die Kammer von der Ueberzeugung durchdrungen sei, daß, so lange das jetzige Ministerium am Ruder sei, jene Angelegenheit nicht in geeigneter Weise werde gefördert werden. Die Tagesordnung war mit bedeutender Majorität angenommen und so ging es nacheinander mit allen jenen Vorschlägen. Diese eclatanten Mißtrauensbezeugungen rührten das Ministerium durchaus nicht; um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, wählte die Opposition also ein direktes Verfahren. Auf ihren Vorschlag ward — freilich mit ziemlich geringer Majorität — vom Folkething eine Adresse an den König beschlossen, worin dieß u

die bedauerliche Lage vorgestellt ward, das Ministerium stehe mit der Kammer nicht in Uebereinstimmung, was doch durchaus nothwendig sei für eine gedeihliche Entwickelung des Gemeinwesens, sei doch die Gesetzgebung in letzter Zeit fast ganz stillgestanden. Darüber ward die I. Kammer, die sich bis dahin sehr ruhig verhalten hatte, erbittert und beschloß nun auch eine Adresse, in welcher sie betonte, daß die II. Kammer keine größere Befugniß habe als sie, daß die I. Kammer sehr wohl mit dem Ministerium arbeiten könne, und daß das Werk der Gesetzgebung denn doch auch in der letzten Zeit nicht unbedeutend gefördert sei. Der König nahm beide Adressen an, beantwortete die der I. Kammer sehr gnädig und wies die der II. Kammer entschieden zurück.

Die Opposition raffte sich jetzt zu einer letzten entscheidenden Anstrengung auf; sie wollte das Ministerium um jeden Preis verdrängen und es war dazu nur ein Mittel übrig, nämlich die Verweigerung des Budgets. Die Führer begingen dabei jedoch den großen Fehler, daß sie sich nicht vorher der Zustimmung aller Mitglieder der Partei vergewisserten, die, wie wir oben sahen, aus sehr heterogenen Elementen bestand. Als es zur Abstimmung über das Budget kam, blieben die Bauern, die es verwerfen wollten, in der Minorität. Dieser Sieg ermuthigte das Ministerium in dem Grade, daß es nun mit einer außerordentlichen Geldforderung zum Bau eines Panzerschiffes hervortrat, allein dabei erlitt es eine so schwere Niederlage, daß der Kriegs- und Marineminister gerathen fand, seine Function als Minister für die Marine niederzulegen. Nach Beendigung der Session hielten die Bauernfreunde zahlreiche Wählerversammlungen ab und jetzt erklärten auch die Mitglieder der Opposition, welche für das Budget gestimmt, dem gegenwärtigen Ministerium nicht wieder ein Budget bewilligen zu wollen. Als der Reichstag im October 1873 wieder zusammentrat, gab die vereinigte Linke in der II. Kammer sofort eine derartige Erklärung ab, worauf das Ministerium mit der Drohung antwortete, es werde die Kammer auflösen, wenn sie das Budget verwerfe. Wenige Tage darauf kam es wirklich dazu; das Budget ward in erster Lesung von der Kammer mit geringer Majorität zurückgewiesen, an demselben Tage ward die Kammer aufgelöst.

Die Neuwahlen brachten keine Veränderung in der Zusammensetzung der Kammer hervor; mit ganz wenigen Ausnahmen wurden dieselben Mitglieder gewählt wie vorher. Es war dies kein Triumph für die Regierung, aber auch keine Niederlage, obgleich sie die Unannehmlichkeit erlebte, daß von den Ministern der eine nicht, der andere nur durch die Majorität von wenigen Stimmen wiedergewählt ward. Im allgemeinen aber schien sich die Situation doch für das Ministerium verbessern zu wollen, denn die vereinigte Linke gab durch ihren Führer Hansen in der Kammer die offene Erklärung

ab, daß sie vorläufig ihr aggressives Verfahren aufgegeben habe und dem Ministerium gegenüber ein passives Verhalten beobachten werde. Die Session schien so in Ruhe verlaufen zu sollen. Allein dieser Zustand dauerte nur wenige Tage, und zwar kam die Friedensstörung von einer Seite, von wo man dieselbe am wenigsten hätte erwarten sollen. Ein Mitglied der II. Kammer, der Bürgermeister Schjörring, der bis dahin stets gegen die Opposition gestimmt hatte und daher als Anhänger der Regierung angesehen wurde, brachte den Vorschlag zu einer Adresse an den König vor, in welcher dieser gebeten ward, sein Ministerium zu entlassen, da es an dem bestehenden Conflikt die Schuld trage. Welchen Eindruck dieser Vorschlag im national-liberalen Lager machte, läßt sich aus der Sprache der Blätter dieser Partei ermessen, die mit größter Wuth und Erbitterung über den Antragsteller herfielen, und denselben Mann, den sie vorher gehätschelt, nun mit Schmähungen überhäuften. Ehe es noch zur Verhandlung über die Adresse kam, zog der Antragsteller mehrere wesentliche Wendungen daraus, namentlich jenen direkten Ausfall gegen die Minister zurück, so daß eigentlich nur der Wunsch übrig blieb, es möge der Weisheit des Königs gelingen, ein geeignetes Mittel zur Abhülfe des jetzigen höchst unerquicklichen Zustandes zu finden. Diese Adresse wurde angenommen und am 7. December dem Könige überreicht. Das Jahr verging ohne Entscheidung und allerlei Gerüchte wegen Ministerveränderungen machten sich geltend. Am 6. Januar trat der Reichstag nach den Weihnachtsferien wieder zusammen und Tags darauf erhielt der Präsident der II. Kammer vom Könige die mündliche Antwort, daß er nicht gewillt sei sein Ministerium, zu dem er Vertrauen hege, zu entlassen. Alsbald erschienen auch in der Ministerialzeitung zwei höchst merkwürdige Aktenstücke. Das erste rührte von den Ministern her und war an den König gerichtet. Es war vom 22. Dec. 1873 datirt und gab ein kurzes Exposé über die Lage. Die Minister schrieben die Schuld an dem Conflikt einer zum Extremen geneigten Partei im Folkething zu, während sie behaupteten, daß trotzdem das Werk der Gesetzgebung recht gut im Zuge sei. Da übrigens der Streit, wie nicht zu leugnen sei, einen immer mehr persönlichen Charakter angenommen habe, so halte das Ministerium es für das Richtigste, sich zurückzuziehen, weßhalb es dem Könige die Portefeuilles zur Verfügung stelle; übrigens rathe es dem Könige, an seiner Statt nur Minister zu wählen, die im Wesentlichen dieselben Grundsätze befolgen wollten. Auf das Schriftstück antwortete der König in einem nicht contrasignirten Handschreiben vom 2. Januar 1874, daß er sich mit verschiedenen angesehenen und bewährten Männern berathen habe, und in Folge dessen aus eigner ernstlicher Ueberlegung zu dem Entschluß gekommen sei, das Anerbieten der Minister, zu denen er das vollste Vertrauen hege, zurückzuweisen und sie auffordere, in ihrer Stellung zu bleiben.

Dieſe beiden Aktenſtücke machten kein geringes Aufſehen und das Publikum ſprach ſich in ſehr verſchiedener Weiſe darüber aus. Da brachte ein der Mittelpartei des Folkethings angehöriges Mitglied, der Graf Holſtein-Ledreborg, der bisher ſtets gegen die Oppoſition geſtimmt hatte, eine Interpellation folgenden Inhalts ein: „Uebernimmt das Miniſterium die Verantwortung für die Veröffentlichung des Königlichen Handſchreibens vom 2. Januar 1874?" Es verging geraume Zeit bis ſich das Miniſterium zur Beantwortung der Interpellation bereit fand. Erſt am 26. Jan. verlas der Miniſterpräſident eine Erklärung von Seiten des Miniſteriums, dahin lautend, daß das Miniſterium ſelbſtverſtändlich die Verantwortung für die Veröffentlichung des Handſchreibens übernähme, und zwar habe der Miniſterpräſident, mit Genehmigung des Königs, ſelber dafür Sorge getragen. Es ſei die Bekanntmachung des Königlichen Handſchreibens, ſowie des Schreibens der Miniſter an den König ein durchaus nothwendiges Supplement zu der mündlichen Antwort des Königs an die II. Kammer geweſen, denn da dieſe in ihrer Adreſſe ſich an den Thron mit dem Wunſche gewendet habe, es möge der Weisheit des Königs gelingen die Bedingungen für ein fruchtbareres Zuſammenarbeiten der verſchiedenen Theile der geſetzgebenden Macht herbeizuführen, ſo habe das Miniſterium es für ſeine Pflicht gehalten, ſich offen darüber vor dem Könige auszuſprechen, was in dem Schreiben vom 22. Decbr. geſchehen ſei, worauf der König am 2. Jan. beſchieden habe. Daß das königl. Schreiben nicht contraſignirt, ſei eine Selbſtfolge, denn es ſei dadurch keine Regierungshandlung vollzogen, kein Geſetz gegeben worden; andererſeits aber ſollte die Schrift kein Geheimniß bleiben, ſondern es mußte Jedermann bekannt werden, wie die Miniſter ſich vor dem Könige ausgeſprochen und was dieſer erwidert habe.

Eigenthümlicherweiſe wurden von den vielen Rednern, die in der II. Kammer in den bewegten Tagen vom 26—28. Januar gegen die Miniſter auftraten, zwei Fragen nicht erhoben: nämlich einmal, warum die kgl. Antwort an die Kammer nicht völlig erſchöpfend geweſen, ſo daß ſie das „nothwendige Supplement" überflüſſig machte, ſodann, was die Miniſter abhielt, auf das kgl. Handſchreiben vom 2. Januar zu antworten, daß ſie an ihrem Entſchluß ihre Portefeuilles niederzulegen feſthalten müßten, weil „ihre Thätigkeit durch die Wirkungen der ſchon ſtattgehabten Conflikte gehemmt" würde, wie ſie dies in ihrem Schreiben an den König ausdrücklich geſagt hatten. Wenn ihnen dann der König zu bleiben befahl, ſo waren ſie von aller Verantwortung frei und hatten gezeigt, daß es ihr ernſter Wille ſei, ihre Plätze aufzugeben, was ſie durch das ganz unnöthige Zurverfügungſtellen ihrer Portefeuilles eben nicht gethan hatten. Statt ſolcher Einwürfe erwiderte der Interpellant, Graf Holſtein-Ledreborg auf jene Erklärung, daß

er die Veröffentlichung des Handschreibens an und für sich nicht tadele, wohl aber, daß dieselbe durch die Minister und in dem ministeriellen Blatt geschehen sei. Daaurch gewinne die Sache den Anschein, als ob die Minister die Verantwortung dafür, daß sie in ihrer Stellung blieben, von sich abwälzen und dem Könige zuschieben wollten. Dazu komme noch, daß die Minister in ihrem Schreiben an den König stets von einer Partei in der II. Kammer, nicht aber von dieser selbst sprächen, dadurch zöge man den König in die Streitigkeiten zwischen den Parteien hinein. Absolute Unverantwortlichkeit sei die Grundlage für die persönliche Macht des constitutionellen Königs. Durch Veröffentlichung des kgl. Handschreibens habe das Ministerium den König in den Conflikt hineingedrängt um sich selber zu decken, und dadurch die dem Könige schuldige Rücksicht außer Acht gelassen. Das sei eine Verletzung des monarchischen Princips, ein Angriff gegen das Königthum, gefährlicher als irgend ein anderer seit langer Zeit. Er schlage daher folgende motivirte Tagesordnung vor: „Indem das Folkething die Veröffentlichung des kgl. Handschreibens vom 2. Januar mißbilligt und Verwahrung dagegen einlegt, daß der König dadurch in den Streit der Parteien hineingezogen wird, geht das Thing auf den nächsten Punkt der Tagesordnung über." Der Justizminister suchte die Aeußerungen des Grafen Holstein zu entkräften. Der König habe nur von seinem unzweifelhaften Recht Gebrauch gemacht, über das Verbleiben oder den Abgang seiner Minister eine Entscheidung zu treffen. Könne überhaupt von einem Versuche die Rede sein, den König in dem Streit der Parteien zu verwickeln, so falle diese Schuld auf die Kammer, welche sich mehrfach direkt an den König gewandt und zuletzt seine Weisheit angerufen habe. Durch Veröffentlichung der fraglichen Aktenstücke habe das Ministerum dem Volk einen Einblick in den wahren Sachverhalt verschaffen wollen.

In der dreitägigen Debatte ward wenig zur Beleuchtung des Kerns der Sache beigetragen; dagegen war sie reich an persönlichen Angriffen der Parteien gegen einander. Von allgemeinerem Interesse waren darunter nur einige Aeußerungen des Grafen Holstein über die nationalliberale Partei, welche übrigens immer stärker zusammenschmilzt und in der II. Kammer nur durch etwa 12 Mitglieder sowie durch die Mehrzahl der Minister repräsentirt wird. Der Graf, welcher bis vor Kurzem noch der ungefähr 18 Mann starken Centrumspartei angehörte, während er in der letzten Zeit, nebst mehreren seiner Gesinnungsgenossen, sich der Opposition angeschlossen hat, ohne doch sich zur Vereinigten Linken zu rechnen, warf einige Streiflichter auf die Thätigkeit der Nationalliberalen seit 1848, wie sie verstanden hätten sich in den Besitz der Macht zu setzen und sich darin zu erhalten; mehrfach sei ihre Thätigkeit unterbrochen worden, weil ihr politischer Unverstand Un-

glück über das Land heraufbeschworen habe; stets seien sie wiedergekehrt, ohne daß ihr Auftreten ein anderes geworden wäre oder daß sie dafür Sorge getragen hätten, die im Grundgesetz gemachten Versprechungen einzulösen, die Reformen durchzuführen, welche das Volk so dringend verlange. Es sei an der Zeit, daß jene durch andere Männer abgelöst werden, die ein besseres Verständniß für die Bedürfnisse des Volks zeigten. Bei der dann erfolgten Abstimmung über die motivirte Tagesordnung sprachen sich fast $^2/_3$ der anwesenden Mitglieder der Kammer dafür aus. Bei der vom Ministerium bisher bewiesenen Zähigkeit war man kaum überrascht, daß es sich auch über ein so eklatantes Mißtrauensvotum hinwegsetzte. Der bisher unentschiedene Kampf wird also noch fortdauern.

Berliner Wochenschau: Reichs- und Landtag; deutsche Instruktionsdepesche. — Der zweite deutsche Reichstag ist zusammengetreten, zum zweiten Male versammeln sich die Vertreter des geeinten deutschen Volkes zur gemeinsamen Arbeit. Die großen Aufgaben, deren Lösung die Nation von diesem Reichstag erwartet, eröffnen ihm die ehrenvolle Aussicht, dereinst gleich seinem Vorgänger das Gedächtniß werthvoller legislatorischer Errungenschaften mit seinem Namen verknüpft zu sehen. Vor allem ist er berufen, die deutsche Wehrkraft und Wehrfähigkeit durch Herstellung eines allgemeinen Militärgesetzes zu sichern, und somit die erste Pflicht eines jeden staatlichen Gemeinwesens auszuüben: die Unabhängigkeit seines Gebietes uud die friedliche Entwickelung der ihm innewohnenden geistigen und wirthschaftlichen Kraft zu schützen. Es ist von größter Wichtigkeit, dieses positive Ziel des neuen Militärgesetzes auf das nachdrücklichste zu betonen und gegenüber den vielfältigen prinzipiellen Fragen, die bei der Discussion dieses Gesetzes sich in den Vordergrund zu drängen wünschen, dem Prinzip der Sicherung der nationalen Unabhängigkeit unter allen Umständen den Vortritt zu sichern. Sehr glücklich hebt auch die Thronrede diese positive Seite der Militärfrage hervor und sehr verständig warnen alle Organe der nationalen Partei davor, bei dieser Gelegenheit nicht sogleich wieder erst kürzlich festgestellte Grundfragen zur Discussion zu bringen. Als man die verfassungsmäßige Feststellung eines allgemeinen Milltärgesetzes verhieß, hatte man keineswegs die Absicht, die Grundzüge unserer Heeresorganisation durch einen neuen Streit über die Elementarsätze derselben in Frage zu stellen, man wünschte vielmehr nur eine übersichtliche Codification der Militärgesetzgebung auf Grundlage der Verfassung, der einzelnen Gesetze und der zerstreuten Verordnungen herbeizuführen. Kommt diese Codification, wie wir hoffen, jetzt zu Stande, so wird dieses Militärgesetz in Verbindung mit dem Gesetze über die Verpflichtung zum Kriegsdienste das Fundament unserer Wehrverfassung bilden, wie

es verfassungsmäßig zu verlangen ist. Es bedarf wohl nicht einmal des Hinweises auf unsere sehr zweifelhafte Stellung zu unserem französischen Nachbar, um einer möglichst schleunigen Annahme des Militärgesetzes das Wort zu reden. Daß wir dabei auf der anderen Seite die Rechte der Volksvertretung auf dem Gebiete der Budgetbewilligung einer Gefährdung aussetzen möchten, wird uns Niemand zumuthen. Nur wollen wir den Wunsch aussprechen, daß man dieses Budgetbewilligungsrecht in Einklang setzen möge mit den verfassungsmäßigen Grundzügen der Heeresorganisation, und nicht von vornherein das erste zu benutzen versuche, um die letzteren zu erschüttern. Freilich ist das leichter gesagt als gethan. Es giebt aber durchaus keinen anderen Weg, um an das Ziel zu gelangen, und alle reichsfreundlichen Parteien werden ihn leichten oder schweren Herzens antreten müssen. Es ist z. B. schlechterdings nicht möglich, die Friedenspräsenzstärke des Heeres alljährlich durch den Reichstag feststellen zu lassen, und es ist jedenfalls besser in einer nach gesetzlichen Normen festgestellten constanten Friedenspräsenzstärke einen Fundamentalsatz unserer Verfassung anzuerkennen, als das Budgetbewilligungsrecht mit unzureichenden Kräften und Gründen zu üben und dadurch dieses selbst erst recht in Gefahr zu bringen.

Ohne Zweifel wird die Fortschrittspartei dennoch den Kampf in dieser Weise eröffnen. Wir werden der hochtönenden Worte genug hören, wir werden wie vor Zeiten belehrt werden, daß wir uns bei Annahme einer festen Friedenspräsenzstärke in einen Zustand unwürdigster Knechtschaft begeben und auf Freiheiten verzichten, in deren ungeschmälertem Genuß viele unserer großen und kleinen Nachbarn ungestört schwelgen. Diese Rhetorik kann nur unheilvoll wirken. Entweder sie gelangt mit Hülfe aller centrifugalen Elemente des Hauses zum Siege, dann triumphirt allerdings das abstrakte Prinzip, aber zum Schaden unserer nationalen Wohlfahrt; oder sie unterliegt, und dann hat sie dem Ansehen des Reichstages auf dem Gebiete des Budgetrechts durch ihre Uebergriffe einen schweren Eintrag gethan. Denn nicht anders denn als Uebergriffe meinen wir die Bestrebungen bezeichnen zu können, welche den nothwendigen Compromiß zwischen den Vertretern der Wehrfähigkeit und denen des Budgetrechtes durch eine irrationelle Anwendung des letzteren unmöglich machen.

Die ultramontane Taktik brauche ich nur anzudeuten. Die Klerikalen gedenken das Militärgesetz zu benutzen, um von der Regierung einen Waffenstillstand im kirchlichen Kampfe zu erwirken. Aufmerksame Beobachter haben schon lange die Connivenz constatirt, welche die ultramontanen Parteiführer, vor allen der Abgeordnete Windthorst, in allen Fragen der Regierung entgegenbringen, die mit der römischen nicht in Verbindung stehen. Dieses Entgegenkommen soll jetzt auch auf militärischem Gebiete in Aussicht gestellt

werden. Leider wird wohl der erwartete Lohn ausbleiben. Im Gegentheil werden sich die Ultramontanen alsbald überzeugen können, daß die deutsche Regierung eine neue Parallele gegen die römische Zwingburg zu eröffnen im Begriff ist. Ich meldete Ihnen schon kürzlich, daß man regierungsseitig ein Gesetz vorbereite, welches das Strafverfahren gegen renitente Bischöfe durch die Reichsgesetzgebung feststellen und somit den Kampf gegen die Ultramontanen im Namen des Reiches und von Reichswegen eröffnen werde. Die Thronrede äußerte sich über diese Vorlage nicht und gab daher der Vermuthung Raum, daß man von derselben vor der Hand Abstand genommen habe. Diese Ansicht dürfte sich indeß als voreilig erweisen. Das Schweigen der Thronrede erklärt sich ohne weiteres durch den Umstand, daß die nothwendigen Vorarbeiten für den Gesetzentwurf in den commissarischen Berathungen der betheiligten preußischen Ministerien noch nicht bis zu dem Punkte gediehen waren, daß eine Ueberweisung des Entwurfes an den Bundesrath schon in einer bestimmten Zeit hätte in Aussicht genommen werden können. Sobald aber dieser Zeitpunkt eingetreten, wird die Vorlage in Gestalt einer Novelle zum Strafgesetzbuch zur öffentlichen Kenntniß kommen.

Daß dieselbe noch eine Steigerung des klerikalen Zornes herbeiführen wird, braucht nicht bemerkt zu werden, obgleich eine Steigerung nach dem bisher Gehörten eigentlich schwer denkbar ist, wenn man nicht von den Worten zu Thaten übergehen will. Die Reden der Abgeordneten Reichensperger und von Mallinckrodt in den Sitzungen des Abgeordnetenhauses vom 5. und 7. Februar verstiegen sich in ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit bis hart an die Regionen des Aufruhrs und der Empörung. Es scheint, daß die Abführung des Erzbischofs Grafen Ledochowski nach Ostrowo diese unverantwortlichen Ausschreitungen veranlaßt hat. Die Trauer um den vermeintlichen Umsturz der schönsten Ehrensäule des Reiches, der Religionsfreiheit, wollen wir Herrn Reichensperger in Frieden begehen lassen, ebenso sollen uns die Sorgen, die sich Herr v. Mallinckrodt um die Verwilderung unserer sittlichen Zustände macht, nicht allzu sehr beunruhigen, aber Citate, wie das beiläufig falsche „quod ferrum non sanat, ignis sanat“ erscheinen uns einfach staatsgefährlich. Man stelle sich den Wiederhall vor, den solche Aeußerungen in der reichsfeindlichen Lokalpresse und danach in der ultramontanen Bevölkerung finden. Es bedünkt uns, daß, wenn Jemand augenblicklich von der Verwilderung unserer sittlichen Zustände spricht, er in erster Reihe des hervorragenden Einflusses gedenken sollte, den die Reden des Herrn Reichensperger und seiner Genossen in dieser Richtung ausüben. Denn nichts dürfte dieser Verwilderung wohl einen schnelleren Vorschub leisten, als der ausdrückliche Appell an die Macht der Leidenschaften, an die Kraft der elementaren Natur im Menschen, deren Bändigung Herr Reichensperger künftig durch die

Pflichtenlehre des katholischen Glaubens nicht mehr bewerkstelligen zu können oder zu wollen erklärt. Glücklicher Weise besitzt das deutsche katholische Volk einen etwas stärkeren Katechismus seiner Pflichtenlehre als Herr Reichensperger.

Gleichwohl ist seine Rede aber schädlich genug. Denn die Ultramontanen im Auslande werden ihren Worten mit Entzücken gelauscht und daraus die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, wo päpstliche Legaten mit französischer Waffengewalt den unterdrückten deutschen katholischen Glaubensbrüdern zu ihrem Rechte werden verhelfen können. Die Fremden, welche die widerspruchsvolle deutsche Art nicht begreifen können, die jetzt im Frieden die Hände verzweiflungsvoll nach Rom ausstreckt, und sie im Kriegsfalle doch ingrimmig auf den Nacken der römischen Söldlinge niederfallen lassen wird, müssen sich durch solche Auslassungen nothwendig in ihrem Kriegseifer ermuthigt fühlen. Es steht aber einem preußischen Volksvertreter sehr übel an, dem Feinde in die Hände zu arbeiten, zumal in dem Augenblicke, in dem unsere Regierung bereits einen unzweideutigen Warnungsruf für Freund und Feind im Inlande wie im Auslande erlassen hat. Die Instructionsdepesche der deutschen Regierung an ihre Vertreter bei den großen Höfen bezüglich des Verhältnisses Deutschlands zu Frankreich läßt keinen Zweifel darüber, daß ein ferneres Anwachsen der ultramontanen Propaganda unter der Aegide Frankreichs in einer ganz bestimmten, nicht allzulang bemessenen Frist den Kriegsfall herbeiführen wird. Es wird sehr zweckmäßig sein, wenn die öffentliche Meinung in Deutschland sich bei guter Zeit daran gewöhnt, die französischen Dinge unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten, und nicht ferner dabei beharrt, die Eventualität eines neuen Krieges mit Frankreich in nebelhafte Fernen hinauszurücken. Nur zu häufig begegnet man der Anschauung, das lebende Geschlecht in Frankreich, das die Schreckniſſe des letzten Krieges gekostet, werde es nicht wagen, einen zweiten herauf zu beschwören. Leider aber ist der moralische Eindruck dieser Schreckniſſe schon zum guten Theile verflüchtigt und leider sind die sie begleitenden und ihnen folgenden materiellen Einbußen zu leicht gewesen, um angesichts des ungeheuren französischen Nationalreichthums die Rachegelüste dauernd niederzuhalten. Jedenfalls stehen sie heute wieder in voller Blüthe und nehmen täglich zu an Umfang und Kraft. Die deutsche Regierung aber hat bereits erklärt, sie werde, zum Aeußersten gedrängt, nicht warten, bis diese Kraft ihren Höhepunkt erreicht habe, sondern bei guter Zeit auf Abwehr denken. Für Jedermann nun ergiebt sich aus dieser Erklärung mit Nothwendigkeit eine zwiefache Einsicht. Erstens ist es ersichtlich, daß ein neuer französischer Krieg, wenn auch nicht unmittelbar bevorstehend, so doch schon in fühlbarer Nähe ist, und zweitens ist anzunehmen, daß die römische

und französische Politik bereits jetzt die Befriedigung ihrer politischen Herzenswünsche auf diesem Wege anstrebt. Alle Phasen dieser Politik sind nichts weiter als eben soviele Etappen auf diesem Kriegspfade. Das klingt Vielen heute noch vielleicht ein wenig befremdlich und voreilig. Indeß sei bemerkt, daß man in den leitenden Kreisen eine sehr viel schärfere Sprache führt. Der Reichskanzler selbst hat wenigstens kürzlich in einem Gespräche mit einem aus Frankreich hier angekommenen deutschen Diplomaten ein Programm entwickelt, das die Lage in sehr düsterer Beleuchtung erscheinen ließ, und zu sehr allarmirenden Consequenzen führte. Augenblicklich scheint bekanntlich der Friede außerordentlich gut gesichert zu sein. Die jüngsten Reclamationen haben für die nächste Folge wenigstens die öffentliche Kundgebung der Feindseligkeit in der französischen Presse und auf den französischen Kanzeln verhindert. Weder das Schicksal des Erzbischofes Ledochowski noch die englischen und deutschen Sympathiemeetings haben jenseit der Vogesen einen Laut des Zornes oder des Schmerzes wachgerufen. Man schweigt und hofft auf die Zukunft. Auch fernerhin werden voraussichtlich die Symptome der nationalen Erregung zunächst nicht an die Oberfläche treten. Um so aufmerksamer und gewissenhafter werden wir die tiefer gehenden Strömungen in der französischen Entwickelung beobachten müssen.

Literatur.

Corfitz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark. Trauerspiel in fünf Acten und einem Vorspiel von **Martin Greif**, Bamberg 1873. — Martin Greif gehört zu denjenigen Dichtern, die in der Betonung einer scharf ausgeprägten Eigenartigkeit unbeirrt ihren einsamen Weg verfolgen. Indem er hier zum ersten Male das Gebiet des Dramatischen betritt, bleibt er diesem seinem Wesen getreu. Es ist keine der landläufigen Dutzendtragödien, die er uns mit diesem eigenthümlichen Werke gegeben hat. Vor Allem fehlt ihr — und das scheint uns ein großer Vorzug — jeglicher lyrische Aufputz, jegliche aus dem Rahmen der Handlung heraustretende Appellation an die Empfindung des Lesers, jeglicher nur aus der Empfindung oder dem Gedanken des Dichters quellende Zusatz. In knappster Form müssen sich die Personen der Tragödie darauf beschränken, ihr eignes Wesen, ihre Bewegungen und Entschließungen vor uns auszusprechen. Der Dichter wendet sich weder an uns noch ist er überhaupt hinter seinen Gestalten sichtbar: sie stehen eben einfach vor uns und handeln aus der innersten Nothwendigkeit ihrer Natur heraus. Der Dichter selbst aber steht ganz objectiv über seinem Stoff und beherrscht ihn nur mit der mächtigen Gestaltungskraft seiner Phantasie. Es ist eine in sich geschlossene Welt,

die mit reicher Dramatik sich vor uns entfaltet und die inneren Nothwendigkeiten ihrer ursprünglichen Anlage auslebt.

Diese Anlage ist in durchaus großen, festen und sicheren Zügen gedacht. Wie eine knorrige Eiche steht die Gestalt des Helden, des dänischen Reichshofmeisters, im Sturm der Geschichte, und daß sie nicht in den Himmel wachse, dafür sorgt der Blitzstrahl des Geschicks. Der Dichter zeichnet in ihm eine groß angelegte, titanische Figur, einen Mann, der auf der Höhe des Glückes und Ruhmes sich zu eng fühlt und in maßlosem Ehrgeiz die Schranken der Verhältnisse durchbrechen will. Aber das blinde Vertrauen auf seine Macht über die Menschen treibt ihn ins Unglück, er opfert seinen getreusten Anhänger auf: doch die darauf gebaute Rechnung schlägt fehl. Die Hofmenschen mit den kleinen niedrigen Intriguen, mit der Herrschaft über die Maschinerie des kleinlichen Egoismus besiegen die große ungebändigte Natur. So treibt ihn die Rücksichtslosigkeit seines ehrgeizigen Strebens dem Landesfeinde, dem Schweden, in die Arme, und er kehrt, ein andrer Coriolan, an der Spitze des Feindesheeres siegreich bis vor die Thore des belagerten Kopenhagen zurück. Aber auch hier ist er mit all seiner gewaltigen Kraft nur das Werkzeug listiger Schlauheit gewesen, die ihn im Augenblicke, wo sie ihn ausgenutzt, wie ein verbrauchtes Mittel wegwirft; und gleich gehaßt von Dänen und Schweden muß er entfliehen, um schließlich mit dem eignen Tode die Irrgänge seines Lebens zu sühnen. Man sieht, es ist keine Ideentragödie, sondern ein großes, menschliches Geschick, das sich vor uns abspielt, und die Mittel des Kampfes, dem wir zuschauen, sind die Macht und die Kraft: und es ist nicht die gewöhnliche Idee von Schuld und Sühne, in der die moralische Tiefe dieses Trauerspiels liegt, nicht die Idee des Helden oder die einer ewigen Gerechtigkeit ist es, die am Schlusse den Sieg davon trägt, sondern darin liegt das Tragische dieses Werkes, daß eine gewaltige Natur, aus den Schranken ihrer Möglichkeiten herausdrängend der schlau untergrabenden Intrigue der gemeinen Mittelmäßigkeit unterliegt und daß in das verwirkte Erbe des Titanen sich die niedre Gewöhnlichkeit der Durchschnittsmenschen theilt. Diese durchaus realistische Auffassung des Tragischen, welche den gewöhnlichen Apparat von Schuld und Sühne verschmäht, paßt allerdings nicht mehr in die aristotelischen Kategorien, welche sich in der Kritik der Tragödie festgesetzt haben: aber damit allein ist ihr unsrer Ansicht nach noch nicht der Stab gebrochen. Auch uns scheinen diese Kategorien zu eng, um das Wesen des Tragischen zu erschöpfen. Die moderne Tragödie sucht ganz offenbar, neben der „moralischen Versöhnung", auf welche die antike Tragödie überall hindrängt, einen eignen Standpunkt zu gewinnen, ohne damit das Walten der moralischen Mächte aufzuheben oder auch nur zurückzudrängen. Schon die shakespeare'sche Tragödie ragt über diese bloß moralische Tendenz hinaus und legt den Schwerpunkt der Wirkung auf das Interesse an dem Abrollen eines entsetzlichen Geschickes. Aber eben dadurch kommt die moderne Tragödie nur zu leicht in die Lage, mit der Unruhe und Unversöhntheit einer ungelösten „Frage an das Schicksal" zu schließen. So endigen die gigantischen Tragödien Lord Byrons. Und so ergreift uns auch hier, wenn wir die geringen, kraftlosen, schleichenden Menschen sich auf dem verlorenen Erbe des Genius einnisten sehen, eine traurige Unbefriedigtheit und eine quälende Unversöhntheit. Wir sind es nun einmal gewohnt, — wir

wollen durchaus nicht behaupten, daß wir ein Recht dazu haben, welches vielleicht nur in dem verfeinerten Eudämonismus unserer moralischen Anschauungen von der Gerechtigkeit beruhen könnte — wir sind es nun einmal gewohnt, den tragischen Stoff auf unsern Wunsch einer moralischen Versöhnung zu beziehen, und es ergreift uns eine gewisse Beklommenheit am Schlusse einer Tragödie, die mit schonungsloser Wahrheit ein großes Geschick sich wie einen erschütternden Naturproceß vor unsern Augen abspielen und mit dem Siege des Gemeinen endigen läßt.

Das ist der theoretische Gesichtspunkt, aus dem diese Tragödie ein ganz besonderes Interesse erweckt hat. Innerhalb dieses Naturalismus entfaltet der Dichter eine bewunderungswürdige Fülle von Charakteristik und echt dramatischer Motivation. Wie aus Erz gegossen, markig und lebensvoll, steht die Gestalt des Helden selbst da, und um ihn herum bewegen sich, jeder der festen Eigenart seines Wesens folgend, die übrigen Personen, in wenigen großen Zügen scharf und deutlich charakterisirt. Und auch in die Detailmalerei der Charakteristik verliert sich der Dichter mit glücklichster Durchbildung der Gestalten: welch eine Lebensfülle athmen die Volksscenen im Vorspiel und im ersten Act, athmen die Massenscenen der Reichsversammlungen! Ueberall ist Gestaltung, scharf individualisirte Zeichnung und lebendige Motivirung.

Hätte nur ein gütiges Schicksal gewollt, daß dem Dichter mit der Herrschaft über seine Gestalten auch die gleiche Macht über die Sprache gegeben wäre! Aber die Wucht des Charakteristischen, das er überall verfolgt, hat die Schönheit der Sprache zersprengt: rauh und eckig, spröde und ungelenk drängen sich die Worte heraus, wie unbehauene Marmorblöcke und ringen in ewiger Unruhe mit den klassischen Formen des fünffüßigen Jambus. Wer nicht gewohnt ist, für das Charakteristische auf das Schöne zu verzichten, wem die reine Vollendung der Form über Alles geht, der wird sich schwer in diese Verse hineinzulesen vermögen. Dazu kommt außerdem die ausgesprochene Neigung des Dichters zu den Eigenthümlichkeiten seines Dialekts, die sich an vielen Stellen und namentlich in der Behandlung der Volksscenen sehr lebhaft fühlbar macht. Wir wollen mit ihm nicht über den Werth des Dialektischen rechten, welches ja gewiß in mancher Beziehung die ursprüngliche Naturkraft der Sprache repräsentirt: aber wir möchten ihn darauf aufmerksam machen, daß unsere großen Dichter auch ohne dieses Mittel uns das Volk auf der Bühne recht lebendig zu machen gewußt haben.

Aber wie dem auch sei — sein Ulfeldt hat frische, urkräftige Eigenart und — was das beste ist — durch und durch dramatisches Leben. Aus diesem Grunde möchten wir es gern sehen, wenn eine oder die andere der deutschen Bühnen sich seiner zum Versuch annähme. Ob die Tragödie im Einzelsten Bühnengeschick hat, überlassen wir dem Urtheil Erfahrnerer: im Ganzen hat sie gewiß im höchsten Grade dramatische Triebkraft, und unter den Händen eines geschickten Regisseurs würden auch vielleicht manche Unebenheiten der Sprache leicht verschwinden: dann aber sind wir überzeugt, daß die großartige Lebensfülle dieser Gestalten eine gewaltige Wirkung auf der Bühne nicht verfehlen würde. W. W.

Ausgegeben: 13. Februar 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Reichs-Ober-Seebehörde.

Eine große Aufgabe der deutschen Kriegsmarine ist für die Zeit des Friedens, das Gedeihen der Handelsmarine zu fördern. Nicht nur dadurch, daß sie als schnelle und starke Waffe der Reichspolitik in der Fremde dem deutschen Handel Schutz gewährt, sondern auch dadurch, daß sie den Schiffen der Handelsmarine auf offener See und an den heimischen Küsten schnelle und sichere Fahrten vermittelt, indem sie die nautischen und wissenschaftlichen Beobachtungen über das Meer und die Luftströmungen und neuerfundene technische Hülfsmittel den Handelsschiffern zugänglich macht, die Bildung derselben überwacht und fördert, und Schutzmaßregeln gegen Seeunfälle an unseren und fremden Küsten vermehrt und prüfend beobachtet. Für diese und ähnliche Zwecke fehlt in Deutschland zur Zeit jede genügende Organisation. Was durch einzelne Staaten oder durch Privatunternehmungen bisjetzt *geschehen*, ist unzureichend, auch das hydrographische Bureau der Admiralität, ihre Seekarten und regelmäßigen Publicationen sind nur ein Anfang zu dem, was werden sollte.

Es sei hier zunächst an eine wichtige Aufgabe, an die Beschleunigung und Sicherung der Seefahrten erinnert. Die unentbehrlichen Werkzeuge des Schiffers sind das Chronometer, der Compaß, die Karten, das Barometer. Die Prüfung und Correctur dieser Hülfsmittel ist in England und den vereinigten Staaten eine wichtige Angelegenheit, die Chronometer auch für die Handelsschiffer werden in England auf einer königlichen Sternwarte einer mehrmonatlichen Beobachtung in den verschiedensten Bewegungen und Temperaturen unterstellt und jedes einzelne Instrument erhält darnach seine besondere Charakteristik, welche den Schiffer in den Stand setzt, bei den Berechnungen die nöthigen Correcturen vorzunehmen. Der Compaß ist bei eisernen Schiffen ein Gegenstand unabläßiger Sorge für den Schiffer. Es hat sich die merkwürdige Thatsache ergeben, daß jedes eiserne Schiff ein eigenthümliches magnetisches Leben erhält, und daß diese besondern magnetischen Eigenschaften zum großen Theil abhängig sind von der Stätte, auf welcher das Schiff gebaut wurde. Die Ablenkung des Compasses, seine Deviation, wird gerichtet durch einen magischen Punkt im Schiffe selbst, welcher sich wissenschaftlich ermitteln läßt. Deßhalb werden in England die Compasse den eisernen

Schiffen durch Sachkundige aufgestellt, welche die Deviation bei den verschiedenen Compaßrichtungen der Fahrt und bei den verschiedenen Schwankungen des Schiffes genau bestimmen. Es ist ferner bekannt, daß die Benutzung der Meteorologie zu den sogenannten Sturmwarnungen in Amerika und England eine große Ausdehnung und feste Organisation gewonnen hat, und daß die Wirkung dieser telegraphirten Warnungen sich dort — nach mehrjähriger Erfahrung und nach anfänglichen Enttäuschungen — als sehr segensreich herausgestellt hat. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß dadurch alljährlich viele Hunderte von Menschenleben vor dem Untergange bewahrt werden, selbst wenn nur 60 bis 70 Procent der Warnungen sich als richtig erweisen. Sollen aber diese Warnungen die möglichste Zuverlässigkeit erhalten, so müssen sie durch ein umfassendes Netz von Beobachtungsstationen vermittelt werden und ihre Continuität und Präcision muß zweifellos sein, das heißt, sie müssen einen amtlichen Charakter haben, von einheitlichem Mittelpunkt sachkundig geleitet werden und nebst ihren Instrumenten einer regelmäßigen Revision unterworfen sein. Da endlich die Beobachtungen der verschiedenen seefahrenden Nationen unablässig neue Kenntniß der Meerestiefen, der Küstenbeschaffenheit, der periodischen Strömungen im Wasser und der Luft zu dem vorhandenen Wissen fügen, so ist eine fortlaufende Correctur der Meereskarten und eine Feststellung der günstigsten Schiffswege und Fahrzeiten nothwendig. Aus diesem Grunde wird eine Institution wünschenswerth, welche dem Handelsschiffer nicht nur die nöthigen Seekarten vermittelt, sondern demselben auch leicht zugänglich und vertraut wird, damit er sich bei ihr Rath über seine Fahrten erhole, und seine eigenen Erfahrungen gern zu ihr trage. Deshalb muß sie mit einer gewissen Autorität bekleidet sein, welche nicht nur aus der Sachkunde und Tüchtigkeit der Rathgeber, auch aus ihrem amtlichen Charakter hervorgeht.

Das Reichskanzleramt ist, wie die Mittheilungen der Presse unzweifelhaft machen, von der Nothwendigkeit überzeugt, nach dieser Richtung Etwas für die deutsche Handelsmarine zu thun, und dem Bundesrath und Reichstag sind darauf bezügliche Vorschläge gemacht worden. Doch nach Allem, was darüber verlautet, wird der Wunsch rege, daß man sich entschließen möge, die wichtige Angelegenheit in größerem Maßstabe, als geschehen, anzufassen. Die Errichtung einer Centralstelle für Meereskunde und Sturmwarnung würde nicht viel nützen, wenn dieser Anstalt nicht eine bessere Ausstattung, als die angeblich projektirte von ca. 17,000 Thlr. gegeben, wenn ihr Wirkungskreis auf das gelegentliche Rathgeben und Vermitteln von nautischen Neuigkeiten beschränkt, und wenn ihr zugemuthet werden sollte, sich mit den lokalen Hülfsmitteln in den Hansestädten, in Oldenburg, Mecklenburg und Preußen in Verbindung zu setzen und von diesen abhängig zu bleiben.

Soll das Unternehmen gedeihen, so muß die Centralstelle mit einem Netz von festangestellten Gehülfen und Stationen längs unserer ganzen Meeresküste in Verbindung gebracht werden, die ganze Organisation muß dem Reiche angehören, der Admiralität untergestellt und mit einem amtlichen Charakter versehen sein, welcher ihr die Autorität und nöthigenfalls den Gehorsam sichert. Sie würde also durch ein Reichsgesetz eingeführt werden.

Wenn, wie verlautet, auch die Kaiserliche Admiralität eine solche Constituirung für zweckmäßig erachtet, so würde dem neuen Unternehmen der zugeneigte gute Wille und die thatkräftige Unterstützung durch unsere Kriegsmarine nicht fehlen. Ob man dasselbe „Centralstelle für Fahrtenschutz" nennt, oder die zu Hamburg vorhandene bereits bewährte Privatanstalt „Seewarte" dazu erweitert und deren alten Namen beibehält, wäre eine offene Frage.

Aber einer solchen neuen Reichsinstitution sollte weit größere Thätigkeit und ein anderer Name zu Theil werden. Was uns noch fehlt und was wir zu unserem Schaden seit der Verfassung des norddeutschen Bundes entbehren müssen, ist eine Reichs-Seebehörde, welche nicht nur den Fahrten der Handelsmarine Sicherheit, Schnelligkeit und Schutz gegen elementare Gewalten vermittelt, sondern welche ihre förderliche Thätigkeit auf die Handelsmarine und Schifffahrt überall dahin ausdehnt, wo die Reichsgewalt zu beaufsichtigen und zu schaffen befugt ist, also auf die Bildungsinstitute für Seeleute, zumal auf die Navigationsschulen und deren Prüfungen, auf Größe und Seetüchtigkeit der Schiffe, auf Einrichtung und Gesundheitspolizei der Auswandrerschiffe, auf Fahrwasser, Flußeinfahrten, Leuchtthürme, Baken und Betonnungen und auf das Lotsenwesen. Eine solche Behörde, welche die Privatthätigkeit und Selbständigkeit des Seemanns nicht bureaukratisch einengt, sondern in zweckmäßiger seemännischer Weise hebt, wäre das beste Geschenk, welches die Reichsregierung unseren Küstenlandschaften gewähren könnte.

Eine solche Institution, welche ihre Unterämter in jedem größern Hafen, das Netz ihrer Stationen und Beobachtungsposten längs der ganzen Küste aufgestellt hätte, wäre auch für den Kriegsfall eine sehr wesentliche Stütze unseres Küstenschutzes. Denn ihre Beamten und Agenten sind überall mit dem Terrain und der Bevölkerung wohlbekannt, sie besitzen Einfluß und Vertrauen und vermögen jede militärische Maßnahme in der Oertlichkeit vorzubereiten und vielleicht die Ausführung zu leiten. Sollte die Reichsregierung gegenwärtig nicht in der Lage sein, vor diesem nationalen Interesse die Initiative zu ergreifen, so wäre es eine dankenswerthe Thätigkeit, wenn unterdeß Sachverständige aus den Hansestädten die Agitation dafür organisirten, und den Umfang der Thätigkeit, die Einrichtung und Competenz einer solchen Seebehörde gemäß den Lebensbedürfnissen der Handelsmarine festzustellen versuchten.

♀

Ein Lügenpfaffe des Alterthums.

Als in der späteren römischen Kaiserzeit sich das Heidenthum seinem Untergange zuneigte, begann auch der Glaube an die alten hellenischen Götter allmählich zu schwinden; sie waren längst nicht mehr Gegenstand der Verehrung, auch der Volksglaube mag sich wohl vielfach von den verbrauchten Göttern losgesagt haben; dafür trat aber ein anderes Element in der Götterverehrung um so mächtiger hervor: die griechischen Götter wurden durch Massen importirter meist aus dem Orient stammender Gottheiten verdrängt. Schon früh wucherte in der ganzen gebildeten Welt aufs üppigste der ägyptische Götzendienst: selbst Rom ist voll von ägyptischen Tempeln und Götterbildern. In Syrien und Kleinasien waren es besonders die uns in den Münzbildern erhaltenen wunderlichen, gespenstisch aussehenden Idole, verschleierte und phantastisch aufgeputzte Frauenbilder, ja sogar vom Himmel gefallene Meteore, welche weit und breit die größte Verehrung genossen und die alten edelen Göttergestalten vergessen machten. Sogar in Rom selbst blühte im dritten Jahrhundert zur Schande des römischen Volkes der von dem wahnsinnigen Knaben Antoninus eingeführte Cultus seines syrischen Meteorsteingottes, des Sol Elagabal. Jede kleine griechische Stadt hatte ihren eigenen Sondergötzen, der nicht einmal immer ein ehrwürdiges Alterthum aufzuweisen hatte, sondern, wie wir sehen werden, bisweilen sogar die speculative Schöpfung eines verschmitzten Pfaffen war.

Lucian hat uns in seiner bekannten, durch Inhalt und Darstellung gleich fesselnden Erzählung: Alexander oder der Lügenprophet, ein lebendiges und auf eigene Anschauung gegründetes Bild eines solchen Wunderpfaffen geliefert, der mit ebensoviel Frechheit als Intelligenz Römer und Griechen, sogar den hochgebildeten Kaiser Marcus Aurelius, durch einen selbstgeschaffenen Götzen, Orakel- und Taschenspielerkünste betrog und sich hohe Ehren und großes Vermögen zu verschaffen wußte.

Alexander, aus der kleinen, am schwarzen Meere gelegenen paphlagonischen Stadt Abonoteichos oder Abonuteichos, verband sich schon in seiner Jugend mit Gauklern und Zauberern und hatte bald seine Lehrmeister weit überflügelt. Mit dem Byzantier Kokkonas verabredete er die erste größere Unternehmung, die gegen seine von ihm für besonders dumm und ertragreich gehaltene Vaterstadt Abonoteichos gerichtet war. Man vergrub im Tempel zu Chalcedon Tafeln mit der Inschrift: Aesculap und sein Vater Apollo würden nach Abonoteichos kommen, und ließ dieselben nachher auffinden. Kokkonas starb während dieser Vorbereitungen und Alexander setzte das Geschäft allein fort. Nachdem er in Abonoteichos unter großem Zulauf des Volkes seinen Einzug gehalten, legte er heimlich ein leeres Ei, in das er

eine kleine Schlange verborgen, in eine Pfütze und holte es mit den Worten: nun habe er den Aesculap, zum Staunen des abergläubischen Pöbels, aus dem Wasser heraus. Die kleine Schlange trug er nach Hause und vertauschte sie dort mit einer großen zahmen Schlange, die er aus Macedonien mitgebracht und der er aus leinenen Lappen einen menschlichen Kopf verfertigt hatte, welcher den Mund auf- und zusperrte.

Dieser neue Aesculap, welchen er Glykon nannte, wurde in einer halberhellten Bude gezeigt und orakelte in Hexametern gegen das mäßige Honorar von acht Obolen pro Frage für das gemeine Volk, für die Vornehmen und Honoratioren aber ertheilte gegen schwere Vergütigung der Glykon selbst in eigener Person Orakel, d. h. Alexander wußte durch eine Röhren-Maschinerie es so einzurichten, daß die Worte direct aus dem Munde der maskirten Schlange hervorzukommen schienen. Bisweilen trafen die Weissagungen nicht ein, dies hinderte aber nicht, daß römische Feldherrn — ja sogar der philosophische Kaiser Marc Aurel! — sich an den großen Propheten von Abonoteichos wandten. Dem Kaiser rieth er im Markomannenkriege, zwei Löwen in die Donau zu werfen. Marc Aurel that es, die Löwen schwammen ans andre Ufer und wurden von den Barbaren getödtet: bald darauf wurde das römische Heer total geschlagen. Alexander erklärte nun, sein Orakel habe zwar von einem Siege gesprochen, nicht aber vom Siege der Römer; ähnlich wie das zweideutige delphische Orakel dem Krösos die Vernichtung eines großen Reiches vorher sagte, das er auf das persische Reich bezog, welches aber in Wahrheit sein eigenes war.

Eine der nützlichsten und practischsten Antworten gab Glykon dem vornehmen Römer Rutilianus, welcher ihn fragte, wen er heirathen solle. Glykon antwortete kurz und deutlich:

„Nimm die Tochter Selenens und Alexanders zum Weibe."

Damit war Alexanders eigene Tochter gemeint, deren Mutter nach seiner Versicherung Selene, die Mondgöttin, selbst war. Rutillian, ein schwachsinniger, abergläubischer Mann von sechzig Jahren, heirathete wirklich das Götterkind, und Alexanders Macht und Ansehen wurde durch den vornehmen und hochgestellten Schwiegersohn immer größer.

Die Tage gingen nun unter Orakeln, feierlichen Aufzügen, Festspielen und Opfern dahin: bei diesen Feierlichkeiten wurde streng darauf gehalten, daß alle Epicureer und Christen fern blieben und fortgejagt wurden. Der Haß Alexanders gegen die Christen ist kein schlechtes Zeugniß für diese stille Gemeinde: überhaupt ist das, was Lucian von den Christen sagt, bei weitem mehr lobend als tadelnd. Er verachtet sie zwar als eine thörichte Sekte, muß aber doch (im Peregrinus Proteus) anerkennen, daß sie weder Mühe noch Geldopfer scheuen, wenn es sich um Unterstützung eines ihrer Gemeindemitglieder handelt.

Digitized by Google

Bei den Opferfesten fanden auch dramatische Vorstellungen statt. Alexander, der sich Aesculap's Enkel nannte, gab hier seine Genealogie zum Besten: man führte die Vermählung des Podalirius mit Alexanders Mutter und die Liebesscene zwischen Selene und Alexander auf; in letzterer spielte ein vornehme Römerin Namens Rutillia mit großem dramatischem Talent vor den Augen ihres Gemahls die Rolle der Selene.

Auch einige nicht sehr saubere religiöse Gesellschaften und Conventikel stiftete der fromme Alexander, die in unserem Jahrhundert von einer ganz besondern Sorte Frommer fast genau copirt worden sind, freilich wohl ohne Vorstudium des Lucian.

Da die alten Orakel wohl schon zu alltäglich waren, erfand Alexander eine neue Methode: er ließ sich die Fragen versiegelt übergeben, legte sie angeblich unter sein Kopfkissen und beantwortete sie nach Eingebung des Gottes am andern Tage. Bisweilen waren die Antworten dunkel und mystisch, und die Frager mußten sich dieselben erst von den officiellen Auslegern klar machen lassen, welche sich dies Geschäft hoch bezahlen ließen, schon deshalb, weil sie von ihrer Jahreseinnahme ein attisches Talent (1500 Thaler) an den Oberpropheten Alexander selbst abgeben mußten.

Als das Orakelgeschäft in höchster Blüthe stand, kam Lucian selbst nach Abonoteichos; seine erste Audienz beim Propheten hatte aber einen schlimmen Verlauf. Schon daß ihm Lucian nicht seine vollen Ehrentitel beilegte, machte einen schlechten Eindruck. Sodann reichte ihm Alexander die Hand zum Kusse, Lucian aber biß ihn in die Hand. Als die Anwesenden ihn für diese Frevelthat bestrafen wollten, wehrte ihnen der Prophet, hieß sie sich entfernen und suchte mit Lucian, den er wohl fürchten mochte, Freundschaft zu schließen. Lucian war vorsichtig genug den mächtigen Priester nicht weiter zu reizen.

Besonders ansprechend ist Lucians Bericht über seine eigenen Erfahrungen in Betreff der Orakel; er versiegelte und verschnürte seine Fragen so künstlich, daß der Prophet sie nicht öffnen konnte und die überbringenden, wohl abgerichteten Sclaven auszuhorchen suchte. Die Antworten, die er gab, paßten natürlich nicht. So antwortete er auf die Frage: „wo ist Homer geboren?": „Reibe dich mit der Salbe Cytmis ein." Als kleines Nebengeschäft hatte Alexander nämlich eine Universalsalbe erfunden, welche er Cytmis nannte. Daß aber auch die Spötter und Ungläubigen den Propheten in Nahrung setzten, zeigt Lucians eigenes Beispiel, der einmal acht verschiedene Fragezettel nebst dem Taxpreis von zehn Drachmen und vier Obolen (2 Thlr. 20 Ngr.) an Alexander abschickte. Als Lucian sich zu Schiff von Abonoteichos nach Amastris begeben wollte, wiederholte sich eine Art Ariongeschichte, aber mit friedlichem Ausgang. Man sah „die Schiffer

flüſtern" und ſich ſtreiten; darauf erzählte der Steuermann, er habe von Alexander den Auftrag erhalten, Lucian ins Meer zu werfen, er werde dies aber um keinen Preis thun.

Lucian wurde von dem ehrlichen Steuermann bei Aegiali ans Land geſetzt und von dort von den Geſandten des bosporaniſchen Königs Eupator nach Amaſtris gebracht. Dort beabſichtigte Lucian, mit einer Klage gegen Alexander aufzutreten, er wurde aber von dem ängſtlichen Präfecten von Bithynien und Pontus bedeutet, daß dies doch nichts nützen würde, denn der Schwiegervater des Rutillianus könne unter keiner Bedingung beſtraft werden, auch wenn ihm ſein Verbrechen klar nachgewieſen würde.

Alexander trieb nun ungeſtraft ſein gottgefälliges Werk und ſtarb in ſeinem ſiebzigſten Lebensjahr in hohen Ehren. Bei ſeinem Leichenbegängniß entſtand ſofort ein Streit um die Succeſſion im Orakelgeſchäft, deſſen äußeres Kennzeichen der von Alexander hinterlaſſene Prophetenkranz war. Sein dankbarer Schwiegerſohn Rutillian, der Kampfrichter, hielt aber keinen Lebenden dieſer Ehre für würdig und ſchickte die Bewerber unbekränzt fort.

Dies iſt im Weſentlichen der Inhalt der Erzählung Lucians. Mag er auch vielleicht manches novelliſtiſch gefärbt oder, voll Erbitterung gegen den feigen Mörder, übertrieben und gehäſſig dargeſtellt haben: das Factum ſelbſt und der Haupttheil der von Lucian erzählten Thatſachen iſt unumſtößlich wahr, dies bezeugen die Monumente. Der Schwiegerſohn des Propheten, Rutillian, iſt uns aus einer Inſchrift, welche ſeine Aemterreihe enthält, bekannt. Er war Proconſul von Aſien und führte die Namen P. Mummius Siſenna Rutilianus. Lucian erzählt, Alexander habe den römiſchen Kaiſer bewogen, den Stadtnamen Abonoteichos in Jonopolis umzuwandeln, und die neugetaufte Stadt habe Münzen mit der Darſtellung der Schlange Glykon und der des Propheten Alexander mit Lorbeerkranz und Meſſer geprägt. Dieſe Nachrichten ſind faſt ſämmtlich wahr. Wir beſitzen Kupfermünzen der Stadt von Antoninus Pius und von L. Verus, Mitkaiſer des M. Aurel, (erſtere Münze z. B. im Berliner Muſeum, die andere in einem vorzüglichen Exemplar in Paris), auf deren Rückſeite der neue Stadtname *Ἰωνοπολείτων* prangt; unter Antonin wurde dieſe Umtaufung der Stadt vollzogen, andere Münzen dieſes Kaiſers haben noch den alten Namen Abonoteichos. Die Darſtellung der Münzen iſt die Schlange Glykon, genau wie ſie Lucian beſchreibt, mit dem Fratzengeſicht und der vollſtändigen Aufſchrift *Γλύκων*. Alexanders Bild findet ſich aber auf keiner dieſer Münzen und wird wohl auch ſchwerlich dieſen officiellen Denkmälern, welche ſtets nur Kaiſer, Heroen oder Götter-Köpfe und Figuren, nie aber einen Lebenden außer dem kaiſerlichen Hauſe darſtellen, aufgeprägt worden ſein. Dieſe merkwürdigen Denkmäler beweiſen, daß Alexanders Propheten-

thum auch einen bedeutenden politischen Hintergrund hatte und daß er wahrscheinlich unter irgend einem Priestertitel auch der Regent oder doch der politisch mächtigste Mann seiner Vaterstadt gewesen ist.

Wiederum aber lehren uns jene Münzen, wie mißlich es ist, derartige Denkmäler der späteren Kaiserzeit bei der archäologischen Erklärung wirklich klassischer Kunstwerke aus guter Zeit zu Rathe zu ziehen; in einer Periode, wo die abenteuerlichsten Lokalmythen und Lokalgötzen in den Vordergrund traten, wo man allenthalben syrische, ägyptische, ja sogar jüdische Sagen — so wird in Apamea in Phrygien Noah in der Arche auf den Münzen dargestellt — an die Stelle der alten griechischen Göttersagen setzte, darf man nicht mehr den alten hellenischen Götterdienst in seiner ursprünglichen Reinheit anzutreffen glauben. —

Die Geschichte vom Lügenpfaffen Alexander ist gewiß für alle Zeiten lehrreich und beherzigenswerth. Sie zeigt uns wiederum, wie die alterplumpsten Mittel von jeher genügt haben, Vornehme und Geringe mit pfäffischem Lügengewebe zu umstricken, wenn nur etwas Wahrsagerei, Wunderkram und eine Universalsalbe dabei ist.

Dr. Alfred von Sallet.

Unser Taubstummen-Bildungswesen.

Eine Bitte an's Reich.

Die ersten Versuche der Taubstummen-Bildung finden wir in den frühsten christlichen Jahrhunderten. Und wie in England unter John v. Beverley (685), so später in Spanien (1500) durch Pedro Ponce und Juan Pablo, und immer und überall haben die Bildner und Wohlthäter dieser Unglücklichen denselben Einen Heilweg eingeschlagen und versucht, das instinktmäßige Lallen des Taubstummen in ein artikulirtes Sprechen umzuwandeln, und den so Entstummten durch das freie und lebendige Wort der Familie und der menschlichen Gesellschaft wieder einzubürgern. Und wie ursprünglich und naturgemäß dieß Kunstverfahren ist, geht besonders daraus hervor, daß trotz des Mangels an Erfahrung und an wissenschaftlicher Kenntniß des Sprech-Instrumentes schon damals die bedeutendsten Erfolge erzielt wurden, so daß die berühmten Schüler des Pedro Ponce weithin das größte Aufsehen erregten. Um so befremdender ist es daher, daß sich schon gegen das 17. Jahrhundert die von den Arabern herstammende Fingersprache in solcher Ueberwucherung einzuschwärzen wußte, daß sie zuletzt, trotz der glanzvollen Laufbahn des Rodrigue Pereyra in Paris, der künstlichen Lautsprache den Vorraug abeiferte. Als dann im humanen 18. Jahrhundert durch den Abbé

de l'Epée die erste Taubstummen-Anstalt in Frankreich (1760), und durch Samuel Heinicke die erste in Deutschland (1778) gegründet worden, spaltete sich zugleich Europa in jene beiden Lehr-Methoden.

Da der französische Abbé de l'Epée der Zeitgenosse Heinickes, jedes andere humane und wissenschaftliche Interesse der Autorität der Kirche unterordnete, so mußte er in der Wahl seiner Methode mehr darauf bedacht sein, dem zum Heidenthum gesunkenen Taubstummen einen geheimen Schlüssel zur allein seligmachenden Kirche zu verschaffen, als ihm einen Heimathsschein für die bürgerliche Gesellschaft auszustellen. So nahm er, trotz mehrerer glücklichen Versuche durch die Lautsprache, die Finger- und Zeichen-Sprache, nebst der Schrift, als das organische Verkehrs- und Bildungsmittel in seine Anstalt auf und wurde, durch die Ausbildung der künstlichen Mimik, der Stifter der sogenannten französischen Schule, welche sich in ganz Süd-Europa und auch in England, Rußland und Amerika verbreitete. Die Lautsprache, von den Eiferern der Mimik als tollkühne Schulketzerei verworfen, mußte dem ungebildeten Publikum um so mehr als nutzlose Disciplin erscheinen, so lange dem Taubstummen von Gesetz und öffentlicher Meinung die Rechte und Pflichten seiner bürgerlichen Selbständigkeit abgesprochen wurden, ja durch dasselbe Vorurtheil ihm sogar das heilige Band der Ehe untersagt war.

Der Laienbildung ihres Stifters zufolge ist die deutsche Schule von ihrem ersten Auftreten an eine Werkstätte humaner, progressiver Volkskultur geworden. Heinicke hatte sein Institut in Leipzig nicht dazu bestimmt, in trockener Schuldisciplin zu veralten, noch war er gewillt, jeden wissenschaftlichen Fortschritt dem rein kirchlichen Interesse zu opfern. Reich und glücklich begabt, durchforschte er mit seltenem Talent und Feuereifer alle Gebiete der geistigen Kultur, und zog sowohl die Physiologie zur Weckung und Bildung der Stimme zu Rathe, als auch die Kant'sche Philosophie, um seine Methode dem psychischen Entwicklungsprozeß seiner Schüler desto vollkommener anzupassen. Trotz der Vorurtheile seines Jahrhunderts fest und klar überzeugt, daß die Taubheit des Ohres keinen direkten Einfluß auf die Sprachwerkzeuge habe, und daß die Stummheit nicht auf einer fehlerhaften Organisation der Zunge und des Kehlkopfs beruhe, suchte Heinicke den hörbaren Laut durch dessen sichtbaren Träger, die Mundstellungen zu ersetzen und den Taubstummen durch das Absehen oder Ablesen der Sprachformen zu befähigen, nicht allein in geistigen Verkehr zur Mitwelt zu treten, sondern auch die artikulirte Sprache sich anzueignen.

Auf diese Weise erzielte er die schönsten und segensreichsten Erfolge; schon nach 4 bis 5 Jahren Sprachunterricht konnten seine Zöglinge ein mündliches Glaubensbekenntniß am Tage ihrer Einsegnung vor der Gemeine ablegen, und Heinicke reifte immer mehr zu dem vollen Bewußtsein heran,

daß er in der Wahl ſeiner Methode den rechten Weg eingeſchlagen, und der Taubſtumme durch die Inveſtitur mit der künſtlichen Lautſprache der Menſchheit wieder anheimgegeben werden könne, um ſich als thätiges und nützliches Mitglied der Geſellſchaft an den Errungenſchaften der Civiliſation zu betheiligen. Und ſo ließ Heinicke ſich nun niemals mehr die geringſte Sympathie für die franzöſiſche Methode abgewinnen. Und hat er als Gegner der Finger- und Zeichen-Sprache ſeine Wortpfeile oft mit allzu ſchneidiger Schärfe zugeſpitzt, ſo konnte er ſeine Zeitgenoſſen und Nachfolger in der That nicht genug vor einem Abweg warnen, der ſich unter einem gewiſſen Nimbus von pädagogiſcher Autorität zu empfehlen wußte, und dem die deutſche Schule in einem Augenblick der Verblendung die Lautſprache zum Opfer zu bringen in Gefahr ſtand.

Das deutſche Taubſtummenweſen dankt der glücklicheren Methode nicht nur ſein inneres Aufblühen und Gedeihen, ſondern hauptſächlich auch ſeine ſoziale Stellung und ſtaatliche Organiſation. Die künſtliche Lautſprache mußte gleich dem erſten Inſtitut das ehrliche Gepräge der Oeffentlichkeit verleihen und es zu einem ebenbürtigen Zweig der gewöhnlichen Volksſchule ſtempeln. Entfremdet aller Sonderſtellung, konnte der Taubſtummen Unterricht unter ſteter Kontrole des Publikums weder zu einem mechaniſchen Schlendrian erſtarren, noch in geheime Kunſt und frevelhafte Taſchenſpielerei ausarten. Hat alſo die deutſche Schule weniger Aufſehen und Bewunderung als Curioſum erregt, ſo konnte ſie um ſo mehr Nutzen und Segen ſtiften. Und während in Paris öffentliche Vorſtellungen vor Akademie und gekrönten Häuptern Europas das Inſtitut des Abbé de l'Epée mit Ruhm und Glanz bedeckten, iſt Heinicke's beſcheidene Schule in Leipzig durch tägliche Aufopferung und ſtille, thatenreiche Hingebung zu einer der ſchönſten humanen Stiftungen der Neuzeit herangewachſen.

Die deutſche Methode hatte ihrem Urſprunge und Weſen nach den unberechenbaren Vortheil über die franzöſiſche, nicht als haltloſe Spezialität, in gefährlicher Sonderſtellung, ſich in fruchtloſe Verſuche zu verirren. Sobald Heinicke's Schüler in den Beſitz der Sprachlaute gelangt waren, hatte er ihre Geiſteskräfte durch die Disciplinen der Elementarſchule heranzureifen und mit der gewöhnlichen Volksbildung auszurüſten. Aber auch die auf Anſchauung und Symbolik beſchränkte Natur des Taubſtummen kam dabei in Mitrechnung. Jede Disciplin wurde einer unerbittlichen Kontrole unterworfen. Jedes irrationelle Verfahren, wie alles erkünſtelte Machwerk mußte an der Urnatur des Taubſtummen ſcheitern, und jeder mechaniſche Bildungsfactor als unbrauchbar verbannt werden. Heinicke's erſte Wirkſamkeit nahm alſo unwillkürlich eine polemiſche und reformatoriſche Richtung an und es iſt höchſt intereſſant, ihm in ſeiner gewichtvollen Neubil-

dung des deutschen Volksschulwesens zu folgen. Schon ein halbes Jahrhundert vor Pestalozzi hat er mit seltener Geisteswucht die Wurfschaufel der Kritik geführt und dem Mechanismus den Tod geschworen. Seine „Schulmeister-Briefe" bilden durch ihren geschichtlichen Gehalt, ihren Forschergeist eine kostbare Perle in den Archiven der Erziehungslehre. Er zuerst hat die Grundsätze des Amos Comenius wieder aufgenommen und lange vor Basedow den Anschauungsunterricht zum Hauptfactor der Volksbildung erhoben. Und findet sich im deutschen Vaterland kein Kind mehr, das im ersten Schuljahr die sinnlose Marter des Buchstabirzwanges erleidet, so dankt es diese Erlösung dem unvergeßlichen Heinicke; denn die Lautirmethode hat ihre Heimat in den Taubstummen-Schulen, wo sie ein Jahrhundert hindurch gepflegt war, ehe sie in die öffentliche Schulpraxis übergesiedelt ist.

Ist auch nach dem Tode Heinicke's die deutsche Schule durch ein verhängnißvolles Schaukeln zwischen Laut- und Zeichensprache Jahrzehnte hindurch in einen geistigen Rückschritt verfallen, so ist sie doch durch den Pestalozzi'schen Anstoß und die sogenannten Seminar-Taubstummenschulen bald wieder einer bessern Zukunft entgegengeführt worden. Doch wie gehaltvoll die bisherigen Leistungen sind, der jetzige Stand der Wissenschaft macht Ansprüche, die um so weniger abzuweisen sind, als die jüngsten physiologischen Entdeckungen der Sprechheilmethode für Taubstumme eine radikale Neugestaltung sichern.

Der Taubstumme bringt instinktmäßig hohe und tiefe, starke und schwache Töne hervor, denn die Taubheit verhindert nicht das physikalische Spiel der Stimmbänder. Aber es ist Jedermann bekannt, wie dieser ursprüngliche Ton oft dumpf, knarrend, beißend und von Dissonanzen überbürdet erklingt. Und da die Lautsprache des Taubstummen trotz aller Stimmübungen sich nur selten und mehr aus Zufall als aus bewußtem Geschick des Lehrers umwandelte, so ist diese Eigenthümlichkeit bisher ein unlösbares Räthsel geblieben.

Die Analyse des Klanges mittelst der künstlichen Resonatoren führt dies Gebiet in eine ganz neue Aera ein. Es bildet nämlich jeder Vokal einen Akkord, mit dessen Grundton eine bestimmte Anzahl von Obertönen geheimnißvoll mitklingen. Und es ist gerade die Zahl und Stärke dieser Nebentöne, welche jedem Vokal seine musikalische Klangfarbe geben, und denselben bald als weiches und dumpfes u, bald als scharfes e und i, bald als volles a und o erklingen lassen. So lange diese harmonischen Obertöne zu dem Grundton wohlklingende Intervalle, Oktaven, Quinten und Terzen bilden, ist der Vokal ein Wohlklang. Mischen sich aber Nebentöne aus den höchsten Octaven darunter, so nimmt der Vokal, da dieselben zum Grundton dissonirende Intervalle bilden, einen scharfen und grellen Charakter an und er-

klingt als Dissonanz. Dies letztere ist leider der Fall bei dem Taubstummen, und derselbe verfällt in diesen Irrthum nicht nur durch den fehlerhaften An- und Ueberschlag der Stimmbänder (was mit dem Kehlkopfspiegel täglich nachgewiesen wird), sondern wegen der hohen Eigen-Resonanz des menschlichen Ohres streben die meisten Tauben und Schwerhörigen diesem krankhaften Kitzel der Schwebungen nach.

Es fragt sich nun, ob es möglich, die Lautsprache der Taubstummen von der Uebersättigung mit Dissonanzen zu säubern und ihre Vokale in harmonische Akkorde zu verwandeln?

Die so kunstvoll gebaute Mundhöhle ist ein Schallprisma, das durch verschiedene Länge, Weite und Resonanz den Grundton der Stimmritze in seine Schallfarben zerlegt, indem sie bald den einen, bald den andern Nebenton dämpft oder verstärkt. Die Genesis der Vokale beruht hiermit auf dem von Donders entdeckten Gesetz der Hohlräume, nach welchem die Höhe und Tiefe der Vokalklänge der Weite und Enge des Mundraumes entspricht. Jeder Vokal hat seine sogen. Eigenresonanz, seinen Mundraum, der ihm die normale Fülle und den Glanz seiner Klangfarbe verleiht. Je vollkommener der Hohlraum, desto schwächer und leerer der Schall, bis er erlischt und in einen anderen übergeht. So sinkt nach Helmholtz die Resonanz für den Vokal **u** auf das ungestrichene f herab, steigt für **o** und **a** auf b' und b'', bis sie mit **e** und **i** die dreigestrichene Octave erreicht.

Mittelst der fixirten Resonanzen der Mundhöhle ist es demnach physikalisch ermöglicht, der Lautsprache des Taubstummen nicht nur den musikalischen Wohlklang, sondern zugleich eine Ausdehnung von mehreren Octaven zu geben, so daß mit den scharfen Dissonanzen die lästige Monotonie verschwindet. Ueberdieß, sobald die Mundhöhlen richtig abgestimmt sind, ist es leicht, durch das Zusammensprechen mehrerer Taubstummen nicht nur einen vollkommenen Einklang der Stimme, sondern sogar verschiedene musikalische Intervalle und Akkorde zu erzielen, was unglaublich scheint und doch, dem Gesetz der Hohlräume gemäß, so einfach und natürlich ist.

Zu solcher wissenschaftlichen Tragweite herangediehen, fordert aber das deutsche Taubstummen-Bildungswesen vor Allem ganz speziell ausgebildete Lehrkräfte. Es genügt nicht mehr, junge, talentvolle Männer des Schulfaches bloß in die Mechanik der Lautir-Methode einzuweihen und mit den äußeren Kunstgriffen der Erfahrung zu bewaffnen. Der jetzige Fortschritt der physikalischen Wissenschaften verwandelt die phonetische Mechanik in einen wundervollen Organismus, an dessen gesetzmäßigem Spiel Schüler und Lehrer mit Lust und Frucht arbeiten, und Resultate erzielen, die einer so edlen Aufopferung werth und würdig sind.

Allein auch an Schule und Schüler werden immer höhere Anforde-

rungen sowohl in Beziehung auf die Virtuosität des Absehens, als auf die Kunstfertigkeit der Lautsprache gemacht, die aus der rein orthopädischen Mechanik zur ästhetischen Darstellung reifen muß. Und um eine größere Summe von Kenntnissen und einen höheren Grad von geistiger Entwicklung und sozialer Befähigung zu erzielen, ist es zu wünschen, daß das deutsche Reich wenigstens Ein höheres Taubstummen-Institut besitze, oder, was nach der Erfahrung anderer Länder besser und einfacher, daß jede Anstalt durch einen supplementaren, höheren Lehrkursus von zwei weiteren Schuljahren vervollständigt werde. Möchten diese guten Wünsche aus einer dem Vaterlande glücklich wieder angeschlossenen Landschaft im neuen Reiche recht bald zu guten Thaten führen, und möchte dies Reich so zu anderen Ehren den schönen Ruhm verdienen, daß es sich Lob zugerichtet aus dem Munde der Unmündigen: unserer taubstummen Brüder!

Schiltigheim bei Straßburg. Prof. Kilian.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Nationalitäten und Territorien. Aus Siebenbürgen. — Siebenbürgen, dessen Gebiet fast 955 Quadratmeilen umfaßt, war, seit es den Erben der Völkerwanderung durch die vereinte Kraft der Magyaren und der von ihren Königen im Lande angesiedelten Deutschen entrissen worden und zu gesichertem politischen Leben gelangte, in drei nationale Gebiete getheilt, welche nicht bloß im Sprachgebrauche sondern auch in öffentlichen Urkunden als Land der Unger, der Sekler und der Sachsen bezeichnet wurden. Auf keinem dieser drei Gebiete wohnten so ausschließlich magyaren oder Deutsche, daß neben ihnen keine andre Nationalität Raum und Bestand gefunden hätte. Am compactesten saßen Sekler und Sachsen in ihren Gränzen; in der Mitte des Landes und im Westen desselben drängte die magyarische Eroberung zahlreiche Ueberreste der ehemaligen Landesbevölkerung zusammen, welche zu den neuen Herrn in das Verhältniß der Hörigkeit traten und von außen durch Nachwanderung vermehrt, soweit möglich, ihre Ausläufer bald auch in die benachbarten Gebiete der Sekler und Sachsen trieben. Der ungeheure Verlust an Menschencapital, welchen die in entsetzlicher Schnelligkeit sich wiederholenden Türkeneinfälle und in ihrem Gefolge Pest und Hungersnoth, besonders dem deutschen Gebiete, verursachten, schufen ihnen mehr Raum und während die Landesverfassung sie von der politischen Gleichberechtigung ausschloß, konnte ihnen doch nicht gewehrt werden, indem sie einen Theil ihrer Arbeitskraft für die „Herrn" verwertheten, dabei auch selbst numerisch und

wirthschaftlich zu wachsen, bis sie endlich die beiden andern Nationalitäten überflügelnd, heute fast $^3/_5$ der Gesammtbevölkerung Siebenbürgens betragen. Die politische Gleichberechtigung sicherte ihnen die Revolution von 1848 zu, und das österreichische Regiment, sowohl der sogenannten Bach'schen Periode als der Schmerling'schen Aera, hat ihnen gegenüber den Schein, welchen die Revolution an sie ausgestellt, so ehrlich eingelöst, daß es Zeiten gegeben, wo sie beinahe die Schooßkinder der Regierung heißen konnten.

Dem Absolutismus, der mit der militärischen Dictatur begann, galt selbstverständlich das historische Recht der nationalen Gebiete nichts. Er machte auch hierin, unbekümmert um Freund und Feind, reinen Tisch und theilte das Land in zehn Kreise und eine entsprechende Anzahl von Bezirken ein, die von seinen Beamten schlecht und recht nach den alleinigen Grundsätzen der absoluten Staatsräson verwaltet wurden. Als Schmerling aus Ruder gelangte, wurden die nationalen Territorien wieder hergestellt und versuchte die Regierung eine zweckmäßigere Eintheilung des Landes durch den von ihr geschaffenen Siebenbürger Landtag auf „constitutionellem" Wege herbeizuführen. Auf diesem Landtag waren die Nationalitäten jedenfalls nach einem viel gerechteren Maßstabe vertreten als jener genannt werden kann, welchen der magyarische Adel dem Nachfolger Kaiser Josef's II 1791 abgerungen und der das weit überwiegende Schwergewicht der Landesgesetzgebung in die Hände derjenigen Classe der Bevölkerung Siebenbürgens legte, welche dem Staate weder an Blut noch an Geld noch an Bildung noch an Werthen des Verkehrs verhältnißmäßig am reichlichsten diente. Die Sache wurde nur dadurch erträglicher, daß die Competenz der Landesgesetzgebung selbst vielfach beschränkt und wesentliche Gebiete des Völkerlebens der territorialen Gesetzgebung vorbehalten waren. Eine Aenderung der Territorien selbst gehörte ebensowenig in jene, als die Territorien und ihre einzelnen Theile zu irgend einer Zeit durch sie entstanden oder festgestellt waren. Der auf neuer, octroyirter Grundlage von Schmerling berufene Landtag hielt sich für berechtigt, auch die Frage der Landeseintheilung in den Kreis seiner Berathungen zu ziehen, verfiel aber dem Geschicke des Ausgleichs, ehe er darin zu positiven Ergebnissen gelangt war. Der Rechtsnachfolger des ehemaligen Siebenbürger Landtags konnte er schon vermöge seines Ursprunges nicht sein und wollte es auch nicht sein.

Anders verhält sich die Sache mit dem gegenwärtigen ungarischen Landtage. Er hat sein Mandat im besten Falle bezüglich der Gesetzgebung für Siebenbürgen vom Siebenbürger Landtag des Jahres 1848 erhalten, dessen Unionsgesetz von dem zu diesem Zweck durch die Krone berufenen Siebenbürger Landtag des Jahres 1865 trotz mancher entgegenstehenden und von Seiten der darauf anwesenden Sachsen und Romänen auch geltend gemachten

Bedenken einfach für rechtsbeständig und verbindlich erklärt wurde. Er kann also bezüglich Siebenbürgens ein Mehr von Recht nicht besitzen, als worüber die Mehrheit des Siebenbürger Landtags unter Genehmigung der Krone zu verfügen hatte. Wo er darüber hinausgeht, geschieht es auf Gefahr der Verfügungen, die daraus entstehen, und die Sanction der Krone, welche dafür erwirkt wird, ändert ebenso wenig an der Rechtlichkeit derselben, als diese Sanction seinerzeit die von dem Hermanstädter Landtage gebrachten Gesetze vor dem Schicksale der Beseitigung gerettet hat. Nur wenn der Ofen-Pester Landtag auf den Charakter der Rechtscontinuität bezüglich der Gesetzgebung für Siebenbürgen selbst Verzicht leisten und sich einfach auf das Recht des Stärkern berufen wollte, stände es ihm frei nach irgend einer, der augenblicklichen Majorität gerade beliebten, Doctrin auch den Kreis seiner Competenz frei von allen rechtlichen Bedenken zu bestimmen und auszubreiten.

Auf diesem Standpunkt scheint er denn in den letzten Wochen auch angelangt zu sein. Gelegenheit, sich zu ihm zu bekennen, gab zunächst am 6. December die Petition der gesetzlichen Vertretung des Schaeßburger Kreises vom 7. Mai 1873 um Revision des sogenannten Nationalitätengesetzes, bezüglich Milderung der Härten desselben und Hintanhaltung solcher Auslegung von Seiten der Regierungsorgane, welche über die an sich schon drückenden Bestimmungen desselben noch verschärfend hinausgehen. Es ist dieß dasselbe Gesetz, von dem ein hochgeachteter deutscher Publicist unlängst sagte, „daß es den Widerspruch so in sich trage, daß es gleich im ersten Paragraphen mit einem „Weil" an die Spitze stelle was es doch erst schaffen solle, und aus diesem erdichteten „Weil" alles schaffe, was ein Magyarenherz verlangen könne. Die Härte dieses Gesetzes in einem Staate, worin keine einzelne Nationalität mehr als $^1/_3$ der Gesammtbevölkerung ausmacht und fast alle übrigen, außer der magyarischen, in Stammesverwandtschaft mit andern Völkern außerhalb Ungarns, darunter den mächtigsten Culturvölkern Europas, stehen, ist so einleuchtend, daß, als vor nicht langer Zeit bei der Adreßdatte im ungarischen Reichstage die Forderung gestellt wurde, in der Reihe der Reformarbeiten auch die Revision dieses Gesetzes aufzuführen, der Berichterstatter Franz Pulßky den bezüglichen Antrag nur mit dem formellen Grunde ablehnte: dieses Postulat gehöre nicht in die Adresse, zugleich aber hinzufügte, das Abgeordnetenhaus werde bereit sein, seinerzeit in eine Revision des Nationalitätengesetzes einzugehen und dabei den berechtigten Ansprüchen der Nationalitäten gebührende Rechnung zu tragen. — Was geschieht heute? Dieselbe Bitte, ganz correct in der „Staatssprache" vorgebracht, freilich von dem Kreisvorstande als „Bürgermeister" nicht als „polgarmester" unterzeichnet, erscheint der Petitionscommission und ihrem Berichterstatter als Attentat gegen die Heiligkeit der Gesetze; kaum läßt man die Verlesung derselben im

Digitized by Google

Hause zu und das Ergebniß der darüber aufflammenden Debatte ist die „Zurück- und Abweisung" derselben mit „erdrückender Majorität." Für die Ueberweisung derselben an den Minister des Innern zur Berücksichtigung stimmten die sächsischen, serbischen und romänischen Abgeordneten. Es ist gewiß, daß von sächsischer Seite an die Petitionscommission das Ansuchen gestellt worden, die Petition jetzt gerade nicht vor das Haus zu bringen, da man den Augenblick, wo der Reichstag mit der finanziellen Frage vor dem traurigsten Capitel des jungen Staatshaushaltes stand und die Regierung um einen Finanzminister wie einst Griechenland um einen König vergebens sich bemühte und in Folge von beidem alle Leidenschaften der Landboten in unausgesetzter fieberischer Spannung sich befanden, nicht für geeignet hielt, eine Frage von der Bedeutung der vorliegenden mit der erforderlichen Ruhe zu discutiren. Wenn es trotzdem geschah, und Minister und Abgeordnete sofort daraus politisches Capital schlugen, so liegt die Vermuthung nahe, daß es eben deshalb geschehen, um in einem Augenblicke so unerhörter Mißgeschicke die Curse der Regierung und des Hauses in den Augen des Landes, wenigstens des magyarischen Theiles seiner Bevölkerung, wieder etwas zu heben. So rauschte denn der „Beifall" und der „lebhafte Beifall" dem Grafen Szapary ebenso entgegen, der in Ungarn keine Deutschen und Serben, sondern nur „Bürger des Vaterlands" kennen wollte, als dem Commissionsberichterstatter, der sich doch auf das Gegentheil, nämlich eine Repräsentanz berief, die zu $^9/_{10}$ aus Nichtmagyaren bestehe; dem Abgeordneten Julius Horvath, der von der Germanisirung der Romänen durch die Sachsen fabelte, und dem Herrn von Ugron, der in lyrischer Verzückung erklärte: „Grund und Boden haben keine Sprache und was die Zunge der Blumen spricht und was die Lüfte flüstern kann nicht Amtssprache sein" und seine Entrüstung über die kühne Zumuthung der widerspenstigen Sachsen in der historischen Erinnerung gipfeln ließ, daß „die Tyrannei Ludwig's XIV und alle Sünden des Richelieu'schen Regiments vergeben worden, weil sie aus dem zerfallenden Frankreich einen Einheitsstaat gemacht haben. Das ist auch die Aufgabe unserer Regierung." Selbst den berühmten Führer der Linken, Koloman Tißa, ließen die Lorbeern nicht ruhen, welche die ministerielle Partei an diesem heißen Tage sich erringen wollte. Indessen hatte er nicht seinen guten Tag, als er behauptete, nirgends in der weiten Welt existire ein Staat, in welchem unter gleichen Verhältnissen die Nationalitäten in solchem Umfange ihre Sprache gebrauchen dürften, und für den Fall, daß diese Sache weiter betrieben werde, mit behördlicher Maßregelung oder Verschärfung des Nationalitätengesetzes zu Ungunsten der Nichtmagyaren drohte. Wenn es wahr wäre, was derselbe Redner behauptete, daß der ungarische Staat ein höheres Maß von Gleichberechtigung der in denselben zusammengefaßten Nationali-

täten auch in Betreff der Sprache nicht vertragen könne, wogegen indessen die Geschichte dieses Staates ein lautes Zeugniß ablegt, so wäre das ein sehr trauriges Prognostikon entweder für die Lebensfähigkeit dieses Staates oder für den Fortbestand jener Nationalitäten, welche zusammengenommen die große Mehrzahl seiner Bevölkerung ausmachen. Und wenn irgend etwas dem ruhiger urtheilenden Freunde gerade des ungarischen Staates mehr als bedenklich, ja geradezu als eine unerhörte Herausforderung der schwersten Geschicke für diesen Staat erscheinen muß, so ist dieß der Zuruf Tißa's an diese Nationalitäten, „sich zu nehmen, wenn sie könnten, was ihnen der Reichstag nicht geben wolle." Leichtsinniger hat nie noch politischer Unverstand und Hochmuth die Zündfackel in die Nähe des Pulverfasses gebracht, als in solcher Rede geschah. Die Sachsen zwar werden sie nicht noch näher rücken; sie werden warten und können warten — die deutsche Sprache stirbt nicht so leicht. Aber wenn ihnen dadurch das Zutrauen in den Bestand des Magyarenstaates nicht wächst und ihre Liebe zu den gegenwärtigen politischen Verhältnissen desselben nicht erhöht wird, so tragen sie keine Schuld daran. Sie müßten sich selbst verachten, gäben sie sich länger her zu Werkzeugen von Gewalten, die so offen und ungescheut auf das Recht des Stärkern sich berufen, wo doch nur das bessere Recht und die Gesetze der politischen Klugheit das Wohl des Gesammtvaterlandes begründen sollten.

Eine zweite Frage, welche das Ministerium, das nicht leben und sterben kann, in den letzten Tagen aufgewirbelt hat, um die Aufmerksamkeit von den finanziellen Calamitäten abzulenken, ist die sogenannte Territorialfrage. Es handelt sich dabei um nichts geringeres, als um eine völlige Neueintheilung des gesammten Gebietes von Ungarn, Siebenbürgen und dem Banat. Es ist dies ein Gebiet von etwa 4700 Quadratmeilen. Schon seit langer Zeit wird der Versuch gemacht, die Formel zu finden, nach welcher dieser riesige Complex von Land und Leuten von der verschiedensten Beschaffenheit und mit den verschiedensten Interessen gut zu verwalten wäre, ohne zu einer provinziellen Gliederung greifen zu müssen. Die letztere gilt als eine Gefahr für die magyarische Suprematie, weil, sobald man sich dazu entschlösse, es kaum anders möglich wäre, als mindestens Siebenbürgen und dem Banate eine gewisse Autonomie zu verleihen, welche man doch durch die Union mit großer Mühe erst beseitigt zu haben glaubt. So bietet gegenwärtig Ungarn in dieser Beziehung eine Analogie zu Frankreich, nämlich das Bild eines Staates, in welchem das organische Zwischenglied zwischen dem Kreise und der Centralregierung fehlt und alle Fäden der Verwaltung bis auf ganz unbedeutende herab in den Ministerialbureaus zusammenlaufen. Da nun die Kreise nicht systematisch geschaffen, sondern historisch geworden sind, so zeigt sich eine außerordentliche Verschiedenheit derselben nach Größe,

Bevölkerung, Steuer- und Productionskraft. Das Munizipalgesetz vom Jahre 1870, bereits völlig durchweht von dem in der gesammten Gesetzgebung Ungarns immer mehr zur Geltung gelangenden Grundsatz der Unificirung, hat nun ohne Rücksicht hierauf für alle Kreise einen Verwaltungsapparat bestimmt, der den Schein der Selbstverwaltung überall mit großen Kosten bezahlen läßt. Diese Kosten sind für die kleinern und ärmern Kreise unerschwinglich und selbst für die größten drückend in einem Lande, wo aller Patriotismus bei der Zeichnung auf das letzte Anlehen nicht eine Million im Staate selbst placiren konnte. Dem soll nun abgeholfen werden durch das allerdings höchst einfache Mittel der Verringerung der Zahl der Kreise. Eine zum Theil wenigstens selbstgeschaffene Schwierigkeit soll behoben werden, indem man — so fürchten nicht wir allein — neue, noch größere schafft und sich darauf versteift, die Wurzeln eines unläugbar vorhandenen Uebels, der unglaublich schlechten Verwaltung, nur nach einer Seite hin zu finden. Von allen Seiten hat sich denn auch bereits die Einsprache gegen die Vorlage des Ministeriums erhoben, noch ehe dieselbe vollinhaltlich bekannt war. In der letzten Sitzung vor Weihnachten legte trotzdem der Minister des Innern dieselbe auf den Tisch des Abgeordnetenhauses. Was Siebenbürgen anbelangt, übertrifft sie die weitgehendsten Erwartungen.

Siebenbürgen gliederte sich bisher in 26 Kreise, von denen 5 auf das Seklerland, 11 auf den sogenannten Königsboden oder das Sachsenland fielen, die übrigen 10 dem ehemaligen Ungarland angehörten. Die Ausdehnung derselben schwankte zwischen nicht ganz 4 und 109 Quadratmeilen, die Bevölkerungsziffer zwischen 12000 und 227,000. Die relativ bestverwalteten waren unbestritten nicht die größten. Wo die Kunst der Verwaltung überhaupt noch in den Anfängen steht, wächst die Schwierigkeit unverhältnißmäßig mit der Ausdehnung des Gebietes und übersteigt allzuleicht die verfügbaren Kräfte. Die Zahl derer, die weder lesen noch schreiben können, steigt in den größeren Kreisen, abgesehen von dem noch mehr verwahrlosten weiblichen Geschlechte, bis auf 92% und bessert sich auch in den kleineren, besonders in Folge der überall noch zurückstehenden romänischen Bevölkerung, nur bis zu 41%. Es giebt sogar Städte und privilegirte Marktflecken, die das Recht der besondern Abgeordnetenwahl zum Reichstage besitzen, in denen 80% der männlichen und 91% der weiblichen Bevölkerung weder lesen noch schreiben können. Es giebt Kreise, wo auf 1800 Seelen nur 1 Lehrer, dagegen schon auf 500 ein Beamter und auf 2000 schon ein Advokat entfällt; Kreise, in denen keine einzige Apotheke und kaum ein Arzt thätig sind; ja Kreise, in denen nicht ein einziges mehr als ebenerdiges Wohngebäude sich befindet. Der Procentsatz der Gewerbetreibenden schwankt zwischen 0.93 und 8.58; der der Urproducenten zwischen 53·50 und 21·39.

Wenn es unter solchen thatsächlichen Verhältnissen überhaupt schwer ist, eine Gliederung in politische Verwaltungskreise zu finden, welche gleichmäßig den Vorgeschrittenen nicht hemmt und den Zurückgebliebenen fördert und nach beiden Seiten hin dem wohlverstandenen Interesse des Staates und des Einzelnen dienstbar ist, so ist dieses rein unmöglich dann, wenn als der maßgebende Gesichtspunkt auch hier wieder nur das Interesse einer einzelnen Nationalität in's Auge gefaßt und bestehendes Recht verachtet wird. Von diesem Geiste getragen und geschaffen stellt sich die neue Karte von Siebenbürgen dar. Die 26 bisherigen Kreise, von denen einer erst vor wenigen Jahren geschaffen worden und selbst in dem Gesetz über die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn eine formelle Garantie gefunden hat, von denen weiterhin den 11 sächsischen von der gegenwärtigen Gesetzgebung Ungarns wiederholt ein besonderes Munizipalgesetz feierlich zugesichert worden, werden in 8 verschmolzen, deren Vororte so ausgewählt wurden, daß, wo es nur möglich war, die günstigsten Aussichten für die baldige Suprematie des magyarischen Elementes sich ergäben. Wo letzteres nicht möglich schien, suchte man wenigstens so viele gegensätzliche Elemente in den einen Kreis zusammenzupferchen, daß der nationale Hader in Permanenz erhalten und ewig die vielleicht sonst in verschwindender Zahl vorhandenen Magyaren zu Schiedsrichtern berufen werden. Wo einzelne Comitate in neuerer Zeit sich in besonderer Weise als oppositionell in Betreff des Sprachenzwanges erwiesen, wurden sie ohne weiteres cassirt. Am schlimmsten ergeht es dem bisherigen Sachsenland. Nachdem schon 1869 durch eine einfache Verfügung der Regierung etwa 50,000 nichtdeutsche Seelen in sein Gebiet eingeschoben worden, betrug der Procentsatz der deutschen Bevölkerung noch immer über 42%, und war die Verwaltung dieses Gebietes, wenn auch nicht im Vorschreiten begriffen, doch gewiß die beste in Siebenbürgen. Dieses Gebiet wird jetzt nach vier Seiten zerschlagen. Von dem alten Kerne, der „provincia Cibiniensis" wie es auf dem von den ungarischen Königen verliehenen Siegel heißt, wird ein Kreis mit magyarischen, romänischen und deutschen Gebieten vereinigt, so daß die drei Nationalitäten darin sich einander, wenn auch die mittlere der Zahl nach überwiegen sollte, doch so ziemlich das Gleichgewicht halten werden; ein schmaler Streifen wird von seinen Vororten, die in nächster Nähe davon liegen, losgeschnitten und an neue weitentfernte, nicht deutsche Amtssitze gewiesen. Der Rest, der noch immer deutsch bliebe, erhält eine Zugabe von etwa 35,000—40,000 Romänen, um seine civilisatorische Mission an diesen zu üben. Der reinste deutsche Kreis, in welchem blos 19% nichtdeutscher Bevölkerung sich befanden, wird mit einem ebenso rein romänischen Kreise zusammengekoppelt und erhält noch einige andere Zugaben, in denen auch magyarische Elemente mindestens in

der Zahl vorhanden sind, um bei einiger Nachsicht der Studien in dem neuen Vororte den ganzen Kreis mit patriotischen Beamten zu versehen. Es ist ein Experiment, so unsinnig, als je eines aus dem politischen Chauvinismus geboren worden. In keinem Staate der Erde hätte es die geringste Aussicht, in Wirklichkeit übersetzt zu werden, als hier; selbst hier würde sich die altmagyarische Anhänglichkeit an die „tausendjährigen" Comitate, die mit der Geschichte und der eigensten Natur des Staates auf das innigste verbunden sind, aufbäumen gegen die zugemuthete Aenderung und Umwandlung in bloße gouvernementale Departements, wenn die Regierung nicht leicht für den Köder gesorgt hätte, dem ein echtes Magyarenherz nicht widersteht, daß auf diesem Wege am leichtesten und gründlichsten der nationalen Prätension der verhaßten Deutschen — mit den Andern hofft man wenigstens noch eine Zeit lang durch Geld, Branntwein und Schinken fertig zu werden — begegnet werden könne.

Was die Sachsen dem gegenüber thun werden? In dem Abgeordnetenhause in Ofen-Pest wiederholen, was die sächsische Nationsuniversität in Hermanstadt bereits gethan hat, nämlich darauf hinweisen, daß solche Förderung des nationalen Zerstörungswerkes keine politische Weisheit, solche unnatürliche Zusammenschweißung ungeschlachter Munizipien keine Bürgschaft besserer Verwaltung, solche Mißachtung des bestehenden Rechtes keine Pflanzschule patriotischer Gesinnung für die Nichtmagyaren, solches Auflassen der traditionellen Regierungsgrundsätze in Ungarn vielmehr nach allen Seiten hin nur eine vitale Gefährdung seiner edelsten Lebensinteressen sein könne. Es ist Sachsenrecht, auf Königswort und Reichsgesetz wohl gegründet, daß „weder des Königs Majestät, noch irgend welcher andre Mensch Stühle, Dörfer, Ländereien und Jurisdictionen, welche von Rechtswegen zu den sieben Stühlen — so hieß damals das Sachsenland — gehören, von denselben auf irgend welche Weise abtrennen dürfe" (1441) und der größte König Ungarns, Mathias Corvinus, giebt ihm 1471 die Versicherung, daß insbesondere jene von ihm selbst etwa ausgestellten Briefe, „welche auf eine Losreißung der in jenen Stühlen gelegenen Dörfer und Besitzungen sich beziehen, ohne alle Rechtskraft sein sollen". Wo irgend jemals Aenderungen im territorialen, auf Vertrag beruhenden, Besitzstande der sächsischen Nation in Siebenbürgen in Frage standen, wurde darüber nicht anders als mit Einwilligung der Nation selbst entschieden. Der letzte siebenbürgische Landtag vom Jahr 1865 machte die von den sächsischen Abgeordneten gestellte Forderung der „Unantastbarkeit ihres Territoriums" zur eignen Sache, und die gegenwärtige Regierung Ungarns hat es in kurz verflossener Zeit nicht an der Versicherung fehlen lassen, daß „die Rechtslage derselben unter der Heiligkeit des Gesetzes und unter Mitwirkung des Fürsten wie auch der

Volksvertretung des Sachsenlandes selbst Feststellung und sichern Bestand erlangen werde, wobei die gehörige Würdigung der Ansprüche der sächsischen Nation sowohl seitens Sr. Majestät und dessen Regierung als auch seitens der übrigen Factoren der Gesetzgebung mit Zuversicht zu erwarten sei".

Ob von solcher Vertheidigung etwas zu hoffen sei? Aufrichtig gesagt, kaum; denn es gewinnt die Entwickelung Ungarns immer mehr den Anschein, als ob dieser kaum aus schweren Wehen geborene Staat, so sehr auch sein Bestand durch natürliche Verhältnisse bedingt und insbesondere ein Interesse des deutschen Volkes sein mag, doch durch den nationalen Fanatismus ebenso gewiß seiner Auflösung entgegengetrieben werde, als ehedem unter vielfach ähnlichen Verhältnissen es dem regierungsunfähigen und doch auf die Alleinherrschaft so eifersüchtigen Adel Polens gelungen ist, ein altes, einst mächtiges und als Schutzmauer gegen Rußland im europäischen Interesse gelegenes Reich bis in die Wurzeln hinein und für immer zu zerstören.

Ultramontane Kritik der bayrischen Reichstagswahlen. Aus Passau. — Die Wahlen in Bayern haben Niemandem rechte Freude gemacht, auch den Ultramontanen nicht. Anfangs freilich kannte der Siegesjubel der klerikalen Blätter keine Grenzen. Allein sie sind allgemach recht kleinlaut geworden, und wenn die Herren, welche die Wahlen gemacht haben, unter sich zu sein glauben, so ziehen sie gar bedenkliche Gesichter. Und in der That, nichts klingt ermuthigender für die liberale Partei, als die elegischen Betrachtungen dieser Mißvergnügten. Ja, wir möchten behaupten, daß der Ausfall der bayrischen Wahlen eher tröstlich als beunruhigend wirken müsse. Man spricht von der „siegreichen Macht der Wahrheit". Das ist gewiß mehr als bloße Phrase. Wo entgegengesetzte Geistesrichtungen den Kampf ums Dasein kämpfen, da wird das Vernünftigere immer im Vortheil sein, und wäre es nur aus dem Grunde, weil das Unvernünftige und Verkehrte zu seiner Vertheidigung größere und unerquickliche Anstrengung seiner Fürsprecher erfordert. Das „Trägheitsgesetz" hält das Getriebe des Universums in Ordnung, — eine Art Trägheitsgesetz im angedeuteten guten Sinne wird auch auf dem Gebiete des geistigen Geschehens seine regulatorische Kraft bethätigen, freilich in anderer Weise als diejenigen hoffen, welche auf die Denkträgheit der Massen ihre Herrschaft gründen. In den Zeiten geistiger Stagnation kann ein Volk versinken in rohen Aberglauben und von den Pfaffen umstrickt zu ihrem gefügigen Werkzeug werden. Aber wir leben in einer Zeit, wo jeder herangezogen wird, für seine Meinung einzutreten und ihre Kraft an der Kraft anderer Anschauungen zu messen. Und darum kann die Geistesbewegung auch in Bayern nicht rückwärts gehn und wir denken, die Resultate der bayrischen Wahlen liefern Thatsachen, die für uns sprechen.

Wie im größten Theile des katholischen Bayerns, so geht auch durch die Gemüther unseres wackeren niederbayrischen Volksstammes ein zwiespältiger Zug, der auch äußerlich leicht erkennbar ist. In vielen Häusern und Hütten, besonders des bayrischen Waldes, finden Sie die Bildnisse des deutschen Kaisers und der obersten Heerführer in schöner Umrahmung, daneben aber im Glasschranke liegen die Hefte des „Sendboten vom heiligen Herzen", der den Frauen des Hauses mit Vorliebe Anekdoten von Wunderkuren, die das heilige Herz allein oder im Vereine mit dem heiligen Ignaz und andern Heiligen ausgeführt hat, als geistige Nahrung darbringt. Dieser zwiespältige Zug ist in dem so verschiedenen Ausfall der Wahlen von 1871 und 1874 zum Ausdruck gelangt. Jene trugen mehr einen politischen, diese einen religiösen Charakter.

Am 10. Januar haben die Römlinge ihre Macht erprobt. Wenn man beurtheilen will, ob diese Macht im Zunehmen oder im Abnehmen begriffen ist, so darf man die neuesten Wahlen nicht vergleichen mit denen von 1871; man muß zurückgehen auf die Zollparlamentswahlen vom 10. Febr. 1868, weil damals, gerade wie jetzt, der Clerus es darauf abgesehen hatte, eine Kraftprobe abzulegen. Und er hat sich damals stärker erfunden als jetzt, obgleich er diesmal Anstrengungen gemacht hatte, die nicht mehr überboten werden können, und alle seine Trümpfe auf einmal ausspielte. Zwar ist die Zahl der bayrischen Wahlkreise, in welchen der Klerus seine Candidaten durchgesetzt hat, genau dieselbe, wie vor 6 Jahren. Von 36 Wahlkreisen, in welchen die katholische Bevölkerung überwiegt, haben 32 jetzt, wie damals, die von den Klerikalen aufgestellten Candidaten gewählt, zum Theil mit erdrückenden Majoritäten. Allein die Freude des Klerus über den wiederholten Sieg wird diesmal sehr gedämpft, wenn er die Wähler überschaut, und nicht minder gedämpft, wenn er die Gewählten in der Nähe betrachtet.

Unter den ultramontanen Blättern Bayerns ist es besonders die hier erscheinende Donauzeitung, in der die Stimmungen und Anschauungen der Priesterschaft ihren journalistischen Ausdruck finden. Das unscheinbare Blättlein wird für Bauern und kleine Leute geschrieben; es dient aber nebenbei den geistlichen Heeren auch dazu, sich über die Köpfe dieses Publikums hinweg unter einander über ihre Parteitaktik, ihre Hoffnungen und Befürchtungen zu verständigen. In diesem Blatte nun klagt ein Priester, der in einer ganzen Reihe von Leitartikeln die Wahlen glossirt und offenbar mit den einschlagenden Verhältnissen wohl vertraut ist: „Es würde eitel Selbsttäuschung sein, wenn wir unsern Jubel aus einem Vergleich der jüngsten Wahlen mit denen von 1871 schöpfen wollten. Mit den Zollparlamentswahlen verglichen, haben wir aber seit 6 Jahren keinen Fortschritt gemacht. Unter

der Herrschaft des Liberalismus zerbröckelt auch das bayrische Volk sichtlich. Was die Wahlen auf dem Lande anbelangt, so sind mir die Wahlen geradezu beweinenswerth erschienen. Es giebt beinahe in allen Dörfern des katholischen Bayerns schon Leute, welche mit ihrem katholischen Glauben gebrochen haben. Denn unter den gegenwärtigen Umständen bedeutete der liberale Wahlzettel in der Hand eines Katholiken die formelle Abfallserklärung vom Glauben".

Eine formelle Abfallserklärung war das liberale Votum „unter den gegenwärtigen Umständen" allerdings. „Ihr seid im Gewissen verpflichtet, gut (d. h. vatikanisch) katholische Männer zu wählen!" riefen die bischöflichen Hirtenbriefe in das Land. Wenn man weiß, was dieser Ruf besagen will, der in allen Tonarten wiederholt wurde von den „geistlichen Herren" auf dem Lande, „die ja doch unsere Seelen in der Hand haben, wenn es mit uns auf die Letzt geht", und der aus dem Munde geängstigter Frauen und fanatisirter Nachbarn widerhallte, — wenn man überhaupt die Zustände in unsern Landgemeinden kennt, so muß man staunen, daß in Niederbayern trotz alledem sich 10,000 Männer gefunden haben, die gegen die Candidaten des Klerus für freidenkende, zum Theil für altkatholische Männer stimmten. In der Stadt Passau selbst trug der liberale Candidat (altkatholisch) 1111 Stimmen davon und nur halb soviel (557) erlangte der ultramontane Krätzer. Daß die Klerikalen diese Thatsachen beweinenswerth finden, ist wohl begreiflich. „Nein, meine Herren", ruft jener niederbayrische Priester aus, „wenn wir nicht bald Luft bekommen, dann gehen wir zu Grunde! Der Liberalismus ist im Zunehmen". Dieselben Klagelieder werden auf der Kanzel angestimmt. So hörte ich schon einige Monate vor der Wahl in unserem Dome in der Sonntagspredigt einen jungen Geistlichen sich bitter darüber beklagen, daß man sogar auf dem Lande neuerdings betrübende Erfahrungen mache, daß die vorgeschriebenen „Andachtsübungen" von Vielen nur noch verdrossen und eilfertig abgemacht würden und der Priester nicht mehr die willige Herde finde, wie ehedem. Und solches geschieht in Niederbayern, das die Ultramontanen noch als die festeste ihrer Burgen betrachten dürfen, in Niederbayern, welches neulich der leitartikelnde Priester der Donauzeitung (Nr. 18) in cynischem Uebermuthe mit den Worten zu höhnen wagte: „Niederbayern würde die Kaminkehrer wählen, wenn uns die Pfarrer noch nicht schwarz genug wären".

Der Mann hat Recht: die Schwarzröcke sind heute noch im Besitze der Herrschaft. Aber sie selber fühlen und gestehen, daß ihre Herrschaft anfängt zu zerbröckeln; ihre Tage sind gezählt — es wird Licht. Die Wähler haben den Klerikalen also diesmal mehr Sorge, als aufrichtige Freude gemacht. Die Gewählten nicht minder.

„Ich ging die Reihen auf und ab,
und nannte alle Namen,
doch Keiner war, der Hoffnung gab,
von Allen, die da kamen",

ſo klagt der geiſtliche Publiciſt in Nr. 24. „Da ſind nun vor allem wieder eine ganze Menge Bürger und Bauern darunter, welches ohne Zweifel ganz brave Leute ſind; daß aber auch die Bauernhaftigkeit nicht vor liberalen Tugenden ſchützt, beweiſen Namen wie Föckerer, Kaſtner und Preſtele. Ferner ſind ſogenannte Verzweiflungscandidaten da, d. h. diejenigen, welchen man es in der Ferne anſieht, daß ſie genommen wurden, weil wegen der Diätenloſigkeit Niemand anders aufzutreiben war. Kurz und gut, Bayern ſchickt 32 Mann Hülfstruppen nach Berlin mit der Bitte, ſie unter die dortigen Führer einzuſtellen".

Die klerikale Partei hat 1868 mit ihren Candidaten betrübende Erfahrungen gemacht. Es dauerte nicht lange, ſo ſtellte ſich heraus, daß mancher Gewählte, der für einen Mann nach dem Herzen der Schwarzröcke gehalten wurde, die Hoffnungen dieſer Partei nicht erfüllte und auf der Seite ihrer Gegner ſtand. Wir erinnern an Keſter, Sepp, Gürſter, Schneider, Edel, Frhr. v. Guttenberg u. A. „Man wird auch diesmal wieder ſein blaues Wunder erleben", ſchreibt unſer Kleriker, „die Deputirten gefallen mir gar nicht — und ich kenne ſie beinahe alle perſönlich. Wir haben niemals eine ſchwächere Candidatenliſte aufgeſtellt". Glauben doch die Ultramontanen Grund zu haben, ſogar ihrem Jörg, der neuerdings für die theilweiſe Aufhebung der bayriſchen Geſandtſchaften geſtimmt hat, ihr Vertrauen zu entziehen.

Ihr Unmuth über die Gewählten geht ſo weit, daß ſie ſich nicht ſchämen, dieſelben Männer, die ſie vor der Wahl dem Bauer anprieſen, jetzt vor dem Lande zu demüthigen: „Die Männer, die aus den jüngſten Wahlen hervorgegangen, ſind doch allzuklein, Weſtermayer und vielleicht einen oder zwei ausgenommen iſt nicht eine einzige Capacität darunter". Mit dieſem Fußtritte dankt die Partei der Donauzeitung den Männern, die ſich dazu hergegeben haben, als ihre Candidaten genannt und gebraucht zu werden. Sie hat ſie benutzt, eine Demonſtration in's Werk zu ſetzen und das iſt ihr gelungen. Daß es ihr jedoch nicht gelungen iſt, mit dieſen Wahlen einen wirklichen Erfolg zu erzielen, einen Erfolg, wie ihn dieſe ſchwarzen Charlatane wünſchen, in deren Weltbeglückungsrezept die Dummheit des Volkes das weſentlichſte Ingrediens bildet, geht aus dem Angeführten genugſam hervor. — h —

Der Ultramontanismus an den preußiſchen Schulen. I. Vom Rhein. — Unſere Volksſchule, die fruchtbare Pflanzſtätte geiſtiger Bildung und Ge-

sittung, ebenso leicht aber auch die eines vaterlandslosen Ultramontanismus, sucht natürlich die katholische Geistlichkeit als eine ihr von Gott und Rechts wegen zugehörige Domäne für die alleinseligmachende Kirche zu erhalten und gegen die „Anmaßungen" der weltlichen Macht zu vertheidigen. Aber die Ziele, welche die vorgeschrittene Humanität unserer Zeit der Schule stecken muß: Einprägung einer größern Summe angemessenen Wissens, intensivere Schulung der geistigen Fähigkeiten, Entwicklung eines pflichtgetreuen Willens und nationalen Sinnes können unter einseitig geistlicher Aufsicht und Bevormundung, die dazu meist der erforderlichen pädagogischen und didaktischen Kenntnisse, ja der Lust und Liebe zur Schule entbehrt, sie können ohne Trennung des Lehramtes vom Küsterdienste nie und nimmer auch nur annähernd erreicht werden. Was bis jetzt von seiten des um Schule und Lehrer hochverdienten Cultusministers zur Förderung der Volksschule, namentlich in Betreff der Schul-Inspectoren angeordnet ist, ward mit Recht als ein nicht zu unterschätzender Fortschritt dankbar begrüßt, schneidet aber noch nicht genug in das herrschende tief und fest gewurzelte System und Wesen ein; oder aber seine Absichten werden durch die anders gesinnten Executiven hier und dort in der Durchführung mehr oder minder vereitelt. Besonders die nicht selten anzutreffende Hinneigung der Regierungsschulräthe zum Clerus und ihre seit Jahren gepflegte Vertrautheit mit den geistlichen Schulinspectoren I. und II. Classe haben in Verbindung mit der in den Seminarien den Elementarlehrern eingeimpften Denkart zu dem überraschenden Ergebniß geführt, daß die größere Mehrzahl der Lehrer auf dem Lande im engen Bunde mit ihren Pfarrherrn, ihren nächsten Vorgesetzten, die Regierung in dem jetzigen Kirchenconflicte bekämpft. Gerade diese haben nicht wenig dazu beigetragen, daß das Landvolk die Predigt der Geistlichkeit über die angeblich beabsichtigte Protestantisirung der Katholiken für Wahrheit hält und von einer krankhaft aufgeregten Stimmung erfüllt ist, die in den meisten katholischen Ortschaften der Rheinprovinz den Gang zum Wahltische zu einer Kreuzfahrt gestaltet hat. Die übrigen Elementarlehrer befleißigen sich einer zuwartenden neutralen Stellung, um einen Zusammenstoß mit einer der streitenden Mächte zu vermeiden, dem aber an manchem Ort nicht mehr vorzubeugen sein wird, wo die renitenten auf ungesetzlichem Wege neu ernannten Kapläne und Pfarrherrn Dienstleistung bei den von der Regierung verbotenen Amtshandlungen verlangen. Lösung aus dieser unnatürlichen Zwitterstellung und Befreiung von der geistlichen Schulinspection würde an nicht wenigen Orten schon ein unverächtliches Gegengewicht gegen den jetzt einzig maßgebenden geistlichen Einfluß erzeugen. Eine sachverständige Controle der Schule und die relative Selbständigkeit der Lehrer könnte aber erst dann ihre volle segensreiche Wirkung üben, wenn zugleich die wissenschaftliche Aus-

bildung des Elementarlehrerstandes noch mehr gehoben würde und die äußern Verhältnisse desselben eine durchgreifendere Aufbesserung erführen.

Wie an den Volksschulen, so ist auch an den höhern Lehranstalten die ultramontane Macht noch zu brechen. Zwar verdienen auch auf diesem Gebiete zwei neuere Anordnungen alle Anerkennung: die Aufhebung der Jesuitencongregationen und die angebahnte Unterdrückung der den Cadavergehorsam erziehenden Knabenconvente; während andere Verfügungen, die in liberalem Sinne gegeben scheinen, sich als weniger werthvoll erzeigen. Im Ganzen und Großen ist jedoch die römische Kirche im ungestörten Besitz ihrer einflußreichen Sonderstellung an den Gymnasien und Realschulen geblieben. Die Jesuiten sind fort, aber sie haben den Jesuitismus zurückgelassen, welcher noch weiter um sich greifen wird, je mehr die jüngeren Kleriker in die Pfarrämter und Religionslehrerstellen einrücken und in römisch-hierarchischem Geiste weiter arbeiten. Und doch sind es gerade die Zöglinge dieser Schulen, welche der geistigen Entwickelung und Richtung unseres Volkes Impuls und Halt bieten sollen, und unter ihnen zumeist diejenigen Schüler der Gymnasien und Progymnasien, welche dereinst zu Trägern der Staatsgewalt und der Gesetze, oder zu Priestern und Seelsorgern berufen sein werden. Das Lebensinteresse des Staates erheischt also, alle der Pflege ultramontaner Gesinnung förderlichen Einrichtungen dieser Anstalten einer besonders gewissenhaften Prüfung zu unterziehen und, was nur immer gefahrdrohend scheint, von Grund aus auszurotten. Freilich hat der umsichtige Cultusminister nicht gesäumt, einen Kreis erfahrener Schulmänner und mit den Bedürfnissen der Schule vertrauter Persönlichkeiten um sich zu versammeln und für die künftige Organisation der höhern Unterrichtsanstalten eingehende Vorberathungen zu halten, aber nach dem, was in die Oeffentlichkeit gedrungen, haben die religiösen Verhältnisse katholischer Anstalten geringere Rücksicht gefunden, als sie in der That verlangen. Denn sonst würde man den obligatorischen Religionsunterricht und die Kirchenpflichtigkeit aller Schüler schwerlich einstimmig anempfohlen haben. Frühere Mahnrufe aus Schlesien, Hessen und der Rheinprovinz, welche auf die ungestörte Herrschaft des Ultramontanismus und deren schlimme Folgen hinwiesen, sind demnach, kaum gehört, wieder verhallt. Indessen kann eine genaue Kenntniß der rheinischen Gymnasialzustände doch unbedingt versichern, daß Ausschreitungen eines religiösen, die Thatsachen fälschenden Fanatismus, etwa im weltlichen Geschichtsunterricht, wie sie diese Zeitschrift früher (1873, I, 863 fg.) berichtet hat, vereinzelte Erscheinungen und von seiten eines Gymnasiallehrers wenigstens kaum mehr zu fürchten sind, desto eher aber dereinst von den Religionslehrern und ihren Stellvertretern. Zwar bekennt sich nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl jener offen zum Altkatholicismus, doch hegen die übrigen in großer Mehrheit

ähnliche Anschauungen, selbst wenn sie es für opportun erachten sich auf die Zustimmung der sogenannten Staatskatholiken-Adresse, der merkwürdigen Verquickung des Syllabusglaubens und der Anerkennung der Landesgesetze, zu beschränken. (Beiläufig sei bemerkt, daß nach dem Ausweise der „Germania" die meisten Unterzeichner notorisch Altkatholiken sind, welche nur ihre Loyalität bekunden wollten.) Der unbedeutende Rest, welcher früher meist an der Spitze der schwarzen Bewegung glänzte, findet es bei der in den höhern Regionen herrschenden scharfen Strömung zuträglich, ja keinen Anstoß zu erregen. Von dieser Seite ist also keine nachtheilige Einwirkung zu besorgen, wohl aber von zwei Grundübeln, an welchen die beregten Anstalten leider noch kranken; nämlich 1) von der fast uneingeschränkten Machtvollkommenheit der katholischen Religionslehrer, die, beinahe nur vom Bischofe abhängig, ohne alle Rücksicht auf den elterlichen Willen, durch alle Zwangsmittel der Schule unterstützt, ihre Thätigkeit üben, und 2) von der beinahe schutzlosen Abhängigkeit der Lehrer von den früher meist ganz ultramontanen, jetzt noch gelinde ultramontanisirenden Provinzialschulräthen und Directoren. Nicht besser als am Rhein steht es wohl in den übrigen Provinzen, welche katholische Gymnasien besitzen.

Die Befugnisse der Religionslehrer umfassen einerseits die Ertheilung des Religionsunterrichtes ohne die geringste Beaufsichtigung und Beurtheilung durch ihre Directoren, andererseits die Anordnung der kirchlichen Pflichten für die katholischen (Lehrer und) Schüler nebst der Berechtigung, diese mit Hülfe der Direction und der Lehrer zur Durchführung zu bringen.

Ein Ministerial-Erlaß untersagt allerdings, die päpstliche Unfehlbarkeit in der Schule zu lehren, aber der infallibilistische Geistliche wird sich offenbar nicht durch das Verbot einer weltlichen Gewalt in seinem Gewissen gebunden erachten, da er ja nach der jetzt so geläufigen Einrede und Praxis Gott, d. h. dem Papste und den Bischöfen, resp. den Jesuiten oder Pater Beck mehr gehorchen muß, als den Menschen, d. i. der Regierung des Staates und seinen Gesetzen. Nur ein ganz schwarzer Fanatiker, etwa wie der eine cölnische Religionslehrer, welcher kürzlich seinen Schülern den gewissen Untergang des deutschen Reiches und den unverwüstlichen Bestand des katholischen Frankreichs prophezeite, wird dreist die Anordnung der vorgesetzten Behörde zu übertreten wagen, um nicht den angenehmen und einträglichen Posten zu verlieren*), aber die andern werden schon Schleichwege aufzuspüren wissen,

*) Obgleich die wissenschaftliche Vorbereitung eines katholischen Religionslehrers (meist in Seminarien gewonnen, in welchen z. B. in Trier und Paderborn manche Docenten gerade in dem Fache nicht unterrichten, welchem sie vor ihrer Berufung Zeit und Kraft gewidmet haben,) und die Anforderungen seiner amtlichen Thätigkeit sich nicht im entferntesten mit den angestrengten Universitätsstudien der Gymnasiallehrer und den un-

auf denen sie jenen „Ukas" des Ministeriums umgehen und doch ihrer vermeintlichen Gewissenspflicht gegen die geistlichen Oberen genügen können. Enthalten doch die in den Schulen gebrauchten Religionshandbücher in ihren neuesten Auflagen die Unfehlbarkeitslehre. Wenn also der Religionslehrer seine Schüler in das ultramontane Fahrwasser im Unterrichte bis zu dem betreffenden Abschnitte hineinführt, dann ihnen aber eröffnet, gemäß eines Erlasses der (protestantischen, die Katholiken und die heilige Kirche verfolgenden) Regierung dürfe der folgende so wichtige Theil der Lehren des katholischen Glaubens, die Säule und Grundfeste der Wahrheiten, nicht gelehrt und nicht gelernt werden, welche Wirkung muß eine solche Mittheilung des ministeriellen Verbotes in den jugendlichen Gemüthern hervorbringen! Bietet sich nicht ferner der bequeme Ausweg dar, eben dieses Thema in der Predigt von der Kanzel zu behandeln oder die bedenkliche Sache einem stellvertretenden Confrater zu überlassen? Davon würde die Behörde kaum Kenntniß erhalten oder nehmen.

Mit einer derartigen Einschränkung des Unterrichtsstoffes ist demnach nichts oder wenig zu erreichen, wenn nicht gar gerade das Gegentheil des Beabsichtigten erzielt. Da müßte man eine weit umfassendere Begrenzung des Lehrstoffes vornehmen, wenn eine wesentliche Verschärfung der confessionellen Gegensätze verhütet werden sollte. Denn wie steht es überhaupt mit den Problemen, welche jetzt im katholischen Religionsunterrichte vorzugsweise vorliegen, und was wird erst die Zukunft bringen? Schon die jetzigen, früher meist toleranten Geistlichen der ältern Schulung, die aber als bekehrte Antiinfallibilisten bei der heutigen Bedrängniß (!) der katholischen Kirche einen nicht zu verachtenden Convertiteneifer an den Tag legen, verwandten bisher die Religionsstunde hauptsächlich auf die Einprägung solcher Dogmen, welche dem Katholicismus spezifisch eigen sind und nach der vaticanischen Wendung der Dinge und dem entbrannten Streite noch mehr hervorzukehren sind. Dies lehren die freilich mangelhaften Einblicke, welche dem Publikum die Schaustellung der öffentlichen Schulprüfung und den Lehrern noch das

---

unterbrochenen Mühseligkeiten ihres Amtes vergleichen lassen, so wird doch jener in Gehalt und Wohnung ohne Rücksicht auf Anciennität und Leistungen sofort bei der Bestallung weit über diese gesetzt. Ja eine Verfügung vom 1. Juli 1833, welche dem Religionslehrer den Rang eines Oberlehrers unter einer gewissen Bedingung zutheilt, hat das rheinische Provinzial-Schul-Collegium dahin erklärt, daß mit dem Range auch die Mittel zu verbinden seien, und das zu beziehende Gehalt an mehrern Anstalten bis auf 1300 Thlr. auf Kosten einzelner Gymnasiallehrer gesteigert, während der evangelische Geistliche für die Hälfte der Stunden nur 150—200 Thaler bezieht! Gegen eine derartige ungerechtfertigte Bevorzugung der Klerisei erklärte sich natürlich auch die Berliner Schul-Conferenz. Dem Worte folge die That!

Abiturientenexamen gewährt. Soweit eine leider einseitige, aber vieljährige Erfahrung Berechtigung zu einer Behauptung besitzt, bildet nicht die Moral das Hauptgebiet des Religionsunterrichtes, sondern die Lehren von der alleinseligmachenden Kirche, dem blinden Glauben, der Heiligenverehrung, dem Fegfeuer, dem Ablaß, als ob gerade in ihnen der Kern des Christenglaubens enthalten sei. Es offenbart sich darin das Bestreben, den Knaben und Jünglingen die confessionellen Gegensätze und die unvergleichlichen Vorzüge der allein von Gott zur Existenz berechtigten römischen Kirche tief einzuprägen, ein Ziel, welchem natürlich auch der Unterricht in der zu gleichem Zwecke zugeschnittenen Kirchengeschichte zustrebt. Das fast in allen katholischen höheren Lehranstalten eingeführte „Lehrbuch der katholischen Religion" des paderborner Bischofs Martin spiegelt auf das getreueste diesen intoleranten, sich über alle Andersgläubigen stolz erhebenden Geist des Ultramontanismus wieder und fordert durch sein Uebermaß dringend die Entfernung der uncontrolirbaren Thätigkeit der in derselben Tendenz wirkenden Religionslehrer aus den der staatlichen Aufsicht und Unterstützung unterliegenden Gymnasien und Realschulen heraus. Ein Blick in die sonderbare Darstellung der großartigen Ketzerverfolgungen im 13. Jahrhundert, auf das Urtheil über den Segen der Inquisition und die Verwerflichkeit des Protestantismus, auf die Motivirung der französischen Religionskriege, endlich auf die Verdammung der neueren und neuesten Angriffe auf die katholische Kirche gewährt hinreichende, aber betrübende Belehrung.

An den friedlichen, unglücklichen Katharern und Waldensern feierte bekanntlich jener grausame, besonders von Thomas von Aquino vertheidigte Grundsatz der römischen Hierarchie, welcher zur Reinhaltung des Kirchenglaubens die Ausrottung der Häretiker nicht blos gestattet, sondern für recht hält, seine blutigen und in Scheiterhaufen zum Himmel auflodernden Triumphe. Eben jenen Thomas von Aquino, den geistigen Stammvater des Ultramontanismus, preist Martin selbstverständlich als „den größten Theologen aller Jahrhunderte, welcher mit einer bewunderungswürdigen Schärfe eine bewunderungswürdige Tiefe verpaart habe". Denn er ist der Kirchenlehrer, welcher die Lehren von dem Gnadenschatze der Kirche und dem Ablasse, vom Fegfeuer, von der Ohrenbeichte und der „Unfehlbarkeit des Papstes" zur Geltung gebracht hat! Die Hauptverbrechen der Katharer und Waldenser bestanden in Wahrheit in selbständigem Lesen und Erklären der Bibel, namentlich der Bergpredigt, und in Bußpredigten gegen den Glanz der verweltlichten Kirche und die sittliche Verkommenheit des Klerus, von welchem die Irrlehrer apostolische Armuth und Lebenseinfachheit verlangten. Wegen des ersteren Vergehens wurden sie von Lucius III gebannt, wollten aber auch nach dem Verbote des gewaltigen Innocenz' III

und den Bekehrungsverſuchen einiger umherziehender Mönche nicht davon laſſen. Größeren Zorn erregte ohne Zweifel ihre Forderung apoſtoliſcher Armuth, welcher ihre Prediger durch das eigene Beiſpiel entſprachen. Hat ja doch ein Jahrhundert ſpäter Johann XXII die ſtrenggeſinnten Minoriten wegen der gleichen Ketzerei mit dem Banne bedroht. Kein Wunder, daß der von der Univerſalherrſchaft des Papſtes träumende Kirchenhiſtoriker in der Mitra die Jugend belehrt, die Häretiker jener Zeit hätten ſich der Kirche, ihrer Lehre und Ordnung feindſelig entgegengeſtellt und insbeſondere „die Waldenſer ſeien bald auf kirchenfeindliche Bahnen gerathen, welche den Papſt Lucius III genöthigt hätten, gegen ſie den Bann auszuſprechen". Die Argloſigkeit nimmt dieſe Worte des Lehrbuches auf guten Glauben und denkt ſich darunter ein gar gefährliches Treiben der Ketzer, zumal vorher „ein entſetzter Prieſter und ein entlaufener Mönch" erwähnt ſind, „die von Haß gegen die Kirche erfüllt waren", und ihnen ein dritter beigefügt iſt, deſſen „fanatiſcher Haß gegen die Kirche ſich bis zum Wahnſinn geſteigert hatte". Dieſe Frevler, unter welchen das jugendliche Gemüth Menſchen der verworfenſten Art vermuthen muß, waren indeſſen nur ſchwärmeriſche Naturen, welche die Sehnſucht nach tieferer Belehrung und Religioſität zum Proteſte gegen die Verweltlichung und Veräußerlichung des Chriſtenthums trieb und dadurch zur lebenswierigen Gefangenſchaft oder in den Feuertod führte. Die Albigenſer ſodann, die doch eben nur Katharer und Waldenſer oder ähnlich denkende friedfertige Unterthanen ihrer Fürſten waren, ſtellt der biſchöfliche Hiſtoriker als einen wahren Abſchaum der Menſchheit dar: „Noch weiter als die Waldenſer gingen in ihrem Haſſe gegen alles Kirchliche die Albigenſer... ſie hielten die Welt für eine Schöpfung des Teufels... Nicht beſſer waren ihre ſittlichen Grundſätze, indem ſie Verachtung aller göttlichen und menſchlichen Geſetze und Umſturz jeder Ordnung predigten". Und doch wollten ſie nicht von der Bibel, namentlich nicht von der Bergpredigt laſſen und hielten bis zur Vernichtung treu zu ihren Fürſten! „So ſchickte der Papſt Innocenz III 1198 als Geſandte zwei Ciſterzienſer an ſie ab, um ſie in Liebe und Güte eines beſſeren zu belehren .... Doch es ſchien, als ob die Liebe und Schonung, womit man ſie behandelte, nur den Trotz und den Uebermuth ſteigerte, denn der päpſtliche Legat ward ſogar von ihnen meuchelmörderiſch umgebracht". Die Mörder beſtanden indeß nur aus einer Perſon, einem Dienſtmanne des toleranten Grafen von Toulouſe, welcher den Ciſterzienſer niederſtieß, weil er ſeinen Herrn wegen der Duldung der Ketzer ſcharf zurecht gewieſen und von der Kirche ausgeſchloſſen hatte! „Erſt nachdem alle gütlichen Verſuche erfolglos geblieben, wurde gegen die wilde, Kirche und Staat mit Verderben bedrohende Rotte ein Kreuzzug gepredigt. Gegen Mitte des 13. Jahrhunderts war die Secte in Folge der gegen ſie

ergriffenen strengen Maßregeln fast ganz zusammengeschwunden; ihre Ueberreste wurden durch die Inquisition unterdrückt". Der eine Mörder erscheint so zur wilden Rotte vermehrt, die Verwüstung blühender Landschaften, die Zerstörung reicher Städte, das Hinschlachten wehrloser Tausende, wie in Beziers, wo nach dem Ausspruche des päpstlichen Legaten kein Stein auf dem andern gelassen wurde und allein in der Magdalenenkirche 7000 Erschlagene ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes lagen, die blutigen Schlachten, Raub und Gewaltthaten der Kreuzfahrer, die darauf folgenden Schreckenisse der erbarmungslosen Inquisition mit ihren Kerkern und Scheiterhaufen finden keine Erwähnung, wohl aber die letztere ihr charakteristisches Lob: „Gegen die geheimen Umtriebe der Häretiker wurde seit den Albigenserkriegen mit glücklichem Erfolge (!) die Inquisition als ein geistliches Gericht zur Ausbundschaftung und Bestrafung der Häretiker in Anwendung gebracht. Dieses Glaubensgericht .... hat sich, wie sehr auch oft verkannt und mißverstanden, überall, wo es im Geiste und nach den Vorschriften der Kirche gehandhabt wurde, als sehr nützlich (!!) bewährt". Um den Schein zu erwecken, als ob die in Frankreich geübte und in Deutschland versuchte Inquisition ein ganz anderes Ding gewesen sei, wie die spanische, fährt der Streiter für Gewissensfreiheit und Wahrheit folgendermaßen fort: „die sogenannte spanische Inquisition, welche gegen verkappte, den christlichen, ihnen *aufgezwungenen* Glauben nur zum Scheine bekennende und unter dieser Maske der staatlichen Regierung entgegenwirkende Juden und Mauren unter Ferdinand und Isabella entstand, war ein vorherrschend staatliches Institut, dessen Beamte, wenn auch Priester, nur als Staatsbeamte handelten". Wie fein und diplomatisch bemüht sich der gelehrige Jesuitenschüler, die Hierarchie von der so schweren Mitschuld an den Gräueln der Inquisition zu entlasten!

Auch an den Schrecknissen der französischen Religionskriege tragen nach dem Lehrbuche von Martin die Ketzer, die Hugenotten die Schuld. Es weiß nichts von dem tödtlichen Hasse Heinrich's II, welcher 1557 gegen 400 Personen jeden Standes und Alters eine furchtbare Metzelei verordnete, weil sie in einer Nacht die Predigt hörten und das Abendmahl nahmen, es enthält nichts von der verfolgungssüchtigen Feindschaft des Cardinal Guise gegen die Ketzer, welcher mit andern Cardinälen und dem Parlamente an diesen blutige Justiz mit Feuertod üben ließ. Ebenso wenig angemessen hat es geschienen, die Verfolgungen der Protestanten und Calvinisten im ganzen Reiche und die zahlreichen Hinrichtungen durch die Verbrennungs-Commissionen (chambres ardentes) unter Franz II als die ersten Anlässe für den Ausbruch des ersten Religionskrieges zu erwähnen, sondern es wird in schlauer Berechnung den Calvinisten alle Schuld zugeschoben, wenn es

heißt: „Die Anhänger derselben (der Lehre Calvins), Hugenotten genannt, reizten die Katholiken, besonders in den südlichen Provinzen, durch Zerstörung ihrer Kirchen, Klöster, Altäre, Bilder und andere Gewaltthätigkeiten, und es kam zuletzt zu einem furchtbaren Bürger- und Religionskriege." Und weiterhin wird kurz berichtet: „Von Carl V und Philipp II wurde der Protestantismus in den Niederlanden eine Zeit lang zurückgedrängt" — das Wie, weiß jeder, dem der Name Alba nicht unbekannt geblieben ist. Nach ultramontanen Begriffen geschah dies mit göttlicher Berechtigung des Katholicismus; denn damit wurde die Ausbreitung „der innern Lügenhaftigkeit des Protestantismus verhütet, welche Bossuet in seiner „wahrhaft goldenen Schrift: Auseinandersetzung des katholischen Glaubens klar an's Licht gezogen" und „der siegreich vertheidigten Wahrheit des Katholicismus" gegenübergestellt hat. Gegen den Schluß des Buches erklärt der Verfasser, „die Kirche habe sich auch bis in die neuesten Zeiten als eine kämpfende bewährt; verfolgt, unterdrückt, oder gehemmt durch feindliche Maßregeln oder Gewaltthätigkeiten der staatlichen Regierungen (in Rußland, Polen, Spanien, Portugal, Deutschland, in verschiedenen Staaten Amerikas, in der Schweiz und Sardinien*), habe sie stets bis in die gegenwärtige Zeit die Wuth der höllischen Mächte, aber auch den Segen und Schutz desjenigen erfahren, der ihr über die höllischen Mächte" — zu denen jetzt die preußische Regierung noch mehr beizuzählen ist als 1871 — „den Sieg verheißen."

Nach diesen Proben der Martin'schen Kirchengeschichte fragen wir nun: Hat ein Staat, dessen Bürger verschiedenen Bekenntnissen, vorwiegend aber dem evangelischen, angehören, das geringste Interesse, daß gerade derartige dogmatische Kenntnisse und geschichtliche Unwahrheiten Zöglingen der öffentlichen Lehranstalten, die er zum Theil mitunterhält, aufgezwungen werden? Kann die Regierung eines solchen Staates fernerhin indirekt mitwirken, die von dem Jesuitismus heraufbeschworenen Contraste zu verstärken und fast zu verewigen? Nicht Verschärfung, sondern Milderung derselben, die allgemeine Herausbildung religiöser Toleranz zählt zu den ersten Aufgaben, welche alle deutschen Regierungen und zuvörderst die preußische, gegen welche der Ultramontanismus vorläufig alle Angriffe concentrirt, sich zu stellen und durchzuführen haben. Statt nach diesem Ziele zu streben, treibt die gesetzliche Schulordnung sogar die Söhne altkatholischer Eltern in den ultramontanen Religionsunterricht. Andererseits mag das umgekehrte Verhältniß, wie es z. B. in Braunsberg besteht, daß nämlich neukatholische Gymnasiasten gedrängt sind, den Religionsunterricht eines Altkatholiken zu besuchen, vortheil-

*) Das Königreich Italien existirte für den Bischof Martin also 1871, wo die letzte Auflage erschienen, noch nicht.

haft für das Staatsintereſſe ſcheinen, aber in Wirklichkeit ſchließt es eine von liberaler Seite ſcharf zu mißbilligende Vergewaltigung des Gewiſſens in ſich, gegen welche ſich die Betroffenen mit Recht empören. Sie bleibt ein ſchweres Unrecht, wenn auch die Ultramontanen nach den Principien das Syllabus es für ganz in der Ordnung halten, daß altkatholiſche Knaben und Jünglinge an einem neukatholiſchen Unterricht und Gottesdienſte Theil nehmen müſſen. Die bekannte Miniſterial-Verfügung befreit nämlich im Allgemeinen die Altkatholiken nicht von dem religiöſen Drucke. Denn ſie enthält die von ihnen jetzt noch ſelten erfüllbare Bedingung, daß die Qualification des ſtellvertretenden altkatholiſchen Religionslehrers von der Behörde als ausreichend anerkannt ſein müſſe. Aber faſt nur an den Orten, an welchen eine altkatholiſche Gemeinde ſich gebildet hat, ermöglicht ſich ein genügender Erſatz durch einen mit theologiſchen Kenntniſſen ausreichend gerüſteten Altkatholiken. Wo nun keine derartige Gemeinde beſteht, ſehen ſich nicht wenige Eltern durch die Rückſicht auf ihre die Schule beſuchenden Kinder zur Vermeidung von Conflikten bewogen, auf eine offene Parteinahme für den Altkatholicismus zu verzichten. So ſchädigt der obligatoriſche Religionsunterricht ſogar über die Grenzen der Schule hinaus die Lebensintereſſen des Staates, welcher zur entſchiedneren Begünſtigung der katholiſchen Reformpartei ſich entſchließen müßte.

Allzu große Rückſicht auf die reichsunfreundlichen Ultramontanen tritt auch in einer andern Beziehung hervor. Eintretende Vacanzen ſucht nämlich die Regierung, der geſetzlich die Unterſcheidung zwiſchen römiſch- und deutſchgeſinnten Katholiken fremd iſt, nicht durch altkatholiſche Geiſtliche zu beſetzen ſelbſt nicht in dem an Altkatholiken reichen Cöln, und dadurch zugleich der religiöſen Reform und den echt deutſchen Beſtrebungen die Wege zu bahnen, ſondern ſie überträgt ſie Infallibiliſten vom reinſten Waſſer z. B. am genannten Orte, wo der Director der bezüglichen Anſtalt den als Antiinfallibiliſten erkannten proviſoriſchen Inhaber der Stelle zu der Erklärung beſtimmt hatte, er ſei bereit auch andern Unterricht zu übernehmen*). Die Altkatholiken erfahren ſo eine Behandlung, wie ſie es wahrlich von Seiten des Staates nicht verdienen, und erleiden eine Zurückſetzung hinter die den Iſraeliten bewilligten Gerechtſame. Denn eine religiöſe Bildung der iſraelitiſchen Gymnaſiaſten und Realſchüler verlangt die Schulbehörde nicht, übt auch keine Controle über einen etwaigen außerhalb der Gymnaſien genoſſenen Religionsunterricht, ſelbſt nicht bei dem Uebergange zu den Univerſitätsſtudien. Dennoch ſind den Iſraeliten die Hallen der Alma mater mit gleicher Berechtigung geöffnet wie den chriſtlichen Abiturienten, welche eine ſchriftliche und münd-

*) In Pleß iſt die erſte Ernennung dieſer Art jetzt erfolgt; floreat sequens!

liche Prüfung über ihre religiösen Kenntnisse abzulegen hatten, um das Zeugniß der Reife zu erhalten. Ja die Zulassung israelitischer Rechtsbeflissener zu den Richterstellen ist heutzutage gesetzlich eingeräumt, und der bedingungslose Zutritt zu den staatlichen Lehranstalten wird den Lehrern derselben Confession bald auch nicht mehr fehlen (Berl. Conf.). Dem mosaischen Bekenntnisse wird man aber doch wohl keine größere Kraft zugestehen wollen, als den Lehren des Christenthums? Und wenn in den Reichslanden den Eltern anheimgegeben wird, ob sie ihre Kinder an dem Religionsunterrichte der Schule Theil nehmen lassen wollen oder nicht, warum soll dieses heilige Elternrecht im preußischen Lande rücksichtlos niedergetreten werden zur weitern Ausbreitung und Stärkung des Ultramontanismus?

„Religionsunterricht kann," wie schon Schleiermacher richtig bemerkt hat, „jetzt in den öffentlichen Schulen erspart werden und ist nur ein Recht aus früherer Zeit, in welcher diese Anstalten der Kirche untergeordnet waren." Wenn ferner Görres in der Blüthezeit christlicher Toleranz sich veranlaßt sah zu erklären: „der Unterricht steht zu sehr unter einer einseitigen Geistlichkeit", so gilt sein Wort als eindringlichste Mahnung in einer Kampfesepoche, in welcher der einseitigste Fanatismus des Jesuitenthums sich die unbedingte Herrschaft zu erringen sucht, und wie die letzten Wahlen zeigen, bei einem sehr großen Theile des katholischen Volkes auch unter den wackern Streitern der ruhmreichen Siegesjahre wirklich gewonnen hat. Da darf die Regierungsgewalt des paritätischen Staates, der gleiches Recht für Alle will, nicht mehr länger als bereitwillige Magd eines herrschsüchtigen Kirchenthums dienen, auch auf die Gefahr hin, daß dessen Verfechter das Zetergeschrei erheben, die weltliche Macht wolle die katholische Kirche um des modernen Heidenthums willen unter ihre Knechtschaft beugen. Sie soll aber durch die Auflösung dieses unzuträglichen Verhältnisses die Schule durchaus nicht von jener hohen Aufgabe entfremden, welche ihr gebietet, nach Kräften und Mitteln auf eine klar bewußte sittliche Entwickelung des Menschen hinzustreben und hinzuarbeiten, sondern sie muß noch weitere Vorsorge treffen, daß die Zöglinge der höheren Lehranstalten ihre Pflichten als Menschen und Bürger einsichtig erkennen und den Willen sich stählen, das als wahr, gut und recht Erkannte überall und zu jeder Stunde unbeirrt zu bethätigen.

Antiquarisches und Aquarisches. Aus Pompeji. — Neues aus dem Alterthume ließe sich jetzt kaum melden, wenigstens nichts, was über das Interesse der Fachgelehrten hinausginge, da die Ausgrabungen in der letzten Zeit in ein wesentlich neues Stadium nicht getreten sind. Dagegen mag eine Klage, obwohl vielleicht auch schon öfter ausgesprochen, hier noch einmal eine Stelle finden, — vielleicht, daß sie doch einmal das Ohr derer trifft,

die in einer für die Alterthumswissenschaft und Kulturgeschichte so wichtigen Frage zu entscheiden haben. Was die intellektuelle Leitung anlangt, so sind ja offenbar sowohl die Oberaufsicht des Neapolitaner Museums als auch die Leitung der hiesigen Ausgrabungen in guten Händen und gern möchte ich auch noch die Zuvorkommenheit des Cavaliere Fiorelli gegen fremde Künstler und Gelehrte rühmend erwähnen. Desto trauriger aber ist es mit den materiellen Mitteln bestellt; was an den Ausgrabungen gethan wird, muß im Vergleich mit dem, was geschehen sollte, als völlig unzureichend bezeichnet werden. Schlimm ist es, daß die italienische Regierung in einer so wichtigen Angelegenheit nicht die nöthigen Geldmittel disponibel hat und sich auch offenbar nicht entschließen kann, die Unterstützung sei es reicher Privaten sei es anderer Regierungen — natürlich gegen entsprechende Gegenleistung — anzunehmen. Werden die Arbeiten in demselben Stile fortgesetzt, so muß man sich fragen, in wie viel Jahrhunderten die verschüttete Stadt mit ihren — wer kann es wissen? — colossalen Kunstschätzen dem Tageslicht wiedergegeben sein wird. Schon rein nationalökonomisch geht so eine bedeutende geistige Kraft verloren; wie manche Frage würde sich weit schneller beantworten lassen, an deren Lösung jetzt viel Scharfsinn verschwendet wird, wäre dies reiche Bergwerk schon ausgebeutet! Hier in Pompeji wird die Ausgrabung von etwa 4 Erwachsenen und 2—3 Dutzend halbwüchsiger Jungen unter Aufsicht einiger Beamter betrieben; — kein Wunder, daß die Arbeit mit peinlicher Langsamkeit gefördert wird. Gegenwärtig gräbt man überhaupt nur an Einer Stelle, am südöstlichen Theil der bis jetzt ausgegrabenen Stadt dicht bei dem Albergo del Sole. In Pästum, wo rüstig und principiell betriebene Ausgrabungen dem Alterthumsforscher noch so manches Räthsel lösen, noch manche freudige Ueberraschung bereiten könnten, scheint man überhaupt noch nicht daran gedacht zu haben, die Arbeit auch nur zu beginnen, wenigstens nicht an der Stelle, wo die zahlreichen Trümmer, Mauerreste und Säulenfragmente am meisten dazu einladen, auf dem weiten Raum zwischen dem Poseidon- und Cerestempel.

Bietet das Alterthum heut nur wenig Anlaß zu interessanten Mittheilungen, so scheint es umso mehr am Platze über eine neueste Schöpfung in Neapel zu sprechen, die das Interesse der Deutschen in mehr als einer Hinsicht in Anspruch nehmen darf. Ich meine die zoologische Station und das damit verbundene Aquarium des Dr. Anton Dohrn, die zwar daheim in Fachkreisen, und auch sonst, schon bekannt genug sind, über welche aber seit ihrer kürzlich erfolgten Vollendung noch wenig und jedenfalls nicht an dieser Stelle berichtet worden ist. Bei dem jetzigen Zustand der Zoologie nehmen physiologische und biologische Untersuchungen einen hervorragenden Platz neben, ja über der bloßen Systematik ein; dergleichen Forschungen

laſſen ſich aber bekanntlich weder mit Präparaten noch mit in Spiritus geſetzten Exemplaren, ſondern nur mit lebenden Organismen, d h., wenn es ſich um Seethiere handelt, vorwiegend an Ort und Stelle unternehmen. Was es nun heißt, zu dieſem Zweck in ein fernes Land gehen, dort Zeit, Geld, Mühe und Humor verlieren, bevor man in die Lage kommt, erſprießliche Reſultate zu erzielen, davon werden die meiſten in wiſſenſchaftlichen Zwecken reiſenden Naturforſcher zu erzählen wiſſen. Somit tritt die Forderung nach zoologiſchen Stationen im Intereſſe der Biologie und Phyſiologie faſt gebieteriſch auf; und es muß als ein großes Verdienſt Dohrn's anerkannt werden, dieſe Forderung klar erkannt und, ſo weit es in ſeiner Macht ſtand, befriedigt zu haben. Dies Verdienſt erſcheint noch höher, bedenkt man, welche Kraft, Zeit und Anſtrengung der genannte Gelehrte im Verlauf der letzten Jahre geopfert hat, um zu dieſem erwünſchten Ziele zu gelangen. Es ſcheint für Deutſchland beſonders ehrenvoll, daß dieſe Pflanzſtätte der moderniſten, vielverſprechenden Wiſſenſchaft von einem deutſchen Gelehrten ins Leben gerufen worden iſt. Jetzt iſt das Werk vollendet, und mit Befriedigung kann man auf daſſelbe blicken. In herrlichſter Lage, dicht am Meeresſtrand im Garten der Villa nazionale in Neapel erhebt ſich das geſchmackvolle Gebäude, das bei vortrefflicher Raumbenutzung oben Arbeitsräume, Bibliothek und einen, auch in künſtleriſcher Beziehung beachtenswerthen Saal, unten eines der reichhaltigſten Aquarien enthält. Letzteres dürfte für die Kenntniß der Mittelmeer-Flora und Fauna einzig ſein; kein Wunder, daß die Beſucher, die ſich anfangs nur ſpärlich zeigten, täglich zunehmen, fremde wie einheimiſche. Dies iſt freilich auch nöthig, ſoll das junge Etabliſſement ſich eines glücklichen Gedeihens erfreuen; denn zu der Summe, die zu deſſen Unterhaltung erfordert wird, ſteuern die bisher belegten Arbeitstiſche erſt etwa die Hälfte bei; und hat es auch die deutſche Regierung in richtiger Würdigung der Wichtigkeit dieſes Unternehmens nicht an einer Beihülfe fehlen laſſen, ſo ſind doch immer noch zahlreiche Beſucher des Aquariums erwünſcht. Vielleicht, daß dieſe Andeutung es erreicht, den einen oder anderen deutſchen Reiſenden darauf aufmerkſam zu machen und ihn zu bewegen ſeinen Spaziergang durch die Villa nazionale mit einem Beſuch des Aquariums zu unterbrechen: ein reicher Genuß durch die Betrachtung des Thier- und Pflanzenlebens in der Tiefe iſt ihm geſichert und er unterſtützt das verdienſtliche Unternehmen eines der tüchtigſten im Auslande wirkenden Landsmannes.

Da es nicht für unpaſſend gilt, über das Wetter zu ſprechen, ſo ſchließe ich meinen Bericht mit einer Klage über die hier herrſchende empfindliche Kälte, doppelt auffallend bei dem von Deutſchland gemeldeten milden Wetter; auch in der Ebene am Meer iſt leiſer Schnee gefallen und liegen geblieben, und

die letzten Nächte hat es zolldickes Eis gefroren, welches sich den ganzen Tag über gehalten hat. — x.

Berliner Wochenschau: Militärgesetz; Elsässer; Vorlagen. — Die Verhandlungen über die wichtigste Vorlage der gegenwärtigen Reichstagssession, das Militärgesetz, nehmen glücklicher Weise einen so bedächtigen Verlauf, daß die Gefahr einer Uebereilung, einer vorzeitigen Erhitzung und leidenschaftlichen Hervorkehrung der bestehenden Gegensätze bereits als beseitigt angesehen werden kann. Vor Eröffnung der Debatte im Plenum des Hauses verlautete, daß die Regierung unter keinen Umständen von den von ihr aufgestellten Forderungen abzugehen gesonnen sei. Die unnöthige Schärfe, mit der diese Thatsache proclamirt wurde, so wie die erregte Stimmung, in der das Organ der Regierung gegen die übrigens sehr zahme Opposition der Augsburger Allgemeinen Zeitung in der Militärfrage polemisirte, erregten hier eine Zeit lang die Besorgniß, der officiöse Uebereifer möchte die fernere Discussion zu einem unliebsamen Tempo fortreißen. Die besonnene Haltung der nationalliberalen Partei hat indeß diese Gefahr aus dem Wege geräumt. In zwei sehr ausgedehnten Fractionssitzungen wurde der vorliegende Gegenstand einer sehr gründlichen sachgemäßen Kritik unterzogen. Die hervorragenden Parteiführer erklärten zwar den ersten Paragraphen des Gesetzes, dessen Bestimmungen über die Friedenspräsenzstärke den Kernpunkt der ganzen Vorlage darstellen, in gegenwärtiger Fassung für durchaus unannehmbar, betonten aber gleichzeitig sofort auf das Nachdrücklichste, daß ein Ausgleich der vorhandenen Differenzen unter allen Umständen herbeigeführt werden müsse. Unumwunden gestanden sie ferner, daß sie zur Zeit über die Mittel und Wege, auf denen man zu diesem Ziele gelangen solle, noch durchaus im Unklaren wären, und daß es daher anzurathen wäre, daß die Parteigenossen den ersten Debatten des Plenums eine möglichst allgemeine Haltung sicherten, um nicht durch eine voreilige Präcision des Standpunktes eine künftige Verständigung zu erschweren.

Die nationalliberale Partei ist dieser Weisung ihrer Führer in der ersten Debatte im Reichstage mit großer Pflichttreue und Umsicht gefolgt. Auch die anderen Parteien des Hauses zeigten mit unerheblichen Ausnahmen eine durchaus anzuerkennende Haltung. In Folge dessen gelang es wider Erwarten, die erste Lesung des Gesetzes in einer einzigen Sitzung zu Stande zu bringen, und den sehr segensreichen Beschluß durchzusetzen, das ganze Gesetz zur Vorprüfung an eine Commission von 28 Mitgliedern zu verweisen. Gegen diese Maßnahme erklärte sich die Fortschrittspartei und vor allem ihr derzeitiger Führer, der Abgeordnete Richter, der auch diesmal seinem in letzter Zeit leider allzu häufig documentirten Princip getreu blieb, die geschäft-

Digitized by Google

liche Behandlung eines Gegenstandes durch möglichst viele agitatorische Auslassungen in Frage zu stellen. Natürlich wünschte er zu diesem Zwecke eine theilweise Berathung der Vorlage im Plenum. Ebenso trug er durchaus kein Bedenken, schon jetzt alle principiellen und thatsächlichen Differenzpunkte in das Feld zu führen, und für seine sehr detaillirte Opposition die volle Unterstützung seiner Fraction in Aussicht zu stellen. Die Ultramontanen schwiegen vollständig und haben somit wenigstens nichts verdorben. Daß dieses Schweigen aus unbedingtem Wohlwollen für die möglichst glückliche Erledigung der Militärfrage hervorgegangen sei, wird man, ohne sich der Gefahr der Verläumdung auszusetzen, nach den bisherigen Erfahrungen unbedingt bestreiten können. Ich wies schon kürzlich auf die ultramontane Tactik hin, welche das Militärgesetz zu Compromißversuchen in dem kirchlichen Streite anwenden will. Dazu kommt die lockende Aussicht, einer eventuellen Veruneinigung der reichstreuen Parteien als stiller Zuschauer vergnüglich beiwohnen zu können. Darum warten die Herren ihre Zeit ab und schweigen vor der Hand.

Im Großen und Ganzen traten in der Discussion drei Ansichten zu Tage. Die erste vertheidigt unbedingt die Vorlage und bestreitet jede Beeinträchtigung des Budgetrechtes des Reichstages durch dieselbe, da das Militärorganisationsgesetz vielmehr erst die sichere Grundlage der Budgetberathung gebe, und den Rahmen bilde, in welchem sich das Budgetrecht zu bewegen habe. Die zweite, der ersten diametral entgegengesetzte, betont das Recht der Reichsvertretung das wechselnde Bedürfniß des Präsenzstandes festzustellen und erklärt eine Fixirung desselben schließlich für practisch unwirksam. Die dritte, zwischen den beiden andern in der Mitte stehende Ansicht will die Frage der Präsenzstärke aus dem Gesetze überhaupt entfernen, aber durch die Bewilligung des Friedenseffectivs in der bisherigen Höhe für eine bestimmte Reihe von Jahren den Anforderungen der Regierung genügen. Diese dritte Ansicht, obwohl sie ausdrücklich und in allen ihren Consequenzen von Niemand vertreten wurde, tauchte dennoch im Hintergrunde der meisten Reden auf, und man wird nicht fehl greifen, wenn man schon jetzt annimmt, daß der endliche Ausgleich in der von derselben angedeuteten Richtung erfolgen wird. Ich glaube, daß man Veranlassung haben wird, ein solches Ergebniß mit großer Freude zu begrüßen. Dasselbe würde zunächst den nothwendigen Compromiß zwischen den Principien der Wehrfähigkeit und des Budgetbewilligungsrechtes in überaus glücklicher Weise zu Stande bringen. Sodann aber würde für die Zukunft der abstracten Theorie des Budgetrechtes eine Schranke gezogen sein, welche, ohne dieses selbst zu gefährden, der zweiten Grundlage unserer Verfassung, der Heeresorganisation, die ihr gebührende Anerkennung als solcher sichert, und dadurch unser Verfassungsrecht um die Durchführung eines unerläßlichen, bisher noch nicht genügend anerkannten Grundsatzes bereichert. Sehr richtig betonte der Abgeordnete Professor Gneist in seiner Rede die Unzulässigkeit der Anschauung, welche gesetzliche Institutionen nicht zur Ausbildung gelangen lassen will, weil dieselben dem Budgetrecht schaden könnten. Der Redner erklärte dem gegenüber mit Recht, daß es in der Natur jeder gesetzlichen Institution liege das Budgetrecht zu beschränken, und wir uns dieser Beschränkung unterwerfen müssen, wenn wir überhaupt gesetzliche Institutionen wollen. Deshalb könne und müsse man

eine solche gesetzliche Grundlage des Militäretats annehmen, durch welche der gesammte Zweck der Militäreinrichtung und des Heeres gesichert wird und nicht von dem jährlichen Belieben irgend einer Landesvertretung abhängt.

Hervorragendes Interesse nahm natürlich auch die Rede des Feldmarschalls Grafen Moltke in Anspruch. Als er die Tribüne bestieg, entstand eine allgemeine Bewegung im Saale. Jedermann drängte sich in die Nähe des Redners, die Mitglieder des Bundesrathes verließen ihre Plätze, Fürst Bismarck unterbrach eilends sein Gespräch mit Herrn Lothar Bucher, die Tische der Stenographen waren vollständig belagert. Die Rede selbst machte einen nachhaltigen Eindruck, obgleich sich nicht verkennen ließ, daß viele der Zuhörer anstatt der Auslassungen des Feldmarschalls über die Beziehungen Deutschlands zum Auslande vielmehr eine eingehende Darlegung der einschlagenden militärisch-technischen Fragen erwartet hatten. Nach Schluß der Rede verließ Fürst Bismarck seinen Platz, ging dem Feldmarschall entgegen und drückte ihm mit großer Herzlichkeit die Hand, ein Vorgang, der natürlich allseitige Beachtung fand.

Ueberhaupt spielte mehr als sonst üblich die Beobachtung einzelner Persönlichkeiten während jener Sitzung eine große Rolle, denn es war dieselbe, in der die langerwarteten Abgeordneten aus Elsaß-Lothringen ihren Einzug in den deutschen Reichstag gehalten hatten. Sie zogen ein im wahren Sinne des Wortes, paarweise schritten sie von dem Foyer aus zu ihren Plätzen. Voran die Bischöfe von Straßburg und Metz, Die Herren Raes und Dupont des Loges, dahinter die anderen Kleriker und Männer der französischen Protestpartei. Hinter den Altconservativen nahmen sie Platz, um nunmehr von allen Seiten des Hauses und von den Tribünen einer sehr gründlichen, langandauernden Besichtigung unterzogen zu werden. Die Bischöfe nahmen offenbar das größte Interesse in Anspruch, denn sie waren im Ornat, wenn auch nur im sogenannten Hausornat, bestehend aus schwarzem Rock mit rothen Stickereien, auf der Brust das Bischofskreuz an langer goldener Kette. Auf den violettseidenen Handschuhen glänzte der Ring. Die violette Farbe war außerdem noch durch die Strümpfe vertreten. Den Kopf bedeckte ein kleines Käppchen. Bischof Raes kann seine deutsche Abstammung nicht verleugnen, Herr Dupont des Loges ist durchaus Franzose. Fürst Bismarck betrachtete die neuen Reichsgenossen sehr lange und aufmerksam. Doch ließ er es dabei bewenden. Die erste persönliche Annäherung unternahmen die Ultramontanen. Die Herren Windthorst, Reichensperger und Mousang fand man alsbald im eifrigen Gespräch mit den elsässischen Klerikern. Herr Mousang küßte den Bischöfen zum Beginne desselben die Hand. Auch Herr Sonnemann war derweile nicht unthätig geblieben und hatte bereits die gewünschte Fühlung mit den französischen Protestfreunden erreicht. Diese orientirten sich übrigens über ihre Umgebung mit einem Interesse, das an Rührigkeit und Lebendigkeit dem unsrigen nichts nachgab. Ihre Operngläser waren nach allen Richtungen hin in steter Bewegung und verweilten natürlich besonders auf der Person Bismarck's und Moltke's. Einer der Herren glaubte seine persönlichen Eindrücke sogar durch Zeichnungen fixiren zu müssen, deren Gegenstand verschiedene Abgeordnete waren. Wenn der Herr, wie anzunehmen, Mitarbeiter am Journal Amusant ist, so werden verschiedene Mitglieder des Reichstages vermuthlich das

Vergnügen haben, ſich demnächſt dort in ſehr wenig ſchmeichelhaften Bildniſſen wiederzufinden.

Die große Frage: was werden die Elſäſſer zunächſt im Reichstag thun, werden ſie proteſtiren oder nicht? iſt noch an dem Tage ihres Einzugs gelöſt worden. Sie haben den vielbeſprochenen Proteſt unterlaſſen, dafür aber den Antrag eingebracht: „der Reichstag wolle beſchließen, daß die Bevölkerung Elſaß-Lothringens, die, ohne darüber befragt worden zu ſein, durch den Friedensſchluß von Frankfurt dem deutſchen Reiche einverleibt worden iſt, ſich ſpeziell über dieſe Einverleibung auszuſprechen berufen werde". Unterzeichnet iſt der Antrag komiſcher Weiſe von Herrn Teutſch und Genoſſen. Sein Schickſal im Reichstage iſt unſchwer vorauszuſehen, doch wird die Debatte über ihn, die ſchon in den nächſten Tagen ſtattfinden wird, ohne Zweifel ein hervorragendes Intereſſe bieten.

Dem Reichstage iſt dieſer Tage noch eine neue Vorlage zugegangen, der Entwurf eines Geſetzes betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung, insbeſondere die Beſtrafung des Kontraktbruches. Auch der Entwurf eines Geſetzes wegen Ausgabe von Reichspapiergeld wird noch in der laufenden Seſſion eingebracht werden. Dagegen iſt die Vorlegung eines Bankgeſetzes bis zur Herbſtſeſſion vertagt worden. Die ſchleunige Regelung der Papierverhältniſſe von Reichswegen erfolgt auf den beſonderen Wunſch der ſüddeutſchen Staaten, deren auf Guldenwährung lautendes Papiergeld nach der für den 1. Jan. 1875 in Ausſicht genommenen Einführung der Markrechnung nicht mehr in Cours erhalten werden kann. Das Geſetz wird ohne weſentliche Schwierigkeiten zu Stande kommen, da die Einigung über die einſchlagenden prinzipiellen Fragen bekanntlich ſchon in der letzten vorjährigen Reichstagsſeſſion erfolgt iſt.

Das preußiſche Abgeordnetenhaus, das augenblicklich keine Sitzungen hält, wird Ende dieſer Woche den aus dem Herrenhauſe zurückkommenden Civilehe-Geſetzentwurf von neuem berathen, und wenn die Herrenhausbeſchlüſſe es ermöglichen, das Geſetz definitiv annehmen. Dann erfolgt endlich die ſehnlichſt gewünſchte Vertagung des Landtages. Erſt die Oſterglocken ſollen ihn zu neuem Leben erwecken.

Notiz.

Die Geſellſchaft für Verbreitung von Volksbildung hat ein Preisausſchreiben erlaſſen, durch welches ſie je 300 Mark für ein Lehrbuch über „Geſchichte und Verfaſſungskunde" und für ein ſolches über „deutſche Geſchichte" ausſetzt. Beide Bücher ſollen für Fortbildungsſchulen geeignet ſein. Die Arbeiten ſind bis zum 1. Oktober bei dem Büreau der Geſellſchaft, Berlin, W. Köthenerſtr. 39, einzureichen. Die näheren Bedingungen ſind mitgetheilt in Nr. 7 des „Bildungs-Vereins".

Ausgegeben: 20. Februar 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die gesetzliche Regelung des Rechts zum Einjährigen Freiwilligendienst.

Von keiner Seite wird bestritten werden, daß auf die Entwickelung des höheren Schulwesens in Deutschland kein Umstand energischer eingewirkt hat als die Einführung der Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst Naturgemäß hat sich diese Einwirkung in Preußen am längsten bewährt. Die verhältnißmäßig hohen Forderungen, für deren Erfüllung dieses Recht gewissermaßen als eine Prämie verliehen wurde, bildeten einen Theil der strengen Zucht, in welche der preußische Staat unter der starken Leitung seiner hohenzollernschen Herrscher und seines straffen Beamtenthums die Bürger genommen und welche hauptsächlich dazu beigetragen hat, daß die höhere Bildung bei den Preußen am weitesten ins Volk gedrungen ist. Seit 1866 ist diese Einrichtung dann auch auf das übrige Deutschland ausgedehnt worden und hat eine Aera lebhaftesten Eifers für die Gründung von neuen Schulen auch in den andern Staaten herbeigeführt. Sicherlich sind dabei viele Fehler gemacht, so manche Schädigungen des Schulwesens vorgekommen. So muß namentlich gegen viele Gemeinden der Vorwurf erhoben werden, daß sie die Ausbildung der eigentlichen Volksschule um der höheren Schule willen vernachlässigt haben. Aber im Großen und Ganzen erkennt man den Gewinn, welcher der Gesammtbildung unseres Volkes durch die Anknüpfung jenes Rechtes an die Verlängerung des Schulbesuches zugeführt worden ist, allgemein an und wir glauben sagen zu dürfen, daß kaum von irgend einer Seite, die sozialistische ausgenommen, an eine Aufhebung dieses Rechts gedacht wird. In der That ist dasselbe so wichtig geworden, daß eine Regelung des höheren deutschen Schulwesens nicht mehr möglich ist, ohne diesen Faktor mit in die Rechnung zu ziehen.

Vermöge des Zusammenhanges mit der Wehrpflicht ist derjenige Theil des deutschen Schulwesens, welcher durch das Freiwilligenrecht berührt wird, unzweifelhaft der Competenz der Reichsbehörden unterworfen. Das Verlangen unserer Zeit nach gleichem Recht ist auf diesem Gebiete wie auf jedem andren durchaus natürlich. Dem gegenwärtigen Reichstage ist bekanntlich vor allem der Entwurf eines Reichsmilitärgesetzes vorgelegt worden. Wir halten diese Gelegenheit für passend, um eine gesetzliche Regelung des Frei-

willigendienstes herbeizuführen. Diesem Zwecke dienen die folgenden Bemerkungen. Unter allen Pflichten und Sorgen müssen dem Deutschen im neuen Reiche natürlich diejenigen obenan stehn, die er dem Vaterlande schuldet. Alles, was zu dessen Sicherheit nothwendig ist, muß ohne Weigern geleistet werden. Aber wenn dem Einzelnen die schöne und schwere Pflicht des Heeresdienstes auferlegt werden muß, so soll man deswegen nicht ohne zwingende Noth den Gang seiner Ausbildung reglementiren und wohl sehe man sich vor, daß man dem Schulwesen die Freiheit seiner Gestaltung nicht verkümmere. Das Freiwilligenrecht hat aber eine unnöthige Reglementirung des höheren Schulwesens lange Zeit und in vielen deutschen Staaten herbeigeführt und so auf die Entwickelung desselben zum Theil einen schädlichen Einfluß ausgeübt. Es gilt nun dahin zu streben, daß fortan gleiches Recht auch in dieser Beziehung durch das ganze deutsche Reich walte, daß unter sorgfältiger Wahrung aller der bedeutenden Vortheile, welche der Freiwilligendienst durch seine Einwirkung auf die Verlängerung des Schulbesuches in Zukunft in immer größerem Maße der Entwickelung der geistigen und sittlichen Kraft im deutschen Volke bringen soll, die schädlichen Einwirkungen möglichst beseitigt werden, ganz besonders endlich, daß das deutsche Schulwesen, unbehindert durch dieses Recht, diejenige Gestaltung suchen und — wir hoffens zu Gott — endlich finden kann, welche den Bedürfnissen unseres Volkes, so wie den großen Kulturaufgaben der Gegenwart am besten entspricht.

Zunächst dürften einige Worte über die Bedeutung des in Rede stehenden Rechts nicht überflüssig sein. Der Erfordernisse zur Erlangung desselben sind zwei: nämlich ein gewisser Grad von Bildung und ein gewisser Grad von Wohlhabenheit, da ja die Freiwilligen bekanntlich sich ihre militärische Ausstattung auf eigene Kosten anschaffen und während der ganzen Dienstzeit — wenigstens im Frieden — aus eigener Tasche leben müssen. Wir glauben, daß durch die Verbindung dieser beiden Erfordernisse Unklarheit in die ganze Sache gekommen ist und wünschten daher, es wäre möglich, das letztere in Zukunft fallen zu lassen. Es scheint uns in der That nicht gerechtfertigt, die großen Nachtheile, welche der Aermere dem Reichen gegenüber bei der Ausbildung seiner Söhne hat, in so hohem Grade zu verstärken, wie es durch diese Bestimmung geschieht. Wir wünschen lebhaft, das Recht zum Einjährigen Freiwilligendienst ohne Verdunkelung seines Zweckes als eine Prämie dargestellt zu sehn, welche für die Verlängerung des Schulbesuches und für energischeres Lernen gewährt wird. Wenn Jemand an dem Wort Prämie vielleicht Anstoß nehmen will, so mag erwogen werden, daß die Verlängerung des Schulbesuches über das gesetzlich verpflichtete Alter hinaus auch als eine Compensation für die Verkürzung der Dienstzeit betrachtet werden soll.

Digitized by Google

Denn jedenfalls ist doch das Freiwilligenrecht — und das hervorzuheben ist für unsern gegenwärtigen Zweck am wichtigsten — von dem bedeutendsten Einfluß auf die Ausbildung des jungen Menschen für seinen Beruf und so für sein ganzes Leben. Man vergesse nicht, daß das Alter der Militärpflichtigkeit auch das beste und werthvollste Alter für jegliches Lernen ist. Das Recht ist also für den Einzelnen um so wichtiger, je schwieriger die Ausbildung für seinen Beruf ist. Und so ist dieser Umstand der Hauptgrund, aus welchem für gewisse gesellschaftliche Kreise und gewisse Berufsarten die Berechtigung zum Einjährigen Militärdienst gradezu eine nothwendige Bedingung geworden ist. Jenes Recht ist für die Gesammtheit um so wichtiger, da es im engsten Zusammenhange mit der Vorbildung steht, welche der großen Masse des Nachwuchses für die Intelligenz des deutschen Bürgerstandes gegeben wird. Auf diesem beruht am meisten die Hoffnung des Vaterlandes; ihm die sorgfältigste Beachtung zu schenken wird jedem Einsichtigen als dringendstes Gebot erscheinen. Der gegenwärtige Zustand des höheren Bürgerschulwesens kann nicht befriedigen, wenn auch schon in den letzten Jahren eine Wendung zum Bessern eingetreten ist. Dies ist daher der Hauptpunkt, auf welchen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser zu lenken wünschen.

Schon bei früheren Gelegenheiten ist in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß der Verfasser der preußischen Unterrichts- und Prüfungsordnung für Realschule und höhere Bürgerschule vom Oktober 1859 sich zwar sehr große Verdienste um die Förderung des wissenschaftlichen Strebens auf den Realschulen erworben, aber die höhere Bürgerschule in ihrer Entwickelung gehemmt hat, und daß die gegenwärtige höhere Bürgerschule in Preußen, die Realschule I. Ordnung ohne Prima, unmöglich als die zweckmäßigste Vorbildung für das bürgerliche Leben betrachtet werden könne. Diese Ansicht ist in neuerer Zeit immer allgemeiner geworden und so weit die Meinungen heutzutage auch über die zweckmäßigste Gestaltung des höheren Schulwesens in Deutschland sonst auseinandergehen, so herrscht darüber ziemliche Einstimmigkeit in der pädagogischen Welt, daß für den Bürgerstand, der seinen Söhnen beim Abgange von der Schule auch das Freiwilligenrecht gewinnen will, die lateinlose Schule, welche ihre Abiturienten etwa mit dem vollendeten 16. Lebensjahre entläßt, am meisten geeignet ist. Dies ist sogar auf den Berliner Oktoberkonferenzen, die sonst nicht grade reich gewesen zu sein scheinen an gemeinsamen Anschauungen — es fehlt noch an der verheißenen amtlichen Veröffentlichung der Protokolle — deutlich zu Tage getreten. Von dieser Schulart hat in den 40er und 50er Jahren eine ziemlich große Zahl in Deutschland bestanden, sie waren dann zum großen Theil durch die Einwirkung der preußischen Unterrichtsordnung bis auf wenige verschwunden.

Jetzt werden sie wieder als die zweckmäßigste Vorbildung für den Bürgerstand fast einstimmig empfohlen. Dieser Thatsache gegenüber wird man schwerlich in Abrede stellen können, daß inzwischen in mehreren deutschen Staaten eine große Zahl von jungen Leuten in einen Bildungsweg gezwungen worden ist, der für ihre künftige Laufbahn ungeeignet war, und daß die Klärung der Ansichten im Bürgerthume über die zweckmäßigste und den Verhältnissen unserer Zeit angemessene Entwickelung des Schulwesens durch Staatsbehörden gehindert worden ist. Gewiß können wir diesen Vorwurf nicht auf alle deutschen Staaten ausdehnen wollen, denn wir gestehen gerne, daß wir durchaus nicht mit allen Verhältnissen bekannt sind, welche auf diesem Gebiete in den verschiedenen deutschen Vaterländern bestanden. Aber wie in so vielen Beziehungen im Guten, so sind die preußischen Verhältnisse doch auch im Bösen und Schädlichen maßgebend gewesen und die Leiter dieses Staates — auch die verflossenen — können die Verantwortung nicht von sich ablehnen. Wir schreiben diese Sätze wahrlich nicht, um irgend Jemand zu beschuldigen, aber es gilt die Schäden klar und offen hervorzuheben, damit deutlich werde, daß der Weg, auf welchem man die Regelung des Freiwilligenrechtes bisher herbeigeführt hat, in vielen Beziehungen schädliche Folgen gehabt hat.

Der Hauptfehler war, daß man die selbständige Berechtigung der höheren bürgerlichen Bildung, welche auf der Schule mit dem 16.—17. Lebensjahre abschließen muß, nicht genügend anerkannte und der Ansicht war, es sei ebenso gut, wenn man der Jugend statt derselben ein Fragment der wissenschaftlichen Bildung gäbe. Statt für die jungen Leute, welche mit dem bezeichneten Alter aus der Schule abgehen müssen, selbständige und in sich abgeschlossene Anstalten zu errichten, wies man sie auf die Gymnasien und Realschulen I. Ordnung und schuf diesen dadurch große Noth. So entstanden die Zustände, welche so treffend charakterisirt worden sind, wenn man von manchen Schulen sagte, daß sie unten die Wassersucht und oben die Schwindsucht hätten. Gerne geben wir zu, daß oft das praktische Bedürfniß besonders an kleinen Orten, wo eine und dieselbe Schule möglichst vielen Bedürfnissen genügen sollte, auf diesen Weg hingedrängt hat. Aber das allein wars doch wohl nicht. Man wünschte das ganze höhere Schulwesen möglichst auf zwei Hauptformen, die des Gymnasiums und der Realschule I. Ordnung zurückzuführen und daher erhob man oft Schwierigkeiten ohne inneren Grund, wenn in dem Lehrplan einer Schule Abweichungen von der Vorschrift gewünscht wurden; daher haben ja auch die Realschulen II. Ordnung, die einzige Form, in der die frühere höhere Bürgerschule ohne Latein in Preußen von 1859—1866 weiter bestehen konnte, eine so wenig erfreuliche Stellung gehabt. Wenn einzelne von ihnen, wie ganz besonders die Friedrichs-

Digitized by Google

Werdersche Gewerbeschule in Berlin unter Gallenkamp's Leitung trotzdem zu glänzenden Erfolgen gelangt sind, so ist das nur ein Beweis für die innere Berechtigung auch dieser Art der Schulconstruktion. Daß die Schulen dann auch zugleich in den Dienst der Bureaukratie gestellt wurden, daß die unglückselige Ausstattung derselben mit allen möglichen Berechtigungen erfolgte, und daß nun jene widerwärtige Berechtigungsjägerei einriß, über welche ja so viel gerechte Klage geführt worden ist, soll hier nur angedeutet werden.

Infolge der eben geschilderten Verhältnisse suchte das Gros der Aspiranten auf die Berechtigung zum Freiwilligendienste diejenigen Schulen auf, in denen sie schon in Secunda erworben werden konnte. Wie allgemein die Klage darüber von den betheiligten Schulen und nicht allein von ihnen erhoben wird, daß ihnen auf solche Weise eine große Zahl ganz ungeeigneter Schüler zugeführt worden ist, dürfte überall bekannt sein. Hervorgehoben muß aber werden, daß die Staatsbehörden durch ihre Verfügungen das Einströmen solcher Elemente in hohem Grade begünstigt haben, indem sie die Erlangung des Freiwilligenrechtes auf den Gymnasien und Realschulen I. Ordnung leichter machten, als auf allen andern Schulen. Auf jenen wird bekanntlich das Recht durch einen Konferenzbeschluß des Lehrerkollegiums festgestellt, während auf den meisten andern Schulen die Bestehung einer Abgangsprüfung erforderlich ist, ein Umstand, der oft zu der irrigen Ansicht im Publikum geführt hat, daß der Gymnasiast und der Schüler einer Realschule I. Ordnung sich das Recht einfach durch die Kraft des Beharrens ersitzen könne. Besonders aber muß bemerkt werden, daß diese Schüler bei regelmäßigem Gange durch die Schule das Recht ein ganzes Jahr früher erlangen können, als die Schüler der andern Schulen, nämlich schon mit dem vollendeten 15. Lebensjahre. Wir glauben jedoch, daß man im Gegentheil alle Ursache hat, die Erlangung des in Rede stehenden Rechtes auf den rein wissenschaftlichen Schulen — man gestatte uns, sie der Kürze wegen so zu nennen —, so viel wie möglich zu erschweren.

Schon finanzielle Gründe sollten dafür sprechen. In den letzten Jahren sind die Mittel, welche man in Deutschland dem Schulwesen zuwendet, bedeutend erhöht worden. Mit dankbarem Herzen erkennen wir an, daß dieser große Fortschritt wie so viele andere hauptsächlich dem gegenwärtigen Chef des preußischen Unterrichtsministeriums zu verdanken ist. Trotzdem genügen im Großen und Ganzen die aufgewandten Mittel noch lange nicht, und es läßt sich mit Sicherheit vorhersehen, daß sich die Anforderungen in den nächsten Jahrzehnten erheblich steigern werden. Um so mehr ist weise Sparsamkeit geboten, um alle nicht nothwendigen Kosten zu vermeiden. Selbstverständlich muß jede Schule, wenn sie nicht ein für die meisten unerschwinglich hohes Schulgeld verlangt, einen um so höheren Zuschuß erfor-

Digitized by Google

dern, je höher ihre Bildungsziele sind. Jeder einzelne Schüler einer höheren Schule erfordert daher einen größeren Aufwand als der Schüler einer niederen Schule und es ist geradezu eine Verschwendung, wenn einer höheren Schule weit mehr Schüler zugeführt werden, als ihrer Bildungsfähigkeit und ihrem Bildungsbedürfniß nach nothwendig ist. Ganz vermeiden läßt sich solche Verschwendung natürlich niemals. Bei dem gegenwärtigen Verfahren in Betreff der Ertheilung des Freiwilligenrechts wird sie aber geradezu provocirt. Es wäre wohl interessant, wenn sich Jemand einmal die Mühe nehmen wollte, die hier berührten Verhältnisse ziffermäßig festzustellen. Könnte man die auf diese Weise verschwendeten Summen sparen, so würden sich mit denselben sicherlich schon eine ganz hübsche Zahl von recht schlimmen Uebelständen beseitigen lassen.

Ist aber durch das Freiwilligenrecht und durch die mit ihm im Zusammenhange stehenden Erlasse das gesammte höhere Schulwesen, das bürgerliche sowohl wie das wissenschaftliche, erheblich geschädigt worden, wer will uns da verdenken, daß wir unter diesen Umständen diesen wichtigen Gegenstand möglichst dem Bereich der Willkür zu entziehen, ihn möglichst sicher mit gesetzlichen Garantien zu umgeben wünschen? Freilich sehen wir voraus, daß die gesetzliche Regelung dieses Gebietes auf nicht unerhebliche praktische Schwierigkeiten stoßen wird. Und bei dem allgemeinen Vertrauen, welches die Reichsbehörden so wohlverdient überall genießen, könnte es scheinen, als ob kein Anlaß vorläge, zu gesetzlicher Regelung hinzudrängen. Es kommt hinzu, daß auch in Preußen, welches ja auf die Gestaltung des gesammten Schulwesens, ganz besonders des höheren Schulwesens naturgemäß einen entscheidenden Einfluß ausübt, ein Minister im Amte ist, der scharfen Blick, festen Willen und das redliche Streben bewährt hat, vorurtheilslos und unbeirrt den Forderungen unserer Zeit gerecht zu werden. Auch aus den Unterrichtsbehörden der übrigen deutschen Staaten scheinen die dunkeln Schatten zum großen Theil gewichen zu sein, welche sich vor kurzem noch weithin über deutsches Land gelagert hatten und jedes frisch emporstrebende Leben niederhielten. Es kommt ferner hinzu, daß der preußische Cultusminister frisch die Hand an's Werk gelegt hat, um durch Vereinbarung mit den anderen deutschen Regierungen in manchen Beziehungen Gleichheit der Schuleinrichtungen herbeizuführen, und daß die Reichsschulcommission, welche unter dem Vorsitz des preußischen Geh.-Raths Wiese, die mit dem Freiwilligenrecht verbundene Beurtheilung und Klassificirung der Schulen zu ordnen hat, im Auftrage des Reichskanzlers, so viel wir wissen, einen beschränkenden Einfluß auf die Gestaltung der Schulen durchaus nicht übt. Alles das nun erkennen wir freudig an. Ja, wir sehen in diesen Verhältnissen eine Vereinigung günstiger Umstände, welche gegenwärtig die gesetzliche Regelung ungemein erleichtern. Nicht im

Kampfe gegen irgendwen verlangen wir das Gesetz, am allerwenigsten um eine Opposition gegen die bestehenden Gewalten zu machen, denen wir unser Vertrauen gern aussprechen. Wir wünschen sogar, daß dieselbe Reichsschulcommission, welche gegenwärtig im speziellen Auftrage des Reichskanzlers als dessen technischer Beirath für die Ordnung dieser Verhältnisse berufen worden ist, auch fernerhin fungiren soll. Sicherlich kann sie nur an Ansehn und Bedeutung gewinnen, wenn sie künftig auf dem festen Grunde eines Gesetzes direkt im Namen von Kaiser und Reich ihre wichtige Aufgabe erfüllt.

Denn die Regelung durch ein Gesetz ist unumgänglich. In allen competenten Kreisen herrscht, wie wir glauben, volle Einstimmigkeit darüber, daß eine Ordnung des gesammten höheren Schulwesens gegenwärtig ohne die Ordnung des Berechtigungswesens nicht möglich ist. Nach unserem Wunsche sollen alle übrigen Berechtigungen ganz wegfallen; es soll den einzelnen Behörden überlassen bleiben, nach ihren Bedürfnissen die Bedingungen zu bestimmen, von welchen sie den Eintritt in ihre Aemter abhängig machen müssen. Im Ganzen wird das die Schulen nichts angehen dürfen. Zwei Rechte aber müssen geordnet werden: das auf den Freiwilligendienst und das des Zuganges zur Universität. Auch von dem letzteren wünschten wir, daß es den Regelungen der Reichsbehörde unterläge, denn nach unserer Meinung hat das Reich ein eminentes Interesse daran, daß zu allen deutschen Universitäten der Zuzug unter gleichen Bedingungen stattfindet. Allein eine derartige gesetzliche Regelung durch das Reich würde auch eine Ueberschreitung seiner Competenz herbeiführen. Wir wagen daher nicht dieselbe vorzuschlagen. Eine gesetzliche Regelung des Rechts zum Freiwilligendienst aber kann nur durch die Reichsgewalten erfolgen. Es geht nicht ferner an, daß dasselbe von den Anschauungen abhängig bleibe, welche im preußischen Staate maßgebend sind. Zur Begründung dieser Ansicht, die sich im Wesentlichen aus dem bisher Ausgeführten ergiebt, müssen wir indeß noch zwei Punkte hinweisen.

Da das Unterrichtswesen naturgemäß der Gesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten überlassen geblieben ist und auch wohl noch recht lange bleiben muß, da es sich ferner in den verschiedenen Landschaften auf sehr verschiedene Art historisch entwickelt hat, so herrscht in den deutschen Schulverhältnissen eine Buntscheckigkeit, in der sich zurecht zu finden nicht immer leicht ist. Man glaube ja nicht, daß alle Schulen, welche denselben Namen führen oder denselben Kategorien anzugehören scheinen, auch nur annähernd in ihren Leistungen gleich sind. Was für verschiedenartige Schulen sind, z. B. unter dem Namen „Realschule" in Deutschland zu finden! Aber die Voraussetzung einigermaßen gleicher Leistungen trifft auch noch nicht einmal bei den deutschen Gymnasien zu, bei denen man sie zuerst erwarten sollte. Wir können versichern, daß die Leistungen mancher Gymnasial-Abiturienten, die

mit dem Reifezeugniß zur Universität entlassen werden, an anderen Gymnasien kaum für die Versetzung nach Prima genügen würden. Das kann unter den obwaltenden Verhältnissen nicht anders sein, wird bis zu einem gewissen Grade immer bleiben und sicherlich nur durch lange fortgesetzte Bemühungen überhaupt allmählich anders werden. Aber es begreift sich, daß unter diesen Umständen die Klassification der Schulen große Schwierigkeiten hat, und der Willkür mehr als billig Spielraum gelassen ist. Eine direkt auf Grund eines Reichsgesetzes eingerichtete Behörde würde da ihren Einfluß doch ohne Zweifel viel wirksamer geltend machen, als alle Vereinbarungen zwischen den Regierungen, und wenn wir auch zugeben, daß diese Vereinbarungen noch immer nothwendig bleiben werden, denn die Grenze, bis zu welcher das Reich auf das Schulwesen einwirken soll, kann ja nur das Gebiet des Nothwendigen umschließen, so wäre doch wenigstens eine feste Grundlage gegeben, auf der weiter gebaut werden muß.

An dieser festen Grundlage fehlt es gegenwärtig. Die Wirksamkeit der Reichsschulcommission hat die Bestimmungen des § 154 der Militärersatz-Instruction vom 26. März 1868 als maßgebend zu betrachten. Es war natürlich, daß man bei dem Entwurfe dieser Instruction die preußischen Schulverhältnisse zur Richtschnur nahm. Aus den oben entwickelten Gründen können wir dieselben nicht als genügend und zweckmäßig anerkennen. Bei allen denjenigen Unterrichtsanstalten, welche von den preußischen Schulkategorien abweichen, hat die Kommission zu entscheiden, ob sie dem Sinne des bezeichneten Paragraphen entsprechen oder nicht. Wir wiederholen, daß die Kommission dabei sicherlich nach billigen pädagogischen Rücksichten verfahren ist. Aber eine bestimmte Norm dieses Verfahrens ist unseres Wissens niemals veröffentlicht worden und wir haben auch Grund zu der Annahme, daß eine Uebereinstimmung über dieses Verfahren innerhalb der Kommission nicht immer geherrscht hat. Ganz besonders fehlt es an der Veröffentlichung der Merkmale einer höheren Bürgerschule im Sinne des § 154 der Instruktion. Dieser Mangel hat mehrfach häßliche Verwirrungen herbeigeführt und grade bei der Gründung von lateinlosen höheren Bürgerschulen, wie wir sie am meisten wünschen, nicht unerhebliche Schwierigkeiten gemacht. Auch die Frage bedarf gesetzlicher Entscheidung, ob unter allen Umständen zwei fremde Sprachen erforderlich sein müssen, wenn einer Schule das Freiwilligenrecht verliehen werden soll. Bekanntlich geht die Stadt Berlin auf den Vorschlag ihres Schulrathes Hoffmann schon seit Jahren mit dem Plane um, solche Schulen zu errichten und nimmt für dieselben das Freiwilligenrecht in Anspruch. Wir sind aus anderen Gründen mit dem Hoffmann'schen Projekt nicht einverstanden, glauben aber nicht, daß die Aufnahme zweier Sprachen in den Lehrplan eine conditio sine qua non für das Freiwilligenrecht

sein muß und wollen hier nur feststellen, daß von der Entscheidung dieser Frage eine große Zahl der wichtigsten Bürgerschulorganisationen abhängig ist.

So halten wir die Regelung des Freiwilligenrechtes durch ein Reichsgesetz für absolut nothwendig. Es bleibt die Frage zu erörtern, welche Grundsätze für die Entwerfung desselben maßgebend sein sollen. Einige dieser Grundsätze ergeben sich aus den vorigen Ausführungen von selbst.

1. Der Zweck des Freiwilligenrechtes ist die Hebung des Niveaus der Volksbildung und der Volkstüchtigkeit. Man gewähre es daher nicht zu leicht. Mit dem wachsenden Wohlstand wächst auch die Zahl derer, welche in der Lage sind, ihren Kindern auf der Schule längere Zeit zum Reifen zu lassen. So ist eher eine Erhöhung als eine Herabsetzung der Forderungen geboten. Der Druck wird hauptsächlich auf die Kurzsichtigkeit und den Unverstand vieler Eltern ausgeübt. Der Nutzen kommt ebensowohl jedem Einzelnen wie dem ganzen Staate zu gute.

2. Gleiches Recht und möglichst gleichartige Behandlung walte durch das ganze Reich.

3. Man hüte sich durch Aufstellung von Bestimmungen, welche nicht in der Natur der Sache liegen, der Gestaltung des deutschen Unterrichtswesens schädliche Schranken zu setzen. Ganz besonders bedenke man, daß es dem deutschen Bürgerstande frei stehen muß, die seinen Bildungsbedürfnissen entsprechenden Bildungswege zu suchen.

4. Man erschwere es den Schulen nicht, die ihnen gesteckten Ziele zu erreichen, sondern benutze auch die durch das Freiwilligenrecht gebotenen Mittel, um in die Aufgaben der einzelnen Schularten die möglichste Klarheit zu bringen.

Auf diesem Boden werden sich, so meinen wir, alle Anschauungen vereinigen können. Ueber die Grenzen, bis zu welchen man zu gehen hat, so wie über die Form der Ausführung werden naturgemäß verschiedene Meinungen vorhanden sein. Am wichtigsten wird es sein, das Maß der Bildung zu bestimmen, welches für die Erlangung der Berechtigung erforderlich ist. Daß von einer Gleichheit der Kenntnisse nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich. Es muß eine Gleichwerthigkeit der Kenntnisse, eine möglichst gleichartige allgemeine Reife der Aspiranten erlangt werden. Dazu halten wir für erforderlich, daß ein gewisses Minimum von allen gleichmäßig nachzuweisen ist, nämlich in deutscher Literatur, deutschem Stil, einer oder zwei fremden Sprachen, deren Auswahl dem Prüfling überlassen werden müßte, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik und Rechnen. Dieses Minimum allein soll jedoch nicht genügen, es muß durch Mehrleistungen in einzelnen Gegenständen ergänzt werden. Aber in Bezug auf diese Mehrleistungen möge ein ausgedehntes Compensationsverfahren zur Anwendung kommen. Als Maßstab nehme man diejenige allgemeine Bildung, welche sich

durchschnittlich mit dem vollendeten 16. Lebensjahre bei einigermaßen gut beanlagten Knaben erreichen läßt. Es müßte also im Ganzen ein zehnjähriger Schulbesuch verlangt werden. Die Rechnung, daß auch bei neunjährigem Schulbesuch die abgehenden Schüler durchschnittlich mindestens 16 Jahre alt sein würden, möchten wir nicht gelten lassen. Denn an vielen Orten würde die Bestimmung eines 9jährigen Schulkursus ein gewaltiger Rückschritt gegen die gegenwärtigen Verhältnisse sein und den müssen wir gradezu für ein Unglück halten.

Um bei dem Publikum die möglichste Klarheit in die Erkenntniß der Aufgaben und Zwecke der verschiedenen Schularten zu bringen, und um aus den wissenschaftlichen Schulen so viel wie möglich die ungeeigneten Elemente zu entfernen, ist ferner die Bestimmung nothwendig, daß in Zukunft das Freiwilligenrecht durch ein Abgangszeugniß nur an Schüler verliehen werden soll, welche die von ihnen gewählte Schule ganz durchgemacht haben. Natürlich kann eine solche Bestimmung erst nach einer längeren Reihe von Jahren — wir meinen frühestens nach 6 Jahren — in Kraft treten, damit Eltern und Behörden Zeit genug gewinnen, um ihre Einrichtungen den veränderten Verhältnissen gemäß treffen zu können. Zunächst müßte aber, um die Bevorzugung — oder vielmehr, wie wir oben auseinandersetzten, die Benachtheiligung — der Gymnasien und Realschulen I. Ordnung sofort zu beseitigen, die Erlangung des Rechts auf diesen Schulen an die Versetzung nach Prima geknüpft und die Versetzung von einer Prüfung abhängig gemacht werden. Der Härte, welche darin gefunden werden kann, daß später auch Primaner der wissenschaftlichen Schulen, die künftig vielleicht kurz vor Ablegung des Abiturientenexamens die Schule verlassen, noch vor eine Prüfungskommission behufs Erlangung des Rechts zum einjährigen Militärdienst gewiesen werden sollen, kann auf mehr als eine Art vorgebeugt werden. Zum Beispiel könnte man den Kommissionen das Recht geben, gewissen jungen Leuten einen Theil der Prüfung zu erlassen.

Wir sehen voraus, daß sich gegen diese Vorschläge so mancher Widerspruch vonseiten der Eltern, der städtischen Behörden und wohl auch der Lehrerkollegien erheben wird. Aber die Zustände erfordern dringend Abhilfe. Die Abhilfe muß nach bestimmten Principien erfolgen und wir halten die Schwierigkeiten, die sich auf dem von uns vorgeschlagenen Wege finden werden, durchaus nicht für unüberwindlich.

Absichtlich unerörtert lassen wir die Frage, ob die beiden Wege, auf denen das Recht gegenwärtig erlangt werden kann, nämlich durch ein Schulzeugniß oder durch eine Prüfung, auch künftig zu diesem Ziele führen sollen. Manche Stimmen wünschen, daß die Prüfungen künftig nur noch bei den berechtigten Schulen statt finden sollen. Uns will das nicht unbedenklich er-

scheinen. Radikal ist der Vorschlag anderer, daß Schulzeugnisse in Zukunft dieses Recht gar nicht mehr gewähren sollen, sondern daß alle Aspiranten auf die öffentlichen Prüfungen verwiesen werden. Wir fürchten, daß die Ausführung einer solchen Bestimmung auf sehr große Schwierigkeit stoßen, namentlich aber, daß die Ungleichheit der Maßstäbe dann noch viel stärker hervortreten würde. Indessen läßt sich über diesen Punkt sehr vieles sagen. Wir glauben, daß das gegenwärtige gemischte Verfahren auch für die Zukunft beizubehalten sein wird. Und somit empfehlen wir die ernsthafte Erwägung unserer Ansichten allen Betheiligten. Wir wissen, daß Petitionen in unserem Sinne an die Reichsbehörden gerichtet werden. Mögen sich diesen Petitionen recht viele Gemeindebehörden und Lehrerkollegien anschließen; mögen sich ihnen die entscheidenden Kreise geneigt zeigen! Wir sind überzeugt, daß der gesammten deutschen Bildung ein großer Segen aus der Erlassung eines Reichsgesetzes und aus der Einsetzung einer Reichsbehörde unserem Antrage entsprechend erwachsen werde! K. F.

Ein Erfinder der Stereotypie in Deutschland.

Die alte Klage, daß wir das Heimische gering achten und erst aufnehmen, wenn es uns aus der Fremde zurückkehrt, trifft auch darin zu, daß die wichtige Erfindung der Stereotypie, welche ein Deutscher im Jahre 1769 gemacht hat, damals unbeachtet geblieben ist. Der Brief des Berliners d'Anières, welchen wir hier geben, beweist, daß er selbständig das Verfahren erdacht hat, wenn auch schon früher dieselbe Erfindung von dem Prediger Müller in Leyden gemacht, und in Schottland ein stereotypisch-gedruckter Sallust erschienen war. Daß dies dem d'Anières unbekannt geblieben, ist nicht zu verwundern, weil das Verfahren gewiß geheimgehalten worden war. Es ist ja bekannt und leicht erklärlich, daß viele technische Erfindungen gleichzeitig an verschiedenen Orten gemacht worden sind.

Ein Deutscher war dieser d'Anières, Friedrichs des Großen Geheimer Rath, wenn er auch einen französischen Namen führt und französisch schreibt. Er gehörte der „Colonie" an, den Nachkommen der Protestanten, welche der Große Kurfürst nach dem Widerruf des Edicts von Nantes aufgenommen hatte. Sie haben seine Großmuth reichlich vergolten, nicht allein durch materielle und geistige Cultur welche sie brachten, auch durch deutschen vaterländischen Sinn. Von diesem Sinne haben sie noch unlängst Zeugniß gegeben; als beim Ausbruch des Kriegs von 1870 ein Mitglied ihrer Gemeinde wohlmeinend vorschlug, eine Adresse an den König von Preußen zu

erlaſſen, daß ſie, obwohl franzöſiſcher Abkunft, treu zur deutſchen Sache ſtänden, erklärten alle anderen einſtimmig, es verſtehe ſich von ſelbſt und bedürfe keiner Verſicherung, daß ſie Deutſche ſeien.

Die d'Anières waren die vornehmſte Familie des Bugey, der franzöſiſchen Landſchaft, welche an Savoyen und den Canton Genf grenzt. Der Großvater des Erfinders der Stereotypie war den Dragonaden Ludwigs XIV durch die Flucht nach Lauſanne entgangen, hatte aber bald das von der eiferſüchtigſten Schweizer Ariſtokratie beherrſchte Waadtland verlaſſen, und war an der Spitze zahlreicher Schickſals-Gefährten nach Berlin gekommen. Sein Sohn ward Theolog und ſpäter Prediger an einer der franzöſiſchen Kirchen Berlins. Hier ward Friedrich Benjamin d'Anières 1736 geboren und im väterlichen Hauſe ſorgſam von dem bekannten Formey erzogen. Er ſtudirte dann in Halle, ward Doctor der Rechte, General-Fiscal und Geheimer Rath, Mitglied und Juſtitiarius der Akademie der Wiſſenſchaften. Seine Schriften, namentlich über Geſetzgebung und über Hazardſpiele und Lotterien, galten für vortrefflich.

Das Original ſeines folgenden Briefs befindet ſich in einer Autographen-Sammlung zu Berlin; die ſprachlichen Ungenauigkeiten und die Orthographie jener Zeit ſind im Abdruck unverändert geblieben.

Vous vous rappellerez, mon cher Ami, que nous parlions il y a quelque temps chez mon Pere du projet d'etablir pour l'Ecole de Charité une imprimerie de la Bible Françoise à l'Instar de celle de Halle.

Cette idée m'est revenue il y a quelques jours, et je me flatte d'avoir trouvé quelque chose de neuf sur cette matière.

Dans la situation violente où je me trouve, il est consolant d'avoir une resource; peut-etre mes vues sur cet article me la fourniront-elles.

Vous les trouverez dans le papier ci-joint; mais j'exige absolument

1°, le secret parfait, et

2°, de rester maitre des conditions que je pourrais faire à la Direction de l'Ecole de Charité,

voulant d'ailleurs faire tourner à son profit une partie considerable de ce que je pourrai decouvrir sur cette matière.

Je vais travailler, sans m'ouvrir à personne, à m'assurer des calculs et des manipulations.

Si je meurs avant d'en l'avoir retiré, vous pouvez remettre l'incluse, avec prudence, à la Direction de l'Ecole de Charité, et je souhaite que, dans le cas où il y aurait du profit à faire usage de mes idées, la moitié du profit revienne à mes enfants, si j'en ai, si je n'en avois point, à ma femme

et à mes freres et soeurs; savoir a ma femme pour un tiers, et aux autres par portions egales entr' eux, avec substitution entre tous.

Il se peut fort bien que mes idées soyent romanesques, mais dans ce moment elles ne me paraissent point de l'etre, et je serois coupable, si je risquois d'enterrer un secret utile.

C'est à votre amitié que je confie ma decouverte ou ma sottise. Le temps en decidera.

d'Anières ce 2. Mars 1769
à minuit.

A Monsieur
Monsieur Erman Filele Ministre du St. Evangile, Professeur et Pasteur à S. L. (Son Logis.)

Les profits considerables que la maison des Orphelins de Halle a fait sur la Bible se comprennent aisement.

Un Libraire qui fait une Edition de la Bible ne peut compter que sur quelques milliers d'Exemplaires de debit; encore ne peut-il pas esperer, quand il tireroit 4 ou 6000 Exempl. de les debiter si vite, parcequ'il ne peut pas les donner à un prix beaucoup au dessous des prix ordinaires: et s'il s'avisoit d'en tirer 12 ou 15000 Exemplaires, le Capital en papier seroit trop fort.

Cependant la Librairie de Halle, qui a très considerablement profité sur la Bible a fait une avance de près de Ecus seulement en Caracteres dont il en faut autour de quatre millions, sans compter les fraix de composition, correction et autres communs à tout Editeur. Il s'agit de trouver une methode, qui donnant le même avantage qu'a eu la Librairie de Halle, n'expose pas à des fraix aussi enormes. Cette methode est tout simple.

Elle consiste à prendre une page d'impression composée à l'ordinaire en caracteres mobiles, à prendre l'empreinte de cette masse de caracteres soit en gypse, ou en terre argilleuse, ou encore en metal, à fondre sur cette empreinte une page d'une seule piece en metal, laquelle servira à tirer les exemplaires.

Les avantages de cette methode sont evidents.

1, Une page octavo du plus fin caractere ne peut pas prendre 4000 caracteres, pas même 3000, mais on en passe 4000, parcequ'il peut se trouver qu'il faille plus d'une sorte de caracteres pour une page que pour l'autre.

2°, la composition se fesant à l'ordinaire, il n'est pas necessaire que le Compositeur soit du secret.

3°, l'empreinte en gypse ou en terre argilleuse. fut ce même en metal, ne peut pas couter beaucoup.

3ª, Les masses de metal tirées sur ces empreintes ne sauroient faire un capital proportionné au capital que demandent 4,000,000 de caracteres, attendu qu'une livre de plomb en masse ne vaut pas la 100e partie de ce que valent une livre de caracteres.

4°, avant de tirer cette empreinte, on peut tirer sur les caracteres mobiles autant d'epreuves que l'on vent pour achever la correction.

5°, l'empreinte gypseuse ou argillense peut etre conservée pour servir après un long temps à refondre de nouvelles masses sur lesquelles on imprime.

NB. C'est un des defauts de l'imprimerie de Halle de ne livrer depnis quelque temps que des exemplaires peu lisibles, parceque les caracteres sont usez.

Ces avantages sont evidents; mais il y a en a un plns precieux.

Après avoir retiré les premiers fonds sur les premiers milliers d'exemplaires, on peut avec les mêmes caracteres faire composer et imprimer tous les onvrages d'un debit snr, comme Bibles en diverses langues, antenrs classiques grecs latins et françois etc. etc. le tout à un prix si bas que nul imprimeur n'oseroit tenter une contrefaction.

Avec le temps on pourroit etendre l'utilité de cette manipulation en l'appliquant anx planches gravées; on sait combien les epreuves diminuent de valeur après les premieres centaines; d'après cette methode on pourrait en tirer 100,000 egalement belles.

Berlin ce 2. Mars 1769.

d'Anières.

Si la methode susdite avoit de trop grands inconvenients, il y auroit encore une resource. On pourroit, au lieu que l'on fond les caracteres saillants, qui servent à l'impression, dans des matrices frappées au poinçon, former des caracteres mobiles non saillants mais frappés en creux par le poinçon, composer avec ces caracteres en creux, et fondre sur ces masses de caracteres mobiles, des masses solides qui serviroient à tirer les exemplaires.

Das Stadtarchiv in Straßburg.

So gerecht der Schmerz war, den alle Freunde der Wiſſenſchaft bei der Trauerkunde vom Untergange der Straßburger Stadtbibliothek (in der

Nacht des 24. Aug. 1870) empfanden, so natürlich ist auch die dankbare Freude, daß zwei andere, jetzt um so merkwürdigere Schätze dem vernichtenden Feuer der Geschosse glücklich entgangen sind; wir meinen die beiden großen Archive der Stadt Straßburg: das Bezirks-(Departements-)Archiv und das überaus reichhaltige Stadtarchiv. Vor allem das letztere verdient in Deutschland die größte Beachtung, da es ungemein reich an Urkunden aus den frühesten Zeiten deutscher Culturentwickelung ist, welche geeignet sind, auf die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands in früheren Jahrhunderten neues Licht zu werfen. Der Reichthum an Urkunden ist so groß, daß selbst von den Verwaltern des Archivs noch immer neue Entdeckungen gemacht werden.

Das Straßburger Stadtarchiv wurde bereits im Jahre 1399 angelegt, während die darin aufbewahrten Urkunden viel weiter zurückreichen. Bei der Begründung des Archivs befanden sich an der Spitze des Magistrats: der Ammanmeister Rulin Barpfenning und die Stättmeister Rulmann Swarber, Wilhelm von Mülnheim, Thierri Burggrafe und Thoman zur Megde. In der ersten Zeit hatten die Stadtschreiber neben ihren Geschäften den Dienst als Archivare mit zu versehen; erst später wurden besondere Beamte für das Archiv eingesetzt. Unter den ersteren glänzt der Name Sebastian Brant's, des Verfassers des Narrenschiffs, uns entgegen: in letzterer Zeit hat sich der Archivar Ludwig Schneegans durch verschiedene werthvolle Veröffentlichungen aus archivalischen Quellen verdient gemacht. Im Jahre 1666 veröffentlichte der Straßburger Schriftsteller Ristelhuber eine kleine Schrift: „Lettres sur les archives de la ville de Strasbourg", in welcher auch die Frage erörtert ward, welchen Bildungsgang der Vorsteher des Stadtarchivs genommen haben müßte; der Verfasser sagt darin sehr bezeichnend: „Gewisse Personen glauben, daß der Archivar nothwendig ein Schüler der (französischen) Urkundenschule (école des chartes) sein müsse; sie täuschen sich aber. Die Urkundenschule beschäftigt sich vor Allem mit dem französischen Mittelalter; das elsässische Mittelalter ist aber deutsch, es ist weder die Sprache des „oil", noch die des „oc", sondern die Sprache des „ja!"

Schon vor einer Reihe von Jahren machte der inzwischen verstorbene Director des Landesarchivs in Karlsruhe, F. J. Mone, in seiner Zeitschrift des Oberrheins auf das Straßburger Archiv mit seiner Urkundenfülle aufmerksam, das er selbst vielfach benutzt hat. Seine Worte scheinen aber nicht sonderlich beachtet zu sein, wenigstens sind selten deutsche Gelehrte nach Straßburg gereist, um das Stadtarchiv zu durchforschen. Wer aber kam, kehrte gewöhnlich reich beladen zurück und war des Lobes voll über die gewonnenen Aufschlüsse wie über die peinliche Ordnung, die in der Verwaltung herrschte. Möchte es jetzt mit dem Besuch anders werden!

Ueber das Stadtarchiv hat vor kurzem der Oberarchivar Brucker, welcher während der Belagerung Straßburgs mehrere Wochen hindurch das Stadthaus nicht verlassen hat, um seine Papiere — die übrigens vorsichtiger Weise in den Kellern aufbewahrt waren — wie einen Schatz vor Zerstörung zu sichern, eine schon vor einiger Zeit begonnene Schrift — leider in französischer Sprache — veröffentlicht, auf welche wir die Leser aufmerksam machen möchten; sie führt den Titel: „Les archives de la ville de Strasbourg antérieures à 1790, aperçu sommaire“ und ist ein redendes Zeugniß von der hohen Bedeutung der in Straßburg vorhandenen gedruckten und geschriebenen Denkmäler aus früheren Zeiten.

Das Stadtarchiv befindet sich, wie bereits angedeutet, in einem Seitenflügel des Rathhauses oder Stadthauses (hôtel-de-ville) in der Brandgasse und nimmt 6 große Zimmer ein, während die Urkunden aus der Zeit nach 1790 noch ungeordnet auf einem Boden sich befinden, da das Personal des Archivs sehr knapp bemessen ist und erst nach und nach zur Bearbeitung derselben im Stande sein wird. Das größte Zimmer dient dem Oberarchivar als Bureau und enthält folgende Sammlungen: 133 Bände Protokolle des Raths der XIII, welcher eine Abtheilung des Magistrats bildete, die höchsten Regierungsattribute ausübte und gewissermaßen das auswärtige Amt darstellte. Diese Sammlung beginnt mit dem Jahre 1599 und endet mit 1789; 200 Bände Protokolle des Raths der XV, welcher über die Aufrechthaltung der Verfassung zu wachen hatte und mit der Controle der Verwaltung und der öffentlichen Aemter betraut war. Diese Sammlung umfaßt den Zeitraum von 1584 bis 1789; 251 Bände Protokolle des Raths der XXI aus der Zeit von 1539 bis 1789, die XXI waren aus den XIII und XV zusammengesetzt, diese drei Rathsversammlungen hießen auch „die drei geheimen Stuben“); 88 Bände Protokolle der Oekonomiekammer, der drei geheimen Stuben und der Kanzlei — aus dem 17. und 18. Jahrhundert; — 124 Bände Protokolle der Leiter der Bauten und der Vorgesetzten des Pfennig-Thurms (Stadtkasse) aus der Zeit von 1584 bis 1789; 84 Register über die Intraden der Stadt, „Stallregister“ genannt, aus der Zeit von 1706—1790; 54 Bände Beschlüsse und Mandate des Magistrats, „Stadtordnungen“ geheißen; 3 Bände Beschlüsse des großen Senats, „großes Rathsbuch“ aus der Zeit von 1417 bis 1789; 50 Cartons mit Duplicaten dieser Ordnungen, 70 Bände Edicte, Beschlüsse und Ordonnanzen der Könige von Frankreich aus der Zeit von 1680 bis 1789; 44 Bände Cartons mit einer Sammlung dieser Edicte ꝛc., welche bis zum Jahre 1660 zurückgehen; 146 Cartons, welche das Prätorial-Archiv enthalten und die vielen Beziehungen des Magistrats mit dem königlichen Prätor bekunden; 33 Bände alter Repertorien über die verschiedenen Protokoll-Samm-

lungen; 4 große Bände, von welchen 3 in Pergament, die ein Verzeichniß der sämmtlichen Mitglieder des Magistrats von 1225 ab bis 1790 enthalten, das sogenannte „Rathsbuch" und die Namen und Eigenschaften der Personen, welche das Bürgerrecht Straßburgs in der Zeit von 1440 bis 1737 erhalten hatten, das sogenannte „Bürgerbuch." Die zuletzt erwähnten 4 Bände sind — gleichwie eine größere Anzahl Urkunden — in den Jahren 1867 und 1868 aus der Stadtbibliothek zurückgezogen worden und mithin vorm Brande gerettet. Alle diese Sammlungen mit ihrem werthvollen Material — mit Ausnahme der so eben gedachten Urkunden — befinden sich, wie bereits bemerkt, in einem Zimmer, während in den übrigen 5 Räumen ähnliche Reichthümer aufgehäuft sind, deren Specificirung hier zu weit führen würde.

Ganz besonders wichtig sind die Schriftstücke aus dem „Gewölbe unter der Pfalz" (dem ehemaligen Rathhause). Sie befinden sich gegenwärtig in 190 Schubladen und behandeln sehr verschiedenartige Gegenstände, welche sich auf Politik, Rechtsprechung und Verwaltung beziehen. Es finden sich in dieser Sammlung: Friedens- und Allianz-Verträge der freien Reichsstadt Straßburg mit den Fürsten und Herren der Länder und Städte, aus dem 14. bis 17. Jahrhundert. Der Verfasser der erwähnten Schrift, welcher *für das* Archiv lebt und webt, hat während seiner Wirksamkeit in demselben den so eben erwähnten werthvollen Bestandtheil desselben nach Maßgabe des (französischen) Ministerialcirculars vom 25. Aug. 1857 über Communalarchive aus der Zeit vor dem Jahre 1790 geordnet, speciell durchgesehen und inventarisirt. Nach dem Verfasser hat sich das betreffende Schema, welches in sämmtlichen Communalarchiven Frankreichs zum Anhalt dient, gut bewährt, da seitdem eine gemeinsame Regel für dieselben durchgeführt ist. „Die schönen Resultate, welche durch diese Maßregel erzielt sind, beweisen, daß der Geist der Centralisation, der oft der Kritik unterlegen hat, auch nützliche und früchtetragende Dinge zu schaffen vermag." Das von dem Verfasser in Betreff der erwähnten Urkunden angefertigte Repertorium von 900 Folioseiten ist in der 163 Seiten zählenden Schrift im Auszug gegeben worden, der von den 64 Zeilen des Schemas nur deren 4 umfaßt. Es sind dies aber gerade sehr bedeutungsvolle Sachen, denn sie betreffen die Privilegien und Freiheiten der Stadtgemeinde, die Urkundensammlung derselben, die Urkunden und den Briefwechsel Straßburgs mit den Kaisern, den Staatskörpern, Statthaltern und anderen Persönlichkeiten von Wichtigkeit. Welcher Reichthum hier allein vorhanden ist, geht schon daraus hervor, daß aus der Zeit von 1347 bis 1378 allein 130 Pièces vorliegen, welche die zahlreichen Verbindungen Kaiser Carl's IV mit Straßburg bekunden. Viele Urkunden beziehen sich ferner auf die deutschen Reichstage von Worms, Freiburg, Augsburg, Nürnberg, Cöln, Constanz, Worms ꝛc.

aus der Zeit von 1495 bis 1557. Sollte das Werkchen, wie anzunehmen ist, gute Aufnahme bei den Gelehrten finden, so wird der Verfasser voraussichtlich nicht zögern, mehr von seiner jahrelang fortgesetzten, mühevollen Arbeit zu veröffentlichen. Für die Fortsetzung würde sich aber die deutsche Sprache entschieden empfehlen.

Zu erwähnen ist noch, daß das Stadtarchiv zweimal geschädigt worden ist. Im Jahre 1686 entstand in der „Kanzlei" ein Brand, welcher die Protokolle des Raths der XIII zum Theil vernichtete; vielleicht ward dadurch manches Stück von der Erde vertilgt, das zuverlässiges Licht auf den Uebergang Straßburgs in die Hände der Franzosen werfen konnte. Größeren Schaden erlitt das Archiv im Jahre 1789 bei Gelegenheit der Erstürmung der Pfalz durch den Pöbel Straßburgs. Der Geschichtschreiber Strobel sagt darüber etwa: „Die öffentlichen Acten, wichtige Documente, Protokolle entgingen nicht der Wuth des blinden, raubluſtigen Pöbels; dicke Bände und ganze Packe von Schriften wurden auf die Straßen geworfen und mit Füßen getreten. Noch am anderen Tage trat man auf einer Menge kostbarer Documente herum, die zerfetzt oder mit Koth bedeckt auf dem Gärtnersmarkt — heißt jetzt Guttenbergplatz — herumlagen. Diese zerrissenen und beschmutzten Papiere wurden in den folgenden Tagen mit Sorgfalt wieder aufgelesen und, soweit es möglich war, geordnet und zusammengeleimt. Man soll fünf Jahre mit dieser mühseligen verdrießlichen Arbeit zugebracht haben." Ein damals erschienenes Gedicht in Knittelversen sagt:

Die Tollköpfe schlagen wohl alles darnieder
Rauben und plündern, zerstören dann wieder,
Brechen hinauf in das schöne Archiv,
Wo bisjetzt ruhte manch' wichtiger Brief,
Schleudern die Schriften zur Straße hinaus,
Daß man sich kaum naben konnt' unserm Rathhaus.
Da lagen Urkunden getreten in Koth,
Dort fanden Dokumente im Wasser den Tod,
Hier zerriß ein Bube die wichtigste Schrift,
Deren Inhalt das Wohl sehr Vieler betrifft ꝛc.

Wie bedeutend der Verlust an Urkunden und sonstigen Schriften damals war, erhellt daraus, daß vor dem Exceß 12 Gewölbe, nach demselben nur deren 4 gefüllt waren. Trotz alledem ist das Archiv Straßburgs noch heute eins der reichhaltigsten in Deutschland. Die Urkunden bezeugen aber unwiderleglich, was Trauttwein von Belle bereits vor einigen Jahren in seiner Schrift „das Elsaß im 17. und 18. Jahrhundert" hervorgehoben hat, daß das Elsaß auf eine Bedeutung Anspruch machen kann, wie kaum ein Land unseres Erdtheils, denn jene mächtigsten Verwickelungen Europas: die deutsche Reformation und die französische Revolution haben nicht allein es

durchdrungen und ſogar umgewandelt; nein noch mehr: das Elſaß bildet den greifbaren Kernpunkt, welcher die innere Beziehung dieſer zwei Weltereigniſſe offenbart; um der deutſchen Reformation willen iſt das Elſaß franzöſiſch geworden, hat die Staatsumwälzung der Franzoſen mitgekämpft und miterlitten; hier am Thalweg des Rheins iſt die Stätte, an der man die feudale Geſtalt zweier Reiche zu Grabe trug." Seitdem der Verfaſſer ſo ſchrieb, iſt ein neues Reich entſtanden und wiederum ſollte es das Elſaß ſein, das bei ſeiner Bildung weſentlich mitbetheiligt war.

Doch ich eile zum Schluſſe und erwähne nur noch mit einigen Worten des Archivperſonals und der der Stadtgemeinde erwachſenden fortlaufenden Koſten für den Oberarchivar. Das Perſonal beſteht neben dem Oberarchivar nur noch aus einem Adjuncten und einem Schreiber. Zu franzöſiſcher Zeit wurde das Archiv in finanzieller Beziehung von den Vätern der Stadt etwas vernachläſſigt. Der Ober-Archivar erhielt die ſehr geringe Beſoldung von 1500 Franken, die erſt ſeit wenigen Jahren etwas erhöht worden iſt. Das iſt in der That kein verlockender Gehalt bei den in Straßburg beſtehenden hohen Preiſen aller Lebensbedürfniſſe. Möchte wenigſtens fortan die Thätigkeit des fleißigen Autors der oben gedachten Schrift an maßgebender Stelle nach Gebühr anerkannt und belohnt werden! (—r.)

Moriz Haupt.

Gern geben wir uns dem frohen Glauben hin, daß eine große Nation von aufſteigender Lebenskraft in jeder Zeit die Talente und Charaktere hervorzubringen vermöge, welche ihr nach dem Zuge der Zeit für ihre Fortentwickelung gerade nothwendig ſind. Dennoch fühlen wir mit gutem Grunde bei dem Tode jedes Zeitgenoſſen, der auf irgend einem Gebiet des praktiſchen oder idealen Lebens als Herr gewaltet hat, daß ſein Verluſt unerſetzlich iſt. Denn ſeine ererbte Anlage, viele Elemente ſeiner Bildung, der Idealismus ſeiner Jugend, alle Lebensbedingungen, aus denen Geiſt und Charakter ſich entfalten, formten ihn zur Einheit während einer Zeit, welche uns für immer vergangen iſt. Und zuweilen werden wir beſonders ſchmerzlich daran gemahnt, daß jede vergangene Zeit, nahe wie ferne, den Seelen und Charakteren, welche aus ihr ſtammen, eine fremdartige Schönheit und Größe und ein eigenthümliches Gepräge zutheilt, welches in keiner Folge wieder auf Erden erſcheint. Dieſer Gedanke hat Vielen das Herz bewegt, welche im Sturm und Schneeſchauer des 8. Februar zu Berlin

den Mann zur letzten Ruheſtätte begleiteten, der einer unſerer größten Gelehrten geweſen iſt, ſtolz, hochſinnig und in ſeinem Kreiſe gewaltig wie wenige.

Moriz Haupt wurde den 27. Juli 1808 zu Zittau geboren. Sein Vater Ernſt Friedrich, durch lange Jahre Bürgermeiſter von Zittau, iſt der Held jener Jugenderinnerungen, welche in: „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit Band IV", gedruckt ſind, und einen feſſelnden Einblick in ein ernſtes, ſittenſtrenges und doch ſehr weiches Jünglingsgemüth gewähren, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts für das gebildete Bürgerthum characteriſtiſch war. In Vielem wurde der Sohn Moriz ſeinem Vater ähnlich, er erhielt daſſelbe reine, gehobene, ſchwerflüſſige Weſen, welches ſich ſelbſt nie genug thun konnte, die Heftigkeit und Gewalt in Liebe und Abneigung, die ſelbſtloſe Uneigennützigkeit. Aber was dem Vater nur Wunſch und Sehnſucht geblieben war, das wurde dem glücklicheren Sohne zu Theil; der Beruf eines Gelehrten enthob ſein Leben den peinlichen Kämpfen und der Reſignation, durch welche der Vater in ſtädtiſchen Wirren ſeit dem Jahr 1830 verdüſtert wurde. Die Lehrjahre des jungen Gelehrten fielen in die Zeit, in welcher die Philologie und Alterthumswiſſenſchaft in Deutſchland ihren Zugehörigen wohl ein frohes Herrengefühl zu geben vermochte. Der Kritik waren ſeit Wolf's Unterſuchungen über die Entſtehung der Homeriſchen Gedichte ganz neue großartige Aufgaben geſtellt, die Genußfähigkeit und das Verſtändniß des Schönen hatten ſich ſeit Winckelmann mit ganz neuen Schwingen gehoben, Goethe und Schiller waren um die Wette bemüht geweſen, der Philologie, als der älteren und weiſeren Schweſter ihrer Kunſt, Hochachtung zu erweiſen. Und der kritiſche Scharfſinn ſowohl als das Verſtändniß des Schönen vereinigten ſich in der Perſon Gottfried Hermanns, um einen Philologen heraufzubringen, wie ihn keine Zeit und kein Volk größer geſchaut hat. Aber noch weiterer Eroberungen durfte die Philologie der Deutſchen ſich rühmen. Sie hatte das Geheimniß erſchloſſen, tief in die Seelen aller fremden und aller vergangenen Völker zu ſpähen, von denen irgend ein Lebenszeichen in Sprache und Schrift uns zugänglich wird. Sie hatte vor Allem die wiſſenſchaftliche Behandlung unſerer eigenen Sprache und der deutſchen Alterthumskunde erweckt. Die Brüder Grimm, Benecke, Schmeller hatten unſerer älteſten Poeſie, Sprache, den Rechtsalterthümern, der heimiſchen Mythologie eine wiſſenſchaftliche Grundlage gegeben; mit freudiger Ueberraſchung erkannten die Zeitgenoſſen in verkümmerten Volksüberlieferungen, in mißachteten Bräuchen, in vernachläſſigten Handſchriften und Urkunden edle Offenbarungen des deutſchen Geiſtes aus anderthalb Jahrtauſenden der Vergangenheit. Und jeder große Fund, den die Forſcher mit oft poetiſcher Intuition gewannen, wurde von den deutſchen Dichtern mit herz-

licher Wärme auch in der modernen Poesie verwerthet. Uhland stand damals in voller Kraft, und der junge Heine zog um die einfache Innigkeit des deutschen Volksliedes die Schnörkel seiner unartigen Laune. In dieser Zeit erwuchs die gelehrte Bildung Haupt's. An der Seite Gottfried Hermann's wurde er zunächst fest in der klassischen Philologie, in welcher damals für Lehre und Kritik die Poesie der Alten obenan stand; und als ihn das jugendfrische Leben der deutschen Alterthumswissenschaft mächtig anzog, gewann er den Vortheil, daß er den germanistischen Studien die sichere kritische Methode der klassischen Philologie und schon damals eine ungewöhnliche Beherrschung des antiken Sprachgeistes zubrachte, ein Vorzug, der außer ihm nur seinem älteren Freunde Lachmann zu Gute kam. Er wurde 1837 Privatdocent, im Jahre darauf Professor an der Universität Leipzig und erhielt 1843 die neuerrichtete ordentliche Professur der deutschen Sprache und Literatur. Seitdem lebte er in glücklichen Familienverhältnissen an der Seite einer bedeutenden und liebenswerthen Frau, einer Tochter Hermanns, umgeben von talentvollen jüngeren Collegen und treuergebenen Freunden. Es waren für die Universität Leipzig und für ihn selbst gute Zeiten. Das Jahr 1848 zog auch ihn aus dem gelehrten Stillleben; er wurde thätiges Mitglied des deutschen Vereins, einer Partei, deren Tendenz etwa den jetzigen Nationalliberalen entsprach; er redete gut und feurig unter den Vereinsgenossen und versagte sich nicht, auch ein wenig gegen die Herrschaft, welche damals die Linke durch ihre hochtönenden Phrasen über Bürger und Bauern ausübte, zu agitiren. Aber als im nächsten Jahre die Reaction der Regierungen eintrat und die zweideutige Politik Sachsens den Zorn der Reichsfreundlichen erregte, begegnete ihm, daß er wegen kräftiger Worte, die er in seinem Verein gesprochen hatte, denuncirt, in eine Untersuchung verwickelt und von seinem Amte suspendirt wurde. Zwei Jahre zog sich die Untersuchung hin, welche endlich mit seiner Freisprechung endete. Trotzdem wurde ihm seine Entlassung als Universitätslehrer eingehändigt. Diese Maßregel einer engherzigen Politik, welche außer ihm noch zwei jüngere Collegen, Otto Jahn und Theodor Mommsen traf, fügte der Universität Leipzig einen Schaden zu, an welchem sie lange Zeit gekrankt hat. Dieselbe Maßregel wurde aber Veranlassung, daß Haupt 1853 nach Berlin gerufen ward, um an des verstorbenen Lachmann's Stelle die Professur für lateinische Sprache und Literatur zu übernehmen. Er betrieb dort eifrig die Berufung Müllenhoff's für den Lehrstuhl der deutschen Sprache und verzichtete seitdem, um dem Collegen keine Concurrenz zu machen, völlig auf die germanistischen Vorlesungen, obgleich ihm manche derselben lieb gewesen war. In angestrengter Thätigkeit, zu welcher auch das Secretariat an der Akademie der Wissenschaften kam, lebte er dort durch 21 Jahre in der aristokratischen Zurückgezogenheit eines Gelehrten, als ein ge-

ehrter und von seinen Gegnern mit Scheu betrachteter Führer der Universität und Akademie. Sein Privatleben wurde durch den Tod seiner heißgeliebten Gattin und durch Krankheitsanfälle verdüstert, welche seine Familie jahrelang in Sorge erhielten; zwei aufblühende Töchter und eine Freundin derselben, welche als Pflegetochter seinem Haushalt vorstand, widmeten ihm liebevolle Pflege. — Er hatte unter dem deutschen Bunde lange Zeit die Ohnmacht und Zersplitterung Deutschlands schmerzvoll gefühlt und von Preußen die Hilfe gehofft. Seit er dorthin versetzt war, fühlte er feurig den Vorzug, einem großen Staatswesen anzugehören. Sein Vertrauen zu der Kraft und Zukunft des Staates wurde auch durch die öde Thatlosigkeit und die widerwärtigen Erscheinungen der letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's IV nicht erschüttert. Und als die neue Zeit hereinbrach und der Staat zum Kriege rüstete, da flammte in ihm die patriotische Begeisterung so mächtig auf, daß ihm kein Opfer, das er selbst zu bringen vermochte, groß genug schien, und die Siege unserer Waffen sind schwerlich irgendwo mit tieferer, leidenschaftlicherer Bewegung gefeiert worden, als von ihm.

Er gehörte zu den Gelehrten, deren Größe und Werth für ihre Wissenschaft nur von dem Fachgenossen völlig gewürdigt wird, zuweilen widerwillig zugegeben worden ist. Seine größeren Werke waren kritische Ausgaben lateinischer oder mittelhochdeutscher Dichter, die größte Zahl seiner Arbeiten besteht in — oft lateinisch geschriebenen — Detailuntersuchungen. Aber er war unter den Philologen der Gegenwart wohl der größte Kenner der alten Sprachen, so weit ein solches Verständniß durch eine sichere Kenntniß der Grammatik, durch eine ganz ungewöhnliche und einzige Kenntniß der gesammten erhaltenen Literatur und durch ein wundervolles Feingefühl für das Charakteristische des einzelnen Schriftstellers und seiner Zeitbildung ermöglicht wird. Er war im Griechischen fest, wie wenige der lebenden Gelehrten, und er war im Latein der guten Zeit und im Mittelhochdeutschen des 12. u. 13. Jahrh. jedem Lebenden überlegen. Damit nicht genug. Er war auch in der altromanischen Literatur so heimisch und vertraut, wie nur Einzelne der Besten. Dies ungeheure Gebiet beherrschte er mit einer Sicherheit des Wissens und mit einem Scharfsinn, welche unter drei, vier Gelehrte getheilt, noch jedem Anspruch derselben auf eine Stellung in der ersten Reihe gegeben hätten. Seine kritische Thätigkeit*), so weit sie sich über ganze

*) Es wird hier genügen, kurz an die wichtigsten seiner Ausgaben zu erinnern: Von Lateinern: Ovid mit Calpurnius und Nemesianus, Catull, Tibull und Properz, Horaz, Vergil mit den anderen poetischen Bildern und Schilderungen der augusteischen Zeit und Kleineres. Von mittelhochdeutschen Dichtern: der gute Gerhard v. Rudolf von Ems, Erec, und die Lieder, die Büchlein und der arme Heinrich von Hartmann v. Aue, Lobgesang von Gottfried v. Straßburg, Engelhard und der heil. Alexis von Konrad v. Würzburg.

Werke erſtreckte, kam vorzugsweiſe dem Text alter Dichter zu Gute; aber man würde irren, wenn man meinen wollte, daß ihm die Proſa, namentlich die lateiniſche, weniger vertraut geweſen ſei. Auch ſeine Methode kritiſch zu arbeiten, beweiſt das. Er machte ſich verhältnißmäßig wenig ſchriftliche Vermerke. Wenn er einen Autor herausgab, las er die ganze erhaltene Literatur aus der Zeit deſſelben durch, dazu Früheres und Späteres. Vielleicht unternahm er dieſe rieſige Arbeit wegen einer kleinen Abhandlung, ja wegen einzelner Stellen eines Textes, vor denen er unſicher war. Daher kam es, daß ihm die Arbeit nicht ſchnell zu Ende gedieh, aber auch, daß ſeine Bewandertheit in den Schriftſtellern faſt unbegreiflich erſchien, zumal er durch ſein außerordentliches Gedächtniß gefördert wurde. Die Ergebniſſe längerer zuſammenhängender Forſchungen veröffentlichte er faſt nur in den kleinen Abhandlungen und Gelegenheitsſchriften, welche er in ſeiner Zeitſchrift, für die Univerſität, in den Berichten der ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und ſpäter der Berliner Akademie veröffentlichte. Es ſind literarhiſtoriſche und kritiſche Unterſuchungen, die große Mehrzahl vom höchſten Werth, in denen auf wenige Seiten die Reſultate tief eingehender Studien zuſammengedrängt ſind. Je länger er ſchuf, um ſo knapper wurden die Mittheilungen über die ſchwierigen und zuweilen unbetretenen Wege, auf denen er ſeine Reſultate gewonnen hatte. In früheren Ausgaben alter Schriftſteller gönnte er dem Leſer noch Fingerzeige auf die Pfade, die er gewandelt war; in den ſpätern bot er ſelten mehr als den gereinigten Text, in dem Text durch gebeſſerte Stellen die Frucht jahrelangen Suchens und Prüfens. „Wer wiſſen will, warum dies hier ſteht, mag ſelbſt unterſuchen, wie ich dazu gekommen bin", ſagte er wohl. Dieſer Stolz, der die eigene mühevolle Thätigkeit und die Größe des Verdienſtes zu verſtecken liebte, hinderte ihn übrigens nicht, offen zu bekennen, wo er ſich einmal geirrt hatte.

Er war ein ſtolzer und vornehmer Geiſt. Sich ſelbſt vermochte er ſelten genug zu thun, er prüfte und erwog immer wieder und konnte ſich nicht entſchließen, eine Arbeit drucken zu laſſen, ſo lange ihm noch irgend etwas daran unfertig erſchien. Er ſann und beſſerte vielleicht viele Jahre über Aufgaben, die ihn durch ihre Schwierigkeit oder aus einem andern Grunde lockten, und wie oft er ſie bei Seite legte, er kehrte mit ausdauernder Liebe immer wieder dahin zurück. Und es war ihm eine ſtille Befriedigung, wenn er durch

---

Winsbeke und Winsbekin, Lieder des Gottfried v. Neifen, die Minneſänger des XII. Jahrh. in: „des Minneſangs Frühling" (von Lachmann begonnen), Neidhart von Reuenthal; ferner: Meier Helmbrecht, die Erzählung von Moriz v. Kraon, vom übeln Weibe, die Warnung, die Marter der heil. Margaretha, Bonus, Servatius, Pantaleon, Oswalt und anderes Kleinere. Außerdem gab Haupt mit H. Hoffmann die Altdeutſchen Blätter heraus (1836—40) 2 Bde. und ſeit 1841 die Zeitſchrift für deutſches Alterthum, 16 Bde.

Digitized by Google

ſolches Sinnen endlich einen verdorbenen Text, den frühere Gelehrte mißmuthig aufgegeben hatten, ſauber und möglichſt in der urſprünglichen Schönheit hergeſtellt hatte. Auch an Kleinigkeiten erwies er dieſe Sorgfalt. In dem „Aetna" z. B., einem lateiniſchen Gedicht aus der Zeit des Nero, deſſen Text durch ſchlechte Abſchreiber rettungslos verdorben ſchien, hat er an 646 Verſen 96 Stellen geändert und dadurch das alte Werk in der Hauptſache völlig hergeſtellt. Auch die andern kleinen Gedichte, welche hinter den Ausgaben des Virgil zu ſtehen pflegen, ſind erſt durch ihn genießbar gemacht.

Wer aber meinen ſollte, daß dieſe Freude an feiner Detailarbeit die charakteriſtiſche Eigenſchaft eines Geiſtes geweſen ſei, dem ein großer Blick, ein freier Wurf, ſtarke Erfindung verſagt war, der würde dieſen deutſchen Profeſſor ganz falſch beurtheilen. Haupt war zugleich ein geiſtvoller Mann mit großartiger Auffaſſung, dem das Einzelne nur deshalb werthvoll wurde, weil es mit vielem Andern verbunden dazu half, das Höchſte zu verſtehen, was der Menſch zu faſſen im Stande iſt, das göttliche Walten in dem geſchichtlichen Leben des Menſchengeſchlechts. Er war von warmer poetiſcher Empfindung, und die Bilder vergangenen Lebens ſtiegen farbenreich in ihm auf. Wenn er ſeinen Zuhörern die Zeit der Minneſänger ſchilderte, wenn er zu ſeinen Freunden vom Charakter und Weſen eines alten Schriftſtellers ſprach, ſo lauſchte der Hörer gefeſſelt durch die feſten, genauen Umriſſe, die reiche, gehobene Sprache, den witzigen Ausdruck, mit welchem er zu erzählen wußte. Auch in manchen ſeiner Gelegenheitsſchriften bezaubert der Adel und die Größe ſeiner Seele, ſo in der Rede über Friedrich den Großen, der Rede zum Geburtstage des Königs im Jahre 1867 und der — ungedruckten — Rede zum Gedächtniß von Jakob Grimm.

Aber dieſem geiſtvollen und hochgebildeten Mann war vom Vater her eine Eigenthümlichkeit für das Leben mitgegeben, welche ſein wiſſenſchaftliches Schaffen in feſt begrenzte Bahnen nöthigte, und ſeine Wirkſamkeit auf gelehrte Kreiſe beſchränkt. Eine gewiſſe Schwerflüſſigkeit hinderte ihn beim Schreiben. Er war redegewaltig wie wenige, unter den Freunden, vor ſeinen vertrauten Zuhörern, ſo oft ihm kräftige Anregung eine gehobene Stimmung zutheilte. Aber im ſtillen Arbeitszimmer, wenn er die Feder aufſetzte, wurde ihm vor übergroßer Gewiſſenhaftigkeit ſchwer, die Gedanken in freiem Fluge über dem Detail zu leiten, er erwog, grübelte und zauderte, ob der Ausdruck die volle und ganze Wahrheit des Gedankens gebe, und er prüfte wieder ſorglich die Gedanken, ob ſie auch völlig und ganz durch die einzelnen Beobachtungen geſtützt wurden, er griff nach den Büchern, und war unvermerkt in neuer Unterſuchung über eine unſichere Einzelheit vertieft. Niemand wäre beſſer im Stande geweſen, als er, uns eine Geſchichte der römiſchen und der

mittelalterlichen Literatur zu geben; er hat sich beschieden, Anderen eine Reihe der schwierigsten Vorarbeiten zu machen. Er selbst erkannte diese Eigenthümlichkeit sehr gut, und tadelte sie als einen Mangel.

Auch seinem philologischen Wissen, wie intensiv und umfangreich es war, blieben Grenzen gesteckt, über welche hinaus ihm sogar schwer wurde fremdes Verdienst anzuerkennen. Zwar die specifisch historische Forschung und die Archäologie, sofern sie sich nicht in träumerische Combinationen verlor, schloß er noch willig in den Kreis seiner Interessen ein. Aber die vergleichende Sprachforschung war ihm unheimisch. Ihn störte und beängstete das Unsichere in manchen Grundlagen, das Gewagte vieler Schlüsse, und er besorgte von ihrer Ausbreitung ein Eindringen haltloser Hypothesen und das Wuchern eines leichtfertigen Dilettantismus in seiner Wissenschaft. Schon bei Jacob Grimm hatte ihn in der letzten Zeit dessen Freude an gewagtem Combiniren und schnellem Deuten nicht ohne Grund geärgert. Er aber war gar nicht der Mann, seinen Unwillen und seine Abneigung still zu bergen.

Sein Sinn war lauter, sein Gefühl leicht erregt, stark und doch in rührender Weise weich, sein Herz einfältig in Liebe und Abneigung wie das eines Kindes. Wem er gut war und vertraute, den schaute er wohl in einer gewissen idealen Verklärung; wer ihm widerwärtig wurde, wir ihm als wissenschaftlicher Gegner erschien oder wer gar seinen ethischen Anforderungen nicht entsprach, den bildete er sich leicht in seinen Gedanken zu einem argen Gesellen um, und focht dann kräftig gegen sein Phantasiebild in Rede und Schrift. Dennoch war er als Geschäftsmann praktisch, zuverlässig, umsichtig, ein guter Verwalter. Sein Wille, durch ruhige Haltung eines Freundes wohl zu lenken, gebot, wenn er ihn bis zu einem Entschluß gehärtet hatte, mit einer fast unwiderstehlichen Kraft und Energie. Denn er war ein heftiger und heißer Mann, sorglich bemüht seine Leidenschaft zu beherrschen, doch wenn er einmal in hellem Zorne losbrach, so wagten nur Wenige ihm entgegenzutreten. Er hat durch die Heftigkeit seines Naturells, durch seine gelehrte Reizbarkeit, und durch die Tyrannei, mit welcher sein starkes Wesen einengte, Manchen verletzt und bedrückt. Aber er hat auf die Seelen Aller, welche mit ihm in Verbindung traten, eine dauernde Einwirkung ausgeübt, von welcher auch manche seiner Gegner bekennen werden, daß sie ihnen heilsam war.

Denn er war groß in allen großen Dingen. Er war ein strenger, gewissenhafter, hochsinniger Mann von gewaltigem Wesen. Er war von so vornehmer Gesinnung, daß niedrige Selbstsucht und gemeine Motive sich ihm gegenüber furchtsam verbargen. Er herrschte als Gelehrter mit einer unübertrefflichen Klarheit, Sicherheit und Festigkeit wie ein Souverain in seinem weiten Gebiet. Er war ein loyaler und opferfreudiger Patriot, und er war ein treuer Freund, der aus dem reichen Schatz seines Geistes und

Herzens gern spendete, und dem durch Worte und Werke zu gefallen für eine hohe Ehre galt.

Von den Werken, welche er vollendet hat, sind die bedeutendsten seine Ausgaben des Catull und der Dichter aus der Zeit des Augustus; von den deutschen: die Minnesänger des XII. Jahrh. und sein schönes Hauptwerk: die Gedichte des Neidhart, des genialsten und originellsten Sängers aus dem deutschen Mittelalter. Seine zahlreichen Abhandlungen, welche er wie kunstvoll geschliffene Edelsteine als gelehrten Festschmuck zu verwenden liebte, reichen — die deutschen ungerechnet — von den griechischen Tragikern über Ammianus bis hinab zum kleinen lustigen testamentum porcelli. Seine kritischen Verbesserungen der Texte helfen fast jedem antiken Schriftsteller, vom Homer bis zu den Kirchenvätern. G. Freytag.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Der Ultramontanismus an den preußischen Schulen. II. Vom Rhein. — Die Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt und auf das hier und dort mißhandelte Elternrecht verbietet nach unserer früheren Erörterung (Nr. 8 S. 312 fg.) dem paritätischen Staate, darauf zu halten, daß die katholischen Schüler, namentlich der höheren Lehranstalten in die jesuitisch römische Auffassung der menschlichen und bürgerlichen Pflichten hineindocirt werden, weßhalb denn die Genfer Schulgesetzgebung in richtiger Würdigung der Sachlage die officielle und obligatorische Religionsstunde aus dem ganzen Schulwesen entfernt hat. Gleich dringend untersagt dieselbe Rücksicht der Staatsgewalt, dem römischen System in seinen übrigen Bestrebungen zur ferneren Unterdrückung der geistigen Selbständigkeit beizustehen. Denn in die Richtung, in welche die dogmatischen und geschichtlichen Unterweisungen eingeführt haben, leben sich die Schüler durch jene zahlreichen religiösen Uebungen ein, welche der Jesuitismus vor Allem pflegt und begünstigt.

Unter dem kirchlichen Apparat der Gymnasien glänzt zunächst der Zwang, täglich die Messe, mit der am Sonntage eine Predigt verbunden wird, und an Sonn- und Festtagen die Vesper oder Nachmittagsandacht zu besuchen. Die Einrichtung der täglichen Schulmesse stammt aus der frömmelnden Reactionsperiode des Ministers von Raumer, welcher die der Neuerung widersprechenden Gutachten und Wünsche der Bischöfe und Religionslehrer einfach ad acta legte. Jetzt unter der Herrschaft jesuitischer Ansichten erscheint sie als ein nothwendiges Institut des Katholicismus, ohne welches die Religion zu Grunde gehen muß. Die Rückkehr zu dem einst von den Bischöfen vertheidigten alten Brauche würde in dem ultramontanen Lager

einen Sturm der Entrüstung über die fortschreitende Entchristlichung der Schule erzeugen. Dennoch räth schon der nachtheilige Einfluß, welchen häufig der unzeitgemäße Besuch des Gottesdienstes ausübt, die Abschaffung der den elterlichen Willen nicht achtenden Verpflichtung zur Theilnahme. Es ist fürwahr schonungslose Härte, sogar in den kältesten Tagen der Wintermonate morgens um halb acht Uhr in tiefster Dämmerung die meist durch rasches Gehen erhitzten, nicht selten dürftig gekleideten Jünglinge und Knaben bis zum Sextaner herab auf eine halbe Stunde in die feuchtkalte Kirche zu treiben; katholische Kirchen werden gewöhnlich nicht geheizt, weil es als eine Art Dogma gilt, daß Kirchenluft noch Niemand geschadet habe. Auch im Sommer ist es gesundheitswidrig, die Jugend in der schwülsten Mittagshitze, um halb zwei oder zwei Uhr, zu der dumpfen oder kalten Kirche zu jagen, um gedankenlos davidische Psalmen in lateinischer Sprache abzuplärren oder das Absingen in schläfriger Beschaulichkeit auszuhalten. Sogar die heftigsten Extreme der Temperatur vermögen die meisten Religionslehrer nicht zu bewegen, den Schulgottesdienst in der Woche einzustellen; die Vorstellungen humaner Directoren, denen ja über das religiöse Departement keine Gewalt gegeben ist, fruchten wenig, selbst wenn das ganze Lehrercollegium in deren Wünsche einstimmt. Die Klagen über die wachsende Schwächlichkeit unter der studirenden Jugend sollten sich an katholischen Anstalten zu allererst gegen eine Schädigung der Gesundheit durch unzweckmäßigen Kirchenbesuch richten! Die Eltern mögen sich zahlreich dagegen auflehnen, daß ihnen und ihren Kindern der einzige zur gemeinsamen Erholung im Freien vergönnte Nachmittag der Woche durch rücksichtslosen Zwang zu einem andachtslosen Gottesdienste verkümmert oder vernichtet werde! Und wer irgend selbst den acht- resp. neunjährigen Gymnasial- oder Realcursus ganz oder theilweise durchlebt hat, wird der Versicherung zustimmen, daß von wahrer Andacht während der Vesper, selbst an Communiontagen, sehr wenig hervortritt, bei den meisten jungen Schülern auf dem Wege zur Kirche nicht eine Spur von Sammlung, sondern der lebhafteste Muthwille sich äußert, bei den ältern zum großen Theil entschiedener Unwille über den Vesperzwang herrscht und während des Ableierns der Psalmen in gedankenlosem, verdrießlichem Hinbrüten sich offenbart. Ebensowenig dient der aufgenöthigte tägliche Besuch der Messe zur Befriedigung eines religiösen Bedürfnisses; nur ein Gefühl der Freude wird dann und wann dadurch in den Schülern geweckt, nämlich in den Fällen, wo die Messe bei besondern Festgelegenheiten in die Unterrichtszeit hineinreicht und eine schwere Schulstunde kürzt oder ganz beseitigt.

Wahre Frömmigkeit gedeiht auf solchem Boden nicht, aber zwei Geisteszustände wachsen, je nach den verschiedenen Anlagen oder den Einflüssen des Elternhauses, zum Nutzen des weniger auf Religiosität, als auf geduldige

Fügsamkeit der Gläubigen haltenden Ultramontanismus daraus empor. Bei den einen Naturen reift jene unselige, den Jüngern Loyolas so wohlgefällige Richtung heran, welche die äußere Form für Gottesfurcht, geistlichen Hochmuth, wie er ganz auffallend sich in dem jüngern, jesuitisch dressirten Klerus verkörpert hat, und Verachtung Andersgläubiger für Stärke und Treue im Glauben, Unterdrückung des Verstandes und damit auch des Gewissens für ein gottgefälliges Opfer ansieht. Die gröber besaiteten Gemüther — und die überwiegende Mehrzahl ist so angelegt — gerathen dagegen allmählich, aber sicher in Gleichgültigkeit, ja Widerwillen gegen die religiösen Uebungen; diese Abneigung manifestirt sich nach gewonnener Selbständigkeit darin, daß Kirchenbesuch und Theilnahme am Abendmahl eine mehrjährige Unterbrechung erleiden, und dauert als kalter Indifferentismus gegen alles Religiöse fort, der aber unter Umständen nothdürftig den Anforderungen der Kirchengebote nachkommt und trotz alles kannegießernden Scheltens über Pfaffenthum die große ultramontane Heerde zahlreicher und gewichtiger erscheinen läßt, als sie wirklich ist. Dieser kraftlosen Abart des jesuitischen Cadavergehorsams, welche die Stärke der ultramontanen Partei unberechenbar steigert, ist die befremdende Thatsache zuzuschreiben, daß verhältnißmäßig wenige wissenschaftlich gebildete Katholiken, die Lehrerwelt miteinbegriffen, trotz der weit verbreiteten inneren Billigung der altkatholischen Reformbewegung thatkräftig in diese eingreifen. Gerade diese „Aufgeklärten" wären doch zunächst berufen und verpflichtet miteinzutreten in den schweren Kampf innerlicher Frömmigkeit, deutscher Wissenschaft und Manneswürde gegen römische Verdummung und Herrschsucht. Statt dessen dulden Männer, welchen der Altkatholicismus vorläufig noch zu enge Schranken für ihre freireligiösen Ansichten zieht, in bequemer Fügsamkeit, auch bei anticlericaler Gesinnung der Gattin zur Vermeidung irgend welchen Conflictes ohne Widerrede, daß ihre Kinder in den ultramontanen Geist hineingedrängt und im Gottesdienste täglich zum Gebete für den vor seinen Feinden in Lebensgefahr (!) schwebenden heiligen Vater veranlaßt werden*).

Man unterschätze nicht den Werth dieser eigenthümlichen Fürbitte in der Förderung des Ultramontanismus. Was an heiliger Stätte von den Stellvertretern Gottes als wahr versichert wird, muß auf Wahrheit beruhen nach dem gutmüthigen Glauben der Menge und giebt den Halt für die verwegenen, aufhetzenden Artikel der plötzlich aufgetauchten wohlfeilen, in Aufstellungen und Behauptungen ungebundenen Presse, die anfangs unter dem

*) „Herr lasse ihn (den Papst) nicht in die Hände seiner Feinde fallen", so und ähnlich wird in den preußischen Diöcesen von den Geistlichen und dem Volke, auch in der Schulmesse öffentlich gebetet; in Baden und wohl auch in andern deutschen Landen wagt der Klerus solche Agitation nicht.

Eindrucke der Unfehlbarkeitslehre keinen Anklang fand, jetzt aber zur führenden Macht herangewachsen ist. Es muß dies Gebet als ein unablässiges Agitationsmittel angesehen werden, das täglich nicht nur an die schweren Heimsuchungen des Vaters der Christenheit erinnert, sondern auch an die dioketianischen Verfolgungen der heiligen Kirche, welche Bismarck und seine Helfershelfer ausrotten und durch eine deutsche Nationalkirche unter der Leitung der † † † Freimaurer ersetzen wollen. Daß der Geist der Jugend durch den klerikalen Fanatismus vergiftet wird, erhellt aus den rohen Ausbrüchen derselben gegen altkatholische Geistliche in rheinischen Städten, wie in Cöln und Bonn, und aus dem religiösen Hader, der auch in den Kreisen der studirenden Jugend gelegentlich ausgebrochen ist. Die Verbannung einer derartigen agitatorischen Fürbitte aus den katholischen Kirchen gehört heute aber zu den Unmöglichkeiten, weil sie, als ein Eingriff in das innere Leben der Kirche gedeutet, die Aufregung steigern würde, aber von der Schuljugend dürfte und müßte die Regierung dergleichen Aufreizungen fern zu halten suchen. Dazu würde sich als das einfachste und gerechteste Mittel wiederum die Aufhebung des obligatorischen Kirchenbesuches und zwar zuerst an die höhern Lehranstalten empfehlen; eine Maßregel, welche von der Freiheit des elterlichen Willens in der Anordnung der religiösen Uebungen ihrer Kinder mit Recht gefordert wird.

Natürlich würde damit auch der Zwang zur Erfüllung der übrigen kirchlichen Verpflichtungen aufzuhören haben, zu denen der Religionslehrer nach Ortsbrauch oder nach seinem Dafürhalten die katholischen Gymnasiasten resp. Realschüler mit den Zwangsmitteln der Schule nöthigt. Unter diese sind zu rechnen tägliche Andachten im Mai zu Ehren Marias in Trier und in der Fastenzeit zu Coblenz, Hochämter zur Verherrlichung des heiligen Augustin ebendaselbst oder zur Glorifizirung der Jesuitenheiligen Ignatius, Franz Xaver und besonders des Jünglings Aloysius zu Aachen, eines sonderbaren Vorbildes für Schüler, sintemal derselbe wenig Lust am Studiren, desto mehr freilich am Beten und dazu eine so merkwürdige Keuschheit besessen haben soll, daß er nicht einmal seiner leiblichen Mutter ins Angesicht zu blicken wagte! Ferner reihen sich die Processionen an, so am Markustage (zu Trier) und einmal (in Cöln) zu den sagenhaften Gebeinen der heiligen drei Könige, sowie die an allen katholischen Orten üblichen am Frohnleichnamsfeste. Der bedeutendste Einfluß entspringt endlich aus den jetzt oft vom Schlachtruf wiederhallenden Predigten an Sonn- und Festtagen, sowie den früher jährlich nur viermal üblichen, jetzt acht- bis zehnmal nothwendigen Beichten und Communionen.

Ueber die Kanzel besitzt der Religionslehrer ein uneingeschränktes Verfügungsrecht, so daß er jedem beliebigen Geistlichen überlassen kann, den ver-

ſammelten Gymnaſiaſten das als Gottes Wort zu verkünden, was ſelbſt zu ſagen er aus Beſorgniß für ſeine Stellung nicht für angemeſſen hält. An dem Gymnaſium in Aachen iſt die Redefreiheit noch dadurch erweitert, daß die Verpflichtung zur Predigt ſich zwiſchen dem Religionslehrer und einem Vicare theilt, welcher mit der Schule und deren Behörde nicht in der geringſten Beziehung ſteht. Dies jetzt ſehr heikle Verhältniß wußten die Jeſuiten natürlich ſofort nach ihrer erſten Anſiedelung am Rhein gründlich auszubeuten. Statt eines Vicars übernahmen mehrere ihrer Patres die für ſie ſo erwünſchte Stelle und bebauten, ohne von Seiten des Schulcollegiums geſtört zu werden, mit ſolcher Umſicht und Liebe das neue ergiebige Feld, daß nicht der beſtallte Religionslehrer, ſondern der Orden mit allen bei ihm gebräuchlichen Mitteln des Seelenheiles der Gymnaſiaſten pflegte. Die Früchte ihrer ſehr bald blühenden Congregation, als da ſind Spionage, Heuchelei, Formelkram, Frömmigkeitshochmuth, Intoleranz reiften üppig heran. Die Schreckniſſe der Unzucht, die Gottgefälligkeit des heiligen Mönchthums und das Verderben der Welt und der modernen Wiſſenſchaft wiederholten ſich unaufhörlich in ihren mit erbaulichen Wundergeſchichten aufgeputzten und an Trugſchlüſſen reichen Feuerreden, welche der geſunden Vernunft und den Warnungen der Pädagogik, vielleicht mit bewußter Abſicht, Hohn ſprachen. Begreiflicherweiſe ſcheuten ſie im vorgeblichen Intereſſe des Glaubens und der Religion auch nicht vor leichtverſtändlichen, aber gerichtlich unfaßbaren Angriffen auf ihnen mißliebige Lehrer des Gymnaſiums zurück, ja einmal ſelbſt nicht vor deutlichen Invectiven auf den Religionslehrer, weil er die vollſtändige Jeſuitiſirung der katholiſchen Schüler nicht unterſtützen wollte. Doch wozu dieſe ausführliche Erinnerung an vergangene Zeiten und Verhältniſſe nach dem längſt erfolgten Abzuge der Jeſuiten? Weil nach kurzen Jahren eben die Zöglinge der marianiſchen Congregationen, die jetzt Feuer und Schwert gegen die Staatsgewalt predigenden Capläne, als Religionslehrer die Kanzel beſteigen und noch intenſiver wirken werden, als jene, ſofern die heutigen Einrichtungen unverändert erhalten bleiben*). Die Fortdauer derſelben kann aber der moderne Staat ebenſowenig verantworten, wie die fernere Beibehaltung der mit ſeinem Willen jetzt erpreßten Theilnahme an den vom Religionslehrer beliebig verfügten controllirten Beichten und Communionen, welcher ſich Jünglinge ohne Unterſchied des Alters (in den oberen Claſſen gewöhnlich vom 16. bis 20. Lebensjahre und darüber) unterwerfen und

*) Das weſtfäliſche Kirchenblatt, gewiß ein competenter Zeuge ſchreibt in Nr. 49 hierüber ganz richtig: „Der in uns und bei uns zurückgebliebene Geiſt der Vertriebenen erzeugt neue Prieſter, neue Bekenner des Glaubens und in wenigen Jahren werden die Vertriebenen doppelt und dreifach erſetzt ſein durch jüngern Nachwuchs, welche der ſüße Geiſt eines P. Lamezan und der Donnergeiſt eines P. Roh durchwehen wird.

theilweise auch die Lehrer anbequemen müssen. Es ist fürwahr eine schwere Geistestyrannei die zartere und die reifere Jugend ohne Rücksicht auf die häuslichen und persönlichen Verhältnisse gewaltsam zu drängen, zur bestimmten Stunde über die begangenen Sünden Reue zu empfinden und sie reuevoll einem Priester zu beichten, noch tyrannischer aber sie zu zwingen dann zum Tische des Herrn zu gehen, dem man sich nur in der weihevollsten Gemüthsverfassung nahen sollte. Wie Vielen gilt die kurze, angstvolle Stimmung vor dem Sündenbekenntnisse, die Besorgniß vor einer Verweigerung der Absolution als ausreichende Reue! Gleichgültigkeit, herbeigeführt durch häufige Wiederholung des heiligen Actes ohne Heiligkeit des Herzens, Empfang der Communion nach mehrfacher Versagung des Sündenerlasses und die dadurch erfolgte Abstumpfung und Verhärtung des Gewissens ertödten Wahrheitssinn und Religiosität, leiten jedoch nicht selten in jene Scheinfrömmigkeit über, die widerlicher ist, als die gröbste Verwilderung des religiösen Sinnes.

Umsonst forscht man also nach einer Segensfülle von moralischen Gütern, welche eine so vielfache Vergewaltigung des Gewissens etwa rechtfertigen könnte. Vergebens wird man mit unbefangenem Blicke prüfend die sittliche Haltung der katholischen Schüler mit der ihrer evangelischen und israelitischen Commilitonen vergleichen, von denen den ersteren mit theilweiser Achtung vor dem elterlichen Willen nur wenige, den andern gar keine religiöse Verpflichtungen von der Schule auferlegt sind. Einen treueren Eifer in der Erfüllung der Schulpflichten haben die Lehrer schwerlich bei den Katholiken als bei den beiden andern Confessionen erkannt. Ja das Urtheil competenter Richter behauptet hinsichtlich der katholischen rheinischen Gymnasien, daß deren Zöglinge sich keineswegs als besonders unterrichtete und strebsame Studirende an der Universität erwiesen.

Was soll also dieser herbe, ungerechte Gewissenszwang, der in einzelnen Personen gute Früchte zeitigen mag, aber im allgemeinen so viele und so schwere Nachtheile in seinem Gefolge hat? Was soll das starre Festhalten an dem der Hierarchie, nicht der Religion eingeräumten Uebermaß von Vorrechten, welche das elterliche Bestimmungsrecht in der heiligsten Beziehung unberücksichtigt lassen, während in Sachen der Schuldisciplin die Lehrergewalt scheu an der Schwelle des elterlichen Hauses zurückzuweichen hat? Warum wird nach den bekannten Ministerialerlassen das Gewissensrecht der Lehrer fast vollständig anerkannt, das der Eltern und ihrer Kinder nicht beachtet? Wie die einen, so müssen auch die andern ihr volles Recht erlangen und werden es gewinnen. Bei der jetzigen Verschärfung der Conflikte müssen auch Wiederholungen der vorerst ungeahndeten, weil noch bedeutungslosen Weigerungen einzelner Religionslehrer, den Geboten der weltlichen Gewalt nach-

zukommen, ein entschiedenes Einschreiten der vorgesetzten Behörden herbeiführen. In Zukunft wird auch ein Mißbrauch der Amtsgewalt, wie ihn ein Religionslehrer in Aachen bei der Beerdigung eines altkatholischen Kollegen ausüben zu müssen glaubte*), nicht ungeahndet bleiben. Kurz, wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird die Parteiwuth und Selbstsucht des Ultramontanismus dem unmöglichen Dualismus der weltlichen und geistlichen Gewalt ein schnelles und jähes Ende bereiten, wenn er auch jetzt darüber jubelt, daß es ihm durch die Bethörung Ungebildeter gelungen ist, die schwarze Gesellschaft im Reichstage zu verstärken.

Die Reinigung der Schulatmosphäre kann jedoch erst vollkommen werden mit der Ausrottung des zweiten den Ultramontanismus hegenden Grundübels, an welchem auch das höhere Schulwesen theilweise leidet; ich meine die Beseitigung jener fast schutzlosen Abhängigkeit der Lehrer von ihren Vorgesetzten und insbesondere eines großen Theiles katholischer Lehrer von solchen Directoren und Schulräthen, welche sich in eine ultramontane oder ultramontanisirende Richtung hineingelebt haben und sich von dieser noch immer weder losreißen können noch wollen. Freilich sind, Gott sei Dank, die den liberalen oder liberalisirenden Gymnasiallehrern so ungünstigen Zeitläufte vorübergezogen, ohne daß jedoch ihre Wirkung schon vollständig verschmerzt wäre. Damit indessen die Erinnerung an sie nicht verloren gehe, mögen hier zwei Thatsachen eine Stelle finden. In dem seit Jahr und Tag wegen seines Ultramontanismus bekannten Trier zählte die Oberprima im Jahre 1860 unter 32 Katholiken nicht weniger als 30 Congregationisten, von welchen sich 16 der Theologie und darunter 4 dem Jesuitenorden zuwendeten. In einer so jesuitisch dressirten, zum Rapport an den Präses der Congregation verpflichteten Schülerschaar durfte bei dem Ultramontanismus der Bürgerschaft der Lehrer des Deutschen nicht wagen, mit einschneidender Kritik gegen die unter der Leitung der Jesuiten ausgearbeiteten Vorträge vorzugehen, in welchen die Primaner Lessing, Goethe und Schiller als freche Apostel des Atheismus und der Frivolität in den Schmutz zogen; denn er würde sonst der bekanntlich nicht glimpflich verfahrenden klerikalen Verfolgung anheim gefallen sein und bei der Schulbehörde sicherlich kein Lob geerntet haben. Der zweite Fall basirt auf dem äußersten Ultramontanismus zweier sehr energischen Directoren. Vor ihnen beugten fast die ganzen Lehrercollegien sich so weit, daß sie den Anforderungen zur Betheiligung an den Communionen der Schüler eine Reihe von Jahren sich

*) Derselbe suchte Gymnasiasten, welche dem Conducte das Kreuz vorantragen sollten, trotz der Zustimmung der Eltern abzuschrecken, verbot das übliche Singen auf dem Wege u. s. w.

fügten, bis der frische Hauch der Neuzeit dieses moderne Sklaventhum hinwegfegte.

Aber selbst jetzt hat sich der Himmel über den Männern des höhern Schulfaches noch nicht ganz aufgeklärt. Der die Kirchenpflicht der Lehrer mildernde ministerielle Erlaß — in der Rheinprovinz übrigens offiziell gar nicht mitgetheilt — entlastet die Altkatholiken nur insoweit, als sie zur Kirchenaufsicht ꝛc. nicht mehr gezwungen werden sollen, erkennt also den Neukatholicismus als berechtigten Factor an, ertheilt aber implicite einen leisen und die (für ihre Beförderung) ängstlich besorgten Gemüther beunruhigenden Tadel gegen diejenigen, welche ihre Anwesenheit im neukatholischen Gottesdienste bei den die Antiinfallibilisten niederdonnernden und blitzenden Predigten für Widersinn halten. Vielfältige Rücksicht auf die Anschauungen und Wünsche der Schulbehörde mag an Männern, welche der Jugend als Vorbild der Charakterfestigkeit und Ueberzeugungstreue voranleuchten sollen, noch so bedenklich erscheinen, sie ist nur allzuhäufig vorhanden und erklärt sich ganz natürlich theils aus der bisherigen Unzulänglichkeit der Besoldungen und der menschlichen Sehnsucht, zu einem einigermaßen genügenden Gehalte aufzusteigen, theils aus dem Mangel eines gesetzlichen Anrechtes auf Berücksichtigung bei eintretenden Vacanzen. Geht doch das bureaukratische System, welches glaubt, der Lehrerstand müsse in Demuth und in bescheidener Stellung erhalten bleiben, um eifrig im Amte wirken zu können, in seiner Allmacht so weit, zu verordnen, daß den Lehrern bei etwaiger Bewerbung um eine Stelle das geforderte Zeugniß nicht einzuhändigen, sondern als Geheimniß von Behörde zu Behörde zu ertheilen sei. Eine Heimlichkeit weit schlimmer, als die berüchtigten Conduitenlisten, wird also hier geübt, welche die Möglichkeit einer Vertheidigung gegen falsche Beurtheilungen und ungerechte Anschuldigungen ganz und gar dem Beurtheilten entzieht. Die Berliner Conferenz hat sich zwar im Allgemeinen für die Beibehaltung des bisher geübten Systemes ausgesprochen, indessen möglichste Rücksicht auf die Anciennetät empfohlen, eine Einschränkung, die, in den Händen des Meisters, sich biegen und kneten läßt wie Wachs. Der Willkür bleibt also vorläufig noch Thür und Thor offen, wenn Jemand Lust und Geschick dazu besitzt, sie anzuwenden.

So steht es mit dem ultramontanen Einflusse an den katholischen Gymnasien und überhaupt an den höheren katholischen Lehranstalten, in welchen Religionsunterricht und Gottesdienst obligatorisch sind, und zwar nicht bloß in der Rheinprovinz, sondern auch in den andern Theilen unseres Staates. Wenn nun auch gegenwärtig in maßgebenden Kreisen die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer vollständigen Trennung der Kirche von der Schule noch nicht durchgedrungen ist, so werden die kirchlichen Wirren unserer Tage

und die Leidenschaftlichkeit des um sich greifenden Ultramontanismus eine durchgreifende Reorganisation der Schulverhältnisse auf freiheitlicher Grundlage erzwingen, so schwer dies auch einzelnen leitenden Persönlichkeiten ankommen mag, ganz ähnlich wie das trotz allen Sträubens und Sperrens mit der Einführung der obligatorischen Civilehe der Fall gewesen ist. Die dargelegten Uebelstände an den höhern Lehranstaltn, welche mit dazu beitragen den Ultramontanismus groß zu ziehen und in seiner provocatorischen Stellung zu erhalten, fordern aber so dringend Abstellung, daß mit gewissen Maßnahmen nicht gezaudert werden darf. Es sind dies die Aufhebung der fast schrankenlosen Sonderstellung der katholischen Religionslehrer, die Entfernung der notorisch reichsfeindlichen Geistlichen aus ihrer Lehrthätigkeit und die Besetzung ihrer Stellen mit altkatholischen, die Umwandelung des obligatorischen Religionsunterrichtes in facultativen und die Aufhebung der Kirchenpflichtigkeit, endlich die entschiedene Verurtheilung der ultramontanisirenden Richtung unter den Leitern der Schule und die allfallsige Ersetzung der prononcirten Ultramontanen durch freier denkende Directoren und Schulräthe. Wohl mag ein Theil dieser Maßregeln als polizeiliches Einschreiten zu betrachten sein, welches der Liberalismus als einen Angriff auf das religiöse Denken verurtheilen müßte, aber als Akte der Nothwehr und Nothwendigkeit gegenüber einer den Staat bedrohenden Gesinnung schließen sie ihre Rechtfertigung in sich. In dem heiß entbrannten Culturkampfe der Wissenschaft und Humanität gegen römische Geistesverdummung und herrschsüchtiges Kirchenthum sind sie als vorbereitende Minen zu fassen, welche die Vorwerke des Feindes zerstören sollen. Der volle Sieg der bürgerlichen und religiösen Freiheit und des gleichen Rechtes für Alle ist jedoch erst dann zu erstreiten und zu sichern, wenn mit der freien Schule auch die Gewissensfreiheit zu ihrer Geltung gelangt ist.

Der Angriff auf unser Recht. Aus Siebenbürgen. — Unseren letzten Bericht, der die Ungerechtigkeit des dem ungarischen Reichstage vorgelegten Gesetzentwurfs über eine Neueintheilung unseres Landes erörterte, haben inzwischen die Ereignisse weit überholt. Jener Gesetzentwurf übertraf unsere schlimmsten Befürchtungen, da er nicht bloß die politische Existenz der sächsischen Kreise vernichtet, sondern auch über das rechtlich erworbene, seit vielen Jahrhunderten besessene, unzähligemal von Regierung und Gerichten als solches anerkannte Vermögen der sächsischen Nation die Verfügung dem Reichstage zuweist. Da dieses Vermögen weit überwiegend zur Erhaltung der Schulen auf dem Gebiete der sächsischen Nation verwendet wird, so ist leicht einzusehen, wohin der Schlag zielte und welche Erbitterung dadurch in den Herzen der Bevölkerung erregt werden mußte. Die Gesammtver-

tretung der sächsischen Kreise, die sächsische Nationsuniversität, welche gerade versammelt war, durfte es nicht fehlen lassen an entschiedener Einsprache gegen solche fiscalische Maßregelung; aber man durfte sich auch im günstigsten Falle kaum wirklichen Erfolg davon versprechen, da jedes Wort von Seiten der Deutschen in Ungarn gegen das chauvinistische Vorgehen der magyarischen Herrn nur mit noch verletzenderen Verfügungen beantwortet zu werden pflegt. Durch das nur zu ihren Gunsten geschaffene Wahlgesetz, welches in Siebenbürgen nicht einmal das gleiche ist wie in Ungarn und nach welchem z. B. der Adel als solcher wahlberechtigt ist, während für die andern Bürger ein Census besteht, ist es möglich, daß die Zahl der nicht magyarischen Abgeordneten im Reichstage eine ganz und gar unbedeutende ist, obwohl bekanntlich zwei Drittheile der Bevölkerung des Reiches nicht Magyaren sind.

Auch nach einer andern Seite hin sollte es nicht besser werden. Als Siebenbürgen mit Ungarn enger vereinigt wurde und diese Vereinigung im Jahre 1868 dem ungarischen Reichstage Anlaß zu einer besondern gesetzlichen Verfügung gab, wurde von demselben in gerechter Anerkennung der gesetzlichen und natürlichen Ansprüche der Sachsen in Siebenbürgen für diese ein besonderes Municipalgesetz (Kreisordnung) in Aussicht gestellt und das Ministerium angewiesen den Entwurf eines solchen dem Reichstag nach Anhörung der sächsischen Nation vorzulegen. Bis dahin wurde dasselbe ermächtigt durch provisorische Verfügungen im Sinne der bestehenden Gesetze auch die sächsischen Kreise zu verwalten. Vergebens erhoben die Sachsen gegen diese „freie Hand" Einsprache, durch welche für sie ein Ausnahmezustand geschaffen wurde, der sie um so schwerer traf, als ihnen keine Macht gegeben ist, die Dauer desselben abzukürzen. Der Minister des Innern, Baron Wenkheim, benutzte bald die ihm gegebene Befugniß und erließ 1869 schon ein „provisorisches Regulativ", welches die Vertretung in Kreis und Gemeinde des Sachsenlandes neu regelte. Die Folge war, daß bisher sächsische Communitäten romänisch wurden, die Zahl der Kreisvertreter weit über das Erforderniß sich mehrte und endlich die Verdoppelung der Abgeordneten zur Gesammtvertretung einen höchst kostspieligen Apparat schuf, zu dem das Maß der vorhandenen Arbeit in keinem Verhältniß steht. Damals waren die Sachsen selbst uneinig unter einander und entbehrte demnach auch der Widerspruch der erforderlichen Nachhaltigkeit. Man wählte und drängte bei Regierung und Reichstag um Vorlegung des verheißenen Gesetzes. Zugleich ließen die Parteien ihren unfruchtbaren Hader fallen und erklärten einmüthig, daß die sächsischen Kreise für sich trotz ihres geschichtlichen Rechtes nicht mehr Rechte in Anspruch nähmen, als das allgemeine inzwischen erlassene Municipalgesetz für jeden ungarischen Comitat gewähre, sondern bloß die Vertheilung dieses Maßes auf Kreis und Gesammtgemeinde ihrer Einflußnahme überlassen

wünschten. Die Antwort der Regierung war lange nicht erfolgt. Jetzt endlich erschien sie und lautete: Auflösung des politischen Verbandes der sächsischen Kreise und inzwischen Fortdauer des Ausnahmszustandes.

Welcher Gegensatz liegt doch in solcher Behandlung der Deutschen in Ungarn gegen die Behandlung der Franzosen im neuen Reichslande Elsaß-Lothringen! Jene haben offen und ehrlich ihre Annahme des sogenannten „staatsrechtlichen Ausgleichs" ausgesprochen und ihre Abgeordneten nicht bloß in den Reichstag geschickt, sondern diese Abgeordneten zählen auch zur Regierungspartei und haben erst unlängst mit ihren 11 Stimmen das Ministerium Szlavy in der Ostbahnfrage vor schmählichem Falle bewahrt. Dafür werden sie schlechter behandelt und mehr bevormundet als irgend ein andrer Comitat des Landes und müssen sich um ihres Deutschthums willen fort und fort die Reichsfeindlichkeit vorwerfen lassen. Diese, in unverholenem Widerwillen gegen Kaiser und Reich, sehen sich seit kurzem dem vollen gesetzlichen Zustande wiedergegeben. Man straft sie nicht durch administrative Chikanen, man führt nicht die Eisenbahnen an ihren Thüren vorüber oder läßt sie Jahrzehnte lang in Sackgassen auslaufen, bis Land und Leute auch ökonomisch ruinirt sind. Man versucht vielmehr durch verständiges und wohlwollendes Regiment die Gemüther auszusöhnen und vermeidet die Härte, wo die Wunde noch brennt. —

Aber die keckſten Schritte auf der gegen die Sachsen eingeschlagenen Bahn sollten von der ungarischen Regierung erst in jüngster Zeit gewagt werden. Die sächsische Nationsuniversität hatte an den Minister des Innern eine Repräsentation gerichtet, in welcher sie forderte und verlangte, daß der Königsboden sowie bisher durch 7 Jahrhunderte auch fernerhin eine munizipale und territoriale Einheit bilde und daß weder eine Aenderung des Gebietsumfangs noch eine Zusammenlegung der einzelnen Theile des Königsbodens ohne die vorherige Befragung und Mitwirkung der sächsischen Nationsuniversität und der einzelnen Jurisdictionen beschlossen und durchgeführt werde. Die sächsische Nationsuniversität hat hiezu das unzweifelhafteste Recht. Das vom ungarischen Reichstag beschlossene Gesetz vom Jahr 1868 sagt im 43. Art. im § 10: Der Minister solle dem Reichstag einen Munizipalgesetzentwurf für das Sachsenland vorlegen „nach Anhörung der Betreffenden" d. i. der sächsischen Stuhls- und Distriktsvertretungen sowie der Universität, und der Gesetzentwurf solle „die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden Rechte" der dort wohnenden Staatsbürger „gehörig berücksichtigen." Der neue Gesetzentwurf über die Neueintheilung der Munizipien zerreißt das Sachsenland, vernichtet die Universität, der in demselben Gesetz im § 11 ihr Wirkungskreis zugesichert wird, es soll das so oft versprochene Munizipalgesetz für das Sachsenland, das „die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden Rechte gehörig berücksichtigt", durch deren Vernichtung überflüssig gemacht werden. Gegen eine solche gesetzeswidrige Gewaltthat protestirt die Universität in jener Repräsentation und verlangt Wahrung des Rechts und des Gesetzes. Auf diese Repräsentation ist vom Minister der befremdende Erlaß ergangen, durch welchen die in dieser Sache gefaßten Beschlüsse für null und nichtig erklärt werden, weil sie einen Angriff gegen die ungarische Staatsidee involvirten und die Nationsuniversität nicht das Recht habe, über Angelegenheiten des öffentlichen Rechts zu berathen, zugleich wird der Universi-

tät geboten, „sich vor Berathungen ähnlicher Tendenz zu hüten" und ihren Ansichten in solcher Richtung und in solcher Weise Ausdruck zu geben wie es in jener Repräsentation geschehen.

Was den Vorwurf der Feindlichkeit gegen die ungarische Staatsidee anlangt, so ist es lächerlich ihn gegen die Repräsentation zu erheben, die alle ihre Forderungen aus und mit den Gesetzen begründet, welche der ungarische Reichstag selber beschlossen. Der Minister unterläßt es daher auch ganz den Vorwurf zu begründen. Jene seine zweite Behauptung, die Nationsuniversität habe nicht das Recht, über Angelegenheiten des öffentlichen Rechts zu berathen, widerspricht vollends dem klaren Wortlaut des Gesetzes, denn der § 1 des 42 Gesetzartikels von 1870 verfügt sub alin. c: „Außerdem dürfen die Munizipien sich auch mit sonstigen Gegenständen von öffentlichem Interesse und sogar mit Landesangelegenheiten beschäftigen, dieselben diskutiren, ihre diesbezüglich festgestellten Ansichten zum Ausdruck bringen, sich solche gegenseitig und der Regierung mittheilen und in Form einer Petition an das Abgeordnetenhaus unmittelbar bringen", d. h. also in diesem Fall, ein Recht, welches jedem kleinsten Ort in Ungarn gesetzlich zusteht, das von der Regierung niemals bestritten worden ist, wird der Universität der Sachsen abgesprochen — warum? weil sie eintritt für ein Recht, das man ihr wollte mit Gewalt nehmen, gesetzlich aber nie vernichten kann, weil in Ungarn den Deutschen gegenüber eben kein Gesetz und Recht gilt!

So wollte man über die Sachsen jetzt eine Mundsperre verhängen, damit man ihnen, wenn das Unrecht dann Gesetz geworden, auch noch höhnisch zurufen könnte: sie hätten ja nichts dawider gesagt. Natürlich durfte die Universität die Vergewaltigung nicht lautlos über sich ergehen lassen. Aber das Vorhaben der Majorität, eine Discussion über den Ministerialerlaß zu eröffnen, hatte nur zur Folge, daß die Sitzungsperiode der sächsischen Nationsuniversität geschlossen ward; ein Machtstreich folgte dem anderen. Doch — die Sachsen sind noch deutsche Männer und wenn der ungarische Minister und Reichstag Recht und Gesetz mit Füßen tritt, so giebt es noch einen ungarischen König, bei dem es wohl zu finden sein wird, und so werden die Sachsen an ihn sich wenden.

Berliner Wochenschau: Opernhausball; Teutsch und Raes. — Die Karnevalswoche liegt hinter uns; schwacher Rausch bewahrt vor starker Ernüchterung. Die Saison trug diesmal überhaupt kein festliches Gepräge. Landestrauer, Hoftrauer, böse Nachwehen des bösen Vorjahres auf wirthschaftlichem Gebiete, alles vereinte sich, um den geselligen Verkehr in stillere Bahnen zu leiten, gewiß nicht zum Schaden der Berliner Gesellschaft, die so unfreiwillig zu einem Grade gemüthlichen Behagens gedieh, welcher ihrem sonst so geräuschvollen Treiben durchaus fremd ist. Indeß der Allgemeingeist ververlangt seine Manifestationen nicht allein auf dem Gebiete der Politik und der Wissenschaft, sondern auch auf dem der Geselligkeit, und so erhob sich lauter und immer lauter die Nachfrage nach der glänzendsten und beliebtesten Manifestation der Berliner Gesellschaft, dem Opernhausballe. Allgemein war die Befriedigung, als der lang Vermißte, vielfach schon verloren Geglaubte endlich die erste Kunde seines Nahens vernehmen ließ. Und zuletzt bereitete die Bekanntmachung des General-Intendanten v. Hülsen allen bösen Con-

jecturen ein schnelles Ende und führte das Fest aus den Regionen der Hypothese mit amtlicher Hand in den Bereich historischer Gewißheit. Der Fastnachtsabend machte es denn zur Wahrheit. In althergebrachtem Glanze strahlte das Opernhaus und mit großer Genugthuung bewegte sich das Publikum in den geschmückten Räumen, sichtlich befriedigt, sie auch in diesem Jahre der geselligen Vereinigung erschlossen zu sehen. Der conservative Charakter der Bälle ist weltbekannt. Das Wort des Dichters scheint hier seine Wahrheit eingebüßt zu haben, denn hier ist nichts dem Wandel unterthan, nicht einmal die schäbigen Rohrstühle, deren hölzerne empfindungslose Reihe in rührender Einfachheit im Hintergrunde des Saales den wunderlichen Abschluß des decorativen Gepränges bildet. Und doch würde man auch sie ungern vermissen, sie gehören nun einmal zu dem Ganzen, grade so gut wie die lieblichen Gestalten, die sich in ebenso conservativer Tendenz Jahr aus Jahr ein auf ihnen niederzulassen pflegen. Auch sie strahlten dort auf altem und befestigtem Grundbesitze wieder in gleicher, siegesgewohnter Schönheit, um sie her eine Schaar neuer glanzvoller Erscheinungen, gleich ihnen gewillt, dem Niedergang irdischer Vollkommenheit noch lange muthig zu trotzen. Die Gunst des Schicksals hatte gefügt, daß der Mann nicht fehlte, der dem Feste allein die höchste Weihe und Zier alljährlich zu geben berufen ist. Als die Gestalt des alten Kaisers sich an der Brüstung der kleinen Loge zeigte, da erscholl ein donnerähnlicher Jubelruf, der wieder und immer wieder in stärkerem Brausen sich erhob, bis die Klänge der Nationalhymne ihn allmählich in ihre Harmonie einbetteten. Die Hoffnung freilich, den Kaiser wie sonst an der Spitze des Umzuges im Saale zu sehen, ward nicht erfüllt; er blieb in der Loge. Die Kaiserin mit dem Prinzen Arthur von England eröffnete den Zug, gefolgt von dem Kronprinzen und den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Der Kronprinz verließ darauf den Saal, um dem Prinzen Arthur, der noch am selben Abend nach England reiste, das Geleit zu geben. Sehr bald aber erschien er wieder und verkehrte in lebhaftem, liebenswürdigem Gespräch mit den Theilnehmern des Festes. Um Mitternacht verließ der Hof den Ball, eine Stunde noch gehörte die mächtige Rotunde den rasenden Walzern und Galopps der in starker Friedenspräsenz erschienenen bewaffneten Macht und der diesmal sich selbst spielenden Damen des Theaters, dann gebot das unerbittliche Commandowort des Herrn v. Hülsen ein sittiges Halt, die Lampen verloschen und Schweigen deckte die Räume.

Als ich am Aschermittwoch auf der Journalistentribüne des Reichstages in wohlandächtiger Stimmung die Eröffnung der Debatte über den Antrag des Herrn Teutsch betreffend die Anordnung eines Plebiscits in Elsaß-Lothringen erwartete, vermuthete ich durchaus nicht, so nahe vor dem Anfange einer neuen Faschingsposse zu stehen. Die Komödie fing gleich damit an, daß Herr Teutsch den Präsidenten um die Erlaubniß bat, sich der französischen Sprache bedienen zu dürfen, da er der deutschen nicht mächtig sei. Nachdem dies Verlangen durch den Widerspruch Braun's und durch den Hinweis auf § 40 der Geschäftsordnung beseitigt war, fing Herr Teutsch die Vorlesung eines Schriftstückes an, das er als Uebersetzung seiner französischen Rede bezeichnete. Anfangs spielte er seine Rolle ganz gut, obgleich der tadellose alemännische Dialekt verrätherisch klang. Als aber der Widerspruch

des Hauses seinen Zorn reizte, warf er sein Manuskript fort, wie der Lahme die Krücken, und vertheidigte sich und seine Sache unter dem stürmischen Gelächter des Hauses in fließendem, fast ganz correktem Deutsch. Der Inhalt der Rede war nicht minder erheiternd als ihre Form; eine erfreuliche Blumenlese aller Ungereimtheiten, welche in der französischen Presse seit Jahr und Tag über uns Deutsche zu Papier gebracht worden. Natürlich fehlten auch Grobheiten nicht; gleich anfangs gab Herr Teutsch eine solche zum besten, indem er das deutsche Volk aus der Reihe der gebildeten Nationen ausschloß, wofür ihm unter stürmischem Beifall des Hauses der Ordnungsruf zu Theil ward. Der beständige Zweikampf zwischen Präsidenten und Redner, der sich von da an um die Aufrechterhaltung der Geschäftsordnung entwickelte, erhöhte noch die Spaßhaftigkeit der Scene. Nicht weniger wirksam war in dieser Richtung das eigenthümliche theatralische Pathos, mit dem der Redner auch die größten Gemeinplätze auszusprechen für nothwendig hielt. Im Theater von Versailles oder in der Nationalversammlung von Bordeaux, der Herr Teutsch einst angehörte, mag diese Redeweise freilich von außerordentlichem Effect gewesen sein. Bei uns fühlten sich Abgeordnete, Bundesrath, Fürst Bismarck an der Spitze, in die angenehmste Laune versetzt. Nur der hessische Freiherr Nordeck zur Rabenau nahm die Thorheiten des Redners ernst, und ärgerte sich dergestalt, daß seine Freunde ihn aus dem Saale geleiten mußten. Sonst erzielte Herr Teutsch keine Wirkung als die erwähnte, und die schleunige Annahme des Antrages auf Schluß der Discussion. Bei der Abstimmung fand er nur die Polen, Herrn Ewald und Herrn Sonnemann auf seiner Seite; seine eigenen Landsleute blieben sitzen.

Diese Thatsache so wie die Erklärung des Bischofs Raes am Schlusse der Discussion sichern übrigens dem lächerlichen Auftritt bleibende, nicht zu unterschätzende Bedeutung. Die wenigen Worte des Bischofs, die dem Protest die Spitze abbrachen, riefen allseitigen Beifall im Hause hervor. Ihre erste Folge war, daß die Elsässer ihren eigenen Antrag bei der Abstimmung aufgaben; ihre zweite, daß am folgenden Tage Herr Pougnet, Mitglied der französischen Protestpartei gegen die Erklärung von Raes protestirte und dadurch den Zwiespalt im Schoße der elsässischen Partei vor aller Welt documentirte. So ist es geschehen, daß die französische Protestlust durch die Ultramontanen zu Falle kam, und unheilbaren Zwiespalt im eigenen Lager als einzig bleibende Folge hinterließ. Leider ist noch zur Zeit wenig bekannt von dem, was sich dieser Tage im engeren Kreise der elsaß-lothringischen Abgeordneten begeben. Soviel aber steht fest, daß die ultramontanen Abgeordneten des Reichslandes, die ihre Parole aus dem Centrum beziehen, alles aufgeboten haben, um den Antrag auf ein Plebiscit vonseiten der französischen Protestmänner zu verhindern, und als das nicht gelang, desavouirte Bischof Raes sie öffentlich, was er mit großer Gemüthsruhe konnte, da die französischen Radicalen nur der ultramontanen Unterstützung ihre Wahl verdanken. Herrn Pougnet gelang es übrigens, zwei ultramontane Elsässer zu sich herüberzuziehen; wenigstens haben außer Teutsch, Häfely und Lauth von der französischen Protestpartei noch zwei klerikale elsässische Abgeordnete den Reichstag verlassen. Das ist der ganze Erfolg der Franzosen, im übrigen gehört das Feld im Elsaß vor der Hand den Ultramontanen. Das Tuch zwischen beiden ist fortan zerschnitten und zwar so gründlich, daß die Germania be-

reits unbedenklich die innere Unvereinbarkeit des Katholicismus und Radicalismus deducirt, und zu dem erbaulichen Schlusse gelangt, daß die Männer des Centrums die natürlichen Vertreter der Reichslande seien, weil deren Bewohner überwiegend katholisch wären. Die Ultramontanen sprechen auch bereits von der Nothwendigkeit einer Umbildung der elsässischen Parteiverhältnisse, und gedenken offenbar zunächst mit Hülfe der elsässischen Landespartei den Rest der Wahlkreise des Reichslandes an sich zu reißen.

Die nächste Folge des Fiascos der Franzosen im Reichstage wird also ein Zuwachs der klerikalen Macht im Elsaß sein. So gedenken die Ultramontanen den Ungehorsam des schwächeren Bundesgenossen zu strafen. Aber ihre Gedanken gehen weiter. Wegen dreier Reichstagsmandate überwirft man sich nicht mit so alten Freunden. Vielmehr steht die elsässische Politik der Ultramontanen im engsten Zusammenhange mit der allgemeinen klerikalen Strategie und zielt wie diese darauf ab, zu einem Waffenstillstand im kirchlichen Streite zu gelangen, und der Regierung dafür annehmbare Dienste zu leisten oder in Aussicht zu stellen. Man wird durchaus nicht fehl greifen, wenn man annimmt, daß die elsässischen Ultramontanen zu diesem Zwecke die Bekämpfung der französischen Auflehnung übernommen haben. Das Centrum selbst hüllt sich derweilen in Schweigen, bis die zweite Debatte über das Militärgesetz auch ihm die Gelegenheit giebt, sich der Regierung zu nähern. Abermals müssen wir hervorheben, daß diese klerikalen Hoffnungen sich als eitel erweisen werden. Die Regierung und alle Freunde des Reiches haben es freilich sehr gerne gesehen, daß die französischen Umtriebe durch die Ultramontanen lahm gelegt wurden, ohne daß es eines eigenen Eingreifens bedurfte, aber den Dank werden die Ultramontanen lediglich in dem Bewußtsein der eigenen guten That zu suchen haben. Die Declamationen ihrer Organe über die arge Verkennung, mit der die Regierung bisher die Thätigkeit des Bischofes Raes im Reichslande verurtheilt habe, werden ebenso erfolglos bleiben für den Verlauf des kirchlichen Kampfes wie die Tiraden über den bevorstehenden Militärconflict, welcher glücklicher Weise durchaus nicht zum Ausbruch kommen will. Immerhin wird die Haltung der Centrumspartei im Reichstage sehr ins Gewicht fallen, und keineswegs ist das gegenwärtige räthselhafte Schweigen der Klerikalen bei den wichtigsten Debatten über das Militärgesetz, das Preßgesetz und die Gewerbeordnung ein Zeichen der Rathlosigkeit. Wer Gelegenheit hat, die Sprache der Herren zu hören, die sie in Privatcirkeln führen, wer da sehen kann, wie groß die Ermuthigung ist, die ihnen aus großen, einflußreichen hohen Schichten der Gesellschaft zum Ausharren auf dem betretenen Wege der Opposition zu Theil wird, der weiß, daß ihnen zur Zeit nichts ferner liegt, als der Gedanke einer unvermeidlichen Niederlage. Einen Waffenstillstand würden sie acceptiren, weil er ja der Natur der Sache nach bereits eine Niederlage des Staates bedeutet; aber auch eine Fortsetzung des Kampfes scheint ihnen durchaus aussichtsvoll.

Ausgegeben: 27. Februar 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

David Friedrich Strauß.

Die Zeit ist noch nicht gekommen, da wir David Friedrich Strauß — um das von ihm selbst einmal gewählte Bild zu brauchen — wie eine hohe Bildsäule vor uns aufstellen können, die wir rings umwandeln, um sie von allen Seiten und Gesichtspunkten zu betrachten. Nicht in monumentaler Ruhe zeigen sich uns heute die Züge des Mannes, dessen jüngstes noch nicht verhalltes Wort so vielfältigen Widerspruch und Streit hervorgerufen hat, wie sein erstes. Größere Entfernung erst läßt für bedeutende Erscheinungen den zutreffenden Gesichtspunkt finden. Bei einschneidenden Ereignissen hält die Geschichte mit ihrem letzten Urtheil zurück, um nicht das vorschnell gefaßte widerrufen zu müssen; sie erwartet die Zeit, da die Akten zu parteilosem Spruch gesammelt sind, da die aufgeregten Leidenschaften sich beruhigt, die Wirkungen deutlich sich kundgethan haben, und je tiefer und andauernder die Wirkungen, um so größere Zeit muß verfließen, bis nach den unvermeidlichen Schwankungen das Urtheil sich befestigt. Nicht anders ist es mit der einzelnen Persönlichkeit, die kräftig in die Geschichte eingegriffen hat. Es muß eine Zeit verfließen, bis wir sie zu übersehen im Stande sind. Der Kreis der Erscheinungen, in welchen sie ihre Kraft bethätigt hat, will zu einem Abschluß gediehen sein, bevor ihre Züge die sichere Hand des Bildners festzuhalten vermag. So hat Strauß selbst von Einzelnen seiner Vorgänger Portraits hinterlassen, an denen spätere Kunst kaum etwas wird nachzubessern haben. Sie standen entfernt genug, um sich von allen Seiten der prüfenden Betrachtung darzubieten; ein Jahrhundert trennte einen Voltaire, einen Reimarus von dem Kritiker, der sich des doppelten Vortheils bediente, daß ein modernes, ja persönliches Interesse ihn diesen geschichtlichen Gestalten zuführte und doch der Boden, auf dem sie erwuchsen und wirkten, ein längst vergangener ist. Zwar auch an Stoffen der jüngsten Gegenwart hat sich die unvergleichliche Kunst des Biographen bewährt; aber dann galt es Persönlichkeiten, deren Lebenskreis kleiner umschrieben war, deren Wirken wohl für die geistige Bewegung der Zeit charakteristisch erschien, aber nicht selbständig ihr den eigenen Stempel aufgedrückt hat. Die Zeichnung ihrer Individualität war mehr die Sache des künstlerischen Geschicks, als historischen Weitblicks. Sie gehörten in das Gebiet der Kleinmalerei. Doch

der Verfaſſer des Lebens Jeſu gehört nicht dem Genre, ſondern der Geſchichte an.

Die großen Züge ſeiner Perſönlichkeit freilich ſind weithin ſichtbar; auch ein mäßig geſchickter Künſtler kann ſie nicht verfehlen. Schon das erſte, vor bald 40 Jahren erſchienene Werk verkündigte einen wiſſenſchaftlichen Charakter, deſſen Umriſſe ein für allemal gezogen ſind. Der Ernſt und die Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung, der Eifer um die Wahrheit, deſſen Fechterſtreiche grimmig und anmuthig zugleich ſind, der Muth der Ueberzeugung, der an ſich und anderen nichts Zweideutiges duldet, und wo er ſolches findet, bis in die letzten Schlupfwinkel verfolgt, die Klarheit des Gedankens, die nur in einer durchſichtigen, künſtleriſch vollendeten Darſtellung Genüge findet, das ſind Eigenſchaften, welche auch ein Gegner an Strauß nie hat in Abrede ſtellen können. Dazu iſt die Stelle, welche ſeine Werke in der Geſchichte der Theologie und Philoſophie einnehmen, hiſtoriſch längſt feſtgeſtellt. Vom Leben Jeſu datirt eine neue Epoche der theologiſchen Wiſſenſchaft; frühere Richtungen ſind ſeit ſeinem Auftreten mit einem Mal verſchwunden, die Vertheidiger des Alten zwang er zu gründlicher Frontveränderung, den geſchichtlichen Unterſuchungen über die urchriſtliche Zeit hat er erſt freie Bahn geſchaffen. Und wie in die Reihen der zünftigen Theologie, ſo fuhr er auch in die der Philoſophie wie ein reinigender Sturmwind. Die Tiſche der ſpekulativen Wechsler und Taſchenſpieler umſtürzend hat er zum Untergang des philoſophiſchen Zeitalters das Signal gegeben, indem er zugleich zur Ueberleitung der philoſophiſchen Reſultate in die einzelnen Wiſſenſchaften den kräftigſten Anſtoß gab. Aber in dem Allen erſchöpft ſich ſeine Bedeutung nicht. Sie liegt weniger in dem, was er zum Fortſchritt der Wiſſenſchaften beitrug, als in den fortwirkenden Impulſen, die er der Bewegung des öffentlichen Geiſtes gegeben. Seine Schriften haben, wie inhaltvoll immer, weniger gewirkt durch das, was ſie ſagen, als durch das geiſtige Fluidum, aus dem ſie geboren ſind und das ſie ausſtrömen. Eigenthümlich ſympathiſch berühren ſie den modernen Menſchen. Schon das erſte Werk, obwohl es ausdrücklich ein gelehrtes ſein ſollte, griff in ſeinen Wirkungen weit über die Gelehrtenwelt hinaus. Von Anfang an ſehen wir ihn in innigſtem Contact mit den geiſtigen Strömungen, welche die moderne Bildung beherrſchen; ganz ſcheint er ihnen hingegeben, in raſchem Laufe von ihnen fortgeriſſen. Und doch ſo unerſättlich dieſes begierige Anſaugen, ſo energiſch iſt wieder die Selbſtändigkeit, mit der er in dieſem Strome ſich aufrecht hält, ja ihm ſelbſt die Richtung weiſt. Schwerer als ſonſt iſt gerade bei ihm zu unterſcheiden, was die Aufnahme gegebener Bildungsmomente und was eigene Hervorbringung iſt. Er beginnt als Romantiker, träumt ſich in eine Welt der Myſtik, ſehn-

ſüchtig nach dem Unerreichlichen ſich ſtreckend; da ergreift ihn Schleiermacher und nimmt das Denken des Jünglings in die ſtrenge Zucht ſeiner Dialektik, und nun treibt es ihn weiter unaufhaltſam von Schleiermacher zu Hegel, von Hegel zu Feuerbach, von Feuerbach zu Darwin. Mit vollen Zügen trinkt er aus den ſchäumenden Kelchen, die unſer Jahrhundert der Reihe nach ihm entgegenbringt. Mit derſelben jugendlichen Luſt, mit der er ſich einſt in die Tiefen der Naturphiloſophie geſtürzt hat, berauſcht er ſich noch zuletzt an den glorreichen Funden der exakten Wiſſenſchaften unſerer Tage. Und doch iſt er immer er ſelbſt. Kein Syſtem zählt ihn zu ſeinen Gefangenen. Nicht in willkürlichen Proteusverwandlungen, ſondern in der ſicheren Entfaltung des eigenen Weſens ſchreitet er vom Einen zum Anderen. Was ihn heute auf's Innerſte berührt und angezogen hat, dem ſteht er morgen als der freie Kritiker gegenüber. Raſtlos folgt er der ewigen Bewegung des Menſchengeiſtes; ihr dienend und ſie fördernd, ihre Stationen durch einſchneidende Schöpfungen markirend, die ganz aus der Zeit ſind und doch ganz aus ihm ſelbſt. So iſt ſein eigener Bildungsgang derjenige der Zeit. Die Reizbarkeit ſeines Naturells iſt nur die Kehrſeite jener feinen Organiſation, vermöge deren er die Strahlen der Bildung ſeines Zeitalters in ſich auffaßt. Weder unter die genialen Anfänger einer neuen Aera iſt er zu zählen, noch weniger in die Reihe der nachempfindenden oder nachſchaffenden Epigonen, aber er iſt recht eigentlich ein Repräſentant ſeiner Zeit. Schon bei ſeinem erſten Auftreten hat die Kritik des Freundes mit Recht in ihm eine der „repräſentativen Naturen" begrüßt. Man wird von ſeinem Namen nicht eine neue Zeit datiren, aber er gehört dazu, wenn man die unſerige charakteriſiren will. Wie nicht leicht ein Anderer, hat er der Zeit ſeinen Mund geliehen, und durch das Ausſprechen ihres Inhalts ſie zum Bewußtſein ihrer ſelbſt gebracht. Daher denn auch der Schreck, der jedesmal entſtand, wenn er der Zeit den Spiegel vorhielt; der erbitterte Widerſpruch der Menge und die leidenſchaftliche Zuſtimmung Weniger. Daher aber auch die tiefe Bewegung, die ſich an ſeine eingreifenden Werke anſchloß und in welcher ſich die Gegenwart ſcheinbar über die individuelle Leiſtung des Gelehrten, in Wahrheit über ſich ſelbſt zu verſtändigen bemühte. Denn die Kritik der Straußiſchen Schriften iſt immer von ſelbſt zu einer Selbſtkritik des modernen Bewußtſeins geworden. Geſchieht es, daß ein Anderer am Schluß eines reichen Lebens die Summe deſſelben in einem Bekenntniß zuſammenfaßt, ſo wird man mit Theilnahme, mit Lob oder Tadel die Gabe entgegennehmen: zu leidenſchaftlicher Parteinahme wird ſie nicht herausfordern. Doch wenn Strauß am Ende ſich entſchloß, ein Bekenntniß abzulegen, ſo war vorauszuſehen, daß alle Welt ſich irritirt fühlte. Jeder nahm es perſönlich. Jeder unterſuchte, inwiefern es ſein eignes Glaubensbekenntniß ſei. Darin

allein lag das unfreiwillige Geständniß, wie tief er den Nerv der Zeit berührt hatte*). Nimmt man seine Bücher vom ersten bis zum letzten, so sind sie ein scharfer Spiegel der geistigen Bewegungen der Gegenwart, und wenn man in der Zukunft von einer Weltanschauung des gegenwärtigen Zeitalters reden wird, wenn man sie verstehen will in ihren Voraussetzungen und Zielen, in ihren Schmerzen und Triumphen, so wird man auf keine zuverlässigere Quelle zurückgehen können, als auf die Schriften von David Friedrich Strauß.

Doch diese Weltanschauung ist keine fertige, die sich wie eine geschichtlich zurückliegende übersichtlich erfassen und beschreiben ließe. Was der nachfolgenden Betrachtung als ein Ganzes, Zusammenstimmendes erscheint, ist in der Gegenwart Streit und Widerspruch, trübe Gährung, deren Ziele den Mitlebenden noch verborgen sind. Wir vermögen wohl vorherrschende Richtungen zu erkennen, aber je mächtiger sie auftreten, um so mächtiger pflegen zugleich die Gegenwirkungen zu sein. Und immer ist die Bewegung in einem zwiefachen Flusse: mit neuem Inhalt sich erfüllend strebt sie nach weiteren Zielen, und zugleich geht sie von oben nach unten, von den Höhen der Wissenschaft sich vertiefend in die Massen. Es giebt Zeiten, wo das Alles in gesteigertem Maße erscheint, und eine solche ist die unsrige. Doch was aus der mächtigen Gährung unsrer Tage der Niederschlag sein wird, wer mag es sagen? Zwar die Elemente einer neuen Weltanschauung sind vorhanden, aber wer getraut sich, ihre künftige Gestalt mit sicherer Hand zu umschreiben? Wir empfinden deutlicher, daß wir den alten Formen entwachsen sind, als daß die Versuche neuer Formen, die sich uns anbieten, willkommen wären. Zwiespältig ringt der moderne Geist nach einer neuen Häuslichkeit, nach einer zusammenstimmenden Vorstellungswelt, in welcher es ihm ebenso behaglich und sicher zu Muthe ist wie vor Zeiten in der religiösen, vom Zweifel unberührten Weltanschauung. Und nun, die stammelnde Zunge der Zeit zu lösen, jenes Ringen des modernen Geistes zu deuten und ihm eine streng bestimmte Richtung zu weisen, das ist die stolze Rolle, die den schwäbischen Denker reizt, die er an sich nimmt, und in welcher ihn die Geschichte festhalten wird. Denn für ihn selber war das endliche Ziel nicht zweifelhaft. Als derselbe erscheint er in der ersten wie in der letzten Schrift;

---

*) Unsere Leser erinnern sich, daß diese Blätter gegen jenes letzte Bekenntniß von Strauß, insofern es mehr sein wollte als das subjektive Bekenntniß des einen merkwürdigen Mannes, lebhaften Einspruch erhoben haben. An diesem Einspruch halten wir fest, doch widersagt es uns heut, das helle Bild des tapferen Todten, das einer seiner Landsleute auf unsere Bitte mit Liebe freundlich entworfen, durch abschattende Züge von fremder Hand störend zu trüben. Die Redaction.

als Jüngling wie als Greis hat er ein Ziel verfolgt: Befreiung des Menschen von der Mythologie. Zu reifen Jahren gekommen sollte die Menschheit die morsch gewordnen Krücken wegwerfen, deren sie sich bis dahin bedient, und die sie keinen Augenblick vermissen werde, sobald sie sich auf die eigenen Füße gestellt. Die Energie des ehrlichen Gewissens sollte der Zwiespältigkeit des Bewußtseins ein Ende machen, das er mattherzig zwischen dem Alten und Neuen schwanken sah, weder zum Einen noch zum Anderen den Muth findend. Kühner Entschluß sollte die Anleihen tilgen, welche die Menschheit bei einer eingebildeten jenseitigen Welt gemacht, und die bisher die volle Entfaltung des eigenen Capitals verhindert hatten. Solches Ziel vor Augen, hat Strauß die Waffen, die er sich in der Werkstätte der Wissenschaft zubereitet, zum Schrecken der Feinde hierhin und dorthin getragen, bald spielend, bald zu wuchtigen Hieben sie geschwungen. Doch wenn wir jetzt zurückblicken, ordnen sich seine Geistesthaten wie die Theile eines vorausbedachten, systematischen Feldzugsplanes. Er traf die christliche Mythologie ins Herz, indem er das Christusbild der Kirche seines geschichtlichen Charakters entkleidete nicht mit willkürlichem Machtspruch, sondern indem er ruhig, mit gelassener Hand vor Aller Augen das Gewebe auftrennte, das fromme Ueberlieferung um die geschichtliche Person Jesu gesponnen. Und wie er gleichzeitig die Ohnmacht all der künstlichen Mittel aufzeigte, die halber und ganzer Glaube zur Rettung des gestürzten Götterbilds aufbieten mochte, so traf er mit tödlichem Streiche auch die falsche Philosophie, die ihre Dienste gefällig der Mythologie geliehen hatte. Er zerstörte die Brücke, die von der philosophischen Bildung rückwärts nach dem alten Glauben geschlagen wurde, und auf welcher er unredliche Geschäfte hinüber und herüber verhandeln sah. Er schrieb die Geschichte der christlichen Glaubenslehren, um zu zeigen, daß die Dogmen, weit entfernt, in unveränderlicher Geltung den Jahrhunderten zu trotzen, vielmehr in beständigem Flusse begriffen, nothwendiger Selbstauflösung anheimgefallen, allesammt in die Ideen des modernen Bewußtseins ausgemündet seien. Er stellte dem deutschen Volk die Bildnisse von Männern vor Augen, deren Pathos der Kampf wider das Herkommen, wider die starren Mächte der Autorität gewesen war, und wußte Theilnahme und Achtung für sie zu gewinnen, auch wenn sie durch das Unmaß ihrer Natur tragischem Untergang verfallen waren. Mit schroffer Geberde wies er diejenigen, die aus den Reihen der Gegner vorsichtig sich näherten, als die „Halben" von sich ab, nicht achtend, daß sie an sich selbst die willkommene Auflockerung des gegnerischen Lagers darstellten und die nützlichsten Mittelglieder für die populäre Verbreitung der neuen Gedanken bildeten. Und endlich faßte er in dem Schlußwerk, in dem Bekenntniß des Alters, die letzten Ergebnisse seines Nachdenkens zusammen, stellte die Grundzüge des alten und des neuen Glaubens

in schneidenden Gegensatz und forderte zum Urtheil über eine Weltanschauung heraus, welche allen jenseitigen Stützpunkten entschlossen den Abschied gegeben hatte. Es war der natürliche Abschluß, daß er über den Trümmern der gestürzten Götterwelt ein Bild von der Gestaltung des menschlichen Lebens entwarf, das frei geworden wäre von allen Illusionen.

Denn dies erscheint zuletzt als das innere Gesetz seiner Entwicklung: in ruheloser Arbeit eine Illusion um die andere abzustreifen. Die Täuschung des naiven Glaubens hatte er frühzeitig an diejenige einer mystischen Schwärmerei hingegeben; aus dieser warf er sich in die bestrickenden Arme der Speculation, mit deren Hilfe er sich noch geraume Zeit über den Bruch seines Denkens mit dem Glauben der Kirche hinwegzutäuschen suchte. Mit tiefem Interesse verfolgt man in dem Buch über Märklin, wie sich die dem Kirchendienst geweihten Jünglinge an eine Philosophie anklammern, deren feine Distinctionen ihnen erlauben, in Form der gläubigen Vorstellung dasjenige dem Volke vorzutragen, was sie selbst nur in Form des Begriffs anzuerkennen vermögen, und wie die Hoffnung sie ermuthigt, durch geduldige Arbeit allmählich auch das Volk zum Verständniß ihres reiferen Standpunkts erziehen zu können; wir verfolgen aber auch, wie das Gewissen der Jünglinge stutzig wird und gegen die künstliche Auskunft sich auflehnt, wie ihnen der Zwiespalt auf die Länge unerträglich wird, und wie sie von hier aus zugleich zu einer Revision jener philosophischen Theorie sich gedrängt sehen. Für Strauß ist dann der vollständige Bruch mit der Kirche durch seine äußeren Schicksale erleichtert oder doch beschleunigt worden. Indem Theologie und Kirche ihn ausstieß, ihn zu einem Leben ohne Beruf und Heimath verurtheilte, durfte der Geächtete frei von aller Rücksicht sich fühlen: leicht ist ihm darum weder der innere noch der äußere Bruch geworden. Lange hat er an der Hoffnung festgehalten, einen Lehrstuhl einzunehmen, wozu er nach dem Anfang einer akademischen Laufbahn als Repetent zu Tübingen wahrhaft glänzend befähigt war. Doch auch die inneren Bande lösten sich langsam und unter Schmerzen. In der Schlußabhandlung zu dem verfehmten Buche glaubte er allen Ernstes, das durch die Kritik Vernichtete dogmatisch wiederherzustellen, und obwohl er ebenhier die Illusion, daß sich das kirchliche Christusbild auf philosophischem Wege retten lasse, unbarmherzig zerstörte, war er doch überzeugt, daß der innere Kern des christlichen Glaubens von seinen kritischen Untersuchungen völlig unabhängig sei: Christi übernatürliche Geburt, seine Auferstehung und Himmelfahrt blieben ihm „ewige Wahrheiten", so entschieden auch ihre Wirklichkeit als historische Thatsachen in Anspruch genommen war. Die einstimmige Verurtheilung des Lebens Jesu schuf ihm ernstliche Anfechtung. Er selbst spricht von einem „unsichern und fast krankhaften Seelenzustand", von dem „entsetzlichen Gefühl

der Einſamkeit", das ihn zu dieſer Zeit beſchlich. Es waren die Schwankungen dieſer Tage, aus denen die Correcturen in den ſpäteren Auflagen des Werks entſtanden, ſowie die verſöhnliche Schrift über „Vergängliches und Bleibendes im Chriſtenthum." Auch als er längſt in Feuerbach den Mann gefunden, „der das Pünktchen auf unſer I geſetzt", und mit dieſem den Wahn belächelt, daß Religion und Philoſophie denſelben Inhalt haben, wollte er doch nicht in Abrede ſtellen, „daß auch die Vernunft ihren Samen in den Boden der Religion ſtreue, und daß, wenn die Religionen und Kirchen ſich um Hülſen geſtritten, es Hülſen der Wahrheit geweſen ſeien." Noch iſt er weit entfernt von dem abſprechenden bitteren Urtheile der letzten Jahre. Nachdrücklich wehrt er den Verächtern der Philoſophie, die aus dem Lager der Materialiſten ſich anfingen vernehmlich zu machen, und weiſt ſie darauf hin, daß „ein guter Theil deſſen, was die jetzige deutſche Geſchichts-, Natur- und Kunſtforſchung vor der anderer Völker auszeichnet, eben daher rührt, daß dieſer Periode der empiriſchen Ausbreitung bei uns eine Zeit der philoſophiſchen Vertiefung vorangegangen war." Er hält das Geſtändniß nicht zurück, daß „der menſchliche Geiſt wohl die Geſetze der Naturerſcheinungen entdecken, die letzten Urſachen der Geſetze aber nicht ergründen kann, dieſe mithin immer ein Unbegriffenes bleiben." Er adoptirt den Satz von A. W. Schlegel als „ſchlagende Wahrheit", „daß alle wahrhaft ſchöpferiſche Poeſie nur aus dem inneren Leben eines Volkes und aus der Wurzel dieſes Lebens, der Religion, hervorgehen könne." Er ſpricht von dem „ewigen religiöſen Triebe der Menſchheit", und bekennt ſich zu „Liebe und Verehrung für die geſchichtliche Perſönlichkeit Jeſu" — dies alles nicht blos nach ſeinem Leben Jeſu, ſondern lange nachdem Feuerbach bei der Geſchichte der Glaubenslehre Pathe geſtanden. Noch im Reimarus hat er die „ewigen Ideen", die in der Form des Glaubens an Jeſu Auferſtehung und Wiederkunft zuerſt Gemeingut der Menſchheit wurden, in ſchönen, triumphirenden Worten ausgedeutet. „Eine Fülle von Wahrheit" ſchrieb er damals dem Wahne zu, den er ſpäter mit feindſeligem Spott einen welthiſtoriſchen Humbug nannte. Wer freilich die Rede zum Gedächtniß des verſtorbenen Bruders oder die Widmung an denſelben Bruder, von welcher die zweite Bearbeitung des Lebens Jeſu begleitet war, geleſen hatte, der konnte in der That nicht überraſcht ſein, als Strauß das reiflich vorbereitete Buch veröffentlichte, in welchem er ſich ledig und frei von den letzten Reſten des Glaubens bekannte und von hier aus die Umriſſe einer neuen Weltanſchauung zeichnete, zu der er auch die Zeitgenoſſen aufforderte. Seinem raſtloſen Geiſte ſchien es Bedürfniß auch die letzten Illuſionen abzuſchütteln. Glaubte er die Wahrheit gefunden zu haben, ſo ſollten deren Hülſen nicht blos geſprengt, ſondern zur Verhütung des Mißbrauchs auch zerſtört werden. Denn ihn übermannte der

Zorn, wenn er den Mißbrauch sah, den unklare oder unredliche Geister mit den überkommenen Vorstellungen und mit dem einer älteren Weltanschauung entliehenen Wortvorrath zu treiben fortfuhren. Sein Wahrheitssinn empörte sich wider diese Zweideutigkeit. Er beseitigte sie, indem er kurzweg jedes Band abschnitt, das den neuen Glauben noch mit der alten Mythologie verknüpfte.

Das war der Gewaltstreich, der ihm nicht verziehen wurde. Uralt ist die Auflehnung des denkenden Geistes wider die Mythologie. Viele haben sich im Inneren freigemacht von der Herrschaft der überlieferten Symbole. Aber neu war nun doch der energische Ernst, der im Namen von Tausenden jede Gemeinschaft mit den alten Göttern aufsagte und ihnen den Vernichtungskrieg ankündigte. Der Einzelne empfand dieses Manifest wie eine Inquisition, die sich zudringlich vor das überraschte Gewissen stellte. Wie behaglich war dagegen das Gefühl gewesen, mit dem wir an den älteren Heroen unserer geistigen Bildung uns erbaut hatten! Goethe's Seele war so frei als irgend Eines. Aber er verdarb es mit keiner Mythologie, mit der christlichen so wenig wie mit der heidnischen. Er ließ die Unsterblichen alle gelten. In seiner großartigen Unbefangenheit bediente er sich nach Belieben der alten Formen; gutmüthig spielte er mit ihnen, weil er wußte, daß es Formen sind, unzulänglich, so viel deren der Menschengeist erfinden mag. Strauß konnte sich für seinen neuen Glauben auf manches Wort des Dichters des Prometheus berufen, und viele andere hätte man ihm aus demselben Munde entgegenhalten können. Der weimarische Weise stritt nicht darüber, wenn man für die dem Menschengemüth natürlichen Empfindungen und Ahnungen mit den liebgewordenen uralt symbolischen Ausdrücken sich behalf. Er hielt es mit dem Faust'schen Bekenntniß: „Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: Ich glaub ihn? Wer empfinden und sich unterwinden, zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?" Doch ein solches Bekenntniß stand wohl dem Dichter an: der kritische Denker konnte bei dieser erhabenen Weitherzigkeit so wenig sich beruhigen, als es die Orthodoxie vermag. Für ihn gab es nur ein Entweder Oder. Nach den Resultaten der Philosophie und der Naturforschung unserer Tage hielt er die Zeit für gekommen, die alten Götter für immer aus der Welt zu verbannen. Wenn sie doch nicht mehr dasselbe bedeuteten, was der alte Glaube in ihnen verehrt hatte, so schienen sie überhaupt keine Berechtigung der Existenz mehr zu haben. Strauß glich unseren Hellenisten der älteren Schule, die von so eifersüchtiger Verehrung des griechischen Kunstideals erfüllt waren, daß sie jeden ursächlichen Zusammenhang desselben mit den Ursitzen der Kunst im Orient ableugneten und kurzweg durchschnitten. So erfüllt war er von dem Ideal seines neuen Glaubens, daß er ihn gewaltsam lostrennte von seinen mütterlichen Quellen und eifer-

süchtig jeden Zugang zu diesen wehrte. Selbst alle jene idealen Empfindungen, ohne welche ihm selbst das Leben werthlos gewesen wäre, riß er los von jeder Beziehung zu den überlieferten Vorstellungskreisen. Bitteres Unrecht that er dem Christenthum an, indem er es kurzweg auf seine kirchlich versteinerte Form reducirte, während doch ein wahrhaft geschichtlicher Sinn, wenn er die Erscheinung des Christenthums würdigen will, entweder auf dessen ursprünglichsten Ausdruck im Bewußtsein Jesu zurückgehen muß — und die Reinheit dieses Anfangs hat Strauß selbst jederzeit in vollem Maße anerkannt — oder aber nur auf die gesammte geschichtliche Entwicklung mit all den Umwandlungen seit dem Ursprung bis auf die Gegenwart herab das Urtheil gründen kann. Diese Sünde wider den Zusammenhang der Geschichte bleibt die auffälligste Einseitigkeit seines letzten Buchs. Hier schien er aus der betrachtenden Höhe unseres Jahrhunderts in die Polemik des vorigen zurückgefallen. Die Polemik gewann freilich an Schärfe und Lebendigkeit, wenn er da einen absoluten Bruch setzte, wo die leidenschaftslose Betrachtung nur allmählichen Uebergang, nur stufenweise Entwicklung kennt. Schwächlinge erschienen ihm deßhalb die Träger der Vermittlung, deren Beruf es ist, die älteren Denkformen schonend in die neueren überzuleiten. Er verglich sie mit Thoren, die eine alte ausgefahrene Straße, der nicht mehr zu helfen ist, mühsam aufzubessern versuchen, anstatt eine neue anzulegen. Die Zeit schien ihm nicht ferne, da die Menschheit die Hüllen, in welchen sie bisher die ewigen Wahrheiten verehrt hatte, ganz werde entbehren können. Und auch in diesem Optimismus erscheint er als ein spätgeborener Sohn des Aufklärungszeitalters, das frohlockend in dem Ideal einer reinen Menschheit schwelgte. Die Zeitgenossen des vaticanischen Concils aber lehnten einen Optimismus ab, der so schneidend contrastirte zu den peinlichen Kämpfen der Gegenwart, der das Ziel überfliegend die besten Bundesgenossen zurückstieß, und der gelassen sich anschickte, einer Welt voll Streit das Ideal eines beschaulichen, ästhetisch genießenden Weisen vor Augen zu stellen. Was die Philosophie wider das Buch vorzubringen wußte, hatte wenig zu bedeuten, aber es ging so zu sagen wider den Strich der Zeit. Daher die berechtigte Verstimmung, die einen Augenblick sogar vergaß, was Strauß selbst, wenn er auch nicht in Reih und Glied sich stellte, doch als unvergleichlicher Waffenschmied der Sache der Freiheit für alle Zeiten geleistet hat.

Wer freilich an Strauß nur die rücksichtslose Energie sieht, dasjenige zu bekämpfen, was Andern für heilig, ihm selbst als Wahn gilt, der kennt von ihm nur die eine Hälfte, ja der verschließt sich das Auge gegen das innerste Motiv seiner kritischen Feldzüge. Wenn Strauß den Reimarus gegen den Vorwurf der Frivolität in Schutz nimmt, insofern dieser zwar das Heilige verspottet aber nur, weil er das wahre Heiligthum der Sittlich-

keit und Vernunft zu kennen glaubt, das gilt ebenso von ihm selber. So energisch er gegen eine Weltansicht zu Felde zieht, die er veraltet schilt, ebenso angelegentlich sehen wir ihn bemüht aus ihr zu erhalten, was ihm als werthvolle und dauernde Güter erscheinen. Dieser conservative Zug unterscheidet ihn bestimmt von den Freigeistern gewöhnlichen Schlags und vollendet erst die Eigenthümlichkeit seines Charakters. Wenn er blendende Hüllen erbarmungslos abreißt, so ist es, damit die Gestalt des Rechten und Wahren umso reiner sich zeige. Maßvoll, gehalten erscheint er schon bei seinem ersten Auftreten. Er hat hinter sich bereits eine bedeutsame Entwicklung, aber vollkommen abgeklärt ist er, sobald er in die Oeffentlichkeit tritt. Da ist nichts von übersprudelndem, vorschnellem Wesen, nichts von jugendlicher Hitze, die erst abgekühlt werden müßte. Alles was er schreibt, kennzeichnet eine vornehme, überlegene Ruhe, eine Tüchtigkeit und Solidität, die zuletzt auf seine philosophische Bildung zurückweist. Nichts ist charakteristischer als die behutsame Sorgfalt, mit der er alle Beweisstücke sammelt, bevor er seine Schlüsse zieht. Nichts will er preisgeben, ohne zuvor als genauer Rechner zu überschlagen, wie das Verlorene wieder im vollen Maße ersetzt werden kann: Auf zwei ebenmäßige Theile hatte er ursprünglich sein Leben Jesu angelegt: im einen sollte die kirchliche Ansicht zerstört, im anderen das Zerstörte wiederhergestellt werden, und es ist nicht seine Schuld, daß ihm unter dem Schreiben jener Theil zur Hauptsache, der andere in eine Schlußabhandlung verwiesen wird. Gewissenhaft sucht er zu scheiden, was im Christenthum vergängliche Form und dauernder Gehalt ist, und er sucht in diesem Zusammtenhang für Jesus eine Stelle zu ermitteln, wo ihm, auch wenn er seiner kirchlichen Attribute entkleidet ist, noch immer eine einzig hervorragende Bedeutung in der Menschheit gesichert bleibt. Und noch einmal kehrt er nach Jahren zum Leben Jesu zurück, um gestützt auf die seitherigen erfolgreichen Untersuchungen über das Urchristenthum, eine zusammenhängende Darstellung von dem zu geben, was über die Erlebnisse, die Persönlichkeit, die innere Entwicklung Jesu die Geschichtswissenschaft an den Tag gebracht hat; ein Werk, das für lange Zeit die Grenzlinien zwischen beglaubigter Geschichte und sinnreicher Combination gezogen hat und das, so behutsam es in seinen Resultaten ist, doch ein menschlich schönes, anziehendes, verehrungswürdiges Bild des Religionsstifters giebt. Und dann, in der Weltanschauung, welche das Bekenntniß des Greises bildet, wie sorgsam ist hier aus den älteren Kulturen herübergenommen, was ihm für ein menschenwürdiges Dasein unentbehrlich scheint. Selbst jenes fromme Gefühl der Abhängigkeit von einer höheren Macht, der Ergebung in eine vernünftige und weise Weltordnung will er nicht missen, obwohl er als diese höhere Macht nicht einen jenseitigen Willen, sondern nur das Universum im ewigen Spiel seiner Kräfte anerkennt. Ob er aus seinen Voraussetzungen

ein ſolches Gefühl frommer Verehrung ableiten darf, kümmert ihn wenig, es iſt ihm ein Poſtulat, deſſen er nicht entbehren kann. Was die Kunſt vergangener Zeiten geſchaffen, weiß er feinſinnig zu ſchätzen, und ſo wenig ſieht auf den Reichthum ihrer Gebilde der „Materialiſt" verächtlich herab, daß er vielmehr die Zeit herbeiführen hilft, da ſie erſt recht in das innerſte Leben der Menſchheit aufgenommen ſein werden, um mit ihrem beglückenden Zauber die verlorenen Götter zu erſetzen. Die Welt der Sittlichkeit, wie ſie unter der Herrſchaft der religiöſen Weltanſchauungen ſich aufgebaut hat, — er iſt weit entfernt an dieſes Heiligthum zu rühren, vielmehr will er ſie, nachdem ihre alten Stützen hinfällig geworden, auf neue und, wie er überzeugt iſt, dauerndere Grundlagen ſtellen. Es iſt ein Verſuch, der alle Merkmale eines ſolchen an ſich trägt, aber er hat ihn zum erſtenmal durchgeführt — den Verſuch, die Sittlichkeit loszulöſen von einem Boden, den überall der Zweifel angenagt hat, und ſie ohne Einbuße mit neuen ſchützenden Garantien, entnommen der eigenen Natur des Menſchen, zu umgeben.

Und ſo auch der Staat, die höchſte Erſcheinung im Gebiet der ſittlichen Welt, der Staat mit all den geſchichtlichen Bildungen, die wir als die Erben einer uralten Tradition überkommen haben, iſt ihm eine geheiligte Ordnung, deren Feinde ſein Spott erbarmungslos trifft. Darum iſt er ein Feind der Willkür ebenſo wie der Illuſionen. Auch hier ſtritt er wider die Mythologie, wider die falſchen Götterbilder, mochte ſie das abſolute Fürſtenthum, die Weisheit der Gelehrten oder der Unverſtand der Menge aufgeſtellt haben. Als Jüngling ſtellt er ſich dem burſchikoſen Altdeutſchthum, das in ſeiner Umgebung gepflegt wird, ironiſch entgegen. In einer glänzenden Satire hält er der Romantik Friedrich Wilhelm's IV einen Geſchichtsſpiegel vor, darin ſie die Ohnmacht ihrer rückläufigen Bemühungen erblicken ſollte. Und kurz darauf fühlt er ſich angewidert von dem zügelloſen Treiben der Demagogie, das er in nächſter Nähe gründlich zu ſtudiren Gelegenheit hat. Damals bildete ſich ſein politiſcher Charakter zu derſelben Klarheit und Feſtigkeit, die ſeinen wiſſenſchaftlichen Charakter bezeichneten. Zwar eine öffentliche Laufbahn bot ſich ihm nicht und war auch ſeine Sache nicht. Aber mit ſeinem ſchneidigen Wort hat er fortan unſre nationalen Hoffnungen, Täuſchungen und Siege begleitet. Der politiſchen Mythologie, welche die Köpfe ſeiner Landsleute in der Mehrzahl verdunkelte, trat er als einer der Erſten und Conſequenteſten entgegen. Jene Mythen vom Gegenſatz zwiſchen Nord- und Süddeutſchland, vom Segen der Kleinſtaaterei, vom Berufe der Mittelſtaaten, und was Alles die ſinnverwirrenden Phantaſiegeſpinnſte jener vergangenen Tage waren, fanden an ihm einen unerbittlichen Bekämpfer. In ſeiner Ueberzeugung vom Werth und Beruf des preußiſchen Staats konnte ihn nichts irre machen. Mit derſelben Dialektik, mit der er die

theologischen Einbildungen zersetzte, löste er auch die Gefühlsmystik, wo sie sich auf politischem Boden eingenistet hatte, in ihr Nichts auf. Den positiven, realistischen Sinn, der das Eigenthümliche seiner wissenschaftlichen Kritik ist, trug er ebenso auf die Politik über. Wie er in der Philosophie den gesunden Menschenverstand wieder zu Ehren brachte, so darf er unter den Ersten genannt werden, welche auch in den Angelegenheiten des Staats unser Volk zu einem gesunden, nüchternen Realismus erzogen. Er zählt mit zu den geistigen Helden unserer nationalen Wiedergeburt, auch wenn er nicht die Gestalt Ulrichs von Hutten der Gegenwart wieder nahe gebracht, auch wenn er nicht jenes glänzende Duell mit Ernst Renan ausgefochten hätte, in welchem der deutsche Gelehrte ebenso überlegen blieb, wie es die deutschen Waffen waren.

Rücksichtslos zersetzende Kritik — ja wohl übte sie Strauß mit Lust und mit Virtuosität; mit einer spielenden Grazie zugleich, die schon frühe den oft wiederholten Vergleich mit Lessing aufgedrängt hat. Aber noch einmal: es war nur die Hälfte seines Wesens. Es hätte ihm sozusagen das Gleichgewicht gefehlt, wenn er nicht auch in Schöpfungen sich genug gethan hätte, welche neben der Gelehrsamkeit und umsichtiger Kritik zugleich seiner Wärme für Heldengröße, seinem feinen Sinn für Eigenart, seiner Theilnahme für menschliches Streben und Irren ein weites Feld der Bethädigung öffneten. Frühzeitig hat ihn die „harmlose Freude an künstlerischem Gestalten" dem Gebiete der Biographie zugeführt, und er siedelte sich auf demselben eine Zeit lang ausschließlich an, als er nach Vollendung der Glaubenslehre mit der Theologie völlig gebrochen hatte. Man kann sagen, schon beim Leben Jesu, das ihn doch nie ganz losließ, wirkte als Motiv der halbbewußte Trieb mit, den rein menschlichen Kern der kirchlichen Idealfigur aus den Umhüllungen zu befreien, welche gläubige Phantasie und schnörkelnder Verstand um dieselbe geworfen hatte. Seine Gabe zu erzählen hat er dann freilich an anderen Vorwürfen, wo nicht durch die Quellenkritik die Darstellung erdrückt wurde, in ganz anderem Maße zeigen können. Denn Strauß war ein Meister im Erzählen, und eben deßhalb in seinen Lebensbeschreibungen sparsam mit Lob und Tadel. Wie von selbst läßt er die Charaktere mit ihren Eigenthümlichkeiten vor dem Leser entstehen, reifen und wirken. Der einzig rechte Weg, dem Wesen eines Menschen auf die Spur zu kommen, ist, wie er selbst einmal sagt, der, „Lob und Tadel vorerst ganz aus dem Spiel zu lassen, dagegen dem Lebens- und Entwicklungsgange desjenigen, den man sich zur Betrachtung und Darstellung ausersehen hat, Schritt für Schritt nachzugehen, sein Werden aus und in seiner Zeit, wie sein Wirken auf dieselbe zu beobachten, seine Werke, wenn es ein Schriftsteller ist, zu studiren, aus den Handlungen seine Triebfedern und Gesinnungen, aus den Schriften seine Fähig-

keiten und Ansichten zu ermitteln, im Lichte den Schatten, aber auch im Schatten das Licht aufzusuchen, und so zuletzt ein Gesammtbild vor sich und Anderen aufzustellen, dessen Ergebniß man um so weniger versucht sein wird, in einem kurzen Schlagwort auszusprechen, je sorgfältiger die Beobachtung war, und je bedeutender der Mann ist dem sie gegolten hat." So ist in der That sein Verfahren bei den größeren und kleineren Biographien, die er aufgezeichnet hat. So findet er immer den Standpunkt, von dem er seinen Helden gerecht wird, weil er sie übersieht, und die Freiheit und Sicherheit seines Urtheils entbehrt niemals jene leichte Zuthat von wohlwollender Ironie, welche das Salz einer wahren Biographie ist. Aus den verschiedensten Gebieten wählte er sich seine Stoffe; und doch ist die Wahl für ihn immer charakteristisch, ob sie in das heroische Gebiet fällt oder in das Genre. Denn mit derselben Liebe und Sorgfalt, wie Heroen in den geistigen Kämpfen der Menschheit, zeichnet er bescheidene Existenzen, deren Eigenthümlichkeit ihn anzieht, und die vielleicht kein weiteres Recht auf die Unsterblichkeit besitzen, als daß sie seine Freundschaft genossen haben. Seine Vorliebe wendet er sichtlich dem zu, was einfach tüchtig und gesund ist. Hellen Kopf und feine Bildung schätzt er nur da, wo sie mit sittlicher Kraft verbunden sind, und seinen Märklin hat er ausdrücklich hingestellt als das Beispiel eines philosophisch gebildeten Mannes, der zugleich ein Charakter war. Aber auch räthselhafte und verwickelte Probleme reizen ihn zu dialektischer Entwirrung, und mit Theilnahme und Strenge zugleich verfolgt er das Leben jener unglücklichen Charaktere vulkanischer Art, denen das innere Gleichmaß, der feste sittliche Halt fehlt, und die, wie Schubarth, durch ihre sittliche Unfreiheit auch in geistiger Knechtschaft festgehalten werden, weil sie der Peitsche, der Zucht von außen nicht entbehren können, wenn nicht die Bestie in ihnen sich vollends losreißen soll. Dafür hat ein so sinniges und eigenartiges Dichtergemüth, wie Eduard Mörike, seine innigste Sympathie, ohne daß sie der Schärfe der Beobachtung Eintrag thäte. Immer aufs Neue reizt ihn die Persönlichkeit Justinus Kerners. Seit den Studentenjahren pflegt er die Freundschaft mit dem wunderlichen Mann, und auf das Problem, wie so viel mystische Verirrung mit so viel Schalkhaftigkeit, Menschenverstand und Herzlichkeit verbunden sein könne, kommt er in wiederholten Ausführungen zurück. Aber auch an Dichtern, die weder ein pathologisches noch ein landsmannschaftliches Interesse dem Biographen darboten, hat dieser seine vorzügliche Kunst bewährt. Es bleibt immer ein Verlust, daß Strauß die Lebensbeschreibung Klopstocks, die so vielverheißend begonnen ist, unvollendet ließ, und daß damit zugleich der Vorsatz, unsern anderen Dichterfürsten gleiche Denkmäler zu setzen, unausgeführt geblieben ist. Daß er uns wenigstens einen Lessing hinterlassen hätte! Zureichende erschöpfende

Darstellungen können auch von Anderen geliefert werden: die Art, wie Strauß die Gestalten plastisch aus dem Stoff herausarbeitet und lebendig vor das Auge hinstellt, thut ihm Keiner nach.

In der Mehrzahl seiner biographischen Bilder hat er schwäbische Landsleute verewigt. Hier ist dann die Kunst der lebendigen Individualisirung meist noch mit Zügen persönlicher Anhänglichkeit und inniger Zuneigung geschmückt; zu der bestimmten Linie der Zeichnung tritt ein warmer Lokalton, welcher diesen Arbeiten, auch wo sie anspruchslosen Vorwürfen gelten, einen eigenen, anheimelnden Reiz verleiht. Gehört das Wirken des Denkers und des Gelehrten dem Vaterland an und reicht über dessen Grenzen hinaus, so ist er mit allen Fasern des Gemüths an seine Heimat gehängt. Mit rührender Treue hat er die Erinnerungen der Jugend bewahrt und den Auserwählten, die mit ihm in jungen Jahren gemeinsam in die Welt des Alterthums, gemeinsam in die Hallen der Philosophie eintraten, gemeinsam mit ihm den Kampf des neuen mit dem alten Glauben durchkämpften, ist er zeitlebens ein herzlicher Freund gewesen. Er hielt darauf, daß unter den Genossen der alte gesellige Ton, der alte Freimuth bis an's Ende unverändert blieb. Oft hat man sich über den Widerspruch eines Charakters gewundert, der, in religiösen Dingen so unbedingt, zugleich im Politischen so maßvoll und erhaltend gewesen sei; viel eigenthümlicher noch war es, wie in seiner Persönlichkeit neben den schroffen heroischen unmittelbar die weichsten und zartesten Züge lagen. Man kennt die Schilderung, welche Vischer, der älteste Jugendfreund, von der schüchternen, verschämten, sinnigen Art des Kameraden entwirft, der mit ihm in die Klosterschule zu Blaubeuren trat, und der von lärmenden, ausgelassenen Scherzen sich fern hielt, obwohl er von geselliger Natur war und zumal an fröhlichen Witzspielen munteren und produktiven Antheil nahm. Die Zartheit der Empfindung, den Widerwillen gegen rohen, unziemlichen Scherz bewahrte er sich, wie die Freunde bezeugen, durch das ganze Leben. Doch schon von den letzten Jahren des Seminaraufenthalts schreibt Vischer: „man hätte in der zwar hageren, aber stolz aufgeschossenen Jünglingsgestalt mit dem dunklen großen Auge und den herrlichen altdeutschen Haaren den schüchternen blöden Knaben kaum mehr erkannt, aber ebensowenig in diesem Johanneskopfe den künftigen Kritiker vermuthet". Und schon aus der ersten Tübinger Zeit, da Strauß mit den nächsten Freunden auf das romantische Evangelium schwört und mit souveräner Verachtung auf Alles herabsieht, was nach Aufklärung schmeckt, ist sein Charakter dermaßen gefestigt, daß Vischer fortfährt: „Wo war nun der wehrlose scheue Knabe? Ein zweischneidiger, überlegener, energisch durchgreifender, jähzornig aufbrausender und im Jähzorn oft harter und ungerechter Charakter stand in unserer Mitte und verbreitete von nun an in

ſeinen Umgebungen jene eigenthümliche Scheu zugleich und Hingebung an ihn, jenen bannenden Zauber, welcher dämoniſche Naturen zu umgeben pflegt". Der Gang ſeiner Forſchungen, die Fehden, in die er ſich verwickelt ſah, die Schickſale, die ſie ihm zuzogen, haben dazu geführt, daß dieſe harten und ſchroffen Züge ſich noch mehr verfeſtigten und gegen die Welt ſich hervorkehrten: die näheren Freunde durften ſich gleichwohl, wenn nur erſt nach den Stürmen wieder eine ruhigere Zeit eingetreten war, an den wärmeren Seiten ſeiner Natur erfreuen. Er war reizbar, empfindlich gegen Widerſpruch und Tadel, er konnte raſch zu einer Prinzipienfrage aufwerfen, was Anderen kaum der Rede werth ſchien. Aber im geſelligen Kreiſe konnte er wieder fröhlich ſein, wie in den Tagen der Jugend, voll lebhafter Theilnahme, einem munteren Geſang eifrigen Beifall ſpendend, ſich ergötzend an den Eigenheiten der Genoſſen, mit wahrem Behagen ſtudirend an Charakteren von originellem Gepräge. Wohlhabend geworden durch ſeine Schriften blieb er treu den einfachſten, beſcheidenſten Gewohnheiten, in denen er aufgewachſen war. Das Wort: „Ich bin ein Bürgerlicher und bin ſtolz darauf, es zu ſein", war keine Affectation; ein ſchlichtes, bürgerliches Weſen war ihm eigen, und darum hat er es auch ſo lange nicht verwinden können, daß er eines ſoliden, bürgerlichen Wirkungskreiſes entbehren ſollte. Maßvoll, von eigenſinniger Pünktlichkeit war er in allen Dingen des äußeren Lebens; in ſeiner Bedürfnißloſigkeit glich er den Weiſen des Alterthums. Wer ihn in ſeiner letzten beſcheidenen Wohnung zu Ludwigsburg beſuchte, ſah über dem Ruhebett ein Bild des ſterbenden Sokrates. Und über dem Schreibtiſch hing der Stich nach Eberhard Wächters: Hiob unter den Freunden. Die Schmerzen des Hiob ſollten ihm nicht erſpart ſein, bevor er den Tod des Weiſen ſtarb.

Im Spätjahr 1872 war er von Darmſtadt, wo er die letzten Jahre zugebracht hatte, nach der Vaterſtadt Ludwigsburg zurückgekehrt. Es war, als ob ihn eine Ahnung vom baldigen Ende nach der Heimat zurückgezogen hätte. Sein Bekenntniß war niedergeſchrieben, und er ſagte ſich, daß es ſeine letzte Veröffentlichung ſein werde. Doch kam er noch voll Lebensmuths, ja völlig arglos, voll Ruhe über den Erfolg dieſes Buchs, gerade wie er 37 Jahre früher das Leben Jeſu ohne Ahnung ſeiner Wirkungen in die Welt geſandt hatte. Ludwigsburg wählte er, außer der natürlichen Anziehungskraft der Heimat, der er freilich ein Fremder geworden war, weil es eine ruhige, ſtille, beſchauliche Stadt iſt, reich an ſchattigen Alleen, und weil dieſer Aufenthalt doch einen regelmäßigen Verkehr mit den in Stuttgart wohnenden Jugendfreunden und, was ihm gleichfalls nicht wenig galt, häufigen Beſuch der dortigen muſikaliſchen Aufführungen zu ermöglichen verſprach. Da brachte die unerwartete Aufnahme des alten und neuen Glau-

bens die erste schneidende Störung hervor. Nach eigenem Geständniß hatte ihn die Aufnahme seines Voltaire verwöhnt. Es hatte ihm „innig wohlgethan, für seine alten Tage noch mit der Mehrheit seiner Zeit- und Volksgenossen in das harmonische Verhältniß zu kommen, das am Ende doch das Ziel jedes bessern schriftstellerischen Bemühens ist". Diesen Gewinn sah er nun mit einemmal vernichtet. Verbittert entzog er sich dem geselligen Verkehr; ging die erste Aufregung auch vorüber, wie denn das Nachwort aus einer gelasseneren Stimmung heraus geschrieben ist, so blieb doch das Gefühl erlittener Kränkung. Und schon im März des Jahres 1873 stellten sich die ersten Anzeichen der tödlichen Krankheit ein, die er vergebens im Frühsommer durch eine Kur in Carlsbad zu bannen versuchte. Von da an sah er dem Ende fest in's Auge. Die einzige Freude in dieser letzten Zeit waren die beiden Kinder, die er aus dem Schiffbruch seiner Ehe gerettet hatte. Zuweilen leuchtete eine Hoffnung auf, aber sie verschwand wieder. Zuweilen glaubte er das Ende näher und seufzte, daß es doch immer wieder verzog. Er empfing noch Besuche der nächsten Freunde, aber immer spärlicher wurden die Stunden, da ihm die Kräfte dazu ausreichten. Einem Bekannten, der ihn aufzusuchen kam, sagte er schmerzlich: es ist zu spät zum Besuchen und leider zu früh zum Abschiednehmen. Auch der briefliche Verkehr, zuweilen noch in edelstem Latein mit den Freunden geführt, begann zu versiegen. Innig erfreuten den Kranken die Zeichen von Anhänglichkeit und Verehrung, die ihm von nah und ferne zukamen. Rastlos blieb der Geist, soweit ihm die Qualen des Körpers Freiheit verstatteten: Sonette und viele Epigramme entstanden noch auf dem einsamen Schmerzenslager. Man darf hoffen, daß die Gedichte, von denen schon früher eine ansehnliche Sammlung bereit lag und von denen manches abschriftlich unter den Freunden umlief, der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben, so wenig wie der ausgebreitete, mittheilsam fließende Briefwechsel, ohne welchen die künftige Biographie nicht geschrieben werden kann. An einem der letzten Tage las er noch Platon's Dialog über die Unsterblichkeit der Seele. Als er das Buch weglegte, sagte er: ein überwundener Standpunkt, aber es war für die Menschheit ein nothwendiger Durchgang.

„Ob eine Weltansicht, die, mit Ablehnung aller übernatürlichen Hilfsquellen, den Menschen auf sich selbst und die natürliche Ordnung der Dinge stellt, sich auch wirklich für's Volk und für's Leben eigne, ob sie im Stande sei, den Menschen nicht nur im Glück in der richtigen Bahn, sondern auch im Unglück aufrecht zu erhalten, dies insbesondere nach der letzteren Seite zu erproben, hast du, lieber Bruder, nur allzuviele Gelegenheit gehabt. Du hast einem langjährigen Körperleiden ohne fremde Krücken, einzig auf das gestützt, was du als Mensch und Glied dieser geist- und gotterfüllten Welt

bist und wissen kannst, mannhaft widerstanden; du hast unter Umständen, die den Gläubigsten hätten kleingläubig machen können, Muth und Fassung behalten; du hast selbst in solchen Augenblicken, wo jede Lebenshoffnung erloschen war, niemals der Versuchung nachgegeben, durch Anlehen beim Jenseits dich zu täuschen". Die Worte sind aus der Widmung an den verstorbenen Bruder, mit welcher die volksmäßige Bearbeitung des Lebens Jesu begleitet war. Die Dulderstärke, die er hier dem Bruder nachrühmt, hat er selber zuletzt vollauf zu bewähren gehabt. Heldenmüthig hat er bis zum Ende ausgehalten. Wer aber an dem winterlichen Tage, da sein Leib der Heimaterde übergeben wurde, zuvor noch in die Wohnung trat, wo der Todte im offenen Sarge lag, — freundlich umgeben von grünen Gewächsen und ringsum an den Wänden die Büchersammlung, die zuletzt die einzige Welt des Einsamen gewesen war, — der stand ergriffen vor der Hoheit dieser erstarrten Züge. Lange ruhte der Blick auf dem geistigen Ausdruck der edlen, feingeschnittenen Linien. Nur um den Mund war ein harter, schroffer Zug bemerklich, der daran erinnerte, daß, der hier in stillem Frieden lag, ein Mann des Streits und ein im Sturm gestählter Charakter gewesen war. Eine Art prometheischen Trotzes lag noch auf den kalten, festgeschlossenen Lippen, und sie schienen zu sagen: was ich geschrieben, das habe ich gelebt.

Wilhelm Lang.

Die Oesterreichischen Gesetzentwürfe über die Regelung des Verhältnisses von Kirche und Staat.

Die Lehre der katholischen Kirche über ihr Verhältniß zum Staate weist diesem eine untergeordnete Stellung zu. Zwar erkennt die Kirche an, daß der Staat seine eigene Aufgabe besitze und diese selbständig zu lösen habe, aber diese Aufgabe eben verhält sich zu der kirchlichen der Art, daß der Staat mit Nothwendigkeit der Kirche Gehorsam schuldet. Denn nur auf Irdisches, auf das äußere Wohlbehagen seiner Bürger hat der Staat seine Aufmerksamkeit zu richten. Alles höheren, geistigen Zielen Nachstrebende fällt dem Wirkungskreise der Kirche zu. Da nun aber die Materie dem Geist dienen soll, die irdischen Interessen den himmlischen, da das irdische Leben, wie die Kirche lehrt, nur eine Vorbereitung ist auf das himmlische, welches die Kirche erschließt, so folgt mit eiserner Consequenz, daß die Kirche auch dem irdischen Leben und dem dieses bestimmenden Staate seine Wege vorzuzeichnen hat.

Von selbst versteht sich, daß diese Auffassung welche dem Staate seine edelsten Aufgaben abspricht, nur bei gänzlich unentwickelten politischen Verhält-

nissen verwirklicht werden konnte. Selbst im Mittelalter hat der Instinct des Staates sich dagegen gesträubt, und das um so mehr, je weniger die Kirche und ihre Diener den idealen Vorschriften entsprachen, welche doch die Unterlage dieses ganzen Verhältnisses von Staat und Kirche bildeten. Seit dem sechszehnten Jahrhundert hat der Staat aber immer nur vorübergehend sich die Stellung gefallen lassen, welche das kirchliche System ihm anwies, und nie ohne die tiefste Schädigung aller geistigen und selbst materiellen Interessen des Volkes.

In Oesterreich hatten schon während des Mittelalters die Landesfürsten der Kirche gegenüber eine selbstständige Stellung eingenommen, und noch mehr seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Denn da es unzweifelhaft war, daß der verderbte Zustand der Geistlichkeit das beständige Vordringen des Protestantismus veranlaßte, so griffen die der katholischen Kirche treu ergebenen Fürsten mit starker Hand überall da ein, wo die kirchlichen Organe zu lässig waren, und haben so trotz der Kirche die Kirche aufrecht erhalten. Dann war freilich der dreißigjährige Krieg über Deutschland hereingebrochen und der confessionelle Kampf hatte auch in Oesterreich die Emancipation der Kirche vom Staate im Gefolge gehabt; aber als am Ende des Krieges Staat und Kirche an gleicher Zerrüttung krankten, ermannte sich wiederum der Staat zuerst und suchte auch die Kirche vor Verknöcherung zu retten.

In Oesterreich war es namentlich Maria Theresia, welche diese Bahnen einschlug. So wie sie an alle Glieder ihres Staates die heilende Hand legte, so suchte sie auch die siechende Kirche wieder neu zu beleben, und die Auswüchse vom Körper der Kirche zu entfernen. Ihr Sohn folgte ihr auf dieser Bahn, die nach ihm mit dem Namen des Josephinismus bezeichnet wird.

Die neuere Zeit hat sich gewöhnt, mit einem gewissen Hochmuthe auf dieses kirchenpolitische System herabzublicken und dessen gute Seiten den Schwächen gegenüber vollständig zu übersehen. Sehr mit Unrecht. Daß uns der Josephinismus fremdartig erscheint und unseren Neigungen und Anschauungen wenig entspricht, wer wollte das leugnen? Er ist eben eine Ausgeburt des modernen Polizeistaates. Er geht aus von der Auffassung, daß alles was die Wohlfahrt der Staatsbürger betrifft vom Staate zu bestimmen sei, nach dem einseitigen Ermessen des Mannes, der an der Spitze des Staates steht und in dem dieser sich verkörpert. Er erkennt gegen solche Wohlfahrtsmaßregeln keine Rechte an, welche er zu respectiren hätte; jedes Individuum, jede Corporation hat die Bedingungen ihrer Existenz vom Staate zu empfangen und sich in den von diesem vorgezeichneten, der allgemeinen Wohlfahrt für entsprechend erachteten Bahnen zu bewegen. Den Mädchen verbietet er Schnürleiber zu tragen, damit die körperliche Entwickelung nicht geschädigt,

und nicht schwächliche Menschen geboren würden, unbekümmert darum, daß er damit in die rechtliche Sphäre der Familie eingreift; der Kirche giebt er Vorschriften, wie der Gottesdienst zu feiern sei, damit der Zweck der allgemeinen Wohlfahrt erreicht werde, unbekümmert darum, daß er so ein der Kirche zustehendes Gebiet, das des inneren religiösen Lebens berühre. Wir haben dafür wenig Sympathie, und haben die üblen Konsequenzen des Polizeistaates so herbe schmecken müssen, daß wir die guten leicht übersehen. Und doch waren solche und auch für die Kirche vorhanden. Denn das kirchliche Leben hatte unter dem versengenden Einfluß des Jesuitenordens zu vertrocknen begonnen; die Kirche war ein todtes Gehäuse geworden, dessen Räder sich mechanisch bewegten, welches aber für die warme religiöse Empfindung keine Stätte mehr bot. Der religiöse Geist war einem juristischen gewichen; aus einer Glaubens- und Heilsanstalt war die Kirche zu einer Rechtsanstalt geworden. Diesen falschen Character hat der Josephinismus der Kirche abzustreifen gestrebt, von den kirchlichen Organen wenig unterstützt, und eigentlich im Kampfe mit diesen. Er hat die abergläubischen Gebräuche verboten, dem Gottesdienst seinen innerlichen Character wiedergegeben, die Geistlichkeit zu bilden und zu erziehen unternommen, das Ordenswesen von Mißbräuchen gereinigt: alles das nicht ohne in die Rechte Einzelner oft scharf einzugreifen, aber doch zum Nutzen und Frommen des Ganzen. —

Der „Josephinismus" herrschte in Oesterreich bis zum Jahre 1848. Denn weder unter Leopold noch unter Franz I war eine principielle Aenderung der kirchenpolitischen Gesetze vorgenommen worden. Nur, daß unter dem zuletzt genannten Regenten die Gesetze nicht mehr so fest wie früher beobachtet und die Zügel der Kirche lockerer gelassen wurden. Das ist aber immer mit großen Uebelständen verbunden. Es erzeugt eine Mißachtung des staatlichen Gesetzes nach allen Seiten hin. Wenn der Staat seine Ordnungen nicht für gut befindet, warum ändert er sie nicht? Und wenn er sie beizubehalten für räthlich erachtet, warum dringt er nicht auf ihre genaue Beobachtung? So gewöhnten sich die kaiserlichen Behörden die Geistlichen nach Belieben schalten zu lassen und diese, ihre Neigungen über das Staatsgesetz zu stellen. Sie suchten sich den persönlichen Einfluß zu verschaffen, der ihnen den Gesetzen gegenüber eine Ausnahmestellung gewährte, und nutzten diese dann im eigenen Interesse eifrig aus. Als das Jahr 1848 den Polizeistaat in Oesterreich vernichtete, fiel mit diesem auch das josephinische Kirchensystem und nach längerem Schwanken schlug der Staat die Bahn des Concordates ein.

Es war ein natürlicher Zug der Entwickelung der dazu führte. Die Revolution hatte den Staat in allen Fugen erschüttert, und die das Reich bildenden Nationalitäten begannen einer Selbstständigkeit zuzustreben, welche

das Auseinanderfallen Oesterreichs bedeutete. Der erzieherischen Gewalt der Kirche war der Staat sich immer bewußt gewesen, und hatte sie zu seinen Zwecken beständig zu verwerthen getrachtet. Mit Zwang konnte er von ihr die Erfüllung dieser Aufgabe nicht mehr erlangen. Er war zu schwach dazu. Darum nahte er der Kirche mit Bitten. Er verlangte und sie verhieß die empörten Gemüther zu beruhigen. Sie war auch allein geeignet, als ein Ferment den zerbröckelnden Staatskörper zusammen zu halten. Für Beides verlangte sie den Lohn, daß sie für selbstständig erklärt werde, und der Staat gewährte ihn im Concordat. Freilich machten sich die Politiker dabei einer argen Täuschung schuldig. Wenn sie den Liberalismus durch die Kirche ausgerottet zu sehen hofften, so hat sich das nicht erfüllt, und auch die Nationalitätenfrage konnte wohl mit Hülfe der Kirche eine Zeit lang vertuscht aber nicht gelöst werden. Der Staat hat also das bei Abschließung des Concordates gesteckte Ziel mit Nichten erreicht. Noch mehr aber täuschte man sich, wenn man meinte, durch das Concordat zwar die Selbstständigkeit der Kirche begründet, aber auch die des Staates erhalten zu haben. Man vergaß, daß die kirchlichen Principien eigentlich die Aufgabe des Staates negiren, und daß, wenn man die Kirche sich nach ihren Grundsätzen frei entfalten ließ, damit dem Staate die Wahrnehmung seiner wesentlichsten Aufgaben entzogen wurde. So wurde die Pflege des Eherechtes, und noch mehr der Schule zur Domäne der Kirche, die Universitäten wurden unter kirchliche Aufsicht gestellt, und selbst für die Literatur die kirchliche Censur genehmigt. Man übersah aber auch, daß man der Kirche eine Machtentwickelung gestattete, die ihr in Oesterreich selbst im Mittelalter nicht vergönnt gewesen war, und indem man den Josephinismus Preis geben wollte und mußte, ließ man auch wesentliche staatliche Hoheitsrechte in unverantwortlicher Weise fallen.

Das Wunderbarste aber war, daß das Concordat auch der Kirche nicht die erhofften Früchte trug. Die unter der Aufsicht der Bischöfe stehende Wissenschaft brachte keine reicheren Ergebnisse als die früher vom Staate gehegte. Der von den Bischöfen erzogene Clerus war zwar fanatischer aber nicht gebildeter als der josephinische, und die der staatlichen Aufsicht entzogenen Geistlichen arbeiteten an ihren Aufgaben nicht emsiger und nicht hingebungsvoller als das in früheren Zeiten der Fall gewesen war.

Um so mehr wurde es der österreichischen Regierung nahe gelegt, auf Aenderungen des Concordates Bedacht zu nehmen, die indessen von Rom jedesmal abgelehnt wurden; aber als dieses im Syllabus des Jahres 1864 sich zu den mittelalterlichen Grundsätzen bekannte, welche mit der Existenz eines modernen staatlichen Lebens unvereinbar sind, als es klar wurde, daß nach dem Concordat die Kirche einen Staat im Staat bilde, einen mittelalterlichen im modernen, dessen Grundprincipien sie verneinte und den sie

deshalb zu bekämpfen hatte: da war die Nothwendigkeit der Aufhebung des Concordates eigentlich schon gegeben.

Freilich konnte und sollte das nicht ohne scharfen Kampf abgehen. Als das Staatsgrundgesetz vom 21. December 1867 den modernen Staat für Oesterreich begründete, wurde der Widerstreit zwischen dessen Grundsätzen und dem Concordate sofort klaffend und eine Versöhnung durch das Verfahren der römischen Kurie und das Benehmen der österreichischen Bischöfe vollkommen unmöglich. Denn die erstere cassirte in brutalster Weise die österreichische Landesverfassung und die anderen zeigten sich als Bürger Roms nicht als solche des Staates, dem sie durch Geburt und Nationalität angehörten. Sie bekämpften offen und geheim die Gesetze, durch welche der Staat im Jahre 1868 das Eherecht wieder seiner Competenz vindicirte, die Beziehungen der Schule zur Kirche und das Verhältniß der im Reiche lebenden Confessionen unter einander regelte.

Dann wurde das vatikanische Concil nach Rom berufen, in welchem die schon im Syllabus proclamirten Grundsätze der Kirche den gesetzlichen Abschluß finden sollten. Die österreichische Regierung ließ es an dringender Abmahnung nicht fehlen. Sie betonte, daß es ihr unmöglich fallen würde, das Concordat auch in seiner jetzigen modificirten Gestalt aufrecht zu erhalten. Sie predigte nur tauben Ohren und begegnete kühlster Ablehnung. Der Papst verkündete das Dogma der Infallibilität und drückte damit auch den Lehren des Syllabus das Gepräge der Unfehlbarkeit auf. Er degradirte die Bischöfe zu abhängigen Organen des römischen Papstes; er wurde nur durch die Zeitverhältnisse verhindert die Grundsätze zu verkündigen, deren Proclamation selbst das Trienter Concil im sechszehnten Jahrhundert nicht gewagt hatte. Darauf kündigte die Regierung nach kaiserlicher Entschließung vom 30. Juli 1870 das Concordat und erklärte es für aufgehoben.

Die österreichischen Verhältnisse kamen damit in eine wunderbare, höchst verwickelte Lage. Das Concordat war ein völkerrechtlicher Vertrag. Als solcher hörte er zu existiren auf, da er in völkerrechtlich zulässiger Weise gekündigt war. Das Concordat war aber auch staatliches Gesetz, verkündet durch kaiserliches Patent vom 5. November 1855. Als solches konnte es nur in gesetzlich zulässiger Weise d. h. mit Genehmigung der gesetzgebenden Factoren aufgehoben werden. Die Möglichkeit dazu war jetzt vorhanden, da die Regierung nicht mehr durch völkerrechtliche Verpflichtung zu dem Festhalten des November-Patentes verpflichtet war. Aber konnte man von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, ohne an die Stelle der beseitigten staatskirchlichen Vorschriften neue zu setzen? Die Vorbereitung derselben hat über drei Jahre in Anspruch genommen. Das Ergebniß liegt uns in den vier Gesetzentwürfen vor, welche von der Regierung der ständischen Bera-

thung unterbreitet worden sind und welche wir jetzt näher betrachten wollen.

Verschiedene Systeme standen der Regierung zur Auswahl offen. Freilich von einer neuen vertragsmäßigen Einigung mit der römischen Kurie konnte keine Rede sein. Die staatlichen und kirchlichen Grundsätze stehen sich mit einer Schroffheit gegenüber, daß eine Vermittelung unmöglich erscheint. Wohl aber konnte die berühmte liberale Lehre von der freien Kirche im freien Staate zur Anwendung kommen. In Belgien geboren hat diese eine Zeit lang die deutsche Entwickelung beherrscht und bildet noch jetzt die Grundlage der italienischen Gesetzgebung.

Die österreichische Regierung hat mit weiser Benutzung der in anderen Ländern und namentlich in Preußen gemachten Erfahrungen diese Klippe glücklich umschifft. Denn bei Anwendung dieses Principes würde die Kirche wieder zu einem Staate im Staate erwachsen sein. Sie würde sich wieder nach ihren eigenen Lebensbedingungen frei entwickelt und unter staatlicher Autorität, durch diese geschützt und gekräftigt den Staat an all' den Punkten bekämpft haben, wo die kirchlichen und staatlichen Ziele collidirten. Die Kirche würde ein Maaß von Rechten erlangt haben, größer noch als das im Concordat gewährte und ohne die dem Staat gebührenden Befugnisse, die doch auch im Concordat einen geringen Ausdruck empfangen hatten.

Aber auch die Gefahr lag nahe, daß die österreichische Regierung die Trennung von Staat und Kirche ausgesprochen hätte, das jetzt so beliebte Universalheilmittel für die Krankheiten des kirchen-politischen Lebens. Als ob das in Oesterreich von anderen als den trübsten Folgen für den Staat hätte begleitet sein können! Jahrhunderte lang hat hier die Kirche in inniger Verschmelzung mit dem Staate gelebt. Sie hat sich diesem zur Erreichung politischer Ziele zur Verfügung gestellt und die staatliche Autorität für ihre Tendenzen voll und zuletzt noch im Concordat überreich ausgenutzt. Durch den Staat und die Verbindung mit ihm ist die katholische Kirche in Oesterreich zu einer Macht erwachsen, die weiter reicht als die des Staates, welche auf Gemüther wirksam ist, die der Staatsgedanke nie zu berühren vermag, und welche alle Nationen des zusammengesetzten Staates in gleicher Weise durchdringt. Diese Macht staatlicher Seits ignoriren wollen, würde nichts anderes bedeuten, als der Staatsgewalt entsagen. Darum hat die Regierung bei ihrer Gesetzgebung auch dies Ziel nicht ins Auge gefaßt, sondern sie hat einfach den besten Weg eingeschlagen, der ihr überhaupt offen stand; sie hat die geschichtlichen Thatsachen, die unumstößlich waren, respectirt und gesetzlich ihre Hoheitsrechte der katholischen Kirche gegenüber zu wahren unternommen.

Damit haben wir der neuen Gesetzgebung schon ein schwerwiegendes Urtheil gesprochen. Sie geht von durchaus richtigen Voraussetzungen aus, sie

ist auf durchaus gesunden Prinzipien erbaut, sie krankt nicht an einem hohlen Doktrinarismus; sie ist das Ergebniß praktischer Staatsweisheit.

Darum darf aber auch die Hand, welche die Regierung mit diesen Vorlagen der Volksvertretung bietet, auf keinen Fall zurückgewiesen werden. Mag man in Einzelheiten mit der Regierungsvorlage einverstanden sein oder nicht, mag man in vielen Punkten Aenderungen derselben für angebracht, ja für nothwendig erachten: es ist ein bedeutungsvoller Moment, wenn ein Staat von so überwiegender Bedeutung wie Oesterreich, dessen kirchliche Gesetzgebung im reichlichen Maße gesündigt, zur Erkenntniß des Wahren durchdringt. Und darum möge die Volksvertretung, wenn möglich die Ungleichheiten der Vorlagen zu ebenen, die Lücken auszufüllen suchen: aber das Gesetz bringe sie auf alle Fälle zu Stande, welches für Oesterreich in kirchlichen Dingen, wenn auch nicht eine vollkommen befriedigende Gegenwart verschafft, so doch eine bessere Zukunft ermöglicht. Was jetzt von Verbesserungsanträgen an dem Starrsinn der Regierung zerschellt, oder von ihrer etwa mangelnden Einsicht nicht zugestanden wird, das kann eine spätere Regierung genehmigen und berücksichtigen. Das Verdienst wird dieser nicht zu verkümmern sein, daß sie zuerst in Oesterreich die wichtigsten Zielpunkte der kirchlichen Politik gesetzlich zu erstreben bemüht gewesen ist. — —

Unter den Entwürfen ist der wichtigste der des Gesetzes, „womit neue Bestimmungen zur Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche erlassen werden". Betrachten wir diesen zuerst, so treten uns sofort die Befugnisse entgegen, welche der Staat bei Erledigung der Pfründen in Anspruch nimmt. Danach bleibt für die Besetzung*) der bischöflichen Stühle die seit Jahrhunderten**) in Oesterreich übliche, landesherrliche Ernennung, für die Pfründen, die aus öffentlichen Mitteln dotirt sind, tritt die Präsentation durch die Staatsbehörde ein, und in allen übrigen Besetzungsfällen wird eine vorgängige Anzeige an die Staatsregierung erfordert, welche binnen 30 Tagen begründete Einsprache erheben darf. Diese muß kirchlicher Seits beachtet werden und eine Berufung dagegen findet nur an den Cultusminister statt. Erledigte Pfründen müssen binnen Jahresfrist besetzt werden. Zur Bekleidung eines geistlichen Amtes ist der Besitz des österreichischen Staatsbürgerrechtes erforderlich.

Die eben angeführten Normen bedürfen kaum einer Begründung. Der Staat stellt seine Autorität nicht nur der kirchlichen Anstalt, sondern auch jedem einzelnen Geistlichen zu Gebote. Er erkennt ihn an in seiner für das Wohl des Volkes so wichtigen Mission. Er will und muß wissen, wer zum

*) Die Capitelsvikariate sind im Gesetzentwurf vergessen.

**) Daß ein neuer Staatseid der Bischöfe erforderlich erscheint, ist übersehen.

Ärzte der Seele des Volkes bestellt wird. Er soll und muß die zurückweisen können, welche er dazu untauglich befindet. Die Vorschriften entsprechen demnach auch den in Württemberg, Baden, Preußen geltenden, aber sie unterscheiden sich auch von den letzteren so wesentlich, daß das hier berührt werden muß. Zumal dieser Unterschied die ganze Gesetzgebung durchdringt und von prinzipiell einschneidender Bedeutung ist. Vielleicht können wir diesen Unterschied nicht besser formuliren, als wenn wir sagen, daß die preußischen Vorschriften den Rechtsstaat, die österreichischen den Polizeistaat zur Voraussetzung haben.

Auch in Preußen darf die Verwaltungsbehörde gegen die Anstellung eines Geistlichen Einsprache erheben, aber es ist eine Schranke gezogen gegen subjectives Belieben und administrative Willkür. Von dem Spruche des Ministers kann Berufung eingelegt werden an den kirchlichen Gerichtshof, der unabhängig, nach richterlichem Ermessen prüft und entscheidet. In Oesterreich soll freilich auch die Ablehnung der Regierung auf Gründen beruhen. Aber wenn nun diese Gründe nichts taugen? dann geht man die höchste Verwaltungsbehörde, den Minister an. Und wenn dieser nicht zu belehren ist, oder sich nicht belehren lassen will? Dann hat die Kirche sich widerspruchslos zu fügen.

In Preußen sind mit der Uebertretung des Gesetzes bestimmte gesetzliche Folgen verbunden, welche der Richter auszusprechen hat. Der österreichische Gesetzentwurf dagegen macht auf den ersten Anblick hin einen höchst befremdenden Eindruck. Wir finden lauter Rechte des Staates und Pflichten der Kirche aufgezählt, aber kein Wort darüber, wenn die ersteren verletzt und die letzteren nicht erfüllt werden. Und doch weiß man, daß die Kirche den Gesetzesvorlagen nicht mit besonderer Freude entgegenkommt, sondern daß sie zuerst prinzipiell und dann in jedem einzelnen Fall kräftigen Widerstand zu leisten wenigstens versuchen wird. Die Motive zum Gesetzentwurf belehren uns, daß man gefürchtet habe, durch Hinzufügung von Strafsanctionen zu jedem Satz des Gesetzes diesem einen gehässigen Charakter zu geben, aber sie verweisen uns tröstend auf den § 60. In diesem heißt es: „Die staatliche Kultusverwaltung hat darüber zu wachen, daß die kirchlichen Organe ihren Wirkungskreis nicht überschreiten und den Bestimmungen des gegenwärtigen Gesetzes nachkommen. Zu diesem Ende können die Behörden alle gesetzlich zulässigen Zwangsmittel in Anwendung bringen;" d. h. mit anderen Worten die Vollziehung des Gesetzes erfolgt lediglich auf dem Wege der Verwaltung und nicht des Gerichtes. Nun belehren uns freilich wieder die Motive, daß Angesichts der kaiserlichen Verordnung vom 20. April 1854 die Verwaltungsbehörden mit hinreichenden Zwangsbefugnissen ausgerüstet seien: aber nicht darauf scheint uns das Hauptgewicht zu

legen zu sein; sondern das ist zu betonen, daß die Willkür der Verwaltung, ihre Gesetzesinterpretation, ihr Belieben geradezu der Kirche gegenüber legalisirt wird, daß nicht der unabhängige lediglich auf dem Boden des Gesetzes stehende, an striktes Verfahren gebundene Richter, sondern der absetzbare, von der Regierung abhängige, in seinem Verfahren nicht beschränkte Verwaltungsbeamte zum Herrn der Kirche dekretirt wird. Und wenn wir ein wesentliches Moment des modernen Rechtsstaates darin erblicken, daß über Vermögen und Freiheit der Staatsbürger nur der Richter erkennen darf, ein Kriterium des Polizeistaates, daß beides der discretionären Verwaltung unterworfen ist, so erhellt doch klar, daß der Gesetzentwurf mit beiden Füßen auf diesem veralteten polizeilichen Boden steht. Und wird denn die Gehässigkeit vermieden? Der Gesetzentwurf verdient solchen Vorwurf im in soviel höheren Maße als das preußische Gesetz, wie eine Verwaltungsmaßregel ihn gegenüber dem richterlichen Urtheil herausfordert. Der Erzbischof von Posen ist durch richterlichen Spruch in das Gefängniß gesetzt worden. Die Majestät des Gesetzes steht der Maßregel zur Seite, die nur künstlich und vergeblich zu einem Märtyrerthum aufgebläht wird. Der Erzbischof von Köln wurde im Jahre 1837 durch eine Verwaltungsmaßregel seiner Freiheit beraubt, und der ganze Haß gegen ein solches Verfahren fiel im reichsten Maß auf die Staatsregierung und behinderte sie in allen weiteren Handlungen. So wird es auch der österreichischen ergehen, und wenn sie nur erst einmal in ihrer Administrativwirthschaft lahm gelegt ist, dann ist sie es mehr oder weniger für alle Zeiten. Und noch eins. Welcher Charakter der Unsicherheit ist nicht so dem österreichischen Gesetze aufgedrückt! Wenn die Verwaltung stark und willig ist, kann und wird sie die Befolgung des Gesetzes erzwingen. Wie aber wenn sie schwach ist, wenn das jetzige Ministerium etwa einem ultramontan angehauchten weichen muß, wenn der kirchliche Einfluß den Regenten des Staates veranlaßt, die von ihm gänzlich abhängigen Verwaltungsbehörden zur Unthätigkeit zu verurtheilen, ihnen die Befugnisse zu verkümmern, welche sie kraft der eben erwähnten Verordnung besitzen? Dann ist das Gesetz ein todter Buchstabe. Dann werden die trüben Zustände der Regierung Franz des I wieder heraufbeschworen, daß das Gesetz existirt, aber nicht beachtet und darum mißachtet wird.

Alles das ist in Preußen unmöglich, und darum scheint uns hier ein wesentlicher Punkt vorhanden zu sein, wo die Verbesserung Platz greifen muß. Lieber ein Gesetz, welches gehässig aussieht, aber nicht ist, weil es die Willkür ausschließt, als ein Gesetz, welches friedlich scheint, aber gehässig sein sollte, weil es die Rechte der Staatsbürger der administrativen Willkür Preis giebt, und welches sterben und leben kann, wie es dem Kaiser und dem Minister gefällt.

Die Motive zum Gesetzentwurf polemisiren zum Theil in überflüssiger Weise stark gegen den Josephinismus. Und doch ist die hier etablirte Allmacht der Verwaltung nichts anderes, als eine schlechte josephinische Reminiscenz. Sie ist die Proklamirung der öffentlichen Wohlfahrt, welche ja die Handlungen der Verwaltungsbehörden allein zu bestimmen hat, zum Herrn der Gesetze und deren Ausführung; sie ist — wir wiederholen es — eine Ausgeburt des Polizeistaates.

Dieser polizeiliche Charakter des Gesetzes tritt uns auch noch bei einer anderen Bestimmung auffallend entgegen. § 28 ordnet an: „Wenn durch Verfügung eines kirchlichen Oberen ein Staatsgesetz verletzt wird, so kann der hierdurch in seinem Rechte Gekränkte sich an die Verwaltungsbehörde wenden, welche, soweit die Angelegenheit nicht auf den Civil- oder Strafrechtsweg zu überweisen ist, Abhülfe zu schaffen hat". Also wieder die Verwaltungsbehörde! Und wenn diese nun einverstanden ist mit dem kirchlichen Oberen? Dann tröste sich der Verletzte mit der Erwägung, daß die allgemeine Wohlfahrt seine Benachtheiligung verlange, daß die Verwaltungsbehörde am besten wisse, was ihm fromme. Und doch will der Gesetzentwurf nichts vom Josephinismus wissen! Man denke sich folgenden Fall! § 18 sagt: „Von der kirchlichen Amtsgewalt darf niemals zu dem Zwecke Gebrauch gemacht werden, um an der Ausübung staatsbürgerlicher Rechte oder an der Befolgung der Gesetze zu hindern". Danach ist z. B. verboten, einen Staatsbürger zu excommuniciren, weil er sein Wahlrecht im Sinne einer bestimmten politischen Partei ausgeübt hat. Aber der czechisch gesinnte Clerus reagirt nun einmal amtsgewaltlich gegen deutschgesinnte Wähler. Würde das Ministerium Hohenwart solchem Wähler zu seinem Rechte leicht und freudig verholfen haben, und ist etwa die Wiederkehr eines Ministeriums gleicher Richtung ausgeschlossen? Wird hier nicht geradezu die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte von der Willkür der Regierung abhängig gemacht? Und noch flagranter kann sich die Sache gestalten. Der Richter schreitet ein gegen den mit der Verwaltungsbehörde verbündeten geistlichen Oberen. Dieser excommunicirt deswegen den Richter. Ist das verboten? Die unklare Fassung des § 18 läßt es nicht genau erkennen. Aber welche Hülfe hat der Richter? Er suche den Schutz nach des mit dem geistlichen Oberen Verbündeten! Mit welchem voraussichtlichen Erfolge?!

Dabei ist noch ein anderer Gesichtspunkt des § 28 zu rügen. Denn wie die Motive ziemlich absprechend dem preußischen Gesetz gegenüber bemerken, soll wegen Verletzung kirchlicher Satzungen dem dadurch Beschwerten kein Recurs an die Staatsgewalt gewährt werden. Ganz richtig und gut, wenn nur nicht das Gesetz den Staatsbürger mit festen Ketten an die Kirche fesselte, und wenn demnach die kirchliche Maßregel nicht auch bürgerliche

Rechtsnachtheile im Gefolge hätte. Eine Ehe kann nach österreichischem Gesetz von einem Katholiken normal nur durch kirchliche Trauung geschlossen werden. Diese wird nach canonischen Satzungen Excommunicirten versagt; also hat die kirchliche Strafe auch bürgerliche Wirkungen, und doch soll der ungerecht mit derselben Belegte sich die Verkümmerung seines staatsbürgerlichen Rechtes der freien Verehelichung gefallen lassen, oder aber eine „Rothcivilehe" schließen müssen, also einen Weg einschlagen, dem der Staat selbst das Brandmal der Ausnahmemaßregel aufgedrückt hat.

Ueberhaupt ist die kirchliche Strafgewalt nicht genügend eingeengt. Die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte soll nicht dadurch behindert werden. Daß aber die ganze Rechtssphäre des Staatsbürgers durch die große Excommunikation untergraben wird, scheint der Staat zu übersehen. Daß er einer von ihm autorisirten Körperschaft die Befugniß zuspricht, ein Verrufsurtheil zu fällen, welches somit an dieser staatlichen Autorisation Antheil hat, ignorirt er völlig.

In derselben Weise wie der Staat bei der Einsetzung der Geistlichen in die Pfründen berechtigt ist, darf er auch die Absetzung derselben verlangen. In dieser Beziehung scheint uns der Gesetzentwurf correcter zu verfahren als das preußische Gesetz und er wird und kann nicht zu der Verwickelung der Verhältnisse führen, welche die preußische Regierung jetzt durch einschneidende Nachtragsgesetze zu lösen unternimmt. Daß der Staat die Geistlichen nicht absetzt, billigen wir durchaus. Er hat das geistliche Amt nicht gegeben und darum kann er es auch nicht nehmen. Er hat dem einzelnen Geistlichen allein die Autorisation ertheilt, seine geistlichen Functionen ausüben zu dürfen, und nur diese kann er wieder zurückziehen, indem er von der kirchlichen Behörde die Absetzung des Betreffenden verlangt und, ob diese erfolgt oder nicht, die Pfründe als erledigt ansieht. Das ist alles im Gesetzentwurf recht gut und schön, aber zwei Punkte erscheinen bemerkenswerth.

Einmal, daß die Amtsentfernung der Bischöfe gar nicht ins Auge gefaßt zu sein scheint. Denn der Staat will die dem Abzusetzenden vorgesetzte geistliche Behörde angehen; diese ist für Bischöfe der Papst, und doch kann unmöglich angenommen werden, daß die Regierung mit diesem diplomatische Unterhandlungen wird pflegen wollen, ob er einen Bischof, weil er in Oesterreich „zum öffentlichen Aergerniß gereicht", abzusetzen geneigt sei. Es würde das wenig der Würde des Staates entsprechen und kaum von Erfolg begleitet sein. Darum wäre dem Artikel wohl hinzuzufügen, daß die Bischöfe vom Staate zur Niederlegung ihres Amtes aufgefordert werden können, und ihr Stuhl, wenn sie dem Verlangen nicht nachkommen, als erledigt anzusehen sei. Doch macht sich auch hier wieder der Mangel einer gerichtlichen Rechtsprechung unangenehm fühlbar.

Andererseits aber, was wird aus der Gemeinde, wenn die Regierung den Pfarrer für abgesetzt erklärt, der Bischof ihn weiter fortfungiren läßt? Wie schließen die Gemeindeangehörigen ihre Ehen? Der Gesetzentwurf erklärt, daß die Regierung in jedem einzelnen Falle Vorsorge treffen wolle, aber die einfachste und natürlichste Maßnahme hat man verschmäht, die Einführung der obligatorischen Civilehe und bürgerlicher Standesbuchführung, obgleich diese doch nach jeder Richtung hin geboten erschienen.*)

Denn es ist zwar richtig und gut, daß der Kirche als Corporation die ihr verfassungsmäßig für ihre inneren Angelegenheiten zustehende Selbstständigkeit gewährt wird; aber auch der einzelne Staatsbürger hat ein Recht auf Selbstständigkeit der Kirche gegenüber. Er kann verlangen, daß er zur Ausübung staatsbürgerlicher Rechte nicht an religiöse Körperschaften gewiesen werde, und für ihn von Staatswegen zwangsweise eine Beziehung zu diesen begründet werde. Will er sich kirchlich trauen lassen, so muß das freiwillig geschehen, und der Staat muß nicht den kirchlichen Act künstlich als einen staatlichen hinzustellen zu suchen, oder wie die Motive des Gesetzentwurfes das thun, den trauenden Geistlichen als staatlichen Civilstandsbeamten bezeichnen. Die Kirche protestirt gegen solche Auffassung und kein Unbefangener glaubt sie dem Staate.

Vorschriften über die Ausbildung der Geistlichen fehlen. Die Einrichtung der theologischen Facultäten soll durch besonderes Gesetz erfolgen, aber schon jetzt wird ausgesprochen (§ 30), daß es Sache der Kirche sei, „die Art der Heranbildung der Candidaten des geistlichen Standes zu bestimmen."

Eine bedauernswerthe Anordnung! Die Klagen über die mangelhafte Bildung des österreichischen Clerus sind von sachkundiger Seite laut genug erhoben worden. Man weiß, daß in den clerikalen Bildungsanstalten der Geist nicht frei entwickelt sondern dressirt, daß ein unglaublich geringes Maß von Kenntnissen und ein um so größeres von clericalem Selbstgefühl der geistlichen Jugend eingeflößt wird, daß in den Knaben-, Klerikalseminarien und Convicten nationale Gesinnung keine Stätte findet: und doch soll Alles beim Alten bleiben! Und doch denkt die Regierung nicht daran, die Nothwendigkeit der Gymnasial- und Universitätsbildung vorzuschreiben!

Bezüglich der kirchlichen Disciplinargewalt zeigt der Gesetzentwurf einen bedeutenden Fortschritt gegenüber dem Concordate. Man erinnere sich nur des peinlichen Aufsehens, welches seiner Zeit die Behandlung des Mönches Johann Evangelista Borczynski hervorgerufen hat. Obgleich in einer den Staatsgesetzen entsprechenden Weise zum Protestantismus übergetreten, wurde er doch durch kaiserliche Gensdarmen auf Requisition des katholischen Pfarrers in

*) Dann würden auch die gesetzlichen Vorschriften über die Stolataxen fortfallen können.

klösterliche Haft gebracht, und über ein halbes Jahr in einem dunklen Kerker gefangen gehalten neben den Zellen zweier Wahnsinnigen, gegenüber den Klosterkloaken bei Wasser und Brot, bis die Presse des Auslandes Lärmen schlug. Die Wiederkehr solcher Zustände ist nach dem Gesetze unmöglich, da bei Handhabung der kirchlichen Disciplinargewalt „kein äußerer Zwang ausgeübt werden darf."

Und auch der Staat stellt in Zukunft der Kirche seine Zwangsgewalt nur zur Verfügung, wenn es sich um Ausführung der von einem geistlichen Oberen verfügten Absetzung eines Geistlichen handelt, und zwar allein nachdem die staatliche Behörde die Rechtmäßigkeit der durchzuführenden Maßnahmen geprüft hat. Hier freilich scheint uns ein innerer Widerspruch mit den Bestimmungen des § 28 vorzuliegen, der durch Betrachtung der Motive noch geschärft wird. Diese letzteren betonen wiederholt, daß der Staat die kirchliche Disciplinargewalt als solche anerkenne, nichts desto weniger will er dieser anerkannten Gewalt gegenüber nur thätig werden, und ihre Ausübung nur controliren, falls ein Staatsgesetz verletzt wird, oder seine Execution verlangt wird. Man braucht aber mit dem Organismus der katholischen Kirche nur wenig vertraut zu sein, um zu wissen, daß der willenlos von seinem Vorgesetzen abhängige Geistliche es fast nie bis zur staatlichen Execution kommen lassen wird. Er hat zu überlegen, ob er factischen Widerstand leisten soll, und sich durch die in ihren Entschließungen unberechenbaren staatlichen Verwaltungsbehörden, die ja keine „Richter" sind, gewaltsam aus dem Amte werfen lassen soll, mit der sicheren Aussicht, daß er dann nie wieder eine geistliche Stelle erhält, oder aber ob er sich dem selbst ungerechten Spruche des geistlichen Oberen füge, womit er doch wenigstens seine weitere kirchliche Laufbahn nicht compromittirt. Und es ist zweifellos, daß er den letzteren Weg einschlagen wird.

Der Schutz, den § 27 dem niederen Clerus gewähren will, ist also ein ungenügender und zum Theil doch wieder darum, weil das Gesetz die Verwaltungswillkür an die Stelle der richterlichen Entscheidung gesetzt hat. Die Beschränkung aber des § 28 ist eine ungerechtfertigte, wenn der Staat die kirchliche Disciplinargewalt „im Principe anerkennt." In diesem Falle muß er auch wegen Verletzung der kirchlichen Disciplinarvorschriften einen Recurs von dem Verletzten annehmen.

§ 16 verpflichtet die Bischöfe ihre Erlasse zugleich mit deren Publication der politischen Landesbehörde zur Kenntnißnahme mitzutheilen. An dieser Bestimmung ist zunächst zu rühmen, daß sie das Placet nicht wieder einzuführen trachtet, d. h. daß der Staat es nicht unternimmt, vor der Veröffentlichung eines kirchlichen Aktenstückes deren Zulässigkeit zu bestimmen. Ganz richtig sagen die Motive, daß dem Principe des modernen Staates

nicht Prävention sondern Repression entspreche. Nur haben wir leider von der Existenz der letzteren im Gesetze wenig gefunden. Auch hier gewährt wieder § 60 die einzige Aushülfe, und zwar eine solche die dem modernen Staate ebensowenig entspricht, wie die josephinische Prävention.

Es ist unbestreitbar, daß bischöfliche Erlasse nicht wie gewöhnliche Preßerzeugnisse zu beurtheilen sind. Denn in jenen spricht die kirchliche Gehorsam fordernde auch von Staatswegen anerkannte Autorität, in diesen wendet sich eine individuelle Ansicht an das Verständniß und die Kritik der Leser. Aber tritt dieser Unterschied wohl in gebührender Weise zu Tage, wenn der Staat erklärt: den Journalisten gegenüber habe ich das Gesetz und den Richter; vor den Bischöfen schützt mich die Verwaltung und deren Willkür? Erscheint nicht auch an diesem Punkte die Nothwendigkeit eines kirchlichen Gerichtshofes dargethan, wie ihn die preußische Gesetzgebung verwirklicht hat, und wie wir ihn als das beste Stück der ganzen preußischen Kirchengesetzgebung bezeichnen möchten. Und noch eins. Können nicht auch päpstliche Erlasse die Majestät des Staates verletzen? Der Gesetzgeber schweigt dazu, und die Motive haben sogar zu erwähnen vergessen, daß Pius IX die österreichische Verfassung cassirt hat. Dürften wir daran erinnern?

Endlich enthält der Gesetzentwurf noch Vorschriften über das Kirchenvermögen, welche in vernünftiger Weise eine staatliche Aufsicht anordnen und zwar nicht alle Consequenzen des Principes ziehen, deren Princip selbst aber zu billigen ist. In Verbindung damit steht der Gesetzentwurf, durch welchen „behufs Bedeckung der Bedürfnisse des katholischen Cultus die Beiträge des Pfründevermögens zum Religionsfond neu geregelt werden." Dieser ermöglicht eine Erhöhung des den gegenwärtigen Bedürfnissen nicht entsprechenden geringen Gehaltes der Geistlichkeit, ohne den Staat zu belasten, und giebt zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß.

Von größerem politischen Interesse ist dagegen der Gesetzentwurf über die äußeren Rechtsverhältnisse der klösterlichen Genossenschaften. Bekanntlich hat in neuer Zeit das Ordensleben innerhalb der katholischen Kirche wiederum neue Wurzeln geschlagen und so üppige Früchte hervorgebracht, daß der Staat der weiteren Entfaltung nicht ruhig zusehen kann. Darum hat der Gesetzentwurf mit richtigem Blick die Fehler der belgischen Gesetzgebung vermieden, und entsprechend der Anerkennung, welche der Staat dem Ordenswesen zollt, und wie die historischen Verhältnisse in Oesterreich liegen auch zollen muß, dem Staate umfassende Aufsichtsrechte vorbehalten. Kein neuer Orden darf in Oesterreich Platz greifen ohne Genehmigung der Regierung und diese ist widerruflich nicht nur wenn der Orden die Bedingungen unerfüllt läßt, welche seine Zulassung ermöglichten, sondern auch „wenn sich wiederholt Mitglieder der Genossenschaft eines solchen Verhaltens schuldig machen, wodurch die

öffentliche Ordnung gefährdet wird" und „wenn wiederholt Genossenschaftsvorstände verbrecherischer oder solcher strafbarer Handlungen schuldig erkannt worden sind, die aus Gewinnsucht entstehen, gegen die öffentliche Sittlichkeit verstoßen oder sonst zum allgemeinen Aergernisse gereichen." Dagegen fehlt in dem Entwurfe die Möglichkeit, die Entstehung neuer Institute, neuer Klöster eines im Lande schon zugelassenen Ordens staatlicher Seits zu verhindern, eine Lücke, die leicht ausgefüllt werden kann.

Der Eintritt in kirchliche Orden oder Congregationen wird von dem gesetzlichen Einflusse der Familie abhängig gemacht, und die Gelübde üben in so fern keine Wirkung, als jeder frei aus der Genossenschaft wieder austreten darf und ihm auch die jener zugewandten Vermögensmassen wieder zugestellt werden müssen. Dem Vermögenserwerb der klösterlichen Anstalten ist ein Riegel vorgeschoben; aber die betreffende Bestimmung der § 20 und 21 dürfte passender auf die gesammte „todte Hand" zu erweitern sein. Die Aufrechterhaltung des Gesetzes, welches sich übrigens nicht blos auf die römisch-katholische Kirche bezieht, ist wieder der Verwaltungsbehörde überlassen.

Der letzte Gesetzentwurf endlich ist von der Toleranz dictirt worden. Er ermächtigt die Regierung, auch solchen Religionsgesellschaften, welche eine staatliche Anerkennung nicht besitzen, solche zu gewähren unter Bedingungen, gegen welche sich nichts Wesentliches einwenden läßt. Es liegt auf der Hand, daß mit Hülfe dieses Gesetzes die österreichische Regierung auch die Sünden, welche sie sich gegen den Altkatholizismus hat zu Schulden kommen lassen, wenigstens einigermaßen wieder gut machen kann. Aber freilich scheint dabei §. 1 des Gesetzes ein Hemmniß zu sein. Die Benennung einer anzuerkennenden Religionsgesellschaft darf nämlich nicht eine Verletzung Andersgläubiger involviren. Ist das der Fall wenn die Gegner des vaticanischen Concils sich „Altkatholiken" nennen? Die „Andersgläubigen" werden es behaupten und die Regierung wird darüber entscheiden müssen. Ist nicht aber eine solche Entscheidung grabezu an das Gebiet des Dogma anstreifend, was die Motive für den Staat mit Recht vermieden zu sehen wünschen, und was geht es die Regierung an, ob sich jemand Altgläubig nennt, und ob eine anerkannte Religionsgesellschaft daran Anstoß nehmen könnte? Würde unter der Herrschaft dieses Gesetzes im sechszehnten Jahrhundert die protestantische Kirche als eine „christliche" die Anerkennung Oesterreichs verlangt haben: sie hätte ihr verweigert werden müssen, da die ausschließliche katholische Kirche auch das Christenthum für sich monopolisirt. — —

Wir sind mit unseren Betrachtungen zu Ende. Wir haben im Einzelnen Manches zu tadeln gehabt und manche wünschenswerthe Bestimmung vermißt, aber wir wiederholen es: die Gesetzentwürfe sind im Großen und

Ganzen auf richtigen Principien aufgebaut und ihre Annahme verbürgt für Oesterreich einen bedeutungsvollen Fortschritt.

Aber treten sie nicht vielleicht berechtigten Ansprüchen der Kirche zu nahe? Wir wissen, daß diese Beschuldigung erhoben worden ist und noch weiter und weiter sich geltend machen wird; daß auch in Oesterreich jene Klagelieder erschallen werden, die von einer Kirchenverfolgung melden, wie sie seit den ersten Zeiten des Christenthums unerhört gewesen sei; denn die österreichischen Bischöfe verstehen von der Kirchengeschichte eben so wenig wie die deutschen. Auch der Papst wird vielleicht wieder seine Stimmme erheben, und wenn er dem Grundgesetz des Landes das Vernichtungsurtheil gesprochen hat, warum sollte er diesen tiefer einschneidenden Bestimmungen gegenüber nachsichtiger sein?

Freilich die Geschichte wird über diese Proteste zur Tagesordnung übergehen, und die österreichischen Bischöfe werden sogar höchst wahrscheinlich die Anweisung erhalten, mit stumpfen Waffen wenig zu fechten, damit der kirchliche Kampf auf Preußen concentrirt bleibe. Dann würde nach dessen siegreicher Beendigung erst Oesterreich an die Reihe kommen. Aber allerdings wäre eine Opposition der Kirche auch völlig unberechtigt. Nirgends greift der Staat mit seinen Ordnungen in das innere kirchliche Leben ein: was er für sich in Anspruch nimmt sind die Hoheitsrechte, die das Correlat der staatlich anerkannten und privilegirten Stellung bilden, welche die Kirche besitzt und welche sie aufzugeben nicht gewillt ist.

Ohne solche Befugnisse kann der souveräne Staat nicht bestehen, sondern nur ein solcher, welcher seine Souveränetät mit der Kirche getheilt und dieser den besseren Theil davon überlassen hat. Darum wer für die Existenz und die staatenwürdige Stellung Oesterreichs ein Herz hat, arbeite für das Zustandekommen der Gesetze; wer es vermag: bewirke ihre Verbesserung.

Emil Friedberg.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Berliner Wochenschau: Kaiserbrief; Militärgesetz; Reichshaus. — Der neue Brief des Kaisers hat gleich dem ersten in großartigen Zügen die Bedeutung des heutigen römischen Kampfes dem Gedächtniß der Geschichte überliefert. Wenn längst alle kleinen Phasen des Streites, alle Ereignisse des Tages im Dunkel der Vergessenheit liegen, werden diese Worte noch künftigen Geschlechtern die Pfade weisen, auf denen das neue Kaiserreich vordrang zur Befreiung des deutschen Volkes von der päpstlichen Allgewalt.

Aber auch die Gegenwart versteht schon die Bedeutung der kaiserlichen Worte zu schätzen; überall wecken sie ein begeistertes Echo, nicht zum wenigsten in England, an das sie zunächst gerichtet. In einem bedeutsamen Augenblick erneuert Kaiser Wilhelm die Erinnerung an die schweren und ehrenvollen Kämpfe, die sein Haus seit den Zeiten Wilhelms von Oranien gemeinsam mit England bestanden; in demselben Augenblicke, wo auch jenseit des Kanals sich das Gefühl der deutschen protestantischen Stammesgemeinschaft wieder mächtig zu regen beginnt. Aber vor allem kommt es zunächst darauf an, daß der jüngste englische Kabinetswechsel keine Lockerung der Bundesgenossenschaft herbeiführe. Schon die Existenz des kaiserlichen Briefes scheint indeß zu beweisen, daß jede derartige Befürchtung grundlos ist. Der Kaiser würde nicht die Sympathien der englischen Nation vor aller Welt in Anspruch nehmen wollen, wenn er nicht wüßte, daß sie in Regierung und Volk ihm wirklich gehören. Und in der That dürfen wir von dem derzeitigen Toryministerium uns des kräftigsten Beistandes im römischen Kampfe versichert halten. Ich will keinen besonderen Werth legen auf die torystischen Traditionen einer principiell anti-papistischen Politik, ich will auch nicht die persönlichen Antecedentien der gegenwärtigen Minister in dieser Richtung in Betracht ziehen, nur eines Umstandes will ich gedenken, der beide, Regierung und Volk, unvermeidlich in der antirömischen Richtung erhalten muß, des Ausfalles der Wahlen. Es ist in ganz England und Schottland kein einziger Katholik gewählt worden, und es geht die gut verbürgte Kunde, das Ministerium Gladstone sei nur gefallen, weil man gefürchtet, es werde den Ultramontanen weitere Concessionen machen. Diese Erinnerung wird den gegenwärtigen Leitern der englischen Politik lebendig bleiben und sie an der Seite Deutschlands festhalten.

Der Eindruck des kaiserlichen Briefes auf die deutschen Ultramontanen ist jedenfalls sehr wirkungsvoll gewesen und hat die hochfliegenden Illusionen, denen sie sich noch in letzter Zeit über einen eventuellen Rückzug der deutschen Politik im Kirchenkampf hingaben, gründlich zerstört. Diese Illusionen hatten in der That gerade in der letzten Woche ihren Höhepunkt erreicht. Ganz natürlich, denn die Saison ist in vollem Gange und während derselben pflegen die bigotten Elemente am Hofe und im Reichstage im engsten Einverständnisse die größte Thätigkeit zu entfalten und alles daran zu setzen, um ihre unberufenen Hände an die preußische Staatsmaschine legen zu können. Fehlt dem Wollen dann auch glücklicher Weise das Gelingen, so geschieht es doch, daß die erhitzten Köpfe sich über das Maß ihrer Kraft verhängnißvoller Täuschung hingeben und in unbegreiflicher Siegeszuversicht erglühen. So konnte es geschehen, daß im Laufe der letzten Woche allein drei Sensationsnachrichten ersten Ranges in den ultramontanen Cirkeln die

Runde machten. Erstens wollte man an allerhöchster Stelle die Zusicherung für eine milde Handhabung der Maigesetze erhalten haben, die dann im Laufe der Zeit eine völlige Außerkraftsetzung derselben nach sich ziehen würde; sodann sollte eine Aenderung in der persönlichen obersten Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in bestimmter naher Aussicht stehen und endlich hieß es bereits, daß die Stellung des Fürsten Bismarck unhaltbar geworden wäre und schon ein Nachfolger für ihn im conservativen Lager designirt sei. Bis zu dieser Höhe der Verkennung der politischen Lage und vor allem der Gesinnung der allerhöchsten Staatsleitung wurde der ultramontane Fanatismus in der Faschingswoche emporgetrieben. Um so jäher war der Sturz, um so schmerzlicher die Erkenntniß, daß die deutsche Regierung, weit davon entfernt, von dem einmal betretenen Pfade abzuweichen, denselben vielmehr so consequent zu verfolgen gedenkt, wie es der Hinweis auf die Traditionen des Hauses Hohenzollern und des preußischen Staates, der Hinweis auf die durch die Geschichte bewiesene Unvereinbarkeit der päpstlichen Macht mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verlangt. Im ultramontanen Lager ist denn auch sofort Allarm geschlagen worden. Die nächsten Reichstagssitzungen werden zeigen, daß das Centrum jede Hoffnung auf einen Waffenstillstand aufgegeben hat und aus seiner bisherigen abwartenden Haltung heraustretend den Kampf von neuem mit verdoppelter Kraftanstrengung zu beginnen gedenkt.

Herr v. Mallinckrodt hat in der Militairkommission bereits das ultramontane Panier entrollt. Kein neues Militairgesetz, nicht einmal Fortbestand der bisherigen gesetzlichen Grundlagen der Heeresverfassung, Aufhebung des einjährigen freiwilligen Militairdienstes im Interesse des armen Mannes, so lautet die Parole. Man sieht, eine Verständigung wird hier gar nicht beabsichtigt, im Gegentheil, der Streit und seine Permanenz werden gesucht, allerlei agitatorische Forderungen zu seiner Verschärfung herbeigetragen. Die Gefahr dieses Treibens ist nicht gering, aber überwältigend ist sie nicht. Schon deßwegen nicht, weil es durchaus unmöglich sein wird, alle centrifugalen Elemente des Reichstages nach den ultramontanen Wünschen auf ein bestimmt formulirtes oppositionelles Programm in der Militairfrage zu verpflichten. Schon ein solches zu finden, wird den Herren Schwierigkeiten genug machen. Andererseits ist die Zeit glücklicher Weise nicht mehr fern, in der die reichsfreundlichen Parteien, insbesondere die nationalliberale, eine Basis finden werden, von der aus man zu einer Vereinbarung mit den Forderungen der Regierung gelangen kann. Unsere Hoffnungen haben uns hierin glücklicher Weise nicht getäuscht. Ueberblickt man nämlich die bisherigen Verhandlungen der Militairkommission, so ergiebt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit folgender Gegenvorschlag der nationalen Majorität:

Man wird die von der Regierung geforderte Friedenspräsenzstärke von 401,659 Mann als Normal- oder Maximalziffer anerkennen, derselben aber eine geringere Durchschnittspräsenzstärke oder Minimalziffer gegenüberstellen, so daß sich das Budgetbewilligungsrecht des Reichstages zwischen den durch beide Ziffern gesteckten Grenzen frei bewegen kann. Ob dann dieses Bewilligungsrecht jährlich oder stets erst nach Ablauf einer Reihe von Jahren ausgeübt werden soll, ist eine zweite Frage, die wahrscheinlich im zweiten Sinne gestellt und beantwortet wird. Die in einer der letzten Sitzungen vom General v. Voigts-Rheetz seitens der Regierung abgegebene Erklärung, daß die Ziffer von 401,659 Mann die Maximalziffer sei, bis zu der die Armeestärke sich erheben dürfe, berechtigt zum mindestens zu der Hoffnung, daß die Regierung auf Verhandlungen über eine geringere thatsächliche Präsenzstärke eingehen wird. Einigermaßen beunruhigend findet man freilich die Erklärung des Majors Blume, daß die Regierung fortan von dem bisher befolgten System der späteren Rekruteneinstellung und der Beurlaubungen abgehen müsse, und genöthigt sei, die thatsächliche Dienstzeit auf die wirkliche Höhe der gesetzlich fixirten zu bringen. Eine derartige Maßnahme würde allerdings die Durchschnittspräsenzstärke wesentlich erhöhen, und so den Spielraum, der dem Budgetbewilligungsrecht zwischen Minimal- und Maximalziffer gelassen werden soll, wesentlich einengen. Indeß hat die Regierung noch keineswegs ihr letztes Wort gesprochen. Der Kriegsminister v. Kameke hat im Gegentheil für jetzt darauf verzichtet, den verschiedenen Ansichten gegenüber bestimmte Stellung zu nehmen, um den Parteien des Hauses noch Zeit zur Formulirung bestimmter Gegenanträge zu lassen. Nur so wird man auch zu einem positiven Endergebniß gelangen können.

Der Reichstag, der sich inzwischen stillschweigend auf acht Tage vertagt hat, erledigte in seiner letzten Sitzung die Frage des neuen Reichstagsgebäudes, leider aber in einer ebenso unerwarteten als unerwünschten Weise. Die Reichstagscommission und Jedermann sonst hatte die Wahl des Krollschen Etablissements für das neue Parlamentshaus erwartet; statt dessen entschied sich der Reichstag ganz unvermuthet für den Platz der vormaligen Porzellanmanufactur hinter dem Herrenhause an der Königgrätzer Straße. Man darf wohl sagen, daß die Unzufriedenheit mit diesem Beschluß eine ganz allgemeine ist. In den höchsten Kreisen war man auf denselben keineswegs vorbereitet. Im Kriegsministerium beklagt man den Verlust eines Theiles des Gartens, den man zu Erweiterungsbauten nothwendig braucht. Im Handelsministerium ist man sehr unzufrieden, daß nunmehr Gewerbeakademie und Gewerbemuseum wieder heimatlos geworden sind und sich eine neue Wohnstätte suchen müssen. Im Publikum aber findet man es unbegreiflich, wie man aus im Grunde durchaus unzureichenden Motiven von der Wahl

des Krollschen Etablissements abstehen und dadurch auf die Herstellung eines Baues verzichten konnte, der schon zufolge seiner Lage ein architectonisches Monument ersten Ranges werden mußte. Es ist heute nicht mehr an der Zeit, die gegen den Krollschen Platz erhobenen Einwände der zu großen Entfernung, des Wohnungsmangels in den umliegenden Quartieren und der ungünstigen Temperaturverhältnisse des Königsplatzes im einzelnen zu widerlegen. Aber da die Frage des Parlamentsgebäudes trotz des Reichstagsbeschlusses vielleicht über kurz oder lang einer Revision unterzogen werden könnte, so sei es gestattet, zu Gunsten des Krollschen Platzes noch ein Wort einzulegen. Zunächst ist die Entfernung von Kroll bis zu der Mitte der Wilhelmsstraße, dem Sitze der meisten Ministerien, genau so groß wie die von dort nach dem Abgeordnetenhause auf dem Dönhofsplatze, wovon sich Jedermann mit Hülfe eines Planes von Berlin und eines Cirkels überzeugen kann. Ueber die Entlegenheit des Abgeordnetenhauses hat aber noch Niemand Beschwerde geführt. Weshalb sollte also ein künftiges Reichstagshaus am Königsplatze dazu Veranlassung geben? Der Wohnungsmangel und die ominöse Zugluft an jenem Platze aber werden schwinden mit der inzwischen zunehmenden Bebauung seiner Umgebung. Für Wohnungen ist übrigens schon jetzt an dem benachbarten Kronprinzen-Ufer, in der Karlsstraße, Louisenstraße und auf dem Schiffbauerdamm einigermaßen gesorgt. Ferner ist die Straße an den Zelten im Thiergarten neu erstanden. Andere werden folgen auf dem zu der vormaligen Gräfeschen Villa gehörigen Terrain, das sich bis nach Moabit hin erstreckt. Am Königsplatze selbst sind verschiedene öffentliche Gebäude projectirt, die ihn abschließen sollen und das gefürchtete Spiel der Winde jedenfalls beeinträchtigen werden. Wenn man sich freilich die Verlegung des Reichstages dort hinaus als eine sofort vorzunehmende vorstellt, so dürften die erwähnten Schwierigkeiten noch erheblich in das Gewicht fallen. Aber günstigsten Falles vergehen noch acht Jahre, ehe ein neues Parlamentshaus fertig dasteht, und bis dahin ist der Königsplatz längst seines ländlichen Characters entkleidet und wird inmitten eines großen belebten Stadttheiles stehen, in dem Niemand über Wohnungsmangel und Zugluft mehr klagt als in anderen Gegenden Berlins. Mithin können wir den vorliegenden Reichstagsbeschluß nur als einen solchen bezeichnen, der uns aus sehr kurzsichtigen Motiven um ein dringend gewünschtes schönes monumentales Bauwerk gebracht hat, und dessen baldige Revision in irgend einer gesetzlichen Form allseitig anzustreben wäre. Man wird dieses Verlangen um so berechtigter finden, wenn man außerdem erfährt, daß das neue Reichstagsgebäude an der Königgrätzerstraße nicht einmal nach den Plänen der Commission ausgeführt werden wird, nach denen das Grundstück des Herrenhauses zur Benutzung herangezogen werden sollte, sondern daß der Bau ohne

dieſes Terrain in ſehr viel beſcheideneren und ſicherlich unzureichenden Dimenſionen projectirt iſt.

Notiz.

Ein verſchollenes niederdeutſches Buch. — In ſeinem ſchönen, mit wohlthuender Wärme und ſachlichem Eindringen verfaßten Artikel „das Weltbuch Sebaſtian Francks" (J. n. R. 1873 II S. 393 fg.) erwähnt J. Loewenberg einleitend, mit welcher geiſtigen Regſamkeit um die Wende des 16. Jahrhunderts die Kunde von den großen geographiſchen Entdeckungen in Deutſchland aufgenommen wurde, und wie hier grade die in welſchen Sprachen erſchienenen Berichte durch hoch- und niederdeutſche Ueberſetzungen die früheſte und weiteſte Verbreitung fanden. Bei dieſer Gelegenheit theilt er in einer Anmerkung die bemerkenswerthe Thatſache mit, daß unlängſt (1873) in Leipzig eine bis dahin ganz unbekannte niederdeutſche Ueberſetzung von Ruchamer's „Newe vnbekanthe landte" zur öffentlichen Verſteigerung gekommen, die Henning Ghetelen aus Lübeck angefertigt und Jürgen Stüchsz zu Nürnberg im November 1508 im Druck vollendet habe. Mit dieſer werthvollen bibliographiſchen Notiz hatte der Geſchichtſchreiber der Geographie ſeinem nächſten und eigentlichen Zwecke vollauf genügt, zumal auch die Vorlage Henning Ghetelen's, das hochdeutſche Werk Ruchamer's, ſelbſt wieder kein Original, ſondern aus dem Italieniſchen des Cadamoſto überſetzt iſt. (Ebert, bibliogr. Lexikon Nr. 3239 und 11686). Für die Geſchichte der allgemeinen Literatur aber und ſpeciell für die Kunde des Niederdeutſchen hatte das Buch noch ſeine beſondere Wichtigkeit. Es handelte ſich alſo darum ſeine Spur feſtzuhalten, um den für die Wiſſenſchaft erzielbaren Gewinn dereinſt bergen zu können.

Aus einer gütigen privaten Mittheilung Löwenberg's erſah ich, daß das bei Liſt und Francke in Leipzig aus dem Nachlaß eines reichen ruſſiſchen Bibliophilen, Sobolewski in Moskau, zum Verkauf geſtellte Buch für 500 Thaler von dem Buchhändler Frederik Muller in Amſterdam erſtanden ſei. L. knüpfte daran die Vermuthung, das Werk werde wohl nach Amerika gegangen ſein. Dieſe Vermuthung bin ich in der Lage, beſtätigen zu können. Hr. Muller hat eine von mir direct an ihn gerichtete Anfrage unter dem 24. Januar gütig dahin beantwortet, daß das Buch um die genannte Summe von ihm erworben und in die herrliche („wunder-, wunderſchöne") Bibliothek des Hrn. J. Carter Brown in Providence, Rhode Island, übergegangen ſei. Mit wiſſenſchaftlicher Theilnahme fügt er hinzu, daß ſowohl die Liberalität des Beſitzers, wie der verdienſtvolle Bibliothekar „the Honour. John Russel

Bartlett, Secretary of State Rhode Isl. at Providence" zu weiteren Mittheilungen ſich würden bereit finden laſſen. Ich darf vorausſetzen, daß mancher deutſche Leſer Hrn. Muller für dieſen Nachweis ſich mit mir dankbar verbunden fühlt. Wir wiſſen jetzt das Werk in Händen, die ſeinen Werth zu ſchätzen vermögen; wir dürfen auch wohl annehmen, daß das Buch jetzt oder ſpäter einer öffentlichen Anſtalt, der berühmten Bibliothek der Brown-Univerſity zu Providence, bleibend angehöre.

Das Werk verſpricht in der That nach mehr als einer Seite erhebliche wiſſenſchaftliche Ausbeute. Schon in äußerlicher Beziehung iſt die Thatſache beachtenswerth und meines Wiſſens für das 16. Jahrhundert ohne weitere Beiſpiele, daß ein und derſelbe Drucker (reſp. Verleger) daſſelbe Werk in hoch- und niederdeutſcher Sprache erſcheinen läßt. Stüchsz in Nürnberg hat Ruchamer's hochdeutſche Ueberſetzung nach Ebert a. a. O. am 20. September 1508 im Druck vollendet, und kaum zwei Monate ſpäter, am 18. Nov. deſſelben Jahres, tritt aus ſeiner Offizin gleichfalls die niederdeutſche Ueberſetzung ans Licht. Grade aber dieſes Idiom iſt für unſere heutige Erkenntniß wichtiger als Ruchamers eigene Schrift. Abgeſehn von einzelnen Dichtungen und Erbauungsbüchern ſo wie den Städtechroniken iſt die niederdeutſche Literatur des 16. Jahrhunderts dem größeren Publikum ſo gut wie verſchloſſen; ſpeciell von den geographiſchen Entdeckungen dieſer Zeit findet ſich keine Spur, weder in den zwei ſtattlichen Bänden, in denen Wichmann-Kadow die zahlreichen Druckerzeugniſſe der Roſtocker Offizinen zuſammengeſtellt und eingehend beſchrieben hat, noch in dem reichhaltigen Quellenverzeichniß, das dem neubegonnenen trefflichen Wörterbuche des Niederdeutſchen von Schiller und Lübben voranſteht. Wir dürfen alſo vorausſetzen, daß ſowohl die niederdeutſche Grammatik, wie das Lexikon, das auch wohl nach des trefflichen Schiller's ſchmerzlichem Hintritt († 4. Aug. 1873) Lübben's Eifer vor jeglicher Stockung zu wahren verheißt, (ſ. Centralbl. Nr. 4 d. J.) manche Ausbeute aus der lübiſchen Ueberſetzung gewinnen könnte, und neben ſolchen vereinzelten Erträgen dürften umfaſſende Auszüge aus dem Werke den eigenthümlichen Charakter der niederdeutſchen Sprachanſchauung und -geſtaltung in einem neuen Lichte zeigen.

Wäre die Hoffnung vermeſſen, daß ein Meiſter der Wiſſenſchaft in brittiſcher oder deutſcher Zunge eine ſolche Liebesgabe uns über den Ocean herüberreichte, der ja heute weniger als je eine Länder- und Völkerſcheide geblieben iſt? Wir reichen bietend und verlangend unſre Hand dar; ein offenes Vertrauen kann nie dauernd enttäuſcht werden.

Friedrich Latendorf.

Literatur.

Karl Knies, Weltgeld und Weltmünzen, Berlin 1874. — Die Weltmünzen-Frage schien für lange Zeit von der Tagesordnung der Literatur abgesetzt zu sein. Karl Braun, Millauer und Andere hatten gezeigt, sie sei vorläufig eine utopische Idee, die Motive zum Münzgesetz sagten dasselbe und fanden im Reichstag Zustimmung. Nur einige Sachverständige, insbesondere Augspurg und Eggers blieben dabei, jede Münzreform sei mangelhaft, die nicht den Weltverkehr mit in Rechnung ziehe und darum gefiel ihnen unsre Reichsmark nicht sonderlich besser, als das früher lebhaft angepriesene, für den internationalen Verkehr empfohlene französische System. Sie zeigten mehrfach die geringe Beweiskraft der Argumente, welche die Motive des Münzgesetzes gegen die Weltmünze vorgebracht hatten.

Jetzt tritt ein anerkannter Professor der Staatswissenschaft, dem Nationalökonomie und Statistik schon viel verdanken, für die Weltmünze ein. Er thut es in schwerfälliger wissenschaftlicher Rüstung, so daß seine Broschüre in den Kreisen der Practiker wohl wenig Leser finden wird. Aber vielleicht darum und weil er die Sache sehr kühl behandelt, gewinnt er für seine Ansicht desto nachhaltigere Anerkennung in anderen Kreisen.

Wir wollen hier nur auf einige Resultate seiner Schrift hinweisen. Knies will das gesetzlich-garantirte Metall-Geldwesen eines Landes scharf unterschieden wissen von dem internationalen Geldverkehr, der bisher des gesetzlichen Schutzes entbehrt. Er will nun, um diesen Schutz einigermaßen zu gewähren, absehend von internationalen Verträgen, einen Rechtssatz in das Handelsrecht aller verkehrtreibenden Nationen gebracht wissen, daß Geldforderungen aus internationalen Handelsgeschäften in Gewichtsmengen Goldes und Silbers ausgedrückt werden können und dann auch so gezahlt werden müssen, z. B. in Landesmünzen, die den entsprechenden Gewichtsbetrag des Edelmetalls darstellen, also nicht etwa in Papier, das im Lande des Schuldners gesetzlichen Curs hat. Er sagt, daß jeder Staat mit der Aufnahme eines solchen Satzes in sein Handelsrecht vorgehen könne, ohne auf das Mitgehen anderer zu warten. Allerdings, aber eine Gegenseitigkeit wäre doch wünschenswerth und wie lange wird man wohl warten, bis Staaten mit Papier-Valuta nachfolgen?

Während Knies nun im internationalen Verkehr nicht umhin kann, die Münzen auf die (metrische) Gewichtseinheit zu begründen, hat er den Landesmünzen gegenüber einen ungemeinen Respect vor dem allmählich gebräuchlich gewordenen Preisquantum, dessen Gewichtsquantum meist in endlose Decimalstellen verläuft. Und doch giebt er dem bessern Gedanken Raum, daß endlich einmal die nach der Einheit des Goldgramms geprägten Mün-

zen, wie sie dem Weltverkehr allein genügen, auch die jetzigen Landeswährungen in ihrem Bereich ersetzen und zu Geld im Rechtssinn überall in den Staaten werden erhoben werden. Wir erleben es natürlich nicht mehr, nachdem die schöne Gelegenheit unserer Münzreform nicht benutzt worden ist.

Zieht man in der Schrift des Dr. Knies die schärferen juristischen Bestimmungen einiger nationalökonomischen Begriffe ab, so hat z. B. Herr Eugen Nothomb in den preußischen Jahrbüchern (August 1869) schon alles anticipirt und besser und correcter ausgeführt. Dieser Umstand kann für unsere Münzliteratur nur günstig stimmen.

So erinnert auch Herr Knies daran, daß der preußische Thaler dem Werthe eines Goldgramms recht nahe liege — ein Goldgramm ist jetzt etwa 29 Sgr. werth — ferner, daß eine Münze von 5 Gramm eine ebenso handliche Landesmünze sein werde, wie Stücke von 10 Gramm (Goldkronen), 20 und 30 Gramm für den Weltverkehr passend seien, ganz wie Nothomb und Augspurg (Mosle, Kuhn ꝛc.) oft gesagt haben. Nothomb hatte außerdem praktische Vorschläge gemacht — zum Theil auch unpraktische — um die metrischen Münzen allmählich zu Landesmünzen zu machen. Auf diese Vorschläge, auf die Vorschläge der amerikanischen Regierung, das Dezigramm feines Gold zur Rechnungseinheit zu erheben, auf die ähnlichen Gedanken von Léon (1868) geht Knies nicht ein. Auch verkennt er, daß der internationale Verkehr in seiner Großartigkeit stets auf das Abwiegen der Geldmünzen angewiesen sein wird und daß es also nicht angeht, verschiedene Legirungen in den internationalen Münzen anzuwenden.

Spätere Geschlechter werden sich wundern, warum unsere deutsche Münzreform nicht nach höheren Gesichtspunkten getroffen worden ist. Für jetzt läßt sich freilich nichts mehr thun, als wünschen, daß das Beschlossene auch ausgeführt werden könne. Bisjetzt ist uns das Glück günstig gewesen. Trotz des niedrigen Silberpreises und stellenweise enormen Londoner Discontosatzes ist nicht viel von unserm neuen Gold außer Landes gegangen. In Folge der schlechten Ernte in England wurden Wechsel auf England angeboten und die Curse blieben niedriger als zu erwarten war. Jetzt kommt uns wieder die erhöhte Nachfrage Indiens nach Silber zu Gute. So werden wir wohl durch Verkauf des Silbers und durch consequent fortgesetzte Papierreduction allmählich zu einem gesicherten Geldumlauf kommen. Dann können wir das Uebrige mit Geduld abwarten. Die Weltmünze wird sich schon einst Bahn brechen. H.

Ausgegeben: 5. März 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Herder und die Königsberger Zeitung.

I.

Mehr als ich erwarten durfte, Verehrter Freund, hatte meine neuliche Mittheilung eines verſchollenen Herder'ſchen Aufſatzes aus den Königsbergiſchen Gelehrten und Politiſchen Zeitungen von 1774*) Ihr Intereſſe erregt. Aber warum ich, frugen Sie, der älteren Beiträge Herder's zu der Zeitung nur ſo im Vorbeigehn Erwähnung gethan? Ob denn dieſe nicht eine ähnliche Bedeutung in Anſpruch nähmen, wie Leſſing's Artikel für die Voßiſche Zeitung?

Doch nicht völlig, erwiderte ich auf die letztere Frage, und im Uebrigen verwies ich Sie auf die in Ausſicht geſtellte kritiſche Ausgabe der Herder'ſchen Schriften, die ſich ſicherlich die Mittheilung jener Artikel nicht erlaſſen werde. Dieſe Ausgabe iſt jetzt, ſeit uns die Zeitungen die Nachrichten von dem Ankauf der Herder'ſchen Manuſcripte für die Berliner Bibliothek gebracht haben, noch näher in Sicht gerückt — aber freilich, Sie haben ja Recht: es kann der Theilnahme des Publicums an dem wichtigen Unternehmen nur Vorſchub leiſten, wenn es im Voraus auf das Neue, was dieſe Ausgabe bringen wird, aufmerkſam gemacht wird, und es kann höchſtens mir, nicht der Sache zum Schaden gereichen, wenn ich meinerſeits, auf eigne Hand, ausgerüſtet mit einem unvollſtändigeren Apparat als Herr Dr. Suphan, von dem Ergebniß meiner Unterſuchungen über Herder's Antheil an der Königsberger Zeitung öffentlich Rechenſchaft ablege.

Sie haben Recht, ſage ich, und auf die Gefahr hin alſo, von einem ſcharfſinnigeren Kritiker berichtigt zu werden, nicht ganz ohne die Hoffnung, hie und da mit meinen Augen etwas geſehen zu haben, was anderen Augen vielleicht entgangen wäre — darauf hin will ich in Gottes Namen mit meinen kleinen Entdeckungen und Beweiſen, meinen Muthmaßungen und Zweifeln vorrücken. Begleiten Sie mich denn, um mit Herder zu reden, auf „die dürren Auen der Zeitungsmuſen" und machen Sie Sich gefaßt darauf, nicht ſowohl eine glänzende Ernte aufgetiſcht zu bekommen als vielmehr bei einer oft kleinlichen und dornenvollen Arbeit mitzuhelfen. Einiges zur näheren Kenntniß Herder's, des im Ganzen noch ſo wenig bekannten, wird denn doch am Ende dabei abfallen.

*) „Im neuen Reich" 1873, II, 513.

Sie wiſſen längſt aus den Hamann'ſchen Briefen, daß kein Geringerer als der Magus im Norden es war, welcher die am 3. Februar 1764 zum erſten Mal ausgegebenen, von dem Buchhändler Kanter in's Leben gerufenen „Königsbergſchen Gelehrten und Politiſchen Zeitungen" während der erſten Monate ihres Beſtehens, bis kurze Zeit vor der Reiſe nach Lübeck und Frankfurt, redigirte. Ein politiſches Blatt hatte Königsberg ſchon ſeit 1708 in der erſt 1768 aufhörenden „Preußiſchen Fama" beſeſſen. Die neue Zeitung dagegen war eben nicht ein blos politiſches Nachrichtenblatt; die vordere Hälfte jeder Nummer vielmehr brachte wiſſenſchaftliche und litterariſche Mittheilungen, vor Allem Anzeigen von neuen Büchern, zuweilen auch Originalaufſätze. Zwei Mal wöchentlich, Montags und Freitags, erſchien ein halber Bogen in Quart — ungerechnet die Beilagen, die doch erſt ſpäter häufiger und regelmäßig wurden. Das Unternehmen gründete ſich, wie der Hamann'ſche Eröffnungsartikel ſagt, auf den „milden Beitrag" der Königsbergiſchen und benachbarten Gelehrten. Hamann ſelbſt ging in einer Anzahl Recenſionen mit dem beſten Beiſpiel voran. Bald anfangs gelang es ihm, einen Aufſatz von Kant für die Zeitung zu erlangen. Sein damals noch in Riga als Schulrector angeſtellter Freund Lindner unterſtützte ihn mit litterariſchen Zuſendungen; er zog Hippel — und zog auch ſeinen jungen Freund Herder heran, der ſich ja als poetiſches Talent ſchon von Morungen aus dem Verleger empfohlen hatte und der gegenwärtig als Studioſus der Theologie, gleichzeitig als Hülfslehrer am Collegium Fridericianum in Königsberg lebte.

„Hippel", ſo ſchreibt zwiſchen andern Redactionsnotizen Hamann am 21. März 1764 an Lindner, „wird den Charfreitag beſingen und Herder den Oſtermontag". Wie ſchön, werden Sie denken, wenn wir für alle Herder'ſchen Zeitungsbeiträge ähnlich beſtimmtes Zeugniß hätten! Aber ſehen Sie da, was es für ein mißlich Ding mit derartigen Zeugniſſen iſt. Erinnern Sie Sich wohl der in Herder's Lebensbild (I, 1, 137) mitgetheilten Angabe eines Coätanen Herder's, daß Kant bei Gelegenheit eines in die Kanter'ſche Zeitung eingerückten Herder'ſchen Charfreitagsgedichts ſeine Hoffnungen über die kräftige Entwicklung dieſes „brauſenden Genies" ausgeſprochen habe? Eines Charfreitagsgedichts! Man denkt nicht zu irren, wenn man meint — auf Grund jener Hamann'ſchen Briefſtelle meint, dieſer ſo viele Jahre ſpäter aus dem Gedächtniß gemachten Angabe liege eine Verwechslung mit dem gleich in der folgenden Nummer der Zeitung enthaltenen Oſtergedicht zu Grunde. Daß ich es nur geſtehe: dieſer Meinung blieb ich noch immer, auch nachdem ich das in Rede ſtehende Charfreitagsgedicht in Nr. 23 der Zeitung von Freitag den 20. April geleſen hatte. Es führt die Ueberſchrift „Ein Fremdling auf Golgatha. Lucas XXIV, V. 18"

und enthält in drei Scenen eine Dramatisirung der Kreuzigung und der Grablegung Christi, so zwar, daß sich der Eindruck der Ereignisse, der Worte des Gekreuzigten und der sonst auftretenden biblischen Personen in den Reden des zuschauenden Fremdlings, gleichsam chorartig, widerspiegelt. Der fremde Wanderer sieht von ferne die mit Volk bedeckte Richtstätte:

Wer ist's, der auf des Hügels Haupt
das Volk in murmelnden Wellen
heran zieht? wie die Fluthen sich
schäumend erheben, drängen und schwellen
zum Fels, auf dem mit triefendem Gras' umlaubt
der Held sein selbsten, steht und ihnen entwich?

Zu meiner Beschämung theile ich Ihnen diesen Anfang der Ersten Scene mit; denn so hartnäckig war ich in meiner vorgefaßten Meinung, daß selbst die handgreifliche Aehnlichkeit dieses Anfangs mit dem Anfang der späteren Herder'schen Cantate „der Fremdling auf Golgatha", die sich in den sämmtlichen Werken IV, 188 (Ausg. v. J. 1827) gedruckt findet, die Uebereinstimmung der Ueberschrift und ferner des Plans im Ganzen und Großen mich zwar zum Verwundern, aber nicht zu der allein richtigen Annahme brachte. Nicht eher — als bis ich den unwidersprechlichen Beweis in die Hand bekam, daß in der That kein Andrer als Herder der Verfasser auch der älteren Dichtung sei. Herder's eigne Handschrift führte diesen Beweis. Denn kurz und gut: der im Druck der Königsberger Zeitung allerdings mehrfach geänderte und ergänzte Text findet sich in einem der ältesten von Herder's Notaten- und Arbeitsheften, deren Einblick mir durch die Güte ihres bisherigen Besitzers verstattet wurde. Längst schon hatte der künftige Herausgeber der Herder'schen Werke in einer Anmerkung seines Aufsatzes „Herder als Schüler Kant's" (in der Zacher'schen Zeitschrift für deutsche Philologie) den Verfasser richtig bezeichnet.

Aber der „Ostergesang" nun, der im 24. Stück, Montag den 23. April, an der Spitze der Zeitung steht?

Es ist nur eine allgemeine Stilähnlichkeit zwischen diesem und dem „Taufgesang der ersten Christen am Ostertage", einem Gedichtentwurf, der sich nachbarlich neben dem „Fremdling auf Golgatha" in dem erwähnten Arbeitsheft findet; jener „Ostergesang" findet sich dort nicht: aber über den Verfasser kann dennoch kein Zweifel sein. Denn wäre uns das Hamann'sche Zeugniß etwa unsicher geworden —: wir besitzen für dieses Stück, abgesehen von der inneren Beglaubigung, noch ein zweites, ein selbsteignes Herder'sches Zeugniß. Ausdrücklich spricht Herder in einem Briefe an Hamann vom Jahre 1766 von seiner „Oster-Ode, zu Ihrer Zeit geliefert" (LB. I, 2, 119). Er spricht davon, als ihm insinuirt worden war, die parodirende

Abweisung einer an die Zeitungsredaction eingesandten Ode, ich weiß nicht welches unglücklichen Dichterlings (Kön. Zeitg. Nr. 13 vom 14. Febr. 1766 und Zugabe zu Nr. 14) habe zugleich eine nachträgliche Verspottung jener seiner ehemaligen Oster-Ode sein sollen. Das Zeugniß, wie Sie sehen, enthält zugleich eine Selbstkritik. Und keine unbegründete. Das Pindarisirende, nach dem zweimal wiederkehrenden Schema von Strophe, Antistrophe und Epode gegliederte Gedicht steht hinter dem Charfreitagsstück zurück. Es hält dieselbe Linie wie die meisten, den Dithyramben- und Odenton versuchenden Jugendgedichte Herder's und ist eben einer jener poetischen Versuche, die er, nach dem Bekenntniß in den „Fragmenten" II, 318, „aus dem Innern unsrer Religion und Nation gezogen hatte" und welche „trunkne Gesänge einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung" sein sollten. Eine schwülstige Sprache, gezwungne Constructionen und jähe Wendungen des Gedankens machen das Gedicht, das erzählend und betrachtend den Sieg des Auferstandnen über Tod und Sünde feiert, fast unlesbar. Sie wollen eine Probe? Ich schreibe den Schluß des Ganzen, die letzte Epode her:

Mein Blick
wird weit! Von oben und unten des Balls
von Früh und Spät kommt fluthende Wallfahrt, streut
Myrrh' und Lorbeer ans Grab, und zieht durch seines Falls
schattige Lager herauf, durchs Lichtthor, weit
über sterbender Augen Sonnenbahn,
zum Thron, den der Gottmensch ihnen erringt,
der ihre Palm' zu seiner Siegskron' schlingt
und prangt: sie prangen! —

Doch hoch wagt' ichs empor,
der außen an Egyptens Drangsalsthor,
einen Psalm sang, mitten im tanzenden Chor —
Hallelu! des Osterlamms Fahn'
hat sich dieser erste Frühlingskranz geweiht!
denn ihn, den welken, trug, o Christenheit!
Dein Jubel! Halleluja!!!

Mit Recht, denke ich, rief der junge Dichter sich selbst demnächst die Mahnung zu, der Pindar-Nachahmung, die ihn „sich selbst entreiße" zu entsagen. Die Willamow'schen Dithyramben waren erschienen, und an ihnen ward er inne, wie mißlich es sei, die dithyrambische Begeisterung der Alten, losgelöst von Tanz und Musik und von der ganzen Eigenthümlichkeit der Dionysosfeier, auf moderne Stoffe zu übertragen. Für seine eignen Versuche legte er sich nunmehr das nonum prematur in annum auf, und aus dem überstiegnen Dichter wurde ein sehr verständiger Kritiker. Ganz direct ist diese Wendung von Herder selbst an der angeführten Stelle der Be-

sprechung der Willamow'schen Dithyramben in der zweiten Sammlung der „Fragmente" bezeugt. Sie kennen diese Besprechung und kennen auch die Beurtheilung der zweiten Auflage der Dithyramben im 5. Bande der Allg. deutschen Bibliothek. Die erste Fassung jedoch, welche Herder seinen Bedenken gab, findet sich in einer Recension der Willamow'schen Dithyrambensammlung in Stück 30 der Kön. Zeitg. vom 14. Mai 1764, die abermals schon Suphan als eine Herder'sche Arbeit hervorgehoben hat. Jeder Zweifel an diesem Sachverhalt wird durch die Vergleichung mit dem bezeichneten Abschnitt der „Fragmente" ausgeschlossen. Denn hier wie dort zunächst ist der Hauptgesichtspunkt eben der, daß die dithyrambische Poesie nur auf der Grundlage und von der Voraussetzung der in der religösen Sitte der Griechen begründeten bakchischen Raserei möglich sei. Die Uebereinstimmung im Einzelnen würde vielleicht noch größer sein, wenn uns die ursprüngliche statt der mehrfach überarbeiteten Fassung der Fragmente (SW. I, 2, 146) vorläge. Urtheilen Sie, ob sie nicht auch so groß genug ist. „Das wahre Dithyrambische", heißt es in der Kön. Zeitg., „sinkt vielleicht, um seine Höhe zu erreichen, unter allen Poesien am tiefsten zu dem Sinnlichthierischen herunter." Ganz ähnlich in den „Fragmenten" (II, 305): „ihr Gesang war voll von der thierischsinnlichen Sprache des Weins." Hier wie dort wird das „Handlungsvolle" der Alten und die innerlich wie äußerlich motivirte Einheit gegen das Betrachtende und Auseinanderfallende des modernen Dithyramben-Experiments in Gegensatz gestellt. „Man vermißt", urtheilt die Zeitungsrecension über den Dithyrambisten, „auch in jedem Ganzen seiner Gesänge den Faden, den innerlich der Wein, äußerlich der Tanz webt und leitet." Der alte Dithyrambus, heißt es dem entsprechend in den „Fragmenten" (II, 307 vgl. 324) „folgte keinem weitern Plan, als den innerlich die Einbildungskraft malte, äußerlich zum Theil das Auge sahe und der Tanz forderte." Wenn sich ferner für die Natur des Dithyrambischen schon die Zeitungsrecension auf das Zeugniß des Proklus beruft, so führen die „Fragmente" (II, 309) die, freilich durch Druckfehler arg verstümmelten Worte dieses Zeugen geradezu an, sowie andrerseits beide Male eine Abhandlung von Rückersfelder angezogen wird. Der schon in der Zeitung ausgesprochne Gedanke, daß es unzulässig sei, aus der bekannten Horazischen Ode über Pindar den Begriff des Dithyrambischen zu erhaschen, kehrt in den „Fragmenten" II, 317 wieder. Der Tadel, den über den Wechsel des Standorts in dem Willamow'schen Dithyrambus „die Himmelsstürmer" die „Fragmente" II, 325, 26 ausführen — dieser Tadel ist mit ganz ähnlichen Worten schon in der Zeitung angedeutet. „Wie schlecht", lesen wir in letzterer, „ist hier die ideale mit der sinnlichen Gegenwart verwechselt." Vergleichen Sie damit — mit dieser Anführung will ich schließen

— die Worte der Fragmentenrecenſion: „ganz undithyrambiſch ſchwankt ſie (die Mänade) zwiſchen der idealiſchen und ſinnlichen Gegenwart."

Auch einen negativen Beweis jedoch für die Identität des Zeitungsrecenſenten mit dem Fragmentiſten habe ich in petto. Ich entnehme ihn aus der Vergleichung der beſprochenen mit ein paar anderen, gleichfalls auf Willamow ſich beziehenden, in Ton und Inhalt ſo ganz anders gearteten Recenſionen der Zeitung. Es iſt das eine Mal eine Anzeige der kleinen Schrift des Dithyrambiſten De logica Pindari in Stück 42 des Jahrgangs 1765, deren Lob ſehr abweichend von der beiläufigen Erwähnung in den Litteraturfragmenten II, 330 klingt. Es iſt zweitens eine kurze Anrühmung der „Zwo Oden von dem Verfaſſer der Dithyramben" in dem unmittelbar folgenden Zeitungsſtück. Für beide Artikel — beiläufig — habe ich den frommen Treſcho, Herder's Peiniger in Morungen, in Verdacht; denn ſie ſind ganz im Stil des Urtheils, welches bei Gelegenheit der Anzeige von Band XI, Stück 2 der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften in der Zeitungsnummer vom 18. März 1765 über den Dithyrambendichter gefällt wird, und als den Verfaſſer dieſer letzteren Anzeige verräth ſich Treſcho durch die Bemerkung, daß „der Recenſent der erſte jugendliche Freund des Herrn Profeſſor Willamow geweſen, und etliche Jahre lang mit ihm in einem Hauſe einerlei Anführung und Bildung genoſſen", — wie dies nach „Herder's Lebensbild" I, 1, 35 eben Treſcho's Fall war. Schwerlich dagegen von dem Morunger Diakonus rührt die, auch die „Zwo Oden" noch einmal miteinbegreifende Beſprechung von Willamow's „Dialogiſchen Fabeln" in Stück 52 und 53 des Jahrgangs 1765 der Zeitung her. Sie iſt um Vieles eingehender und verſtändiger. Wem fiele nicht ein, daß Herder ſelbſt ſpäter ſolche dialogiſche Fabeln ſchrieb? Aber dennoch — ich habe einen chronologiſchen und ich habe innere Gründe, Herder, der in den „Fragmenten" jene Willamow'ſchen Fabeln mittelmäßig nennt, nicht für den Verfaſſer zu halten. Sollte ich durchaus eine Vermuthung ausſprechen, ſo würde ich auf Scheffner rathen. In der That, Scheffners mildes Urtheil und Ausdrucksweiſe glaubt man in dem Artikel wiederzuerkennen — Scheffner's, der, wie aus ſeiner Recenſion der beiden erſten Sammlungen der Litteraturfragmente (Kön. Zeitg. 1767, Stück 5 vom 16. Jan.) hervorgeht, die Herder'ſche Kritik des Dithyrambiſten etwas zu ſcharf fand.

Sie ſehen, wie vielfach die Königsberger Zeitung ſich mit dem Dithyrambiſten zu ſchaffen machte, der als geborener Preuße die patriotiſchen Mitarbeiter der Zeitung vorzugsweiſe intereſſirte. Noch immer haben wir nicht Alles beiſammen. Stück 102 vom 23. Decbr. 1765 bringt eine Beſprechung einer auf einem einzelnen fliegenden Bogen erſchienenen Ode „von dem Verfaſſer der Dithyramben", betitelt „das deutſche Athenä." „Die gegen-

wärtige Ode", ſagt der Recenſent, „erhebt ſich über den Stoß (Troß?) gemeiner fliegender Blätter ſo ſehr, als ſich auf dem Titel das adelige Von: von dem Verfaſſer der Dithyramben ausnimmt." Gewiß ſei das deutſche Athen, das königliche Berlin im Stande, ein Genie zu einer ſo patronymiſchen Ode zu begeiſtern, als Pindar bei ſeinen ſchönſten Siegsgeſängen den glänzendſten Städten Griechenlands geweiht habe. „Müßte indeſſen", fährt die Recenſion fort, „die Ode, die wir als Herolde des Sieges mit dem Epheuſtabe in der Hand ankündigen: müßte ſie nothwendig gegen einen Pindariſchen Geſang, wenn er in dem Lobe eines Helden auf die Ehre ſeiner Nationalſtadt ausſchweift, gehalten werden: ſo würde man freilich das ganze Gebäude der Ode vermiſſen, wo jeder Fuß, oder, nach der arabiſchen Proſodie zu reden, jeder Nagel das Ganze an ſeinem Orte hält, befeſtigt und ziert: man würde vielleicht ſtatt des Pindariſchen Odenſtroms bisweilen einige rauſchende Waſſerfälle entdecken: aber das Gedicht als ein lyriſches Stück überhaupt betrachtet, behält immer die glänzendſten Stellen." Einige dieſer Stellen werden darauf mitgetheilt und endlich mit dem Dichter, der damals Profeſſor in Thorn war, der Wunſch mitgewünſcht, es möchte ihm vergönnt ſein, ſtatt am Weichſelſtrom am Ufer der Spree wandeln zu können, damit er dann „noch mit reiferem Ton das deutſche Athen beſänge."

Ich bitte, mein kritiſcher Freund, nach ſo reichlicher Mittheilung aus dem Text der Recenſion, um Ihr Votum. Das meinige fällt für Herder. Die Sprache wird Ihnen Herderiſch genug vorkommen. Das Urtheil, es iſt wahr, iſt anerkennender als das über die Dithyrambenſammlung: aber im Widerſpruch damit ſteht es doch keineswegs. Auch ſonſt — vergleicher Sie die beiden Briefe an Scheffner, LB. I, 2, 146 und 285 — ſprach Herder ſeinem poetiſchen Landsmann bereitwillig Genie zu. Auch hier, wie immer, iſt ſein Lob ein mit Zwar und Aber eingefaßtes. Die Anwünſchung einer Verpflanzung nach der Spree ging ihm ſicher von Herzen. Er ſprach denſelben Wunſch ſpäter bei der Verſetzung Willamow's nach Petersburg auch brieflich (gegen Scheffner, LB. I, 2, 286), und zwar mit Bezug auch auf ſein eignes „Exil" in Riga, aus; er geſtand Nicolai (LB. I, 2, 232), daß „Berlin der erſte Ort ſei, nach welchem er wünſche;" er bezeichnet gelegentlich die preußiſche Hauptſtadt ſelbſt als das deutſche Athen („Fragm." I, 49); er erwähnt endlich noch in dem Gedicht „Auf Willamow's Tod" im Februarheft des deutſchen Muſeums v. J. 1781 die hier in Rede ſtehende Ode mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß dem Sänger ſein Wunſch nicht erfüllt worden ſei. Auch für Nicolai's Allgemeine deutſche Bibliothek hatte Herder (nach dem Brief an Nicolai vom 19. Februar 1767) das „deutſche Athene" zu recenſiren vor — kein Beweis, natürlich, für ſeine Autorſchaft der älteren Anzeige: noch weniger indeß, und deshalb erwähne ich den Um-

ſtand, ein Gegenbeweis. Wenn irgend etwas für die ſchriftſtelleriſchen Gewohnheiten Herder's charakteriſtiſch iſt, ſo iſt es dies, daß er zwei, drei und mehrere Male daſſelbe Thema zu behandeln, ältere Entwürfe in neuem Anlauf aus- und umzuarbeiten, das Umgearbeitete abermals in eine neue Form zu bringen liebt.

Und nun — ich lenke damit zu Jahrgang 1764 der Zeitung zurück — nur einmal noch der Dithyrambiſt!

Unter der Ueberſchrift „Fremde Einfälle" nämlich finden ſich im 37. Stück vom 8. Juni 1764 drei Miscellen, von denen die erſte als „Einfall bei der Recenſion der Dithyramben im 30. Stück" — alſo der Herder'ſchen Recenſion, bezeichnet iſt. Hier haben Sie den Einfall:

„Iſt der Charakter der Dithyramben nach dem tiefeindringenden Urtheil des Recenſenten das Sinnlichthieriſche; ſoll der Säufer darin erſcheinen, oder wenigſtens der Taumelnde in ſeinen Affecten: ſo möchte jener lallende trunkene Krieger beim Hagedorn in ſeiner Ode vom Wein ziemlich glücklich den Dithyrambiſten vorſtellen, der im vollkommnen Parenthyrſus jauchzet:

Kund und zu wiſſen ſei hiemit,
Daß ich auch Mohren übermannte,
Und zu Morea bei Madrid
Den Pontus im Euxin verbrannte.

Und vorher:

Der alte Wein befeurte mich — —"

doch ich ſchreibe nicht weiter ab. Sie mögen die tollen Bravaden des trunknen Spavento bei Hagedorn (Poet. Werke III, 145) ſelbſt nachleſen.

Die Frage iſt nur, ob hier ein Herder'ſches Eingeſandt vorliegt? Er würde dann ſich ſelbſt den „tiefeindringenden Recenſenten" nennen — eine Annahme, die bei der Liebhaberei des jungen Schriftſtellers fürs Verſteckſpielen wohl ſtatthaft wäre. Er würde aber ferner einen Angriff gegen ſeine eigne Recenſion machen. Einen Angriff? Nicht doch! der Angriff vielmehr verwandelt ſich, näher beſehen, in eine Beſtätigung. Denn der Sinn iſt doch der, daß uns Modernen die bakchiſche Begeiſterung nicht ſowohl Dithyramben als Trinklieder eingebe, und eben dieſen Gedanken führt ja, in ähnlich launiger Weiſe mittelſt eines didaktiſchen Trinkliedes aus des Verfaſſers eigner Feder der Abſchnitt über den Dithyrambendichter in den Literaturfragmenten (II, 336) aus.

Möglich alſo immerhin, daß Herder der Einſender iſt. Und doch — wir würden wohl beide kaum auf dieſen Einfall in Betreff des „fremden Einfalls" kommen, wenn nicht die zweite Miscelle die Frage noch näher rückte. Unter der Ueberſchrift „Beitrag zu unbekannten anakreontiſchen Geſängen noch roher Völker" leſen wir Folgendes: „Wie artig die Schäfer

in Irland haben singen können, davon giebt das Hamburger Magazin im 26. B. 1. Stück eine Probe. Hier ist eine von den alten Esthländern, der andern Provinz in dem weitläufig sogenannten Liefland, aus Relchs liefländischer Kriegs- und Friedensgeschichte, so gut es ist" — — und es folgt nun der esthnische Text des später in den „Volksliedern" II, 84 (Originalausgabe v. J. 1779) mitgetheilten Liebesliedes Jörru! Jörru! jooks Ma Tullen u. s. w., begleitet von „einer alten deutschen Uebersetzung", einer poetischen, sehr wohl gelungenen Paraphrase, statt deren die „Volkslieder" eine knapper anpassende Verdeutschung bringen. „Ein Schäferlied", ruft der Einsender zum Schluß, „voll Einfalt und Zärtlichkeit!"

Das ist denn nun freilich ein eigenthümliches Zusammentreffen! Dicht neben einem Zusatz zu einer Herder'schen Recension ein esthnisches Liedchen, das später in Herder's Volksliedern wiederauftritt! Spricht dies Zusammentreffen für die Veröffentlichung der einen und der andern Miscelle durch Herder oder dagegen? Ich lese den Suphan'schen Aufsatz zur Texteskritik von Herder's Volksliedern in Band III der Zeitschrift für deutsche Philologie nach, und sehe, daß derselbe (S. 466), gestützt auf die Worte Herder's, er habe schon früh zu einer Geschichte des lyrischen Gesanges zu sammeln angefangen, als selbstverständlich annimmt, die Veröffentlichung des Liedes in der Kön. Zeitung rühre eben von ihm her. Ich meinerseits — um es kurz zu machen — kann die Sache ganz so selbstverständlich unmöglich finden. Vielleicht bin ich zu scrupulös; allein wenn ich in dem Manuscript der ältesten Redaction der Volkslieder, aus Herder's Bückeburger Zeit, — die mir einzusehen wiederum vergönnt war —, und wo das esthnische Liedchen als Nr. 5 des vierten Buchs seinen Platz hat —: wenn ich in diesem Manuscript das Liedchen durch die Bemerkung eingeführt finde, der Uebersetzer habe eine ältere Verdeutschung benutzt, die einst in der Kön. Zeitung (a. a. O.) gestanden —: klingt das, als ob dieselbe dort durch Herder zuerst veröffentlicht worden? scheint das nicht eher dafür zu sprechen, daß er, der „früh zu einer Geschichte des lyrischen Gesanges sammelte und nichts verschmähte, was dazu diente", für diesmal eben der Königsberger Zeitung für ein Stück seiner Sammlung verpflichtet war?

Solch' ein Non liquet, ich weiß es, hat etwas Unbefriedigendes. Aber da ist nicht zu helfen! Und helfen kann uns auch der dritte „Einfall" nicht, denn er besteht einfach in einem französischen Epigramm „bei Gelegenheit der Bitte des Papstes an den König Stanislaus, die aus Frankreich vertriebenen Jesuiten in Lothringen aufzunehmen, wie es einige Zeitungen meldeten". Der einzige Vortheil, den Ihnen diese unerledigte Erörterung bringen soll, ist der, daß ich — um Sie nicht zu ermüden — zwei oder drei weitere Fragezeichen in Betreff der Autorschaft von ein paar kleineren Ar-

tikeln des Jahrgangs 1764 lieber ganz unterdrücke. Ich schließe statt dessen meine diesmaligen Mittheilungen mit einem viel wichtigeren Artikel noch aus der Zeit der Hamann'schen Redaction, dessen Herder'scher Ursprung mir so gut wie gewiß ist.

Ich rede von der im 10. Stück vom 5. März abgedruckten Recension des zweiten Bandes der deutschen Uebersetzung von Home's „Grundsätzen der Kritik".

„Es kann", so heißt es daselbst gleich anfangs, „schwerlich eine Wissenschaft ergötzender sein, als die Mechanik der Hebel, die das menschliche Herz bewegen". Wenn die Beobachtung der Begriffsverhältnisse einen feinen Verstand, so erfordre es ein nicht minder feines Gefühl, jede Faser des angenehm oder widrig gerührten Herzens zu empfinden. Daraus erwachse „die Zergliederungskunst unsrer Vergnügen und unsres Verdrusses" — eine Art Logik, welche Home die Kritik nenne, welche aber richtiger die Kritik des Gefühls (sowie die eigentliche Logik die Kritik des Verstandes) genannt werden dürfte. Beide seien nicht im Stande, die betreffenden geistigen Vermögen zu beleben, sie lehrten vielmehr nur „über das schöne oder scharfsinnige Verfahren, wenn es schon ausgeübt ist, zu vernünfteln". Man hört, denke ich, in diesen Sätzen den Leser Baumgarten's und Mendelssohn's, den Schüler Kant's. Daher, so wird fortgefahren, könne ein Homer oder Phidias, ein Plato und Archimedes allen diesen Kritikern dasjenige zurufen, „wodurch jener Athenienſische Baumeister einen beredten Kunstrichter seines Handwerks erröthen machte: Alles, wovon dieser Schwätzer geredet hat, das kann ich thun".

Schlagen Sie, bitte, die Einleitung zur zweiten Sammlung der „Fragmente" auf — sie enthält denselben Satz, daß das kritische Zergliedern zur Erweckung des Genies nichts beitrage (S. 202), und — was entscheidender ist — dasselbe anekdotische Citat aus Plutarch (S. 203).

In unserer Recension aber folgt nun eine Inhaltsangabe des Buchs von Home, demnächst ein Lob seines, auch die feinsten Schattirungen des Gefühls bemerkenden Scharfsinns, und dann ein Zweifel, ob der Mann nicht zu viel unternehme, wenn er sich bis zur Untersuchung der Endabsichten der Einrichtung unsrer empfindenden Natur versteige. Ich glaube wieder den Schüler Kant's zu vernehmen, wenn es heißt: „Eine reizende und ungemein erbauliche Art der Betrachtungen — wenn es nur, nach unsrer kurzsichtigen Verstandesfähigkeit, nicht weit wirksamer wäre, sich bei der Frage, was da sei, noch lange aufzuhalten, und den Vorwitz in Ansehung der Frage warum es sei, bis auf eine etwas größere Erfahrenheit schmachten zu lassen". Und nun eine den Mangel an Einheit und Uebersichtlichkeit in Home's Eintheilungen betreffende Ausstellung — eine Ausstellung, welche fast genau so in

Herder's Viertem, bekanntlich von ihm selbst im Pult zurückbehaltenen, kritischen Wäldchen (LB. I, 3, b, 446. 7) wiederkehrt. Auch mit der einseitigen Bevorzugung, welche Home da, wo er Beispiele anführt, seinen Landsleuten und zumal dem Shakespeare angedeihen läßt, ist der Recensent nicht zufrieden; er verspricht sich die Vermeidung jenes ersten Fehlers von der systematischeren, die Vermeidung dieses zweiten von der weitherzigeren Geistesart der Deutschen — und ganz ähnlich wieder spricht sich der Verfasser des Vierten Wäldchens (a. a. O. S. 448) und der Entwurf der Denkschrift über Baumgarten, Heilmann und Abbt (LB. I, 3, a, 346) aus. Alles zusammengenommen: ich wüßte, was den Geist der Recension anlangt, außer Herder nur etwa Kant selbst, der sie geschrieben haben könnte. Die angeführten Einzelheiten weisen bestimmt auf den Ersteren, dessen frühzeitige Beschäftigung mit Home zum Ueberfluß durch die Excerpte in seinen Arbeitsheften bewiesen wird.

Bis auf Weiteres, wenn Sie anders danach verlangen sollten, —

Ihr

R. Haym.

Ueber römisch-griechische Kunst.

(Wolfgang Helbig: Untersuchungen über die campanische Wandmalerei. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1873.)

Wer die Wandmalereien Pompeji's und Herculaneums aus dem schönen Werke Zahn's kennen und bewundern gelernt hat, wird bei dem Anblick der Originale ein wenig betroffen, wenn auch nicht grade enttäuscht sein: die unendliche Fülle von schönen Gedanken in den großen Compositionen wie in den Einzelfiguren und Ornamenten ist freilich überwältigend und größer, als man ahnen konnte, und vor allem die hinreißende Leichtigkeit der Ausführung von einem Zauber, der die sorgfältigsten Nachbildungen trocken und kalt erscheinen läßt; dafür vermißt man aber gar oft, und grade in liebgewordenen Bildern die reine Zeichnung, die edle Form der Leiber und namentlich der Köpfe. Man möchte gern die äußere Zerstörung der Bilder beschuldigen, durch welche die Umrisse verwischt, oder die Unfähigkeit der Handwerkerhände, durch welche die großartigsten Zeichnungen verkümmert sind; allein wir erkennen zuletzt doch einen Grundzug, der schon in der Wahl und Behandlung der Gegenstände ganz unverkennbar ist, eine weichliche Ueppigkeit, welche wenn auch nicht überall, so doch meistens die kräftigen strengeren Formen vermeidet oder abschwächt und nur das Zierliche, Anmuthige gelten läßt: aus der Menge dieser Bilder weht es uns entgegen

wie der warme, erschlaffende Hauch eines Sommerabends am Golf von Neapel.

Erklärlich wird uns dieser Charakterzug der campanischen Kunst durch einen Blick auf die Zeit, in welcher diese Bilder entstanden sind und die Gesellschaft, welche unter ihnen verkehrte. Im Jahre 62 n. Chr. Geb. waren Pompeji und ein Theil Herculaneums durch ein Erdbeben zerstört worden, weßhalb man annimmt, daß die meisten der erhaltenen Gemälde nach dieser Zeit entstanden sind. Drei Jahre vorher waren diese Gegenden der Schauplatz eines unerhörten Verbrechens gewesen: auf ihrer Villa am Lucrinersee war Agrippina von den Seesoldaten ihres Sohnes ermordet, und während der kaiserliche Mörder das Licht des Tages floh, beeilten sich die campanischen Städte durch Dankopfer und Deputationen ihre Freude zu bezeugen, daß er vor den Mordanschlägen seiner Mutter gerettet sei. Die Gewissensangst trieb Nero in ein wüstes, schamloses Genußleben, an welchem sich die Aristokratie der Hauptstadt rückhaltslos betheiligte und gerade Neapels Umgebung, besonders Bajä ist der Lieblingsaufenthalt jener Gesellschaft, welche hier in zwangloſem Badeleben die letzte Rücksicht auf Anstand und Sitte fallen ließ. Hier spielt auch der Roman des Petronius, in welchem von der sittlichen Verkommenheit der niederen Stände ein überaus lebendiges, aber auch ebenso abschreckendes Gemälde entworfen ist. Suchen wir diese Züge zu vereinen, so erhalten wir ein Bild von unheimlicher Wirkung, die Häupter des Staates von zügelloser Leidenschaft zu wahnsinnigen Verbrechen getrieben, die Masse des Volkes in wüste Liederlichkeit versunken: wir sehen ein Gewitter über einem Sumpf.

Daß die verschütteten Städte dem Einfluß des hauptstädtischen Luxus sich nicht entzogen hatten, beweist am ersten grade der Reichthum des künstlerischen Schmuckes an Wänden und Geräthen, auch die unreinen Gewohnheiten der Helden Petrons treten uns leider nicht ganz selten entgegen: besonders in den lokalen Productionen, welche dem niederen Volke sein eigenes Treiben schildern, erkennen wir eine Rohheit und verdorbene Sinnlichkeit, die zu dem feinen Schönheitsgefühl in der gesammten Ornamentik einen seltsamen Gegensatz bilden. Erst Petronius lehrt uns verstehen, wie die unverwüstliche Kraft der hellenischen Kultur auch in dem Schmutze der gemeinsten Gesellschaft noch wirksam bleiben kann. Unter den ganz ungebildeten, abergläubischen und pöbelhaften Tischgenossen des Trimalchio glänzen die literarisch gebildeten Griechen als Schmeichler des Hausherrn und auch die wüste Völlerei verschmäht nicht einen freilich höchst lächerlichen Schmuck künstlerischer Behandlung: selbst den gespickten Hasen servirt der erfinderische Koch als geflügelten Pegasus und die Fischsauce fließt aus dem Schlauche des Marsyas. Mehr aber als alles, was Petron erzählt, ist der Charakter

dieses geistreichen Schriftstellers ein Zeichen der Zeit. Mit aller Kraft seines Genies, seinem überlegenen Spott und feingebildeten Geschmack erhebt er sich nicht über die Versunkenheit seiner Umgebung, wie seine glänzenden Schilderungen des ausgearteten Lasters beweisen, und aus dem tiefen Gefühl für die Hoheit und Größe vergangener Zeiten schöpft er nur das verzweifelte Bewußtsein einer hoffnungslosen Gegenwart. „Die Gier nach Gold", sagt er, „hat diese Verwandlung hervorgebracht. Denn in der alten Zeit, als noch die nackte Tugend gefiel, blühten die Künste und Wissenschaften und unter den Menschen war der höchste Wetteifer, daß etwas, was der Welt Nutzen bringen könnte, nicht lange verborgen blieb. — Wir aber, in Trunk und Liederlichkeit versunken, wagen nicht einmal die Schöpfungen der Vergangenheit uns anzueignen, sondern mäkeln am Alterthum und lernen und lehren nur Laster. — Der Senat selbst, der uns zeigen soll, was gut und recht ist, pflegt dem Capitolium 1000 Pfund Gold zu versprechen und stattet, damit Niemand Anstand nehme, nach Geld zu jagen, auch Jupiter mit einem Vermögen aus. Wundere dich also nicht, wenn die Malerei untergegangen ist, da allen Göttern und Menschen ein Goldklumpen schöner erscheint als alles, was Apelles und Phidias, verrückte Gräculi, geschaffen".

Nun gab es freilich in der Hauptstadt immer noch einen Kreis von Männern, welche die Tüchtigkeit und Sittenreinheit der alten Zeit in ihrem eigenen Leben zu erneuern bestrebt waren, aus den Provinzen kamen unverdorbene, talentvolle Leute, um die Lücken auszufüllen, und nach dem Sturze Nero's begannen ja die Flavier nach Kräften die Schäden der Gesellschaft zu heilen. Wir haben aus der Zeit des Titus eine Jugendschrift des Tacitus, den Dialog über die Redner, in welcher zwar die bildenden Künste kaum erwähnt werden, die aber von dem Geiste und der Stimmung der leitenden Kreise ein deutliches Bild giebt. Da hören wir den berühmten Rechtsanwalt, der aus der Provinz nach Rom gekommen, durch Wissen und Talent zu Aemtern und Ansehen gelangt ist; ihn hindert nur die Höflichkeit gegen den anwesenden Dichter in der verächtlichsten Weise von der Poesie zu reden: er kann nicht scharf genug betonen, wie eitel und flüchtig der Ruhm des Dichters ist, der nicht einmal die ganze Stadt erfüllt, geschweige denn die Provinzen. Niemand, meint er, kommt nach Rom, den Dichter aufzusuchen, und „wenn ja Einer ihn aufsucht, so sieht er ihn an und geht befriedigt weiter, als wenn er ein Gemälde oder eine Statue gesehen hat". Das ist der echte Ton des praktischen Römers, dem eigentlich nur die Beredsamkeit des Mannes würdig erscheint, der den Dichter höchstens um die Gunst des Volkes oder des Fürsten beneidet und auf die artes ludieras der Griechen, die Künste, die einen angenehmen Zeitvertreib gewähren, mit Verachtung herabsieht. Was er dabei von seiner eigenen Kunst erzählt, beweist, daß

auch für diese der Geschmack des Volkes längst verdorben war, denn das Publikum fesseln nur noch poetischer Schmuck, brillante Sentenzen, kurz die stärksten Reizmittel der Darstellung. Dabei bekämpft er eine alterthümelnde Richtung seiner Kollegen, die freilich dem Volke ganz unausstehlich und langweilig erscheinen mußte. Ihm antwortet der vornehme Dichter mit einem sentimentalen Lobe der Waldeseinsamkeit: er sehnt sich aus dem Geräusch und dem Jammer der Stadt hinaus nach der unentweihten Unschuld der Natur und schwärmt von dem goldnen Zeitalter poetischer Begeisterung, da Linus und Orpheus oder gar Apollo noch lebten. Plastik und Malerei erwähnt er nicht, doch werden wir von einem Manne, welcher so dem Leben und der Gegenwart entflieht, theilnehmende Lust an ihrer Thätigkeit wohl kaum erwarten dürfen. So augenscheinlich und unleugbar ist, daß das Bedürfniß künstlerischen Schmuckes in jener Zeit bis in die untersten Schichten der Bevölkerung gedrungen war, so zweifelhaft ist, ob bei den Führern des geistigen Lebens in Rom ein warmer und herzlicher Antheil an den bildenden Künsten vorhanden war. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn Plinius der Aeltere in die Klagen des Petronius einstimmt und die Malerei seiner Zeit geradezu eine „sterbende" Kunst nennt.

Gegenüber diesen verzweifelten Urtheilen der Zeitgenossen wollen neuere Kunstgelehrte jener Epoche eine nicht geringe Schöpfungskraft auf dem Gebiete der Sculptur zuschreiben und vor Allem müssen es diejenigen, welche in dem großen Streite um die Entstehungszeit des Laokoon behaupten, daß dies ausgezeichnete Kunstwerk, welches sich im Pallaste des Titus befand, nach Conseilsbeschluß gearbeitet sei. Allerdings hat Ernest Renan kürzlich die Haltung des Laokoon die eines Heldentenors genannt, welcher sein Leiblied singt, allein ein solcher Einfall beweist doch Nichts oder höchstens, daß wir in dem Kreislaufe des Urtheils augenblicklich bis zur äußersten Unterschätzung gekommen sind und jetzt getrost wieder anfangen können, den Laokoon zu loben. Der geistreiche Franzose will übrigens keineswegs über die Entstehungszeit urtheilen, sondern nur den Geschmack jener Zeit kennzeichnen, „der Zeit der Colossalstatuen, der materialistischen, theatralischen und falsch pathetischen Kunst", und allerdings hat man mit Recht bemerkt, daß der Laokoon dem Geschmacke eines Volkes entspreche, welches an wilden Thiergefechten und Gladiatorenkämpfen seine Freude habe. Eine andere Frage dagegen ist, ob diese bewunderungswürdige Composition, diese geistreiche Lösung der schwierigsten Aufgabe dem Kunstvermögen jener Zeit entspricht. Daß sie ein solches Werk bewunderte, ist zu begreifen, zweifeln darf man, ob sie es schaffen konnte. Leider können wir ja von den meisten der erhaltenen Statuen, welche wir ohne Bedenken der Kaiserzeit zuschreiben, nicht mit Sicherheit bestimmen, wie weit sie nach Erfindung und Ausführung selbstständig oder von einem

griechischen Werke früherer Zeiten abhängig sind. Die Jupitermaske von Otricoli entspricht gewiß dem Ideale der augusteischen Zeit, allein, wie weit sich dieser Kopf von einem lysippischen Vorbilde entfernt, ist schwer zu sagen. Dagegen zeigt sich in der Behandlung der meisten Apollo-, Minerva- und Juno-Köpfe ganz unverkennbar ein gemeinsamer Zug, ein gewisses vornehmes Pathos, welches durch wenig grobe Mittel hervorgebracht auf eine leicht verständliche Gesammtwirkung berechnet ist; wir würden aber irren, wenn wir allein hieraus ein Merkmal für den Charakter der römischen Kunst entnehmen wollten, da wir ja wissen, daß unzählige Werke der Art nur als Decoration der Paläste und Gärten dienten. Bei anderen Werken, welche wie die mediceische Venus nach Form und Geist der Mitte des ersten Jahrhunderts anzuhören scheinen, fehlt eine äußerlich sichere chronologische Bestimmung. Die literarische Ueberlieferung giebt nur über eine merkwürdige Schule nähere Auskunft, welche uns zwar in das letzte Jahrhundert der Republik zurückführt, hier jedoch in Kürze angeführt werden mag, weil ein bedeutendes Werk derselben, eine Bronzestatue des Apollo, grade in Pompeji gefunden ist, und weil wir grade von dieser Schule durch eine treffliche Auseinandersetzung Reinhard Kekulé's ein deutliches Bild gewonnen haben. —

Der Meister einer Gruppe in der Villa Ludovisi nennt sich: Menelaos, Schüler des Stephanos, und an einer Statue der Villa Albani lesen wir: Stephanos, Schüler des Pasiteles. Ueber Pasiteles aber haben wir verschiedene Nachrichten. Er war ein Grieche aus Unteritalien, welcher zur Zeit des Pompejus in Rom ein hohes Ansehn als Meister in allen Zweigen der Bildnerei genoß. Was wir sonst von ihm hören, bezieht sich freilich nur auf seine Studien: er hatte 5 Bände über die größten Kunstwerke der ganzen Welt geschrieben, also wahrscheinlich auch große Reisen gemacht, er bildete nach Art der modernen Künstler vor jeder Arbeit ein sorgfältiges Thonmodell und wäre beim Zeichnen eines Löwen fast getödtet worden, da ein Panther aus seinem Käfig ausbrach und den fleißigen Künstler in Lebensgefahr brachte. Seine Werke haben ein gleiches Schicksal gehabt mit denen ihm verwandter Geister: sie waren wie die des Raphael Mengs zu ihrer Zeit bewundert und nach kaum 100 Jahren schon vergessen. Was eine solche Schule verspricht, das sehen wir denn allerdings in seinen Schülern erfüllt. Von der Statue des Stephanos, einem nackten Jünglinge in einer nicht ungefälligen, aber wunderlichen und nichtssagenden Haltung, sind in den deutschen Museen Gipsabgüsse vorhanden. Die Frage nach ihrer künstlerischen Bedeutung ist sehr verwickelt. Daß sie in irgend einer Weise von der älteren griechischen Kunst abhängig ist, zeigen deutlich die archaisirenden Formen, vor Allem des Kopfes. Außerdem ist diese Gestalt in mehreren Statuen wiederholt, unter denen sie sich nicht so entschieden auszeichnet, daß

wir sie für das Original halten müßten, und endlich findet sie sich in zwei Gruppen als Orestes in Neapel mit Elektra, in Paris mit Pylades zusammengestellt. Durch die Neapler Composition erhält sie in der Form wie im Gedanken eine so glückliche Ergänzung, daß man annehmen möchte, sie sei für diese Zusammenstellung erfunden. Dazu bemerken wir an der Elektra eine freie, zierliche Anordnung des Gewandes, welche bei einem wirklich alten Werke gar nicht möglich wäre, und so dürften wir hier vielleicht ein Originalwerk des Pasiteles erkennen, dessen Hauptfigur sein treuer Schüler nur copirt hätte. Aber die Ausführung der Gruppe ist nicht gleichmäßig und Gesichtsbildung, Körperverhältnisse, Haartracht sind so entschieden archaisch, als ob wir nur die freie Umbildung eines alten Werkes vor uns hätten. Schon O. Jahn hat mehrfach darauf hingewiesen, daß im letzten Jahrhunderte der Republik eine verwandte archaisirende Richtung in der Literatur, besonders in der Beredsamkeit sich zeigte, und wir haben eben gesehen, daß auch unter Titus eine solche bekämpft werden mußte. Diese Richtung geht in der Plastik wie in der Architektur mehr auf peloponnesische als auf attische Vorbilder zurück. Darauf deutet auch eine Statue des Vaticans, eine Wettläuferin, welche denselben Gesichtstypus und eine ähnliche Körperbildung zeigt wie die erwähnten Werke und mit ziemlicher Sicherheit als die Copie einer olympischen Siegesstatue betrachtet werden kann, — und vielleicht kann grade dieses Werk auch die Entscheidung über die stilistische Bedeutung der besprochenen Gestalten geben. Sie ist im Gipsabguß wenigstens in Berlin zu sehen und übt auf jeden Beschauer einen eigenthümlichen Reiz: die jungfräulichen, trotz aller Kraft doch schlanken und bescheidenen Formen mit dem ganz einfachen enganschließenden Gewande und dem breiten Gürtel, der naive Gesichtsausdruck und die wunderschön charakterisirte Stellung im Augenblick vor dem Ablauf vereinigen sich zu einem Bilde von seltener Liebenswürdigkeit und Frische. Damit tritt diese Figur aber in einen entschiedenen Gegensatz zu der des Stephanos und ebenso zu der schon erwähnten pompejanischen Bronze. Denn auch diese, ein Apollo mit der Leier in der erhobenen Linken, dem Plektron in der herabhängenden Rechten, hat etwas eigenthümlich Fesselndes; wie ganz versenkt in ernste Melodieen neigt der Gott den Kopf nach der Leier, wodurch die ganze, sonst der Stephanosfigur sehr ähnliche Körperhaltung eine schöne sprechende Bedeutung erhält. In der Bildung des Körpers und des Gesichtes vereinigen sich, wie Kekulé vortrefflich ausführt, die einfachen kräftigen Formen der älteren Kunst mit dem sorgfältigsten Studium der Natur und der elegantesten Ausführung. Trotzdem behält das Ganze etwas Gezwungenes, Unerfreuliches, was Schöpfungen einer aufstrebenden Kunst am wenigsten eigen zu sein pflegt, und wenn wir die Wettläuferin als ein Product der besten, eben zum Gipfel eilenden peloponnesischen Kunst

betrachten möchten, so würden wir in der Apollostatue das höchst achtbare Bestreben einer Zeit erkennen, in welcher die eigentlich schöpferische Kraft erloschen war.

Der letzte Ausläufer dieser Schule zeigt sich uns in dem Werke des Menelaos, das wenigstens in Dresden und Berlin im Gipsabguß zu sehen ist: eine fein und sinnig componirte Gruppe, die weibliche Gestalt besonders liebenswürdig und nicht ohne Größe, der Ausdruck des Gesichtes warm und zart, die Kleidung kunstvoll und weise geordnet; an dem Jüngling dagegen stört der etwas nüchterne Kopf, die glatte Körperoberfläche und das künstliche Gewand. Das Schlimmste aber ist, daß wir den Sinn des Werkes kaum mit Sicherheit bezeichnen können. Ob wir hier Mutter und Sohn oder ein Geschwisterpaar, ob Abschied oder Erkennung sehen, ist schwer zu sagen und die Erklärer haben denn auch Orestes und Elektra, Telemach und Penelope, Kresphontes und Merope vorgeschlagen, ohne daß eine dieser Annahmen die allgemeine Anerkennung erlangt hätte. Man hat die Ursache dieser Unsicherheit in der feinen Charakteristik finden wollen, welche der gelehrte Künstler grade den Vorbildern der besten Zeit entnommen habe, und allerdings ist in der Formenbildung eine Anlehnung an die ältere Kunst nicht zu verkennen. Es spricht sich in dem Ganzen eine edle, innige Empfindung aus, welche uns an einem Werke der römischen Kaiserzeit mit hoher Achtung vor dem idealen Sinne des Künstlers erfüllen muß. Dennoch glauben wir ihm nicht Unrecht zu thun, wenn wir in der Unklarheit seiner Schöpfung eine Schwäche derselben sehen. Was der Meister eigentlich wollte, ist nicht herausgekommen. Es fehlt auch hier die geniale Gestaltungskraft einer echten lebensfrischen Kunst.

Doch wir besitzen ja Kunstwerke, welche ohne alle gelehrten Reminiscenzen den unverkennbaren Stempel ihrer Zeit tragen, jene monumentalen Sculpturen, welche die Thaten der Imperatoren zu verewigen bestimmt waren. Die schönsten unter ihnen sind grade einem Siege des Titus geweiht, es sind die beiden Reliefs, welche das Innere des Triumphbogens auf der Höhe der sacra via schmücken. Zur Linken sehen wir den triumphirenden Kaiser in Mitten seiner siegreichen Armee auf der Quadriga, hinter ihm die Göttin des Sieges, welche ihm den Kranz aufsetzte, auf der andern Seite die Gefangenen und die Beutestücke, unter denen der siebenarmige Leuchter den denkwürdigen Anlaß dieses Triumphes verkündet, die Zerstörung Jerusalems. Grade dieser Krieg war in der Hauptstadt besonders populär gewesen und wir glauben in der frischen Schönheit dieser Werke Etwas von der Freude über die endliche Besiegung des verhaßten Volkes zu spüren, und ohne Zweifel gab es ja auch neben dem blasirten Hofe und der resignirt-grollenden Aristokratie ein Volk, das sich an der Macht und dem Glanze des Kaiser-

thums erfreute. In diesen Reliefs sind Menschen und Thiere lebendig gezeichnet und für den decorativen Zweck vortrefflich ausgeführt: besonders in dem prächtigen Viergespann, den gedrängten stattlichen Kriegern und der Alles überragenden Gestalt des Kaisers ist der Jubel und Pomp des Einzugs sehr lebhaft ausgedrückt. Aber es sind doch eben nur Decorationsarbeiten. Sie unterscheiden sich in der technischen Behandlung allerdings wesentlich von den Flach-Reliefs der besten griechischen Zeit. Schon Semper hat bemerkt, daß es Nachbildungen der Gemälde sind, mit welchen die öffentlichen Gebäude in Rom zur Siegesfeier geschmückt waren und man hat daraus ihren malerischen Charakter abgeleitet. Allein diese Behandlung ist weder den Römern noch der Zeit der Kaiser eigenthümlich. Auf den Alabastersärgen der Etrusker sind solche Darstellungen aus dem Leben, Belagerungs- und Schlachtscenen ganz in derselben Weise dargestellt und grade ein Triumpfzug mit einer allegorischen Figur findet sich auch dort. Die schönen Bilder im capitolinischen Museum, welche Perseus und Endymion darstellen, gehen sicher auf griechische Vorbilder zurück und die Vertiefung des Reliefs zu mehreren Flächen wurde von den Griechen schon im 4. Jahrhundert angewandt. Aber es giebt noch einen anderen Beweis für die schöpferische Kraft der römischen Kunst: „die eigenthümliche Art, in welcher sie das Portrait erfaßte und behandelte", soll zu einer Kunstform geführt haben, „welche der griechischen Darstellungsweise gegenüber nicht etwa wie eine Abschwächung, eine Verschlechterung dasteht, sondern wie eine selbstständige Schöpfung des römischen Geistes, so daß man von einem römischen Portraitstil sprechen kann."

Allerdings besaßen die Männer und Frauen der Kaiserzeit sehr viel persönliche Eitelkeit: in den verschütteten Städten finden wir junge adlige Damen in monumentaler Ausführung verewigt, deren unbedeutende Gesichtchen höchstens einen Platz in einem Familienalbum beanspruchen sollten, und neben den ideellen Gestalten der pompejanischen Wandgemälde erscheinen hie und da die harten Züge eines nüchternen Kopfes, der wie aus einer andern Welt gekommen scheint. Die Menschen, die in diesen Statuen und Büsten dargestellt sind, sehen aus, als wenn sie nicht hierhergehörten, als wenn sie nur zufällig, etwa durch glückliche Erbschaft in den Besitz ihrer schönen Umgebung gekommen wären. Das muß man ihnen freilich lassen: die künstlerische Arbeit ist vortrefflich, das Gesicht charakteristisch und frei behandelt (und zwar je vornehmer, desto freier), die Stellung und Gewandung großartig und geschickt angeordnet. Hatten doch die römischen Adligen schon seit den ältesten Zeiten ihre imagines gehabt und vielleicht war dieser Kunstzweig der erste gewesen, dessen Ausübung sie von den Etruskern gelernt hatten. Dennoch würde man in der Auffassungsweise des Körpers oder des Gesichtes

einen neuen eigenen Stil vergeblich suchen. Betrachten wir die bekanntesten römischen Portraits: die besten wird wohl Niemand in der Zeit des Titus suchen, schon unter den Köpfen der Familie Balbus zeigen Vater und Mutter vornehmere und bedeutendere Züge als Sohn und Tochter. Bewunderungswürdig sind die Statuen der Kaiser Claudius, Caligula, Tiberius, Augustus, überhaupt die Werke der augusteischen Zeit wie Agrippa und der Arzt im Braccio nuovo, ferner aus der Zeit der Republik Pompejus und Cäsar. Wer aber wollte leugnen, daß die großartige Wirkung dieser Werke grade auf der ideellen Auffassung beruht, welcher keine andere Kunst fähig war als nur die griechische! Dagegen nennt man nun „die charakteristische Wiedergabe der menschlichen Erscheinung die Stärke der römischen Kunst". Wir hätten also, wie es scheint, die Vereinigung einer doppelten Kunstrichtung anzunehmen, indem etwa die Vergeistigung und Veredlung der Erscheinung von der griechischen, die Naturwahrheit und der individuelle Ausdruck von der römischen Kunstrichtung ausgegangen wäre. Dem widerspricht aber die Geschichte, ich möchte sagen, jeder, jedenfalls der griechischen Kunst. Man sehe nur die beiden Dichterstatuen in der sala delle statue des Vatican. Ist eine schärfere Charakteristik möglich als sie uns diese beiden Köpfe zeigen? Besonders der große Menander ist mit vollendeter Lebendigkeit gebildet. An diesem gemeinen Profil, an dieser tiefgefurchten Stirn ist Nichts idealisirt und doch scheint Alles das innerste Wesen des Menschen abzuspiegeln. Und wie paßt die bequeme Haltung auf dem weichen Sitze zu der behaglichen, ein wenig philiströsen Lebensweisheit dieses Gesichts! Scharfe Beobachtungsgabe und sichere Gestaltungskraft blicken aus diesen tiefen ernsten Zügen, frische Arbeitslust hat das schwere Obergewand von den Armen abgeschüttelt, so sitzt er frei und würdig da, das echte Bild eines fleißigen kraftvoll schaffenden Künstlers. Und diese Werke sind keineswegs vereinzelte Zeugen einer besonderen Kunstrichtung. Ihnen reiht sich Demosthenes an mit seinem trüben, unschönen, aber von Patriotismus und genialer Leidenschaft beseelten Antlitz, ferner der große Aristoteles, dessen geistvolles Gelehrtengesicht uns eher an Moltke als an „die alten Griechen", Themistokles oder Miltiades erinnert. Wahrlich diese Köpfe sind den besten römischen Portraits zum Mindesten ebenbürtig und es dürfte schwer halten für „die charakteristische Wiedergabe der Persönlichkeit" einen anderen Stil zu erfinden. Wenn sich dagegen die Römer vielfach nicht über eine äußerliche sogenannte naturalistische Nachahmung der Wirklichkeit erheben konnten, so hat das seinen Grund nur in dem Unvermögen ihrer Künstler und in dem barbarischen Geschmack des Volkes, demselben Geschmack, der auch bei unserem Publikum in der Literatur nach „Actualität" und in der bildenden Kunst nach „Naturwahrheit" verlangt, und welcher schon die alten Lehrer der Römer, die Etrusker, antrieb

ihre widerwärtigen Gesichter in erbarmungsloser Treue der Nachwelt zu überliefern. Nach dem ersten Jahrhundert finden wir diese sogenannte Naturwahrheit allerdings auch in den Kaisergesichtern: es ist, als ob die Kunst nicht mehr die Kraft gehabt hätte, diese theils langweiligen theils unangenehmen Barbarengesichter zu bewältigen, und wenn die rohe tückische Bosheit eines Caracalla uns noch mit erschütternder Wirkung entgegentritt, so liegt das gewiß nur darin, daß die natürliche Scheußlichkeit dieses Gesichtes ohne alle künstlerische Veränderung einfach ehrlich wiedergegeben ist.

Dasselbe Verhältniß zwischen griechischer und barbarischer Kunst findet sich wieder, wenn man die in der Hauptstadt entstandenen Bilder wie den Augustus von Prima Porta mit denen der Provinz wie z. B. der Bronzebüste desselben Kaisers im Louvre vergleicht. Wo immer die hellenische Kunst auf barbarischen Boden verpflanzt wird, da verliert sie ihre ideelle Gestaltungskraft und sinkt mehr und mehr zur Nachbildung der zufälligen Wirklichkeit herab. — Der charakteristische Portraitstil also hat sich in Griechenland entwickelt, Demosthenes und Aristoteles bezeichnen die Zeit seiner Blüthe, die Anfänge aber reichen noch weiter hinauf; denn die Entwickelung dieser Kunstübung folgt dem allgemeinen Verlauf der griechischen Geschichte. Im peloponnesischen Kriege geht das alte Hellas zu Grunde, die Gebundenheit des Lebens im Staat und in der Familie, in Sitte und Religion ist gelöst, Euripides ist der Dichter der neuen Zeit, in welchem die Leidenschaft dem Gesetz, der freie Gedanke dem Glauben des Volkes siegreich gegenübertritt. Daher ist auch der Kopf des Euripides das erste Beispiel des neuen Stils. Am deutlichsten erkennt man dies durch die Vergleichung mit Sophokles. Das ist ein Vertreter der gesunden alten hellenischen Bildung: frei und klar schaut er ins Leben und steht in vornehmer Sicherheit da, ein ganzer Mann. Wie anders Euripides! Diese klugen, zur Erde gerichteten Augen unter den schweren Lidern und der hohen Stirn verrathen den grübelnden Zweifler, eine feine bittere Ironie spielt um die Lippen in den Falten, deren Tiefe durch den Bart verdeckt wird: weder Glück noch Gesundheit spricht aus den geistreichen fesselnden Zügen. Es braucht nicht ausgeführt zu werden, wie sich die dichterische Persönlichkeit des Euripides in diesem Portrait spiegelt. Ein anderer bekannter Kopf, der des Sokrates, sei nur erwähnt, um daran zu erinnern, wie der Gegensatz zwischen Leib und Geist, der dem alten Hellas fremd war, in der Satyrmaske des Weisesten seiner Zeit den schärfsten Ausdruck findet. Uebrigens hat es mit diesem Kopfe vielleicht eine eigene Bewandniß. Aus derselben Zeit nun werden Portraits des Attikers Demetrios erwähnt, welcher „nach Aehnlichkeit mehr als nach Schönheit strebte“ und dennoch neben den größten Meistern genannt wird. Später machte sich Silanion von Athen durch die lebendige Charakteristik

seiner Portraits berühmt, derselbe welcher an der sterbenden Jokaste die Todesblässe im Erz durch Silbermischung herzustellen versuchte. Das war zur Zeit Alexander des Großen. In ihm hat das Hellenenthum seine letzte glänzende Blüthe entfaltet, wir finden denn auch in den Portraits seiner Zeit den neuen Stil in seiner Vollendung. Allgemein verbreitet war er dann in dem großen Kreise der Völker, welche ihre eigene Nationalität mit hellenischer Bildung verschmolzen, und so gelangte er auch nach Rom. Dort haben die griechischen Künstler neue Mittel und neue Aufgaben gefunden, im Kaiserreiche wurde ihrer Thätigkeit ein neuer Boden gegeben und die Realistik nahm in der Darstellung dieses Reiches ein eigenthümlich römisches Gepräge an, doch schöpferisch ist diese neubelebte Kunst in keiner Weise und nach der ersten glänzenden Kaiserzeit geht sie einem jähen Verfall entgegen, in welchem selbst die technische Ueberlieferung merkwürdig schnell verloren geht.

Fragen wir nun aber, welcher Epoche der griechischen Geschichte die römische Kunst ihre bestimmende Anregung verdankt, so führt uns, wie wir eben angedeutet haben, der Gang der ganzen Kulturentwicklung auf die Zeit Alexanders und seiner Nachfolger. Diese Thatsache ist mehrfach behauptet und auch in einzelnen Fällen nachgewiesen, aber niemals im Zusammenhang begründet. Um so erfreulicher ist das Erscheinen eines Buches, welches das Verhältniß der römisch-griechischen Kunst zur Kultur der Diadochenzeit und den eigenthümlichen Charakter der letzteren zum ersten Male in umfassender und eingehender Weise behandelt: es sind die „Untersuchungen über die campanische Wandmalerei", in welchen Wolfgang Helbig eine reiche Fülle von Beobachtungen niederlegt, welche er in seiner langjährigen Thätigkeit als Vertreter der deutschen Archäologie in Rom gesammelt hat. Im ersten Theile dieses Werkes bespricht Helbig die gesammte Kunst des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit. Er hebt zuerst die überraschende Thatsache hervor, daß unter den erhaltenen Monumenten dieser Epoche Darstellungen aus der römischen Mythologie, besonders aus der gefeierten Gründungssage der Stadt fast gar nicht zu finden sind. Aus dem populärsten aller römischen Gedichte, das in den Schulen gelernt wurde und selbst im Munde des niederen Volkes war, der Aeneide, ist eine einzige Scene auf einem pompejanischen Bilde dargestellt, und dies unterscheidet sich von anderen Bildern mythologischen Inhalts durch eine realistische Ausführung, welche sonst nur in den untergeordneten Darstellungen des täglichen Lebens angewandt ist. Außerdem ist nur ein Mosaik bekannt, auf welchem Dido und Aeneas erscheinen, während ein Epigramm auf ein Bild der sterbenden Dido ausdrücklich die virgilische Auffassung zurückweist und ein herkulanisches Gemälde den kaiserlichen Nationalhelden sammt seinem Vater und Sohn als Affen darstellt. Schon hier zeigt sich, daß die Kunst der Kaiserzeit nicht mehr im Stande

war, die neuen Aufgaben selbstständig und in neuer Form zu lösen, und zu demselben Ergebniß gelangt die folgende höchst lehrreiche und interessante Untersuchung Helbig's über die römische Sculptur: in der Darstellung der Gegenwart zeigt sich ein kräftiges und gesundes, wenn auch mehr und mehr naturalistisches Streben, aber das poetische Gestaltungsvermögen ist erloschen und auch in der Formengebung stellt sich überall „die Abhängigkeit der römischen Epoche von der griechischen Kunst heraus, wie sie sich seit Alexander entwickelte". Hierdurch haben wir denn auch eine Grundlage für die Beurtheilung der Malerei gewonnen: wir sehen in der Schönheit der campanischen Wandgemälde nur den Wiederschein einer längst untergegangenen Sonne. Die Klagen der Zeitgenossen beweisen, daß auch diese Kunst ihre Vorbilder in der Vergangenheit suchen mußte, und der Vergleich mit der klassischen Poesie läßt keinen Zweifel darüber, wohin wir unsern Blick zu richten haben. Denn während das eigenthümliche und neue Element der römischen Literatur, die nationale Sage, fast gar nicht vertreten ist, zeigt sich in Wahl und Behandlung der griechischen Mythen zwischen der Malerei und Poesie eine solche Uebereinstimmung, daß wir auf gemeinsame Vorbilder schließen müssen. Auf diesem Gebiet aber waren die Römer vor Allem Nachahmer der Alexandriner. Die Zeit, auf welche wir hier verwiesen werden, ist freilich den Meisten ziemlich dunkel: Themistokles und Perikles, Demosthenes und Alexander sind Allen geläufige Namen und, wer sich näher über sie unterrichten will, findet gelehrte wie unterhaltende Arbeiten in Menge, von den Nachfolgern Alexanders aber genauere Kenntniß zu erlangen, ist nicht leicht. Die gelehrten Kenner dieses Zeitraums zögern immer noch die Ergebnisse ihrer Studien allgemein zugänglich zu machen und so das Werk fortzusetzen, zu welchem J. G. Droysen in seiner Geschichte des Hellenismus vor 30 Jahren den Grund gelegt hat. Und doch ist gerade die Erkenntniß des eben angedeuteten Zusammenhangs für die richtige Auffassung der antiken Kunst ganz unerläßlich und wenn die liebevolle Verehrung, welche wir dem Alterthum entgegenbringen, in Wahrheit fruchtbringend sein und unverändert bleiben soll, so müssen die Liebhaber der Antike zwischen der echten hellenischen Kunst und Kultur und ihren späteren Entwicklungsphasen zu scheiden wissen.

Die „pompejanischen Gemälde" sind seit ihrer Entdeckung in hohem Grade populär geworden und gelten Vielen als die reinsten Offenbarungen antiken Geistes, die Eisenbahnverbindung führt jetzt jährlich unzählige Deutsche auch zu den Originalen, während die Werke der perikleischen Zeit nur Wenigen bekannt und zugänglich sind. Ohne Zweifel findet ja auch Jeder hier eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Bildung, eine Welt von Schönheit liegt vor unsern Augen und es wäre abgeschmackt, durch kleinliche

Kritik die Bewunderung derselben schmälern zu wollen. Allein wie weit entfernt ist diese zierliche Anmuth von der Hoheit echthellenischer Formen, wie wenig ahnt man die Kraft und Würde der alten Religion in der spielenden Sinnlichkeit dieser weichlichen Göttergestalten; andererseits finden wir hier Schmerz und Liebe, Sehnsucht und Tändelei in einer Darstellung, welche unserer Gefühlsweise näher zu stehen scheint, uns unmittelbarer verständlich ist, als die des Aeschylos und Sophokles. Es giebt wohl kaum ein ergreifenderes Bild weiblicher Leidenschaft als die herculanische Medea nach Timomachos. Wer einmal diese wunderschönen Augen gesehen, wird sie nie vergessen. Die goldstrahlenden Augen, an welchen Kirke die Enkelin des Sonnengottes erkannte, jetzt starren sie in wildem Schmerz. Den Mund halb geöffnet, das Haupt zur Seite geneigt, so steht sie scheinbar ruhig, nur ein kleiner Zug, die krampfhaft zusammengepreßten Daumen, verräth den inneren Sturm, der die stolze Gestalt erschüttert. Nur ein antikes Bild läßt sich ihr an die Seite stellen, die sterbende Medusa in Villa Ludovisi, welche durch Dilthey's ausgezeichnete Publication gewissermaßen neu entdeckt ist, und es ist begreiflich, daß man den antiken Ursprung dieses wunderbaren Werkes bezweifelt hat. Die Epoche, welcher diese Bilder entstammen, ist in Wahrheit eine neue Zeit zu nennen.

„Es ist bezeichnend", sagt Helbig, „daß bereits in der Decorationsweise der campanischen Städte der Einfluß der hellenistischen Civilisation nachweisbar ist". Alkibiades, der ungerathene Schüler des Sokrates, hat auch auf diesem Gebiete die Schranken des Herkommens durchbrochen. Er war der erste, welcher die Kunst, die bis dahin nur dem Staate gedient hatte, sein Haus zu schmücken zwang. Im folgenden Jahrhundert wurde diese Sitte allgemein. In der Diadochenzeit waren dann die meisten Fürsten auch in der Liebe zur Kunst Nachfolger Alexanders, zuweilen selbst Dilettanten; sie zogen berühmte Maler an ihren Hof und verwandten erstaunliche Summen auf den Ankauf älterer Gemälde; im Kriege raubten sie Kunstwerke, wo sie konnten, und auch im Frieden mußte die Diplomatie der Vermehrung ihrer Sammlungen dienen. Daß dieser Besitz nicht nach unserer Weise in Gallerien aufgespeichert, sondern zur Decoration benutzt wurde, lehrt der Bericht über das große Prachtzelt des Königs Ptolemäos Philadelphos: hundert Marmorbilder standen vor den Wandpfeilern des Zeltes und an den Wandflächen dazwischen sah man Tafelgemälde der sikyonischen Schule abwechselnd mit Teppichen und gestickten Gewändern. Das Beispiel der Höfe fand natürlich Nachahmung in weiten Kreisen. Da in der Monarchie dem Einzelnen die Theilnahme am öffentlichen Leben mehr und mehr verschlossen war, so zog man sich in das Privatleben zurück und lebte seinen Neigungen und Talenten, allgemeiner Zeichenunterricht übte das Urtheil und der Wohlstand,

welcher sich in den rasch emporgewachsenen großen Städten sammelte, wurde mit Vorliebe auf die Förderung der Kunst verwandt. Dem Bedürfniß der Liebhaber entsprach die damals aufblühende Cabinetmalerei, denn der großartig einfache Stil des monumentalen Wandgemäldes war für das Privathaus nicht zu gebrauchen. Anfangs hat man gewiß nur einzelne Gemälde als besonders werthvolle Zierde den Wänden eingefügt, bald aber wurde das Verlangen nach bildlichem Schmuck so allgemein, daß man das Tafelbild gleich mit der übrigen Ornamentik zusammen auf die Wand malte. So konnten auch die Aermeren sich der Gemälde erfreuen, während die Reichen jetzt anfingen, eigene Pinakotheken anzulegen. Manches weist darauf hin, daß diese Art der Decoration zuerst in Alexandrien ausgebildet ist. Hier fanden auch wohl die Architekturen ihre Vorbilder, welche die Wände der pompejanischen Häuser bedecken. Denn wenn auch Einzelheiten wie die pflanzenhaften Säulen und die Thier- und Blumencompositionen nicht der Wirklichkeit entsprechen, was ja Vitruvius mit komischer Entrüstung tadelt, so können doch die Grundmotive nicht erfunden sein. Diese flachen Bogen und gewölbten Nischen, diese Treppenhäuser und Balcone mit dem reichen Schmuck der Vasen, Schilde, Dreifüße, Statuetten, Bilder, Guirlanden bilden ein buntes Roccoco, welches in Korinth zuerst ausgebildet ist und seine reichste Anwendung wohl in den Palästen der Lagiden gefunden hat. Der ägyptische Militärstaat verstand es eben nicht nur die materiellen Kräfte des Landes auf's Höchste anzuspannen und durch geschickte Handelspolitik zu heben, sondern auch sie für die Interessen der Kultur in großartigster Weise zu verwenden, und von Alexandrien aus verbreitete sich Gelehrsamkeit und Kunstbetrieb jeder Art über die Länder des Mittelmeers. Auch Rom trat bald nach dem zweiten punischen Kriege mit diesem Herde hellenistischer Bildung in nähere Verbindung.

Schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts wohnte in Rom ein alexandrinischer Landschaftsmaler, bei dem Ptolemäos VI in seiner Noth gastliche Aufnahme fand; die tyrannische Regierung des folgenden Königs trieb bald darauf eine große Zahl alexandrinischer Gelehrter und Künstler zur Auswanderung und um dieselbe Zeit beginnt die monumentale Kunstthätigkeit der neuen Weltstadt. Damals mag auch das Original des pompejanischen Gemäldes entstanden sein, welches den Tod der Sophonisbe darstellt: es zeigt, wie großartig und tief die hellenistischen Maler auch national-römische Stoffe aufzufassen verstanden, doch ist es leider neben dem Alexandermosaik das einzige Beispiel des hohen historischen Stils. Ueberhaupt sind die großen pathetischen Darstellungen verhältnißmäßig selten, denn der erschütternde Ernst des Schicksals und der Leidenschaft paßt nicht zum Schmuck, am Wenigsten der täglichen Umgebung: dazu verlangt man fesselnden Reiz und sinnige Anmuth,

welche Auge und Geist in den wechselnden Stimmungen des Tags erquicken und erheitern. Wie grade die Richtung der Malerei, welche diesem Bedürfniß entspricht, aus den politischen, socialen und literarischen Verhältnissen der hellenistischen Zeit hervorgehn mußte, hat Helbig in überzeugender und geistvoller Weise erörtert. Hier mag nur Eins hervorgehoben werden, die Behandlung der mythologischen Stoffe.

Wer kennt nicht das hübsche pompejanische Bild, auf welchem Perseus der Andromeda das Spiegelbild der Medusa in einer Quelle zeigt: das zarte kaum halbbekleidete doch reichgeschmückte Mädchen in zärtlicher Unterhaltung mit dem schlanken Jüngling, das Schreckbild der alten Sage als Spielzeug eines Liebespaars, das giebt eine Scene nach alexandrinischem und römischem Geschmack. Wir finden davon denn auch nicht weniger als neun Wiederholungen. Es ist eigentlich ein Genrebild, während aber das Genre in modernem Sinne, die Darstellung der gemeinen Wirklichkeit, wie es z. B. in den Mosaiken des Dioskurides erscheint, trotz der vollendeten Technik eines Peirâikos nicht zur allgemeinen Anerkennung gelangen konnte, fand man in der verklärten Welt der Heroensage eine Fülle von Vorwürfen, welche zugleich den hellenischen Formensinn und die zärtlichen Neigungen eines verweichlichten Geschmacks befriedigten. Denn die gelehrten Dichter sammelten zwar alle, auch die dunkelsten und wunderlichsten Sagen, am eifrigsten aber wurden Liebesgeschichten hervorgesucht und, wo die Ueberlieferung sie nicht bot, erfunden. Man fand den größten Reiz darin, den Tapfersten der Achäer sich als Liebhaber zu denken: Achilleus hatte nicht nur seine Jugendliebe auf Skyros, sondern gleich darauf auch eine zärtliche Neigung zur Iphigeneia und fand seinen Tod durch eine schwärmerische Liebe zur jüngsten Tochter des Priamos. Man machte ihn den ritterlichen Zeitgenossen ähnlich, welche zugleich durch Kriegsruhm und Frauengunst glänzten, wie man denn auch die höfische Sitte der Zeit, die Galanterie der Männer und die Coquetterie der Frauen auf die Gestalten der Sage übertrug. In ähnlicher Weise wurden die großen Götter mit Vorliebe in erotischen Verhältnissen dargestellt: während Apollo ursprünglich wegen einer Blutschuld dem Admetos diente, wurde er jetzt zu einem Liebhaber des schönen Jünglings, selbst die sprödesten Charaktere müssen sich dieser Umbildung fügen: Atalante, das Urbild rauher Jungfräulichkeit erscheint als trauernde Liebende am Sterbebette Meleagers. Grade die sentimentale, die unglückliche Liebe ist der Lieblingsvorwurf der alexandrinischen Kunst. Mit Recht führt Helbig als einen charakteristischen Zug die berühmte Geschichte des Prinzen Antiochos an, welcher aus Liebe zu seiner Stiefmutter erkrankte. So ist ein anderes Lieblingsbild die verlassene Ariadne schlafend am Strande von Naxos oder weinend dem Schiffe nachblickend, auf welchem der ungetreue Theseus davon-

eilt, und dazu als Gegenstück die Ankunft des Dionysos, welcher von seinen Satyrn und Bacchantinnen umgeben die Reize der Schlafenden bewundert; ein Satyr erhebt das Gewand der Schönen, wodurch die Scene eine stark sinnliche Färbung erhält, die natürliche Ergänzung der Sentimentalität. Dem entspricht denn auch die Vorliebe für badende Frauen wie Leda oder Diana und die oft sehr absichtliche Nacktheit. Alle diese Züge versetzen uns, wie Helbig ausführlich erörtert, in die Stimmung der theokritischen Idyllen, andererseits sind sie auch die lebendigsten Illustrationen zu der witzigen Anmuth Ovids und der sentimentalen Tändelei der römischen Elegiker. Je mehr aber dies Alles auch dem modernen Geschmack entgegen kommt, desto interessanter wird die Frage nach dem Unterschied unserer und der antiken Malerei. Sie hängt zusammen mit den Untersuchungen über das Naturgefühl der Alten und, da hier auf die Schlußabhandlung Helbigs verwiesen werden muß, so möge nur die Bemerkung erlaubt sein, daß auch auf diesem Gebiete wie auf so vielen andern sich die Frage aufdrängt, ob nicht der vielbesprochene Gegensatz des antiken und modernen Geistes sich im Wesentlichen als der noch immer dauernde Unterschied von Nord und Süd erweist.

C. Aldenhoven.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die politischen Verhältnisse Schwedens und Norwegens. — Aus Skandinavien. — Wenn wir hier eine Schilderung der politischen Verhältnisse der vereinigten Königreiche Schweden und Norwegen unternehmen, so gedenken wir uns dabei lediglich auf die innere Politik zu beschränken, denn die Beziehungen der beiden Reiche zum übrigen Europa sind von so entschieden klarer und freundschaftlicher Art, daß auch nicht der mindeste Anlaß zu einer Verwickelung mit irgend einer anderen Macht denkbar erscheint, ein Verhältniß, das allerdings erst nach der Thronbesteigung des jetzigen Königs, der — im graden Gegensatz zu seinem Vorgänger und Bruder — ein warmer Freund Deutschlands ist, möglich geworden. Nicht so erfreulich steht es dagegen mit der innern Politik beider Lande; es ist dabei besonders eigenthümlich, daß sie in dieser Beziehung so wenig gegenseitige Anknüpfungspunkte bieten, daß wir genöthigt sind, die beiden Reiche, die geographisch und dynastisch so eng mit einander verbunden sind, getrennt zu betrachten.

Wir beginnen mit Schweden. Seitdem im Jahre 1867 die alte Verfassung mit ihren vier Reichsständen aufgehoben und die neue mit dem Zweikammersystem eingeführt ist, hat sich ein bisher unbeachteter Stand zu großer

Bedeutung erhoben. Es ist dies der Bauernstand, welcher in der II. Kammer an und für sich schon das numerische Uebergewicht besitzt, und dem sich, zum Theil wohl aus persönlichen und eigennützigen Gründen, eine Anzahl durch Rang und Bildung hervorragender Männer angeschlossen hat. Die Partei, welche sich auf diese Weise gebildet, nennt sich die Landmannspartei; von den 195 Mitgliedern der II. Kammer gehören ihr ungefähr 120 an. In der I. Kammer, welche 128 Mitglieder zählt, hat die Partei allerdings auch einige Anhänger, allein ihre Zahl beläuft sich zur Zeit nur auf einige Zwanzig, so daß, wenn beide Kammern im Plenum stimmen — was geschieht, wenn sie über einen Gesetzvorschlag von einander abweichende Beschlüsse gefaßt haben —, die Landmannspartei nicht im Besitz der absoluten Stimmenmehrheit ist. Dennoch hat die Partei in sehr wichtigen, sie in hohem Grade interessirenden Angelegenheiten mehrfach den Sieg davon getragen, indem sie bei einem Theil des Adels, welcher in der I. Kammer sehr zahlreich vertreten ist, erfolgreiche Unterstützung fand.

Die geschworenen Gegner der Landmannspartei sind diejenigen Mitglieder der I. und II. Kammer, welche der sogenannten Intelligenzpartei angehören. Es sind dies die Beamten, Geistlichen und die übrigen studirten Leute, dazu Kaufleute und derjenige Theil des Adels, dessen Interessen nicht mit denen des Bauernstandes zusammenlaufen. Denn hauptsächlich, ja fast ausschließlich sind es die materiellen Interessen, welche die Bildung der Parteien herbeigeführt haben; eben deshalb steht man einander so schroff gegenüber und ist so wenig Aussicht auf ein für das Land wirklich gedeihliches Kompromiß zwischen den Parteien vorhanden. Auf der einen Seite stehen die Abgeordneten der noch in mancher Hinsicht privilegirten Städte und die Vertreter des abgabenfreien Grundbesitzes, sowie die Beamten, auf der anderen die Bauern, deren Grundstücke noch immer ganz unverhältnißmäßig stark belastet sind. Mag es wahr sein, daß diese Lasten so alt sind, daß die jetzigen Besitzer ihre Höfe um so Vieles billiger erhalten haben, als die Lasten, in Gelde berechnet, ausmachen, so wird dadurch doch die Thatsache nicht verändert, daß die bäuerlichen Ländereien im Ganzen genommen weit schwerer belastet sind als der übrige Grundbesitz im Lande. Man kann es den Bauern daher in der That nicht verdenken, daß sie, zumal da sie die Macht dazu in Händen haben, eine Veränderung dieses Verhältnisses anstreben. Freilich sind sie dabei meist ziemlich radikal zu Werke gegangen und überhaupt hat ihr Auftreten gegen die Regierung, namentlich in der letzten Zeit einen sehr oppositionellen Charakter gehabt, was mit der konservativen Gesinnung, von der sonst die Inhaber des Grundbesitzes beseelt zu sein pflegen, wenig übereinstimmt. Aber eben durch den materiellen Druck, von dem die Bauern erst in den allerletzten Jahren durch sehr günstige Con-

juncturen befreit worden sind, wurden sie ins oppositionelle Lager getrieben. Früher bildete die obenerwähnte Intelligenzpartei, welche man als die Nationalliberalen Schwedens bezeichnen könnte, die eigentliche Opposition und ihr Hauptorgan war das sehr weit verbreitete Stockholmer Blatt „Aftonbladet." Die Angriffe, welche von diesem gegen Regierung und Königshaus gerichtet wurden, gehören zu den stärksten, die in einem monarchischen Staate geduldet worden sind. „Die Monarchie" schrieb jenes Blatt einmal, „ist durchaus keine nothwendige Regierungsform für Schweden, wenn es dem Könige nicht gelingen kann, mit seinem Volke in Uebereinstimmung zu sein." Allein als nun die Landmannspartei allmählich an Kraft und Bedeutung wuchs und die Intelligenzpartei ihre Stellung gefährdet sah, mußte diese sich nach einer Stütze umsehn, die sie nur in der Regierung finden konnte, so daß die Partei nebst ihrer Presse jetzt ebenso regierungsfreundlich geworden ist, als sie bisher oppositionell war. Merkwürdig ist die genaue Parallele, die sich in dieser Hinsicht zwischen Schweden und Dänemark ziehen läßt, denn auch hier sind die Nationalliberalen aus entschiedenen Widersachern der Regierung, ja Verächtern des Königthums zu den treuesten Vorkämpfern des monarchischen Princips geworden. Und hier wie dort war es die wachsende Macht der Bauernpartei, welche diese merkwürdige Metamorphose veranlaßte.

Die beiden wichtigsten Differenzpunkte zwischen den Parteien sind: die Aufhebung der eingetheilten Armee und die Regulirung der Grundsteuern. Ueber die Unzulänglichkeit der erstgenannten Institution herrscht allseitige Einigkeit, abweichender Meinung ist man nur darüber, was an ihre Stelle zu setzen sei. Die Intelligenzpartei hätte am liebsten die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gewollt unter Convertirung der auf den bäuerlichen Grundstücken ruhenden Reallast der Ernährung der Soldaten in eine entsprechende Geldabgabe. Dem widersetzten sich mit Recht die Bauern, denn auf diese Weise hätten sie die Last der persönlichen Dienstleistung außer einer gegen früher unverändert großen materiellen Leistung erhalten. Daher trieben auch sie die Sache auf die Spitze und verlangten nun einfache Aufhebung der eingetheilten Armee, falls von einer wirklich*) allgemeinen Wehrpflicht die Rede sein sollte. Schon schien es, daß bei so diametral entgegengesetzten Forderungen der Parteien niemals eine Einigung erzielt werden könnte, es scheiterte ein Versuch nach dem andern, den die Regierung in dieser Beziehung machte. Dennoch kam es im vorigen Reichstag zu einem Kompromiß, und zwar ohne Zuthun der Regierung, indem die Parteien sich dahin einigten, daß nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht sowohl das Institut der

*) Es herrscht allerdings schon jetzt die allgemeine Wehrpflicht in Schweden im Princip, allein die Wehrpflichtigen, welche sich nicht anwerben lassen, haben nur eine Waffenübung von 15 Tagen, zwei Jahre hinter einander, durchzumachen.

eingetheilten Armee als auch die Grundsteuern abgelöst werden sollten. Es sollte nämlich der Werth derselben taxirt und das also gefundene Kapital durch jährliche Abträge von 3 Procent amortisirt werden. Die Regierung versprach aus diesem Anlaß zum nächsten Reichstag einen Wehrgesetzentwurf ausarbeiten lassen zu wollen und so schien es denn, als werde die wichtigste Differenz, die solange im Schoße des schwedischen Volkes geherrscht hatte, in naher Zukunft geschlichtet und ein besseres Verhältniß zwischen den Parteien im Volke wie zwischen der Regierung und der Landmannspartei angebahnt werden. Allein es schien nur so, bald machten sich Anzeichen kund, die auf neue Zerwürfnisse deuteten. Es wurden nämlich die Grundzüge des von der Regierung projektirten Wehrgesetzes bekannt, und die darin enthaltene Bestimmung, daß die Wehrpflichtigen wenigstens eine einjährige Ausbildung im Militärdienst erhalten sollten, erregte namentlich bei den Bauern die höchste Unzufriedenheit. Zahlreiche Versammlungen wurden aus diesem Anlaß abgehalten, man sprach seine entschiedene Mißbilligung gegen die Pläne der Regierung aus, indem man hinzufügte, daß für den schwedischen Jüngling eine weit geringere Ausbildungszeit genüge, um ihn zu einem tüchtigen Soldaten zu machen. Ob die Regierung es aus diesem Grunde unterließ, dem jüngst zusammengetretenen Reichstag überhaupt einen Wehrgesetzentwurf vorzulegen, vermögen wir nicht zu entscheiden; es geschah indessen nicht, sondern man begnügte sich mit der Erklärung, daß man vor dem Schluß des Reichstags denselben mit den Grundzügen der neuen Wehrordnung bekannt machen werde. Damit ist denn nun die Erledigung dieser so höchst wichtigen Angelegenheit wieder auf die lange Bank geschoben; und ohne die Umordnung des Heerwesens ist auch an eine Regulirung der Grundsteuern nicht zu denken.

Da der diesjährige schwedische Reichstag sich also nicht mit den brennenden Fragen zu beschäftigen haben wird, so wird sich kein großes Interesse an seine Verhandlungen knüpfen. Dennoch wird es an Anlässen zu Mißhelligkeiten zwischen der Repräsentation und der Regierung nicht fehlen und schon gleich zu Anfang der Session ist es zu sehr unliebsamen Erörterungen gekommen. Bei der Vorlage des Budgets, das übrigens als ein recht günstiges bezeichnet werden muß, sprachen sich in beiden Kammern — wie dies so Sitte ist — verschiedene Mitglieder über die allgemeine Finanzlage aus und knüpften daran zum Theil weitergehende Bemerkungen. So erklärte ein Mitglied der II. Kammer es für wünschenswerth, die Grundgesetzbestimmung zu verändern, wonach dem Könige das Recht eingeräumt ist, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen; man habe die traurigen Folgen dieser Berechtigung darin zu sehen bekommen, daß ein König von seinem Privilegium, das zur Ausführung von Rüstungen bestimmte s. g. kleine

Kreditiv zu verwenden, Gebrauch gemacht und 1,700,000 Rthl. zu Rüſtungszwecken benutzt habe, in der Abſicht Schweden an einem ſeinen Intereſſen zuwiderlaufenden Kriege (dem letzten deutſch-franzöſiſchen) Theil nehmen zu laſſen. Es ſei daher beſſer, daß in ſolchen Dingen die Landesrepräſentation mitzuſprechen habe.

Bedeutſamer noch iſt die Oppoſition, die ſich in der II. Kammer gegen den von der Regierung eingebrachten Vorſchlag einer Theurungszulage für die Beamten geltend machte, denn ſie legte ein deutliches Zeugniß ab von der Kluft, die zwiſchen den Intereſſen und Beſtrebungen der Regierung und denjenigen der Bauernpartei beſteht. Dieſe hat leider ein ſchwer auszurottendes Vorurtheil gegen die Beamten, in denen ſie ihre privilegirten Unterdrücker erblickt. Während der vorläufigen Verhandlungen über dieſe Gehaltsverbeſſerung hieß es von Seiten der Bauern, die Beamten möchten ſich einſchränken, wenn ſie bei ihrer gewohnten Lebensweiſe nicht mit ihrer Gage auskommen könnten. Uebrigens hat doch der betreffende Ausſchuß, der überwiegend aus Mitgliedern der Oppoſition beſteht, wenn auch unter Abweiſung des Regierungsvorſchlages, auf eine geringe proviſoriſche Gehaltserhöhung für die Beamten angetragen und es iſt alſo Ausſicht dafür vorhanden, daß ihnen eine ſolche zu Theil wird.

Der beſte Beweis von der zunehmenden Macht der Bauernpartei in der II. Kammer iſt der Umſtand, daß in dieſer Seſſion — was früher noch niemals der Fall geweſen iſt — die fünf wichtigen ſ. g. ſtehenden Ausſchüſſe, in welche eine gleich große Anzahl von Abgeordneten der I. und II. Kammer gewählt werden, größtentheils mit Mitgliedern der Bauernpartei beſetzt worden ſind. Dieſe Ausſchüſſe ſind folgende: 1) der aus 20 Mitgliedern beſtehende Conſtitutionsausſchuß, welcher Fragen behandelt, die Veränderungen im Grundgeſetz betreffen, das Staatsrathsprotokoll unterſucht, Gutachten über Beſchwerden gegen die Miniſter abgiebt und etwaige Streitigkeiten zwiſchen den Kammern entſcheidet; 2) der Staatsausſchuß, der aus 24 Mitgliedern beſtehend die Aufgabe hat, die Finanzlage des Landes zu unterſuchen und die Budgetvorlage der Regierung zu prüfen; derſelbe ſteht in enger Verbindung mit: 3) dem Bewilligungsausſchuß, der 20 Mitglieder zählt und ſpeciell über die Erhebung direkter Steuern ſein Votum abgiebt; 4) der Bankausſchuß kontrollirt die Verwaltung der Reichsbank und zählt 16 Mitglieder; 5) der Geſetzausſchuß, gleichfalls aus 16 Mitgliedern beſtehend, welcher die eingebrachten Geſetzvorſchläge zu behandeln hat. Außerdem können die Kammern jede für ſich oder gemeinſchaftlich Ausſchüſſe zur Behandlung von Angelegenheiten einſetzen, die nicht unter jene Kategorie fallen oder für die man ſpezielle Ausſchüſſe für geeignet erachtet. In jenen fünf wichtigſten Ausſchüſſen hat alſo wie angeführt die Oppoſition die Majorität, was der regie-

rungsfreundlichen Presse Anlaß zu heftigen Ausfällen gegen jene Partei gegeben hat, obgleich doch nicht abzusehen ist, warum dieselbe, wenn sie die gesetzliche Macht dazu hat, nicht davon Gebrauch machen soll. Diese Presse spricht immer von der jener Partei fehlenden „Intelligenz." Darin mag sie im Ganzen und Großen Recht haben, allein einmal bedarf es bei der Lösung der Fragen, die in das Ressort jener Ausschüsse fallen, durchaus keiner besonders großen Intelligenz, sondern nur tüchtiger Routine und etwas gesunden Menschenverstandes, Dinge, die ein Bauer, der viele Jahre hindurch Abgeordneter gewesen ist, sich wohl auch zuschreiben kann, und zweitens hat die Bauernpartei mehrere sehr tüchtige und feingebildete Männer zu ihrer Disposition, welche auf jedem Posten ihre Schuldigkeit thun werden. Daß diese vielleicht darauf ausgehn, ihre Partei zu eigennützigen Zwecken zu benutzen und mit ihrer Hülfe die jetzigen Minister verdrängen wollen, ist eine andere Sache und hat mit der Intelligenz Nichts zu thun; konnte die Presse also keinen bessern Grund anführen gegen die großen Erfolge der Opposition, so that sie wohl besser daran sich stillschweigend in das Schicksal der Intelligenzpartei zu finden, das wohl bald darin bestehen dürfte, nicht mehr die tonangebende Rolle im Staat zu spielen. Schweden selbst kann bei dieser Dekorationsveränderung nur gewinnen, denn Alles was an deutschfeindlichen, chauvinistischen, zu unbedachten Handlungen in der äußeren Politik geneigten Elementen sich überhaupt in Schweden fand, barg sich im Schoße der sogenannten Intelligenzpartei, welche jetzt ihre Rolle ausgespielt zu haben scheint.

In Norwegen sind die politischen Verhältnisse im allgemeinen durchaus anderer Art als in Schweden, und schon die Grundlagen dafür sind von den schwedischen ungemein verschieden. Es giebt in Norwegen durchaus keinen Adel, und auch die Geistlichkeit hat keine politische Bedeutung, wie sie dies in Schweden trotz der aufgehobenen Standesrechte immer noch hat. Der Bürgerstand beginnt erst jetzt, mit dem zunehmenden Wohlstande des Landes, zu einiger Bedeutung zu gelangen, und es ist für seine Stellung überaus bezeichnend, daß — abgesehen von den Kaufleuten — kein einziges Mitglied desselben sich als Abgeordneter im Storthing befindet. Die Kaufleute, als die Hauptinhaber der Kapitalien, spielen allerdings eine hervorragende Rolle, allein die wichtigsten Elemente im norwegischen Staatsleben sind doch die Beamten und namentlich die Bauern. Es gab eine Zeit — sie liegt freilich schon 40—50 Jahre zurück — wo die Beamten sowohl innerhalb der Landesrepräsentation, als auch außerhalb derselben das unbedingte Uebergewicht hatten, und wo sie das Land faktisch regierten. Später erhielten dann eine Zeit lang die Bauern die Oberhand. Dann kamen wieder die Beamten an die Reihe, bis abermals und zwar erst seit wenigen Jahren die Bauern sich das Uebergewicht verschafften. Es hing dies ziemlich genau

mit den materiellen Verhältnissen dieses Standes zusammen; in den fünfziger und im Anfang der sechziger Jahre war die Lage der Bauern sehr gedrückt, sie fanden keinen lohnenden Absatz für ihre Produkte, sie hatten nicht die erforderlichen Kapitalien, um dem meist nicht sehr fruchtbaren Boden zu größerer Produktivkraft zu verhelfen, es fehlten ihnen auch wohl Kenntnisse und Energie, um das Land in der rechten Weise zu bearbeiten. In allen diesen Dingen ist seit etwa zehn Jahren ein sehr fühlbarer Umschwung eingetreten; der Bauer ist wohlhabend, wenn auch nicht reich geworden und er fühlt sich deßhalb auch weit mehr als früher. Uebrigens hat der Bauer, außer seinen geringen Kommunalabgaben, durchaus gar keine öffentliche Lasten, und ihn drücken nicht, wie seinen schwedischen Landsmann, Grundsteuern und die Verpflichtung Soldaten zu ernähren.

Die Landesvertretung Norwegens besteht aus dem Storthing, welches in Einer Kammer 111 Mitglieder zählt. Dieselben werden durch indirekte Wahlen berufen, die Wählbarkeit ist an einen gewissen Census gebunden. Das Land ist in Wahlkreise eingetheilt, von denen $^1/_3$ auf die städtischen, $^2/_3$ auf die Landcommunen kommen. Danach sollte man glauben, daß im Allgemeinen die Vertretung in ungefähr demselben Verhältniß aus städtischen und ländlichen Abgeordneten bestehen würde. Dies ist aber, wie wir schon oben gesehen, keineswegs der Fall gewesen und man kann wohl sagen, daß im Ganzen genommen das städtische Element verhältnißmäßig das überwiegende war. Gegenwärtig, nach den im vorigen Jahre für die nächste dreijährige Periode abgehaltenen Wahlen befinden sich im Storthing 38 Landleute, 8 Lehnsmänner (ländliche Beamte), 10 Schullehrer (meistens vom Lande), 29 Staatsbeamten, 12 Kaufleute, 6 Advokaten und 8 zu anderen Kategorien gehörige Leute. Danach würden ländliche und städtische Abgeordnete sich ungefähr die Wage halten. Es besteht aber in Norwegen durchaus nicht der von uns oben geschilderte Antagonismus zwischen Stadt und Land wie in Schweden; weil nirgends ein Druck herrscht, versucht auch Niemand eine Last von sich ab und auf den andern zu werfen, und in dieser Beziehung herrschen also wirklich ganz musterhafte Zustände im Lande. Weil aber der Mensch nun einmal nie zufrieden ist, so haben sich auch die Norweger verschiedene Dinge ausgesucht, über die sie unzufrieden sein wollen. Diese Dinge konnten eben nur in der übrigens ganz vortrefflichen Staatsverfassung gefunden werden. Es entwickelte sich also nach und nach eine Opposition gegen die indirekten Wahlen, und da die Regierung sich ablehnend verhielt, richtete sich die Opposition gegen die Regierung selber. Dazu kam noch ein anderes Moment. Der norwegischen Staatsverfassung gemäß dürfen die Staatsräthe (Minister) nicht bei den Verhandlungen zugegen sein. Dies fand nun wiederum die Regierung unzweckmäßig und zu oft wieder-

holten Malen trug sie auf eine Abänderung dieser Bestimmung an, worauf das Storthing aber niemals eingehen wollte.

In diesen beiden Fragen hat man den ganzen Kern der zwischen der Regierung und der Landesvertretung schwebenden Differenzen. Die Opposition wird von dem Bankdirektor Sverdrup geleitet, der viele Jahre hindurch als Präsident des Storthing fungirt hat. Außerdem hat einige Zeit hindurch in dem Storthing eine extreme Partei bestanden, unter Führung eines gewissen Jaabäk, welche sich einigermaßen socialdemokratischen Ideen näherte. In Folge der letzten Wahlen ist diese Partei aber fast ganz aus dem Storthing verschwunden und kann man sie als nicht existirend betrachten.

Völlig unbegreiflich für Jeden, der nicht speziell in die norwegischen Verhältnisse eingeweiht ist, war es nun, daß im Storthing im Jahre 1872 ein Privatvorschlag eingebracht und mit großer Majorität angenommen ward, wonach den Staatsräthen die Theilnahme an den Verhandlungen des Storthing gestattet werden sollte. Es war ja eben dieß, was das Storthing seit zwanzig Jahren so hartnäckig abgelehnt hatte. Nun hätte man doch wenigstens glauben sollen, daß die Regierung mit beiden Händen zugegriffen hätte, um ihren so lange sehnlichst gehegten Wunsch jetzt endlich erfüllt zu sehen. Allein jetzt war plötzlich auch die Regierung anderen Sinnes geworden, oder wenn auch nicht grade dieß, so erklärte sie doch, daß sie nur auf den Vorschlag des Storthing eingehen könne, wenn zugleich andere wesentliche Aenderungen im Staatsgrundgesetz vorgenommen würden. Unter der Hand erfuhr man, daß darunter gemeint seien: Einführung des Zweikammersystems, Veränderung des königlichen Suspensitivvetos in ein absolutes und das Recht des Königs das Storthing aufzulösen. Es liegt auf der Hand, daß der Charakter der norwegischen Staatsverfassung, einer der freiesten, die es giebt, dadurch vollkommen umgewandelt worden wäre. Die Antwort des Storthing auf die Erklärung der Regierung war ein herbes Mißtrauensvotum gegen das Ministerium, das freilich nur mit 63 Stimmen von den 111 angenommen ward. Eine sehr scharfe Ministerkrise entstand. Von den Staatsräthen hatten zwei dem Könige ganz entschieden die Annahme des Storthingsbeschlusses wegen der Zulassung der Staatsräthe zu den Verhandlungen angerathen, zwei Andere hatten sich passiv verhalten, und nur die drei übrigen hatten den König zu seinem ablehnenden Beschluß zu überreden gewußt. Als nun das Mißtrauensvotum kam, wodurch ja allerdings das ganze Ministerium getroffen ward, nahmen sich nur jene beiden Staatsräthe, welche den Storthingbeschluß gebilligt hatten, auch das Mißtrauensvotum zu Herzen; sie nahmen und erhielten ihren Abschied, während die übrigen blieben. Im vorigen Jahre trat eine Art Waffenstillstand ein, zum Theil wohl durch den Thronwechsel veranlaßt. Dann wurden die neuen Wahlen abgehalten und diese fielen sehr conservativ aus. Die Folge davon zeigte sich sogleich bei der Präsidentenwahl, indem Sverdrup dießmal nur 63 Stimmen erhielt, während ihm sonst meist fast alle Stimmen zufielen.

Einer der ersten Vorschläge, der dem am 10. Februar vom Könige feierlichst eröffneten Storthing vorgelegt ward, betraf die Zulassung der Staatsräthe zu den Sitzungen, allein es waren daran folgende fünf Bedingungen geknüpft: Recht des Königs, das Storthing aufzulösen und neue

Wahlen auszuschreiben, Festsetzung der Dauer der Storthingssessionen zu vier Monaten, Bestimmung der Vergütung der Abgeordneten zu 3 Spezies ($4^1/_2$ pr. Thlr.), eine Bestimmung wegen der Ministerpension und Aufhebung der Bestimmung, daß der König noch vor dem Schluß des Storthing die von diesem gefaßten Beschlüsse sanctionirt, resp. vorläufig zurückgewiesen haben müsse. Man muß freilich gestehn, daß die Situation der Regierung verhältnißmäßig sehr günstig ist, allein es ist doch sehr fraglich, ob sich eine Majorität im Storthing für die Annahme aller dieser Bestimmungen finden wird; namentlich dürfte die erste Bedingung auf entschiedenen Widerstand stoßen. Man kann daher wohl annehmen, daß der Regierungsvorschlag abgelehnt werden wird. Hingegen ist nicht unwahrscheinlich, daß die Opposition, die immer noch in der Majorität ist, ihren alten Vorschlag, die Zulassung der Staatsräthe zu den Sitzungen betreffend, wieder aufnehmen wird. Einmal noch kann die Regierung denselben abweisen, weiter aber erstreckt sich das Veto des Königs nicht, und wird der Beschluß zum dritten Male vom Storthing gefaßt, so wird er dadurch ohne weiteres zum Gesetz. Auf diese Angelegenheit konzentrirt sich gegenwärtig das Interesse, welches das Ausland im allgemeinen an den inneren politischen Verhältnissen Norwegens nehmen kann. Im übrigen sind diese sehr normaler und darum glücklicher Art.

Beschwerden der Reichslande. Vom Oberelsaß. — Vor Kurzem ist in Paris unter dem Titel les Prussiens en Alsace ein Werk erschienen, welches beabsichtigt durch die Erzählung der Schandthaten der Eroberer zur blutigen schrecklichen Rache aufzustacheln: wenigstens sollte man diesen Zweck nach einer der ersten entsetzlichen Verwünschungen Kaiser Wilhelms annehmen. Der weitere Inhalt ist jedoch im höchsten Grad harmlos, wenn man davon absieht, daß einigen Persönlichkeiten und grade denjenigen, welchen man am liebsten beikommen möchte, aber nicht kann, einige schlechte Eigenschaften angedichtet werden, welche aber im Vergleich zu den gemeinen Schmähungen der ligue d'Alsace recht unschuldig erscheinen. Der größte Theil der erzählten Anecdoten spielt in Mülhausen und nach eingezogenen Erkundigungen haben dieselben meist einen gewissen historischen Hintergrund, welcher aber in einer Weise verstellt und erweitert ist, daß man vor dem Kaffeeklatsch der dortigen Damen alle Achtung haben muß. Grad aus diesem Grund hat jenes Werk für uns einen gewissen Werth, denn es zeigt uns, worüber denn namentlich in den einheimischen Kreisen geklagt wird. Zunächst beweist es von Neuem, daß man in Folge der strengen französischen Centralisation noch nicht gewöhnt ist, über die wirklich das engere Vaterland interessirenden Fragen der Gesetzgebung, Verwaltung und Kirche ein maßgebend sein wollendes Urtheil sich zu bilden. Die in dieser Hinsicht schon eingetretenen einschneidenden Aenderungen werden ohne Kritik, man möchte oft sagen ohne Bewußtsein hingenommen; einsichtige Beobachter haben schon längst gezweifelt an der Fähigkeit der Elsaßlothringer sich selbständig zu regieren und daher über die Autonomiebestrebungen die Achseln gezuckt.

Desto lebhafter kritisirt man in elsässer Kreisen Kleinigkeiten und ist dabei freilich nicht zu leugnen, daß die Verwaltung und die einzelnen Deutschen in dieser Hinsicht oft Gelegenheit zu Klagen und Spott geben. Es interessirt

vielleicht Ihre Leser einzelne Züge hervorzuheben, von denen auch jenseit des Rheins manche zur Selbstkritik anregen können. Bekannt ist, wie grade der Franzose mit großer Nachsicht gegenüber den Fehlern auftritt, die Ausländer im Gebrauch seiner ja so ungemein schweren Sprache machen. Diese Eigenschaft halten auch die Elsässer fest, höchstens gegenüber denjenigen nicht, welche ohne Grund sich der Kenntniß der französischen Sprache rühmen. Ganz anders treten dagegen vor Allem die deutschen Unterbeamten auf, selbst was die elsässer Dialecte anbetrifft; es fehlt ihnen eben die Höflichkeit, die auch heut noch bei den Franken dem „Edlen und Bürger, wie dem Bauer gemein, und Jeder empfiehlt sie den Seinen." Wenn die Klagen hierüber im Gegensatz zu vor zwei Jahren verstummt sind, so ist dies leider nur zum kleinsten Theil einer Besserung der Beamten, vielmehr der allmählichen Gewöhnung zu danken. Vor Allem giebt die Bahnverwaltung in dieser Hinsicht noch immer zu den meisten Beschwerden Anlaß. Es muß beleidigen, wenn diejenigen Beamten, welche am meisten mit dem Volk zu verkehren haben, immer und immer wieder ihre Eigenschaft als Deutsche laut polternd geltend machen und geringschätzig über Frankreich, französische und hiesige Gebräuche und Gewohnheiten sprechen. Der Elässer verträgt auch eben nicht die absprechende Kritik dessen, an was er sich von Jugend gewöhnt hat, und er fühlt sich daher gewiß nicht sympathisch berührt, wenn er aller Orten von den Deutschen hören muß, daß die Einheimischen Nichts werth, ihr Character falsch, ihre Ackerwirthschaft unvernünftig, ihre Speisen und Getränke ungenießbar, überhaupt in dem hiesigen Lande für einen gebildeten Menschen — und das ist eigentlich allein der Deutsche — nicht zu leben sei. Man sollte doch endlich in den betreffenden Kreisen einsehen, daß jeder Bezirk naturgemäß seine Eigenthümlichkeiten hat, und daß man im Elsaß andere Lebensgewohnheiten haben muß und hat, als in der Mark z. B. Freilich hört man auch in Gesellschaft höherer Beamter, namentlich von Damen oft genug Klagen, daß man hier Nichts bekommen könne und sich Alles von Hause schicken lassen müsse, wobei die reizenden Rednerinnen aber nicht beachten, daß jede von ihnen einen andern Gegenstand vermißt, weil eben fast jede aus einer andern Provinz kommt. Uebrigens kann man zugeben, daß die deutschen Frauen in einer Hinsicht rasch von den einheimischen Damen gelernt haben, sich eleganter und gefälliger zu kleiden; selbst Laien war es leicht den Unterschied in dem Geschmack derselben zum Nachtheil der eben Eingewanderten zu erkennen. Wie viel mehr mußte dieses für Damenaugen der Fall sein, auch wenn die glühenden Patriotinnen des Elsasses nicht so neugierig das Leben und Treiben der deutschen Kolonie beachtet hätten, wie es, mit einziger Ausnahme vielleicht von Straßburg, überall der Fall ist. Wenn auch selbst in kleineren Orten die Eingebornen sich von den Cafés oder wenigstens denjenigen Räumen, in denen die Deutschen und vor Allem die Offiziere verkehren, zurückziehen, sie ignorirten dieselben keineswegs und waren bald mit allen Liebhabereien und Schwächen derselben genau bekannt; in den kleineren Städten, in denen es schon eher einmal gelingt, mit Elsässern in näheren Verkehr zu treten, ist öfters Gelegenheit geboten, sich zu überzeugen, wie ausgezeichnet letztere über alle möglichen Verhältnisse der Beamten unterrichtet sind. Mit Bedauern hört man, daß diesen Quellen z. B. all die Feindschaften und Eifersüchteleien nicht nur der Frauen sondern

auch der Ehemänner, entsprungen aus Herrschsucht, Stolz, Ehrgeiz und Sucht eine Rolle hier zu spielen, die man zu Hause wohl nie beansprucht hätte, durchaus nicht fremd sind. Leider sind derartige Reibereien fast überall, nicht nur an den Sitzen der höheren Behörden; in den meisten Orten ist der Bestand der Kasinos schon mehrmals gefährdet gewesen und erst in den letzten Wintermonaten scheint die Erkenntniß mehr sich zu verbreiten, daß es gilt zusammenzuhalten und sich unter Begebung eigener Ansprüche auch den Launen anderer zu unterwerfen. Freilich ist zu wünschen, daß der Geselligkeitstrieb endlich aufhöre sich dem Publicum durch lange Nachtsitzungen mit lautem Nachhausegehen kund zu geben. Das Urtheil der Einheimischen wird ohnehin, auch wenn diese Störungen wegfallen sollten, noch längere Zeit ungünstig bleiben, weil sie den starken Verkehr und Verzehr in den Cafés nicht kannten, dessen sich die Eroberer befleißigen. Bei der großen Zahl unverheiratheter Beamter erscheint dieser Wirthshausleben natürlich noch ausgedehnter, aber immerhin mußte sich der Einheimische erst langsam daran gewöhnen, daß auch die höheren Beamten sich zum Biertrunk in öffentlichen Localen versammeln. Sie brachten damit nothwendig den andern Umstand in Verbindung, daß manche Vorgesetzte sich in einen vertraulichen Verkehr mit Untergebenen setzen, wie er selbst in Deutschland höchst selten, aber vor Allem in Frankreich gar nicht üblich ist. Dazu trat denn die fernere Beobachtung, daß einzelne Spitzen der Behörden absolut der Fähigkeit ermangeln, auch nach Außen ihre Stellung wahrzunehmen. In der französischen Verwaltung, in welcher ja die persönliche Leitung der Verwaltungschefs so wesentlich hervortritt, wurde von jeher bei derartigen Ernennungen — es sei hier namentlich der Präfecten, Unterpräfecten, Principale der collèges (Vorsteher der Secundärschulen) gedacht — auf das gesellschaftliche Talent, auf die Fähigkeit der Candidaten auch durch ihre Persönlichkeit sich in der Gesellschaft Stellung zu verschaffen gesehen. Die deutsche Regierung aber hat lediglich — wenn auch keineswegs immer mit Erfolg — auf die Fähigkeit sich in der bureaukratischen Maschine als Glied brauchen zu lassen Rücksicht genommen.

Diese Beschwerden, noch mehr aber die darüber, daß die preußische Bureaukratie sich unfähig zeigt, im Sinn französischer Verwaltungsgesetze ohne einen fürchterlichen Schreibapparat zu arbeiten, wären an und für sich die Abgeordneten des Elsasses zu äußern berufen gewesen und das Land hat bei den Wahlen darauf gerechnet, daß dies der Fall sein würde. Ob aber die Geistlichkeit, welcher die Vertretung desselben jetzt allein obliegt, dazu fähig ist, bezweifle ich vorläufig, da den in Berlin tagenden Gliedern derselben die nöthige parlamentarische Vorkenntniß noch abgeht. Doch giebt es darunter Puncte, die leicht zu begreifen sind. So z. B. weiß jeder Bürgermeister von der ungeheuren Correspondenz zu erzählen, welche er jetzt zu führen hat; er bekommt namentlich in Rechnungssachen — die Kreisdirectionen haben die Prüfung der Gemeinderechnungen — eine Anschauung von deutschem Geschäftsgang, die ihn zum Streit mit der Gemeinde, zur eigenen Unzufriedenheit und schließlich wohl zur Arbeitseinstellung zwingt. Jeder Subalternbeamte scheint sich verpflichtet zu halten den Beweis zu führen, daß die soviel gepriesene Genauigkeit der Oberrechnungskammer vor Allem in größeren Verhältnissen zu einem vollständigen Stillstand der Verwaltung führen muß. An jedem Belag, an jeder Aufstellung wird „monirt", das Resultat ist, daß

die Gläubiger erst nach unendlicher Schwierigkeit ihr Geld erhalten und entweder bedeutende Preiserhöhung in solchen Fällen eintreten lassen oder überhaupt zu arbeiten verweigern. Eine Reihe von Formalitäten wird eingeführt, die gradezu Lächerlichkeiten veranlassen. Wie überall, ist eben auch in Elsaßlothringen die Bureaukratie rücksichtslos gegen das Publikum; davon ist auch die Generaldirection der Eisenbahnen der Reichslande nicht auszunehmen; die Verhältnisse im Frachtgeschäft sind trotz der enormen Geldmittel, die ihr zur Disposition gestellt sind, auch heut noch nicht geordnet und zahlreichen Beschwerden antworten oft noch nicht militärpflichtige Beamten mit derselben Empfindlichkeit, mit welcher jede Aeußerung der Presse über die Mißstände auf der Generaldirection aufgenommen wird. Das interventionslustige Reichseisenbahnamt möge doch hier einmal seine Kräfte zeigen; da die Geldfrage nicht wesentlich zu sein scheint, wird man ihm vielleicht nicht den Widerstand leisten, den es anderwärts bei der ohnehin gesunkenen Rentabilität findet.

Unter den deutschen Beamten herrscht, namentlich in den kleineren Orten eine ziemliche Mißstimmung, wobei freilich nicht geleugnet werden soll, daß dieselben daran zum Theil schuld sind. Dieselben kommen mit Ansprüchen auf Stellung und Lebensgenuß, an welche sie in diesem Umfang zu Haus nicht denken durften, und namentlich die kleineren Beamten entwickeln oft einen Luxus, der denn doch die Vorgesetzten zu größerer Aufmerksamkeit veranlassen sollte. Man sollte doch an maßgebender Stelle bedenken, daß hier vor allem die Ehre des gesammten deutschen Beamtenstandes in Frage steht. Aber die Purification der ersten in der Noth des Krieges, später in Folge unglücklicher Wahl angestellten Elemente schreitet nur langsam vor; namentlich bei höheren Beamten scheint man die begangenen Fehler durchaus nicht eingestehen zu wollen. Freilich melden sich von den alten Landen nur noch wenig Kräfte, welche gewillt sind, weit weg von der Heimat unter theuern Verhältnissen bei demselben Gehalt als dort zu leben. Dazu kommt die unbillige Fixirung der Gehälter. Nachdem die Regierung das Fett für sich abgeschöpft, ist den anderen Behörden nur vereinzelt eine Erhöhung bewilligt worden. Dabei kommt es denn aber vor, daß junge Subalternbeamte höheren Gehalt beziehen, als etatsmäßige Mitglieder der Behörde selbst, die vielleicht 10—15 Jahr älter im Dienst sind, wobei noch zu erwägen ist, daß letztere im Gehalt und Rang bei dem verhältnißmäßig jungen und gleich hohen Alter nur langsam avanciren können. Ausgleichungen sind unvermeidlich, werden aber wegen der so nothwendigen neuen Steigerung der Ausgaben schwer zu erringen sein, so lange namentlich noch auf dem Landeshaushalt Ausgaben stehen, wie für das Straßburger Theater, welches trotz seiner ungeheuren Subvention jetzt doch bereits am Ende angelangt ist; wenigstens trieb der von sich und seiner Kulturmission wunderbar überzeugte Director nun bald fast alle noch irgendwie brauchbaren Kräfte durch persönliche Streitigkeiten fort.

Den Straßburgern ward der Anfang der Fastenzeit wirklich zur Bußezeit. Hatte freilich der verzögerte Eintritt unsrer Abgeordneten Zweifel bereits erweckt, ob vor dem Protest Lauth, Häffely, Teutsch sofort das deutsche Kaiserreich in seinen Grundvesten werde erschüttert werden, hatte man namentlich schon angefangen, über den Werth seines neuen Bundesgenossen, des Ultramontanismus nachzudenken, in welchem man aber immer noch

den Reichsfeind begrüßte, so kam die Nachricht von der Erklärung des Bischofs Räß doch so überraschend und wirkte so niederschmetternd, daß man kaum zur Besinnung wieder gelangte. Wir hätten dem friedfertigen alten Herrn wahrlich nicht wünschen mögen, in diesen Tagen sich in Straßburg zu zeigen, er hatte Bismarck vollständig als Object aller Beschimpfungen ersetzt. Aehnlicher Eindruck wird namentlich auch aus Mülhausen gemeldet, wo man ohnehin anfängt einzusehen, daß man mit der Ernennung Häffelys als Vertreter einer Stadt, welche auf Bildung und strenge Kirchlichkeit Anspruch macht und Persönlichkeiten aufweisen kann, die sich eines europäischen Ansehens mit Recht erfreuten, im Bund mit der ligue d'Alsace und den Ultramontanen sich lächerlich gemacht hat. Die Baseler, genaue Beobachter der hiesigen Entwicklung boten bei ihrem letzten Fastenzug den Elsässern durch zahlreiche beißende Karrikaturen Gelegenheit, sich zu erinnern, auf welchen Irrwegen sie wandeln. Wird es aber helfen?

Die Folgen einer Beerdigung. Aus Schwaben. — Die Beerdigung von David Friedrich Strauß in Ludwigsburg soll nun, nachdem mehrere Wochen darüber hingegangen sind, noch ein Nachspiel erhalten, an welchem freilich der Todte selbst unschuldig ist, und dessen auch diejenigen nicht gewärtig sein konnten, welche bei jenem einfachen Akte der Pietät zugegen waren. Es war bei diesem Anlaß taktvoll Alles vermieden worden, was irgendwie Anstoß hätte erregen können. Dafür, daß die Leichenfeier schlicht, in den einfachsten Formen gehalten war, hatte schon der letzte Wille des Verstorbenen gesorgt, und auch ohne diesen ausdrücklichen Wunsch hätte man ja anders nicht in seinem Sinne handeln können. Die kirchlichen Gebräuche waren begreiflicherweise ausgeschlossen, aber auch eine Rede am Grabe hatte sich Strauß verbeten. Außer einem Gesang — für den er den Mozart'schen Chor: O Isis und Osiris mit einem selbstgedichteten Texte bestimmt hatte, der sich aber bei der Kürze der Zeit nicht mehr ausführen ließ — wollte er nur einen kurzen Nachruf aus Freundesmund zulassen. Und so geschah es. Es sprachen nacheinander drei Jugendfreunde des Todten warmempfundene Worte des Abschieds; der Eine von ihnen zugleich aus den Erinnerungen einer weit zurückliegenden Zeit ein gedrängtes Bild von dem persönlichen Charakter des Verstorbenen entwerfend mit jenen menschlich liebenswürdigen und zarteren Zügen, welche der großen Welt weniger bekannt geworden sind. Kein Wort, das die theologischen Ansichten oder die Streitigkeiten, die der Kritiker des Lebens Jesu heraufbeschwor, berührt hätte. Bei allen Anwesenden — und es waren nicht ausschließlich Gesinnungsgenossen von Strauß zugegen — ließ die Feier einen würdigen, ja ergreifenden Eindruck zurück. Nichts Demonstratives hatte sich eingedrängt. Man trennte sich von dem Grab mit der versöhnenden Empfindung des Friedens, in den dieses Leben voll Streit nunmehr aufgenommen war.

Der Unfriede sollte noch kommen. Die Frommen unsres Landes konnten zum Hingang eines Mannes, der ihnen so großes Herzeleid bereitet hatte, zu seiner Beerdigung, bei der sich eine so lebhafte Theilnahme gezeigt hatte, unmöglich schweigen. Es soll nicht gesagt werden, daß sie gerade deßwegen, weil die Feier so würdig und nach den öffentlichen Blättern eindrucksvoll verlaufen war, Aerger empfanden, aber jedenfalls hielt dieser Umstand sie

nicht ab, ihren Aerger an den Tag zu legen. Und sie hatten bald einen Punkt herausgefunden, an dem sie hoffen konnten, den Hebel zu einer weiteren Agitation recht geschickt und wirksam anzusetzen. Jener Redner, welcher als einer der nächststehenden Jugendfreunde, bis in die Erinnerungen der Blaubeurer Seminarzeit zurückgreifend, von dem persönlichen Charakter des Verstorbenen gesprochen hatte, war nämlich ein Mann, der eines der höchsten, einflußreichen Staatsämter bekleidet, kein anderer, als der Direktor der königl. Oberstudienbehörde, der oberste Vorgesetzte unsrer höheren Lehranstalten, einschließlich die evangelisch-theologischen Seminarien. Das war schon erschwerend genug. Aber nun hatte sich dieser Redner, Direktor v. Binder, noch ein besonders bedenkliches Wort zu Schulden kommen lassen. Als ihm nämlich das offene Grab des Freundes im Auge vor innerer Bewegung die Stimme versagte, brach er rasch ab mit einigen auf die Zukunft deutenden Worten, die in den öffentlichen Blättern folgendermaßen wiedergegeben waren: „das deutsche Volk wird deiner eingedenk sein, die deutsche Jugend wird dich nicht vergessen!" Triumph! Da hatte man ja alle Elemente einer wohlconditionirten Denunciation in wünschenswerthester Weise beisammen. Da stand vor der Grube des „Gottesleugners" ein Mann, dem der König die Leitung der Lehranstalten des Landes anvertraut hat, der hielt eine Rede „zur Verherrlichung" des Gottesleugners, ja er scheute sich nicht, der Jugend, deren Bildung ihm anvertraut ist, das Gedächtniß eines Mannes ans Herz zu legen, dessen Lehre zum Umsturz von Sitte, Familie und Staat führen, ja unfehlbar dem Socialismus in die Arme treiben muß! Was brauchte man weiter, um neben dem verhaßten Todten zugleich einen seiner Freunde zu treffen und, wenn Alles glückte, sogar von seinem einflußreichen Posten zu verdrängen?

Die Agitation wurde längere Zeit im Stillen betrieben, bevor sie an die Oeffentlichkeit trat. In Betstunden und auf den Kanzeln, die in jener Zeit eifrig mit der Seele des Gottesleugners beschäftigt waren, wurde auch das am Grab gegebene Aergerniß verarbeitet. Aber bald genügten die Kanzeln nicht mehr. Das „christliche Bewußtsein unsres Volks" verlangte einen demonstrativen Ausdruck seiner Entrüstung. Frühzeitig scheint man auch in allerhöchsten Kreisen eindringlich auf das Aergerniß hingewiesen zu haben. Sondirungen, die wegen der Wirkung einer direkten Eingabe an das Ministerium vorgenommen wurden, sollen jedoch nicht ermuthigend ausgefallen sein. So wählte man den Weg einer öffentlichen, mit Unterschriften bedeckten Protestation, die zugleich eine ganz unverblümte Denunciation gegen Dr. v. Binder als Leiter unserer Unterrichtsanstalten war. Das christliche Aktenstück war unterzeichnet von der Mehrzahl der Stuttgarter Geistlichen und von den Zugehörigen der pietistischen Gemeinde daselbst; was sonst an Unterschriften beigebracht war, hatte nicht viel zu bedeuten. Nicht Wenige, die um ihrer bekannten kirchlichen Gesinnung willen zur Unterzeichnung aufgefordert worden waren, hatten von einer so offenbaren Denunciation die Hand fern gehalten. Die Zahl der Unterschriften war immerhin erheblich.

Als die Erklärung im Schwäbischen Merkur erschien, war das Aufsehen um so größer, je vorsichtiger man sonst heikle Controversen religiöser Art hier zu Lande anzufassen pflegt. Es verrieth sich in dem öffentlichen Schritt der „Herren Ankele und Genossen" ein bösartiger Fanatismus, w.

er sich in Württemberg lange nicht hervorgewagt hat. Daß ein hochgestellter Staatsbeamter, dessen Charakter und amtliche Verdienste allgemein geschätzt sind, in solcher Weise zum Gegenstand eines dreisten Anfalls gemacht wird, ist doch selbst bei Sydow- und anderen Fällen nicht dagewesen. Und vergegenwärtigte man sich, wie nahe der Freund dem Freund gestanden war, wie innig überhaupt die Beziehungen sind, die unter den Genossen einer „Seminarpromotion" sich zu bilden und meistens auch religiösen und politischen Meinungsverschiedenheiten zum Trotz auszudauern pflegen, so trat erst das Gehässige der Anklage in ihr volles Licht. Uebrigens erfuhr man jetzt auch von tieferliegenden Motiven, welche bei derselben mitspielten. Den Frommen im Lande war der Director des Oberstudienraths, der, wie sie sagen, den „rechten Glauben" nicht besitzt, schon lange eine unbequeme Persönlichkeit. Wiederholt waren ihm, namentlich bei der Leitung des Stuttgarter Gymnasiums von dieser Seite Schwierigkeiten bereitet worden. Auch ist es ihnen schon längst ein Dorn im Auge, daß die evangelisch-theologischen Seminarien nicht der kirchlichen, sondern der Studiendirection unterstellt sind. Diese Pflanzschulen der künftigen Geistlichkeit unter die Zucht der Kirche zu bringen, ist ein alter Wunsch der Strenggesinnten. Freilich sind aus diesen Anstalten Männer hervorgegangen, an denen sie wenig Freude haben können: Hegel und Paulus, Baur und Zeller, Schwegler und Vischer, von dem Gottesleugner Strauß gar nicht zu reden, dessen Werke verdrießlicherweise in diesen Seminarien noch immer fleißig gelesen und studirt werden. Man sieht, welchen ernsten Hintergrund die Agitation hat, sie gilt zuletzt dem wissenschaftlichen Charakter dieser Lehranstalten, die doch schwerlich ihres begründeten Rufes sich erfreuen würden, wenn ihr Studienplan unter der einseitigen Controle einer herrschenden kirchlichen Partei stünde.

Welche Folgen die Agitation haben wird, läßt sich für jetzt noch nicht übersehen. Das Ministerium wird für den Schmerzensschrei vorläufig taub sein, wie denn derselbe eine erste Antwort schon damit erhalten hat, daß das amtliche Blatt des Königreichs sich weigerte, der Denunciation seine Inseratenspalten zu öffnen. Indessen ist abzuwarten, ob die Protestirenden weitere Schritte versuchen oder die Agitation im Lande ausbreiten werden. Auch an Gegenschritten aber wird es nicht fehlen. Es werden Erklärungen zu Gunsten des Angegriffenen vorbereitet, welche zumal auch nach außen dem Verdachte wehren sollen, als ob jener Protest im Sinne des württembergischen Volkes abgegeben sei. Und so dient er denn möglicherweise dazu, die kirchlichen Fragen hierzulande überhaupt einigermaßen in Fluß zu bringen. Bekanntlich herrscht in der protestantischen wie in der katholischen Landeskirche der Grundsatz, wo irgend möglich die bedenklichen Fragen todtzuschweigen, von welchen andere Länder beunruhigt sind. So wenig wie den Altkatholicismus, kennen wir den Protestantenverein. Es herrschte bis dahin eine Art Waffenruhe, eine stillschweigende Uebereinkunft zu gemüthlicher Aufrechterhaltung des status quo, eine gegenseitige, wenn auch mißtrauische Toleranz. Jetzt ist der Waffenstillstand gebrochen, und ob die muthigen Angreifer von den Folgen erbaut sein werden, mag die Zukunft lehren.

Ausgegeben: 13. März 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Völkerkunde und Sprachforschung.

Vergleicht man den Stand der Anthropologie und Ethnologie am Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit dem was diese beiden seitdem zu selbständigen Wissenschaften herangewachsenen Disciplinen heutzutage sind und bedeuten, so muß sich hier noch entschiedener, als gewöhnlich bei solchen Rückblicken in die Geschichte einer Wissenschaft der Fall ist, der Gedanke aufdrängen, wie wir es so herrlich weit gebracht. Noch vor etwa hundert Jahren sah man es als eine That an, als der Göttinger Anthropolog Blumenbach seine bekannte Eintheilung des Menschengeschlechts in fünf getrennte Hauptrassen aufstellte; heute ist man längst nicht mehr zufrieden damit, die verschiedenen Hauptarten unter den menschlichen und thierischen Species erkannt zu haben, sondern auch den Entstehungsgrund dieser Verschiedenheit sucht man zu ermitteln, ja noch mehr, die Darwin'sche Lehre, welche die Lösung *dieses* Problems zu geben unternimmt, hat einen mächtigen Einfluß schon weit über die engeren Kreise der Zoologie und Anthropologie hinaus zu äußern begonnen und konnte mit dem Anspruch auftreten, einer ganz neuen Philosophie und Lebensanschauung als Grundlage zu dienen. Geräuschloser, aber nicht weniger durchgreifend hat seit Anfang des Jahrhunderts die junge Disciplin der Linguistik begonnen, sich zunächst auf den ihr benachbarten Forschungsgebieten Geltung und aufmerksame Beachtung zu verschaffen, und wie die Anthropologie unserer Tage sich wesentlich in den von dem Zoologen Darwin ihr gewiesenen Bahnen bewegt, so sind jetzt wohl die meisten Ethnologen bereit, sich bei allen tiefer dringenden Untersuchungen über die großen Hauptfragen ihrer Wissenschaft der Führung der Linguistik anzuvertrauen. Schon sind auf diesem Wege große Ergebnisse erzielt; die scheinbar unähnlichsten Volksstämme sind z. B. durch den erst vor einigen Jahren durch Bleek erbrachten Nachweis eines südafrikanischen Sprachstammes als Abkömmlinge *eines* Urstammes erkannt, namentlich ist aber die ganze Urgeschichte der vorzugsweise geschichtlichen, uns am nächsten angehenden Kulturvölker Europas und Asiens durch die Entdeckung des indogermanischen und die eingehendere Erforschung des semitischen Sprachstammes in ein völlig neues Licht gerückt worden. Auch hier aber ist nach so raschen Erfolgen eine gewisse Ueberhebung nicht ausgeblieben, auf die in diesen Blättern schon in

der Neujahrsbetrachtung des vergangenen Jahres kurz hingewiesen worden. Hauptsymptom derselben ist die kategorische Bestimmtheit, mit der nicht wenige Ethnologen und Linguisten schon jetzt in der ethnologischen Hauptfrage nach der ursprünglichen Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechts glauben aburtheilen zu dürfen.

Stammen die Menschen von einem Paare oder von mehreren ab? Statt aller Antwort weisen die Einen auf die mindestens sieben grundverschiedenen Sprachstämme hin, welche die Linguistik der Mehrzahl ihrer Vertreter nach gegenwärtig anerkennt; mit noch größerer Zuversicht behauptet eine kleine, aber durch die Popularität ihres Führers, Max Müller, sehr mächtige Gegenpartei unter den Sprachforschern, daß die nur drei Sprachstämme, die sie als fundamental verschieden gelten läßt, der arische, semitische und turanische, sich ohne Gewaltsamkeit ebenfalls auf eine ursprüngliche Einheit zurückführen lassen und mithin die Sprachwissenschaft dem Festhalten an der mosaischen Erzählung von der Abstammung des Menschen von Adam und Eva keine Schwierigkeiten bereite. Auf welcher Seite liegt die Wahrheit? Oder sollte etwa dieser Gegensatz, der die meisten Sprachforscher in zwei heftig sich befehdende Heerlager theilt, von vornherein allzu schroff gefaßt sein und wie so viele wissenschaftliche Controversen nur auf einer unrichtigen Fragstellung beruhen? Hierauf ungefähr läuft die Ansicht hinaus, welche eine amerikanische Autorität, der Newhavener Professor des Sanskrit, W. D. Whitney, schon vor mehreren Jahren in seinen trefflichen, auch von allen deutschen Fachgenossen, die sie kennen, hochgeschätzten Vorlesungen über Linguistik betreffs des fraglichen Streitpunktes ausgesprochen hat. Um so mehr verdient dieses amerikanische Urtheil Beherzigung, da es zugleich eine sehr nachdrückliche Mahnung zur Bescheidenheit enthält, die sich an die Adresse der Sprachforscher richtet. Es wäre recht sehr zu wünschen, daß Keiner derselben an dieser von collegialischer Seite stammenden Selbstkritik achtlos vorüberginge: aber auch für weitere Kreise, für jeden Freund der Wissenschaft überhaupt ist sie von Interesse theils der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, auf den sie Bezug hat, theils weil sie von sehr beachtenswerther und doch nur erst wenig beachteter Seite stammt. In den folgenden Ausführungen, mit denen ich in gedrängter Kürze die obigen Fragen zu beantworten suche, werde ich daher meistentheils an Whitney's bezügliche Aeußerungen anknüpfen können.

Um hier gleich das Ergebniß der ausführlichen Deductionen Whitney's vorauszunehmen: er hält dafür, daß sich die Linguistik in der Frage nach der ursprünglichen Einheit oder Vielheit der Menschenrassen für incompetent erklären müsse. Sein Räsonnement zerfällt demgemäß in zwei Haupttheile, einen längeren, in dem er bemüht ist, darzuthun, daß die Linguistik von ihrem

Standpunkte aus nicht in der Lage sei, das Ausgehen der Menschenrassen von nur einem Paare zu beweisen, und einen kürzeren, in dem er in analoger Weise demonstrirt, daß diese Wissenschaft ebensowenig vermögend sei, die entgegengesetzte Annahme von der gleichzeitigen Erschaffung oder Entstehung mehrerer Menschenpaare zu erhärten. Bleiben wir zunächst bei der Begründung der letzteren Behauptung stehen, so gipfelt dieselbe in dem Satze, den man wirklich als ein Axiom der neueren, durchweg nach historischer Methode verfahrenden Sprachwissenschaft ansehen kann, daß keine noch so große Verschiedenheit des grammatischen Baues, die zwischen zwei Sprachstämmen obwaltet, etwas Fundamentales, von Urbeginn an Gegebenes zu sein braucht. Wir pflegen allerdings unsere Eintheilungen der Sprachen in Stämme vornehmlich auf die tiefgreifenden Unterschiede zu begründen, die in ihrer grammatischen Structur hervortreten; allein Whitney weist mit Recht darauf hin, daß alle grammatischen oder Formelemente, die Conjugations- so gut als die Declinations-Endungen und die Wortableitungssilben, die Präfixe, Suffixe und Infixe, kurz alles, was in irgend einer Sprache der Welt dem Beziehungs- und nicht dem Bedeutungsausdruck dient, secundär ist. Es ist eines der anerkanntesten Ergebnisse der Sprachwissenschaft, daß alle Sprachen, auch die höchstentwickelten, auf Wurzeln zurückgehen, welche von wesentlich gleicher Beschaffenheit waren (oder in Wurzelsprachen wie z. B. das Chinesische noch sind): Wortstämme nämlich, die der Entwicklung der gegliederten Rede vorausliegend, die einfachsten Vorgänge in der uns umgebenden Natur und im inneren und äußeren Leben des Menschen in noch unbestimmter, allgemeiner Weise ausdrückten. Hieraus folgt, daß alle Vergleichungen, die man zwischen den grammatischen Formen verschiedener Sprachstämme anstellt, völlig werthlos sind, dafern aus der sich ergebenden Verschiedenheit Folgerungen auf die radikale Ungleichheit der bezüglichen Sprachstämme gezogen werden sollen. Will man zu dem immer höchst gewagten und problematischen Unternehmen schreiten, verschiedene Sprachstämme mit einander zu vergleichen, so darf man sich dabei lediglich an die Wurzeln halten; aber selbst wenn sich auf diesem Wege eine fundamentale Verschiedenheit aller Sprachstämme herausgestellt haben sollte, so würde damit noch keineswegs die ungleiche Abstammung der sie sprechenden Völker bewiesen, denn es wäre ja auch denkbar, daß sich dieselben zu einer Zeit von dem Urstamm getrennt hätten, als nicht allein grammatische Formen noch ein unbekannter Begriff waren, sondern sogar die Wurzelschöpfung noch keinen solchen Abschluß erreicht hatte, um eine feste Grundlage für alle weiteren sprachlichen Entwicklungen abzugeben.

So lauten ungefähr die Argumente, mit denen Whitney den an die Spitze gestellten Satz genugsam erwiesen zu haben glaubt; denn wollte

Jemand auf die unter den lebenden oder todten Sprachen thatsächlich bestehenden Verschiedenheiten hinweisen, um hieraus einen Beweis für die ursprüngliche Verschiedenheit der Völker und Rassen zu gewinnen, so wäre eine so unwissenschaftliche Art zu argumentiren nach Whitney's Ansicht gar keiner ernsten Antwort werth. Und gewiß wäre es auf dem heutigen Stande der Sprachwissenschaft verschwendete Mühe, die Bodenlosigkeit solcher Behauptungen noch ausdrücklich nachweisen zu wollen, die von den im Volksmunde lebenden oder in Schriftwerken niedergelegten Erscheinungsformen einer Sprache ausgehen, anstatt sie — was doch die Vorbedingung jeder Vergleichung ist — zuvor auf ihre Urgestalt zurückgeführt zu haben. Doch ist der Satz, auf den es hierbei ankommt, nämlich daß Sprachverschiedenheit und Stammesverschiedenheit in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen, zu wichtig, um hier nicht noch durch ein paar Beispiele erläutert zu werden, wobei es möglich sein wird, auf nahe liegende und vollkommen feststehende historische Thatsachen hinzuweisen.

Die Tausende von unseren Landsleuten, die alljährlich in den Häfen der Vereinigten Staaten landen, um sich dort einen neuen Herd zu gründen, amalgamiren sich oft schon im Laufe einer Generation mit der englischen Bevölkerung, die sie umgießt; erst seit neuerer Zeit hat das deutsche Element in Nordamerika eine ausreichende Stärke und Resistenzkraft erlangt, um sich gegen das Andringen der englischen Sprache und Sitte siegreich zu behaupten. Wird man aber deshalb behaupten wollen, daß die zahlreichen Deutschen, die sich in Nordamerika oder anderswo etwa seit Anfang des Jahrhunderts völlig englisirt haben, dadurch aufgehört haben, der Abstammung nach Deutsche zu sein? Und doch ist die englische Sprache, deren sie sich jetzt bedienen, vom Deutschen, obwohl urverwandt damit, doch so radikal verschieden, daß sie sich in derselben mit keinem ihrer ehemaligen Landsleute auch nur annähernd verständigen können. Wie aber in diesem Falle einzelne Individuen, so haben in Dutzenden von historisch beglaubigten Fällen ganze Völker ihre Muttersprache völlig aufgegeben, um die Sprache eines anderen, sei es stammverwandten, sei es ihnen ganz und gar fremden Volkes anzunehmen: so haben die iberischen und keltischen Ureinwohner Spaniens und Frankreichs die Sprache ihrer römischen, die slavischen Völker, die einst den ganzen Osten und Norden Deutschlands inne hatten, die ihrer deutschen Bezwinger angenommen und heutzutage zeugen von der einstigen Herrschaft älterer Sprachen in den erwähnten Ländern nur noch die spärlichen Ueberreste, die sich davon in den baskisch redenden Bergdistrikten am Abhang der Pyrenäen, in den bretonisch sprechenden Departements der Bretagne und den wendischen Dörfern der Lausitz und Mark Brandenburg erhalten haben. Dies sind nur einige der bekanntesten Fälle von der Verdrängung einer Sprache durch die andere:

käme es hier darauf an, die Beispiele zu häufen, so ließe sich auf das noch jetzt nach der Aussage der Reisenden stetig wachsende Umsichgreifen des arabischen Idioms bei den Negervölkern Nordafrikas, auf die weite Verbreitung der spanischen Sprache in dem Europa des sechzehnten Jahrhunderts, auf die neuerdings beispiellos ausgedehnte Herrschaft des Englischen hinweisen, das fast schon den Namen einer Weltsprache verdient. Nicht mit Unrecht sind neuerdings die Schädeluntersuchungen der Anthropologen in Mißkredit gerathen, und so ist von Seiten der Linguistik mit einem gewissen Triumph darauf hingewiesen worden, daß Entdeckungen wie die des indogermanischen Sprachstamms, durch welche die gleiche Abkunft von Völkern der verschiedensten Rassentypen von dem kleinen, bräunlichen Hindu bis zu dem bleichen, hochgewachsenen Nordgermanen bewiesen werde, der vergleichenden Anatomie und Physiologie nimmermehr hätten gelingen können. Auch soll hier keineswegs bestritten werden, daß der indogermanischen Sprachgemeinschaft in der That eine entsprechende Völkergemeinschaft gegenübersteht; aber die vorangeführten Beispiele zeigen zur Genüge, wie verkehrt es wäre, diesen einzelnen Fall zu generalisiren und im Allgemeinen Gleichheit oder Verschiedenheit der Sprache mit Gleichheit oder Verschiedenheit der Abstammung in Beziehung zu setzen.

Es war nöthig, bei diesem Punkte etwas länger zu verweilen: denn er ist für beide Sätze, die wir uns zu beweisen vornahmen, ganz von der gleichen Wichtigkeit. Um bei dem zuerst betrachteten Falle stehen zu bleiben, so würden, bloß nach ihrer Sprache beurtheilt, der Deutsche und der englisirte Deutschamerikaner als Leute verschiedener Herkunft erscheinen müssen; andrerseits könnte man vom Standpunkte der Sprache allein aus nicht umhin, die Voreltern jedes englischredenden Deutschamerikaners sogut wie die des Angloamerikaners in England zu suchen. In beiden Fällen wäre es gleich verkehrt, die Sprache als Kriterium der Abstammung zu verwerthen, und verallgemeinern wir die hier gemachte Wahrnehmung, so ergäbe sich schon hieraus der Beweis für die aufgestellte These: daß so wenig die ursprüngliche Vielheit als die ursprüngliche Einheit der Menschenrassen sich an der Hand der Sprache darthun läßt. Hier ist jedoch dem Einwand zu begegnen, daß solche Uebertragungen und Verpflanzungen der Sprachen von einem Volke auf das andere doch erfahrungsgemäß sich nicht mit so unbegrenzter Häufigkeit wiederholen, daß sie namentlich auf früheren Culturstufen nicht so häufig vorkommen, als wir bei unserer Argumentation stillschweigend vorausgesetzt haben. Anstatt eine Widerlegung dieses Einwands zu versuchen, können wir vielmehr getrost seine Triftigkeit vorläufig einräumen: ist es doch, um die ursprüngliche Einheit aller Sprachen grade wie um ihre ursprüngliche Vielheit wissenschaftlich zu erweisen, unbedingt erforderlich, daß die Untersuchung

auf ein anderes Gebiet hinübergespielt werde und nicht bei dem Sprachleben der historischen Zeit stehen bleibe, sondern auf die Wurzelperiode der Sprachen zurückgehe. Sehen wir also zu, wie es sich, auch gesetzt die Sprachverschiedenheit fiele mit Stammesverschiedenheit im Ganzen zusammen, mit der ersteren verhält, mit anderen Worten prüfen wir, ob es möglich ist, die bis jetzt von der Sprachforschung festgestellten Sprachstämme auf eine Grundsprache zurückzuführen. Hiebei werden wir uns wieder auf Whitney's Ausführungen stützen können, der, wie schon bemerkt, grade diese Seite des „ethnologischen Hauptproblems", wie er es nennt, besonders eingehend beleuchtet hat.

Schon die Ermittlung der Wurzeln, die wir früher als das nothwendige Vorunternehmen bei jeder Vergleichung verschiedener Sprachstämme erkannt haben, ist eine höchst schwierige und intricate Aufgabe. Selbst bei den indogermanischen Sprachen, so zahlreich und zum Theil so alterthümlich dieselben auch sind, wäre es doch einfach unmöglich gewesen, die Wurzeln herauszustellen, aus denen sie sich gebildet haben, besäßen wir diese Sprachen nur in ihren heutzutage noch lebenden Formen; und selbst die beiden Sprachen des classischen Alterthums, Griechisch und Latein, hätten uns hierin nur wenig weiter fördern können, es gehörte die Entdeckung der ehrwürdigen Sanskritsprache mit ihrem unübertroffenen Formenreichthum und der krystallhellen Durchsichtigkeit ihres Wortbaus dazu, um uns einen so deutlichen Einblick in die Entstehungsgeschichte des indogermanischen Sprachensystems zu verschaffen, daß die ganze Urzeit dieses Sprachstamms, die Anzahl, die Art und Form seiner Wurzeln jetzt deutlicher vorliegt, genauer erkannt und ermittelt ist als manche der Sprachtypen, die in der Gegenwart bei den afrikanischen Negern, oder den Indianern von Nordamerika oder in Australien und Hinterindien verbreitet und uns freilich nur aus den verworrenen Berichten der Missionäre bekannt sind. Auch die semitische Ursprache, insofern sie aus sogenannten triliteralen Wurzeln besteht, hat man mit ziemlicher Sicherheit reconstruirt, wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß die Wurzeln in dieser Gestalt erst secundäre Bildungen sein können und die ebenso unabweisbare als unlösbare Frage entsteht, wie denn dieselben ursprünglich gelautet haben mögen. Geht man aber über diese beiden am genauesten bekannten und durchforschten Sprachstämme hinaus, so liegt z. B. bei dem scythischen oder ural-altaischen Sprachstamm, also jenem, der die Sprachen der Finnen, Ungarn, Türken und der meisten nordasiatischen Völker in sich befaßt, nicht einmal bei den verschiedenen Zweigen dieses Sprachstamms selbst eine ausgesprochene Wurzelverwandtschaft vor, geschweige denn, daß es möglich wäre, eine solche zwischen diesem ganzen Sprachstamm einerseits und anderen Sprachstämmen andererseits darzuthun, und ähnlich verhält es sich

mit allen übrigen Sprachstämmen. Zur Aufstellung derselben sah sich die Linguistik vornehmlich dadurch veranlaßt, daß die betreffenden Gruppen von Sprachen in Betreff ihres grammatischen Baus eine ziemlich auffallende Uebereinstimmung zeigen; neben dieser morphologischen Aehnlichkeit bestehen aber, was die Lautform der Wörter und Wurzeln angeht, so große Unterschiede, daß es z. B. innerhalb des amerikanischen Sprachstamms allein Dutzende von wurzelhaft ganz verschiedenen Sprachsystemen giebt. Inwiefern nun zur Anstellung von Wurzelvergleichungen bei diesen Sprachstämmen bis jetzt alle Voraussetzungen fehlen, wird hieraus erhellen; aber auch bei dem indogermanischen, semitischen und hamitischen oder nordafrikanischen Sprachstamm, die sich demnach vorläufig allein zu solchen Untersuchungen darbieten, haben die vielen Versuche, die in dieser Richtung schon vorliegen, noch zu keinem befriedigenden oder gar abschließenden Ergebniß geführt. Whitney geht sogar noch weiter, indem er bemerkt (a. a. O. p 394), es gebe zwar manche Sprachforscher, und unter ihnen Autoritäten ersten Rangs, welche die bis jetzt nachgewiesenen Wurzelentsprechungen zwischen der indogermanischen und semitischen Ursprache für sicher und beweiskräftig genug hielten, um die Abstammung dieser beiden Ursprachen von einer und derselben noch älteren Ursprache für eine feststehende Thatsache zu erklären; allein dieser Schaar von Linguisten stehe eine noch zahlreichere Gegenpartei gegenüber, welche jenen vermeinten Uebereinstimmungen allen Glauben verweigere und in ihnen lediglich Wirkungen des Zufalls erkenne. Wir unsrerseits sind überzeugt, daß Whitney mit dieser Behauptung den gegenwärtigen Stand der Parteien in dieser wichtigen Frage unrichtig gezeichnet hat. Unter den deutschen Sprachforschern wenigstens, die auch Whitney selbst durchweg als die competentesten Richter auf dem Gebiete der Linguistik anerkennt, bilden die Anhänger der ersteren Ansicht entschieden die Majorität, wie sich erst unlängst wieder in dem fast allgemeinen Beifall gezeigt hat, den F. Delitzsch (ein Sohn des bekannten Leipziger Theologen) mit seinen Untersuchungen über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft (Leipzig 1873) fand. Und was die von Whitney freilich nicht berührte Frage von der Urverwandtschaft des Altägyptischen mit dem semitischen Sprachstamm betrifft, so dürften wohl noch heutzutage alle Kenner bereit sein, den Satz zu unterschreiben, welchen hierüber Benfey in seinem Werk „Ueber die Verhältnisse der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm" schon 1844 ausgesprochen hat: „Resultat ist, daß die ägyptische Sprache in Rücksicht auf die flexivischen Formen auf einer und derselben Basis mit der semitischen steht", wenn schon, wie er hinzusetzt, Aegyptisch und Semitisch sich von der ihnen zu Grunde liegenden Muttersprache schon sehr früh getrennt und die individuellen Basen weiter entwickelt haben. Es ergiebt sich hieraus, daß der gegenwärtige Stand

der Sprachvergleichung auf diesen beiden Gebieten, dem indogermanisch-semitischen und dem ägyptisch-semitischen, Whitney's Urtheil nicht entspricht; ob aber seine Skepsis nicht künftighin Recht behalten wird? Jedenfalls sind die allgemeinen Erwägungen, die er gegen die Gültigkeit und Beweiskraft der zum Theil recht auffälligen Uebereinstimmungen auch zwischen semitischen und indogermanischen Wurzelformen vorbringt, beachtenswerth genug und sollen hier zum Schlusse noch ihrem wesentlichen Inhalte nach mitgetheilt werden; dabei werde ich statt Whitney's englischer Beispiele entsprechende Fälle aus der deutschen Sprachgeschichte herausgreifen.

Bei jeder linguistischen Untersuchung hat man mit zwei sich entgegenstehenden Möglichkeiten zu kämpfen, durch die sich auch der gelehrteste und scharfsinnigste Sprachvergleicher unaufhörlich ins Gedränge gebracht und in die größten Zweifel gestürzt sieht. Einerseits nämlich können sich auf den ersten Blick ganz unähnliche Wörter bei eingehenderer Untersuchung als Varianten des nämlichen Stammworts herausstellen. So sind z. B. das französische évêque und unser deutsches Wort Bischof, also zwei Wörter, die nicht einmal einen einzigen Laut mit einander gemein haben, während eines verhältnißmäßig kurzen Zeitraums aus dem griechischen episkopos differenzirt worden; unser Schwester und das persische châhar sind, wie die Vergleichung der übrigen indogermanischen Sprachen, namentlich des Sanskrit, ergiebt, anfänglich ein Wort gewesen; das lateinische filius ist im Spanischen zu hijo geworden ꝛc. ꝛc. Es ist nicht nöthig, diese Thatsache durch die Anführung weiterer Beispiele zu erhärten; Jedermann weiß, daß die Laute wandelbar sind, und daß es, nebst der damit correspondirenden Wandelbarkeit der Bedeutungen eben dieser stete Lautwechsel ist, auf dem die Differenzirung der Sprachen, das Auseinandergehen einer Sprache in mehrere Tochtersprachen oder Dialekte, beruht, wofür das Verhältniß der sechs romanischen Sprachen zum Latein das bekannteste Beispiel bildet. Weniger bekannt oder beachtet ist trotz seiner großen Häufigkeit der umgekehrte Vorgang: nämlich, daß Wörter von völlig verschiedener Herkunft entweder in derselben oder in verschiedenen, verwandten oder unverwandten Sprachen die gleiche oder eine ähnliche Gestalt annehmen, der sich dann nicht selten eine so täuschende Aehnlichkeit der Bedeutung zugesellt, daß man nicht umhin kann sie für verwandt zu halten — bis man durch tieferes Nachgraben in den Annalen der Sprachgeschichte eines Besseren belehrt wird. Erinnern wir uns z. B. des griechischen Adjectivs phaulos „schlecht oder faul“ (im Sinne von moralischer Corruption): obschon Griechisch und Deutsch beide dem indogermanischen Sprachstamm angehören und eine Legion von Wörtern und Formen miteinander gemein haben, die sich nur unter der Voraussetzung einer gleichen Grundsprache für diese beiden und, setzen wir hinzu, für das

Latein, Sanskrit und die übrigen indogermanischen Sprachen, erklären lassen, so weiß doch jeder Kenner der Sprachgeschichte, daß das ph in griechischen Wörtern allemal anderen Ursprungs ist als das f in deutschen; dem Grimm'schen Lautverschiebungsgesetze gemäß geht das deutsche f auf älteres p zurück, während der griechische Spirant ph, der in späterer Zeit allerdings die Aussprache unseres f hatte, ursprünglich ein Doppellaut war und ebenso klang, wie wir ihn jetzt, dem Beispiele der Römer folgend, schreiben, nämlich wie ein p mit nachstürzendem Hauche. So sehr sich also phaulos und faul ähneln, so können sie doch unmöglich auf das nämliche Grundwort zurückgehen: welche zwei, wirklich ganz verschiedene Wurzeln es sind, von denen sie herstammen, ließe sich hier ohne Eingehen in ein complicirtes Detail nicht zeigen. Halten wir ferner das häufig vorkommende Sanskritwort loka „Welt" mit dem lateinischen locus zusammen: lange galt die Urverwandtschaft derselben für eine ausgemachte Thatsache, bis sich herausstellte, daß locus aus älterem stlocus verstümmelt ist, loka aber wahrscheinlich früher uloka gelautet hat. Daß sowohl das polynesische Wort mata als das bis auf den Endvocal damit identische neugriechische mati „Auge" bedeuten, könnte einen voreiligen Sprachvergleicher leicht zu der Annahme von Verwandtschaftsbeziehungen zwischen diesen beiden Sprachen verleiten, so ferne sie sich geographisch und geschichtlich betrachtet stehen; allein mati ist aus dem altgriechischen ommation, einer Deminutivform von omma verkürzt, das seinerseits von der Wurzel op (älter ok, daher oculus) „sehen" herkommt, und mati hat demnach alle jene Laute, in denen sich auf der ältesten, für uns erkennbaren Sprachstufe seine Bedeutung verkörperte, eingebüßt, wodurch es dann rein zufällig den nämlichen Klang wie das polynesische Wort angenommen hat.

Wortvergleichungen und Etymologieen nach Art der soeben angeführten sind schon zu hunderten wirklich vorgebracht und es ist dabei viel fruchtloser Scharfsinn und Fleiß aufgeboten worden und, so oft diese Art zu verfahren schon der Lachlust des Publicums zur leichten Beute geworden ist, so rasch sich im Uebrigen die Grundsätze einer rationellen Sprachforschung in weitere Kreise verbreitet haben, so tritt doch immer wieder bald da bald dort das Bestreben hervor, aus rein zufälligen Coincidenzpunkten zwischen zwei Sprachen auf ihre Abstammung von einer gemeinsamen Grundsprache zurückzuschließen. Sprachvergleichung auf diese Weise zu betreiben ist freilich sehr leicht: es gehört weiter nichts dazu, als daß man die allgemeinen Gründe, die gegen die Verwandtschaft zweier verglichener Sprachen streiten (als die Art ihres zeitlichen und örtlichen Auftretens, ihre näheren Verwandtschaftsbeziehungen, das Bestehen durchgreifender lexicalischer und grammatischer Unterschiede) außer Acht läßt und dann nur eben solche Lautübergänge statuirt, wie sie in anderen Sprachen thatsächlich vorkommen, so wird man

sich in der Lage befinden, einen ganz erheblichen Procentsatz von Wörtern der einen in dem Wortschatz der anderen nachzuweisen.

So weit Whitney, und man wird gut thun sich diese Schwierigkeiten, die jeder sprachvergleichenden Untersuchung entgegenstehen, deutlich gegenwärtig zu halten, um sich nicht den allerdings täuschenden Aehnlichkeiten, welche die indogermanisch-semitisch-ägyptischen Wurzelvergleicher bemerkbar gemacht haben, ohne weiteres gefangen geben zu müssen. Aber einerseits können jene rein zufälligen Aehnlichkeiten und Gleichheiten, die sich bei der Betrachtung eines jeden beliebigen Sprachenpaars wahrnehmen lassen, einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Wortsumme ausmachen. Andrerseits können umgekehrt die gleichen lautlichen und begrifflichen Entwicklungen, die zwei Sprachen von gleicher Herkunft sich aus ihrer gemeinsam durchlebten Urzeit bewahrt haben, so sehr hinter späteren Neubildungen zurücktreten, daß die beiden ursprünglich identischen Sprachen, nachdem die Trennung eine geraume Zeit gewährt hat, ein anscheinend verschiedeneres Ansehen gewinnen, als zwei völlig unverwandte Sprachen, die aber eine größere Anzahl ähnlicher Wörter und Formen mit einander gemein haben; der angeerbte Stammestypus der ersteren ist dermaßen getrübt und verwischt, daß die davon gebliebenen Spuren sich von solchen Coincidenzpunkten nicht mehr unterscheiden lassen, die man auf anderen Sprachgebieten einfach als Wirkungen eines zufälligen Zusammentreffens zu erklären hat. Mit anderen Worten: jede Untersuchung, die darauf ausgeht, die gleiche Abstammung zweier Sprachen nachzuweisen, muß mit Collectivbeweisen operiren; gelingt es ihr also nur vereinzelte Aehnlichkeiten zwischen den beiden verglichenen Sprachen zu entdecken, so verfehlt sie ihr Ziel, weil es gleich denkbar bleibt, daß sich dieselben aus einer gemeinsamen Ursprache herschreiben, wie daß sie lediglich auf Zufall beruhen. Und was speciell die Anstellung von Wurzelvergleichungen unter zwei oder mehreren Sprachstämmen betrifft, so sind dabei solche Zufälle nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern gerade im Gegentheil: bedenkt man, wie dürftig das Lautsystem, wie eng begrenzt der Ideenkreis, wie unbestimmt und schwankend die Wortbedeutungen in der Wurzelperiode der Sprachen gewesen sein müssen (und in Wurzelsprachen wie das Chinesische noch heutigen Tages sind), so wird man hier durch das Auftreten auffälliger Aehnlichkeiten sogar noch viel weniger überrascht werden und noch viel weniger Gewicht darauf legen dürfen als bei der Vergleichung entwickelter Wörter aus verschiedenen Sprachstämmen.

Ich fasse die ganze Reihe der voranstehenden Erwägungen noch einmal in einen Blick zusammen. Alle grammatischen Unterschiede, wie sie unter den hauptsächlichsten Sprachstämmen bestehen, lassen sich unter der Voraussetzung erklären, daß sich dieselben schon vor der Entwicklung ihres grammatischen Baus, während der Wurzelperiode von einander getrennt haben, alle

wurzelhaften Unterschiede aber sind durch die Annahme zu erledigen, daß ihre Trennung bereits im Beginne der wurzelbildenden Zeit stattgefunden hat. D. h. da die Sprachen sich in geschichtlicher Zeit in unbegrenztem Maße verändern, so kann dasselbe auch in vorhistorischer Zeit der Fall gewesen und die eine Ursprache dadurch allmählich in die thatsächlich vorliegende Vielheit von Sprachen auseinandergegangen sein. Läßt sich also aus der Sprachgeschichte kein Beweis gegen die ursprüngliche Einheit der Sprachen erbringen, so läßt sich aus ihr noch viel weniger die Abstammung der Menschen von mehr als einem Paare beweisen; denn Sprache und Volk sind nicht ohne weiteres identisch, vielmehr kann jede Sprache von einer Nation auf die andere beliebig übertragen werden. Schon hieraus ergiebt sich, daß gerade so wenig wie die eben erwähnte auch die entgegenstehende Annahme von der ursprünglichen Einheit der Menschenrassen sich aus der Sprache und Sprachwissenschaft darthun läßt; aber selbst wer die unbegrenzte Uebertragungsfähigkeit der Sprache nicht anerkennt, wird doch einräumen müssen, daß selbst vom rein linguistischen Standpunkte angesehen, also wenn man durch Zurückführung der Sprachen auf eine Ursprache auch schon die verschiedenen Rassen auf ein Urvolk zurückgeführt dächte, die Sachlage ebensowenig zu Gunsten dieser Auffassung spricht als zu Gunsten der vorigen. Alle bisher angestellten Versuche, die verschiedenen Sprachstämme aus einer Grundsprache zu erklären, blieben nothgedrungen auf zwei oder drei davon beschränkt; selbst bei den Aehnlichkeiten aber, die man zwischen diesen entdeckt hat und die man etwa künftig, wenn es gelingen sollte, die Vergleichung auch auf die übrigen Sprachstämme auszudehnen, hier wahrnehmen wird, ist überall nicht auszumachen, ob sie einen historischen Werth haben und aus einer gemeinsamen Ursprache herrühren — oder aber lediglich auf Zufall beruhen.

Und nun darf ich wieder auf die Eingangs aufgeworfenen Fragen einlenken, nun entscheide man, ob die junge Disciplin der Linguistik sich rühmen darf, der Entstehung der menschlichen Rassen, „dem Geheimniß der Geheimnisse" auf der Spur zu sein.

Dr. Julius Jolly. (Würzburg).

Ein Gang zur Vogelweide.

Das „Daheim" brachte in Nr. 13 dieses Jahrganges den zeitgemäßen Aufsatz: „Der Sänger für Kaiser und Reich" und trug dadurch das Bild des größten deutschen Lyrikers der älteren Zeit in weite Kreise. Der Sänger,

der nicht nur Lieder süß, wie die Nachtigall, sang, sondern auch des Spruches tiefschneidende Waffe, wie kein zweiter, gegen Deutschlands finstre Feinde führte, verdient aber auch doppelt in unseren Tagen, daß sein erhebendes Gedächtniß geehrt und daß sein guter Geist wieder heraufbeschworen werde und uns in den Kämpfen dieser Tage leuchtend, belehrend und begeisternd voranschwebe. Der Verfasser des Aufsatzes giebt dem schönen Tirol die Ehre, des Dichters Wiege zu sein. Pfeiffers Hypothese, der hier gefolgt ist, macht entschieden auf die größte Wahrscheinlichkeit Anspruch und wird sich immer mehr und mehr siegreiche Bahn brechen. Allein so sehr mich Pfeiffers Annahme sogleich bestach, eines wollte und konnte mir nicht zusagen, daß die Heimat des Dichters im Waldgrunde bei Telfes unweit Sterzing liege. Als ich vor nunmehr dreißig Jahren zum ersten Male Walthers Gedichte las, schien es mir, als ob der Sänger in seiner Kindheit und Jugend die Eindrücke einer reizenden, und doch großartigen und wechselreichen Natur empfangen habe. Es muß seine Heimat ein liebliches, weiches Bild voll Wald und Feld, sonniger Halden und Anger geboten haben. Je öfter ich Walther las, desto fester wurde diese Ueberzeugung. Die Gegend bei Telfes kann auf liebliche Weichheit, auf Anmuth und bezaubernden Wechsel keinen Anspruch machen. Ueberdieß schien mir immer, daß Walthers Heimat verschönt war durch ein rauschendes, wild schäumendes Gewässer, dessen Bild er mit sich ins Leben nahm, und an das er wohl oft im fernen Flachlande gedacht haben mag. Denn leichter vergißt ein Bergsohn in der Fremde der heimatlichen Berge, als des lustig daher rauschenden Flusses oder eines niederdonnernden, weißschäumenden Fallbaches. „Ich hört ein wazzer diezen" sagt er im dritten Spruche, und als er nach langen, vielbewegten Jahren seine vielveränderte Heimat wieder sah, spricht er: „bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt, wan daz daz wazzer fliuzet, als ez wilent flôz": (Lachmann S. 124). Von der Vogelweide bei Telfes konnte man nur den die Thalsohle verheerenden Mareiter Bach sehen, ein unschönes, poesieloses Bild in entfernter Tiefe.

Im Jahre 1866 machte Johann Haller, Pfarrer in Layen, auf zwei Gehöfte am Layener Ried aufmerksam, deren eines, wie die Sage meldet, in alter Zeit ein Schloß gewesen sein soll. Da stieg das Bild dieser unbeschreiblich schönen Gegend, die ich im Jahre 1847 gesehen hatte, vor mir auf und ich mußte mir gestehen, sie wäre würdig Walthers Heimat zu sein. Im letzten Sommer fuhr ich über den Brenner, um diese Vogelweide zu besuchen und zu sehen, ob dort ein Wasser tose. Am achten September um acht Uhr morgens, als weit und breit die Glocken klangen, verließen wir das Städtchen Klausen, auf das die alte Burg Säben, das einstige Römercastell Sabiona, so stolz und hoch vom senkrechten Felsen niederblickt. An

Säben haften die Namen des Ortulf von Säben, der Probst zu Innichen und Hofkaplan Friedrichs I, sowie dessen Begleiter auf dem Kreuzzuge war, und Leutolds des Minnesängers, der zu Walther in enger Beziehung steht. Wir überschritten den Eisack, stiegen eine Viertelstunde an dessen linkem Ufer bergan und nun führte uns der Weg durch dunkelnden Wald oder an idyllisch gelegenen Einödhöfen vorüber eine Stunde weit. Wo wir aus dem Walde traten, erblickten wir immer die felder- und wälderreichen, bis zum Grate bewachsenen, Berge des rechten Eisackufers; manchmal sahen wir auf den hochwogenden Eisack nieder, dessen Rauschen wir stets vernahmen. Endlich hatten wir das Waldesdunkel verlassen und betraten die bebaute Halde. Ein uraltes gemauertes Bildstöckchen mit sehenswerthen Fresken aus dem fünfzehnten Jahrhundert stand vor uns, unfern ragte die alte Katharinakirche empor. Die Kirchen dieses Namens gehören in Tirol immer zu den ältesten und wurden an Stellen ehemaliger Sonnenheiligthümer gebaut. Wenn hier eine solche alte Kirche steht, setzt ihr Dasein das frühere Vorhandensein der fünf in der Nähe liegenden Gehöfte voraus und zu diesen zählen die zwei Vogelweider Höfe. Wir stiegen nun, nachdem die Kirche besichtigt war, zur „innern Vogelweide" empor, die nur „einen Scheibenschuß" von der Kirche entfernt ist. Da lag das Ziel des schönen Morgenganges vor uns, ein einstöckisches, weißübertünchtes Haus, dessen uns zugewandtes Fenster mit kunstlosen nicht alten Malereien umrahmt ist. Sie stellen einen Baum mit sich daran emporschlingenden Reben dar, an deren Trauben sich viele Vögel weiden. Das reinliche Haus ist von einem uralten, edlen Kastanienbaum überdacht, aus dessen dunkelglänzender Krone zahllose gelbe Früchte wie Sterne niederschimmerten. Vor dem Hause quillt ein wasserreicher Brunnen. Wir ließen uns im kühlen Schatten am rauschenden Quelle auf die Bank nieder, froh, der Wanderung Ende, und Zuflucht vor der brennenden Hitze gefunden zu haben.

Nach kurzer behaglicher Rast trat ich allein in das Haus, in dessen Gange mich des Bauern Tochter begrüßte. Auf meine Frage, ob ich das Haus ansehen könnte, erwiderte sie: „Von Herzen gern! Gehen Sie nur in die Stube hinein!" Ich folgte der freundlichen Einladung. Bei meinem Eintritte erhob sich ein Bauer, den ich für einen Sechziger hielt, von der Bank, empfing mich mit einem treuherzigen „Grüß Gott" und fragte, was ich wolle. Ich antwortete, ich sei hieher gekommen, um Haus und Hof anzusehen, weil ich gehört habe, daß es hier zur Vogelweide heiße. „Ah so!" entgegnete der Alte und seine Augen blitzten auf, „Sie kommen gewiß wegen des Wolthers. Das muß ein Teufelskerl gewesen sein. Er ist schon so lange in der Ewigkeit, und die Leut reden noch immer von ihm." Bei diesen Worten flogen mir unwillkürlich Hartmanns Verse durch den Sinn:

„Sie ſagen, er leb' noch heute:
Er hat das Lob erworben,
Iſt ihm auch der Leib erſtorben,
So lebt doch ſtets ſein Name."
(Iwein 15.)

„Das iſt recht", fuhr der Bauer fort, „daß Sie da ſind. Ich kenne Sie zwar nicht, aber weil ſie daher gekommen ſind, um die Vogelweide anzuſchauen, müſſen Sie den Wolther kennen, und von dem möcht' ich gern etwas Rechtes erfahren." „Ihr wißt alſo vom Walther" fragte ich. „Ja, daß da einmal ein Wolther geweſen, der in der Welt herumgezogen iſt, und daß er ein berühmter Mann geworden, das hab ich ſchon vor alten Zeiten gehört, aber Näheres weiß ich nicht. Alſo erzählen Sie."

Er hieß mich nun Platz nehmen und rief dann mit lauter Stimme: „He da! ein Herr iſt da, der erzählt uns von Wolther!" Auf dies erſchienen zwei Bauernburſche, des Alten Söhne, und hießen mich beſtens willkommen. „Nun", ſagte ich, „da ich von Walther erzählen ſoll, und die Geſchichte etwas länger dauern dürfte, muß ich auch meine Begleitung holen" und hieß nun meine zwei Söhne und Herrn M. in die Stube kommen. Da ſaßen wir ſieben um den viereckigen Tiſch und ich erzählte von Walthers Wanderungen und Liedern, und wie er an Höfen geſungen und von Fürſten und Kaiſern geehrt worden ſei, wie er das Kreuz genommen und auf dieſem Zuge durch unſere Berge gekommen ſei und nach vielen, vielen Jahren ſeine Heimat wieder geſehen und Alles verändert gefunden habe. Lauſchten bisher die Bauern ſo aufmerkſam und regungslos, daß man eine Nadel hätte fallen hören, jetzt fuhr der Vater mit der Hand über die Stirne und ſprach vor ſich hin: „Ja ſo gehts! Wie viel hat ſich geändert, ſeit ich auf dem Hofe ſitze!" — Ich fuhr nun fort und ſchloß, daß Walther, wenn auch ſchon über 600 Jahre todt, in ſeinen Liedern noch fortlebe, die heute noch viel geleſen und bewundert werden, auf die das deutſche Volk ſo ſtolz iſt, daß es ſie wie theuerſte Schätze hochhält. Ich ſchloß! „Herr, gieb dem Wolther die ewige Ruhe!" murmelte der Alte und hieß einen Sohn Wein bringen. Bald erſchien dieſer mit einem weißen irdenen Kruge und reichte ihn mir mit den Worten: „Trinken Sie dem Wolther zu Ehren, der Wein iſt zwar nicht gut, aber wir haben keinen beſſern". Ich erhob mich und ſprach: „Zum Andenken des größten deutſchen Dichters und zur Ehre ſeiner Heimat!" Der Krug mit ſeinem ſäuerlichen Naß kreiſte — und ſo ward in der getäfelten Stube nach altgermaniſcher Sitte Walthers Minne getrunken.

Nun begann ich über Haus und Hof zu fragen und erhielt folgenden Beſcheid. Die innere Vogelweide ſei der Sage zufolge der älteſte Hof der

Digitized by Google

Umgegend und sei ehemals ein kleines Schloß gewesen, was dadurch bestätigt werde, daß zwei Theile des Grundzinses vom ganzen Außerried, so heißt die Umgebung, bis vor kurzer Zeit an diesen Hof abgeliefert wurden. Beide Höfe bildeten ehemals ein Besitzthum, das zwei Brüder theilten, deren Jüngerer sodann Haus und Stadel zu Außervogelweide baute. In Innervogelweide habe öfters der Blitz eingeschlagen, zum letzten Male 1804, damals sei das ganze alte Haus mit den vielen uralten Pergamentbriefen verbrannt. Daß der Hof einmal ein Schloß gewesen sei, ergebe sich daraus, daß man früher da und dort noch Reste alter Mauern gesehen habe. „Ja, wie viel denke ich noch daran", sagte der Bauer. „Ja, wie alt seid Ihr?" fragte ich. „Ja, errathen Sie?" — entgegnete er, und setzte nach einer Pause bei: „Dreiundachtzig hat's geschlagen". — Wir staunten über die Rüstigkeit und Lebendigkeit des Greises. Endlich standen wir auf, dankten für die gastliche Aufnahme und wollten scheiden. Da bot mir der Alte die Hand und sprach: „Danken muß ich, daß Sie uns vom Walther so viel Schönes und Gutes erzählt haben, und jetzt nehm' ich mir halt ein Herz und sage Ihnen ein Anliegen. Ich hab' immer gedacht, ich sollte dem Walther ein kleines Erinnerungszeichen, so ein Tafele, an's Haus setzen, aber es sind schwere, theure Zeiten — und ich komme nit dazu. Weil Sie den Walther auch so gern haben, so wag ich halt die Bitte, schauen Sie, daß ein „Gedenktafele" gesetzt werde". „Das will ich versuchen", versicherte ich. Josef Schrott, so heißt der Alte, drückte mir die Hand und sprach: „Ja, das möcht' ich noch erleben!" Nach allseitigem „Behüte Gott!" traten wir aus dem Hause und zogen der ganz nahegelegenen äußeren Vogelweide zu. Doch bald hemmten wir die Schritte, denn welch' Landschaftsbild breitete sich vor uns ab!

Uns gegenüber ein herrliches Waldgebirge mit lachenden Feldern und Höfen und das alte Dörfchen Tagusens und drüber starren grau und ernst des Schlern's hohe Dolomitzinken, und vor uns lag die stattliche Trostburg mit ihren Thürmen und Zinnen. Das Eisackthal lag bis hinter Kolmann ausgebreitet vor uns und der hochgehende Fluß, dessen Wogenspiel wir sahen, rauschte laut zu uns empor. Den Abschluß gegen Süden bildete das auf hohem umbuschten Felsen thronende St. Verenakirchlein, hinter dem aus weiter, weiter Ferne die weiße Kuppe des im Eckenliede genannten Jochgrimm leuchtete. Am rechten Ufer des Eisacks zieht sich das weitgedehnte, anmuthige, wälder- und felderreiche Gebirge von Barbian und Ritten hin, und gerade unserm Standpunkte gegenüber stürzte vom hohen Felsen ein reicher, prachtvoller Wasserfall, eine der schönsten Caskaden des Landes! — Sein Tosen hallt im Frühlinge, besonders zur Nachtzeit, über das Thal zu den Vogelweiden laut herüber, wie man auch das Rauschen des Gröbner

Baches vernimmt. Wir mußten der Schönheit der Gegend unſeren Zoll entrichten, ſetzten uns in's Gras und konnten uns an dieſer Mannichfaltigkeit und Schönheit nicht ſatt ſehen. Ja hier findet ſich eine die Phantaſie mächtig anregende und dabei ſo liebliche Gegend. Helllachende Wieſen und Haiden, dunkle Wälder, umbuſchte Hügel, anmuthig oder ſtolz prangende Bergwände, ſchattige Schluchten und ſonniges Gelände, rauſchende Bäche und donnernde Waſſerfälle. Und das ganze Bild iſt von zahlloſen freundlichen Gehöften, von altersgrauen Kirchen und Kapellen und maleriſchen Dörfchen belebt und durchwoben. Die Außervogelweide bot außer der herrlichen Ausſicht, die wir jedem Touriſten empfehlen, nichts Beachtenswerthes. Das auf dem älteren Hof Erzählte wurde auch hier beſtätigt und beigeſetzt, daß auch hier viele alte Pergamentbriefe geweſen ſeien, aber die Moidl, ſo heißt die Bäuerin, habe ſie alle, „einen ganzen Korb voll", verkauft und die ältern Papierbriefe verbrannt, weil der alte Plunder heutzutage doch nichts mehr gelte. Wir warfen noch die letzten Blicke der bezaubernden Landſchaft zu und ſtiegen — es war 12 Uhr Mittags — nach dem eine halbe Stunde entfernten Waidbruch, dem römiſchen Sublavio, nieder.

Die Höfe gehörten im 16. Jahrhundert nach uns vorliegenden Urbaren zur Herrſchaft Guſidaun. Die Herren von Guſidaun ſtanden aber ſtäts in innigen Beziehungen zu den Säbnern. Wäre es da nicht wahrſcheinlich, daß Ortulf von Säben, Kaiſer Friedrich's I Kaplan und Probſt von Innichen, als er im Frühlinge 1189 nach Wien reiſte, um dem Kreuzzuge ſich anzuſchließen, den ihm bekannten, vielleicht ſogar verwandten Walther mit ſich nach Wien an den Hof der Babenberger genommen habe? — Daß das innere Eiſackthal Männer nicht gewöhnlichen Schlages zu zeugen vermag, hat es ja an Oswald von Wolkenſtein und Jakob Ph. Fallmeraver, dem berühmten Fragmentiſten, bewieſen. J. W. Zingerle.

Juriſten und Laien im heutigen Strafrecht.

Der mit O. M. unterzeichnete Artikel in Nr. 7 d. Bl. „über Laienelemente im heutigen Strafrecht" verficht die völlige Preisgabe des modernen Strafrechts ſeitens der Juriſten und die ausſchließliche Ueberlaſſung ſeiner praktiſchen Geltung, Uebung und Fortbildung an die ungelehrten Volkselemente. Ich bin ein ebenſo entſchiedener Gegner dieſes Standpunkts, als ich andrerſeits die von Anderen befürwortete Verdrängung der Laien aus der heute von ihnen in der Strafrechtspflege eingenommenen Poſition bekämpfe. Doch bin ich im Gebiete des Strafrechts und Strafprozeſſes nicht Fachmann

und ſtehe insbeſondere dem techniſchen Detail der Frage „Schwur- oder Schöffengerichte", der doch wohl auch dieſer Artikel trotz ſeines Schweigens darüber den Urſprung verdankt, durchaus fern. Ich würde daher, ſofern es ſich nur um Erörterungen über dieſe Frage handelte, das Wort nicht ergreifen. Allein der Verfaſſer giebt ſeinem Poſtulat eine Begründung, welche ſo tief in die oberſten theoretiſchen wie praktiſchen Prinzipien des heutigen Rechtslebens hineingreift, daß ich mich als Juriſt, ja ſchon als Bürger zu einer Antwort befugt und gedrungen halte. Ich erhebe Proteſt gegen die Richtigkeit der von ihm als Gründe vorausgeſchickten Prämiſſen und Proteſt gegen die Schlüſſigkeit der daraus gezogenen Folgerung! Ich erhebe dieſen Proteſt, nicht obwohl, ſondern weil die geiſtreichen Ausführungen und ſcharfen Beobachtungen des Verfaſſers nach meiner Meinung außerordentlich viel Wahres enthalten. Mit erſchreckender Wahrheit ſchildert er einen geheimen, aber noch uneingeſtandenen Herzenszug unſerer Zeit. Er ſchildert ihn, wie es ſcheint, ohne innere Billigung, aber als eine unüberwindliche Macht, die mit der Gewißheit eines Naturereigniſſes hereinbricht und die Auffaſſung und Geſtaltung unſeres Rechtes unwiderſtehlich ihrer Herrſchaft unterwirft. Gerade dies aber ſcheint mir, da ich noch an die menſchliche Freiheit glaube, beſonders gefährlich. Denn wenn in einem Individuum oder einer Generation ſich eine krankhafte Neigung entwickelt hat, die bisher nur verhüllt auftritt und deren Krankhaftigkeit noch lebhaft empfunden wird, welch' gefährlicheres Gift kann man da in die Seele träufeln, als wenn man verkündet: Eure Neigung iſt nicht gerade ſchön und lobenswerth, aber es iſt eine Naturnothwendigkeit, daß Ihr ſie hegt und verwirklichen müßt? Niemand hört dies zuerſt ohne Widerſpruch; allein es iſt ſo bequem, des Kampfes gegen die eigne Leidenſchaft überhoben zu ſein; und was nützt auch der Kampf gegen die „ſocialen Inſtinkte?" So gewöhnt man ſich daran, was man zuerſt verwarf und ſich ſelbſt kaum eingeſtand, als unvermeidlich, endlich als recht und gut zu betrachten, und die entgegenwirkenden Stimmen des Gewiſſens werden zum Schweigen gebracht, die widerſtrebenden Kräfte gelähmt. Mir aber ſcheint es vielmehr in ſolchem Falle eine ernſte Pflicht, energiſch und öffentlich es auszuſprechen, was geſund und was krankhaft iſt in den Strebungen der Zeit. Und wenn ich in dieſem Sinne meine ſchwache Stimme gegen die Ausführungen des erwähnten Artikels erhebe, ſo glaube ich, es im Geiſte des deutſchen Juriſtenſtandes, im Geiſte zugleich der Mehrheit unſerer Nation zu thun.

Von vornherein muß ich vor Allem die Folgerung, welche der Verfaſſer aus der angeblich das heutige Strafrecht ſchlechthin beherrſchenden Strömung für den deutſchen Juriſtenſtand zieht, als völlig unſchlüſſig anfechten. Nehmen wir einen Augenblick an, Alles, was uns über den Zuſtand unſeres

Strafrechtes einerſeits und die Neigungen zur Strafrechtspflege berufener Laien andererſeits geſagt wird, ſei bewieſen. Was würde daraus folgen? Daß die Juriſten, wie Verfaſſer meint, das Strafrecht den Laien preiszugeben hätten? Ich glaube vielmehr, das Gegentheil! Und mancher Leſer jenes Artikels hat vielleicht gleich mir bis zum Schluß deſſelben ein ſolches Reſultat erwartet, oder er zweifelt ſogar, ob der den Juriſten hier gegebene Rath wirklich ernſt gemeint und nicht vielmehr als geſchickt verhüllte Satire zu nehmen iſt!

Mir wenigſtens ſchien bisher gewaltig anſchwellenden Strömungen des öffentlichen Lebens gegenüber für den zur Mitwirkung in demſelben berufenen Mann nur die Wahl zwiſchen zweierlei gegeben. Entweder ihm gilt dieſe Strömung als ein geſundes und berechtigtes Streben: dann gebe er ſich ihr mit voller Seele hin und zertrümmere mit eigener Hand die künſtlichen Dämme, die ihren Durchbruch hemmen. Oder aber er erblickt darin eine verheerende, von dem Sturm krankhaft erregter Tagesgeſchichte über die Ufer geſchwellte Fluth, welche dauernde geiſtige Güter gefährdet: dann halte er es für Ehre und Pflicht, die bedrohten Dämme zu ſchützen, — müßte er ſelbſt ganz allein ſich der ſchwellenden Woge entgegenſtemmen und ſähe den eignen nahen Untergang voraus. Es mag modern ſein, die einſamen Geiſter zu beſpötteln, die einreißendem Verderben irgend einer Seite des Volkslebens ihre unzureichende Kraft entgegenſtellten: für einen ganzen Stand aber, den Amt und Beruf in ſolchem Falle auf einen Wachtpoſten am bedrohten Damme berufen, gilt es doch auch heute noch als unbeſtrittene Pflicht, auf dem Poſten auszuharren und mit dem Muth des Kriegers der gefahrdrohenden Fluth bis zum Tode zu trotzen!

Ein dritter Weg dagegen iſt es, den der Verfaſſer hier dem deutſchen Juriſtenſtande empfiehlt. Als Wächter iſt dieſer Stand neben die wichtigſte aller Schutzwehren gegen die Tagesſtrömungen des öffentlichen Lebens, neben das Recht, geſtellt. Nun wird ihm geſagt, daß ein Theil des Rechtsgebiets, das Strafrecht, bedroht ſei von einer Ueberſchwemmung mit Ideen, die den Rechtsgedanken an ſeiner Wurzel vernichten. Den Juriſten kann nicht zugemuthet werden, ſich mit den wilden, ſchlammigen Waſſern der hereinbrechenden Fluth rechtloſen Rechtes zu befreunden. Allein, ſo ruft ihnen der Verfaſſer zu, der Strom iſt unüberwindlich, und unaufhaltſam durchbricht er den Damm. Ihr könnt und werdet ihn nicht ſtauen. Verlaßt d'rum Euren Poſten und zieht Euch in die Gebiete zurück, die vorläufig noch in ſicherer Höhe liegen. Laßt Euch durch andere, weniger ſcrupulöſe Elemente ablöſen, die ſich friſch und fröhlich dem Zeitgeiſt hingeben und nach Niederreißung der letzten noch ſtehenden Dämme mit vollen Segeln auf dem breiten, ſeichten, alles überfluthenden Gewäſſer dahinfahren werden. Oder ſage ich zu viel? Man höre!

Digitized by Google

Die Juriſten ſollen von der Strafrechtspflege zurücktreten, weil bei der Anwendung des modernen Strafgeſetzes der Geiſt rechtswiſſenſchaftlicher Bildung ſo gut wie der Geiſt juriſtiſcher Objektivität unnöthig und nur hinderlich iſt. Denn unſer Strafgeſetz ſelbſt iſt ſolches Geiſtes baar. Es entbehrt des geſchichtlichen organiſchen Wachsthums: wozu nützt da die rechtsgeſchichtliche Bildung des Juriſten? Nach der Zertrümmerung ſeiner religiöſen und ethiſchen Baſis ſind auch ſeine philoſophiſchen Grundlagen ſchwankend geworden: was ſoll da rechtsphiloſophiſches Wiſſen? Nach der Verwiſchung der ſcharfen Grenzlinien zwiſchen den Strafarten und Verbrechensbegriffen tritt das Strafgeſetz als eine willkürliche und mechaniſche Verbotsformel mit dem Anhang einer in beliebig abmeßbare Quanta zu zerlegenden Freiheitsſtrafe auf: was bedarf es da dogmatiſch-juriſtiſcher Schulung, um die handwerksmäßige Rubricirung der Strafthat und die arithmetiſche Ausrechnung des Strafquantum zu vollziehen, — eine Arbeit, die etwa mit der Anwendung der Poſitionen eines Zolltarifs durch den Zollbeamten auf gleicher Linie ſteht? Der Geiſt ideenloſer Nützlichkeit diktirt und formulirt die Geſetze: wo iſt da Stoff für eine Strafrechtswiſſenſchaft, wie ſie heute noch ein durch die großen Geſetzgebungsarbeiten gefriſtetes Scheinleben führt, um auf die Länge unfehlbar zu verſanden? Vor Allem aber, das Strafgeſetz *iſt, ſeitdem* die bewußt gewordene Staatsgewalt es mit ſtarkem Griffe erfaßt hat, den Staatsbedürfniſſen unterthan geworden und „als immer bereite Waffe der herrſchenden Gewalten, Parteien und Klaſſen immer tiefer in den Widerſtreit der politiſchen, kirchlichen und geſellſchaftlichen Gegenſätze hineingezogen, die unſer Zeitalter ausfüllen:" wie ſoll da der Juriſt, der die blinde Göttin im Herzen trägt, dem ihm innewohnenden Geiſte des Intereſſes und der Partei gerecht werden? Nein! Ein ſolches Geſetz vermögen nur Laien aus der Mitte der herrſchenden Volksmehrheit, die ſich unbeengt durch formale und rechtliche Skrupel ſeinem Geiſte hingeben, zweckentſprechend zu handhaben. Sie allein werden den Willen und die Fähigkeit haben, jene unbeſtimmten und zweideutigen Geſetzesparagraphen, welche das politiſche und ſociale Strafgeſetz kennzeichnen, im konkreten Fall nach den Forderungen des öffentlichen Bedürfniſſes und der öffentlichen Meinung zur Ausführung zu bringen. —

Wäre dem alſo, ſtünde es ſo um unſer Strafgeſetz einerſeits und um das Rechtbewußtſein der Laien andrerſeits: mit fliegenden Fahnen müßte jeder berufstreue Juriſt in das Lager der Puriſten übergehen und Alles an die Verdrängung der Laien aus dem Gerichtsſaal ſetzen! Denn ein Recht der geſchilderten Art wäre kein Recht mehr. Faßte wirklich die moderne Geſetzgebung das Strafrecht in dieſem Geiſte, ſo würde der Juriſt berufen ſein, wenigſtens in der Wiſſenſchaft und Praxis dasjenige zu retten und zu

pflegen, was dem Strafrecht von Rechtscharakter noch geblieben iſt. Doppelt und dreifach wäre er gemahnt, die geſchichtlich-organiſchen, ethiſchen und idealen Elemente des Strafrechts zu konſerviren, dem Uebergewicht der mechaniſchen Verbotsformel den wiſſenſchaftlichen Geiſt entgegenzuſtellen, der Idee der Nützlichkeit die Idee der Gerechtigkeit zu opponiren. Denn als Juriſt würde er, wenn anders er noch hoch von ſeiner Wiſſenſchaft denkt, ein Syſtem algebraiſcher Straftarife für kein Recht mehr halten, und er würde, ſo lange er einem ſolchen Syſtem gegenüber noch etwas vom Rechtsgedanken zu retten vermag, dies Etwas dem leeren Nichts vorziehen. Ungleich intenſiver aber noch wäre ſeine Pflicht, zäh an ſeiner Stellung feſtzuhalten, wenn es wahr wäre, daß unſere Geſetze Parteigeſetze ſind und von den Laien in demſelben Geiſte, der ſie gegeben, angewandt werden würden. Denn was an ihm wäre, das müßte er thun, um mindeſtens die Rechtſprechung rein zu halten vom Parteigeiſt. Daß ein parteiiſches Geſetz auch parteiiſch angewandt werden muß, iſt ein Satz, der den Geiſt der Staatsraiſon in der franzöſiſchen Schreckenszeit überbietet. Noch haben ſtets ſelbſt die revolutionärſten Zeiten im Princip an dem Unterſchiede von Geſetzgebung und Rechtſprechung feſt gehalten. Jene mag durch Zweckmäßigkeitserwägungen geleitet werden: die Rechtſprechung kennt ſchlechthin kein anderes Motiv als das Recht. Mag das Geſetz noch ſo ſehr konkreten Bedürfniſſen und Kämpfen ſeinen Urſprung verdanken: einmal vorhanden, iſt es eine allgemeine Regel ſtreng objektiver Natur, die auf jeden ihr unterſtehenden Fall gleiche und gleichmäßige Anwendung verlangt. Wann hätte bisher ſelbſt die rückſichtsloſeſte Partei es ausgeſprochen, daß ein von ihr erlaſſenes Geſetz in dieſer oder jener Richtung vom Richter gehandhabt oder nicht gehandhabt werden ſolle? daß deſſen Schärfe ſich niemals gegen ſie ſelbſt kehren dürfe? daß der Richter es korrigiren, ergänzen, dem Bedürfniß anpaſſen müſſe? Man begnügt ſich auch im ärgſten Fall mit unbeſtimmter und zweideutiger Faſſung und greift zur Korrektur durch neue Geſetze, wenn der beabſichtigte Zweck nicht erreicht ſcheint. Hielte man es für Sache des Richters, das dem Bedürfniß entſprechende Recht zu finden, — wozu dann überhaupt noch ein Geſetz? Nicht der Juriſt allein, der einfachſte Mann aus dem Volke würde es für die direkte Aufhebung des Rechtsgedankens ſelber anſehen, wenn die Rechtſprechung aus einer Funktion des beſtehenden Rechts zu einer unmittelbaren Funktion des Parteilebens herabſänke. Wie könnte der Juriſt, wenn er einen ſolchen Erfolg davon vorausſähe, in ſtummer Reſignation zurücktreten und das Strafrecht der Zerſtörung durch Elemente, welche die Rechtsgedanken ſelbſt verneinten, überlaſſen? Er weiß es aus der Geſchichte und dem Leben, daß mit dem Einzuge des Parteigeiſtes in die Strafrechtspflege das letzte Palladium der bürgerlichen Freiheit, die letzte Schranke ſtaatlicher Omnipotenz,

Digitized by Google

das letzte Bollwerk des Individuums und der Minoritäten zertrümmert zu Boden ſtürzt. Er weiß, daß mit der Verwüſtung des Rechts nicht bloß ſein Stand, ſondern das Volk als ſolches den Todeskeim in die eigne Bruſt pflanzt. Er weiß, daß Macht und äußere Blüthe der Nation noch eine Weile den Untergang des Rechts überdauern können, daß aber mit dem Recht zugleich die Freiheit verſinkt, und daß dann unfehlbar der Tod der Freiheit die Agonie des Volkslebens überhaupt einleitet. Oder ſoll er ſich damit tröſten, daß ihm das Civilrecht als geſichertes Rückzugsgebiet verbleibt? Wie lange wird denn dieſes von der wilden Woge verſchont werden, wenn einmal an den von der öffentlichen Korruption zuerſt erreichten Punkten des Strafrechts die Dämme durchbrochen ſind? Dann giebt es kein Hemmen mehr. Die römiſchen Juriſten der erſten Kaiſerzeit wußten dies wohl. Sie glaubten nicht, wie man vielfach vermeint, das Privatrecht allein feſten und pflegen zu dürfen, ſondern ſetzten Kraft und Leben zugleich an die ſcheinbar unmögliche Arbeit, den willkürlichen, unbeſtimmten, despotiſchen Strafgeſetzen der Kaiſer gegenüber wenigſtens einige gefeſtete Bollwerke durch die Entwicklung der Doktrin und Praxis eines wiſſenſchaftlichen Strafrechts zu errichten. Und ſelbſt den berüchtigten Hochverrathgeſetzen gegenüber gelang ihnen dies in einem gewiſſen Maße. Als dann aber mit dem Verfall der römiſchen Rechts*wiſſenſchaft* zuerſt das Strafrecht der ſtaatlichen Allmacht völlig erlag, da war auch dem Civilrecht nur noch eine kümmerliche Nachblüthe vergönnt. Es war der Anfang vom Ende!

Doch es iſt Zeit, innezuhalten und zu fragen, ob denn die Prämiſſen wirklich richtig ſind, aus denen der Verfaſſer ſeinen, ich den gegentheiligen Schluß für das von den Juriſten einzuſchlagende Verhalten zog. Und da glaube ich nachdrücklich behaupten zu dürfen, daß denn doch ſo, wie ſie uns geſchildert worden, glücklicherweiſe bei uns die Dinge keineswegs liegen. Das Strafrecht hat den Rechtscharakter, das deutſche Volk hat das Rechtsbewußtſein durch die Entwicklung unſerer Tage nicht eingebüßt. Und weil jenes der Fall iſt, ſollen die Juriſten, weil dieſes, die Laien, jedes dieſer Elemente am gehörigen Platz, in unſerer Strafrechtspflege thätig bleiben oder werden!

Vieles zwar von dem, was der Verfaſſer über die Beſchaffenheit der heutigen Strafgeſetze ſagt, unterſchreibe ich unbedingt. Allein ich ſehe darin nur Erſcheinungen von relativer Bedeutung, die den eigentlichen Kern des Strafrechts nicht berühren, ſondern höchſtens verhüllen.

Die geſchichtliche Kontinuität der Rechtsentwicklung kann einen äußeren Bruch haben und bleibt darum doch innerlich beſtehen. Bekanntlich ſteht der noch ſo rationaliſtiſch verfahrende Geſetzgeber unbewußt unter dem Zwange hiſtoriſch und organiſch erwachſener Anſchauungen ſeines Volkes und ſeiner

Zeit. Es kommt nur darauf an, den Standpunkt hoch genug zu wählen, um den Zuſammenhang überblicken zu können. Gerade hier daher liegt eine unzerſtörbare Aufgabe der Wiſſenſchaft und ſchon darum iſt es unmöglich, daß die Strafrechtswiſſenſchaft als ſolche jemals ihr Ende erreichte. Schwerlich aber wird die Beſchäftigung mit dieſem Theil der Wiſſenſchaft jemals anders als vertiefend und fördernd auf diejenigen wirken können, deren Beruf die Pflege des geltenden Strafrechts iſt.

Die rechtsphiloſophiſchen Grundanſchauungen auf dem Gebiete des Strafrechts zweien ſich heute ſchärfer als je, und deutlicher als je ſind wir uns bewußt geworden, wie rathlos wir trotz aller geiſtiger Errungenſchaften noch vor den großen Problemenen des individuellen wie geſellſchaftlichen Daſeins ſtehen. Aber hat darum die philoſophiſche Ergründung des Weſens von Recht nnd Strafe aufgehört, das Bedürfniß der Wiſſenſchaft wie jedes denkenden Menſchen zu ſein? Und kann ſie aufhören, eine unentbehrliche Vorſchule für berufsmäßige Fortbildung und Handhabung des Strafrechts zu bilden?

Richtig iſt ferner, was uns über das Formelhafte, Mechaniſche, Aeußerliche, Zolltarifähnliche unſerer Strafgeſetze, ihrer Klaſſifikationen und Strafzumeſſungen geſagt wird. Allein zuletzt betrifft dies Alles doch nur die äußere Erſcheinungsform des Rechts. Hinter der Formel lebt und ſchafft unzerſtörbar die Idee. Gerade weil die glatte Formel ſo leicht den geiſtigen Gehalt vergeſſen macht, iſt bei ihrer Anwendung das Vorhandenſein eines echt wiſſenſchaftlichen Geiſtes, der auch die dürrſte Formel nur als Rüſtzeug der Idee handhabt, um ſo nothwendiger. Wenn etwa in der Kunſt eine verbeſſerte Technik zur Ertödtung des geiſtigen Elements durch handwerksmäßige Routine verführt: liegt es darum im Weſen beſſerer Technik, die Kunſt zum Handwerk herabzudrücken, oder trägt der Künſtler die Schuld, der bei richtigem Gebrauch dadurch ſeine Kunſt vielmehr befreien und ſteigern könnte? Nicht anders liegt es hier. Was in Doktrin und Praxis des Strafrechts ſich an Handwerksmäßigem herausgebildet hat, wird wahrlich nicht durch ein Zuviel, ſondern durch ein Zuwenig wiſſenſchaftlicher Tiefbildung verſchuldet. Der Formel gegenüber macht nur Bildung frei!

Wenn ferner der Verfaſſer als charakteriſtiſch für die neuere Strafgeſetzgebung den Geiſt des bewußten Utilitarismus hervorhebt, ſo muß ich ihm leider zugeben, daß die flache Auffaſſung des Rechts als eines Ausſpruchs des im Staate herrſchenden Willens darüber, was um gewiſſer nützlicher „Intereſſen" willen geboten oder verboten ſein ſoll, in immer größeren Kreiſen gleich einer anſteckenden Seuche ſich ausbreitet. Doch ſehe ich darin nur das Symptom einer Uebergangszeit mit ihren überwältigenden, die rechtsſchöpferiſche Kraft übermäßig anſpannenden Geſetzgebungsaufgaben. In ſolcher

Zeit ſcheinen allerdings „Geſetz" und „Recht" leicht identiſche Begriffe, und es bleibt dem haſtenden Geſchlecht nicht die Zeit, die Rechtsgedanken über den geſtaltenden Geſetzeswillen hinaus zu verfolgen. Allein die Priorität der Rechtsidee vor dem Geſetz iſt damit nicht aus der Welt geſchafft, und mehr oder minder deutlich bleibt ſich doch deſſen auch der enragirteſte Utilitätsfanatiker bewußt. Man verfolge nur unſere Kammerreden und unſere Preßartikel bei den Gelegenheitsgeſetzen der jüngſten Zeit. Bisher ſagt doch Niemand, was die Theorie in ihrer Nacktheit predigt: ſo iſt es zweckmäßig; wir ſprechen deshalb den Willen aus, daß es alſo geſchehe; dann wird das, was wir wollen, Recht ſein. Stets vielmehr heißt es: dies iſt Recht und jenes Unrecht; dringende Intereſſen fordern die Formulirung jenes Rechts; prägen wir es darum zum Geſetz aus. Immer wieder und wieder bricht bei allen Erwägungen geſetzgeberiſcher Zweckmäßigkeit die Frage der Gerechtigkeit durch. Und daß dem alſo bleibe, das vermag wiederum nur die Vertiefung in das geiſtige Weſen des Rechts vor Allem beim Juriſtenſtande zu verbürgen.

Iſt das eben Geſagte wahr, dann iſt auch der letzte, ſchwerſte, ja tödtliche Vorwurf (oder ſoll es kein Vorwurf ſein?), den der Verfaſſer gegen unſere moderne Strafgeſetzgebung erhebt, in dieſer Allgemeinheit nicht begründet. Leider iſt es nicht zu läugnen, daß wir in vielen Stücken das Vorbild unſerer weſtlichen Nachbarn mit Erfolg kopirt haben, daß auch bei uns das Strafgeſetz herrſchenden Gewalten, Klaſſen und Parteien als Waffe zum Schutz wahrer oder vermeintlicher öffentlicher Intereſſen gegen konkrete Gegnerſchaften gedient hat und dient. Allein im Ganzen haben wir doch in dieſer Richtung ſeit den Zeiten des deutſchen Bundes und ſeit der reaktionären Geſetzgebung zur Rettung der Geſellſchaft nach Napoleoniſchem Muſter Fortſchritte nicht gemacht. Leider fehlt es auch im neuen Reich nicht mehr an Ausnahme- und Gelegenheitsgeſetzen, die für den Parteikampf des Tages geſchaffen ſind. Auch ich rechne dahin den Kanzelparagraphen und ein gutes Stück der preußiſchen kirchenpolitiſchen Geſetze und habe dieſe politiſche Verwendung des Strafrechts niemals gebilligt. Auch ich ſehe ein noch bedenklicheres Beiſpiel dieſer Art in der dem Reichstag vorgelegten Gewerbegeſetznovelle über Beſtrafung des Vertragsbruchs, das mir in dieſer Form als ein Klaſſengeſetz der verhängnißvollſten Art erſcheint. Allein abgeſehen davon, daß hoffentlich dieſe letztere Vorlage niemals Geſetz wird, bleiben doch dieſe Ausnahmegeſetze immer eben Ausnahmen, welche auch von ihren wärmſten Anhängern nur aus einem Nothſtande gerechtfertigt und als nothwendiges Uebel beklagt werden. Jedenfalls reichen ſolche vereinzelten Erſcheinungen nicht hin, um ein ſtrafrechtliches Chaos vorauszuſagen, in welchem, „was Recht und Unrecht bisher geweſen, in demſelben ſchlammigen Bei aufgelöſt

werden wird.“ So wenig man die Gefahr geringachten darf, mit welcher die modernen Klaſſenkämpfe das Recht bedrohen, ſo wenig darf man kleinmüthig die Widerſtandskraft der Rechtsidee unterſchätzen. In ſolchen Dingen läßt ſich freilich ein ſtrikter Beweis nicht führen: doch müßten alle Anzeichen trügen, wenn nicht trotz unſerer bewegten Zeitgeſchichte tief innen im Gewiſſen des deutſchen Volkes die Rechtsidee noch unerſchüttert und unerſchütterlich in hoher Reine leuchtet. Noch iſt es uns Deutſchen ein Glaubensſatz, den wir über dem Tageslärm wohl einmal vergeſſen, aber als Heiligthum des Herzens treu bewahren, daß die Göttin des Rechts nicht die geſchäftige Magd der ſtaatlichen und ſocialen Intereſſen, ſondern die ernſte, ſchrankenſetzende Königin iſt, deren drohendes Gebot die Leidenſchaften der Klaſſen und Parteien bändigen und deren geſtrenger Blick den Staat ſelbſt vor dem Mißbrauch der höchſten irdiſchen Macht bewahren ſoll. Noch gehört es für uns zum Weſen des deutſchen Staates, Rechtsſtaat zu ſein, und zum Weſen des Rechts, parteilos zu walten. Oder wäre uns das Wort des Rechtsſtaats, das wir Freiſinnigen ſtets im Munde führten, plötzlich zur hohlen Phraſe geworden? Hätten wir umſonſt es betont, daß wir Deutſche ſind, und umſonſt, die Nachäffung des welſchen Nachbarvolks bekämpfend, den Blick auf die ſtammverwandten Nationen jenſeit des Meeres gelenkt, deren germaniſche Art vor Allem in der Energie ihres Rechtsbewußtſeins zu Tage tritt und deren Freiheit ganz allein auf der Macht des Rechtes und nicht zum Mindeſten auf ihrem Strafrecht und ihrer Strafrechtspflege beruht? Auch in Englands blutiger Geſchichte ſchien oftmals der Rechtsgedanke untergehen zu müſſen durch den Mißbrauch des Rechts im Kampfe der politiſchen, kirchlichen und ſocialen Parteien. Dennoch ſteht er heute als Säule der Volksfreiheit unerſchüttert da und weiſt den Beſtrebungen ſelbſt extremer Klaſſen und Parteien ihr Maß und ihr Ziel. Wenden wir lieber dorthin als auf das Land, in dem die Guillotine geſpielt hat, den Blick, und ſchöpfen wir daraus die Zuverſicht, daß bei uns die Idee des Rechts aus vorübergehenden Trübungen ſich ſiegreich erheben wird, daß wir die Einheit und Macht des deutſchen Staats nicht erkaufen werden mit der Entwurzelung des deutſchen Rechts. In ſolcher Zuverſicht wird der Juriſtenſtand nicht mißmuthig, ſondern in friſcher Begeiſterung das ſchwierige und undankbare Amt erfüllen, das bei der Strafrechtspflege in ſeine Hand gelegt iſt. Er wird um ſo ſtolzer und unnahbarer bei der Rechtſprechung über den lärmenden Intereſſen und Parteiforderungen des Tages ſtehen, je mehr ihm von anderen Punkten unſeres komplicirten öffentlichen Lebens her das köſtliche Gut des parteiloſen Rechtes bedroht ſcheint.

Wenn nun aber hiernach der Juriſtenſtand zur Preisgabe des Strafrechts weder veranlaßt, noch auch nur berechtigt iſt, ſoll er deßhalb die

Volkselemente, die unter dem Jubel der Nation nach mehrhundertjähriger Verbannung in den Tempel der Strafjuſtiz wieder ihren Einzug hielten, von Neuem daraus zu verdrängen ſuchen? Mit nichten! Denn zunächſt iſt es einfach nicht wahr, daß der ungelehrte Mann von dem Recht im Ganzen niedriger dächte, als der Juriſt. Unabhängig im Sinne der idealen Anforderung des Prinzips wird im einzelnen Fall ſo wenig der Eine wie der Andere ſein: was beim Juriſten die Beamtenſtellung wirkt, das wiegt bei dem Manne aus dem Volk die größere Befangenheit in einer beſtimmten ſocialen Atmoſphäre und die größere Unſelbſtändigkeit gegenüber dem Druck der öffentlichen Meinung auf. Allein das Bewußtſein, daß er, ſobald er zur Rechtſprechung berufen wird, die Verwirklichung des Rechtes und nichts als dies wollen muß und darf, trägt auch der ungelehrte Bürger in ſich. Man trete unter Geſchworene, die in einem politiſchen Prozeß entſcheiden ſollen. Man wird Keinen finden, der es mit ſeinem Gewiſſen verträglich fände, an einen Wahrſpruch zu denken, der „die friſche Farbe politiſcher Entſchließung“ an ſich trüge. Keinen, der, weil er das Geſetz als gegen eine Partei gerichtet erkennt, auch deſſen parteiiſche Anwendung billigen zu können vermeinte. Auch in den projektirten Schöffengerichten müßte man, wollte man dies erreichen, die Schöffen erſt ausdrücklich belehren, daß das Richteramt von nun an erfordere, „ſich voll und unbedingt dem Geiſte der Zweckmäßigkeit, der relativen Nützlichkeit herrſchender Geſellſchaftsintereſſen hinzugeben“, von dem nun einmal „das poſitive Strafrecht der Gegenwart durchaus getränkt“ ſei. Bisjetzt iſt auch der einfachſte Mann es ſich in feierlicher Weiſe bewußt, daß, einmal eingetreten in den Gerichtsſaal, er aufhört, Proteſtant oder Katholik, Liberaler oder Konſervativer, Fabrikant oder Arbeiter zu ſein, und daß er nichts mehr iſt, als das Organ des geltenden Rechts. Man darf hiergegen nicht einzelne leichtfertige Aeußerungen einer übereifrigen Preſſe, ungehörige Kritiken von Richterſprüchen durch die ſogenannte öffentliche Meinung und ſonſtige Spuren eines laxen oder verwaſchenen Rechtsbewußtſeins anführen. Derartigen Schaum ſetzt zu allen Zeiten die Oberfläche einer bewegten Zeit ab. Und wenn die Betreffenden ſelbſt in den Fall kämen, Recht zu ſprechen, würden ſie meiſt im Widerſpruch mit ihren früheren Aeußerungen nicht minder gewiſſenhaft und ſcrupulös im Rechtspunkt ſein. Wenn aber die Rechtsidee in allen Klaſſen unſeres Volkes kräftig genug iſt, um ohne Gefahr für die objektive Handhabung des Rechts die Betheiligung von Laienelementen an dem Amt der Strafrechtspflege zu ermöglichen, ſo iſt dieſe Betheiligung im größtmöglichen Umfange um derſelben Rechtsidee willen ſogar geboten! Denn gerade die Theilnahme an der Rechtſprechung iſt dann das gewaltigſte Mittel, um das Rechtsbewußtſein zu feſtigen und zu vertiefen. Wir fordern die Theilnahme von

Volkselementen an der Strafrechtspflege nicht, um das Recht dem Klaſſenkampf preiszugeben, ſondern gerade umgekehrt, weil ſie politiſch und ethiſch bildend, erziehend, befriedigend auf das trotz der Intereſſengegenſätze im Recht geeinte Volk wirkt. Wir fordern ſie nicht, weil ſie das Recht zu einer ſchneidigeren Waffe des Parteigeiſtes machte, ſondern weil ſie über das Weſen des Rechtes als Schranke der Intereſſenverfolgung belehrt. Wir fordern ſie nicht, um den Utilitarismus und Materialismus unſerer Tage in immer breiteren Strömen ſich in das Recht ergießen zu laſſen, ſondern weil wir umgekehrt erwarten, daß ſie die idealere Auffaſſung des Rechts im Geiſte gleichwägender Gerechtigkeit aus den Gerichtsſälen in das Leben zurücktragen wird. Wir fordern ſie als das große Mittel, unſer Recht wieder volksthümlich, aber auch unſer Volk wieder reicher an Rechtsſinn zu machen und gedenken ſo auf dieſem Wege die unſterbliche Idee des Rechtes zu erhöhen, nicht ſie in den Staub zu ziehen. —

In welcher Art die hiernach geforderte Verbindung des juriſtiſchen Elements und des Volkselements in der Strafrechtspflege zu vollziehen iſt: das iſt die heute brennende Frage, die außerhalb dieſer Abwehr liegt. Sie hat ſich zu dem Gegenſatz „Schwur- oder Schöffengerichte" zugeſpitzt. Der mit O. M. unterzeichnete Artikel deutet trotz ſeines Schweigens auf den Vorzug der Schöffengerichte hin. Ich will es nicht verſchweigen, daß mir die organiſche Stellung der beiden Elemente beſſer in dem bei uns längſt eingebürgerten und volksthümlichen Schwurgericht gewahrt ſcheint, deſſen Reform, ſchon um einen neuen Bruch der Entwicklung zu vermeiden, der projectirten Neuſchöpfung vorzuziehen iſt. Aber, wie geſagt, hier bin ich nicht Fachmann. Was ich über die Stellung der Juriſten und der Laien zum Recht im Allgemeinen geſagt habe, daraus wird der Kundige leicht die Argumente entnehmen, welche für die qualitative Theilung der Arbeit des Rechtſprechens zwiſchen wiſſenſchaftlich gebildeten Berufsrichtern und einem Kollegium von Männern aus dem Volke ſprechen. Dieſe Theilung ſcheint mir, wie heute die Dinge liegen, immer noch am angemeſſenſten im Schwurgericht vollzogen zu ſein. Für das gewagte Experiment mit den Schöffengerichten aber nimmt es nicht gerade ſehr ein, daß ihre Fürſprecher ſie von ſo diametral entgegengeſetzten Standpunkten aus vertheidigen. Die Einen wollen damit die Laien unſchädlich machen, die Anderen Laien und Juriſten inniger verbinden, und hier ſcheinen ſie nun gar die Brücke bilden zu ſollen, auf der die Juriſten ihren völligen Rückzug aus dem dornenvollen Gebiet des Strafrechts bewerkſtelligen ſollen. O. Gierke.

Gegenbemerkung. — Nicht, um eine unfruchtbare Polemik weiter zu ſpinnen, nur, um einer weiteren, wie ich gern zugebe, möglichen Mißdeutung

des im Vorſtehenden mit „Proteſt" zurückgewieſenen Aufſatzes „über Laienelemente im heutigen Strafrecht" vorzubeugen, will der Verfaſſer des letzteren die ihm von der Redaction dieſer Zeitſchrift gewährte Gelegenheit zu einem kurzen Nachſatze benutzen*). Vielleicht wäre es vorſichtiger von mir geweſen, der Erörterung eines ſo bedenklichen Themas, wie es von mir angeregt worden, als Motto etwa die Worte eines Franzoſen vorzuſetzen: je n'impose rien, je ne propose même rien, j'expose. Wenn man verſucht, eine Reihe fragwürdiger Erſcheinungen moderner Rechtsentwickelung in einen inneren Zuſammenhang zu bringen, ihre geheimen Gedanken zu erforſchen, ſie mit einſeitiger Schärfe von einem Geſichtspunkte zu beleuchten, und auf ihre vermeintliche Gravitationsrichtung hinzuweiſen, ſo hält man ſich auch ohne beſonderen Vorbehalt vor der Unterſtellung geſchützt, ſolches Unternehmen wolle nicht zur Erkenntniß der Wahrheit ein beſcheidenes Scherflein beitragen, nein! es werde Hochverrath gegen das Reich der Wiſſenſchaft und Umſturz gegen die Herrſchaft der Gerechtigkeit geplant! Ich hätte mit einer ein wenig veränderten Schattirung jenen Betrachtungen auch die Aufſchrift geben können „vom Berufe unſerer Zeit für die Strafgeſetzgebung". Sollte ich deßhalb durchaus abenteuerliche Abſichten gegen die hohen legislativen Gerechtſame des deutſchen Reichstags oder umgekehrt böſe Dinge gegen die *paſſiven* Wahlrechte der Juriſten im Schilde führen? — Aber, ruft mir Herr Profeſſor Gierke zu, Du weiſeſt ja ausdrücklich auf die nothwendige Abwendung der Rechtswiſſenſchaft vom Strafrecht hin, Du ziehſt ja ſelbſt die Conſequenzen Deiner vermeintlichen Vorderſätze. Freilich thue ich dies; nur bin ich ſo weit entfernt, ſolchen Gang der Entwickelung zu begünſtigen, darin etwas Gutes und Heilſames zu erblicken, daß ich vielmehr nirgends daraus ein Hehl mache, wie ſehr ich die gefürchtete Wendung für ein Unglück halte. Die peſſimiſtiſche Grundſtimmung, die darauf hinausläuft, ſchließlich zu erklären, wenn die Dinge ſo fortgehen, muß entweder das Laienelement, oder die Wiſſenſchaft aus dem Strafrecht weichen, mag als falſch und übertrieben geſcholten werden, ſoviel es Jedermann beliebt. Zu praktiſchen Reſolutionen und Proteſten, ſcheint mir, geben derartige ironiſche Zuſpitzungen einer Gedankenreihe keinen Anlaß.

Vollkommen unverſtändlich bleibt mir der Schluß des obigen Artikels, der hinter dem perhorreſcirten Aufſatze ein Plaidoyer für die Schöffen, und

*) Die Redaction hielt bei Aufnahme des angefochtenen Aufſatzes ein Mißverſtändniß ſeiner Tendenz nicht für wahrſcheinlich; ſie ſah in ihm vielmehr eine ſcharfe, aber rechtzeitige Warnung vor fernerer Zerrüttung unſeres Strafrechts durch dem Rechtsgedanken fremde Intereſſen und Beſtrebungen; ſie conſtatirt endlich, daß die thatſächlichen Wahrnehmungen, auf die ſich jene Warnung berief, in vielen weſentlichen Punkten auch von der Gegenſeite beſtätigt werden.

in dieſen eine „Brücke" für den Rückzug der Juriſten aus dem Strafrecht wittert. Darin thut mir der warmblütige Vertreter deutſcher Rechtswiſſenſchaft bitter Unrecht, und ich hoffe, trotz der kategoriſchen Form ſeiner Behauptung wird dieſe Enthüllung ſein Geheimniß bleiben. Habe ich auch zu den erſten gehört, die vor Jahren an dieſer Stelle einmal für die Schöffen gegen die Geſchwornen öffentlich das Wort nahmen, ſo iſt es doch eine unbillige Zumuthung, nunmehr Alles, was hier oder da in meinen Anſichten mißfällt, auf Rechnung einer angeblichen fixen Schöffenidee zu ſetzen. Zum Ueberfluß war es, als jene Betrachtungen „über Laienelemente" geſchrieben wurden, bereits eine ziemlich offenkundige Thatſache, daß die Schöffenfrage im Bundesrath Seitens der preußiſchen Regierung als Compenſationsobjekt für Conceſſionen in der erheblich wichtigeren Frage des oberſten Reichsgerichts verwerthet und endgültig eingeſargt werden ſolle. Und dabei hätte ich auf den ſinnloſen Einfall kommen können, durch Charakteriſirung der Laienherrſchaft im Strafrecht grade die Schöffen vor dem unvermeidlichen Untergang zu retten? Sind die Geſchworenen denn weniger Laien, als die Schöffen? Ich ſollte glauben, bisher hätten die Freunde wie die Gegner der deutſchen Jury weſentlich darin das hauptſächliche Unterſcheidungsmerkmal gefunden, daß in der Jury das Laienelement reiner, ungetrübter, voller zur Geltung kommt, als in den Schöffengerichten. Soll ich denn alſo durchaus für irgend etwas in der Welt Propaganda haben machen wollen, und ſoll dieſes etwas in meinem Fatalismus gegenüber der drohenden Ueberſchwemmung der Rechtsgelahrtheit durch die elementaren Gewalten der Laienfluth gefunden werden, dann läge es doch erſichtlich näher, mich der Parteilichkeit für die Geſchworenen und nicht für die Schöffen zu zeihen. O. M.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Für die Volksgenoſſen im Südoſten. Aus Schleſien. — Zwiſchen Schleſien und Ungarn giebt es Beziehungen von ſehr frühen Zeiten her. Ungefähr um dieſelbe Zeit, als Schleſien, unabhängig geworden von Polen, unter den in Deutſchland erzogenen Fürſten aus dem alten polniſchen Herrſcherſtamm der Piaſten, ſich beſonders in ſeinen am linken Oderufer gelegenen Gebieten der deutſchen Einwanderung zu öffnen begann, fing der Strom dieſer Wanderung auch nach Ungarn ſich breiter zu ergießen an. Ein Arm deſſelben nahm ſeinen Weg über Schleſien und raſtete vielleicht hier, ehe er den Stab weiter ſetzte über das unwirthliche Gebirge, welches die nördlichen

und nordwestlichen Striche des jungen Magyarenreiches von den slavisch-deutschen Herzogthümern am Fuße der Sudeten und des Riesengebirges trennte. So erklärt sich die sonst auffallende Verwandtschaft in Sprache, Rechtsbrauch, Ortsnamen und sonstiger Sitte zwischen den Deutschen in Schlesien und den Deutschen in Oberungarn und Siebenbürgen, auf welche der Geschichtsforscher heute bei jedem Schritt durch die Gebiete des beiderseitigen Volkslebens stößt. Wattenbach besonders hat darauf mehrfach hingewiesen, daß diese Berührungen in materiellem und geistigem Verkehr aus dem Mittelalter sich bis tief in die neuere Zeit herübergezogen haben. Vorübergehend hat schon während des Mittelalters der schlesische Fürstenhut und die ungarische Königskrone dasselbe Haupt geschmückt. Sigismund von Luxemburg besaß jenen nach dem Recht der Geburt, Matthias Corvinus erwarb ihn mit dem Schwerte, Wladislas behielt ihn als erwählter König von Böhmen.

Später sind einzelne Theile von Schlesien wiederholt als Ausgleichsobjecte in den Streitigkeiten der habsburgischen Fürsten um den Besitz von Ungarn und Siebenbürgen behandelt und verhandelt worden. Zuletzt wurden Oppeln und Ratibor im Frieden von Nikolsburg (1622) an den kühnen Führer der ungarischen Protestanten, den Fürsten Gabriel Bethlen von Siebenbürgen, auf Lebenszeit abgetreten. Nach den schlesischen Kriegen, welche die größere Hälfte des Landes politisch von Oesterreich trennten, bildet die preußische Provinz Schlesien den vorgeschobensten Theil des preußischen Staates und Deutschlands gegen Südosten, gewissermaßen eine scharf und schneidig verlaufende Bastion gegen Rußland und Oesterreich zugleich, allemal zuerst gefährdet, wo von der einen oder der andern Seite her oder von beiden zugleich Feinde sich nahen.

So ist es natürlich, daß in diesem Gebiete auch am schärfsten ausgespäht und Wache gehalten wird, was dort drüben jenseit der schwarz-gelben Grenze vorgeht und sich vorbereitet. Die russische Grenze streckt sich so weit hin, daß sie auch von deutscher Seite vielfacher Beobachtung sich öffnet; aber nach Oesterreich hin ist der Raum eingeengt und daher die Aufmerksamkeit um so nothwendiger. Diese Aufmerksamkeit scheint uns des reichstreuen Schlesiens besondere Aufgabe zu sein, in deren Erfüllung es sich durch die Winkelzüge der höhern Diplomatie nicht darf beirren lassen. Die Parole heißt zwar heute „Freundschaft mit Rußland und Oesterreich-Ungarn" und Niemand wird bestreiten, daß es ein tiefes Interesse des neuen deutschen Reiches ist, mit diesen beiden Nachbaren im Frieden zu leben. Ob aber das Interesse so ganz gegenseitig sei, über diese wesentliche Frage scheint man sich in Deutschland gerade gegenwärtig mehr, als vorsichtig ist, hinüberzusetzen und darum auch den Vorgängen drüben mindere Beachtung und unbefangene Beurtheilung zuzuwenden, als gut sein dürfte.

Man sollte doch niemals vergessen, daß Oesterreich-Ungarn durch Deutschlands Einigung nicht bloß an Land und Leuten — in Italien — sondern auch an Einfluß und Ehre schweren Schaden genommen hat, und daß solcher Verlust nach der Einrichtung der Menschennatur wohl in seinen Aeußerungen zurückgedrängt, aber nur sehr schwer verschmerzt werden kann. Es wird längere Zeit bedürfen, ehe die Wunde so vernarbt ist, daß ein volles gegenseitiges Vertrauen an die Stelle der jetzigen officiellen „Sympathien" getreten sein wird. Dabei dürfen wir die Thatsache nicht übersehen, daß gegenwärtig die Führung Oesterreich-Ungarns in magyarischen Händen steht. Die Frage ist noch unseres Wissens nicht entschieden, ob 1870 Andrassy oder Beust es gewesen, der das Schwert Oesterreichs von der Bundesgenossenschaft Frankreichs zurückhielt. Wir halten dafür, daß es keiner von beiden gewesen, sondern einfach die schwere Wucht der Ereignisse, die damals diesen Schritt verhinderten; denn Graf Andrassy ist in Paris zum Diplomaten gebildet worden und ein treuer Sohn des magyarischen Volkes, und dieses Volk rief einmüthig zu den Waffen gegen die Deutschen; und wer Graf Beust ist und daß er von vorne herein kein Freund des trotz ihm so gewordenen Deutschlands sei, braucht nicht erst des weiteren erörtert zu werden. Noch heute streicht sein Schatten über die Politik des Königreichs Sachsen und sucht jede frische Fortentwickelung der Reichsfreundlichkeit in diesem, Oesterreich benachbarten, Lande zu hemmen. Er war es, der die magyarische Suprematie in Oesterreich-Ungarn begründet hat, die unerhörte Suprematie eines Stammes, der kaum den siebenten Theil der Bevölkerung des ganzen Reiches ausmacht und sich weder durch besondere Verdienste um die Culturinteressen der Völker, noch auch jemals durch tieferes politisches Verständniß der wirklichen Staatsinteressen ausgezeichnet hat. Der Deutsche im neuen Reiche wird wohl darauf zu achten haben, wie seit dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche keine Frage von Seiten des ungarischen Reichstages und der ungarischen Regierung im Bunde mit der nationalen Presse systematischer behandelt worden ist, als die völlige politische Beseitigung der Deutschen in Ungarn, deren Zahl allein schon ihnen eine Bedeutung verlieh. Alles Uebrige wird dilettantisch, für den Moment, oberflächlich abgethan; nur in diesem Puncte geht man gründlich zu Werke und benutzt den europäischen „Frieden", um hierin für alle Zeit aufzuräumen. Unvergessen ist hier, daß die Deutschen, und besonders die Sachsen in Siebenbürgen, allein 1870 es waren, welche ihre Theilnahme für den harten Kampf der Stammesgenossen in Frankreich offen bekannten und durch zahlreiche Werke der Liebe auch bewährten. Seither sind sie dem Racheengel des magyarischen Volksgeistes verfallen und das Gesetz scheint nur vorhanden, um gegen sie seine Spitze zu kehren. Daß ihr Recht nicht schlechter ist, als das der Magyaren, daß sie in allem Uebrigen

die treuesten, fleißigsten, intelligentesten, gehorsamsten Bürger des ungarischen Staates sind, das trägt alles nichts gegen die eine furchtbare Schuld, daß sie Deutsche sind und Deutsche bleiben wollen. Dies Vergehen allein schon könnte mißtrauisch machen gegen die officiellen Sympathien, welche von Ofen-Pest dem deutschen Reiche so demonstrativ engegengebracht werden.

Es kommt ein zweites hinzu. Heute steht im Vordertreffen des Kampfes gegen das deutsche Reich das vaticanische Rom. Es würde sich empfehlen, wenn Deutschland sich etwas mehr darum kümmerte, wo die aus Deutschland ausgewiesenen Jesuiten eine neue Heimat gefunden haben und wie der große Geisterstreit an der Spree in der Kirchenpolitik der einzelnen benachbarten Staaten überhaupt nachwirkt. In Ungarn, dem Lande der reichsten römischen Hierarchie Europas, mit zahlreichen Jesuitenhäusern und einer katholischen Bevölkerung von maßgebender Zahl, in Ungarn wo die mächtigen Prälaten als solche noch dem Oberhause angehören und durch ihr Geld auch auf die Wahlen zum Abgeordnetenhause höchst wirksamen Einfluß üben können, sprach Deak, „der Weise der Nation", bald nachdem der Streit in Deutschland seinen acuten Charakter angenommen hatte, gelassen das große Wort von der „freien Kirche im freien Staate aus". Zahlreiche Comitate sprachen es pflichtschuldigst nach; der Reichstag wählte eine kirchenpolitische Commission; große Dinge schienen im Anzuge; die Commission constituirte sich und vertagte sich bald darauf für unbestimmte Zeit. In Cisleithanien hat die Regierung bekanntlich einige Gesetzentwürfe dem Reichsrath vorgelegt, welche allerdings dafür angesehen werden können, als ob man dort sich anschicke, in dem säcularen Kampfe an Deutschlands Seite zu treten. In Ungarn, der in der Reichspolitik maßgebenden Hälfte des schwankenden Nachbarstaates, ist alles still; kaum klingt zuweilen aus der Tagespresse ein schüchtern oder wie pflichtschuldigst gesprochenes Wort der Anerkennung und Zustimmung zu dieser Richtung der deutschen Politik zu uns herüber.

Und endlich noch Eines. Völker, welche eine der großen europäischen Culturssprachen sprechen, haben es schwerer, die eigentlichen Ziele ihrer internationalen Politik zu verbergen, als solche, deren Idiom nur von ihnen selbst verstanden wird. Die letztern können nach innen auch durch ihre Presse ganz andere Erfolge erstreben als sie nach außen sich den Schein geben. Man sollte in Deutschland doch auch einmal genauer nachforschen, was besonders im ungarischen Theile der österreichisch-ungarischen Monarchie in den letzten Jahren von Seiten der Regierung im Wege der magyarischen Presse geschehen sei, um bei der von Anfang an dem deutschen Reiche nicht wohlgesinnten Bevölkerung die Achtung vor dem Deutschen zu verbreiten und so das äußere Band durch innere Kräfte zu stärken. Schon die ganz gewöhnliche Rücksicht der Dankbarkeit für die wiederholte Hülfe, welche Ungarn in seinen bereits

conſtant gewordenen finanziellen Nöthen von Deutſchland erhalten hat, ſollte doch Beſtimmungsgrund genug ſein, durch irgend eine ſichtbare Gegenleiſtung den Beweis zu liefern, daß man es ehrlich meine und nicht daran denke, einmal den „dummen Schwaben" noch tüchtig auszulachen, daß er ſeine Schwächung ſo thöricht ſelbſt vorausbezahlt habe. Es wäre das eine ganz hübſche Revanche für Gaſtein. Die jetzige Deutſchenhetze in Ungarn iſt ein politiſcher Fehler, ſobald Deutſchland ſich nicht für zu gewaltig hält, dieſelbe ernſtlich in Erwägung zu ziehen. Die Mittel dazu bieten auch dem Deutſchen im Reiche die in Ungarn erſcheinenden deutſchen Blätter, ſoferne ſie zuweilen Auszüge aus den magyariſchen Journalen in Ueberſetzung veröffentlichen.

Uns hier auf dem Vorpoſten des Reiches kann es nicht gleichgültig ſein, was dort drüben vorgeht, und ohne im Geringſten deßhalb mahnen zu wollen, daß Deutſchland ſeine Politik der Nichtintervention aufgebe, ſcheint es doch die Pflicht der gewöhnlichſten Klugheit zu ſein, den argen Widerſpruch nicht unbeachtet zu laſſen, der dort zwiſchen dem nach außen gerufenen Wort der Freundſchaft und den deutſchfeindlichen Thaten im Innern unwiderſprechlich ſich aufthut.

Parteibewegung in Württemberg. Aus Stuttgart. — Seit den letzten Reichstagwahlen befinden ſich unſere politiſchen Parteien in einer Kriſis, deren Urſachen freilich weiter zurückreichen. So wie in unſerm Lande die Parteien ſich geſtaltet haben und bisjetzt einander gegenübergeſtanden ſind, datiren ſie vom Jahr 1866, vom „Bruderkrieg" oder vielmehr von dem Frieden, welcher den norddeutſchen Bund in's Leben rief. Damals entſtand in Württemberg die „deutſche Partei" als die Vereinigung aller nationalgeſinnten Elemente, welche mit Beſeitigung der früheren Gegenſätze von liberal und konſervativ, von demokratiſch und altliberal einfach den Anſchluß Württembergs an den norddeutſchen Bund, im Gegenſatz zu den verdächtigen Projekten eines Südbundes, auf die Fahne ſchrieben. Dieſe neue Partei, deren bloße Exiſtenz die Wendung zum Beſſeren anzeigte, war freilich im Anfang eine kleine Minderheit. In den Wahlen zum Zollparlament erhielt ſie ihre Feuertaufe, und obwohl ihre Candidaten damals bekanntermaßen in ſämmtlichen Wahlkreiſen unterlagen, gewann ſie doch von da an feſteren Beſtand und Einfluß. Sie repräſentirte das nationale Gewiſſen, wenn ſie auch nicht verhindern konnte, daß die Regierung, von demagogiſchen und ultramontanen Einflüſſen umſtrickt, Württemberg an den Rand des Verderbens brachte.

Durch den Krieg, welcher die politiſche Stellung des Landes mit einemmal änderte — „und es war mir zum Heil, es riß mich nach oben", wurden auch die Parteiverhältniſſe gründlich verſchoben. Aus der Minderheit

war über Nacht die Mehrheit geworden. Der Krieg, seine Begeisterung und seine Erfolge füllten die dünnen Reihen der nationalen Partei. Aus der dreifachen Schaar der Gegner: Regierung, partikularistische Demokratie und Ultramontanismus, war das einflußreichste Element, die Regierung ausgeschieden. Unter der klugen Führung des Herrn v. Mittnacht bequemte sie sich mehr und mehr den nationalen Forderungen, ihre Anhänger schwankten ohne zu großen Widerstand meist in das nationale Lager, mit ihnen jene große zähe Masse, die bei den Wahlen, stets weniger einer Partei als der allgemeinen Strömung folgend, den Ausschlag zu geben pflegt. So fielen die Wahlen zum Landtag im December 1870, die Wahlen zum Reichstag 1871 und 1874 in großer Mehrheit zu Gunsten der deutschen Partei aus, deren Cadres sich unverändert auch in der neuen Zeit erhalten hatten.

Allein war die deutsche Partei jetzt zur herrschenden geworden, so kam dies nicht ebenso ihrer innern Consistenz zu Gute. Je zahlreichere Elemente sich ihr anschlossen, um so stärker machte sich zugleich die Verschiedenheit ihrer Bestandtheile bemerklich. Eine oppositionelle Minderheit ist immer leichter zusammenzuhalten, als eine herrschende Mehrheit. Frühzeitig begannen Stimmen sich in dem Sinne zu äußern, daß das Programm der deutschen Partei: Eintritt in den norddeutschen Bund, durch die Gründung des Reichs überherrlich sich verwirklicht habe, daß damit der Zweck der Partei erfüllt sei, diese selbst also keinen Grund der Existenz mehr habe, wofern sie nicht zu einem neuen Programm sich bekenne. Die Ziele seien nunmehr andere geworden, und nur wenn diese bestimmt formulirt seien, werde der Partei die nöthige Reorganisation und voraussichtlich eine erweiterte Propaganda im Lande gelingen. Man hat nun freilich in anderen deutschen Ländern sich nirgends sehr beeilt, nach Gründung des Reichs die Programme der nationalen Partei zu revidiren und abzuändern; aus dem einfachen Grunde, weil sich von selbst die Aufgabe nahelegte, in gleicher Weise, wie bisher für die Erreichung, so jetzt für die Befestigung und Vertheidigung der nationalen Einheit zusammenzustehen. Dieser Umstand drängte auch in Württemberg noch geraume Zeit die Forderung eines neuen Programms in den Hintergrund. Da es nicht an praktischer Arbeit fehlte, schien in der That vernünftigen Leuten die Beschäftigung mit Programmen überflüssig. Die Gegner, nämlich die Demokraten der Volkspartei und die Ultramontanen, standen noch ganz mit ihren alten Zielen und alten Schlagwörtern auf dem Plan, und ihnen gegenüber sah sich auch die deutsche Partei so ziemlich auf ihre alten erprobten Kampfmittel angewiesen. Wenn die Volkspartei unverändert dieselbe blieb, das Reich und seine vornehmsten Organe ebenso anfeindete, wie früher den norddeutschen Bund, den Gegensatz von Nord und Süd in der alten Weise zu schärfen suchte, und Militairlast und Steuer-

druck genau wie früher zu den hauptsächlichsten Agitationsmitteln machte, so mußte dem gegenüber auch die Taktik der deutschen Partei, ja ihre ganze Organisation dieselbe bleiben.

Nun waren es aber zwei Umstände, welche mit der Zeit an dieser Organisation rüttelten. Einmal nämlich zeigte sich, daß die verschiedenen Elemente der deutschen Partei doch nur so lange sich friedlich vertrugen, als sie das bestimmte Ziel vor Augen hatten, das mit der Aufrichtung des Reichs erreicht war. Außer der alten Garde des Nationalvereins zählte die Partei einen linken Flügel und einen rechten; jener bestehend aus denjenigen Demokraten, welche sich doch scheuten, die Mainlinie zum Dogma zu erheben und sich der Devise: erst die Einheit, dann die Freiheit, bequemten, Demokraten also, welche ungefähr auf dem Standpunkt der preußischen Fortschrittspartei sich befanden; andererseits aber wieder Elemente, die viel weiter nach rechts standen, nationalgesinnte Conservative, zu welchen namentlich der größere Theil des ritterlichen Adels und die Frommen im Lande, die Gemeinde der Pietisten gehörten. Die Leitung des Ganzen war naturgemäß der mittleren Gruppe anvertraut, die genau den Nationalliberalen im Norden entsprach, und es muß hinzugefügt werden, daß Julius Hölder, der Vorstand der Partei, der schwierigen Aufgabe, die divergirenden Richtungen derselben zusammenzuhalten, lange Zeit mit ebenso viel Hingabe als Geschicklichkeit sich entledigte. Auf eine Trennung waren zunächst die Orthodoxen und Pietisten bedacht, die auch in den beiden süddeutschen Nachbarländern sich als eine nationalconservative Partei absonderten und in der „süddeutschen Reichspost", früher in Karlsruhe, jetzt in Augsburg, sich ein eigenes Organ schufen. Fühlten sich diese Frommen schon von Anfang an etwas fremd neben den anderen Bestandtheilen der Partei, mit denen sie im Grunde nur durch ihre Sympathien für Preußen verbunden waren, so wirkte der Gang der preußischen Kirchengesetzgebung auch auf diese Sympathien allmählich erkältend. Doch kam es auf dieser Seite nicht zum Versuch einer neuen Parteibildung, sie brauchten das um so weniger, als sie für ihre kirchlichen Zwecke bereits hinreichend organisirt und disciplinirt sind; sie beschränkten sich also darauf, aus dem Gebiet der politischen Parteithätigkeit überhaupt sich zurückzuziehen, und neuerdings hat neben dem Aerger über die preußischen Kirchengesetze der Aerger über die Vorgänge am Grab des berühmten schwäbischen „Gotteslängners" diese Gruppe, die den Namen der „Stillen im Lande" neuerdings mit Unrecht führt, vollauf beschäftigt.

Lebhafter war die Bewegung auf dem linken Flügel, dessen Thatendrang offenbar mit der bloßen Agitation für die Wahlen noch nicht zufriedengestellt war. In diesem Kreis, wo zum Theil noch die älteren demokratischen Anschauungen und Angewöhnungen sich erhalten haben, wünschte man eine

größere Parteithätigkeit als ſolche zu entfalten; das Parteileben, das nach den Erſchütterungen und Erfolgen der letzten Jahre einigermaßen eingeſchlummert war, ſollte wieder wach gerufen und zu dieſem Zweck neue Reizmittel aufgeboten werden. Als ſolche empfahlen ſich nun, was man die Freiheitsfragen zu nennen gewöhnt war, und zwar ſollte nicht nur innerhalb des Reichs, nach Aufrichtung der Einheit, nunmehr der Hauptnachdruck auf die freiheitlichen Forderungen gelegt werden, ſondern man richtete das Augenmerk auch auf die Anliegen des engeren Vaterlands, wo durch die großen politiſchen Ereigniſſe zwar vielfach zugleich das freiheitliche Intereſſe gefördert, aber manche alte Landeswünſche doch auch wieder in den Hintergrund zurückgedrängt worden waren. Kurz es ſollte eine Schwenkung nach links geſchehen, man ſuchte unter der Hand aus der deutſchen Partei etwas ganz anderes, nämlich eine Fortſchrittspartei zu machen. Dies war freilich um ſo ſeltſamer, als ſämmtliche Abgeordnete des Reichstags, die 1871 und 1874 durch die Partei gewählt worden waren, keineswegs der Fortſchrittspartei, ſondern der nationalliberalen oder gar der freiconſervativen Partei angehörten. Auch ſtellte der leitende Ausſchuß jenem Andringen geraume Zeit Widerſtand entgegen; nur war die Folge die, daß nun einzelne Vereine im Lande auf eigene Fauſt als Fortſchrittspartei ſich conſtituirten und Programme aufſtellten, deren liberale Schiffskataloge zwar ungefährlich waren und nicht eigentlich aus dem Rahmen der alten Parteianſchauungen heraustraten, aber doch den Schwerpunkt derſelben verrückten und im Ganzen den Geſchmack einer vergangenen Epoche verriethen. Damit hoffte der demokratiſche Flügel nicht blos die Parteithätigkeit zu beleben, ſondern ihr auch eine erweiterte Baſis zu geben, vielleicht bis in die Reihen der Volkspartei hinein Propaganda zu machen.

Denn dies war nun ein weiteres Motiv, welches dem Drang nach einer Reorganiſation der Partei zu Grunde lag. Man hatte Urſache anzunehmen, daß unter der abgewandten Demokratie Beſtandtheile waren, welche mit der volksparteilichen Leitung und Preſſe längſt unzufrieden es gerne ſahen, wenn ihnen eine hilfreiche Brücke geſchlagen würde, auf der ſie den Auszug aus dem bisherigen Lager, die Umkehr aus einer ausſichtloſen Sackgaſſe bewerkſtelligen konnten. Dieſen wollte man einen Entſchluß erleichtern, den ſie noch nicht hatten finden können, zu dem ſie aber reif ſchienen. Man erinnert ſich des Zanks, den in der Abgeordnetenkammer Oeſterlen mit ſeinem Collegen Hopf vom Zaune brach, um ſich demonſtrativ von der unverſöhnlichen Demokratie loszuſagen, die ihn dafür achſelzuckend als diplomatiſchen Demokraten zurückwies. Der Ton, in welchen der „Beobachter", das Organ der Volkspartei, unter der Leitung des Herrn Xaver von Haſencamp mehr und mehr hineingerieth, war auch derart, daß alle, denen es mit der ſonſt in

dieſem Blatt verfochtenen Sache der Freiheit noch einiger Ernſt war, aufs tiefſte davon angewidert wurden. Denn nicht nur macht ſich in dieſem Blatt gegenüber dem Reich der häßlichſte Partikularismus breit, ſondern ſeine Polemik iſt ganz vorzugsweiſe gegen den Liberalismus gerichtet, gegen den Staat in ſeinem Kampf mit der Kirche, für den Papſt wider den Kaiſer. Das iſt nun doch für die Ehrlichen und Anſtändigen unter den Demokraten zu arg geworden. Wirklich hat ſich auch bei den Reichstagswahlen die Sprache der Candidaten, die von der Volkspartei aufgeſtellt waren, erheblich von der Sprache des „Beobachter" unterſchieden, und das einzige Reichstagsmitglied, das wirklich von dieſer Partei durchgeſetzt wurde, iſt in Berlin ſofort zur Fortſchrittspartei gegangen, über welche doch das Urtheil des „Beobachter" genau ebenſo draſtiſch zu lauten pflegt wie das über die Nationalliberalen; ſo glaubte man denn zugleich auf die anſtändigen Elemente der Volkspartei zu wirken, wenn man den Schwerpunkt der deutſchen Partei weiter nach links rückte. Unterdeſſen ſind an einzelnen Orten in der That Verſuche eines Compromiſſes, einer Verſchmelzung gemacht worden, wobei man von der Erwägung ausging, daß es bei den gegenwärtigen Umſtänden, bei der Bedrohung der Geſellſchaft durch den Socialismus und die Ultramontanen darauf ankommt, alle freiſinnigen Elemente zu geſchloſſenem Widerſtand zu vereinigen, kurz eine Partei des freiſinnigen Bürgerthums zu begründen. Eine Erwägung, die durch den Ausfall der Reichstagswahlen noch beſonders nahe gelegt wurde; denn, wenn das Reſultat derſelben für die nationale Partei abermals ein günſtiges war, ſo konnte man ſich doch nicht verhehlen, daß ein Theil der Siege nur mit großen Anſtrengungen und gegen bedeutende Minderheiten erfochten worden war.

So ſind es denn ſehr berechtigte und ſehr unklare Motive, welche ſich in der gegenwärtigen Bewegung miſchen und theilweiſe durchkreuzen. Der Rahmen der nationalen Partei ſoll erweitert werden, aber durch eine bedenkliche Operation, welche zunächſt den bisherigen Beſtand der Partei in Frage ſtellt. Was daraus werden ſoll, hängt zumeiſt davon ab, ob ein größerer Theil der Volkspartei wirklich geneigt iſt, den alten Göttern aufzuſagen. Und daran darf man billigerweiſe zweifeln. Denn ſo lebhaft dort die Unzufriedenheit im eigenen Lager iſt, ſo hat doch der Terrorismus des Parteiblatts bis jetzt alle vernünftigen Anwandlungen in größerem Stil zu unterdrücken gewußt, und auch die perſönliche Spannung zwiſchen den Gegnern von 1866 iſt noch immer viel zu groß, um eine ehrliche Annäherung auf demſelben Boden zu geſtatten. Gelingt es aber nicht, einen Theil der Demokratie auch nur für ein Fortſchrittsprogramm zu gewinnen, ſo iſt nicht abzuſehen, was die angebahnten Veränderungen im Schoße der deutſchen Partei bedeuten ſollen. Sie kann ein ſchönes Programm mit einer ſtattlichen Reihe

freiheitlicher Forderungen für das Reich und für den Einzelstaat aufstellen, sie kann auch ihren Namen ändern, der in einer kritischen Zeit die Ehre des Landes aufrecht erhalten hat, — im günstigen Falle hat es nichts zu bedeuten, im anderen aber wäre es ein Rückfall in unsere politischen Kinderschuhe.

Berliner Wochenschau: Militärgesetz. — Das Schicksal des Militärgesetzes steht augenblicklich durchaus im Vordergrunde des öffentlichen Interesses. Gründlich und bedachtsam verliefen die Sitzungen der Commission, mancher Tag verging, ehe die Kunde kam, daß man sich endlich an die Discussion der entscheidenden prinzipiellen Fragen gewagt. Auch sie brachte nicht das gewünschte Ergebniß, und die erste Lesung des Gesetzes ging vorüber, ohne eine Klärung der Situation herbeigeführt zu haben. Leicht begreiflich ist es daher, daß sich augenblicklich alle Faktoren der Gesetzgebung in einer leidlichen Verstimmung befinden. Die Regierung beklagt sich, daß die Commission den ersten Paragraphen des Gesetzes, der von der Friedenspräsenzstärke handelt, abgelehnt hat. Die nationalliberalen Organe schieben die Schuld dieses negativen Resultates auf die Regierung zurück, welche durch ihre passive, abwartende Haltung das Eintreten in eine ersprießliche Compromißverhandlung unmöglich gemacht habe. Das nationalliberale Programm habe ich Ihnen kürzlich bereits entwickelt. Man gedachte nach demselben und gedenkt noch der von der Regierung geforderten Maximalstärke des Friedensheeres von 401,000 Mann eine Minimalstärke gegenüberzustellen, unter welche der Reichstag die Präsenzziffer nicht herabdrücken darf. Zwischen beiden Normen soll sich dann das Budgetbewilligungsrecht des Reichstages bewegen dürfen, und die Regierung würde alljährlich genöthigt sein, diejenige Summe, welche die über die Minimalstärke hinausgehende Rekruteneinstellung erheischt, bei dem Reichstag nachzusuchen. Daß die verbündeten Regierungen Jahr für Jahr diese Bewilligung zu erbitten geneigt sein würden, wurde allerdings gleich von vornherein stark bezweifelt. Die Feststellung einer Minimalzahl hingegen schien auch regierungsseitig als zulässig erachtet zu werden. Wenigstens schloß man dies aus der Aeußerung des Generals v. Voigts-Rheetz, der die im § 1 geforderte Friedenspräsenzstärke als Maximalziffer bezeichnete. Inzwischen aber machte sich die gouvernementale Doctrin in allen ihren Consequenzen geltend. Es wurde in der Presse ausgeführt, daß für die Regierung sowohl aus technisch-militärischen, wie aus allgemein politischen Gründen die dringende Nothwendigkeit vorliege, auf der im § 1 für alle Zeit geforderten Friedenspräsenzstärke als der Normalstärke der Armee zu bestehen. Daß die faktische Präsenz wirklich diese Höhe erreichen sollte, sei dadurch allerdings nicht bedingt

Keinesfalls aber werde man sich auf eine jährliche oder auch nur periodische Bewilligung dieser Präsenzziffer durch den Reichstag einlassen. Die Regierung glaubte weder über diese Ziffer im ganzen alljährlich oder periodisch diskutiren, noch auch auf die jährliche oder periodische Normirung der Stärke der einzelnen Bataillone und Eskadrons eingehen zu können. Man wünschte diese Präsenzziffer und die durch sie ausgefüllten oder auszufüllenden Cadres ein für allemal gesetzlich eben so sicher fixirt zu sehen, wie alle übrigen Institutionen und Formationen auf den Gebieten der inneren Staatsverwaltung. Das Budgetrecht des Reichstages glaubte man hinreichend gewahrt und in Activität versetzt, wenn es bei den künftigen Anforderungen der Regierung auf dem Gebiete des Militärwesens in Anwendung komme, gerade so wie das Bewilligungsrecht des Parlamentes auch bei den anderen Etats des Reichshaushaltes nur bei Mehrforderungen geltend gemacht werde, nicht aber bei den gesetzlich fundirten Etatspositionen. Begreiflicher Weise erhoben sich gegen diese Ausführungen mannichfache Angriffe. Die liberale Presse aller Schattirungen fragte vor allem übereinstimmend danach, wo denn die Ueberschüsse bleiben würden, welche sich bei einer unter der bewilligten Normalstärke gehaltenen faktischen Friedenspräsenz ergeben müßten. Die Organe der Fortschrittspartei erhoben sich sofort zu dem freilich sehr unbegründeten Verdacht, die Regierung beabsichtige, sich aus diesen Ueberschüssen einen Dispositionsfonds für militärische Zwecke zu bilden, welcher der parlamentarischen Controle entzogen sein würde. Diese Unterstellung freilich konnte die Regierung leicht von sich abweisen. Sie bemerkte, daß ein solcher Gedanke ihr ganz fern liege und der Natur der Sache nach auch gar nicht hätte in Erwägung kommen können. Denn wenn einmal die Friedenspräsenzstärke analog den übrigen Etats gesetzlich fundirt sei, so würden die Ueberschüsse der Militärverwaltung ebenso behandelt werden müssen, wie die auf den anderen Gebieten des Staatswesens entstandenen. Der Militäretat würde künftig ebenso spezialisirt vorgelegt werden, wie die anderen Etats, Uebertragungen der Ueberschüsse aus der einen Abtheilung in die andere seien hier wie dort unstatthaft, dieselben würden vielmehr in allen Fällen in die allgemeine Staatskasse zurückfließen müssen. Diese Vertheidigung wurde im ganzen von den liberalen Parteien gut aufgenommen. Dahingegen gelang es der Regierung nicht, die Bedenken zu beseitigen, die sie durch die schroffe Erklärung heraufbeschworen hat, daß sie unbedingt an der im § 1 geforderten Friedenspräsenzstärke festzuhalten genöthigt sei. Dadurch waren vor der Hand alle Compromißvorschläge auf der Basis einer zu vereinbarenden Minimalzahl ausgeschlossen und die endliche Verständigung in unabsehbare Fernen hinausgerückt.

So lagen die Dinge, als die Commission an die Discussion der prinzipiell

entscheidenden vier ersten Paragraphen des Gesetzes herantrat. Die nationalliberale Partei, welche fest entschlossen war, ihr Votum bis zu dem Augenblicke zurückzuhalten, wo die Regierung ihre letzte definitive Erklärung abgegeben hätte, enthielt sich, da diese Erklärung ausblieb, jedes Antrages. Statt ihrer gingen zunächst die Freikonservativen und Konservativen mit dem Vorschlage in das Feld, die Friedenspräsenzstärke des Heeres bis zum Erlaß einer anderweitigen gesetzlichen Bestimmung auf 384,000 Mann zu fixiren. Als dieser Antrag abgelehnt wurde, stellten sie einen zweiten, der die Präsenzstärke der einzelnen Bataillone und Escadrons normirte und ebenfalls ungefähr dieselbe Höhe von 384,000 Mann für den jährlichen Präsenzstand anbot. Nachdem auch dieser Antrag gefallen war, bemächtigte sich die Fortschrittspartei der Führung und beantragte, die Friedenspräsenzstärke in § 1 zu streichen, ebenso die Fixirung der Cadres abzulehnen und statt dessen nur die allgemeine Armeeeintheilung in 18 Armeecorps, wie dieselbe zur Zeit schon besteht, gesetzlich auszusprechen, die gesammte Gliederung der Armee aber unbestimmt zu lassen. Es ist schwer ersichtlich, was die Fortschrittspartei eigentlich mit diesem vollständig inhaltslosen Antrage bezweckt hat. Er stellt absolut nichts fest, er verlangt nichts, er verhindert nichts, er beschreibt eigentlich nur den bestehenden Zustand in den allgemeinsten Umrissen. Natürlich fiel er gleich seinen Vorgängern. Dasselbe Schicksal wurde verdientermaßen dem ultramontanen Antrage zu Theil, der unter Zugrundelegung der zweijährigen Dienstzeit die Friedenspräsenzstärke des Heeres feststellen und dann die gesammte Heeresmacht des deutschen Reiches analog dem Antrage der Fortschrittspartei rubriciren wollte. Gegen die Einführung der zweijährigen Dienstzeit würden wir, ihre technisch-militärische Zweckmäßigkeit vorausgesetzt, wahrhaftig nichts einzuwenden haben. Daß man sie aber, wie im vorliegenden Falle, in so beiläufiger Weise zur Discussion stellt, kann nur als ein Versuch angesehen werden, das ohnehin schon so mühselige Werk der Verständigung durch Vermehrung der Streitpunkte zu erschweren. So geschah es, daß die wichtige Frage der Feststellung der Friedenspräsenz der zweiten Lesung des Gesetzes in der Commission vorbehalten werden mußte. Die Redner der nationalliberalen Partei bemerkten schließlich noch sehr nachdrücklich, daß sie nunmehr endlich für diese zweite Berathung eine Erklärung der Regierung über die ihr annehmbar erscheinende Minimalziffer der Friedenspräsenz erwarteten, um auf dieser Basis zur Verständigung zu gelangen. Da geschah es denn endlich, daß sich der General v. Voigts-Rheetz zu einer Auslassung bewogen fand, welche ein Entgegenkommen in dieser Richtung in sichere Aussicht zu stellen scheint. Er sprach positiv aus, daß die Basis einer Minimalzahl von der Regierung nicht abgelehnt werde, daß man die Normirung derselben aber von der anderen Seite erwarte. Ob die von den Conservativen vorgeschlagene Zahl von 384,000 Mann der Regierung genügend erscheinen würde, ging aus den Worten des Generals nicht hervor. Jedenfalls aber weiß man nunmehr, daß die Friedenspräsenz der Jahre 1872 und 1873 von 360,000 Mann der Regierung unzulänglich erscheint, da sie nach der Erklärung des Generals nur eine Dienstzeit von 2 Jahren, 1 Monat und 27 Tagen repräsentirt und für die Aufrechterhaltung der Wehrkraft nicht ausreichend sein würde.

Man sieht, daß die Regierung ihren früheren Standpunkt, der Forde-

rung der dauernden Friedenspräsenzstärke von 401,000 Mann inzwischen verlassen hat, und den Weg der Ausgleichung in der von den Nationalliberalen vorgeschlagenen Weise zu betreten geneigt ist. Wesentlich erleichtert wird ihr dieser Schritt durch die inzwischen erfolgte Annahme der §§ 2 und 3, welche von der Fixirung der Cadres handeln, wodurch die gesetzliche Feststellung der Formationen der Armee von der Compagnie aufwärts ausgesprochen ist. Dafür stimmten die Nationalliberalen, die Freikonservativen und die Konservativen, dagegen das Centrum und die Forschrittspartei. Es standen mithin 16 gegen 12 Stimmen. Die Commission wird noch während dieser ganzen Woche sich mit dem Gesetze zu beschäftigen haben, und ihren Bericht erst Anfangs der nächsten dem Plenum des Reichstages vorlegen. Ein endliches Einverständniß ist unzweifelhaft. Freilich harrt noch manche Frage der Lösung. So weiß z. B. noch Niemand zur Stunde zu sagen, in welcher Weise für den Fall, daß zwischen der Regierung und der Reichsververtretung eine Minimalziffer vereinbart wird, die der Regierung nothwendig erscheinenden Ueberschreitungen derselben gesetzlich festgestellt werden sollen. Die Frage, ob jährliche oder periodische Bewilligung, könnte bei dieser Gelegenheit wieder in voller Stärke aufleben. Das Detail des Militärgesetzes ist übrigens in der Commission so gründlich durchberathen worden, daß der Reichstag selbst sich im wesentlichen auf die Discussion der allgemeinen prinzipiellen Fragen wird beschränken können. Trotzdem wird es nach der herrschenden Ansicht nicht möglich sein, das Gesetz vor Ostern durch alle drei Lesungen hindurchzubringen. Man wird sich mit zweien begnügen müssen. Da außerdem noch das Internirungs- und Expatriirungsgesetz gegen die renitenten Geistlichen der Erledigung durch den Reichstag harrt, so ist es unschwer zu berechnen, daß sich die Verhandlungen bis über den 13. April, den Termin für den Zusammentritt des Landtages, hinausziehen werden. Um die Uebelstände eines gleichzeitigen Tagens beider Körperschaften zu vermeiden, wird man den Landtag alsdann nach seiner ersten Sitzung bis zum 20. April stillschweigend vertagen. Dann soll der Reichstag beendet sein, und dem Landtage das Feld überlassen bleiben.

Berichtigung.

In Artikel II über den „Ultramontanismus an den preußischen Schulen" Heft 9 dieses Jahrgangs sind durch falsche Auflösung von Abkürzungen verschiedene Ortsnamen verwechselt worden. So gilt, was S. 357 von Trier erzählt ist, vielmehr von Sigmaringen, ebenda ist statt Aachen Coblenz und umgekehrt statt Coblenz Aachen zu lesen. Ingleichen muß es S. 358 und S. 360 statt Aachen Coblenz heißen und dafür S. 360 Trier in Aachen verwandelt werden. Wir bedauern durch diese irrige Lokalisirung an sich richtiger Angaben an den betreffenden Orten den Schein ungenauer Information erweckt zu haben.

Die Redaction.

Ausgegeben: 20. März 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ein neuer Feldzug gegen Mecklenburg's altſtändiſche Verfaſſung.

Zwei Jahre lang hatten die Mecklenburgiſchen Regierungen ſich bemühet, die Reform der Landesverfaſſung, zu welcher ſie nach langem Sträuben unfreiwillig ſchritten, in den beſcheidenen Grenzen zur Ausführung zu bringen, welche es ermöglichten, an der Grundlage des alten Patrimonialſtaats feſtzuhalten. Endlich wurde ihnen, im Laufe der Verhandlungen des Herbſtlandtages von 1873, das Zweckloſe und Vergebliche dieſer Bemühungen klar. Die erſte Vorlage wurde zurückgezogen und der Großherzog Friedrich Franz erklärte im Landtagsabſchiede vom 20. December 1873, daß er durch den Gang der bisherigen Verhandlungen über eine „Modification" der beſtehenden Landesverfaſſung zu der Ueberzeugung geführt worden ſei, eine *Vereinbarung* über die Verfaſſungsänderung werde nur durch Herſtellung einer einheitlichen Vertretung unter Beſeitigung des patrimonialen Charakters der Staatseinrichtungen zu erreichen ſein. Zu der im Intereſſe des Landes wünſchenswerthen baldigen Weiterführung dieſer wichtigen Angelegenheit auf einer dieſer Ueberzeugung entſprechenden Grundlage werde die Berufung eines außerordentlichen Landtags in Ausſicht genommen.

Eine Zeit lang glaubte man in den liberalen Kreiſen der Bevölkerung durch den hier angekündigten Syſtemwechſel zu großen Hoffnungen berechtigt zu ſein. Vorſichtigere aber warnten ſchon ſofort gegen verfrüheten Jubel und riethen, wenigſtens erſt abzuwarten, welchen Händen die Ausführung anvertraut werden würde. Als es bald darauf zur Gewißheit wurde, daß der Miniſterpräſident Graf v. Baſſewitz dazu auserſehen ſei, derſelbe Mann, welcher bei der Beſeitigung des Mecklenburg-Schweriniſchen Staatsgrundgeſetzes von 1849 eine der Hauptrollen geſpielt, welcher ſeitdem mit aller Kraft an der durch ihn zurückgeführten patrimonialſtändiſchen Verfaſſung feſtgehalten, welcher jedes Bedürfniß einer Verfaſſungsreform geleugnet und, als es nicht mehr zu leugnen war, wenigſtens die Grundlagen der alten Verfaſſung zu retten geſucht und noch bis vor wenigen Wochen die Nothwendigkeit einer Beibehaltung der bisherigen Landesvertretung in der modificirten Verfaſſung ſtandhaft behauptet hatte; als man ferner erleben mußte, daß Geſuche um Geſtattung öffentlicher Verſammlungen zum Zwecke einer Beſprechung der Ver-

fassungsfrage, von dem Minister des Innern, ohne dessen Genehmigung nie immer öffentliche Versammlungen zu politischen Zwecken nicht abgehalten werden dürfen, mit der Hinweisung beantwortet wurden, daß durch solche Versammlungen die Freiheit der Berathung des Landtags beeinträchtigt werden würde; da bedurfte es weiterer Fingerzeige nicht, um die Erwartungen hinsichtlich der Art der Ausführung des neuen Plans auf das niedrigste Maß herabzustimmen.

Der außerordentliche Landtag wurde am 1. Februar in Schwerin unter Aufgebot alles Glanzes, dessen ein kleiner Hof fähig ist, in Gegenwart von 300 Landständen durch den Großherzog in Person eröffnet. In der Eröffnungsrede erklärte der Großherzog es für seine Pflicht, die Zustimmung der Stände zu einer tiefgreifenden Aenderung der Landesverfassung in Anspruch zu nehmen. Unter Bezugnahme auf die frühere Ankündigung, daß die Herstellung einer einheitlichen Vertretung des Landes unter Beseitigung des patrimonialen Charakters der bestehenden Landesverfassung die Grundlage der jetzt wieder aufzunehmenden Verhandlungen bilden sollte, sprach er die Ueberzeugung aus, daß die Stände diese Grundsätze in der Vorlage festgehalten finden, eben so aber auch in derselben das Streben erkennen würden, die neuen Einrichtungen mit den im Lande bestehenden organischen Gestaltungen eng zu verbinden. Zum ersten Male trat in dieser Rede auch eine ausdrückliche landesherrliche Anerkennung des Reformbedürfnisses, eine Motivirung des ganzen Reformunternehmens wieder auf. „Die in den letzten großen Jahren im deutschen Vaterlande vollzogenen Umgestaltungen und die daraus für das engere Vaterland sich ergebenden Consequenzen, sowie die eigene staatliche Entwickelung desselben fordern eine solche Aenderung unabweislich". Mit diesen Worten wurde das Motiv des Reformprojects von höchster Stelle aus angegeben und damit die innere Unverträglichkeit der Mecklenburgischen Landesverfassung mit der Reichsverfassung, welche die großherzogliche Regierung und, ihrer Anweisung zufolge, die Mecklenburgischen Bevollmächtigten zum Bundesrath bisher beharrlich geleugnet und bestritten hatten, ausdrücklich und feierlich anerkannt.

Die Vorlage war wiederum nicht ein vollständiger Verfassungsentwurf, sondern nur eine Formulirung gewisser Hauptbestimmungen eines solchen, welche unter dem alten Titel „Grundzüge zu einer Modification der bestehenden Landesverfassung" das „Caput unicum" der Landtagsproposition bildeten. Der wesentliche Inhalt dieser „Grundzüge" läßt sich in folgendem zusammenfassen.

Die Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz (ohne das schon im Jahre 1869 mit einer octroyirten, aber wegen des Widerstrebens der Bevölkerung noch nicht in Wirksamkeit getretenen Ver-

Digitized by Google

fassung versehene Fürstenthum Ratzeburg) behalten auch ferner einen gemeinsamen Landtag. Dieser bildet eine einheitliche Versammlung, deren Mitglieder nicht speziell die Interessen ihrer besonderen Committenten, sondern die des ganzen Landes wahrzunehmen haben. Er besteht aus Vertretern des großen Grundbesitzes, der Städte und der Landgemeinden. Zu den Großgrundbesitzern gehören die Besitzer der ritterschaftlichen Güter, unter Hinzutritt der in dem sogenannten Rostocker Distrikt belegenen, welche bisher durch die Stadt Rostock mitvertreten wurden. Bei den vorzunehmenden Wahlen kommt auf jedes ritterschaftliche Hauptgut eine Stimme. An der Wahl der städtischen Vertreter nehmen alle Stadtgemeinden des Landes, mit Einschluß von Wismar und Neustrelitz, welche bisher dem ständischen Verbande nicht angehörten, nebst zwei mit Stadtrecht zu bewidmenden Domanialflecken Theil. Das Wahlrecht für die Städte wird durch die Magistrate und die Stadtvertretungen ausgeübt. Zur Theilnahme an der Wahl der Landtagsabgeordneten sind für die einzelnen Landgemeinden je nach deren Größe ein bis drei Mitglieder des Gemeindevorstandes, und für die Höfe, welche nicht mit einer Dorfschaft gemeindlich verbunden sind, der Pächter, Erbpächter oder sonstige Inhaber berechtigt. In die Kategorie der Landgemeinden fallen sowohl die mit selbstständiger Gemeindeverwaltung bewidmeten Domanialortschaften, als auch die ritterschaftlichen Flecken, die Dorf- und Bauerschaften der ritterlichen Rostocker Districtsgüter und die zu den Klöstern sowie den städtischen Kämmereien und Oekonomien gehörigen Höfe und Dorfschaften, sofern dieselben wenigstens die eigene Verwaltung des Armenwesens besitzen, die ihnen gewährt werden soll, wenn sie einzeln oder vereinigt einen selbstständigen Ortsarmenverband zu bilden im Stande und bereit sind. Nach einer später gegebenen Erläuterung sind unter den vorstehend genannten Dorfschaften nur für sich bestehende Bauerdörfer, nicht die Bewohner der zu den Höfen gehörigen sogenannten Dörfer auf Grund und Boden des Gutsherrn zu verstehen; auch sollen die Pächter ritterschaftlicher Höfe zur Theilnahme an der Wahl nicht berechtigt sein.

In Mecklenburg-Schwerin erhalten die Groß-Grundbesitzer 31, die Städte 26, die Landgemeinden 25 Vertreter, welche sämmtlich für die Dauer einer Legislaturperiode gewählt werden. Zu diesen treten hinzu: 9 Mitglieder, die auf Lebenszeit von und aus denjenigen Groß-Grundbesitzern gewählt werden, welche unter Anrechnung des Besitzes ihrer Ascendenten seit 100 Jahren ununterbrochen ritterschaftliche Güter besessen haben; 5 von und aus den Magistraten der Städte Schwerin, Rostock, Wismar, Parchim und Güstrow für ihre Amtsdauer gewählte Mitglieder; 6 vom Großherzoge auf Lebenszeit nach freier Wahl ernannte Mitglieder. Für Mecklenburg-Strelitz, welches nach dem Herkommen nur auf den sechsten, nach der Volksmenge sogar nur

auf den siebenten Theil der Zahl der Mecklenburg-Schwerinschen Vertreter hätte Anspruch machen dürfen, wurde eine verhältnißmäßig weit größere Zahl von Vertretern beantragt, nämlich 7 Vertreter der Groß-Grundbesitzer, 6 der Städte, 5 der Landgemeinden, 2 Vertreter des 100jährigen Groß-Grundbesitzes, 1 Mitglied des Magistrats zu Neubrandenburg, 2 durch landesherrliches Vertrauen Ernannte.

Im Ganzen sollten so 102 Mitglieder für Mecklenburg-Schwerin, 23 für Mecklenburg-Strelitz die Vertretung bilden, während nach der Volksmenge dem letzteren nur 15 Mitglieder zugefallen wären. Das Mehr erklärt sich aus dem Wunsch, für die besonderen Strelitzischen Angelegenheiten einen genügend umfänglichen Vertretungskörper herzustellen, und aus der Unmöglichkeit, sonst der Schwerinischen Classificirung ein entsprechendes Nachbild zu schaffen. Wählbar zum Landtage sollte in jeder der drei Haupt-Kategorien nur derjenige sein, welcher an der Wahl eines Vertreters in der betreffenden Kategorie Theil zu nehmen berechtigt ist. Im Wesentlichen sind es hiernach die Träger des obrigkeitlichen Amtes, welche die Vertretung bilden sollten: in dem ritterschaftlichen Gebiete die Besitzer der Rittergüter, in den Städten die Magistrate, für Bestellung des kleineren Theiles der städtischen Vertretung neben jenen die Bürgerausschüsse, für das nichtritterschaftliche platte Land die Gemeindevorstände. Zum Groß-Grundbesitz wurden selbst die kleinsten Rittergüter gerechnet, welche zum Theil ihrem Besitzer nicht einmal eine Schlafstelle bieten. Dagegen wurde der überwiegend größte Theil der Bevölkerung: in den Rittergütern alle Bewohner der Höfe mit Ausnahme des Besitzers, in den Städten alle Bürger und Einwohner, welche nicht im Gemeinderath oder im Bürgerausschuß sitzen, im Domanium alle nicht zum Gemeindevorstand gehörigen Personen, von der Betheiligung an der Wahl eines Vertreters und von der Wählbarkeit ausgeschlossen.

Ueber die Versammlung des Landtages bestimmen die „Grundzüge": Jährlich findet eine ordentliche, für beide Landestheile gemeinsame Session statt. Es kann aber auch ein außerordentlicher gemeinsamer Landtag berufen werden. Außerdem behält jeder Landesherr das Recht der Einberufung von Sonderlandtagen für die speciellen Angelegenheiten seines Landes. Der Landtag kann durch einen gemeinsamen Beschluß beider Landesherrn aufgelöst werden. Jeder von beiden ist aber auch berechtigt, die Auflösung für seinen Landestheil — wenn schon nicht während der Dauer einer Session — auszusprechen. Den Präsidenten ernennt der Großherzog von Schwerin, den Vice-Präsidenten der Großherzog von Strelitz. Die Beschlüsse des Landtags werden, unter Ausschluß der itio in partes, nach Stimmenmehrheit gefaßt. Für Verfassungsänderungen soll eine Stimmenmehrheit von drei Vierteln der gesetzlichen Mitgliederzahl und die Wiederholung des Beschlusses mit

gleicher Stimmenmehrheit in einem neu gewählten Landtage, und für Veränderungen des Modus der direkten Steuern eine Stimmenmehrheit von zwei Dritteln der stimmenden Mitglieder erforderlich sein. Der Zustimmung des Landtags bedürfen in Zukunft alle Landesgesetze. Bei allen Gesetzgebungsfragen, auch wenn dieselben nur einen Landestheil angehen, haben die Mitglieder beider Landestheile ein Stimmrecht. Dem Landtage steht ferner bei Ordnung des Staathaushalts eine Mitwirkung zu; hierbei haben nur die Mitglieder des betreffenden Landestheils mitzustimmen.

Die unter dem Namen Haushaltsgut ausgeschiedenen Bestandtheile des Domaniums dienen ausschließlich zur Bestreitung des Großherzoglichen Haushalts. Dagegen sollen die Kosten des Landesregiments so wie die nach den bisher geltenden Bestimmungen zu zahlenden Apanagen, Witthümer und Einrichtungsgelder ausschließlich auf den übrigen Bestandtheilen des Domaniums haften. „Insoweit zur Führung des Landesregiments und zur Erreichung der Staatszwecke die dafür bestimmten Einkünfte des Domaniums und sonstigen landesherrlichen Einnahmen nicht ausreichen, hat der Landtag die Pflicht, die fehlenden Mittel zu bewilligen." Die Landessteuern werden durch ein Gesetz ausgeschrieben und in dem ausgeschriebenen Betrage bis zur Abänderung des betreffenden Gesetzes forterhoben.

Jährlich wird ein Staatshaushalts-Etat mit bestimmten Voranschlägen der Ausgaben und Einnahmen vorgelegt, jedoch in Betreff derjenigen Ausgaben, welche vorzugsweise zur Führung des Landesregiments dienen, in einer Aversionalsumme, die nur alle sechs Jahre zu vereinbaren ist, und bei welcher es auch der Regierung freisteht, etwaige Ersparnisse des einen Jahres auf die folgenden zu übertragen. Die Einnahmesumme des Cameral-Etats soll nur alle zehn Jahre neu vereinbart werden. Beide Special-Etats, der sechsjährige und der zehnjährige, gelten als fortbestehend, wenn ein neues Einverständniß nicht erzielt wird. Während des Laufes der betreffenden Perioden hat der Landtag jedoch in Betreff der einzelnen Ausgabe- und Einnahme-Positionen ein „rathsames Bedenken", weshalb ihm zu diesem Theile des Staatshaushalts-Etats die abgeschlossenen Rechnungen alljährlich vorgelegt werden sollen. Innerhalb der einzelnen Etats-Capitel sind die Ausgaben für das Finanzjahr übertragbar. — In der Strelitzischen Vorlage sind specielle Vorschläge über die Ordnung der Finanzen nicht enthalten. Die Strelitzische Landtagsproposition entschuldigt dies mit einem Hinweis auf die für den dortigen Landestheil obwaltenden schwierigen Verhältnisse.

Nach einer Schlußbestimmung der Vorlage sollen Ritter- und Landschaft als Privat-Corporationen für die Verwaltung ihrer corporativen Angelegenheiten, unter welchen beispielsweise die Klostersachen aufgeführt werden, fortbestehen. „Die Verwaltung dieser Angelegenheiten verbleibt den Verbänden

Digitized by Google

der Ritter- und Landschaft, beziehungsweise den interessirenden Mitgliedern derselben nach Maßgabe des bestehenden Rechts." Mittelst dieser Bestimmung, wenn sie zur Ausführung gelangte, würden die reichen, mit einem Grundbesitz von vielen Millionen an Werth ausgestatteten Landesklöster, welche vor drei Jahrhunderten dem Lande zu Erziehungszwecken überwiesen wurden und bisher unter Verwaltung der Ritter- und Landschaft in deren Eigenschaft als Landesvertretung standen, in die Verwaltung von bloßen Privatcorporationen übergehen und damit alle Mißbräuche gutgeheißen und unheilbar gemacht werden, welche im Laufe des vorigen Jahrhunderts in Folge der von der Ritterschaft mit dem sogenannten eingeborenen und recipirten Adel eingegangenen Verbindung sich eingeschlichen und mehr und mehr befestigt haben.

Die ganze Vorlage ward vom Landtage, ohne vorgängige allgemeine Discussion, einer aus 9 ritterschaftlichen und 9 landschaftlichen Mitgliedern so wie einem Deputirten der Stadt Rostock bestehenden Commission zur Vorberathung überwiesen. Der principielle Gegensatz zwischen den vorherrschend liberalen Grundsätzen huldigenden landschaftlichen Commissionsmitgliedern und den der Ritterschaft angehörenden Mitgliedern der Commission, welcher schon bei den Verhandlungen über die Verfassungssache auf den letzten Landtagen hervorgetreten war, machte sich alsbald wieder geltend. Die landschaftlichen Mitglieder der Commission, mit Ausnahme eines einzigen, erklärten sich für das Princip der einheitlichen Vertretung und der Beseitigung der Ritter- und Landschaft als politischer Corporationen und Factoren der Landesvertretung. Sieben ritterschaftliche Mitglieder hielten es für nothwendig, die Befugniß jedes bisher berechtigten Mitgliedes zur persönlichen Theilnahme an den Landtagsverhandlungen nicht fallen zu lassen, und erklärten schon ein Hervorgehen auch nur eines Theiles der künftigen Landesvertretung aus allgemeinen Wahlen für mehr als bedenklich. Die übrigen Mitglieder der Commission wollten die aus Wahlen hervorgehende Vertretung nur unter der Voraussetzung annehmen, daß Ritter- und Landschaft als politische Corporationen bei Bestand blieben. Aber auch diejenigen, welche die Regierungsvorlage als Basis weiterer Verhandlungen in dem Sinne acceptirten, daß dadurch der Fortbestand der bisherigen landständischen Corporationen als solcher ausgeschlossen werde, gingen hinsichtlich der Bestimmungen der Vorlage über die Bildung und Zusammensetzung der neuen Vertretung weit aus einander und zerfielen in vier verschiedene Gruppen, von denen jede ein besonderes Project aufstellte. Der Rostocker Deputirte behielt in der Commission wie später bei den Verhandlungen im Plenum seinen Vollmachtgebern alle Rechte vor, lehnte es ab, bindende Erklärungen über die Vorlage abzugeben und verwahrte die vertragsmäßig begründeten Privilegien der Stadt Rostock, welche dieser einen Anspruch ver-

Digitized by Google

liehen, bei der Vereinbarung über die neue Landesverfassung als mitvereinbarender Faktor aufzutreten.

Zu einer eingehenderen Verhandlung über die Bildung und Zusammensetzung des Landtags kam man im Plenum nicht, da man wesentlich mit der principiellen Frage, ob Aufhebung oder Beibehaltung der alten Stände als Factoren der Gesetzgebung, beschäftigt blieb und über die sonstigen Punkte der Vorlage nur unter dem Vorbehalt einer zu erreichenden Einigung über das Princip Beschlüsse faßte. Seinen Schwerpunkt hatte der Kampf um das Princip in der Ritterschaft. Am 17. Februar erklärte sich diese, mit 161 gegen 109 Stimmen, zwar gegen das Votum der Majorität des ritterschaftlichen Theiles der Commission, welches an den Virilstimmen der Ritterschaft auf Landtagen festhielt, nahm aber darauf, mit 174 gegen 85 Stimmen, den Antrag an, daß Ritter und Landschaft als politische Corporationen fortbestehen sollten, nachdem die Landschaft, mit 25 gegen 9 Stimmen, eben diesen Antrag verworfen hatte. Die Regierungen setzten nun Alles daran, von beiden Ständen eine Zustimmung zum Princip der Regierungsvorlage zu erlangen, und nöthigten dieselben durch die Weigerung, die bisherigen differirenden Beschlüsse als die ständische Antwort ad caput (wie es in der Landtagssprache heißt) entgegenzunehmen, zu wiederholten Berathungen der entscheidenden Bestimmungen der Vorlage. Sie erreichten aber damit nur das Gegentheil von dem was sie wünschten. Die Landschaft ermüdete zwar nicht, ihre Zustimmung zum Princip der Vorlage zu erklären, wofür sie jedesmal den Dank der Regierungen einerntete; aber in der Ritterschaft erhielt jetzt die altconservative Partei, verstärkt durch die wenigen liberalen Mitglieder dieser Corporation, welche durch die gänzliche Ablehnung der Vorlage dem Sieg der neuconservativen Partei in der Ritterschaft vorbeugen wollten, die Oberhand und wies jede Verhandlung über das Princip der Vorlage zurück, zuerst (24. Februar) nur mit der geringen Mehrheit von 84 gegen 82 Stimmen, später (4. März) mit der schon gesteigerten von 110 gegen 101 Stimmen. Von der ursprünglich anwesenden Zahl von Rittern war im Laufe der Verhandlungen bereits mehr als der fünfte Theil ermüdet vom Kampfplatz gewichen.

Die Regierungen mußten sich endlich von der Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen überzeugen und nach fünfwöchigen fruchtlosen Bemühungen die getreuen Stände entlassen. Dies geschah am 7. März. In dem Schwerinischen Landtagsabschied spricht der Großherzog das lebhafte Bedauern aus, daß eine Verständigung über die Vorlage nicht erreicht sei. Er habe ungern Kenntniß davon genommen, daß die Ritterschaft in Bezug auf die Frage wegen der Bildung der künftigen Landesvertretung an ihrem ablehnenden Beschlusse festgehalten habe, während die Landschaft zu seiner Befriedigung

mit dem Princip der Vorlage sich wiederholt einverstanden erklärte. Er halte an der Ueberzeugung fest, daß das Wohl des Landes die Durchführung der von ihm erstrebten Abänderung der Verfassung dringend fordere, und sei fest entschlossen, die Verhandlungen über diese Angelegenheit auf Grund der gegenwärtigen Vorlage spätestens auf dem nächsten ordentlichen Landtage wieder aufzunehmen, indem er erwarte, daß die Stände sich mehr und mehr der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des von ihm verfolgten Zieles erschließen und ihm demgemäß bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen in einer zur Herbeiführung einer Verständigung geeigneten Weise entgegenkommen würden. Wesentlich gleichen Inhalts ist der Strelitzische Landtagsabschied, nur daß hier der Ausdruck des Bedauerns über die unerfüllt gebliebene Hoffnung in etwas blasserer Färbung auftritt und als Basis der wiederaufzunehmenden Verhandlungen noch eine veränderte Vorlage vorbehalten wird.

Zu neuen Entschließungen haben sich also durch die Erfahrungen auf dem außerordentlichen Landtage, so viele Aufforderung dazu dieselben auch enthalten, die Regierungen nicht bewegen lassen. Es soll der alte Weg fortgesetzt und nochmals der Versuch gemacht werden, die patrimonialstaatlichen Einrichtungen durch eine mit den Ständen des Patrimonialstaats zu vereinbarende Verfassung zu ersetzen. Die Absicht der Regierungen geht offenbar dahin, sich von jetzt an auf die neuconservative Partei in der Ritterschaft zu stützen und dieser so viele Verstärkung zuzuführen, daß sie womöglich schon auf dem nächsten Landtage als Majorität erscheine, wozu es bei den wenigen Stimmen, um deren Erwerb es sich handelt, wohl kaum großer Anstrengungen bedürfen wird. Man hofft dann zwischen der neuconservativen Partei und der Landschaft eine Verständigung über das Princip der Vertretung und so eine Vereinbarung über das Ganze der Vorlage herbeiführen zu können. Daß dies der Plan ist, wird durch die Stellung bestätigt, welche die officiöse Presse seit dem Scheitern der Verhandlungen gegen die altconservative Partei einnimmt. Die „Mecklenburgischen Anzeigen", das officiöse Blatt der Schwerinischen Regierung, predigen gegen diese Partei, welche doch nur auf dem Standpunkte beharrt, auf dem wenige Wochen vorher die Regierung selbst sich noch befand, den offenen Krieg. Das Blatt rechnet es zu den beklagenswerthen Folgen des Verhaltens der altconservativen Partei, daß „ein tiefer Riß durch die conservativen Elemente Mecklenburgs hindurchgeht, und daß von diesem Augenblicke an die bedauerliche Pflicht erwächst, in offenen und entschiedenen Gegensatz zu treten gegen Männer, welche man lange Zeit als Vertreter der conservativen Sache hoch zu halten gewohnt war, Männer, deren Ueberzeugungstreue man auch heute noch achten kann, deren Einseitigkeit und Kurzsichtigkeit aber auf das Schmerzlichste beklagt werden muß."

Digitized by Google

Es ist also die Meinung der Regierungen, daß die unter von Oertzen-Kotelow's Führung stehende neuconservative Partei nur die Majorität in der Ritterschaft zu erlangen brauche, um das Gelingen des Verfassungsprojekts als gesichert ansehen zu können. Es ist aber eine schwer begreifliche Täuschung, in welcher die Regierungen sich befinden, wenn sie annehmen, daß eine Partei die Erhaltung der Ritter- und Landschaft als politischer Corporationen fördern und dennoch auf dem Boden ihrer Verfassungsgrundzüge stehen könne. In diesen haben die Regierungen den Gedanken der Einheitlichkeit der Vertretung und der Beseitigung des patrimonialen Charakters des Staates zum Ausdruck bringen wollen. Daß dies die Aufhebung der Ritter- und Landschaft als politischer Corporationen bedinge, hat die Landschaft richtig erkannt und nur in diesem Sinne hat sie dem Princip der Vorlage zugestimmt. Dafür haben die Regierungen wiederholt ihre dankende Anerkennung ausgesprochen. Die neuconservative Partei fordert dagegen vor Allem die Erhaltung der bisherigen Stände als politischer Corporationen und stellt sich mit dieser Forderung auf einen Boden, welcher von der Vorlage der Regierungen, wie diese selbst und unter ihrer Billigung die Landschaft sie auffassen, durch eine tiefe Kluft geschieden ist. Zwischen beiden Standpunkten giebt es keine Vermittelung. Die Regierungen haben zwischen den Gegnern und den Freunden des Fortbestandes der alten Feudalstände zu wählen, und die Hoffnung, für eine und dieselbe Lösung der Vertretungsfrage beide zu gewinnen, müssen sie aufgeben. Es scheint denn auch in den Regierungskreisen selbst nur ein schwaches Vertrauen zu herrschen, daß die Wiederaufnahme der Verhandlungen ein erwünschtes Ergebniß liefern werde. Wenig zuversichtlich, vielmehr recht kleinmüthig und sorgenvoll klingt es, wenn das officiöse Blatt sich in folgender Betrachtung ergeht: „So stehen wir denn jetzt an einem Wendepunkte der Geschicke Mecklenburgs, und die conservativen Elemente des Landes können nur mit Trauer und Sorge der Zukunft entgegensehen . . . Indessen auch diese Führung unserer Geschicke kann vielleicht dem Lande zum Heile gereichen, wenn sie dazu dienen würde, wenigstens jetzt noch allen Denjenigen, welche an den Geschicken des Landes mitzuwirken berufen sind, die Augen zu öffnen."

Außerhalb der Regierungskreise möchte es jetzt wohl nur wenige Mecklenburger geben, welche noch darauf bauen, daß die neue Verfassung durch eine fortgesetzte Verhandlung mit den alten Ständen über die „Grundzüge" geschaffen werden könne. Die Gründe, welche für die Nothwendigkeit einer Verfassungsänderung sprechen, sprechen gleichzeitig auch gegen die Fortsetzung des bisher beschrittenen Weges zur Herbeiführung derselben. Wenn die alten Stände überhaupt ihre Aufgabe als Organe des Staatswesens nicht mehr zu erfüllen im Stande sind, so sind sie auch nicht der Aufgabe ge-

wachsen, sich an der Neuschöpfung einer Vertretung und Verfassung anders als durch Verzicht auf ihre politischen Rechte und durch Zustimmung zur Berufung einer Abgeordnetenversammlung zwecks Vereinbarung der erstrebten Verfassung zu betheiligen. Durch positive Theilnahme an der Neugestaltung greifen sie über ihren Berufskreis und über das durch ihr staatliches Fundament ihnen angewiesene Maß des Wissens und Könnens hinaus. Was sie auch an neuen Einrichtungen mit den Regierungen zusammen schaffen mögen, es wird so hinfällig und von dem Geiste eines vergangenen Zeitalters angehaucht sein, wie sie selbst es sind. Die Regierungen werden daher nur dann sich Aussicht machen dürfen, eine den Bedürfnissen des Landes entsprechende Verfassung herbeizuführen, wenn sie, statt die Verhandlungen mit den privilegirten Ständen über die „Grundzüge" wieder aufzunehmen, den Versuch machen, sich mit denselben über ein Wahlgesetz für eine constituirende Versammlung zu einigen, und mit dieser die neue Verfassung vereinbaren. Dies war auch der Weg, welchen noch in neuester Zeit die preußische und und die mit ihr verbündeten Regierungen beschritten, um die Verfassung des Norddeutschen Bundes zu schaffen, und auf eben diesem Wege gelangte im Jahre 1849 Mecklenburg-Schwerin zu seinem Staatsgrundgesetz.

Dabei bietet sich der Schwerinschen Regierung ungesucht zugleich das Mittel dar, um das durch die Art der Beseitigung dieses Staatsgrundgesetzes verletzte Rechtsgefühl der Bevölkerung zu versöhnen. Sie möge bei den alten Ständen beantragen, daß die vereinbarende Abgeordnetenversammlung auf Grund des, einen Theil der Verfassung von 1849 bildenden Wahlgesetzes gewählt werde. Hierin würden beide Parteien, die auf dem Rechtsboden des Freienwalder Schiedsspruches und die auf dem Rechtsboden des Mecklenburg-Schweriuschen Staatsgrundgesetzes von 1849 stehende, eine Heilung des vorhandenen Risses erblicken dürfen, jene wegen der Einholung der nachträglichen Zustimmung der Stände zu dem Wahlgesetz, diese wegen der Thatsache seiner Wiederaufrichtung. Um aber den Abschluß der Vereinbarung zu sichern, wäre sowohl mit den alten Ständen als demnächst mit der zur Vereinbarung der neuen Verfassung gewählten Vertretung die Bestimmung zu treffen, daß diejenigen Punkte, welche bei dem Vereinbarungsversuch etwa different bleiben möchten, der Reichsgewalt zur Entscheidung unterstellt würden.

Auch würde es zweckmäßig sein, wenn beide Großherzogthümer in dem Uebergangsstadium die Gemeinsamkeit der Vertretung aufgeben, die beiderseitigen Regierungen also mit getrennten Abgeordnetenversammlungen über die für jeden Landestheil besonders zu schaffende neue Staatsverfassung verhandeln wollten. Denn eine Gemeinsamkeit der Vertretung bei Getrenntheit der Regierungen ließ sich allenfalls im Patrimonialstaat ertragen, würde

aber für einen constitutionellen Staat, wie man dies auch schon im Jahre 1849 richtig erkannt hat, eine Unmöglichkeit sein.

Freilich würde der Versuch, eine Einigung mit den Ständen über den hier empfohlenen Weg der Verfassungsänderung zu erzielen, bei diesen wohl eine sehr üble Aufnahme finden. Indessen würde ihr Widerstreben doch schon halb überwunden sein, wenn sie nur erst von dem vollen Ernst der Reformabsichten der Regierungen sich überzeugt haben. Wie sie im Jahre 1848 ohne langes Besinnen zu Gunsten einer aus Volkswahlen hervorgehenden Landesvertretung auf ihre Rechte verzichteten, wie sie im Jahre 1866 der Berufung des constituirenden Reichstags und im Jahre 1867 der Verfassung des norddeutschen Bundes zustimmten, obgleich in allen diesen Fällen die Grundsätze der altständisch-conservativen Richtung vollständig verleugnet werden mußten, so würden ernst gemeinte Schritte der Regierungen auch jetzt ihre Wirkung nicht verfehlen. Zu solchem nachdrücklichen Auftreten aber müssen die Regierungen sich verpflichtet achten. Wenn sie eine prinzipielle Verfassungsreform für ein dringendes Erforderniß, für eine auch durch die Beziehungen zum deutschen Reiche gebotene unabweisliche politische Nothwendigkeit öffentlich erklärt haben, so ziemt es sich für sie nicht, in stilles Zuwarten zu versinken und die Angelegenheit von Landtag zu Landtag verschleppen zu lassen, sondern sie müssen den ganzen Ernst des Willens und der Thatkraft entfalten, um zum Ziele zu gelangen. Zweifeln sie an ihrer eigenen Macht, so mögen sie die Macht des Reiches selbst zu Hülfe rufen, welche hauptsächlich in Folge ihres eigenen Widerstrebens im Bundesrath ihnen bisher versagt blieb, und den vom Reichstage bereits zweimal mit großer Mehrheit angenommenen Antrag auf Einführung einer Volksvertretung in allen deutschen Staaten unterstützen, anstatt ihn zu bekämpfen. Daß ein solches Vorgehen nicht wohl denselben Personen zugemuthet werden kann, welche bisher ihre Lebensaufgabe darin fanden, den Patrimonialstaat zu schützen und aufrecht zu erhalten, und welche noch vor wenigen Wochen nicht entfernt daran dachten, eine einheitliche Vertretung einführen und den patrimonialen Charakter des Mecklenburgischen Staatswesens beseitigen zu wollen, ist zwar selbstverständlich, eben so sehr aber auch, daß die Personen der Aufgabe des Staates angepaßt werden müssen, nicht umgekehrt, und daß, wenn unsere derzeitigen Minister mit ihrer Vergangenheit nicht noch weiter brechen wollen, als es schon geschehen ist, sie die Pflicht haben, das Steuerruder anderen Händen zu überlassen, welche weniger behindert sind, bei der als nothwendig erkannten Verfassungsreform erfolgreich mitzuwirken.

Herder und die Königsberger Zeitung.

II.

Zu dem Jahrgang 1764, bei dem ich neulich doch vorzugsweise verweilte, führe ich Sie heut nicht wieder zurück. Sie fragen nach der Besprechung der akademischen Preisschriften sur la nature, les espèces et les degrés de l'évidence, welche Hamann, zufolge des Briefes an Lindner vom 10. Mai 1764, von seinem jungen Freunde erwartet habe. Weder Herder noch sonst wer hat sie geliefert. Ueberhaupt aber: ich halte für gewiß, daß Herder nach Hamann's Rücktritt von der Redaction sich für's Erste nicht weiter an der Zeitung betheiligte. Er mochte bei der Art, wie jetzt der Verleger das Unternehmen betrieb, wenig Lust verspüren, dabei zu helfen. Schon Hamann hatte gegen Lindner geklagt, daß Kanter mit den Zeitungsrecensionen nur Reclame für seine Ladenhüter gemacht und nur solche Artikel geschrieben wissen wolle, „die alle alten Weiber auf der Fischbrücke von Rechtswegen lesen müssen". Mit dieser Tendenz machte der Verleger jetzt Ernst. Er eröffnete das 42. Stück vom 25. Juni mit einem Avertissement, welches Herder noch lange nachher als einen „Schand- und Liebespfahl" bezeichnete, der seinem Freunde Hamann gesetzt worden sei. Um dem Wunsche der Leser mehr als unter der alten Redaction genugzuthun, würden von nun an, statt des bisherigen „gelehrten Verfassers" hauptsächlich „auswärtige Federn" an der Zeitung arbeiten, und in der Wahl der zu recensirenden Bücher werde man „den Geschmack von Kurland und Preußen sein vornehmstes Augenmerk sein lassen". Ja, zur Unterstützung des neuen Programms macht überdies ein Eingesandt den wohlmeinenden Vorschlag, zu mehrerer Vollkommenheit der Zeitung die Leser mit Räthseln, Bilderreimen und Anagrammen zu unterhalten. Wirklich stimmt demgemäß die „gelehrte Zeitung" für den Rest des Jahres 1764 einen um etliche Noten tieferen Ton an. Die sogenannten Originalaufsätze im Geschmack der moralischen Wochenschriften, untermischt mit ähnlichen Aufsätzen gemeinnützigen Inhalts aus englischen und französischen Journalen nehmen einen breiteren Raum ein; dazwischen, so gut es der Unbeholfenheit jener Zeit möglich war, etwas feuilletonistische Plauderei, hin und wieder ein bischen Poesie, und nebenher eine Anzahl Recensionen, die gegen die früheren merklich abfallen. Nichts — auch nicht die Anzeige von Ossian's Fingal, von Wieland's Don Sylvio und was sonst von ästhetischer Kritik vorkömmt, läßt sich auf Herder ziehen. Auch sein Gedicht „über die Asche Königsbergs" wurde nicht in der Zeitung veröffentlicht.

Seit Ende 1764 jedoch war er ja nun selbst, in seiner Stellung als Collaborator an der Domschule zu Riga, ein „auswärtiger Gelehrter". Begreiflich, daß er das Bedürfniß empfand, mit Königsberg in einigem,

Digitized by Google

auch litterarischem Zusammenhang zu bleiben. Was aber die Hauptsache war: Hamann warb jetzt wieder für die Zeitung. Durch Kanter bestellt er aus Mitau, wo er sich seit dem 19. Juni 1765 aufhielt, einen vom 30. des Monats datirten Brief an den jungen Collaborator und wünscht, daß dieser dem Ueberbringer dafür „eine Recension des Mallets und der Edda" mache. Persönlich wird Kanter, mit welchem Herder während des Besuchs in Riga auf's Freundschaftlichste verkehrte, das Anliegen wiederholt haben; — die Recension wurde geschrieben, und wie sehr sie gefiel, mag man aus Hartknoch's Zuruf am Rande eines Hamann'schen Briefes vom 29. August: „Recensionen! Recensionen! Herderchen! zwanzig Stück je eher je lieber!" entnehmen. Die Recension — eine Besprechung des ersten Theils der deutschen Uebersetzung von Mallet's Geschichte Dänemarks — erschien in Stück 64 vom 12. August, und mit ihr beginnt eine ziemlich lange Reihe Herder'scher Beiträge. Sie sehen: es war erst Kanter's Aufenthalt in Riga, der die Wiederaufnahme des alten Verhältnisses entschied, und Sie kennen nun auch das chronologische Bedenken, welches ich neulich gegen die Herder'sche Autorschaft des Artikels über Willamow's dialogische Fabeln in Stück 52 und 53 des Jahrgangs 1865 hatte.

Ob aber die Anzeige des Mallet auch gewiß von Herder ist? Ob wir ohne die angeführte Briefstelle ihn als Verfasser erkennen würden?

Von wie hohem Interesse für ihn ein Werk sein mußte, welches die Deutschen zuerst mit der Poesie und Mythologie der Edda bekannt machte: darüber brauche ich ja wohl Ihnen gegenüber kein Wort zu verlieren. Citirt er doch das Buch gleich im zweiten Theil der Litteraturfragmente (S. 219), führt er doch im Ersten Kritischen Wäldchen (S. 33) den Todesgesang Regner Lodbrog's an, dessen Schluß auch unsre Recension mittheilt. Herderisch ist der ganze Inhalt und Ton der Recension. Nach sehr verständiger Disposition hebt dieselbe zuerst, aber nur kurz, die Verdienste des Buchs, sofern es die eigentliche Geschichte Dänemarks behandelt, hervor. Sie lobt den „philosophisch-pragmatischen Geist, der die Schatten der ältesten Beherrscher aus ihren Gräbern zu rufen weiß, damit wir sie gleichsam selbst in der Herrlichkeit ihrer Thaten sehen", und wünscht, nachdem das Werk mit Hume's englischer und anderen Staatengeschichten zusammengenannt worden, „daß wir von Rußland, von den meisten deutschen Staaten Mallets hätten". Wärmer sofort und eingehender begrüßt der Recensent die Mittheilungen Mallet's über die nordischen Alterthümer. Immer geneigt, in Bacon's Weise Desiderien und wissenschaftliche Zukunftsaufgaben hinzustellen, freut er sich des von dem französischen Autor gelieferten Materialienvorraths, so „daß ein Genie, dergleichen es nur jede Aeone eins giebt, gleichsam ein ewiges Lehrgebäude der alten nordischen Nationen auf-

Digitized by Google

führen kann". Es stimmt, denke ich, durchaus mit der Polemik der Litteraturfragmente gegen den Uebereinfluß des Römischen und mit dem beständigen Betonen des national Eigenthümlichen, wenn er eine solche skandinavische Alterthumskunde für antheilswürdiger erklärt, als die „für uns fremden und entfernten Alterthümer der Griechen und Römer, die meistens nur dazu dienen, eine schwere Stelle eines Scholiasten zu verbessern, und doch so viele gelehrte Hände beschäftigen, daß man es vergißt, die Sitten unsrer Väter aus der Vergessenheitnacht zu reißen — —". Am längsten endlich verweilt der Recensent und am wärmsten wird er bei Besprechung der Mallet'schen Mittheilungen aus der Edda und andern altnordischen Dichtungen. Der Eddischen Mythologie wiederum — auch das verstehen wir von Herder ganz gut — giebt er, in Uebereinstimmung mit Gottfried Schütze, dem Vorredner des verdeutschten Mallet, den Vorzug vor der griechischen. Herder's Freude über Gerstenberg's, im folgenden Jahre veröffentlichtes „Gedicht eines Skalden" (SW. I, 2, 270. 71 und 290) ist doppelt verständlich, wenn eben er es war, der in unsrer Recension die Worte schrieb: „Es kann dies Buch eine Rüstkammer eines neuen deutschen Genies sein, das sich auf den Flügeln der celtischen Einbildungskraft in neue Welten erhebt und Gedichte schaffet, die uns immer angemessener wären als die Mythologie der Römer. Vielleicht fängt sich eine neue poetische Periode unter uns an, da die Edda, der Fingal und die arabische Chrestomathie des Herrn Professor Michaelis den Weg dazu öffnen". Mittheilungen aus den von Mallet gegebenen Poesieproben beschließen die Recension. Noch die Zusammenstellung der orientalischen mit der nordischen Poesie und die Heroorhebung der Verdienste Michaelis' erscheinen mir charakteristisch. Einzelne Klopstockisirende Ausdrücke werden meinem philologischen Freunde nicht entgangen sein. Ein ganz besonders beachtenswerthes Kennzeichen aber war für mich die Wendung, gleich zu Anfang, daß der Recensent das Werk „mit einem weißen Steine" empfehlen wolle. Es ist dieselbe Wendung, welche Herder in Beziehung auf Lessing's Laokoon in dem Briefe an Scheffner vom 4. October 1766 braucht.

Auf Ihr philologisches Interesse sofort, mein verehrter Freund, rechne ich bei dem Beweise, daß auch die Anzeige — in der That mehr Anzeige als Recension — von Gesner's Ausgabe der Orphica im 71. Stück vom 6. September von Herder herrührt. Schon 5/16. Januar 1765 nämlich macht dieser seinen Hamann auf die so eben herausgekommene Ausgabe, „die Ihrer Bibliothek werth ist", aufmerksam, worauf unter'm 21. Januar Hamann antwortet, er besitze das Buch schon und erwarte es täglich vom Buchbinder, um seinem Kallimachus — die Ausgabe von Ernesti ist gemeint — eine würdige Hälfte zuzuführen. Ein offenbarer Nachhall dieses brieflichen Gespräches sind nun doch die folgenden Worte der Anzeige:

Digitized by Google

„Hingegen die Freunde der archäologiſchen Muſe, die die Verdienſte Gesner's, Erneſti's und Hamberger's ſchätzen, werden dieſe Ausgabe, die gleichſam ein Erbſtück vom Götting'ſchen Gesner iſt, die ſein letztes Geſchenk an einen Erneſti iſt, die überdem aus den Händen eines Hamberger's kömmt, ſogleich in ihr Bücherkabinet der alten Dichter einführen, und ihr bei den übrigen Erneſti'ſchen, Gesner'ſchen, Klotziſchen und Fiſcher'ſchen Ausgaben einen Platz geben". Und wiederum klingen dieſe Worte in dem im „Lebensbilde" (I, 3, a, 98 ff.) mitgetheilten „Verſuch einer Geſchichte der Dichtkunſt" nach. Denn ausdrücklich erklärt hier Herder, indem er auf die Orphiſchen Hymnen zu ſprechen kömmt, daß er bei ſeinen Betrachtungen die Gesner'ſche Ausgabe der Werke des Orpheus zu Grunde lege, und dabei läuft ihm wieder der Ausdruck aus der Feder, dieſe Ausgabe ſei „das letzte Geſchenk unſres Gesner's". Daß es Herder beſonders nahe lag, die Ausgabe auch an einem verhältnißmäßig ſo wenig dazu geeigneten Orte, wie die preußiſche Provinzialzeitung, anzuzeigen, beweiſt überdies der eben erwähnte Aufſatz, ſofern derſelbe des Verfaſſers hohes Intereſſe an den Orphica bekundet, beweiſt andrerſeits die außerordentliche Verehrung, die er bei jeder Gelegenheit, von ſeinen Erſtlingsſchriften an, (z. B. Fragmente III, 34. 36. 118, SW. II, 216; III, 26 u. ſ. w.) bis zu den Schulreden in Weimar (z. B. Werke zur Philoſ. X, 26. 72. 132. 135 u. ſ. w.) für den großen Philologen an den Tag legt — die ausführliche Recenſion der Gesner'ſchen Iſagoge im 9. Bande der Lemgoer Bibliothek nicht zu vergeſſen. Und endlich noch Eins! Im 94. Stück unſrer Zeitung vom 25. Novbr. 1765 wird das zweite Stück des 12. Bandes der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften u. d. f. K. angezeigt. Auch eine Anzeige von Gesner's Orphei *ἄσματα* wird bei der Inhaltsangabe erwähnt, aber nur kurz mit den Worten abgefertigt: „wovon wir ſchon Nachricht gegeben". Dies „Wir" könnte nun freilich im Namen der Zeitung geſagt ſein: — aber wie, wenn ſich nachweiſen ließe, daß auch dieſe Recenſion, daß gerade ſie ganz unzweifelhaft von Herder herrühre?

So unzweifelhaft in der That, daß ſie in der neuen Ausgabe der Herder'ſchen Werke gewiß nicht fehlen wird. Alſo nur kurz die entſcheidenden Kriterien!

Nicht unmittelbar für Herder, wohl aber für die Verſchiedenheit der Verfaſſer entſcheidend iſt zunächſt der handgreifliche Unterſchied im Ton von der Treſcho'ſchen Anzeige eines früheren Stücks der genannten Bibliothek in Nr. 22 vom 18. März 1765. Entſcheidend, wenigſtens meine Ueberzeugung entſcheidend iſt demnächſt das warme Lob, mit dem der Recenſent die Mittheilung einiger Verſe aus Gerſtenberg's Cantate „Die verlaſſene Ariadne" begleitet: denn leſen Sie nur nach, wie er ſpäter in der Allgem. Deutſchen

Bibl. (X, 1) dieſe Cantate gegen Duſch hoch über die Ovidiſche Heroide, Ariadne an Theſeus, ſtellt. Entſcheidend aber endlich auch für den zweifelſüchtigſten Urtheiler iſt die Uebereinſtimmung des Schluſſes der Recenſion mit der Auslaſſung über die Bibl. d. ſch. W. auf S. 15 der erſten Sammlung der Litteraturfragmente. „Folgen", heißt es in der Zeitung, „die vermiſchten Nachrichten, die jedes Stück der Bibliothek ſo beträchtlich, ſo werth, ſo neu machen, daß ich es allemal von hinten zu leſen anfange, und von vorn, nach der Schreibart der älteſten Griechen, auf gut βουστροφηδὸν wieder zurückpflüge". Und demnächſt: „Vielleicht ſind die Kunſtrichter bei der Cenſur der Gedichte zu gelinde, zu eintönig und oft etwas ſchlummernd: vielleicht bei dem Auszuge gewiſſer Werke zu pünktlich, da doch eben die Hauptwerke weniger Auszug als Urtheil fordern: vielleicht ſollte eine Bibliothek der ſch. W. uns den Fortgang derſelben mehr im ganzen Bilde zeigen, und dazu vornehmlich die Originalabhandlungen widmen: vielleicht ſollte eine Bibliothek der ſch. W. in Deutſchland inſonderheit von dem Zuſtande einzelner deutſchen Provinzen mehr Nachricht in der ſchönen Litteratur einzuziehen ſuchen, und dazu die Schriftſteller einer Gegend zuſammennehmen: vielleicht endlich würde aus der Vergleichung ähnlicher Autoren, und Aneinanderhaltung alter und neuer Werke, eben das Gemälde des Ganzen entſtehen, das dieſe Bibliothek über Monatsſchriften und Journale erheben könnte, zu den Werken, die die Griechen mit dem vielbedeutenden Wort: Geſchichte oder Tacitus: annales! überſchrieb!" Am angezeigten Ort aber der „Fragmente" — — doch Sie haben ja längſt die Uebereinſtimmung der beiden Texte gemerkt: wo nicht, ſo ſchlagen Sie nur nach; auch die andere Stelle, Fragmente I, 5 müſſen Sie aber hinzunehmen, und ſollte Ihnen die Originalausgabe nicht zur Hand ſein, ſo thut es diesmal auch der Text der Sämmtlichen Werke, der hier (zur ſchönen Litt. I, S. 17—18 u. S. 10) wörtlich derſelbe iſt.

Iſt nun aber demnach die gegenwärtige Recenſion unwiderſprechlich Herder zuzuweiſen, — ſollte dann nicht auch die Anzeige des erſten Stücks der Neuen Bibliothek d. ſch. W. u. f. K. in Nr. 7 vom 24. Januar 1766 denſelben Urſprung haben? Möglich immerhin, aber nicht wahrſcheinlich! Ich geſtehe, daß mir bei dieſem Artikel der Ton der Beſprechung etwas zu zahm und vorſichtig für Herder vorkömmt. Die Inhaltsangabe, welche hier von dem betreffenden Stück der Bibliothek gegeben wird, enthält nichts hervorſtechend Charakteriſtiſches, und die mit großer Zurückhaltung vorgebrachte Bemerkung, daß Winckelmann „oft zu viel Einbildungskraft für ſein Fach habe, und daß er durch die Schönheit ſeines Stils manche Hypotheſe zur großen Wahrheit mache", erinnert mich an das ganz ähnlich behutſam vorgebrachte Urtheil Scheffner's in ſeinem Brief an Herder vom 16. Auguſt

1766. Scheffner war damals ein fleißiger Mitarbeiter der Zeitung. Die Vermuthung liegt nahe — —

Doch ich fahre ganz ungebührlich hin und her! Mir ist, als hörte ich Sie mich zur Ordnung rufen: ob ich denn nicht etwas methodischer und nach bestimmteren Principien mein kritisches Geschäft betreiben könne?

Es sei! Und was meinen Sie also zu dem kritischen Kanon, daß es eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich habe, der Rigaer Mitarbeiter werde in der Regel mehrere Beiträge auf einmal eingeschickt haben, und wenn sich also in der Nähe einer unzweifelhaft Herder'schen Recension andre finden, die nach Inhalt und Ton ihm zugetraut werden dürfen, da gewinne die Annahme, sie seien von ihm, eine starke Unterstützung?

Gestatten Sie, daß ich die Probe mache!

Mit Bestimmtheit wissen wir nach dem Obigen, daß die Anzeige des letzten Stücks der Bibl. d. sch. W. in Nr. 94 des Jahrgangs 1765 von Herder herrührt. Dieselbe Nummer nun enthält noch drei kleine Recensionen. Die erste über „Gottsched, ein Trauerspiel in Versen oder der parodirte Cato. Zürich 1765." Die zweite über „Belustigungen für das Herz und den Geschmack in auserlesenen Schilderungen von Young, Frankfurt 1765." Die dritte über Beaumelle's Auswahl und Uebersetzung von Stücken aus Seneca (Berlin 1765). Alle drei kommen nach meinem Kanon auf Herder's Rechnung.

Ich schreibe Ihnen den ersten Artikel, kurz wie er ist, ganz her:

„Der Mann, von dem es gilt: je mehr du dich selbst erhöhest, je mehr wirst du erniedrigt werden: er, der vor [für] sich eine Bibliothek elender Lobschriften, und wider sich einen noch größern Stoß Schmähzettel hat: er, der auf den Berg von beiderlei Papieren tritt, und mit stolzem Zorn, und freundlichem Stolz auf sich zeiget: atqui ego sum — kurz der Schriftsteller, der sich selbst, seinen Ruhm und Schande längst überlebt haben sollte, auf dessen Grab man eine Handvoll Staub werfen könnte: molliter ossa cubent! an dem aber noch immer jeder halb vollendete Schüler sich zum Meister zupfen will: kurz, Herr P. Gottsched, tritt jetzt auf in Lebensgröße: Gottsched, ein Trauerspiel in Versen, oder der parodirte Cato, Zürich 765. Diese Parodie zweener Aufzüge des Cato ist so grob, so unhöflich und witzlos-lächerlich, daß, wenn sie einen andern Held sänge, er mit dem Verfasser der Aeneide und Henriade stolz schweigen könnte: ja, bei einer so elenden Parodie als diese ist, glauben wir, kann auch selbst Gottsched die Worte des großen Hektors parodiren, da die Griechen wider seinen todten Körper wütheten:

Βάλλετε νῦν μετὰ πόντον ἐμὸν δέμας, ὅτι καὶ αὐτοὶ
Νέκρου σῶμα λέοντος ἐφυβρίζουσι λαγωοί

Am todten Helden könnt ihr immer rasen:
Den todten Löwen schmähen selbst die Hasen.

Kostet in bemeldeten [Kanterschen] Buchhandlungen 12 gr." — Beachten Sie die, auch andern Herder'schen Recensionen eigne freiere Weise, den Titel der angezeigten Schrift in den Text der Beurtheilung selbst zu verflechten: beachten Sie das Gepräge an dem Worte „Schmähzettel", die anschauliche Vorführung des Leipziger Dictators, das griechische Citat aus der Anthologie — und gestehen, daß meine Annahme mehr als ein leichtsinniger Einfall ist.

Die kleine Recension, zweitens, der Pseudo-Young'schen Schrift, dieser „Charteque, die vielmehr elende Zerstümmelung einiger guten Dichter heißen sollte", deren Titel den Recensenten an jene trügerische Aufschrift an einer Thür erinnert, „die, statt in eine Schatzkammer, Gold zu finden, in ein geheimes Gemach führte" — diese Abfertigung wird ihrer Keckheit und Derbheit wegen, auch vielleicht mit Rücksicht auf den Ausdruck „Zerstümmelung", — gleichfalls für Herderisch gelten dürfen.

Was aber endlich die dritte Recension anlangt — und das kömmt rückwärts wieder den beiden andern zu gute — so bin ich bereit, auf unseren Mann zu wetten. Hier nämlich denkt man an Herder schon deshalb, weil Beaumelle, der Verfasser von Mes pensées, zu seinen, in dieser Zeit oft erwähnten Lieblingsautoren gehört. Ich citire beispielsweise LB. I, 2, 63; I, 3, a, 380 und Fragmente I, 87. „Ein Beaumelle", heißt es an letzterer Stelle, „der in mes pensées so glücklich ist, kann auch Pensées de Senèque schreiben". Da haben wir also eine Erwähnung des hier recensirten Buchs; — vielmehr aber, die ganze Stelle der Fragmente enthält, kurz zusammengedrängt, eben den Gedanken, den die Recension etwas weiter ausführt. Die Fragmente bemerken, daß „die Points, die epigrammatischen Einfälle, die Wendungen und der blendende Witz des Seneca und Plinius" den Franzosen nahe liegen und also einem Beaumelle auch in der Nachbildung gelingen. In der Recension heißt es — ich schreibe wieder möglichst viel ab, um auch übrigens das Herdersche Colorit erkennen zu lassen — es heißt: „Vielleicht schütteln Einige den Kopf, daß ein Verfasser von mes pensées, bei dem jeder Einfall ein prosaisches Epigramm wird, auch einen alten Schriftsteller nach neuer französischer Art umbildet, und ihn vielleicht nach seiner Lieblingswendung mit geistigem Witze im hohen Ton, oder mit den Waffen der Damen, mit Points und Nadelspitzen ausrüsten will; allein diese werden sich etwas irren. Freilich verliert man bei allen solchen Eklogen — die man nicht mit Idyllen verwechseln wird, so wie jenes Mädchen sich Müllers Liebeskuß als einen Roman zur Erbauung kaufte — freilich verliert man den Faden aus der Hand, den der Verfasser in den Zusammenhang webt: aber oft, und insonder-

heit für die Jugend, ist auch eine Zusammenlese von einzelnen Blumen und einzelnen Trauben nützlich und angenehm, weil man in diesem Alter gleichsam die Knospe jedes vortrefflichen alten Schriftstellers brechen und in seine junge Seele sammlen muß. Und welcher klassische Autor ist zu dieser kleinen Verstümmelung, um der Kinder und ihrer Engel willen bequemer als Seneca, der schon selbst seinen Stil so gerne zu Einfällen zuspitzen, oder zu Maximen runden mag. Man erlaube uns diesen Ausdruck, da die Griechen und Lateiner so sehr durch ihr os rotundum sich bemerkbar gemacht, als die Franzosen sich in den Points ihrer Sprache, und die Luftschwärmer ihres Witzes verliebt haben."

Wie die Zeitungsrecensionen für Herder als Vorarbeit zu den Fragmenten dienten, das sieht man, dünkt mich, hier ganz besonders deutlich. Aus einem andern Grunde hinwiederum war mir der Schluß der Recension interessant. Derselbe thut der Nachricht Erwähnung, daß Beaumelle an einer lateinisch-französischen Ausgabe des Tacitus arbeite, und gedenkt dabei der anderweitigen Bemühungen, die neuerdings diesem großen Schriftsteller zugewendet würden, „den die Natur gewiß zum Könige gebildet hatte, der aber, da ihm das Reich fehlte, sich selbst zum ersten politischen Schriftsteller schuf.' Auf diese Worte hin nämlich hoffte ich eine in Nummer 54 und 55 (8' und 12. Juli 1765) enthaltne Recension der Goldhagen'schen Uebersetzung des Tacitus für Herder zu erobern. Denn über eben diese und die ungefähr gleichzeitig erschienene Müller'sche Uebersetzung hat er ja später in Nicolai's Bibliothek die im Lebensbild I, 3, b, 93 wiederabgedruckten Kritiken geschrieben. Ich ging also an's Vergleichen und Erwägen — um zuletzt (denn ich erspare Ihnen dies Détail) zu einem negativen Resultat zu gelangen. Die erwähnte Tacitusrecension ist gewiß nicht von Herder, und es stimmt das damit, daß sie vor die Zeit von Kanter's Besuch in Riga fällt.

Fahren wir jedoch fort, uns in der Gegend noch weiter umzusehn, wo wir — in Nr. 94 — ein ganzes Nest Herder'scher Beiträge beisammen fanden! Ich schlage die folgende Nummer, vom 29. November auf, und stoße da auf eine kurze Recension der Fortsetzung von „Briefen über die neuste Moral." Dieselben werden als ein langweiliges Machwerk charakterisirt: — — „immer Ein Ton, immer die Sprache unsrer Wochenblätter, immer die süße Unterhaltung von Leuten, denen Pythagoras vielleicht würde gesagt haben: schweige noch zwanzig Jahr! — — — treuherzig und langweilig; witzig und leer wie das Gespräch junger Greise und hundertjähriger Knaben: weder allzu gut noch allzu schlimm, so wie das menschliche Leben." Nichts hindert, daß dies Herder nicht geschrieben haben könnte: aber allerdings, um es ihm positiv zuzuweisen, müßten wir stärkeren Beweis haben.

Und wenigstens etwas stärkeren glaube ich für die in derselben Nummer

Digitized by Google

unmittelbar folgende Recenſion über die aus dem Engliſchen überſetzte Schrift „die Kunſt der Geduld" zu haben. Die Anfangsbemerkungen ſpotten witzig über die dürftigen Geſichtspunkte des paſtoralen Ueberſetzers. Der freie Sinn des Recenſenten will es nicht gelten laſſen, wir hätten zu wenig Erbauungsbücher überſetzt. „Denn einestheils haben die meiſten Schriften von dieſer Art ſo wenig Originales und ſo viel Erbauliches, daß man ſie den gründlichen und merkwürdigen Schriften meiſtens entgegenſetzen kann; anderntheils giebts ja auch viele theologiſche Tagelöhner, die Erbaunngsſchriſten entweder handarbeiten, oder überſetzen". Die hier verdeutſchte Schrift indeß verdiente, dem Recenſenten zufolge, immerhin eine Ueberſetzung. „Es haucht (darin) überall der wahre Geiſt der Frömmigkeit, der Redlichkeit und der geiſtlichen Erfahrung, ſo daß ſie ſich von dem geſchrobenen Witz, den ſpielenden Accommodationen und den dichteriſchen Troſtgründen der meiſten unſrer neuen Erbauungsſchriſten, Sterbens- und Lebensbibeln und anderer Bücher in dieſem Ton merklich unterſcheidet. Wir wünſchen alſo dieſer Schrift vielen Eingang und Erreichung ihres Zweckes, da freilich die meiſten unſrer Modeſchriſten, die man im Erbauungszimmer alter Frauen findet, entweder myſtiſche Labyrinthe vortragen oder den Witz ſtatt des Herzens reden laſſen." Das iſt in der That ganz der Sinn, in welchem der damalige Herder ſich auch ſonſt über die wahre Erbauung ausſprach und als Geiſtlicher an ſeinem Theil für dieſelbe ſorgte. Das eigentlich Verrätheriſche aber iſt der Hieb auf Treſcho als den Verfaſſer der „Sterbebibel oder die Kunſt ſelig und fröhlich zu ſterben." Herder's gründliche und nur allzubegründete Abneigung gegen den „ſchreienden Treſcho" wird öfter laut, als z. B. Torſo S. 4, Brief an Scheffner LB. I, 2, 203. Ueber die Sterbebibel ſpottet er auch gegen Scheffner LB. I, 2, 271; auf den Verfaſſer derſelben iſt die Anmerkung im Zweiten Kritiſchen Wäldchen, S. 129 gemünzt, und in einem Briefe an Treſcho ſelbſt (LB. I, 2, 105) kömmt gleichfalls in ſcherzhafter Wendung die Sterbens- und Lebensbibel vor.

Ich blättere endlich, um mein Experiment zu Ende zu führen — eine Nummer zurück. Da wird denn (Stück 93 vom 22. Novbr.) eine erbauliche Wochenſchrift „der Chriſt am Sonntage" in etwas ſpöttiſchem Ton beſprochen und dabei mehr „menſchliche Erbauung" gefordert. Ich gehe an dieſer Recenſion vorbei zu einer zweiten über „Trinius, Erſte Zugabe zu ſeinem Freidenkerlexikon." Der Recenſent will ſeine „freien Gedanken" über das Lexikon zurückhalten, „aus Furcht, auch eine Stelle in der zweiten Zugabe zum Freidenkerlexikon zu bekommen." Denn nach Trinius iſt am Ende Alles Freidenker! „Alles kommt hier zuſammen, was ſich kaum auf der Kürſchnerſtange zuſammenfindet." Zudem urtheilt Herr Trinius nicht ſelbſt, ſondern borgt die Urtheile Andrer zuſammen. „Sollte der, der Freidenker

wagen will, nicht selbst frei und für sich denken?" Und des Recensenten Rath daher ist: der Verfasser „suche alle seine Männer zu kennen, zu studiren und ihr πρῶτον ψεῦδος zu erforschen, er denke selbst frei und schreibe nicht aus Zeitungen für Zeitungen. Alsdann wird — — obgleich Weiber, Wörter und Weissagungen selten vollkommen zu sein pflegen, doch kein Supplement wie dies nöthig sein. Fährt er aber in diesem Ton fort, so wünschen wir und können es mit orthodoxer Hand hinschreiben: daß unsre Zeiten für sein Lexikon fruchtbar an Freidenkern sein mögen." Gewiß, das braucht wieder nicht Herder, sondern mancher Andre kann es geschrieben haben. Bis mir indeß Jemand entweder einen entscheidenden Gegengrund beibringt oder aber einen andren Mitarbeiter namhaft macht, der eine stärkere Vermuthung für sich hat, bis dahin mag es erlaubt sein, auf Zweierlei aufmerksam zu machen. Einmal darauf, daß sich schon in einem der ältesten Herder'schen Excerptenhefte sorgfältige Auszüge aus dem Freidenkerlexikon finden. Und sodann darauf, daß Herder im „Torso" schreibt, er möchte nicht gern die unverdiente Ehre haben, von Trinius in sein Ketzerlexikon oder von Trescho in seine Ketzerbriefe verdammt zu werden.

Doch, nicht wahr, Sie werden von Neuem unzufrieden mit mir? Ich jage Sie mit meiner tastenden Kritik auf dem Felde der Vermuthungen umher und ermüde Sie damit um so mehr, je weniger Sie, ohne den vollständigen Text vor Sich zu haben, im Stande sind, selber zu sehen und zu prüfen. Für mich ergiebt sich daraus nur der Wunsch, die Herderausgabe in spe möchte lieber ein paar unsichre Recensionen mehr wiederabdrucken, als irgend eine, welche möglicherweise Herder angehören könnte, übergehen. Nur im Zusammenhang mit diesem Wunsche notire ich noch einige Recensionen mit einem Asteriscus, bei denen allen ich durch irgend ein kleines Anzeichen auf unsern Autor zu rathen die Versuchung gefühlt habe. Ganz in der Nähe eines unzweifelhaft Herder'schen Beitrages in Nr. 97, den Sie später kennen lernen sollen, findet sich in Nr. 98 (vom 9. Decbr.) eine Besprechung von Le Beau's Geschichte des morgenländischen Kaiserthums (aus dem Französischen. Erster Theil), die ich aus meinem Katalog der Vermuthungen doch nicht darum ohne Weiteres streichen möchte, weil die Anzeige der späteren Bände in Jahrgang 1766 der Zeitung sicherlich nicht von Herder herrührt. In derselben Nummer, ferner, ist eine Reichard'sche Uebersetzung der Henriade von einem Recensenten besprochen, der ganz Herder's Ohr für die Melodie des Metrums und Herder's Verehrung für einen gewissen „Sokratischen Schriftsteller", d. i. für Hamann, hat. Stück 101 vom 20. Decbr. bringt eine witzige parodische Kritik von „G. F. Meiers Gedanken von dem unschuldigen Gebrauche der Welt", in welcher ganz ähnlich wie in unbestritten Herder'schen Recensionen die einzelnen Worte des Titels stückweise durchge-

hechelt werden, und deren Schluß ein feines Lob Thomas Abbt's enthält, welches stark an den Verfasser des Torso erinnert. Viel weniger sicher bin ich meiner Sache in Betreff einer Recension im 87. Stück vom 1. Novbr. über des Abbé Bazin philosophie de l'histoire, obgleich ich weiß, daß Herder auf diese Schrift von Hamann in dem Briefe vom 14. October 1765 angeredet wurde, und obgleich das Thema Demjenigen gewiß nahe lag, der zwanzig Jahre später von sich aussagt, daß ihm „von seiner Jugend an jedes neue Buch, das über die Geschichte der Menschheit erschien, wie ein gefundener Schatz" gewesen sei. Ich bin ungefähr in der gleichen Lage gegenüber der Recension in Stück 99 vom 13. Decbr. über Gordon's „Geschichte Peter's des Großen" — ja, es ist hier vielleicht nur ein Wunsch, der mich verführt. Denn wenn uns der Suphan'sche Aufsatz über Herder's Fürstenideal (Altpreußische Monatssch. Bd. X) gezeigt hat, wie sehr das Bild Peter's des Großen die Seele des jungen Schriftstellers erfüllte — wie gern würde man nicht aus dem in Rede stehenden Artikel, aus einem Satz z. B. wie der: „Peter's Leben ist ein Gemälde der ganzen menschlichen Natur in ihrem wahren Stoff, in ihrer Ausbildung, und ihrer Verbreitung auf andre Naturen" — eine neue Bestätigung dafür entnehmen!

Aber genug nach gerade! Es ist Zeit endlich, daß wir wieder sichreren Boden betreten!

So sichren freilich wie in Nr. 81 vom 11 Octbr. finden wir nicht oft. Hier nämlich — nur im Vorbeigehn sei es erwähnt — wird die Herder'sche Ode auf die Thronbesteigung der Kaiserin Katharina, die Sie aus den Sämmtlichen Werken (zur Litt. III, 92) kennen, mit einer Notiz über den Anlaß der Dichtung — die Einführung Herder's in die Domschule am Tage vor der Thronbesteigungsfeier — von Riga aus mitgetheilt. Wunderlicher Weise schreibt dabei die Zeitung den Namen des Dichters „Härder;" im Text des Gedichts aber hat sie statt der Worte „vom Lena bis zum Belt", die Variante „von China bis zum Belt."

So sichren Boden, wie gesagt, haben wir selten. Sicher und getrost genug nichts desto weniger erkläre ich von Recensionen nachfolgende aus dem Jahrgang 1765 für Herderisch. Zuerst die über Abbt's Buch vom Verdienst in Stück 73 vom 13. Septbr. Sodann die über die „Geschichte des menschlichen Verstandes" in Stück 81 vom 11. Octbr. Drittens die über Hase's Auslegung des Hohenliedes in Stück 83 vom 18. Octbr. Viertens die über „Neue Lieder zum Singen entworfen" in Stück 97 vom 6. Decbr. Endlich die Anzeige der Uebersetzung von Shaw's Reisen, welche in Stück 80 (7. Octbr.) beginnt und in Stück 88 (4. Nov.) zu Ende geführt wird.

Der Artikel über Abbt zunächst, der, wie wir aus Herder's Brief an

seine Braut vom 8. Octbr. 1770 wissen, diesem sein Buch vom Verdienst als Geschenk verehrt hatte, — dieser Artikel mit seinem beredt fließenden Lobe: von wem könnte er anders geschrieben sein als von dem Verfasser des „Torso von einem Denkmal an Abbt's Grabe errichtet?" Wollen Sie noch specielleren Beweis, so vergleichen Sie unsre Recension mit der kurzen Charakteristik Abbt's als eines „klassischen Schriftstellers" in der Ersten Fragmentensammlung S. 150—152, und nehmen allenfalls noch die Stelle über Abbt's Buch vom Verdienst in der dritten Sammlung Stück 60 hinzu. Dort wie hier aller Nachdruck darauf gelegt, daß Abbt ein Philosoph des gesunden Menschen- und Bürgerverstandes, dieses Erbstücks unsrer Nation, sei. Dort wie hier die Behauptung von der Originalität unsres Philosophen. Dort Claville's traité du vrai mérite „elend" genannt: hier der „werthe Herr Claville" in einer Anmerkung bei Seite geschoben. Dort dem Verfasser nachgerühmt, daß er durchgehends die strenge analytische Methode beobachte; hier dieselbe „analytische Auflösung der Begriffe" als die beste Methode deutscher Philosophie gepriesen. Dort über Abbt's Stil die Aeußerung: „er ist im Feuer der Einbildungskraft hingeworfen, und eben dasselbe Gefühl, damit der Schriftsteller seine Materie empfand, glüht auch den Leser an — —;" hier: „das Feuer der Phantasie, in dem der Verfasser dachte und schrieb, aber nicht hätte lesen sollen, glüht jeden Leser an — —." Die wörtliche Uebereinstimmung, es ist wahr, geht nicht allzu weit; desto völliger ist die Uebereinstimmung im Sinn. Das Verhältniß zwischen beiden Texten ist eben genau, wie wenn Jemand zu verschiednen Malen über dasselbe Thema schreibt, ohne sich selbst abzuschreiben. Nur zufällig kehren dieselben Worte wieder; fast Alles ist anders gestellt und doch im Grunde zweimal genau dasselbe gesagt. Bei Herder insbesondere finden sich von dieser Methode des Umschreibens und Ueberarbeitens zahlreiche Beispiele.

Kömmt zweitens der Artikel über die „Geschichte des menschlichen Verstandes" (Breslau 1765). Derselbe steht, wohlgemerkt, in demselben Stück wie das Gedicht auf die Kaiserin Katharina. Er hat zum Inhalt das Herder'sche Lieblingsthema: Philosophie der Geschichte, ein Thema, das geradezu unter der Ueberschrift „Geschichte des menschlichen Verstandes" schon in einem der mehrerwähnten Notizenhefte schematisch abgehandelt wird. Er zeigt einen auf diesem Gebiete der philosophischen Litteratur durchaus bewanderten Verfasser. Er verräth, daß derselbe frisch von der Lectüre der Abbt'schen Schrift vom Verdienst herkömmt — verräth einen Bewundrer des philosophischen Geistes und der Schreibart Abbt's und Mendelssohn's. Für mich sind das lauter sich gegenseitig stützende Beweise des Herder'schen Ursprungs. Am besten freilich, ich könnte Ihnen den ganzen Artikel hersetzen. Mag wenigstens der Anfang — die Quintessenz des Ganzen — hierstehn!

„Man kann eine doppelte Geschichte des menschlichen Verstandes entwerfen, entweder seine Wirkungen, die Künste und Wissenschaften, Pyramiden und Ehrensäulen, die er sich gesetzt, zergliedern, oder die Quellen und Ursachen ausspüren, durch welche er sich entwickelt, und vollkommen gemacht. Den Verstand gleich einer Pflanze aus einer Wurzel herzuleiten, war zu viel gewagt, und die Reduction so vielfacher Erscheinungen auf eine Ursache scheiterte, beinahe wie der Aerzte Bemühung, alle Krankheiten aus einer Ursache erklären zu wollen. Huart gab den Kräften der menschlichen Seele bloß natürliche, und Helvetius nur sittliche Ursprünge. Montesquieu baut auf die Himmelsstriche und du Bos rechnet nach Ausdünstungen der Erde. Uns dünkt, man hätte hiebei verfahren sollen wie die Naturlehrer bei Erklärung der Ebbe und Fluth, die außer dem Monde noch andre Nebenursachen, die Winde, den Boden der Meere, die Drehung der Erde um ihre Achse, dabei zu Hülfe nehmen. Diesen Pfad betritt der Verfasser der Geschichte des menschlichen Verstandes — —"

— und eben diesen Pfad hat ja wohl später der Verfasser der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit betreten!

Ferner die das Hohelied betreffende Recension — von wem könnte sie anders sein als von dem Verfasser der „Aeltesten und schönsten Lieder der Liebe aus dem Morgenlande?" Nicht als ob in diesem, dreizehn Jahre später geschriebenen Werke Herder's — abgesehen von dem auch hier wieder citirten rabbinischen Wort über die Herrlichkeit des Hohenliedes (Lieder der Liebe, S. 102) — wörtliche Anklänge an die alte Recension oder auch nur der Name des Herrn M. Christian Gottfried Hase vorkämen. Kaum die Gelegenheit hatte Herder in der späteren Schrift, des Hase'schen „Versuchs einer richtigern Auslegung des Hohenliedes Salomons" zu gedenken, da er ausdrücklich eine Geschichte der vornehmsten Erklärungen des biblischen Buchs zu geben verzichtete (Lieder der Liebe S. 156). Aber die Freude an diesem Bibelbuch, die in der Schrift von 1778 so laut wird, kündigt sich in der Recension bereits an, und derselbe Sinn, der nachmals darauf ausging, uns das alte Lied „in seiner uralten hebräischen Einfalt" vorzuführen, wendet sich schon in der Recension von einer Auslegung ab, die „durchaus mystisch, gezwungen und schleppend, das Werk eines Predigers ist, der über jeden Vers eine erbauliche Predigt gehalten, die wir ungern hören möchten, noch weniger lesen wollen;" eben das, was Herder selbst später that, das fordert der Kritiker von 1765, ganz so wie auch der Fragmentenschreiber von 1766 in dem Abschnitt von deutsch-orientalischen Dichtern, — er fordert eine Uebersetzung, die den Philologen und Poeten verrathe, eine mit den nöthigen Erläuterungen und Rechtfertigungen versehene Uebersetzung, „die Anordnung des Gedichts und Zergliederung seiner Schönheit aus dem

morgenländischen Geschmack allein, kurz, schön und dringend." Das Lob, das der Recensent Michaelis ertheilt, kann wenigstens nebenbei für die Herder'sche Autorschaft sprechen. Denn Michaelis ist dem damaligen Herder für die orientalische Alterthumskunde durchaus das, was ihm Winckelmann für die griechische ist, und zu wiederholten Malen citirt er ihn, gerade wie hier, als den „gelehrten Ausleger" oder „Herausgeber von Lowth."

„Neue Lieder zum Singen entworfen", so ist der Titel eines unbedeutenden Büchleins, das in Stück 97 recensirt wird. Und daß eben wieder Herder der Recensent ist, dafür habe ich diesmal in erster Linie einen recht äußerlichen Grund. Es ist nämlich die in den Fragmenten zur neueren deutschen Litteratur mehrmals wiederkehrende Manier, einen vorausgestellten Satz — wie das Thema einer poetischen Glosse — in der Art weiter auszuführen, daß derselbe nach seinen einzelnen Theilen oder Worten absatzweise erläutert wird. So z. B. Fragmente I, 122, I, 159, II, 223. Speciell als Analyse der Titelworte einer zu besprechenden Schrift ist uns diese Manier in der Anzeige von Meier's Gedanken von dem unschuldigen Gebrauche der Welt begegnet. Sie kehrt auch in jener von Schlötzer so empfindlich aufgenommenen und beantworteten Herder'schen Recension von dessen „Vorstellung seiner Universalhistorie" wieder, die leider aus den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (Stück LX vom 28. Juli 1772) nicht in die Sämmtlichen Werke aufgenommen worden ist. Ebenso nun hier. Wir kennen den Titel des Buchs, und alsbald geht denn der Recensent daran, „diese Inschrift zu zergliedern und gegen ihren Inhalt zu halten." „Lieder") — so fängt er an, um zunächst über den liedartigen Charakter der Gedichte sein Votum zu geben. „Neue Lieder"); „zum Singen"); „Entworfen") — so beginnen die folgenden Absätze, um jedesmal daran das weitere Urtheil zu knüpfen. Am wenigsten will der Recensent von der Neuheit dieser Lieder wissen; wirklich neu sind ihm vielmehr die alten — und hier nennt er gerade dieselben Liederdichter, die er auch bei der Vergleichung Anakreon's und Gleim's in den Fragmenten (II, 338) aufführt: Hagedorn, Uz, Lessing, Gleim, Weiße. Nur Gerstenberg mit seinen „tändelnden Gemälden, deren jedes so sehr ein schönes Ganze ausmacht", fügt er in der Recension noch hinzu: aber wie werth Herder Gerstenberg hielt, wissen wir schon, und wie lieb ihm insbesondre auch dessen „Tändeleien" waren, können Sie unter Anderm in dem Briefe an seine Braut vom 30. August 1770 (LB. III, 78) nachlesen. Die „Neuen Lieder", die hier angezeigt werden, gelten dem Recensenten als „seichte Tändeleien", und daß solche im Singen „immer so unausstehlich sind als wenn auf einem französischen stummen E getrillert wird" — ist nicht diese Bemerkung, wie überhaupt das Interesse für singbare Poesie recht sehr gerade unsrem geistreichen Freunde zuzutrauen?

Endlich die Anzeige der Ueberſetzung von Thomas Shaw's „Reiſen, oder Anmerkungen verſchiedene Theile der Barbarei und der Levante betreffend". Das Buch mit dem Reichthum ſeiner Erläuterungen ſowohl der klaſſiſchen wie der bibliſchen Autoren mußte einen Leſer wie Herder mächtig feſſeln. Wie oft hat er daſſelbe nicht in der „Aelteſten Urkunde", in den „Liedern der Liebe" und ſeinen ſonſtigen, auf die Bibel bezüglichen Schriften angezogen! Daß er ſich ſchwerlich begnügt haben würde, ſo, wie die Anzeige thut, einen bunten Auszug, eine Blüthenleſe von Anekdoten aus dem Buche zu geben, — dieſen Einwand würden Sie gewiß nicht erheben. Denn was ſollte, was konnte er Beſſeres thun? Es war ſeine Gewohnheit, inhaltreiche Bücher excerpirend mit der Feder in der Hand zu leſen —: warum nicht bei dieſer Gelegenheit ſeine Excerpte für ein Publicum nutzbar machen, welches ſicher gerade für derartige Mittheilungen am dankbarſten war? Wahr freilich, es giebt Stellen in dieſer Anzeige, die auf den erſten Anblick nicht Herderiſch klingen, wie wenn von „etlichen hochgewölbten Bäuchen" die Rede iſt, „die Reiſe- und Lebensbeſchreibungen, Poſtillen und Wochenblätter durchträumen, um ſich zum Schlummer zu bereiten". Aber doch wohl nur auf den erſten Anblick! Denn das „durchträumen", wie anderwärts „durchjähnen" gehört zu ſeinem Recenſirſtil. Und wie ganz Herderiſch wieder die unmittelbar darauf folgende Stelle: „Der Verfaſſer hat als ein Naturkundiger geſehen und betrachtet, als Weltweiſer gedacht, als Theolog verglichen und als ein ſchöner Geiſt geſchrieben, zwar ohne Pomp, aber mit Ordnung, Schwere und feinen Blumen"! — Aber weg mit dieſen ſubjectiven, immer ſchwankenden Erkennungszeichen, wo objective Beweiſe ſich ſchaffen laſſen! — Ich kann Sie freilich nicht wohl auffordern, die Originalausgabe der Herder'ſchen Gelegenheitsſchrift vom Jahre 1765 „Haben wir noch das Publicum und Vaterland der Alten?" nachzuſehn. Sie ſelbſt haben mir einmal Herder's Patriotismus — den Patriotismus ſchon des jungen Herder aus dem bis zur Unkenntlichkeit veränderten Text jener Schrift, wie er 1795 in die fünfte Sammlung der Humanitätsbriefe überging, beweiſen wollen. Das war ein Anachronismus. Die Abhandlung in ihrer urſprünglichen Form, deren Kenntniß ich zuerſt einer freundlichen Mittheilung Suphan's verdanke, die Sie jedoch — abgeſehen von geringen Weglaſſungen — auch in den Hamburger „Unterhaltungen" vom Jahre 1768 (V, 1, S. 5—20) abgedruckt finden können — dieſe urſprüngliche Abhandlung iſt zu jenem Ihrem Beweiſe nur ſehr cum grano salis zu brauchen: mir dagegen liefert ſie den ſchlagenden Beweis für den Herder'ſchen Urſprung der in Rede ſtehenden Zeitungsrecenſion. Es findet ſich da nämlich eine Stelle, in der von der Einfachheit in den alten und in einigen uncivilisirten heutigen Staaten die

Rede ist. „So kann", heißt es S. 8 der Originalausgabe, „noch jetzt jeder Janitschar Dey in Algier werden, wenn er nur ein Paar Messer in seinem Gürtel hat: jener konnte zum englischen Consul im Zank sagen: „„mein Vater verkaufte Bocksfüße und meine Mutter Ochsenzungen; aber eine solche wie Deine würden sie zu verkaufen sich geschämt haben"". Er konnte so sagen, denn Algier ist eine Räuberbande, und der Dey ist ihr Anführer". Eben dieselbe Anekdote nun wird aus dem Werke von Shaw, und, wohlgemerkt, mit derselben Nutzanwendung, diese Nutzanwendung so ziemlich mit denselben Worten, in unserer Recension vorgebracht. „So" — die Worte bilden den Schluß der Recension — „sieht es in einem Lande aus, wo das Volk eine Räuberbande, der Dey ihr Anführer, sein oberster Minister der Koch, und sein Corpus juris Geld und das Schwert ist". Ganz klar also: entweder hat der Verfasser der Abhandlung seine Weisheit aus der Zeitung geholt — — doch nein! unmöglich! denn die Abhandlung war zur Feier der Beziehung des neuen Rigaer Rath- und Gerichtshauses d. h. zum 11. October 1765 geschrieben, und erst am 4. November brachte die Zeitung den Schluß der Recension; es bleibt einzig übrig, daß der Verfasser der einen auch der Verfasser der anderen war. Verhält es sich aber so, so versteht sich hieraus um so besser eine Anspielung in einem Herder'schen *Briefe an* Merck vom October 1770 (SW. III, 202). Aus Straßburg schreibt hier Herder an Merck in Darmstadt, wo er bekanntlich in diesem einen Freund, in Caroline Flachsland eine Geliebte zurückgelassen hatte: „Mein Herz steht immer recht. Und jetzt ist die Keblah desselben (wissen Sie, Herr Uebersetzer, das noch aus Shaw?) nach Darmstadt ganz und gar". Wer es sonst nicht wüßte, was diese Worte bedeuten, der kann es aus eben jener Recension des verdeutschten Shaw'schen Reisewerks lernen, wo es gegen das Ende hin (St. 88 der Zeitung, S. 354) heißt: „Die Mauer nach Mecca, zu der sie (die Türken) beten, die Kiblah, hat eine Bilderblende, um die unsichtbare Gegenwart Gottes anzuzeigen". Eben Merck war der Uebersetzer des Shaw, und wir stellen uns leicht vor, daß es dem Recensenten Spaß machen mußte, in dem neuen Freunde den Mann zu entdecken, dessen Arbeit er fünf Jahre früher so antheilvoll und rühmend dem Publicum empfohlen hatte.

R. Haym.

Ein Tag aus dem Leben eines Dorfschulmeisters unterm Empire.

Bekanntlich hat der Abgeordnete für Mülhausen i/E., Herr Pfarrer Winterer — oder war es der Abgeordnete für Gebweiler, Pfarrer Guer-

ber? — außerordentlich viel an der Umgestaltung des Schulwesens im Reichslande unter der deutschen Verwaltung auszusetzen gehabt, und die Elsässer Schulen für die besten in ganz Frankreich erklärt. Gute Schulen, so nimmt man wenigstens in Alt-Deutschland an, sind hauptsächlich guten Schulmeistern zu danken, und gute Schulmeister wiederum wird man gewöhnlich nur erhalten können, wenn man sie gut, oder doch auskömmlich bezahlt und ihnen eine menschenwürdige und weder von der Gemeinde noch von dem Pfarrer allzu abhängige Lage anweist. Wie nun früher die Lage eines elsässischen Schulmeisters gewesen ist, darüber belehrt uns in humoristischer und ergötzlicher Weise das „Tagebuch eines elsässischen Schulmeisters unter dem Kaiserreiche", welches uns durch Zufall in die Hände fiel. Sei es uns gestattet, einen kleinen Absatz aus demselben Ihren Lesern in der Uebersetzung vorzutragen. Wir müssen jedoch vorausschicken, daß unter der deutschen Verwaltung die Gehälter der Lehrer um 50—100% erhöht sind, und daß sie von dem Pfarrer in keiner Weise mehr abhängig sind, sondern durchweg unter der Kontrole weltlicher Schulinspectoren stehen. Hiernach würde wohl das Tagebuch eines Lehrers unter deutscher Verwaltung einigermaßen anders lauten, wenn auch vielleicht etwas langweiliger, weil ihm der Humor, der echte Galgenhumor, der das vorliegende auszeichnet, abgehen möchte. Unser Schulmeister schreibt:

„Ich habe 600 Franken Einkommen; eine Wohnung mit mehreren hundertjährigen, von den Ratten angenagten Registern. Ich habe auch einen Garten; da mir aber die Zeit fehlt, ihn zu bebauen, so wachsen nur Nesseln darin. Gut. Meine Uhr ist stehen geblieben; wenn ich nicht den Angelus läute, schneidet mir der Pfarrer ein verteufeltes Gesicht. Da schlägt es schon 7 Uhr vom Thurme, — nun ist es zu spät. Schnell nur jetzt in der Messe ministrirt, und dann zu meinem Verweise.

Der Geistliche legt die Soutane an und schilt mich einen Tagedieb. Heut ist Todtenmesse. Ich bin total heiser, aber das schadet nichts, ich muß singen. Unsere theuren Pfarrkinder sind so dumm, daß sie mich der Parteilichkeit zeihen, wenn ich nicht wie ein Esel brülle. — Ich nähme viel lieber ein Lakritzentränkchen. Der Pfarrer ist ganz unausstehlicher Laune, was ist ihm nur heute morgen schon widerfahren? Dreimal bereits hat er mich angefahren und behauptet, ich sänge falsche Noten. — Endlich ist die Messe aus, — was will er denn wieder? Oh, er sagt mir, daß die Kirche schmutzig ist, und daß der heilige Antonius Spinneweben unter der Nase hat, und daß in den Ohren seines Schweins dicker Staub liegt. Von jetzt ab soll ich auch noch den Küster spielen. — Acht Uhr! Schnell in die Schule. Etwa 15 kleine Bengel, die sich in ihrem Aermel schnauben und die ich „meine Herren" anreden muß, sind schon in der Klasse. Ich wußte es,

denn ich höre einen Lärm, um die Mauern Jericho's zum Einsturz zu bringen. Ich trete ein. Was sehe ich! Die Tische umgeworfen, die Dintenfässer haben ihren Inhalt auf den Fußboden ergossen, drei von meinen Schreibevorschriften sind zerrissen. Straßenjungen, Schlingel, Hallunken! „Herr Lehrer, ich bin es nicht gewesen, der Tisserand hat mich geschimpft. — Das ist nicht wahr, Herr Lehrer, der Turpain hat das Dintenfaß über meine neuen Hosen gegossen, die mein Vater aus seinen alten mir eben erst machen ließ. — Herr Lehrer, Sautot hat mich an den Haaren gezogen. — Es ist nicht wahr, er hat mir zuerst Kopfnüsse gegeben". — Endlich stelle ich einige Ruhe her. Den Tisserand habe ich etwas an den Ohren gezogen, dafür wird mich sein Vater abprügeln, wenn er betrunken ist. —

O mein Gott, wie gerne ginge ich etwas in das Freie, ja gehe nur Einer, wenn der Herr Maire kommt, und einen Munizipalrathsbeschluß von 20 Seiten zum Abschreiben bringt. Natürlich lauter dummes Zeug! Und ich wäre so gern zur „Bestatiung" eines Schweins heute Abend zum Hauptmann Perdrix gegangen. Man ißt dort so gut. Ich hätte mich da für ein mehrtägiges Fasten entschädigen können! Ach was, ich gehe hin, der Munizipalrath kann warten. — Das fehlte noch, ein neues Hinderniß! Der Schulinspector kommt heute zur Visitation. O Erde, verschlinge mich. Ein Haufen *kleiner* Kretins. Man wird sagen, ich wüßte nichts, man wird der Behörde einen vernichtenden Bericht über mich abstatten. Und ich hoffte auf eine bessere Stelle, o welch' ein Amt! Ich werde verantwortlich gemacht für die Dummheit meiner Schüler!

Der Inspector ist dagewesen. Ich habe beim Hauptmann Perdrix gegessen. Acht Tage später — entlassen. Man höre die Gründe meiner Entlassung: Dieser Lehrer ist ein dummer Kerl, — seine Schüler wissen nichts. Dagegen ist er eng befreundet mit dem Hauptmann Perdrix, der Freimaurer ist, und in eine geheime Gesellschaft aus dem Jahre 1848 verwickelt war".

Trotz aller Uebertreibung liegt viel Wahres in dieser Schilderung aus dem Leben eines französischen Schulmeisterleins, die wir der Nachsicht des geneigten Lesers empfehlen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Kirchenpolitik; ungarische Krisis. Aus Wien. — So viel auch Oesterreich in den letzten Jahrzehnten aufgerüttelt und durchgeschüttelt worden ist, so viel scheinbar Festgewurzeltes hat vom Platze weichen müssen und

ſo viel für unmöglich Gehaltenes möglich geworden iſt: heute wie vor zehn und zwanzig Jahren ſteht vor der Univerſitätskirche die lange Reihe wappengeſchmückter Wagen, ſo oft drinnen ein Prieſter von der Geſellſchaft Jeſu die Faſtenpredigt hält. Man kann dem Zeitgeiſte große Conceſſionen machen, Parlament ſpielen helfen, mit der Roture in einem Syndicat ſitzen oder gar neben jüdiſchen Baroneſſen von geſtern in dem Comité für einen wohlthätigen Ball oder Bazar: das alles ändert doch nichts an den innigen Beziehungen zum Statthalter Chriſti und deſſen vertrauteſten und klügſten Sendboten. Mit der Frömmigkeit der Herren aus den alten Häuſern iſt es zwar ſelten weit her. Der Beſuch von Schulen und Univerſitäten, der Dienſt im Heere, der Diplomatie oder der Verwaltung, die Theilnahme an den Landtagen, an landwirthſchaftlichen Congreſſen, an induſtriellen Unternehmungen u. ſ. w. demoraliſiren doch mehr oder weniger. Um ſo zuverläſſiger ſind die Damen. Nimmt ihre Askeſe manchmal Formen an, daß ſie mit den weltlichſten Weltkindern verwechſelt werden können, ſo geſchieht das ſicherlich mit Genehmigung der Patres, deren Weiſungen ſie als Gattinnen und Mütter getreulich folgen. Und aus Pietät oder um des lieben Hausfriedens willen ſtimmen und wirken die Herren in clericalem Sinne, wenn ſie auch eigentlich keineswegs clerical geſinnt ſein mögen. So war es und iſt es und ſo ſehr iſt man an dieſe Verhältniſſe gewöhnt, daß die Einen gar nicht recht an die *Möglichkeit* einer wirklichen Beſeitigung der Concordatswirthſchaft zu glauben wagen, und die Andern bis in die allerneueſte Zeit über die Anſtrengungen der Liberalen ſpöttiſch lächelten. Wenn das Miniſterium dem Andrängen ſeiner Partei durch die Vorlage der confeſſionellen Geſetze nachgab, ſo war das um ſo beſſer, denn um ſo eher durfte man hoffen, das Miniſterium loszuwerden. Die Klage über das ſchwere Unrecht, welches der katholiſchen Kirche zugefügt werde, die Ausmalung des zeitlichen und ewigen Unheils, der Hinweis auf die Beängſtigung der Gemüther in dem glaubenstreuen Tirol hatten ja ſchon mehrmals ihre Schuldigkeit gethan; nun hatte man noch einen Extratrumpf in Bereitſchaft: die Action gegen die Kirche erfolgt auf Geheiß Preußens! Und ſollte gar dieſes Mittel verſagen, ſo mußte der heilige Vater ſelbſt auf der Scene erſcheinen. Es ſpricht vielerlei für die Annahme, daß die Ultramontanen ſich ihrer Sache völlig ſicher geglaubt haben. Die geringe Geneigtheit der Regierung, „die Induſtrie vor dem Untergange zu bewahren, der Verarmung des Landes zu ſteuern", d. h. den Börſenſpielern wieder aufzuhelfen, hatte in gewiſſen liberalen Schichten und deren weit verbreiteten Organen eine tiefe Verſtimmung erzeugt; es regnete Angriffe auf das Miniſterium und das Miniſterium antwortete mit der Beſchlagnahme von Zeitungen, welche ihm ſonſt ſehr befreundet geweſen waren: die Fortſchrittspartei und die Demokraten machten kein Hehl daraus, daß die Geſetz-

Digitized by Google

vorlagen zur Regelung der äußeren Verhältnisse der katholischen Kirche ihnen nicht im mindesten genügen. Der Augenblick schien günstig um zu demonstriren, daß dieses Ministerium eigentlich gar keine Partei mehr hinter sich habe — und das ganze Faschingsministerium von 1871 war zur Stelle, auch Herr Schäffle fehlte nicht, dem das Leben fern von Wien eben so wenig zu behagen scheint wie dem Grafen Beust. Wohl hätte auch leichtlich alles geschehen können was die Herren erhofft, wenn ihre Partei andere Repräsentanten im Reichsrath hätte und wenn Pius IX, seit er unfehlbar geworden, nicht das eingebüßt zu haben schiene, was man gesunden Menschenverstand nennt.

Die Führer der ultramontanen Partei in Oberösterreich hatten sich gerühmt, mit Herrn v. Mallinkrodt in Verbindung zu stehen, worauf dieser die öffentliche Erklärung abgab, er kenne jene Linzer Freunde gar nicht. Nach den letzten Debatten ist es eben so erklärlich, weßhalb Jene sich an den streitbaren Centrumsmann in Berlin heranDrängen wollten und weßhalb Dieser zu der Compagnieschaft keine Lust bezeigte. Man hat den gewagten Witz gemacht, „malin" und „Krott" (Kröte) gebe noch keineswegs Mallinkrodt. In der That war es ein Stück Reichsarmee berufenen Andenkens, das Fähnlein der Päpstlichen im Abgeordnetenhause: Herr Lienbacher, einst Schmerlings Großinquisitor, Herr Greuter, der groteske Abklatsch der Abraham a Santa Clara, Zacharias Werner u. s. w., der sich für einen geistvollen Redner hält, weil seine plumpen Späße belacht werden, die Größen der katholischen Casinos, Harrach Weiß und Consorten. Sie redeten nicht für das Haus, sondern für Leser höherenorts; sie ließen sich nicht in sachliche Erörterungen ein, sondern wollten, wie der Ministerpräsident so bezeichnend sagte: bange machen. Allein gewohnt vor einem Publikum von wenig Intelligenz ihre Triumphe zu feiern setzten sie alle Besonnenheit bei Seite. Die treuen Tiroler wurden nicht mehr als leidende Patrioten gezeigt, sondern als Vendeer, denen kein Gesetz gilt, das nicht von Rom approbirt ist, und deren berühmter bei jeder Gelegenheit citirter Landsturm seine Botmäßigkeit von der Verwerfung der confessionellen Gesetze abhängig mache. Den Eindruck hätten die drastischesten Schilderungen der Demagogie in der Kutte nicht machen können. Mit Rebellion und Meuterei drohen, die Empfindlichkeit des Monarchen durch die Insinuation erregen wollen, daß Oesterreich in diesem Streite sich dem preußischen Heerbanne anschließe, und zu gleicher Zeit die Entscheidung über Gültigkeit oder Ungültigkeit von Gesetzen dem Papste vindiciren: das hieß denn doch politische Unzurechnungsfähigkeit beweisen. Und der Papst selbst muß natürlich denselben Ton anschlagen, muß daran erinnern, daß er sich angemaßt hat, die Gesetze von 1868 für nichtig zu erklären, er muß Oesterreich an die Zeit erinnern, in welcher es der

Arm der päpstlichen Macht war. Als ob ganz Oesterreich nicht ohnehin nur zu oft an jene Zeit gemahnt würde, nicht zu tief empfände, daß unter jenem Zeichen seine Macht und Größe dahingeschwunden ist!

Jetzt haben sich die Bischöfe eingefunden und fahren herum bei Allen, die im Rufe kirchlicher Gesinnung und des Einflusses stehen. Das Herrenhaus soll helfen und wenn das nicht, der Kaiser persönlich. Unter welchem Vorwande? Er hat das Einbringen der Gesetze genehmigt, das Parlament hat dieselben und zwar ohne wesentliche Zusätze mit ungeheurer Majorität angenommen, die nationalen Parteien sind gesprengt, Jungczechen und Jungslovenen haben endlich das Bündniß mit den Clericalen zerrissen: es wäre also nur ein baarer Staatsstreich möglich.

Aber freilich ist die kirchliche nicht die einzige Frage, welche uns erregt und nicht die wichtigste. Die vielgepriesene politische Weisheit der Ungarn hat sich bankrott erklärt. Alle Parteien sind eingestandenermaßen mit ihrem Latein zu Ende, wissen weder für die unsäglich traurige Finanzlage noch für die politische Verwaltung, wenn dies Wort überhaupt zulässig ist — Rath. Und weil keine Partei im Stande ist, ja keine mehr sich zutraut, der Schwierigkeiten Herr zu werden, ist man auf den wunderlichen Einfall gerathen, von einer Coalition der Rath- und Hülflosen Rath und Hülfe zu hoffen. Man greift nach rechts und links so weit als möglich, aber rechts und links hat Niemand große Lust, in eine Combination einzutreten, die unmöglich Dauer haben kann. Und am wenigsten Begierde, sich in Gesellschaft politischer Gegner abzunützen, verräth der seit längerer Zeit unvermeidliche Sennyey. Er soll dem Kaiser gegenüber seine Weigerung mit der persönlichen Gegnerschaft zwischen ihm und Andrassy begründet haben. Das ist durchsichtig genug. Sennyey ist offenbar überzeugt, daß auf dem bisherigen constitutionellen Wege nicht weiterzukommen sei. Und ob nun die jetzt schwebenden Unterhandlungen zwischen Szlavy, dem bisherigen deakistischen Ministerpräsidenten, Ghyczy, dem Schöpfer der Mittelpartei, und Tisza, dem Führer der gemäßigten Linken, welcher aus seiner principiellen Opposition gegen das staatsrechtliche Verhältniß zu Oesterreich heraustreten zu wollen scheint, ob diese Unterhandlungen ein momentanes Ergebniß haben, oder gleich jetzt die Unmöglichkeit, überhaupt noch eine parlamentarische Regierung zu bilden: was wird schließlich übrig bleiben, als die Rückkehr zum mehr oder weniger verhüllten Absolutismus? Schon jetzt ist die Situation eine solche, die in dem constitutionellen Katechismus nicht vorausgesehn ist. Da Niemand ein Cabinet zusammenbringt, unterhandelt der Kaiser persönlich mit den verschiedenen Führern. Und man kann von Magyaren selbst hören, daß eine königliche Dictatur der einzige Ausweg sei! So weit haben sie es in sechsjähriger Selbstverwaltung gebracht. Aber worüber soll man sich noch

Digitized by Google

wundern, wenn Graf Lonyay, der unter den unzweideutigsten Kundgebungen allgemeiner Mißachtung vom Schauplatz abtrat, heute nicht allein einen Ministersitz ambitioniren, sondern von Szlavy dem Kaiser vorgeschlagen werden kann, der sich diesen Herrn aber ausdrücklich verbeten haben soll.

Worin all' dies Ungemach wurzele, darauf haben freilich Ludwig Kossuth und die äußerste Linke eine kurze, klare Antwort: in der Verbindung mit Oesterreich. Doch die Zeit ist vorüber, da die öffentliche Meinung in Europa auf diesen Leim ging.

Ueberhaupt bietet das Verhalten der öffentlichen Meinung zu den ungarischen Angelegenheiten ein merkwürdiges und lehrreiches Schauspiel. Was wußte bis 1848 die Welt im allgemeinen von Ungarn? Zwar gab es eine ziemliche umfangreiche ernsthafte Litteratur über dieses Land, aber man schöpfte doch lieber aus den poetischen Reiseberichten, welche das litterarische Wien zu liefern pflegt, eine Kenntniß, eben so unverfälscht wie der „süße und herbe Ungar", welchen die Weinhändler verzapften. Für Wien selbst waren die Brüder jenseit der Leitha die Lieferanten zahlloser Anekdoten, in größerer Entfernung machte man sich aus Huszaren, Csikos, Zigeunern, Rastelbindern (Topfstrickern) und Räubern ein sehr verworrenes, aber auf jeden Fall romantisches Bild. Plötzlich traten die Magyaren in einer Rolle auf, an die man am wenigsten gedacht hatte, als Freiheitshelden. Sie kämpften gegen Oesterreich, die Burg des Absolutismus, damit waren ihnen die Sympathien von vornherein gesichert, und eine unermüdliche litterarische Propaganda verbreitete ihren Ruhm durch alle Welt. Und mit Ausnahmen haben sie auch die gute Meinung nicht so enttäuscht, wie die Polen. Als die Schlachten geschlagen waren, traten die Staatsmänner in den Vordergrund. Das beneidenswerthe Selbstgefühl, welches jeden Magyaren erfüllt, die stete Berufung auf eine mehrhundertjährige politische und parlamentarische Erfahrung, der zähe passive Widerstand nach der Occupation imponirten vor allen den Deutschen, die sich bescheiden als Lehrlinge in der practischen Politik fühlten. Welchen lächerlichen Götzendienst haben Deutsche mit demselben Kossuth getrieben, der ein so eingefleischter Chauvinist wie irgend einer ist und bei seinem Republicanismus ein so eitler Thor, daß er als Gouverneur die bekannten Sechser mit seinem in mikroskopischer Kleinheit ausgeführten Bildniß unter der Stephanskrone schlagen ließ! Mit welcher Leidenschaft wurde Partei genommen gegen alle Anstrengungen Oesterreichs, durch Schulen und ein geordnetes Gerichts- und Verwaltungswesen Ungarn friedlich zu erobern! Nun sind die Magyaren völlig Herren im Lande, ihr Liberalismus äußert sich in der rücksichtslosen Unterdrückung anderer Nationalitäten, wie der Sachsen, Kroaten, Serben, ihre politische Erbweisheit schreit nach einem deus ex machina!

Konnte man aus finanziellen Beweggründen schon längst diesseit der Leitha dem Gang der Dinge jenseits nicht gleichgültig zuschauen, so muß die neueste Wendung wohl sehr ernst stimmen. Kommt es dort zum Aeußersten, zur Suspension der Verfassung, so ist die entsprechende Maßregel hier nicht zu vermeiden und dann kommen hüben und drüben die mehr oder minder verkappten Reactionäre, Männer der Rechtspartei, Ultramontane, Altconservative ans Ruder. Quod Deus bene vertat.

Der Reichshausbau und seine Folgen für Berlin. — Ein eigener Unstern — ich drücke mich diplomatisch aus — waltet über dem Schicksal des Reichstagsgebäudes. Man begann vor beinah 3 Jahren damit, in dem Konkurrenzausschreiben über einen Platz zu verfügen, den man gar nicht besaß. Der dadurch in seiner Eigenliebe gekränkte Besitzer weigert nun den Verkauf, das Expropriationsrecht ist nicht zweifellos, wenigstens stehen allerlei Rücksichten dem Zwangsverfahren entgegen; genug der Platz ist nicht da! In der Konkurrenz siegte ein Nichtberliner und man fühlt sich hier zu sehr dazu bestimmt mit eigenen Kräften den Bau auszuführen, um sich ohne weiteres in das Schicksal zu fügen. Im Reichstag und seiner ad hoc niedergesetzten Commission fehlt es hier und da bedenklich an dem richtigen Verständniß für die Angelegenheit. Es sind gerade in dieser die Blüthe der Intelligenz unseres Volkes vertretenden Versammlung so eigenthümliche Ansichten über die Bedeutung und Nothwendigkeit der Kunst im Leben civilisirter Völker laut geworden, daß man in der That dem Urtheil der fremden Nationen beistimmen möchte, die behaupten, es herrsche unter den sogenannten Gebildeten in Deutschland mehr Gelehrtenthum und einseitige Wissenschaftlichkeit verbunden mit halb barbarischer Indolenz für andere Seiten der Kultur, als jene in die Breite gehende Bildung, der als Frucht aller geistigen Bestrebungen die enge Vereinigung von Wissenschaft und Kunst ein Bedürfniß ist, und die doch die höhere Stufe in der Erziehung des Menschengeschlechts ausmache. Wären wir erst einmal auf dieser Höhe angelangt, dann würde es im allgemeinen besser mit dem Verhältniß des Staates zu den Künsten stehen! Doch das gehört nicht hierher.

Neuerdings nun hat der Reichstag mit einer allerdings schmeichelhaft geringen Majorität als Bauplatz für sein zukünftiges Palais ein Terrain empfohlen, welches noch vor nicht zu langer Zeit die Commission mit allen gegen zwei Stimmen für unbrauchbar verworfen hatte, nämlich das Hinterland und die Gärten des Kriegsministeriums und der Porzellanmanufaktur mit dem Eingang von der Königgrätzerstraße. Wollte ein fanatischer Anhänger des „christlich germanischen" Stils, nachdem die Hoffnung ein gothisches Reichstagshaus zu bekommen endgültig geschwunden, den Einfluß, den dies Werk auf die bauliche Entwickelung Berlins haben wird, möglichst lahm legen, dann hätte er allen Grund diesen Platz zu empfehlen, wo niemand es sieht, wo es aus jedem Zusammenhang mit dem Straßennetz losgelöst ist. Aus ähnlichen Rücksichten empfiehlt sich allen reichsfeindlichen Parteien diese Baustelle, wie jedem sonst, der aus politischen oder künstlerischen Gründen das Gebäude „todt" machen will. Ich habe es hier glücklicher Weise nur mit den künstlerischen Rücksichten zu thun, diese aber sind von größerer Tragweite, als viele ahnen dürften. In der kaum zu erhoffenden Voraussetzung, daß die Sache richtig angegriffen wird, wage ich dreist zu behaupten, daß das Reichstagspalais einem ganzen Stadttheil einen neuen Charakter aufprägen, wie seine Architektur einen entschiedenen Einfluß auf die bauliche Zukunft Berlins für die nächsten Dezennien üben wird. Der Satz, daß, je bedeutender das Gebäude, es an einen desto hervorragenderen Platz gehört, bedarf keines Commentars. Dem Gedanken wie dem Kunstwerth nach aber wird neben dem Königsschlosse das Reichshaus das wichtigste Monument der Stadt. Deshalb eben sollte man es nicht auf einen Platz stellen, der abgelegen von

den Hauptverkehrsadern auf drei Seiten von Hintergebäuden umgeben ist und der sich, mache man es wie man wolle, durch Straßendurchbrüche nur unbedeutend verbessern läßt.

Neben diesem hat es nicht an anderen Vorschlägen gefehlt, die an Abenteuerlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, und die wenigstens theilweis Fürsprache gefunden. Dabei herrscht unter der überwiegenden Majorität des competenten Publikums kaum ein Zweifel über den einzig möglichen Platz für das Bauwerk, nämlich die Umgebung des Königsplatzes. Das Kroll'sche Terrain hat man mit Recht abgelehnt. Vor etwa einem Jahre schlug der Unterzeichnete an dieser Stelle vor, wenn man das Raczynskische Grundstück nicht haben könne, den Nordrand des Platzes zu wählen. Die Sache ward in hiesigen Blättern aufgenommen und befürwortet. Es scheint aber, man „will" den Platz nicht, die Gründe, die man dagegen vorbringt, dürften sonst kaum stichhaltig sein. Die Behauptung, daß er zu klein sei, widerlegt sich, sobald man den Zirkel zur Hand nimmt; wichtiger ist die Versicherung, die man den Käufern der angrenzenden Parzellen einst gegeben, daß der Platz unbebaut bleiben würde. Doch dürfte sich dies Privilegium bei ernstlich gutem Willen leicht ablösen lassen. Es ist aber die höchste Zeit, daß die gesammte Presse ihre Stimme erhebe und namentlich gegen die Consequenzen jenes glücklicher Weise noch nichts präjudizirenden Reichstagsbeschlusses Einspruch erhebe. Der beste Platz von allen, das kann nicht oft genug wiederholt werden, ist der Raczynskische, und statt aller weiteren Berathungen und Mißgriffe sollte man vorerst versuchen, den sich mit Recht verletzt fühlenden Besitzer doch noch zu einem Verkauf zu bewegen; es ist wohl zu hoffen, daß dies gelingen würde.

Manchem Leser mag die weitgehende Umgestaltung der Physiognomie des angrenzenden Stadttheiles, wie sie durch die Wahl dieses Bauplatzes über kurz oder lang sich ergeben muß, noch nicht ganz zum Bewußtsein gekommen sein, deshalb sei hier in wenigen Zügen wenigstens darauf hingedeutet. Die Grundstücke zwischen der Dorotheenstraße und Spree besitzen in dem an den Thiergarten angrenzenden Theil der Straße eine ungewöhnliche Tiefe, so daß sie finanziell jetzt nur schlecht auszubeuten sind. Die Anlage einer auf die Mittelaxe des Reichstagshauses zuführenden Straße von der Marschallsbrücke (neuen Wilhelmstraße) an, welche jene Hinterhäuser, Holzplätze ꝛc. durchschneidet, wird daher sehr bald von der Privatspeculation unternommen werden. Weiter aber tritt dann endlich die Verpflichtung der Anlage einer anständigen Quaistraße am ganzen linken Spreeufer bis zum Zeughause hervor. Bekanntlich existirt eine solche bereits für den größten Theil der Linie, nämlich vom Zeughause bis zur Friedrichsstraße, aber in welchem Zustande! Dann würde vielleicht auch der Schiffbauerdamm endlich einmal eine Quaimauer erhalten und dem urweltlichen Zustande des Flußufers an dieser Stelle ein Ende gemacht werden. Ist aber jene linke Uferstraße einmal passirbar und in Folge dessen von größerem Verkehr belebt, dann können selbstverständlich die Artilleriekaserne, Büchsenmacherei und Militairschmiede nicht mehr in ihrem heutigen abscheulichen Zustande das Herz Berlins verunzieren, und bald genug wird der Staat dieses selten günstige Terrain in würdigerer Weise durch monumentale Bauten für seine Behörden ausnützen. An großen baulichen Aufgaben für Staats- und Stadt-

zwecke fehlt es für die nächste Zukunft durchaus nicht. Ich erinnere nur beispielsweise daran, daß noch viele Ministerialabtheilungen zur Miethe wohnen, daß der Bau einer großen Landesbibliothek seit Jahren beabsichtigt ist, ebenso eine Vergrößerung der Bauakademie ꝛc. Wie unzureichend und unwürdig das Gebäude unseres Polizeipräsidiums ist, weiß jeder Berliner zur Genüge. — Die sich anreihende Museumsinsel ist jetzt schon im Umbilden begriffen, die Verlegung des Packhofes im Prinzip beschlossen, das Terrain dafür dem Vernehmen nach erworben, also die Ausführung nur noch Frage einiger Jahre. Und endlich liegt es im Hinblick auf die Umgestaltung jener Gegend schon lange in der Absicht der Privatspekulation, nach Ueberbrückung der Spree neben dem Park von Monbijou an Stelle der jetzigen jammervollen Gasse eine elegante Straße vom Wasser bis zum Monbijouplatz zu führen. Wer nun die angedeuteten Veränderungen sich genau vergegenwärtigt oder auf der Karte verfolgt, der wird zugeben, daß neben ihnen die Georgenstraße nicht lange in ihrem heutigen Zustande bleiben wird, schon die Anlage eines Bahnhofes der Stadtbahn macht ihre Verbreiterung nöthig, auf die bereits alle dortigen Neubauten Rücksicht genommen haben. Eine Durchführung durch den Garten der Loge Royal York wird sie dann in die neue Quaistraße einmünden lassen und so auch diese heut ganz todte Linie zu einer nicht unwichtigen Verkehrsader machen.

Manchem Leser mag die hier skizzirte Entwickelung mehr ein frommer Wunsch als eine nothwendige Consequenz aus der Errichtung des Reichstagsgebäudes auf dem bestimmten Platze erscheinen. Wer aber weiß, wie in der Entwickelung der Städteanlagen es nur eines ersten Anstoßes bedarf um eine Reihe von Folgen zu entwickeln, und wie in unsrem besonderen Falle alle die erwähnten Veränderungen schon seit lange bedacht und geplant worden, der wird meinen Ausführungen gewiß Recht geben. Auf diese Punkte aber hätte eine Commission, die sich der Bedeutung ihrer Aufgabe in vollem Umfange bewußt wäre, Rücksicht zu nehmen. Nicht nur die Aufführung einzelner Paläste ist Sache der Kunst, sondern ganz ebenso die Verschönerung von Stadttheilen im Anschluß an monumentale Bauten. Weil bei uns in Deutschland solche Aufgaben selten gestellt werden, sollte man doch nicht, wo einmal die Möglichkeit zu weitgehenden Verschönerungen geboten, sie ohne weiteres außer Acht lassen. Muß denn immer wieder in allem, was Kunstangelegenheiten anbetrifft, auf das Beispiel der Franzosen hingewiesen werden? Mit welchem Muthe sollen wir dem Urtheil einer in Kunstsachen weniger barbarischen Nachwelt entgegensehen? R. Dohme.

Berliner Wochenschau: Der Kaiser; Militärgesetz: Preßgesetz. — Der Geburtstag des Kaisers hat allerorten in Wort und Schrift Kundgebungen hervorgerufen, die erfreulich Zeugniß ablegen, daß sich die Nation in vollem Maße bewußt ist, welch unvergeßliche Errungenschaften sie der pflichttreuen Staatsleitung ihres verehrten Oberhauptes verdankt. Allgemein gelangte der einfach große Gedanke zum Ausdruck, daß das deutsche Volk unter Kaiser Wilhelm seine lang entbehrte nationale Einigung gefunden, seine Würde und Ehre gegenüber den anderen Nationen wieder gewonnen habe und nun auch auf geistigem und sittlichem Gebiete wieder den großen Zielen mit gesammter Kraft zustreben wolle, denen die Kämpfe galten, welche auf den

schönsten Blättern der vaterländischen Geschichte verzeichnet sind. Naturgemäß wandte sich deshalb auch der Blick vielfach in die deutsche Vergangenheit, und suchte die Geister derer, die vormals das Gute erreicht und das Beste erstrebt haben. Vielleicht am schwungvollsten hat ein Breslauer Universitätsprofessor bei dieser Gelegenheit solche historische Erinnerungen zu erwecken verstanden. Er wies auf das Bild Friedrichs des Großen auf der Schloßterrasse von Sanssouci und citirte dann einen anderen Schatten, der sich langsam aus seinem Marmorsarkophag im Dome der heiligen Rosalie erhebt und unserem Kaiser zuruft: „In dem größten Kulturkampf der Weltgeschichte stehen zu dir zwei zweite Friedriche als Verbündete. Hohenzoller, führe hinaus was wir Staufer nicht zu Ende bringen konnten! Wo wir unterlagen, wirst du siegen, denn mit dir ist der moderne Staatsgedanke, die unbestechliche Wahrheitsliebe des deutschen Volkes, und vor allem der lichte Geist der Reformation. Ja, der Kern unseres Volkes, von den Firnen der Alpen bis zu den Gestaden der Nordsee steht zu Kaiser und zu Reich". Gleicher Weise, wenn auch in minder artiger Form, manifestirte sich überall der nationale Gedanke.

Desto ungelegener erscheint, daß sehr geachtete Blätter von zweifellosem Patriotismus fast gleichzeitig sich veranlaßt gefühlt haben, ein kaiserliches Wort, das an jenem Tage gesprochen worden, herber Kritik zu unterziehen. Der Kaiser empfing die Generalität und indem er seiner treuen Fürsorge für das Heer entsprechenden Ausdruck zu geben suchte, gedachte er der ausdauernden Thätigkeit, die er vormals demselben gewidmet, als seine künftige Organisation in Frage gestellt war, und erklärte seine Ueberzeugung auch bei der Krise zur Geltung bringen zu wollen, in der sich die Armee augenblicklich zu befinden scheine. Die Worte haben doch wohl nur den Zweck gehabt, die warme Theilnahme zu bekunden, die der Kaiser von jeher für das deutsche Heer empfunden, dessen Neuschöpfung ja mit sein Werk ist. Die Sorge für das Schicksal des gegenwärtigen Militärgesetzes tritt zwar deutlich hervor; aber das Wort „Krise" bezeichnet doch nur in vollkommen sachgemäßer Weise die augenblickliche Situation, ohne einen Vorwurf für irgend Jemand zu involviren, der an ihrer Gestaltung irgend wie betheiligt ist. Gleichwohl hat dies Wort verstimmend gewirkt. Man scheint eine unliebsame Anspielung auf den früheren Verfassungsconflict darin gefunden zu haben, andere, welche diese Deutung nicht wählen, bemerken doch mit unverhülltem Mißvergnügen, daß der Kaiser wohl nur auf Grund schlechter Information also gesprochen haben könne. Aber man sollte überhaupt Worte, welche der Kaiser an seinem Ehrentage in offenbar bewegter Stimmung an Getreue richtet, die er nach seiner Auffassung bekanntlich schon ihrer militärischen Stellung wegen als Kameraden und Freunde betrachtet, nicht ohne weiteres als eine für die Entscheidung schwebender politischer Fragen berechnete Erklärung ausgeben und in dem Tageskampfe zu verwerthen trachten. Eine solche Erklärung liegt hier nicht vor, und wer nach ihr sucht, muß sich auf eine andere Fährte begeben. Denn allerdings hat der Kaiser seine Stellung zum Militärgesetze sehr klar präcisirt, und was letzthin der Kriegsminister v. Kameke in der Militärcommission ausgesprochen hat, dürfte mit den Anschauungen, die an allerhöchster Stelle herrschen, vollkommen identisch sein. Man muß sich nämlich gegenwärtig halten, daß Tages zuvor im kaiserlichen Palais eine Militär-

conferenz statthatte, an der der Kriegsminister v. Kameke, Feldmarschall Graf Moltke, General v. Voigts-Rhetz und der Chef des Militärcabinets Generalmajor v. Albedyll Theil nahmen. Das mit dem Kaiser vereinbarte Ergebniß derselben tritt in der unmittelbar darauf von dem Kriegsminister der Militärcommission abgegebenen Erklärung zu Tage. Nach derselben hat das ganze Militärgesetz ohne den § 1 in irgend einer annehmbaren Gestalt für die Reichsregierung keinen Werth. Eine gesetzliche Fixirung der Cadres kann in dieser Hinsicht keineswegs als ein genügender Ersatz angesehen werden. Die im § 1 geforderte Friedenspräsenzstärke von 401,659 Mann, wird als Maximal- und Normalziffer characterisirt, der gegenüber die Regierung auf die Feststellung einer Durchschnittsminimalzahl sich einzulassen bereit ist, vorausgesetzt, daß dieselbe den factischen Bedürfnissen entsprechend normirt wird. Eine Zustimmung zu Vorschlägen dieser Art kann aber nach der Lage der Dinge nicht ohne Beschluß der Bundesregierungen ausgesprochen werden.

So lautet ungefähr die officielle Erklärung, die vor der zweiten Lesung des Militärgesetzes in der Commission abgegeben wurde. Ich glaube, daß dieselbe in zwiefacher Hinsicht der Herstellung eines endlichen Einvernehmens förderlich gewesen ist und deshalb auch von den liberalen Parteien günstig aufgenommen werden konnte. Zunächst ist das Eingeständniß, daß das ganze Gesetz ohne die Annahme des § 1 für die Regierung werthlos sei, ein erfreuliches Zeugniß, daß die Regierung sich bis zu einem gewissen Grade die Auffassung ihrer parlamentarischen Gegner angeeignet hat. Denn auch diese deduciren mit Recht unablässig, daß eine jede prinzipielle Feststellung der Friedenspräsenz der Regierung erwünscht sein müsse, da sie ein nach Ablauf des Pauschquantums vollständig schrankenloses Budgetrecht in nothwendiger und zweckmäßiger Weise beschränke. Die Regierung versteht also endlich den Vortheil zu würdigen, der ihr aus der Aneignung dieses parlamentarischen Standpunctes erwächst. Sodann aber ist die wiederholte Erklärung, auf Grund einer Minimalzahl eine Verständigung anbahnen zu wollen, eine weitere Concession in der von dem nationalliberalen Programm vertretenen Richtung. Man hätte nun erwarten können, daß die Nationalliberalen mit einem bestimmt formulirten Gegenantrage hervortreten oder wenigstens einstweilen sich dem conservativen Antrage auf Fixirung der Friedenspräsenz mit 384,000 Mann anschließen würden, dessen vorläufige Annahme dann nothwendig weitere Erklärungen der Regierung und weitere Entschließungen provocirt hätte. Die letzte Eventualität hätte dem Werke einen besonders gedeihlichen Fortgang gesichert. Denn man wußte, daß der conservative Antrag nicht gestellt worden war, ohne daß man vorher mit der Regierung eine gewisse Fühlung gesucht und gefunden hatte, man wußte auch ferner, daß die Regierung ihn für annehmbar hielt, da er nachweislich zur Ausfüllung der in den §§ 2 und 3 bewilligten Cadres ausreicht. Indeß stimmten von den Nationalliberalen nur die Abgeordneten Gneist und v. Benda für den conservativen Antrag und derselbe fiel mithin zum zweiten Male. Man meinte, daß die Präsenzfrage sich überhaupt nicht in der Commission sondern nur im Plenum erledigen lasse, und daß bei der Krankheit des Fürsten Bismarck eine Verhandlung über eine Minimalziffer, welche für die Regierung annehmbar und für welche eine Majorität des Hauses zu gewinnen sei, überhaupt nicht gepflogen werden könne.

Digitized by Google

Die Richtigkeit dieses Raisonnements steht dahin. Immerhin wäre es sehr ersprießlich gewesen, wenn ein Commissionsbeschluß über den prinzipiell und thatsächlich entscheidenden Punkt des Gesetzes den Berathungen des Plenums hätte als Anhalt dienen können. Dieses Stützpunktes wird man nun entbehren müssen, und ob ein noch so gediegener Bericht des Referenten ohne einen ihm zur Seite stehenden Kommissionsbeschluß die nothwendige Beachtung finden wird, erscheint mindestens sehr zweifelhaft. Deßwegen möchten wir aber keineswegs die pessimistischen Auffassungen theilen, welche den Debatten des Plenums einen verhängnißvollen Ausgang prophezeien. Freilich wird es heiß und heftig hergehen und manches unliebsame Wort in die Welt hinausgehen. Aber dafür ist doch durch die patriotische Einsicht der reichstreuen Parteien gesorgt, daß die Opposition quand même und die centrifugalen Elemente des Hauses das Werk nicht vereiteln können. Allen Versuchen, einen derartigen Konflikt heraufzubeschwören, wird sich eine festgeschlossene Phalanx großer Majoritäten entgegenwerfen. Die Möglichkeit eines Konfliktes ist trotz aller gelegentlichen Verstimmung eigentlich bei ruhiger Erwägung der Sachlage überhaupt nicht mehr denkbar. Denn da die auf Vernichtung des Ganzen abzielenden radikalen Anträge keine Aussicht auf Annahme haben, so handelt es sich doch nur noch um die Ausgleichung der Differenz zwischen denen, die sich verständigen wollen und werden. Und worin besteht heute im Grunde noch diese Differenz? In der Mehr- oder Minderbewilligung von einigen 20,000 Mann. Das ist aber glücklicherweise kein genügender Anhalt für die Inscenirung eines Konflikts. Vorausgesetzt, daß die Regierung auf den Standpunkt der Konservativen eingeht, welche die Friedenspräsenz von 384,000 Mann vorschlagen, würde es darauf ankommen, entweder die Vertreter der Friedenspräsenz von 360,000 Mann in der nationalliberalen und Fortschrittspartei dem conservativen Antrage näher zu bringen oder umgekehrt, die Regierung zu einer Herabminderung ihrer Forderung zu bewegen. Beides ist erreichbar. Denn einerseits hat die von der Regierung der Commission vorgelegte Berechnung der Dienstzeit bei verschiedenen Durchschnittseffektivstärken, nach der auch die Friedenspräsenzstärke von 384,000 keineswegs die volle dreijährige Dienstzeit, sondern eine kaum $2^1/_2$jährige zur Folge haben würde, sehr günstig auf die liberalen Parteien in der Hinsicht eines solchen Zugeständnisses gewirkt, andererseits aber wird die Regierung äußersten Falles wohl auch eine geringere Minimalzahl acceptiren, da ja auch die geringste Minimalziffer natürlich nicht die höchsten Mehrbewilligungen im jährlichen Etat ausschließt. Wir glauben mithin an einen befriedigenden Ausgleich der bestehenden Gegensätze.

Das Plenum des Reichstages hat sich inzwischen mit dem Preßgesetze sehr eingehend beschäftigt. Die beiden Hauptfragen kamen in den Sitzungen vom 21. und vom 23. d. M. zur Discussion und wurden beide gegen den Wunsch der Regierungen entschieden. Es handelte sich um die §§ 20 und 27. Der § 20, der bereits eine ominöse Vorgeschichte hat, betrifft die Festsetzung der Strafen, welche über die Presse zu verhängen sind, wenn sie den Ungehorsam gegen das Gesetz oder die Verletzung von Gesetzen als etwas Erlaubtes oder Verdienstliches darstellt. Wegen seiner unglücklichen Fassung und seiner verhängnißvollen Fähigkeit, die Interpretationslust strebsamer Staatsanwälte zu befördern, hatte die Kommission ihn gänzlich gestrichen und ist

es dabei verblieben, da die Versuche des Regierungscommissars, Wiederherstellung des Paragraphen zu erwirken,, ohne Ersatz blieben. Ebenso erging es dem Commissar bei seinen Bemühungen, in den § 27, der von der polizeilichen Beschlagnahme handelt, weitere Anhaltspunkte für dieselbe hineinzubringen. Die Kommission hatte die Beschlagnahme auf drei Fälle beschränkt, wo die Preßerzeugnisse den formellen gesetzlichen Bestimmungen nicht entsprechen, wo sie unsittlichen Charakters sind, und wo sie nachtheilige Mittheilungen in Kriegszeiten verbreiten. Vergebens trat der Herr v. Brauchitsch am Bundesrathstische für eine Erweiterung der polizeilichen Befugnisse ein. Ebensowenig vermochte Herr v. Kardorff sein der Regierungsauffassung nahe stehendes Amendement durchzusetzen, welches die Beschlagnahme einer Druckschrift verlangte, im Falle dieselbe die Aufforderung zu einem hochverrätherischen oder landesverrätherischen Unternehmen enthält. Herr v. Treitschke trat für diese Erweiterung der staatlichen Präservativbefugnisse mit dem ganzen Feuer seiner historisch-politischen Deductionen ein. Aber vergebens, weder der Hinweis auf die polnische Revolution, noch auf die Zustände im Elsaß vermochte das Haus zu überzeugen. Freilich gelangte das von der Fortschrittspartei gestellte, über den Kommissionsantrag hinausgehende Amendement ebensowenig zur Annahme. Indeß ist es doch leider noch sehr unwahrscheinlich, daß die Regierung zu dem Gesetze, wie es aus dieser Lesung hervorgegangen, ihre Zustimmung geben wird. Wenigstens verlautet aus gut unterrichteten Kreisen, daß man in der Frage des § 27 regierungsseitig weitergehende Befugnisse unter allen Umständen durchzusetzen suchen werde.

Bemerkenswerth war die Episode, zu der der indirekt gestellte Antrag auf sofortige Einführung des Preßgesetzes in Elsaß-Lothringen den Anlaß bot. Der Abgeordnete von Hoverbeck kämpfte Seite an Seite mit dem Elsässer Gerber, und wenn er auch die Verschiedenheit der beiderseitigen Motive entschieden hervorhob, so wirkte diese Bundesgenossenschaft doch so verstimmend, daß der Abgeordnete Miquel sich veranlaßt sah, sehr heftig gegen die französische Fortschrittspartei zu Felde zu ziehen. Der freilich unparlamentarische und mißglückte Versuch des Herrn v. Hoverbeck, den Präsidenten Fürsten Hohenlohe zu bewegen, Herrn Miquel einen Ordnungsruf zu ertheilen, brachte dann im Hause die Temperatur der Erregung und des Unfriedens hervor, die Herr Windthorst braucht, um als Anwalt der Vaterlandsliebe und Apostel des Friedens aufzutreten. „Die Sache hat eine Wendung genommen, die so bedeutend ist, daß es wohl der Mühe lohnt, dieselbe noch ein wenig zu besprechen". Diese seine Worte lassen unschwer die Schadenfreude über den so unverhofft ausgebrochenen Zwist erkennen. Leider dauerte dieser Genuß nicht lange. Lasker trat energisch für die deutsche Verwaltung im Elsaß ein, und der Versuch Windthorst's, die Reichslande durch die sofortige Einführung des Preßgesetzes in Verwirrung zu stürzen, fiel zu Boden.

Ausgegeben: 27. März 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Muttergotteserscheinungen in Elsaßlothringen.

I.

Den sichtbaren Anfang der Volkskrankheit, deren Ursachen, Entstehung und Verlauf wir schildern, finden wir am Sonntag den 7. Juli 1872. Seitdem griff sie von einem Heerde, Gereuth, ausgehend, stetig um sich, durchzog Ober-, Unter-Elsaß und Lothringen, setzte selbst über die politischen Grenzen, erreichte ihren Höhepunkt im Mai 1873, und sporadische Zuckungen werden uns noch (Ende Dezember) aus Grendelbruch im Magelthal, aus Restenholz, das in der unmittelbaren Nachbarschaft des Krankheitsheerdes gelegen ist, und aus Rimlingen im Kreise Saargemünd gemeldet.

Die geistige Epidemie hat ihren Rundgang vollendet. An mehr als 33 Stätten zeigte sie sich, an einigen Monate lang. In weitaus den meisten Fällen ist die Verschleppung direct nachzuweisen; das geistige Contagium fand dadurch besondere Verbreitung, daß an den ursprünglichen Krankheitsheerd und die späteren Krankheitsstätten — gerade entgegengesetzt dem Verhalten bei leiblicher Ansteckungsgefahr — von allen Seiten Individuen zuströmten, die schon von vornherein die Prädisposition für die Krankheit in sich trugen. Zudem wurden Diejenigen, welche die natürlichen Aerzte gewesen wären, die katholischen Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen und lokalen Autoritäten in vielen Fällen Förderer der seltsamen Erscheinung.

Das Gebiet von Elsaßlothringen war von jeher ein günstiger Boden für ungewöhnliche und auch für anormale Erscheinungen des Geisteslebens. In Straßburg und Colmar finden wir die Hauptstätten jener wundersamen Richtung, die den Menschen in das Herz Gottes selbst versetzte, des Mysticismus in seinen edlen und gefährlichen Abarten. Die Geißler fanden nirgends bereitere Aufnahme als in den Orten des Elsaß. Die Züge von 1261 vergrößerten sich in Straßburg um 1500 Geißelgenossen; den Geißelungen von 1349 folgten 1418 die Veitstänze.

„Viel hundert fingen zu Straßburg an
zu tanzen und springen Frau und Mann
in offenem Markt, auf Gassen und Straßen,
Tag und Nacht ihrer Viel nicht aßen
bis ihnen das Wüthen wieder gelag,
St. Veitstanz ward genannt die Plag",

so erzählt der Chronist von Königshofen. Nach der Reformation predigten die Wiedertäufer mit mehr Erfolg als überall mit Ausnahme von Münster ihr chiliastisches Gottesreich; später forderte der Hexenglaube zahlreiche Opfer — der Glaube an Verhexen von Menschen und Vieh, an Weihungen und Exorcismus ist ein Bestandtheil der metaphysischen Ueberzeugungen des Volkes auch heute noch. Die Reformation fand hier ihren gefährlichsten Gegner die Gegenreformation wurde mit mehr Inbrunst, Leidenschaftlichkeit, Gewaltthätigkeit und Erfolg getrieben, als anderswo. — Erst vor wenigen Jahrzehnten noch wurde das Kloster zu Niederbronn der Ausgangspunkt einer Propaganda, die sich zunächst auf die Wunder und Prophezeiungen der Mutter Alfonsa Maria, der sogenannten „Ekstatischen von Niederbronn" (1814—1867) stützte. Louis Veuillot vom „Univers" und seine Gesinnungsgenossen begnügten sich nicht mit den Erfolgen der Nonne auf dem Gebiete der christlichen Werkthätigkeit, sie mußte mit Gewalt „politische Seherin" werden, und wird als solche heute noch verehrt.

Das Alles deutet auf jene auffallenden Züge im alemannischen Wesen, das trotz aller Mischungen die bestimmende Grundlage des Volkscharacters bildet. In ihm berühren sich die Extreme: kritische Schärfe des Verstandes mit der Neigung sehr viel zu glauben; kaltblütiges Abwägen der Dinge mit überfliegender, jeder Ueberredung unzugänglicher Speculation; hausbackene Gesinnung mit poetischer Empfindsamkeit und der Freude am Ungewöhnlichen; Achtung vor der Autorität mit hartnäckigem Beharren des Individuums auf seiner subjectiven Meinung auch der zuständigen Autorität gegenüber; Festigkeit der Ueberzeugungen und rascher Wechsel der Meinungen; unendliche Liebe zur Heimat und drängende Wander- und Wallfahrtslust. — Das keltische Blut, in den romanischen Sprachbuchten und längs der Sprachgrenze reichlich vorhanden, ist der religiösen Ekstase günstig. Starker Wunder- und Weissagungsglaube ist den keltischen Völkern gemeinsam, „Gentes superstitiosae" nannten sie die Alten.

Die französische Erziehung der letzten Jahrhunderte und vor allen der Zeit seit der Restauration verstärkte die religiösen Anlagen zur Bigotterie. Das Klosterwesen nahm seit 1815 einen gewaltigen Aufschwung; die Schule kam mehr und mehr in die Hände der Schulbrüder und Schulschwestern; die von jeher in Elsaß und Lothringen heimische Madonnenverehrung gewann jenes spanische Colorit, das dem naiven deutschen Mariencultus von ehedem fremd war. Die Statistik des Klosterwesens haben wir in der „Gegenwart" bereits geliefert: eine Statistik der Marienwallfahrten zeigt uns beispielsweise in der Diöcese Straßburg 69 Wallfahrtsorte zur heiligen Maria, 34 in Unterelsaß, 35 in Oberelsaß. Fast alle verdanken — wie wir dem Werke des Convertiten Theodor de Bussierre „Culte et pélerinages de la

Digitized by Google

très-Sainte Vierge en Alsace"*) entnehmen, — ihren Ursprung einer Erscheinung oder unmittelbaren Hilfeleistung der Maria. Zahllose Schriften, Bilder, Broschüren, Medaillen, rückten die vierte Person der göttlichen Dreieinigkeit in den Vordergrund des Volksglaubens. Was das „spanische Colorit" betrifft, so führen wir statt Vielem nur ein wundersames Buch an: „Vie divine de la très-Sainte Vierge Marie",**) das alle Einzelheiten aus dem Leben der Gottgebärerin mit frommer Unanständigkeit behandelt, und wie man uns verlässig mittheilt, in kurzer Zeit in 6000 Exemplaren verbreitet wurde. In Colmar gedruckt, war es bei den Missionsgeistlichen „vom kostbaren Blut" auf dem vielbesuchten Wallfahrtsorte „drei Aehren" zu haben. Das Buch ist nach der Vorrede des Uebersetzers „un extrait fidèle et exact du grand ouvrage „la Cité mystique de Dieu" dictée à la Soeur Marie d'Agréda par la Sainte Vierge elle-même", welches Werk im Jahre 1729 von der Index-Congregation einstimmig approbirt wurde. Wir haben also nicht die geistreichen Einfälle einer älteren Jungfrau vor uns, für welche Niemand die Verantwortlichkeit übernehmen kann, sondern unter der Autorität der Kirche treten diese Offenbarungen den Gläubigen entgegen. In empfänglichen Phantasien, vornehmlich denen junger Mädchen und Frauen, müssen diese niedergeschriebenen Hallucinationen förmliche Verwüstungen hervorbringen und sie vorbereiten, leicht in das Stimmungsniveau der spanischen Franziskanerinnen einzutreten***).

---

*) Paris, Henri Plon, 1862.

**) Vie divine de la très-Sainte Vierge Marie, par le P. Bonaventure Amadeo de Cesare, Consulteur de la Sacrée Congregation romaine de l'Index traduite de l'Italien par l'abbé Joseph Antoine Boullan, Missionnaire du précieux sang et Docteur en théologie. Colmar, chez les missionnaires du précieux sang, à Notre Dame de Trois-Epis.

***) Einige Stellen aus dem Buche werden erwünscht sein; wir geben diese der Vorsicht wegen in französischer Sprache. Im Kapitel: „Retour de la Saiute Vierge à Nazareth" heißt es: „Elle avait deux convertures dont elle s'enveloppait toute habillée pour prendre le peu de repos qui lui était nécéssaire pour conserver la vie. Saint Joseph ne la vit jamais dormir et ne sut jamais par expérience si elle dormait quand elle se couchait. Son vêtement de dessous était une tunique ou chemise d'un tissu comme de coton plus donce qu'une étoffe en laine. Elle ne quitta jamais cette chemise en forme de tunique après qu'elle fut sortie du temple, elle ne s'usa ni ne se salit, et personne ne l'aperçut, pas même saint Joseph qui ne vit jamais que le vêtement de dessus, visible pour tous. Ce vêtement était d'une couleur de cendre, et elle changeait seulement celui-ci et le voil, non parcequ' ils étaient sales, mais afin qu'on ne connût qu'ils étaient toujours dans le même état par un miracle évident. Tout ce qui touchait son corps virginal ne se gâtait point et n'était point sali, parce qu'elle ne suait jamais et qu'elle n'avait aucune des infirmités qu'éprouvent les corps assujettis au péché. Elle était toute pure et

Wir zeichneten dieſe flüchtige Skizze der geiſtigen Beſchaffenheit eines großen und bedeutenden Volkstheiles, um zu zeigen, auf welche Stimmungen und Zuſtände die Ereigniſſe des Jahres 1870 und 1871 trafen. Frankreich galt für unüberwindlich, der leiſeſte Zweifel daran war Verrath — Frankreich unterlag, wie noch nie. Die „älteſte Tochter der Kirche" ſchien mit dem römiſchen Stuhle auf das engſte verknüpft, auch in den Augen des gemeinen Mannes, deſſen Söhne bei Mentana gefochten hatten, oder als päpſtliche Zuaven dienten. Der Thron des Knechts der Gottesknechte brach zuſammen. Das übte auf den Volksgeiſt dieſelbe zerſtörende Wirkung, wie etwa der Zuſammenſturz des geſammten Vermögens auf den Einzelnen. Die Kirche erfüllte diesmal, wie in den meiſten Fällen ihre Aufgabe ſchlecht. Sie hatte zu tröſten, zu beruhigen, auszugleichen, und ſie wurde politiſche Agentin und arbeitete für Frankreich. Das machte den Schaden noch ärger. Hatten die Leute anfangs in dumpfer Betäubung das „Unmögliche" über ſich hingehen laſſen, ſo wurden ſie jetzt erregt und grimmig. „So kann's nicht bleiben" wurde ſtehende Redensart. Wenige und nur Gebildete erhoben ſich zu dem Humor, der einen der Helden des Ultramontanismus im Straßburger Gemeinderathe ſeinem proteſtantiſchen Collegen auf die Schulter klopfen und ihm ſagen ließ: „Jetzt ſind wir die Ketzer". Den Fanatikern, der bis ins innerſte Mark erſchütterten Menge, den Klöſtern, den Schulſchweſtern, vornehmen und geringen Betſchweſtern war der Gedanke unerträglich, einem proteſtantiſchen Kaiſer und ſeinen Beamten gehorchen zu müſſen.

In Frankreich hatten ſchon während des Krieges die Erſcheinungen be-

---

tout ce qu'elle faisait était parfait et extrêmement beau. Elle mangeait très-peu, mais cependant elle le faisait tous les jours et toujours avec saint Joseph; elle ne mangea jamais de viande, quoique son époux en mangeât, et qu'elle même l'apprêtât. Sa nourriture était du pain ordinaire, des fruits, des herbes cuites et des poissons".

Die Geburt Chriſti wird folgendermaßen beſchrieben: „En même temps la sainte Vierge fut élevée à une haute contemplation où elle vit intuitivement la divinité d'une manière si ineffable que la langue humaine ne pourrait l'exprimer. Son ravissement en Dieu dura une heure entière et ce fut celle qui précéda l'enfantement. Ayant repris ses sens, elle connut que le saint enfant commençait à se mouvoir dans son chaste sein, et ce mouvement ne lui causait point de douleur, mais au contraire une joie inexprimable, avec des effets surnaturels si sublimes que l'entendement de l'homme ne saurait les comprendre. Son corps devint si beau et son visage si resplendissant qu'elle ne paraissait plus une créature terrestre. Elle était à genoux, les yeux élevés vers le ciel, les mains jointes sur la poitrine et dans cette position humble et pieuse, sortant de son divin ravissement, elle donna au monde le fils unique du père éternel, et le sien, Jesus-Christ, notre sauveur, Dieu et homme, à minuit, un jour de dimanche, l'an du monde trois-mille-neuf-cent-soixante, conformément à ce que tient la sainte Eglise romaine".

gonnen; seit jener Johanna von Arc, die aus Lothringen kam, Frankreich zu retten, erfreuten sich die Franzosen im Kriegsunglücke wunderbarer Gesichte. Alte Wunderquellen rauschten auf, neue rannen; Salette bekam wieder Besuch, Lourdes wurde eine Zeit lang der geistige Mittelpunkt Frankreichs, in Pontmain erschien die Madonna direkt zur Tröstung vor den nahenden Deutschen; das heilige Herz von Paray le Monial in der Nähe der südlichen Ausläufer der Vogesen erwies sich als das unzweifelhaft echte. In seine unmittelbare Nähe pflanzte man das umflorte Banner des Elsaß. Zahlreiche Wallfahrer aus dem Reichslande begaben sich an die Gnadenorte und brachten die Kunde von Zeichen und Wundern nach Hause.

Neue kirchlich-politische Ziele gaben neuen Antrieb zu erhöhter Thätigkeit. Vom Beginn der Regierung Thiers' an war es die Absicht des Episcopats und der klerikalen Partei, die Herstellung ihres Ordre moral durch die Rückführung Heinrich's V zu krönen. Neben den Bildern und Bildchen, welche die Erscheinungen zu Salette und Lourdes wiedergeben, spitzenumbrämten für die Salons, grell gemalten für das Volk, erschienen im Winter 1871/72 Darstellungen der Rückführung Heinrich's V auf den Thron seiner Väter durch die allegorischen Gestalten der Religion, des Friedens, des Reichthums. Viele dieser literarischen und künstlerischen Erzeugnisse erschienen mit direkter oder doch angedeuteter Beziehung auf die von Frankreich getrennten Provinzen. Besondere Beachtung verdienen nach dieser Richtung hin die Prophezeiungen, welche in allen möglichen Formen verbreitet wurden. Eine in der üblichen Massenhaftigkeit nach Elsaßlothringen im Jahre 1871 geworfene Brochüre vereinigte sämmtliche prophetische Stimmen „über die großen Ereignisse zu Ende des XIX. Jahrhunderts"*). Sie haben zum Sammler und Commentator einen Priester der Diöcese Metz. Daß sie ganz besonders auf Elsaßlothringen berechnet sind, ergiebt sich aus der Vorrede zur zweiten Auflage. Die bischöfliche Approbation vorzusetzen ging bei dem Charakter vieler der Prophezeiungen doch wohl nicht an. So half man auf andere Weise. „Von allen Briefen, die uns zugingen", — theilt die Vorrede mit — „erwähnen wir hier nur denjenigen des hochw. Bischofs Räß von Straßburg, den wir in Betreff des allgemeinen Zweckes unseres Buches

*) Prophetische Stimmen, oder Abriß der berühmtesten Erscheinungen und Voraussagungen, vom 12. Jahrhundert bis zu unseren Tagen, über die großen Ereignisse in Betreff der heiligen Kirche Frankreichs und der übrigen christlichen Länder zu Ende des 19. Jahrhunderts, gesammelt und mit Anmerkungen versehen von J. M. Curicque, Priester der Diöcese Metz, Mitglied der archäol. und histor. Gesellschaft des Moseldepartements, corr. Mitglied der histor. Gesellschaft von Notre Dame de France, aus dem Französischen übersetzt nach der 2. vermehrten Auflage, von einem Priester der Diöcese Luxemburg. Luxemburg, Peter Brück, Drucker des bischöflichen Ordinariates, 1871.

Digitized by Google

und unserer Anschauungsweise bezüglich der ekstatischen Jungfrau von Niederbronn glaubten zu Rathe ziehen zu müssen. Von seinem Schmerzenslager aus ließ uns der gelehrte Prälat unterm 31. October 1870 unter anderem schreiben: er gebe seinen vollen Beifall dem Gedanken, den wir hatten, die verschiedenen zuverlässigen Prophezeiungen in Betreff der großen Ereignisse der Kirche und der Christenheit im 19. Jahrhundert zu sammeln". Solche Empfehlung kam einer ausdrücklichen bischöflichen Approbation in ihren Wirkungen vollkommen gleich.

Diesem Buche und ähnlichen Büchern desselben Inhalts und Charakters ist zum nicht unbeträchtlichen Theile die eigenthümliche Richtung zuzuschreiben, welche der Geist der Bevölkerung allmählich nahm. Wir finden im I. Abschnitte der „prophetischen Stimmen" die Erscheinungen und Prophezeiungen der sel. Jungfrau, die von Salette, die des Hirten Joh. Bapt. Stichlmayr in Bayern, die von Cerello in Toskana und die von Lourdes. Dann folgen die Prophezeiungen der Heiligen, Seligen und anderer frommer Personen. Dieselben beschäftigen sich vornehmlich mit der furchtbaren Revolution, welche der Liberalismus plant, der Züchtigung der Großen, der Verherrlichung der Jesuiten, der wiederkommenden Größe Frankreichs und der Thronbesteigung Heinrich's V. Nur einige der bezeichneten Kapitel heben wir hervor; die Orakel Pius' IX selbst haben zum Inhalt: „Frankreich kann ohne Schaden für die Kirche nicht vermindert werden"; Pius „rechnet immer auf Frankreich für den Triumph der Kirche". Hieronymus Bolin, einen Benedictiner des 15. Jahrh. läßt man „Weh, tausendmal Weh" rufen „über das Volk, das die Lilien zerbrach", und ihn verkünden: „Es wird aus dem Blut der Könige ein Kind erstehen, welches uns die Leute von Artois geben werden"; die Schwester Rosa Colomba meint: die Revolution soll sich über ganz Europa ausdehnen, und eher wird die Ruhe nicht wiederkehren, bis auf's Neue die weiße Blume den Thron Frankreichs bestiegen haben wird. Auch Bruder Hermann von Lehnin läßt sich vernehmen: „dann bringt ein Weib eine traurige Pest in's Land; — ein Weib, angesteckt von dem Gift einer neuen Schlange; — dies wird dauern bis zum elften Stamm. — Endlich führt das Scepter der letzte Sprößling des Stammes. — Israel begeht ein Verbrechen, das nur der Tod sühnen kann". Die Auslegung ist so gütig, die Leser zu unterrichten, daß die Reformation „das pestilenzialische Gift der neuen Schlange" sei, welches die Gemahlin des Kurfürsten Joachim von Brandenburg über das Land brachte. Was den „letzten Sprößling" anlangt, so hören wir: „der jetzt regierende Wilhelm I sollte der letzte seines Stammes sein, welcher das Scepter der Mark Brandenburg führt, sei es nun, daß er höher steigend das kaiserliche Scepter über ganz Deutschland erlange, sei es, daß seine Nachkommenschaft in Folge der Zwischenfälle des Krieges oder der

Revolutionen erlösche, sei es endlich, daß das königliche Haus Preußens zu dem alten Glauben seiner Ahnen zurückkehre. Uns einer freudigen Ahnung hingebend, treten wir jener Meinung bei, welche behauptet, Wilhelm I werde der letzte protestantische König Preußens sein".

Man sieht, der feinsinnige Erklärer deckt sich nach allen Seiten; es ist ja genug, gewisse Perspectiven nur anzudeuten; die lokalen Sympathien werden sich — das vertraut er — die ihnen am meisten zusagende Erklärung der Prophezeiung schon herausfinden. Im Juni 1872 beschäftigte sich die religiöse Prophezeiung direkt mit dem Elsaß sein. — „Ein ausgezeichneter Katholik aus Frankreich, der zu dieser Zeit bei der ekstatischen Palma in Neapel war", brachte seinen Brüdern im Herrn die Weissagung der Nonne mit: „Im Elsaß wird nächstens etwas Wichtiges vorkommen"*). Noch ein anderes kam hinzu. Endlich hatte die preußische Regierung — um ein halbes Jahrhundert zu spät — eingesehen, daß die katholische Hierarchie ein revolutionäres und kein staatenconservirendes Institut sei, und begann auf dem Wege der Gesetzgebung zurückzuerobern, was die christlich-germanische Romantik preisgegeben hatte. Alsobald begannen auch in Elsaßlothringen die Agitationen auf der Kanzel und in der Schule. Entsetzliche Verfolgungen, grausame Qualen wurden in Aussicht gestellt. Gebildete Leute sprachen allen Ernstes aus, sie fürchteten sich nicht vor dem Tode, nur davor, daß sie etwa ihren Glauben abschwören möchten unter den Foltern, welche Bismarck über sie verhänge. Die letzte Fiber der Angst wurde angespannt. Zu dem allen nahte die Option und warf jetzt schon die trüben Schatten der Trennung, des Abschiedes vom heimatlichen Boden in die Gemüther.

Die Volksseele war krankhaft gereizt; auch die Kinder litten unter dieser Krankheit mit. Der Schulbruder stellte sich wohl vor seine Kinder und erörterte, wie es wirklich vorgekommen, als Thema für einen Brief die „teuflische Bosheit" der Stadtbehörde, welche einen Laienlehrer anstellen wolle, — die Schulschwestern erzählten von den hilf- und trostreichen Erscheinungen der Madonna, in der Kirche hörten sie von nichts anderem, als von Erscheinungen und Verfolgungen, zu Hause wurde wiederholt, was der Pfarrer auf der Kanzel gesagt, von den Wänden glänzten die Bilder, auf denen Maria, strahlenumwoben ob der Quelle stehend, dem Hirtenkinde Bernadette erschien. Was Wunder, wenn sich begab, was die Rixheimer Broschüre in folgenden Worten erzählt:

„Sonntag Abend war's, nach der Vesper, am 7. Juli 1872. Vier kleine Mädchen von Krüth gingen hinaus in den Wald Kestenholz zu, der

*) Erscheinungen der Mutter Gottes. La Salette, Pontmain, Lourdes, Krüth. Rixheim, Sutter, 1873. Wir werden diese Broschüre künftighin als Rixheimer Broschüre anführen. Rixheim bei Mülhausen ist ein Centralpunkt der kath. Presse in E.-L.

sich am Berge der uralten Frankenburg hinzieht. Die Kinder heißen Leonie und Odilie Martin, Maria Marcot und Philumena Atzenberger; das jüngste war 7 und das älteste 11 Jahre alt. Sie gingen Heidelbeeren pflücken. Die Kinder hatten viel in ihren Familien sprechen hören von den Verfolgungen, welchen die katholische Religion allerorts ausgesetzt ist. Die schweren, im Weilerthale blutigen Ereignisse des Krieges haben auch den Kindern ein feineres Gefühl und Verständniß der Dinge verliehen. In der Leidensschule wird man schnell klug. Man wird auch großmüthig in derselben. Die Kinder sprachen unter einander von den Verfolgungen, denen die Christen noch preisgegeben werden dürften und sagten: „Lieber würden wir uns umbringen lassen, als unsere Religion verlieren". Sie beteten das Memorare: „Gedenke, o süßeste Jungfrau", im Walde wandelnd. Plötzlich bückt sich die kleine Leonie und sieht eine weiße Frau, die, sagte sie, eine gelbe Krone trug, auf welcher ein Kreuz stand. Auch auf der Brust trug dieselbe ein Kreuz, dieses aber war schwarz. Sie deutete nach der Erscheinung und die Kinder sahen sie alle, mit einem Kreuze auf der Krone und einem Kreuze auf der Brust. Den Kleinen wurde bang, sie entliefen. Odilie Martin und Philumena Atzenberger blieben. Sie sahen nun die weiße Frau drohend einen Stab oder ein Schwert schwingen über den Häuptern von Kriegergestalten, die unter ihr schwebten. Da erfaßte auch sie Schrecken und sie *liefen nach Haus*". — —.

Die Erscheinungen in Gereuth (franz. Neufbois, im Dialekt Krüth, Kreis Schlettstadt) hatten sich den Sommer und den ganzen Herbst 1872 hindurch gezeigt, — den äußeren Verlauf werden wir weiter unten berichten, — das ganze Land sprach von dem kleinen Weberdorf des Weilerthales, von allen Seiten zogen die Pilger heran; einmal war ich durch das Thal gekommen und hatte von nichts anderem als den Erscheinungen sprechen hören. Es war dies zu der Zeit als das Betreten des Waldes forstpolizeilich verboten war. Als kurze Zeit darauf die Erscheinung die Güte hatte, eine am Rande des Waldes gelegene, im Privatbesitz befindliche Wiese aufzusuchen, der Strom der Pilgrime sich wieder mehrte, und verschiedene „etwas sahen", zog es auch mich zur Wallfahrt auf die „Schalsmatt". Ich schildere diese Fahrt, um ein Bild zu geben, das die weiteren Berichte anschaulicher machen soll: wir dürfen annehmen, und gewannen durch zahlreiche Berichte die Ueberzeugung, daß im Ganzen und Großen überall die Sache auf dieselbe Weise sich abspielte.

Ein trüber, feuchtkalter Januarmorgen lag über dem Lande; kaum sah man die Ruinen von Ortenberg und Ramstein zur Rechten und der Hohkönigsburg zur Linken den Eingang in das Weilerthal bezeichnen. Auf der zweiten Station der Bahnlinie Schlettstadt — Markirch stiegen wir mit zahlreichen Reisenden aus. Es war, wie es im alten Geißlerliede heißt,

Digitized by Google

„die stroße also breit
Die uns zu unser lieben Frouwen treit",

die Straße war breit, aber nur ein dünner Streif auf ihr und der Wiese jenseit des Grabens war passirbar. Es wurde aus dem ruhigen Wallen eine Art von echternach'scher Springprozession. — Wohin geht es? — „Zur Madam nach Krüth" erhielt man zur Antwort. — Wir kamen der Kreuzung des Weges näher, wo links ein freundlicher Pfad durch den Wald führte. Einspänner waren allmählich nachgekommen, Equipagen mit Damen von distinguirtem Aeußern gewannen den Vortritt, oben aus dem Thale her zogen starke Haufen; sie alle besuchten, wie der stereotype Ausdruck lautete: „die Madam". An der Ecke kam ein Rudel schmutziger, kleiner, holzschuhklappernder Jungen auf uns zu und bat: „Gebet uns au an Sü für die Au wo die Madam is". — Wir lachten erstaunt, hier so wenig von der Erschütterung zu spüren, welche eine überirdische Erscheinung nothwendig hervorbringen sollte und gaben den Sou. „Vive la France" riefen sie zum Danke, als sie zehn Schritte entfernt waren. Nun ging es abwärts gegen das Dorf, ober dem, — wie wir aus der Ferne sahen — eine ansehnliche Menge von vielleicht 1000 Menschen versammelt war.

Der kleine Ort liegt in einer der breiten Mulden, die sich vom Frankenberge aus, der wie ein Keil zwischen dem Leberthale und dem Weilerthale steht, herunterziehen. Unten im Thale liegt Thalweiler, mit einem Schlosse des Grafen Castex, bei dem am Beginne des Krieges heftig zwischen badischen Truppen und Francstireurs gekämpft wurde. Im Westen ist das Thal geschlossen von dem Berge, über den die „Steige" in das Thal der Breusch und nach Frankreich führt. Die Sprachgrenze zieht von Leberau herkommend hier quer durch das Thal. Das Dorf ist ersichtlich sehr arm; fast an allen Fenstern stehen primitive Webestühle; die Hütten einstöckig, das Wirthshaus „Cheval blanc" ein gar erbärmliches Rößlein. Aber wäre „Cheval blanc" auch ein trojanisches Pferd gewesen, es hätte nicht die Gäste zu fassen vermocht, die von allen Seiten zuströmten; zahlreiche Wägen standen in der Dorfstraße, die Pferde waren im Freien angebunden, und in der engen dumpfen Stube ging es laut und fröhlich her. Hat man heut die Madam schon gesehn?" war meine erste Frage. „Ja, heut is sie gäl (gelb) gsin" erzählt eine Hebe, die wenig von der begeisterten Seherin an sich hatte.

Wir nahmen einen Führer mit, weniger zum Führen als um in seiner Begleitung unangefochten zu passiren, denn schon deuteten die Kinder auf unsere hohen Stiefel, die man erst seit dem Feldzuge im Elsaß sah, und riefen sich leise zu: „Preiße, Preiße!" — Es ging durch eine der Dorfstraßen steil aufwärts. Ein reges Treiben begann. Schulschwestern mit Trupps von Kindern kamen den engen Weg herunter, andere schritten betend

hinauf. Das kleine Pfarrhaus an dem jenseitigen Hügel wurde sichtbar: es ging um dasselbe zu wie an einem belebten Taubenschlage. Zwischen bäuerlichen Tuchröcken und blauen Blousen zeigten sich auch etliche sehr elegante Damentoiletten. Nun kamen lachend und plaudernd fünf Kinder, etwa 7—10 Jahre alt, uns entgegen. Wir hielten sie an: Habt ihr was gesehn? Große Schüchternheit, allgemeines Verstummen. Ich zog zwei Sous aus der Tasche: Erzählt mir, was da droben ist! Das Kupferstückchen that seine Wirkung. „Der hat sie gesehn", sagte das kühnste Mädchen, auf einen blassen, schmächtigen Knaben deutend. Wie sah sie denn aus? „Wie's Geld, ein goldenes Kreuz im Arm". Und schön? — „Sehr schön!" — „Ich hab sie auch gesehn" sagte der zweite Knabe und hielt gleich dem ersten die Hand hin.

Die Wunderwiese war nun erreicht. Sie ist zur Rechten (im Westen) begrenzt von einem dünnen Kastanienstande, gerade vorwärts in die Höhe stehen junge Fichten, von allen Seiten schaut der Hochwald herein. Oben am Kamme beginnt ein langes, vielfach durchschnittenes Plateau. Auf der schiefen Ebene der Wiese und des Jungholzes standen terrassenförmig dichte Haufen von Menschen, die dem unablässigen Murmeln einiger Vorbeterinnen erwiderten. Hier und da waren auch einige rohe Betschemel in die Wiese geschlagen, sonst standen, ja knieten selbst die Leute auf der nassen moorigen Wiese. Der Trupp der obersten Terrasse schien das Allerheiligste zu umgeben. Dahin drangen wir langsam, um nicht Aufsehen zu erregen, vor. Noch ober diesem Punkte, auf einem Hügel, Allen sichtbar, knieten um ein Bäumchen drei Schulschwestern, durch die schwarz und weiße Farbe der Kleider weithin erkennbar. Im Vorwärtsgehen sah ich mir die Gesellschaft an. Den Hauptbestandtheil der Trupps auf der Wiese bildeten alte Frauen, erwachsene Mädchen und Kinder. Die Männer, dem egoistischen Zuge ihres Geschlechts folgend, hatten sich den trockeneren Waldboden erwählt. Da standen die Gereuther und die nachbarlichen Bewohner des Thales in schweren Holzschuhen, blauen Blousen und die Zipfelmütze auf dem schmalen Kopfe, über den spitzen Gesichtern. Man merkte, daß man sich nahe einer Völkerscheide befand, besonders dann wenn man einige der schweren allemannischen Bauern aus der Ebene um Schlettstadt die Höhe heraufkeuchen sah, mit den breiten Nacken, den runden gewaltigen Köpfen und dem comfortabeln Tuchkleide.

Jetzt standen wir an jener Stelle, an der die Erscheinung in der letzten Zeit oftmals gesehen worden war. Um sechs abgeschälte Kastanienstämmchen drängten sich knieend, Körper fest an Körper, die Betenden, hier nur Frauen. Zwischen den Bäumchen zogen sich Guirlanden aus Papier und künstlichen Blumen; an Drähten hingen Herzen, Köpfe, Füße, Hände und andere

Körpertheile in Wachs, grelle Bilder waren an die Aeste geheftet, auf dem Boden lag ein Buch, auf demselben ein Bild der Madonna — irrte ich nicht, der von Salette — alle Köpfe bemühten sich dem Bilde näher zu kommen und es zwischen den Absätzen der Litanei zu küssen. Ich versichere in aller Unbefangenheit, daß mir die kranken Frauen in der Irrenanstalt zu Stephansfeld, die ich jüngst besuchte, einen ungleich ruhigeren und vernünftigeren Eindruck gemacht haben, als die betenden und küssenden Weiber der Schalsmatt. Ich fragte unsern jungen Burschen und einige der Männer, wie lange die Einzelnen hier verweilten. „Manche gehen bald wieder, manche wollen partout auch was sehen; sie haben oft den Tag und auch noch die halbe Nacht gebett'". Man denke sich Frauen und Mädchen auf einer feuchten Wiese, ohne zulängliche Nahrung, den ganzen Tag mit kalten Füßen, an die Erscheinung denkend, Bilder aller bekannten Erscheinungen im Kopfe, knieend, betend; war es ein Wunder, wenn man gelbe und blaue Madonnen sah, nachdem einem vor Hunger, Anstrengung und Uebermüdung schon gelb und grün vor den Augen geworden war? So lange ich anwesend war, kamen Ohnmachten und Convulsionen nicht vor; vom letzten Freitag 10. Januar wurden mir etliche starke Fälle berichtet.

An diesem Tage sah außer anderen auch Louise Kaltenbach aus Colmar — nach der einen Version 24 Jahre, nach der anderen 34 Jahre alt — jene Gesichte, welche die ganze Tendenz der Erscheinungen charakterisiren und thatsächlich auch das krankhafte Treiben mit verstärkter Heftigkeit wieder aufleben ließen. Ich berichte hierüber nach den Aussagen einer in der Nähe der Wiese wohnenden gläubigen aber vernünftigen Frau, welche um deßwillen besonders interessant sind, weil sie dafür sprechen, daß ein — leider nur sehr kleiner — Theil des Volkes sich der sonst allgemeinen chauvinistisch-französischen Auslegung der Wunder entzog. Sie berichtete: „Heut spricht sie nicht, aber am Freitag hat sie gesprochen". — Zu wem? — „Zu einem Wibsmensch aus Colmar". — Was hat sie gesprochen? — „Betet ohne Unterlaß. Singet das Salve regina. Da ist das Wibsmensch umg'falle. Die einen haben sie gesehen und nicht reden hören, die andern haben sie reden hören und nicht gesehn. Vornehme Mamselln haben dann in einem fort das Salve regina g'sungen". — Wie war sie denn angethan? — „Weiß und blau; auf dem Kopf hat sie eine Kron gehabt, und in der Hand ein Schwart" (Schwert). — Vom Schwert war uns auch auf der Wiese erzählt worden; danach habe die Madonna das Schwert gegen den Rhein geschleudert. Was das bedeuten sollte, war Jedem klar. Unsere brave Frau hatte sich jedoch ihre besonderen Gedanken gemacht. Auf die bezügliche Frage meinte sie: „Das bedeut', daß wenn wir recht beten, die Mutter Gottes den Sieg bekommt und mit ihren Fürbitten überwindt, daß wir kein „Kreia" (Krieg)

mehr bekommen". — Aber die Leut oben auf der Wiese sagen, daß die Mutter Gottes das Schwert da hinübergeschleudert hat, weil es das nächstemal den Deutschen schlecht gehen soll. — „Dums Züg, die Mutter Gottes is für die Dütschen, wie für die Welschen". — Im weitern Verlauf des harmlos geführten Gesprächs meinte einer der Begleiter, die Leute da oben seien alle fest überzeugt, daß das Schwert den Sieg für die Welschen bedeute. Schlagfertig erwiderte die Frau: „Nein, sie ist ja jetzt herüben bei den Dütschen und nicht" (auf die nahe Grenze deutend) „bei die Welsche". — Die Frau belehrte mich ferner, daß eine fromme Person — „koa Brösserl kann man ihr nachsag'n" — „sie" alle Tage sehe, daß wir einen schlechten Tag ausgesucht hätten; an Sonntagen solle man nicht gehen, da erscheine „sie" nicht gerne, denn „an den Sonntägen da haben sie oft allerhand Sputz g'macht auf der Wies". Am besten sei es an Marientagen, auch die Freitage seien nicht ungünstig. — Und was sagt denn der Pfarrer dazu? Bei dem gehts ja aus und ein, wie in einem Immenkorb. — „Zum Pfarrer gehn alle Leut, die was g'sehn haben und er schreibt alles auf und schickt's fort nach Straßburg".

Den Nagel auf den Kopf traf ein „welscher" Bauernschneider aus der Nähe von Markirch, der uns, da wir mit dem Wege wohl Bescheid wußten, für Eingeborne halten mochte. Auf die Frage: Was soll denn aus der Sache werden? schaute er uns an mit einem Blicke, der vor der Antwort erforschen wollte, weß' Geistes Kinder wir wären. Mit einer unbeschreiblichen, halb schlauen, halb fromm ergebenen Miene, daß es unter allen Umständen passen konnte, erwiderte er bedeutungsvoll: „Un nouveau pelerinage". Dr. August Schricker.

Die Reform des Kunstgewerbes.

Unsere Kunstindustrie hat bekanntlich auf der Wiener Weltausstellung eine schlechte Censur erhalten. In Folge dessen zeigt sich an vielen Orten eine lebhafte Agitation, den Stumpfsinn des Publikums zu brechen, die Irrthümer der Kunsthandwerker zu enthüllen und die letzteren auf den richtigen Weg zurückzubringen. Es wird die Vermittelung des Staates, die Hilfe der Communen angerufen, die Gründung von Gewerbemuseen und Kunstgewerbeschulen empfohlen, die Reform des Kunstunterrichts überhaupt erstrebt. Hoffentlich bringt die Agitation gute Früchte und wird wenigstens das eine oder das andere Ziel der Reform erreicht werden. Man täusche sich aber nicht über die unermeßlichen Schwierigkeiten der Aufgabe und glaube nicht,

Digitized by Google

daß eine Besserung des Unterrichtes schon zur vollständigen Aenderung der unsäglich traurigen Zustände genüge. Auch unsere wirthschaftlichen und Rechtsverhältnisse müssen in manchen Punkten eine Umgestaltung erfahren, ehe die gegenwärtige Noth des Kunsthandwerkes gänzlich weicht. Eines steht fest. An der geringern Fähigkeit unseres Stammes liegt es nicht, daß wir im Kunstgewerbe gegen andere Völker zurückgeblieben sind. Bis in das siebzehnte Jahrhundert bestand das deutsche Kunsthandwerk in Ehren und brauchte keine fremde Mitbewerbung zu fürchten. Da traf es der erste schwere Schlag. Der 30jährige Krieg knickte die Blüthe des Bürgerthumes und ließ den Wohlstand des Volkes tief sinken. Nun kann wohl ein armes Volk seiner Umgebung einen gefälligen Schein aufprägen, keineswegs ein verarmtes. Während Deutschland sich mühselig sammelte, war Paris das Mode- und Kunstmagazin der vornehmen Klassen Europas geworden. Das deutsche Kunsthandwerk ging nicht vollständig zu Grunde, mußte aber die Pariser Geleise nachtreten. Noch schlimmer wurde dasselbe durch die französische Revolution heimgesucht. Welche Einbuße in Frankreich selbst das Kunstleben durch die Revolution erlitten hat, ist bekannt; Deutschland trug sie in doppeltem Maße. Folgsam ahmte unser Kunsthandwerk die hungrigen, rohen Formen nach, welche die Mode der Revolutionszeit aufbrachte, und schuf, Schlechtes nachahmend, natürlich noch Schlechteres. Dann aber brachte der lange Krieg wieder eine allgemeine Verarmung, welche nothwendig die productive Kunst unserer Kunsthandwerker lähmte und die persönliche Tüchtigkeit brach legte. Seitdem ist freilich auch unser Wohlstand mächtig gestiegen und in unsere Industrie überhaupt ein ungeahntes reiches Leben gekommen. Doch hat das Kunstgewerbe aus diesem Aufschwung noch keinen so großen Gewinn geschöpft, als man erwarten möchte. Die Grundsätze der modernen Industrie sind Massenproduktion, Theilung der Arbeit, Ausnutzung der Maschinenkraft; das Kleinhandwerk tritt immer mehr in den Hintergrund zurück. Gerade dieses war aber der Träger der alten Kunstindustrie; es gestattete, den Werken der letzteren den persönlichen Hauch zu geben, wodurch sie von den gemeinen mechanischen Produkten unterschieden werden, und verlieh denselben jene feine Durchbildung, welche erst den künstlerischen Charakter wahrt. Daß die Kunstindustrie auch fabriksmäßig betrieben werden kann, dafür sprechen einzelne Thatsachen in Frankreich und England, ob sie aber dauernd in der Blüthe beharren wird, wenn ihr der Zufluß aus dem Kleinhandwerke, welcher bisher noch stattfand, einmal gänzlich fehlen sollte, erscheint sehr fraglich, zumal wenn die Arbeiterverhältnisse die gegenwärtig eingeschlagene Richtung noch lange festhalten. In vielen Forderungen, welche deutsche Arbeiterführer erheben, und für welche sie reichsten Anklang in der Arbeiterklasse finden, prägt sich nicht Liebe zur Arbeit, sondern Abneigung

gegen dieselbe aus. Die Welt ist schlecht genug eingerichtet, um von Einzelnen auch Handarbeit zu verlangen. So soll wenigstens die geringste Summe von Arbeit möglichst hoch belohnt werden. Fixirung der Arbeitsdauer, Fixirung des Lohnes im weitesten Umfange sind beliebte Schlagworte. Das kann nur dadurch ausgeglichen werden, daß auf andere Weise die Vergrößerung des Arbeitsquantums erzielt wird; es geschieht gewöhnlich auf Kosten der Qualität, durch schablonmäßiges Arbeiten, welches Zeit spart und keine außergewöhnlich technische Kunst in Anspruch nimmt. Wer alt genug ist, die Entwickelung unserer Industrie überblicken zu können, beobachtet ein allmähliches Sinken der durchschnittlichen Tüchtigkeit, die Abnahme der Fähigkeit, sich von dem eintönigen Tagewerke loszusagen und Neues, Absonderliches verstehen und wiedergeben zu lernen. Man versuche es einmal, und lasse ein älteres Produkt des Kunsthandwerkes repariren oder mache Entwürfe zu Werken, welche von den modischen Formen abweichen und ein selbständiges Denken des Arbeiters verlangen oder dringe auch nur auf eine gleichmäßig gediegene Durchführung des Werks selbst in unscheinbaren Einzelheiten und man wird sich von den Schwierigkeiten, welche die gegenwärtigen Gewohnheiten der Arbeiter all diesen Forderungen entgegenstellen, überzeugen. Dem echten Kunsthandwerker ist ein gewisser idealer Schwung eigen; er sieht in seinen Schöpfungen sein persönliches Eigenthum, da erst durch ihn das todte Material in sprechende Formen gekleidet und diesen ein besonderes, seiner Phantasie entsprechendes Gepräge verliehen wird. Die liebevolle Vertiefung in die Arbeit, die freie Hingabe an das Werk, in welchem nicht nur das technische Können des Meisters, sondern auch seine eigenthümliche Empfindungsweise sich ausdrückt, eine wie geringe Förderung erhalten sie in Arbeitskreisen, die leichten Gewinn vorzugsweise anstreben und die Ausbeutung, der sie angeblich von den andern Ständen unterworfen sind, so beantworten, daß sie ihrerseits die Arbeit zum möglichst raschen Erwerb persönlicher Genüsse ausbeuten. Wo Rechenexempel beginnen — und auf Rechenexempel führen unsere Socialisten fast alle Verhältnisse zurück — da hört die künstlerische Betriebsamkeit auf. Hemmen wirthschaftliche Zustände das Emporsteigen des Arbeiters zum Kunsthandwerker, so tragen wieder verschobene Rechtsbegriffe die Schuld, daß sich die Künstler von dem Gebiete der Industrie vielfach fernhalten. Es ist noch nicht lange her, daß der Grundsatz galt: In Industriesachen hört die Redlichkeit auf. Fälschung des Ursprungsortes, Nachahmung fremder Erzeugnisse, Aneignung der Erfindungen Anderer standen an der Tagesordnung. Eine schlimme Seite unserer sogenannten vornehmen Bildung verleitete dazu. Wie unsere vornehmen Klassen gar häufig das alberne Vorurtheil hegten, sie dürften sich anständiger Weise nur in schlecht gedrehten französischen Phrasen ausdrücken, so hielten sie auch

an dem Aberglauben fest, nur fremdländische Produkte besäßen die wahre Güte. Es ist allmählich besser geworden, aber noch immer nicht gut. An dem Mangel eines Musterschutzes krankt vornehmlich unsere Kunstindustrie, ihm ist z. B. die Unbedeutenheit der Bronzeindustrie zuzuschreiben, da es jedem tüchtigen Künstler widerstehen wird, Modelle für den Bronzeguß zu schaffen, welche jeder Freibeuter stehlen und verderben darf. Unbefugte Nachbildung von Werken der Kunstindustrie sollte eben so verpönt sein, wie literarischer Nachdruck. Daß diese Einsicht noch keinen gesetzlichen Ausdruck gefunden hat, beweist die geringe Achtung, in welcher die künstlerische Thätigkeit bei uns steht.

Soll man nun die Hände in den Schoß legen, bis sich alle diese Dinge geändert haben? Nein; denn je größere Sorgfalt wir der Erziehung und Ausbildung des Kunsthandwerkers zuwenden, desto eher dürfen wir hoffen, das Interesse weiterer Kreise für das Schicksal unserer Kunstindustrie zu gewinnen und die oben erwähnten Hindernisse beseitigt zu sehen. Um aber den Kunsthandwerker in der richtigen Weise auszubilden, muß man vorher die Sünden erkannt haben, welchen unsere Industrie gewohnheitsmäßig verfällt und einig sein über die Muster, denen sie nachgehen muß, um eine falsche Richtung zu vermeiden. Zur Orientirung in der einen und anderen Frage dienen vortrefflich zwei Schriften, welche aus Anlaß der Wiener Weltausstellung verfaßt wurden*). Jacob Falke, eine längst bewährte Autorität auf dem Gebiete des Kunstgewerbes, hat seine Eindrücke und Urtheile in der Form eines Doppelbüchleins herausgegeben, in dem er zunächst (Erste Abtheilung) die Leistungsfähigkeit der verschiedenen auf der Wiener Ausstellung vertretenen Nationen prüft, und dann (Zweite Abtheilung) den Stand der einzelnen Zweige der Kunstindustrie untersucht. Mag dadurch auch manche Wiederholung sich einschleichen, immerhin gewährt erst diese doppelte Betrachtung ein völlig deutliches Bild von dem gegenwärtigen Kunstleben. Julius Lessing aus Berlin ist knapper in der Schilderung, nicht so eingehend in der Erörterung des Antheiles, welchen die einzelnen Kulturvölker an der kunstgewerblichen Production nehmen, er versteht aber vortrefflich, den Leser durch historische Winke rasch in die Mitte der Dinge einzuführen und durch eine anziehende Schreibweise zu fesseln. Grundsätzlich unterscheiden sich die beiden Autoren nicht von einander, sie stimmen im Lobe wie im Tadel stets überein und sind auch durchgehends einig in den Mustern welche sie empfehlen und in den Reformen welche sie vorschlagen. Das giebt eine gute Zuversicht zu ihrem Urtheile und Rathe und beweist, daß wenigstens die Theorie der festen Sicherheit nicht entbehrt.

*) Die Kunstindustrie auf der Wiener Weltausstellung 1873 von Jacob Falke. Das Kunstgewerbe auf der Wiener Weltausstellung 1873 von Julius Lessing.

Mit welchen Vorwürfen wird die moderne Kunstindustrie vorzugsweise belastet? Sie zieht aus der Natur des Stoffes, welchen sie bearbeitet, nicht den ganzen Vortheil; sie verbirgt jene widersinnig oder zwingt sie in Formen, welche ihr nothwendig widerstreben. Das geschieht z. B., wenn man in Porzellan knorrige Holzformen, in Glas die Form und Farbe der Thongefäße zur Täuschung nachahmt, wenn man dem Golde keine andere Wirkung abzugewinnen weiß, als daß man es in plumpe, platte Reifen schlägt, zu gemeinen Knoten, Riemen verschlingt, die Armbänder in Armstricke verwandelt, oder wenn man in Holz dünne glatte Metallstäbe simulirt u. s. w. Zu diesen Thorheiten verlockt der hastige Wechsel der Mode, welche fortwährend nach dem Neuen drängt und jeden, auch den seltsamsten Einfall willkommen heißt. Soll die Kunstindustrie blühen, so muß Stätigkeit in der Arbeit, in dem technischen Verfahren, wie in der Formenwahl herrschen; wie kann sie aber sich einbürgern, wenn die tyrannische Mode auch die schönsten Werke als veraltet zur Seite schiebt? Tadelnswerth erscheint ferner die häufige Mißachtung der Bestimmung und der räumlichen Bedingungen in den Produkten unseres Kunstgewerbes. Die kahle Zweckmäßigkeit soll allerdings nicht aus ihnen sprechen, das, wozu sie dienen, kann gleichsam spielend ausgedrückt werden, aber wenn sie zweckwidrig erscheinen, verlieren sie ihr ganzes Daseinsrecht. Soll ein Werk der Kunstindustrie in einen bestimmten Raum gedacht werden, soll es eine horizontale Fläche oder eine vertikale Wand beleben, die Decke oder den Boden schmücken, dann vollends zeigt sich eine arge Gedankenlosigkeit. Die Fähigkeit für gegebene Raumverhältnisse zu komponiren, ist uns beinahe gänzlich abhanden kommen. Da glaubt ein gothischer Dekorateur stilgemäß zu verfahren, wenn er an der Decke der gothischen Halle Stab- und Maßwerk anbringt, und vergißt, daß diese Glieder eine aufsteigende Tendenz besitzen, an Fenstern, Wänden wohl angebracht sind, für eine schwebende Decke nicht passen. Als Meisterstück der Teppichweberei preist man uns ein Teppichmuster an, und wir sind willig daran zu glauben, welches die architektonischen Formen einer Decke treu imitirt: den vortretenden Rahmen, welcher das Mittelfeld umgiebt, die Medaillons in den Ecken, und das Gesims welches die Decke trägt. Man meint, ein solcher Teppich sei bestimmt, am Plafond ausgespannt zu werden. Mit nichten: er dient als Schmuck des Fußbodens. Der Zeichner desselben hatte wohl keine Ahnung, daß wer den Teppich benutzt, folgerichtig auf dem Kopfe einher wandeln sollte, denn die Teppichzeichnung weist unbedingt nach oben hin, und daß es keine behagliche Empfindung weckt, über einen Teppich zu schreiten, dessen scheinbar plastisch erhobene Formen fürchten lassen, fortwährend zu stolpern. Zweckwidrig erscheinen ferner die so beliebten Figuren- und Landschaftsbilder auf Möbelstoffen: In Falten gelegte Amoretten, Baumgruppen zur Polsterform

abgerundet, Säulentrümmer über Armlehnen gezogen. Und wenn sie auch nicht durch die Polsterung verzerrt, sondern auf dem Sitze und der Rückenlehne straff gespannt sind, immerhin bleibt die Verwendung solcher ausführlicher Szenerien zu dekorativen Zwecken ein Mißgriff und zwar ein desto größerer, je sorgfältiger der Dessinateur und Weber sich bemühte, den Effekt eines Bildes wiederzugeben. Auf ein Schäferpaar sich zu setzen ist eben so geschmacklos, wie die Nase sich mit einem auf Kattun gedruckten Heldenportrait zu putzen. Da wir keine hinreichende Phantasie besitzen, um aus der Bestimmung eines Geräthes die entsprechende künstlerische Form zu ersinnen, so helfen wir uns auf folgende Weise. Wir kopiren nach der Natur irgend einen beliebigen Gegenstand und verwenden ihn zu einem Zwecke, der seiner ursprünglichen Bestimmung ganz fremd ist und welchen kein verständiger Mensch bei der ersten Betrachtung errathen kann. Wir gießen z. B. in Bronze eine Husarenmütze oder Pickelhaube, und benutzen sie als Behälter für Schwefelhölzer, wir nehmen einen Pudel, dessen Kopf abgehoben werden kann, und bringen in dessen Bauche ein Tintenfaß an, wir verbergen unsere Cigarren in einem Hundehause u. s. w. Nicht die Form, welche der Kunsthandwerker geschaffen, sondern die Ueberraschung, welche der Gebrauch hervorruft, bildet den Werth solcher Produkte. In diesem armseligen Attrapenstil sind die Garnituren unserer eleganten Schreibtische, sind zahllose Nippsachen gearbeitet, und wer dieselben kauft, meint wer weiß wie geschmackvoll er sich erweist und ist vielleicht stolz auf die Förderung, welche er der Kunstindustrie angedeihen läßt.

In dem Sündenregister unseres Kunstgewerbes nimmt ferner eine hervorragende Stelle der Naturalismus der Ornamente ein. Die Mehrzahl unserer Ornamente läßt sich allerdings auf natürliche Motive zurückführen, ist der Pflanzenwelt entlehnt. Auch chinesische und japanesische Ornamente besitzen den gleichen Ursprung, nur daß man ihnen denselben nicht immer sofort ansieht. Man würde aber sehr irren, wenn man die natürlichen Typen so wie sie sind, für verwendbar in der ornamentalen Kunst hielte. Um als Ornament brauchbar zu werden, müssen sich dieselben vielmehr eine oft weitgehende Umgestaltung in Zeichnung und Farbe gefallen lassen. Die ornamentale Kunst nämlich hat es nicht mit der vereinzelten, für sich abgeschlossenen Wiedergabe der Naturtypen zu thun, sondern setzt die letzteren in Reihen zusammen, wiederholt sie, verknüpft sie unter einander und mit ihrem Hintergrunde. Dadurch ergeben sich besondere Grundsätze der Composition. Wenn einem Blumenmaler die Aufgabe gestellt wird, einen Strauß zu malen, so wird er gewiß den höchsten Schein der Naturwahrheit erstreben, auch die kleinen Zufälligkeiten wohl beachten, seiner Schilderung den Reiz höchster Lebendigkeit zu verleihen suchen. Für ihn sind die einzelnen Blumen, die er

zum Strauße bindet, in eine Vase setzt u. s. w., Individuen, welche er ähnlich behandelt, wie der Portraitmaler den Kopf seines Modells. Kann er ihnen die Individualität noch bewahren, wenn er sie in größerer Zahl neben einander stellt, dicht aneinander reiht oder durch gleich weite Abstände trennt? Nein. Schon die Wiederholung raubt ihnen dieselbe, sie erscheinen nicht mehr für sich bestehend, sondern einem größeren Ganzen untergeordnet. Das Auge empfängt in diesem Falle zuerst den Eindruck der Regelmäßigkeit und verlangt ihn fortgesetzt zu sehen. Es wäre eine Störung, wenn die einzelne Blume durch allerhand Zufälligkeiten, wie sie in der Natur vorkommen, von der Regelmäßigkeit abwiche, jedes Glied der Reihe eine andere Form zeigte. Die Gleichförmigkeit aller Glieder der Reihe hat zur nothwendigen Folge, daß auch jedes einzelne Glied regelmäßig, symmetrisch gestaltet wird. Die schematisirende Zeichnung ebenso wie die Stilisirung — in beiden Fällen ein Abgehen von der unmittelbaren Natürlichkeit — entspringen einem Grundgesetze der ornamentalen Kunst, das auch durch die Erfahrung bestätigt wird und stets unbedingte Geltung besaß, wo die ornamentale Kunst wahrhaft blühte. Man übertrage, um sich durch ein Beispiel zu überzeugen, die Palmetten, welche die Griechen am Kranzgesimse ihrer Tempel anbrachten, in naturalistische Formen und man wird die Wichtigkeit des Gesetzes alsbald einsehen. Was von der Zeichnung feststeht, gilt auch von der Farbe: diese läßt die Naturwahrheit in zweite Linie zurücktreten gegen die Harmonie, welche durch den Grundton der Fläche, die durch Ornamente geschmückt werden soll, oder durch das Streben nach dem Gleichgewicht aller angewendeten Farben bedingt wird. Es kann in der Natur eine Pflanzenform nur in einer bestimmten Färbung auftreten, den Ornamentisten kümmert das nicht: verlangt die Harmonie einen anderen Ton, so wird er ihn mit vollem Rechte gebrauchen. Diese Freiheit der Farbenwahl ersetzt vollkommen, was die Zeichnung etwa durch Gebundenheit an mannigfachem Effekt einbüßt. Die Geringschätzung dieses Gesetzes, den Verfall unserer Kunstindustrie in rohen Naturalismus nachzuweisen, ist überflüssig. Der oberflächlichste Blick auf unsere Tapeten, Teppiche, Gewebe liefert Beispiele in Hülle und Fülle.

Soll nun noch der Cardinalfehler unseres Kunstgewerbes, seine Unfähigkeit zu selbständiger Produktion, sein Mangel an eigenthümlichem Wesen, seine Abhängigkeit von fremden Mustern hervorgehoben werden? Die Thatsache läßt sich leider nicht wegleugnen, sie gestattet höchstens in Bezug auf die französische von sicherer Tradition geleitete Industrie eine Einschränkung. Doch wäre es unbillig, das Kunstgewerbe ausschließlich für einen Zustand verantwortlich zu machen, woran die ganze Kunstbildung krankt. Wir besitzen keinen abgeschlossenen Baustil, welcher sich von den früheren Bauweisen scharf unterscheidet, und den einzig richtigen Ausdruck unserer architektonischen

Phantasie darstellt; wir können daher auch keinen Anspruch erheben auf eine originale dekorative Kunst. Auf die Nachahmung sind und bleiben wir zunächst angewiesen und es handelt sich im Interesse der Kunstindustrie nur darum, daß die rechten Muster in der rechten Weise nachgeahmt werden.

Seit undenklichen Zeiten wird, wenn die ornamentale Kunst in arge Bedrängniß gerathen, der Orient als Nothhelfer angerufen. Das ist ganz natürlich, da die ornamentale Kunst im Orient wie die früheste, so die reichste Ausbildung empfangen hat. Während in den späteren Kunstperioden die ornamentale Kunst der monumentalen untergeordnet wurde, füllte sie im alten Orient beinahe das ganze Kunstbedürfniß aus, und verlieh selbst den großen Denkmälern ihren Hauptreiz. Man entkleide die orientalischen Bauten ihres ornamentalen Schmuckes und man wird sie fast aller künstlerischen Wirkung berauben; man lasse von den Werken der klassischen Architektur allen Zierrath weg und sie werden trotzdem noch durch ihre reinen Maßverhältnisse, ihre harmonische Gliederung sich als großartige künstlerische Schöpfungen erweisen. Die erhöhte Wichtigkeit des Ornaments im Oriente übt natürlich auf seine reiche Ausbildung einen mächtigen Einfluß. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Im Oriente finden wir die älteste Entwickelung des Ornaments und aus diesem Grunde auch die ursprüngliche Natur desselben reiner festgehalten, als in den späteren Kunstperioden, in welchen das Ornament einen abgeleiteten, mehr oder weniger abgeschliffenen Character zeigt. Das Alles macht den Orient für immer zu einer reichen Fundgrube ornamentaler Studien und erklärt die wiederholte Rückkehr der Kunsthandwerker zu orientalischen Vorbildern, um sich von diesen neue kräftige Anregungen zu holen. Auch gegenwärtig wird die orientalische Kunst dem Kunstgewerbe als Muster empfohlen. Die Empfehlung hat reiche Früchte getragen. Ueberblickt man die Entwickelung unsrer Kunstindustrie seit zwanzig Jahren, so fällt am meisten die stetig zunehmende Orientalisirung derselben auf. In der Teppichfabrikation und Porzellanindustrie, in der Emaillirkunst und in den Metallgewerben stoßen wir auf eine gesteigerte Vorliebe für orientalische Formen. Verglichen mit dem Zustande der Kunstindustrie in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erscheint diese Wendung zur orientalischen Kunst entschieden als Fortschritt. Wir begrüßen darin den Anfang zur Besserung, wir können aber noch nicht die ganze ersehnte Reform des Kunstgewerbes in der Flucht nach dem Orient finden. Denn noch fehlt die klare Auseinandersetzung mit den verschiedenen, keineswegs unter einander verwandten Gruppen der orientalischen Kunst. Sollen wir uns der persisch-indischen oder indisch-japanesischen Gruppe enger anschließen, oder dürfen wir die beiden Gruppen unter einander mengen? Die größere Neigung herrscht für das letztere vor, dann ist aber die Gefahr vorhanden, daß wir uns von

der einheitlichen Kunstbildung wieder weit entfernen. Ein ferneres Bedenken erregt der weitverbreitete Glaube, daß schon die bloße Nachahmung des orientalischen Stiles zum Heil führe. Es ist bei unseren technischen Hilfsmitteln nicht schwer, Porzellanvasen ein Aussehen zu geben, daß sie vom Laien für chinesische Produkte gehalten werden, Bronzegefäße im japanesischen Geschmacke zu dekoriren oder Teppiche so zu weben, daß sie von weitem mit persischen verwechselt werden. Wir verlangen aber nach keiner neuen Mode, die nach kurzer Frist vielleicht schon wieder einer anderen weicht, wir können uns mit keiner äußerlichen oberflächlichen Nachahmung begnügen. Die Bedeutung der orientalischen Kunst liegt in den theilweise unübertrefflichen technischen Vorzügen, über welche sie Dank der ununterbrochenen Tradition gebietet und in der Ursprünglichkeit ihrer Formen. Die technischen Eigenthümlichkeiten ihr abzulauschen, die Formgesetze zu ergründen und sie auf unsere Arbeitsweise zu übertragen, durch ihr Studium die Fehler zu verbessern, welche sich in unsere Industrie eingeschlichen haben, muß als unsere Aufgabe gelten. So gefaßt, kann die orientalische Kunst allerdings einen fördernden Einfluß üben, immer aber nur in einem beschränkten Kreise. Das orientalische Ornament ist nämlich nur als farbiges Flächenornament musterhaft. Wo plastische Formen den Ausschlag geben, der Architectur entlehnte Gliederungen vorkommen, zeigt die orientalische Kunst wenn nicht Dürftigkeit, so doch eine Fremdartigkeit, mit welcher sich unser künstlerischer Sinn nimmermehr befreunden wird. Hier steht die Schule der Antike und die von der Antike beherrschte Renaissance hindernd im Wege. Wir können und dürfen dieser Schule nicht untreu werden, wir würden es aber, wenn wir insbesondere die ostasiatischen Profile und Gliederungen als Vorbild benutzten. In der Gefäßbildung also wird der orientalische Einfluß stets nur in beschränkter Weise sich äußern, mag auch die Flächendekoration willig demselben unterworfen werden, aber auch hier muß bei dem festen Zusammenhange zwischen plastischer Gliederung und Zeichnung die Abhängigkeit in bestimmten Grenzen beharren, die europäische Tradition bis zu einem gewissen Maße festgehalten werden. Dieser Forderung kommt übrigens die orientalische Kunst selbst entgegen. Sie verliert, seitdem der Orient dem europäischen Verkehre geöffnet ist, immermehr von ihrer Originalität. Man wird bald zwischen moderner orientalischer Arbeit und altorientalischen Kunstprodukten unterscheiden lernen, nun den letzteren Beachtung schenken und zu einer sorgfältigeren Erwägung, was als Vorbild dienen kann, gelangen. Dann erst wird unser Verhältniß zur orientalischen Kunst sich freier, ähnlich wie unsere Beziehungen zur Antike gestalten, welche letztere wir gleichfalls nicht blind nachahmen, sondern nur als ideales Muster vor Augen halten.

Während die orientalische Kunst schon länger in unsere Welt hineinragt, hat uns erst die Wiener Weltausstellung mit der nationalen Hausindustrie, der anderen Quelle, aus welcher unsere Kunstgewerbe ihre Anregungen schöpfen sollen, befreundet. Falke hat bekanntlich das Programm für diese Gruppe der Ausstellung entworfen und sich dadurch auf unsere Dankbarkeit den größten Anspruch erworben, mag auch die Verwirklichung des Planes nicht ganz fehlerfrei gewesen sein. Es gehörte die Ausstellung der Produkte nationaler Hausindustrie nicht allein zu dem Fesselndsten, was uns in Wien geboten wurde, sondern sie erscheint auch in der That berufen, auf unser Kunstgewerbe einen guten Einfluß zu üben. In den abgelegenen, vom modernen Verkehre noch nicht beherrschten Landschaften haben sich technische Processe und traditionelle Formen in Kraft erhalten, welche in den großen Culturländern leider ganz in Vergessenheit gerathen sind, deren Auffrischung unserer verflachten, schablonmäßig und nach manierirten, widernatürlichen Modemustern arbeitenden Großindustrie nur zum Vortheil gereichen würde. Die Töpferei, Weberei und Stickerei, die Holzschnitzere' und Goldschmiedkunst sind vorzugsweise auf das Studium der nationalen Hausindustrie hinzuweisen und unsere eleganten Damenarbeiten, bis jetzt überwiegend geschmacklos und das Auge verletzend, dürften erst durch den Anschluß an die nationale Hausindustrie wieder einen künstlerischen Werth empfangen. Ist doch allen Ernstes der Vorschlag aufgetaucht, rumänische oder serbische Bäuerinnen als Lehrer in unseren Stickschulen zu verwenden. Freilich können wir die Arbeitsweise, die mit der nationalen Hausindustrie gewöhnlich verbunden ist, in wenigen Fällen festhalten. Eine rumänische Bäuerin stickt an dem Prachthemde und dem Kopfschleier, mit welchem sie sich als Frau schmückt, Jahre lang und trägt den Schmuck so lange sie lebt. Der geringe Zeitwerth hat die Fortdauer der Hausindustrie wesentlich begünstigt, wenn nicht allein möglich gemacht, sowie der Umstand, daß die industrielle Arbeit zum Ausfüllen der Mußestunden benutzt, nicht fachmäßig betrieben wird, die Anhänglichkeit an überlieferte Formen steigerte. Wir können natürlich die Hausindustrie nicht wieder an die Stelle der Großindustrie setzen, wo aber die letztere vorherrscht, gehen nothwendig viele Eigenthümlichkeiten der Hausindustrie verloren. Doch hindert nichts, daß wir die technischen Vorgänge, welche in der nationalen Hausindustrie gebräuchlich sind, genau prüfen, da sie gar häufig durch die einfachsten Mittel die größte Wirkung erzielen, und daß wir namentlich die naturfrischen Formen der Ornamentik sorgfältig analysiren und in unser Kunstgewerbe einführen. Welche Erfolge man durch das Anlehnen an die nationale Hausindustrie erzielt, zeigt Italien, dessen kunstgewerbliche Thätigkeit sich in den letzten Jahren erstaunlich hob, nachdem es an die lebensfähigen Reste seiner uralten Volksindustrie angeknüpft hatte.

Digitized by Google

Die Goldſchmiedarbeiten Caſtellani's in Rom, vielleicht die edelſten Erzeugniſſe des modernen Kunſthandwerkes, wären niemals ſo vollendet hergeſtellt worden, wenn nicht der Meiſter die traditionelle Kunſtübung der Goldſchmiede in entlegenen Apenninenthälern zu Hülfe gerufen hätte. Hier haben ſich antike Technik und theilweiſe antike Formen unverſehrt erhalten? Während wir in den öffentlichen Kunſtſammlungen antikes Geſchmeide bewunderten, mit der leiſen Klage auf den Lippen, daß eine ſo herrliche Kunſt für immer verloren gegangen ſei, ſchmücken ſich italieniſche Bauerweiber bis auf dieſen Tag mit Ohrgehängen, Haarnadeln, in welchen jene kräftig fortlebt, z. B. das gekörnte Filigran, dieſe köſtlichſte Dekorationsweiſe der Goldfläche, eine Hauptrolle ſpielt.

Der Orient und die nationale Hausinduſtrie beſitzen alſo die wirkſamſten Heilmittel, um unſere kranke Kunſtinduſtrie wieder geſund zu machen. Hoffen wir, daß eine längere Anwendung derſelben auch mannichfache Bedenken zerſtreut, welche gegen den empfohlenen Weg der letzteren hier und da laut werden. Wir klagen über die Charakterloſigkeit des modernen Kunſtgewerbes und glauben ſie aufzuheben, indem wir zu geſteigerter Nachahmung des Alten auffordern. Es giebt keinen Zweig der Kunſtinduſtrie, in welchem nicht die gelungene Nachahmung älterer Meiſter als höchſtes Ziel vorſchwebt. Unſere Meubel imitiren Renaiſſanceformen, unſer Porzellan reproducirt die Typen des vorigen Jahrhunderts oder chineſiſche Vorbilder, die Fayence geht auf die italieniſche Majolika zurück, unſere beſten Goldſchmiedarbeiten ſind im antiken Sinne gedacht, unſere Teppiche werden im orientaliſchen Stile ausgeführt. Dazu kommen noch neuerdings die Imitationen des ruſſiſchen Tula, des indiſchen Bidri (gravirte, mit Schmelzfarbe ausgefüllte Metallarbeiten), der bataviſchen Bottek's (ein eigenthümliches Druckverfahren auf Zeuge) u. ſ. w. Wo bleibt unſere Selbſtändigkeit, fragen Manche, wo die Einheit des künſtleriſchen Geſchmacks? Und dann das Andere: Wir bemerken, daß auf vielen Gebieten der Kunſtinduſtrie der techniſche Fortſchritt und die richtigere Formengebung ſo bewirkt wurde, daß man ältere Werke zu betrügeriſchen Zwecken nachahmte, auf die Liebhaberei der Raritäten- und Kunſtſammler ſpekulirte und ſie täuſchte, indem man gut nachgeahmte moderne Produkte fälſchlich für Originale ausgab. Iſt das nicht ein ungeſunder Zug unſerer Induſtrie und ſteht nicht zu fürchten, daß mit dem Intereſſe zu betrügen und zu fälſchen die Freude am techniſchen Fortſchritte ſich wieder verliere? Endlich wäre noch hervorzuheben, daß unſere Kunſtinduſtrie faſt ausſchließlich nur den Bedürfniſſen des vornehmen Luxus huldigt, die Gegenſtände des täglichen Gebrauches ungebührlich vernachläſſigt. Die Kluft zwiſchen dem Kunſthandwerk und dem gewöhnlichen Handwerke nimmt immer mehr zu und die Möglichkeit für einen mäßig wohlhabenden Mann, ſeine Umgebung künſtleriſch zu ſchmücken, wird mit jedem Tage geringer. Der Hausrath einer bürgerlichen Wohnung

noch im vorigen Jahrhunderte besaß größeren Kunstwerth, als gegenwärtig jedes „Ameublement" von einem halbdutzend Wohnungen des Mittelstandes. Das Kunsthandwerk ist erst dann in Wahrheit blühend, wenn es seinen Einfluß auf das Gewöhnliche und Einfache ausdehnt.

Diese Bedenken haben immerhin einigen Grund, zu einer pessimistischen Anschauung dürfen sie nicht verleiten. Es ist richtig, daß wir viel nachahmen und des Nachahmens beinahe kein Ende finden, es ist aber falsch, wenn wir meinen, daß unsere Zeit absolut nichts Eigenartiges in die Richtung unserer Kunstindustrie hineinbringt. Man kann sogar einen bestimmten Zug, welcher derselben eigenthümlich ist, nachweisen. Aehnlich, wie unsere Malerei die koloristische Richtung mit entschiedener Vorliebe ausbildet, so ist für unser Kunstgewerbe das Streben nach farbiger Wirkung charakteristisch und diesem Streben wird alles Andere untergeordnet. Die anderen Uebelstände aber lassen sich beseitigen oder wenigstens mildern, wenn es uns gelingt, die Bildung der Kunsthandwerker zu heben und den Geschmack des Publikums zu verbessern, so daß jene wie diese sich an die richtigen und schönen Formen gewöhnen und ihren Gebrauch als selbstverständlich ansehen. Die Wichtigkeit eines gründlichen Unterrichtes, den Nutzen eines häufigen Besuches der Kunstgewerbemuseen zu betonen, halten wir für überflüssig, da darüber nicht der geringste Zweifel besteht, dagegen erlauben wir uns auf zwei literarische Erscheinungen aufmerksam zu machen, die sich in den Händen Aller befinden sollten, welche an der Reform des Kunstgewerbes Antheil nehmen. Dieselben bilden überdieß eine treffliche Ergänzung zu den oben angezeigten Schriften von Jakob Falke und Julius Lessing. Wenn diese letzteren das Urtheil richtig stellen und den kritischen Sinn anregen, so bieten die „Blätter für Kunstgewerbe von Valentin Teirich" und das von Bucher und Gnauth herausgegebene „Kunsthandwerk" eine Fülle von Anschauungen, in welchen die Richtigkeit und die Berechtigung der Kritik erprobt wird. Der Architekt Teirich in Wien, Professor an der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums, ist durch mehrere kunstgewerbliche Publikationen bereits rühmlichst bekannt. Er gehört zu dem Kreise von Künstlern, welche Wien zu dem Vororte des deutschen Kunstgewerbes gemacht und zuerst aus dem reichen Schatze historischer Studien die Motive für die Werke des modernen Kunsthandwerkes hervorgeholt haben. Die Blätter für Kunstgewerbe haben kürzlich den zweiten Jahrgang vollendet. In dem uns vorliegenden stattlichen Bande finden wir außer einzelnen historischen Abhandlungen, von hervorragenden Fachmännern, wie Lützow, Falke, Ilg geschrieben, eine Reihe von illustrirten Schilderungen aus den mannichfachsten Gebieten der Kunstindustrie, Werke der textilen Kunst und der Keramik, Glas-, Holz-, Gold- und Bronzearbeiten, Proben der Innendekoration und der Ornamen-

tik dargestellt und ihre Ausführung durch Detailblätter, im natürlichen Maßstabe gezeichnet, erläutert. Dadurch eignen sich die „Blätter für Kunstwerke" zu praktischen Vorlagen und können Gewerbetreibenden unmittelbar als Muster dienen. Daß die Wiener Weltausstellung eine eingehende Besprechung erfuhr und in zahlreichen trefflichen Abbildungen unserer Erinnerung nahe gebracht wird, bedarf keiner Erwähnung. Unentbehrlich dem Fachmanne, gewähren Teirich's Blätter auch dem Kunstfreunde mannichfache Anregung. Die andere Publikation, welche wir eben so angelegentlich empfehlen, ist erst vor wenigen Monaten in das Leben getreten, darf sich aber schon jetzt eines vollständigen, wohlverdienten Erfolges rühmen. Wenn man nach den Gründen frägt, welche der französischen Kunstindustrie den unbestrittenen Vorrang sichern, so muß in erster Linie auch die Leichtigkeit genannt werden, mit welcher sich der französische Kunsthandwerker in den ihm gestellten Aufgaben orientiren, die entsprechenden Muster studiren, über die Stilbedingungen sich verständigen kann. Ihn unterstützen zahlreiche illustrirte Werke, welche die besten Leistungen der Kunstindustrie aller Zeiten ihm vorführen und einen Schatz vor ihm ausbreiten, aus welchem er stets schöpfen und seine Phantasie anregen kann. Unter den französischen Sammelwerken ist das unter dem Titel l'art pour tous herausgegebene das bekannteste und bewährteste. Was dieses für Frankreich, soll das „Kunsthandwerk", redigirt von Bucher und Gnauth und verlegt von Spemann in Stuttgart, für die deutschen Kreise leisten. Die Rückkehr von der prinzipienlosen Mode zum Stile will „das Kunsthandwerk" dadurch fördern, daß es aus öffentlichen und Privatsammlungen in treuen Abbildungen solche mustergiltige Arbeiten publicirt, in welchen einerseits die Zweckmäßigkeit und die stilvolle Form sich deutlich ausprägt, und die andererseits dem Praktiker passende Motive, die er unmittelbar verwerthen kann, bieten. Detailblätter fehlen, dagegen giebt ein kurzer Text Auskunft über die Herkunft, die Technik und den Standort des publicirten Werkes. Der erste Halbband (44 Blätter) macht uns mit Spiegelrahmen und Schränken, mit Krügen und Gläsern, mit Kachelöfen und Majolikaschüsseln, mit Intarsien und Schmiedearbeiten, mit Goldschmiedarbeiten und gewebten Stoffen bekannt, die fast alle kunsthistorisches Interesse mit praktischer Brauchbarkeit vereinigen. Die besondere Rücksicht, die auf die Produkte der heimischen Kunst, insbesondere der deutschen Renaissance genommen wird, verknüpft das „Kunsthandwerk" in glücklicher Weise mit den Bestrebungen der Kunstwissenschaft, welche sich endlich dieser langgeschmähten und unverdient vergessenen Periode angenommen und sie wieder zu Ehren gebracht hat. In keiner wohlsituirten Familie fehlt ein Modejournal, in welchem sich die Geschmacklosigkeit der Gegenwart widerlich breit macht, möchten wir auf dem Familientische öfter solchen Werken begegnen, welche sich er-

Digitized by Google

folgreich bemühen, den guten Geschmack wieder zu beleben und das Auge an künstlerische Formen zu gewöhnen. Ant. Springer.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Verfassungsangelegenheit. Aus Baden. — Eine über die Grenzen des Landes hinaus bedeutungsreiche Angelegenheit ist auf dem gegenwärtigen Landtage zur Anregung gekommen, im Hinblick auf die völlig veränderten staatsrechtlichen Verhältnisse hat die zweite Kammer den Antrag gestellt, die Verfassung, bekanntlich die erste und älteste in Deutschland, einer vollständigen Durchsicht zu unterziehen. Verfassungsänderungen haben in Deutschland seit der Wiederaufrichtung des Reiches nicht gefehlt, eine vollständige Durchsicht der Verfassung ist, wenn wir nicht irren, bisher in keinem Lande in Betracht genommen worden. Die merkwürdigen Verfassungsversuche, welche Mecklenburg gegenwärtig macht, beruhen auf ganz anderen Voraussetzungen, sie lassen sich nicht auf die gleiche Linie stellen. Ebenso sind die im Reichslande sich regenden Verfassungsbestrebungen von wesentlich verschiedener Art. In Elsaß-Lothringen und in Mecklenburg ist Tabula rasa oder so gut wie Tabula rasa: in Baden will die große Thatsache des Reiches, woran die zweite Kammer bei ihrem Antrage anknüpft und worauf sie denselben hauptsächlich stützt, in Einklang gebracht worden mit den Rücksichten, die altgewohnte Zustände, vielbewährte Einrichtungen berechtigterweise erheischen.

Der Antrag der zweiten Kammer konnte bei der Staatsregierung nicht wohl liebsame Eindrücke hervorrufen; er hat sie bei ihr wohl nicht hervorgerufen. Für gewöhnlich eifrig bestrebt den Forderungen des Tages gerecht zu werden, verhielt sich die Staatsregierung diesem Antrage der zweiten Kammer gegenüber nicht geradezu ablehnend: wie konnte sie das, wo ein bestimmtes Bedürfniß unzweifelhaft vorliegt, wo eine Frage — bedeutungsreich für das Reich wie für die Länder — auf die Tagesordnung tritt? Ein ziemlich starkes Widerstreben ließ die Staatsregierung aus ihren Erklärungen heraushören, wie es übrigens, wenn man die Dinge ruhig betrachtet, recht natürlich erscheinen muß. Ist namentlich beim Gedanken an die Veränderung des Vertretungssystems, an den Uebergang zum Einkammersysteme, das durch das Vorbild des Reiches, des Reichstags nahe gebracht wird, ein Gefühl der Unsicherheit überall abzuweisen? Bezeichnender und bemerkenswerther Weise durfte freilich die zweite Kammer von ihrem Standpunkte aus dieser Frage, der eigentlichen Kernfrage der Verfassungsangelegenheit, nicht aus dem Wege

gehen, wenn sie sich nicht dem Vorwurfe der Halbheit und Kurzsichtigkeit mit Recht aussetzen wollte. Die zweite Kammer mußte das zur Sprache bringen, was insbesondere bei der ersten Kammer einer unbefangenen Beurtheilung nicht wohl gewärtigen konnte.

Die erste Kammer hielt allerdings, muß man sagen, den Antrag der zweiten Kammer etwas zu sehr für den Hannibal ante Portas. Seit langen Jahren, seitdem die Regierungspolitik in die Bahnen einlenkte, auf denen sie so viele und so verdiente Erfolge erworben, hat die erste Kammer am Staatsleben ehrenvollen verdienstlichen Antheil genommen, mehr als einmal hat sie auf den Gang der Dinge mit glücklichem Erfolge eingewirkt, in ihrer Mitte sind treffliche Kräfte thätig gewesen. Unter den deutschen ersten Kammern, das wird sich getrost behaupten lassen, steht die badische in vorderster Reihe. Hat dies inzwischen irgend verkannt werden sollen? Wurde der Antrag der zweiten Kammer von bloßer Unzufriedenheit oder von reiner Neuerungssucht eingegeben? Ging der Antrag nicht vielmehr aus dem wohl etwas ideal angehauchten Bestreben hervor, die bestehenden Einrichtungen den neuen Verhältnissen getreulich anzupassen?

Während die erste Kammer in dem Antrage der zweiten Kammer zunächst und zumeist die Infragestellung ihres eigenen Bestehens sah, liegt in ihm in der That die Infragestellung beider Kammern. Bei einer Veränderung des Vertretungssystems, beim Uebergange zum Einkammersysteme würden beide Kammern abzuschaffen und in eine zu verschmelzen sein. An Stelle des Zweikammersystems würde dann aber, das ist der folgenreiche Unterschied zwischen diesem neuen Landesvertretungssysteme — das wir für unsern Theil für das Landesvertretungssystem der Zukunft zu halten geneigt sind — und dem Reichsvertretungssysteme, nicht das einfache Einkammersystem treten, vielmehr würde ein neuartiges gemischtes Einkammersystem das Zweikammersystem ersetzen, ein System, das unter andern eine neue Mischung der politischen Vertretungselemente zur Folge haben müßte. Wie die Elemente freilich sich mischen, sich vermischen würden, das entzieht sich der Vorausberechnung und daraus entspringt, scheint es, namentlich auch das Gefühl der Unsicherheit in der ganzen Frage. Die Kreisversammlungen mit ihrem mannichfaltigen Vertretungssysteme bieten zwar eine Art Beurtheilungsmaßstab; indeß wird aus den bei ihnen gemachten, beiläufig nicht unvortheilhaften Erfahrungen nur allgemein auf die Lebensfähigkeit der gemischten Vertretungssysteme zu schließen sein. Für das gemischte Einkammersystem oder vielmehr die gemischten Einkammersysteme dürfte selbstredend aus dem Vorgange der Kreisversammlungen kein vollgültiger Schluß sich ergeben.

Unwillkürlich drängt sich der Zweifel auf, ob die Dinge schon soweit gediehen, um an eine so weitgehende Umgestaltung der Landeseinrichtungen

denken zu dürfen. Ist im Reiche wie in den Ländern nicht alles noch zu unfertig? Läßt sich das Wechselverhältniß von Reich und Ländern nicht zu wenig übersehen, zu wenig beurtheilen? Gebricht es vor allem nicht an der richtigen Gegenüberstellung von Reichsvertretung und Landesvertretungen? Der Reichstag nimmt im Bewußtsein der Nation bereits eine magistratuale Höhe ein, bei weitem jedoch nicht die, die er einzunehmen hat. Die Landtage beginnen sich in die mit ihnen vorgehende Mediatisirung zu schicken, allein manche Zeit wird hingehen, bis die Landtage in die neue bescheidenere Rolle sich eingelebt haben, bis sie in ihr sich wohl fühlen. Die Auseinandersetzung von Reich und Ländern ist unaufhaltsam im Vorschreiten begriffen, doch wird es vieler Arbeit bedürfen, bis die gegenseitigen Befugnisse deutlich entgegentreten, so daß ein deutliches Bewußtsein der gegenseitigen Rechte und Pflichten darauf sich gründen kann. Die Dinge sind bei weitem nicht an dem Punkte angelangt, um an die abschließende Neugestaltung der Landeseinrichtungen denken zu dürfen.

In welcher Richtung die Anschauungen über das Vertretungswesen gegenwärtig sich bewegen, das zeigt allerdings das Beispiel Mecklenburgs und Elsaßlothringens. Seiner Größe wie seinen Verhältnissen nach könnte sich Mecklenburg wahrscheinlich den Luxus eines Oberhauses gestatten: wer denkt wohl daran? Die beiden Regierungen würden am ersten auf die Stütze verzichten, welche die ersten Häuser sonst den Regierungen zu gewähren pflegen. Elsaßlothringen hat die Größe Sachsens, Württembergs, Badens, gewiß wäre es so gut wie diese in der Lage, eine erste Kammer zu besitzen. Ist davon irgend die Rede gewesen? Die Zeiten der allgemeinen Begeisterung für Vertretungswesen und Vertretungsthätigkeit sind überall vorbei, wir haben wohl nicht zu beklagen, daß sie vorbei. Die öffentliche Meinung sieht gegenwärtig im Vertretungswesen eine nothwendige staatliche Lebensform, aber bei den vielen und vielerlei Vertretungen hält sie auch mit Recht die Einschränkung des Vertretungswesens auf das unumgängliche Maß für unumgänglich. Der Sinn für Vertretungswesen und Vertretungsthätigkeit ist ungeschwächt, doch lehrt der Reichstag, der die rasch gewonnene Gunst wohl nicht zum wenigsten seiner energischen Geschäftsthätigkeit zu verdanken hat, daß die knappste Erledigung der Vertretungsgeschäfte die zeitgemäßeste. Je mehr die Landtage ihre Geschäftsführung nach der des Reichstages modeln, je mehr wird bei ihnen die Einsicht sich befestigen, daß mit dem Einfacherwerden ihrer Geschäftsformen zuletzt — sie selbst einfacher werden müssen. Durch ihre eigenen Erfahrungen werden die Landtage darauf geführt werden, den Uebergang zum Einkammersystem zu wünschen, der sich nur dann praktisch vollziehen kann, gedeihlich vollziehen wird, wenn die Erfahrungen richtig einwirken. Wie lange dieser Entwickelungszustand andauert, ist na-

türlich nicht vorauszubeſtimmen. Im ganzen vollziehen ſich heute die Entwickelungen ſo raſch, daß auch hier auf eine ſchnellere Löſung zu rechnen ſein dürfte.

Die Faktoren der Geſetzgebung ſtehen ſich in der Verfaſſungsangelegenheit gegenüber, ſo daß Beſorgniſſe ernſterer Art aufkommen können. In dieſen Tagen überhäufter ſtaatlicher Arbeit iſt inzwiſchen keine Frage, und wäre ſie eine noch viel wichtigere, im Stande die öffentliche Aufmerkſamkeit länger zu beſchäftigen. So iſt keine Zeit für Konflikte und darum auch keine Zeit der Konflikte. Wir ſchließen mit der Hoffnung, daß es gelingen werde, die bedeutungsreiche Verfaſſungsangelegenheit glücklich weiterzuleiten, damit Baden erneut des Ruhmes ſich erfreue, der Vorkämpfer des deutſchen ſtaatlichen Fortſchritts zu ſein. △

Bundesreform; eidgenöſſiſche Hochſchule. Aus der Schweiz. — Seit der glänzenden Annahme des neuen Kirchengeſetzes durch das Volk des Kantons Bern iſt in unſerer politiſchen Welt kein Ereigniß von ähnlicher Bedeutung mehr eingetreten. Wenige Tage nachher wurde der Entwurf der neuen Bundesverfaſſung zu Ende berathen und von beiden Räthen mit erfreulicher Mehrheit angenommen. Derſelbe iſt nun auch dem Volke mitgetheilt worden, mit einer empfehlenden Proklamation des Bundesrathes, und man ſieht mit ziemlicher Ruhe der Abſtimmung entgegen, welche am 19. April ſtattfinden ſoll. Die franzöſiſche Schweiz ſcheint, befriedigt durch die ihr gemachten Zugeſtändniſſe, loyal für Annahme des Entwurfes einſtehen zu wollen, und auch von einigen andern Kantonen, deren Zuſtimmung zweifelhaft war, läßt ſich dies Mal eine Mehrheit für Annahme erwarten. Im Allgemeinen herrſcht die Stimmung vor, daß man das Gebotene, als das gegenwärtig einzig Mögliche, wohl annehmen dürfe und müſſe, wenn man aus der Spannung einmal herauskommen und zu einem gedeihlichen Fortſchritt gelangen wolle, den dann die einen allerdings weniger raſch fortzuſetzen wünſchen als die anderen. Entſchieden ablehnend oder wenigſtens ſehr bedenklich verhalten ſich ſchon jetzt nur noch die ſtreng katholiſchen Elemente, welche natürlich die kirchenrechtlichen Beſtimmungen ganz beſonders unannehmbar finden; im Grunde aber verbergen ſie hinter dieſem Vorwand auch anderweitige Abneigung. Sie erklären, bereit geweſen zu ſein, manche einzelne Artikel anzunehmen, wenn getrennte Abſtimmung über dieſelben beſchloſſen worden wäre; da nun aber, wie vor zwei Jahren, in Globo abgeſtimmt werden ſolle, ſo bleibe ihnen nichts übrig, als Alles zu verwerfen. Und doch iſt die letztere Form der Abſtimmung dies Mal noch mehr gerechtfertigt als das erſte Mal, da der jetzige Entwurf ein Compromiß iſt, deſſen Beſtandtheile einander gegenſeitig bedingen und nicht den Zufällen der Abſtim-

mung preisgegeben werden dürfen. Unser Urtheil über den Werth und die Tragweite der wichtigsten Hauptartikel verschieben wir auf den Zeitpunkt, wo die Annahme derselben erklärt sein wird. Auch das Centralkomité der schweiz. Altkatholiken hat beschlossen, die projectirte neue Kirchenverfassung erst dann ins Leben treten zu lassen.

Agitirt wird auf die Abstimmung hin in den katholischen Landestheilen allerdings schon jetzt, in der Tagespresse und besonderen Flugschriften; doch wird die Stimmung erst nach Ostern einen höhern Grad erreichen. Die Regierung von Bern hat eine Anzahl der abgesetzten Geistlichen im Jura, welche den ihnen gewährten Privatgottesdienst zu Wühlereien mißbrauchten, aus dem Kanton verwiesen, und Solothurn wird dieselben nicht aufnehmen, dagegen Freiburg. Für Annahme der Verfassung arbeiten die überall verzweigten Sectionen des schweiz. Volksvereins, der ausdrücklich zu diesem Zwecke geschaffen wurde, und die überwiegende Mehrheit der Presse. Auch die um die Fastnachtszeit üblichen öffentlichen Umzüge wurden gelegentlich benutzt, um der Volksstimmung, besonders aber dem schwebenden Kirchenstreit, humoristisch-satirischen Ausdruck zu geben, wie das in schweizerischen Landen seit Alters üblich war. An andern Orten bewegte sich die Festlust auf dem Gebiete eines harmloseren Humors über allgemeine Weltzustände, in Darstellung der Contraste zwischen Heimath und Fremde, Einst und Jetzt, oder auf dem Gebiete eines über alle Parteiung der Gegenwart erhabenen Patriotismus, der sich an Erinnerungen der Vergangenheit erbaut. Solche Darstellungen, ernst und sorgfältig vorbereitet, haben oft auch ästhetischen Werth, und wenn die dramatische Kunst sonst in der Schweiz allerdings keinen besonders günstigen Boden findet, so ist die alteinheimische Pflege des Volkstheaters doch ein wesentliches Element der allgemeinen Bildung. Auf dem Gebiete der Musik wird in den drei Hauptstädten der deutschen Schweiz ganz Tüchtiges, auch in Aufführung neuerer Werke, geleistet, und schon jetzt übt man sich auf das große Musikfest, welches im Juli in Zürich stattfinden soll. Für Unterstützung der bildenden Künste hat die Bundesversammlung dies Jahr wenigstens eine größere Summe als bisher bewilligt; der Beitrag an wissenschaftliche Werke (hauptsächlich Herausgabe vaterländischer Geschichtsquellen) ist vermehrt worden durch eine Summe, welche die Ausarbeitung des schweizerdeutschen Wörterbuchs befördern soll.

Das Project einer eidgenössischen Hochschule wird durch Annahme der neuen Bundesverfassung schwerlich ins Leben gerufen, eher definitiv abgethan, da die ausdrückliche Bestimmung aufgenommen wurde, der Bund könne das höhere Unterrichtswesen auch durch Unterstützung der bestehenden Anstalten in seine Obhut nehmen. Diese Wendung der Frage findet ziemlich allgemeinen Beifall: in Basel und Bern haben die akademischen Kreise selbst sich

ziemlich offiziell dafür ausgesprochen und Zürich würde die Errichtung einer eidgenössischen Universität natürlich auch nur dann wünschen, wenn die neue Anstalt ihm selbst zu Theil, resp. irgendwie mit dem Polytechnikum verbunden würde, was eben auch nicht leicht, billig und klug wäre. Mittlerweile hat Bern die Errichtung einer altkatholischen Fakultät der Theologie an seiner Hochschule ins Auge gefaßt, und wenn auf irgend einem Gebiete der Staat etwas thun darf, um der Wissenschaft eine bestimmte praktisch-nationale Richtung zu geben, (im Grunde aber vielmehr nur um ihre Unabhängigkeit von fremdartigen Einflüssen zu sichern) so wird es gegenwärtig allerdings am ehesten das Gebiet der katholischen Theologie sein. Im Uebrigen beruht alles, was die Verfechter einer eidgenössischen Hochschule in Absicht auf Pflege vaterländischer Gesinnung unter der studirenden Jugend von jener Schöpfung erwarten, größtentheils auf Einbildung, und auch die Bildung eines gemein-schweizerischen Rechtes würde durch eine juristische Fakultät unter Hoheit des Bundes nicht schneller und besser zu Stande kommen, als sonst geschehen wird. Wenn der Bund für die Pflege freier Wissenschaft etwas thun kann und will, so mag er eine eidgenössische Akademie errichten, welcher hauptsächlich diejenigen gelehrten Arbeiten (auf den Gebieten der Natur- und Geschichtswissenschaft) zu übergeben wären, welche schon jetzt theilweise mit finanzieller Unterstützung, und darum auch unter theilweiser Aufsicht, des Bundes betrieben werden. Für die Verbreitung der höheren Bildung mögen die leicht zugänglichen kantonalen Akademien und Hochschulen arbeiten, von welchen ja auch das Institut der öffentlichen populär-wissenschaftlichen Vorträge in immer weitere Kreise verpflanzt wird, und die ebenso zahlreichen Vereine, welche demselben Zwecke dienen.

An der Grenze Spaniens. Aus Gibraltar. — Selten wird dem Touristen eine Mühe so reichlich gelohnt, wie die, auf den gut angelegten Wegen den steilen Felsen von Gibraltar zu besteigen, um dann die Blicke rund umher über zwei Meere und zwei Erdtheile hin schweifen zu lassen. Das mit zahlreichen Segeln bedeckte Mittelmeer, die Bucht von Algeciras, der atlantische Ocean, die Küste von Afrika mit Tanger und Ceuta, weiterhin der schneebedeckte Atlas, nach Norden zu die andalusischen Gebirge und die spanische Küste bis in die Gegend von Malaga, — alles zusammen ein Landschaftsbild so großartig, erquickend und abgerundet, wie ich sonst kaum eins kenne. Bald indessen hat das äußere Auge sich an dem Schauspiel satt gesehen und der innere Sinn beginnt seine Thätigkeit. Da sieht man denn mancherlei seltsame Gestalten an und um diesen so historischen Felsen vorüber schweben. Schon vor drei Jahrtausenden segelten und ruderten hier Tyrus' schwarzhaarige, verwegene Söhne vorbei; ängstlich hielten sie am Fuße

dieſes imponirenden Felſen ihre Barken an und brachten dem Beſchützer ihrer Wanderungen Melkarth ehrerbietige Opfer, ehe ſie weiter nach Gades und dem Norden ſchifften. Später zog dann Hamilcar mit ſeiner Löwenbrut herüber und unterwarf ſich das Land, damit ſein großer Sohne eine Baſis im Kampf gegen die verhaßten Römer hätte. Ein Glück für das Land, ja für ganz Europa, daß es ihm nicht gelang, ſondern Spanien ſtatt dem barbariſirenden und demoraliſirenden Einfluß der Phönicier der ſo viel edleren Kultur der helleniſirten Latiner anheimfiel. Dann kamen, als auch der Welttag der Gräko-Italiker vorüber war, unſere biederen Landsleute, deren Namen dieſe Provinz heute noch trägt, hierher, — nur vorübergehend, denn die eingefleiſchte Luſt am Wandern und Abenteuern trieb auch dieſe rauhen Geſellen vorwärts in ein Land, deſſen verderblichem Klima ſie weniger Widerſtand zu leiſten vermochten als der Wehrkraft ſeiner Bewohner. Und Afrika lohnte dieſe Vandaleninvaſion übel genug! Dort unten, wo jetzt rothröckige, blonde Britten von ihren Korporalen gedrillt werden und die engliſchen, vortrefflich angelegten Batterien ſo kühn aufs Meer hinausſchauen, landete Tarik mit ſeinen Arabern, gab dieſer Stätte ſeinen Namen und brachte abermals ein fremdartig ſemitiſches Element nach Süd- und Mittelſpanien, welches heute noch fortbeſteht, deutlich genug zu erkennen iſt und das Volk in Gewohnheiten und Charakter ſo merklich von dem übrigen Europa ſcheidet. Denn als die unwillkommenen Eindringlinge nach heißem, Jahrhundertelangen Ringen doch wieder zurückweichen mußten, war ſchon zu viel von ihrem Blut in den ſpaniſchen Volkskörper übergegangen.

Dies Schickſal Spaniens, alle möglichen Abenteuer durchzumachen, von den größten hiſtoriſchen Ereigniſſen verhängnißvoll berührt zu werden, ohne dabei auf die Dauer zu einer ſelbſtändigen Machtentfaltung oder einer eigenartigen Kulturentwicklung zu gelangen, ſpiegelt ſich auch in ſeiner allerneueſten, höchſt unerquicklichen Geſchichte wieder. Welch ein Scenenwechſel, welch unklares Experimentiren, welch plan- und zielloſes Durcheinanderarbeiten der verſchiedenen Parteien ſeit dem September 1868! Bisweilen vermeint man, ſich unter Kindern zu befinden, die ſtatt ihres gewöhnlichen Zeitvertreibes des „Soldatenſpielens", einmal zur Abwechslung „Staatsmann und Regierung" ſpielen. Und ſcheint auch die augenblickliche Regierung eine kleine Wendung zum Beſſern zu bedeuten, ſo hüte man ſich doch hier mehr noch als anderswo vor voreiligen, zu ſanguiniſchen Hoffnungen. Die Lage der Dinge wird ſich vermuthlich in der allernächſten Zeit nicht weſentlich ändern, deshalb lohnt es mit einigen Worten auf den gegenwärtigen Zuſtand einzugehen. Die Diktatur des Marſchalls Serrano iſt in jedem Fall, verglichen mit der verworrenen Regiererei des gutmüthigen redefrohen Herrn Profeſſors Caſtelar, ein Glück für das Land. Jener mit ſeinen Genoſſen, deren Red-

lichkeit und guten Willen ich bereit bin anzuerkennen, waren offenbar völlig außer Stande, dieſes Land, das Ideal verworrener Zuſtände, einer glücklichen Zukunft entgegen zu führen. Ob es der Marſchall kann, liegt wenigſtens im Bereich der Möglichkeit. Eins hat er klar erkannt; die Regierung, die dieſen Namen verdienen will, muß zunächſt mit dem Carliſtengeſindel fertig werden. Der Nordoſten des Landes, beſonders jener baskiſche Winkel, der Sitz urthümlicher Unbotmäßigkeit muß von der fanatiſchen Pfaffen- und Banditenrotte geſäubert werden ſo ſchnell als möglich, und ſei es mit Aufbietung aller Kräfte. Keine Maßregel kann zu ſtreng und exceptionell ſein, keine Anſtrengung zu groß, wenn ſie nur auf kürzeſtem Weg zu dieſem erwünſchten Ziel führt. Nun ſcheint es freilich nach den neuſten mir hier vorliegenden Nachrichten aus Madrid, als wolle der Marſchall in dieſem Sinne thätig ſein, alle Kräfte ſollen aufgeboten und dauernd angeſtrengt werden, um nicht bloß die letzten böſen Scharten wieder auszuwetzen, ſondern womöglich den ganzen „Krieg" zu Ende zu führen. Mags ihm gelingen; für beſſere Commandanten und Generale, als es die militäriſchen Dilettanten der Republik ſind, wird er wohl bald zu ſorgen wiſſen; aber die ſeit mehr als einem Jahre ſyſtematiſch und gründlich verlotterte Disciplin unter den Truppen wieder herzuſtellen erfordert Zeit und Geſchick. Deshalb würde ich mich gar nicht wundern, wenn zunächſt noch neue Niederlagen aus dem Norden gemeldet würden. Freilich an einen dauernden, wirklichen, völligen Erfolg des „Königs" Carlos iſt nicht zu denken; ſelbſt ſein Einzug in Madrid, ſo unwahrſcheinlich er iſt, würde wenig bedeuten; er würde vermuthlich den Weg von Madrid zu den Pyrenäen weit ſchneller zurücklegen müſſen, als umgekehrt. Hierüber kann ſich nur der täuſchen, der mit den Stimmungen des Landes völlig unbekannt iſt. Mehr Chancen haben die Iſabelliſten, das iſt gar keine Frage; aber da es mit dem Prophezeien immer eine üble Sache iſt, ſo will ich mich hierauf heute nicht weiter einlaſſen. Von früher her mit den Zuſtänden des Landes einigermaßen bekannt, wird es mir leicht ſein, Ihnen bald einige, die Sache treffende Schilderungen und Charakteriſtiken zu geben.

Gibraltar liegt inmitten der ſpaniſchen Unſicherheit und der nicht enden wollenden Unruhen wie ein Oaſe; man fühlt ſich hier geborgen vor den Aengſten, die man in benachbarten Städten wohl auszuſtehen hat, und ſelbſt Spanier, ſo wenig ſie ſonſt geneigt ſind den Britten dieſen werthvollen Beſitz zu gönnen, erkennen dies an und betrachten dieſe Feſtung in Zeiten der Noth als einen Zufluchtsort. Außer den ſchon gerühmten landſchaftlichen Schönheiten und den intereſſanten uneinnehmbaren Feſtungsanlagen bietet die kleine Stadt nichts Beachtenswerthes, ein buntes Gewimmel engliſcher, ſpaniſcher, mauriſcher Volkselemente mit ihren verſchiedenen Phyſio-

gnonomien und Trachten können die Theilnahme des Fremden für einige Zeit fesseln; sonst kein Gebäude, kein Kunstwerk von einigem Werth, nicht einmal ein gutes Hotel oder ein erträgliches Kaffeehaus. Wo die Britten hinkommen herrscht verhältnißmäßige Ordnung, Sicherheit, Reinlichkeit, — die Grazien sind leider ausgeblieben. Nun, nicht jedem geben die Götter Alles, immerhin darf man sich freuen, daß hier Engländer und nicht Spanier das Regiment führen. X.

Der interoceanische Kanal. I. Die Aufgabe. — Heft 183 der trefflichen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" herausgegeben von R. Virchow und Fr. v. Holtzendorff veröffentlicht einen Vortrag, welchen der rühmlichst bekannte Professor der Geologie in Göttingen, Dr. Karl v. Seebach, in Folge einer Reise durch Centralamerika in dem Berliner wissenschaftlichen Vereine am 10. Febr. 1872 gehalten hat, und der sich in eingehender Weise mit der beabsichtigten Kanalisation des centralamerikanischen Isthmus, d. h. der Verbindung des atlantischen mit dem stillen Meere mittelst einer Wasserstraße beschäftigt.

Herr v. Seebach erwähnt zunächst fünf verschiedene Eisenbahnlinien, welche zur Erreichung jener Verbindung auf dem Ueberlandwege in Vorschlag gebracht sind, nämlich von Norden nach Süden gerechnet: 1) die Tehuantepeklinie im südöstlichen Mexiko, deren Länge etwa 120 Seemeilen bei 780 Fuß niedrigster Paßhöhe beträgt; — 2) die Honduraslinie, Länge etwa 160 Seemeilen, niedrigste Paßhöhe mindestens 2000 Fuß; — 3) die Nikaragualinie, mit theilweiser Benutzung des San-Juanflusses und Nikaraguasees, zum Theil Wasserverbindung, zum Theil Landtransport, ein unausführbares Zwitterunternehmen; — 4) die Costaricalinie auf ausschließlich costaricensischem Gebiete. Sie hat bei nahezu 120 Seemeilen Länge eine Höhe von 5200 Fuß zu übersteigen; — 5) die Chiriquilinie im columbianischen Staate Panamá, mit etwa 42 Seemeilen Länge in direkter Entfernung beider Oceane, bei etwa 3000 Fuß niedrigster Paßhöhe. Sie liegt in unmittelbarer Nähe der Panamá-Eisenbahn.

Von diesen Linien kommen aus Gründen, die der Verfasser entwickelt, die erste, dritte und fünfte, wenigstens zur Zeit, nicht in Betracht; wirkliche Schritte zur Ausführung sind nur bei der Honduras- und Costarica-Eisenbahn gethan. Der Bau der erstern ist bereits seit längerer Zeit unterbrochen und abgesehen von den bedeutenden materiellen Schwierigkeiten haben verwerfliche Finanzoperationen und der Zustand permanenter Anarchie und Revolutionen dem übelberüchtigten Unternehmen den Vorwurf des Schwindels zugezogen. Hinsichts der Costaricabahn sagt Hr. v. Seebach: „Trotz der enormen Schwierigkeiten und der kurzen Frist, die erst verstrichen ist,

seit dies Projekt aus dem Reiche frommer Wünsche heraustrat, ist diese Linie doch die einzige Route neben der Panamá-Eisenbahn, auf welcher eine Strecke schon wirklich vollendet und schon heute (1872) dem Verkehr übergeben worden ist. Wer den raschen Aufschwung kennt, welchen das kleine Gemeinwesen von Costarica seit dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts genommen hat, wer da weiß, wie viele durch Tüchtigkeit und Bildung hervorragende Ausländer sich dort niedergelassen haben, — und ein Deutscher wird mit Freuden finden, daß die Mehrzahl derselben Deutsche sind, — und welchen Ansehns dieselben sich daselbst erfreuen, der wird die Hoffnung festhalten, daß die interoceanische Eisenbahn durch Costarica einst wirklich vollendet werden wird". Dazu kommt, daß bereits (1874) etwa 50 Meilen dem Verkehr übergeben sind, ein Telegraph bis zum stillen Meere errichtet und der Hafenplatz Limon, bis vor etwa 2 Jahren eine wüste Düne, in ein verkehrreiches Städtchen verwandelt ist.

Indem nun Hr. v. Seebach von der interoceanischen Verbindung mittelst Eisenbahnen, welche bereits als Thatsache gelten kann, auf die von ihm bejahte Möglichkeit der Anlage eines Kanals übergeht, spricht er die Ueberzeugung aus, daß in dieser Hinsicht nur zwei Projekte Berücksichtigung verdienen, nämlich erstens das Projekt der Durchstechung der Landenge von Darien und zweitens die Kanalisirung des Grenzgebietes von Nikaragua und Costarica längs des San-Juanflusses und der Lagune von Nikaragua. Nach einer kurzen Vergleichung der technischen Schwierigkeiten, welche diese beiden Unternehmungen zu überwinden haben, und mit Bezugnahme auf die für das Darienprojekt eintretenden Gutachten des Touristen Moritz Wagner und der von den Vereinigten Staaten unter Kapitän Selfridge ausgerüsteten Expedition, gelangt er zu dem Resultate, daß dem Nikaragua-Costarica Projekte der Vorzug zu geben sei. Ich füge hinzu, daß damit der vor wenigen Wochen dem Marine-Departement der Vereinigten Staaten erstattete Bericht des Kapitain Lull, der eine zur Erforschung der letztgenannten Linie ebenfalls von den Vereinigten Staaten abgesandte Expedition geleitet hat, übereinstimmt. Hr. v. Seebach schließt mit den Worten: „Aber welche von beiden Linien dereinst ausgeführt werden mag, — und eine derselben wird einmal ausgeführt werden müssen, — wer sie gebaut und besitzt, der wird einen der wichtigsten Punkte unseres Planeten beherrschen ..... Heute aber nach der Vollendung unserer nationalen Wiedergeburt, nach den welthistorischen Ereignissen des letzten Lustrums, dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß bei dem sich immer mehr erweiternden Gesichtskreis unseres Volkes, bei dem immer mehr wachsenden Umfang unserer Verbindungen, bei dem steigenden Nationalwohlstande an der großen Aufgabe, die Centralamerika der Zukunft aufbewahrt, auch Deutschland voll mitarbeiten und mitern-

ten wird unter dem fröhlichen Rauschen unserer schwarz-weiß-rothen Flagge!"

An diese nicht genug zu beherzigenden und auf eigner Beobachtung beruhenden Betrachtungen knüpfe ich an. Es ist nicht meine Absicht, die technischen Schwierigkeiten dieses großen Unternehmens zu beurtheilen und gegen einander abzuwägen. Ich überlasse diese Erörterung berufeneren Federn und gedenke nur der Realisirung des Werkes, im Interesse Deutschlands, einen Schritt näher zu treten, indem ich mich begnüge, auf die politischen und sozialen Hindernisse zu dem Ende hinzuweisen, daß deren Beseitigung ermöglicht und das Mittel dazu in weitern Kreisen erkannt wird. Auf diesem Wege hoffe ich ein praktisches Verständniß für die Sache anzubahnen.

Meiner Ansicht nach ist eben der wesentliche Grund der Verzögerung, welche der Beginn des Unternehmens in neuerer Zeit erlitten hat, nicht in den zu bewältigenden technischen Schwierigkeiten (wozu ich auch die Auffindung der vortheilhaftesten Linie rechne), sondern viel mehr in den politischen zu suchen. Die Technik hat neuerdings so gewaltige Fortschritte und Erfahrungen gemacht, daß Arbeiten, die früher als unausführbar oder mindestens als zu kostspielig — und beides kommt auf dasselbe hinaus — galten, jetzt ihre Bedeutung verloren haben. Je mehr aber durch diese günstige Entwicklung der Wissenschaft die Ausführung erleichtert und das Werk seiner Vollendung näher gerückt wird, desto mehr gewinnen die politischen Bedenken an Gestalt und Dringlichkeit. Diese letztern geben sich nach zwei Richtungen zu erkennen. Zuvörderst bestehn sie in den verschiedenen Ansprüchen, welche die territorial betheiligten Staaten, Nikaragua und Costarica gegen einander erheben, und demnächst in der Stellung, welche andere Mächte, insbesondere die kommerziellen Großmächte zu dem Unternehmen einnehmen. Ohne Zweifel müssen die Gebietsfragen erledigt sein, ehe überhaupt an den Bau eines Kanals gedacht werden kann und halte ich es daher für angemessen, mich zunächst mit ihnen zu beschäftigen, wobei es unvermeidlich ist, auf die geographischen und politischen Verhältnisse der Grenzgebiete näher einzugehn, wozu mich eigne Anschauung befähigt. F. E.

Literatur.

Felix Dahn, „Sind Götter?" „Sind Götter?" lautet der Titel einer im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart erschienenen „nordischen Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert" von Felix Dahn, die in Stoff und Form so glücklich den urkundlichen Ueberlieferungen aus jener fernen Zeit nachgebildet ist, daß man diese „Halfred Sigskaldsaga" wirklich für die Uebertragung oder Umdichtung einer in der Klosterbibliothek von St. Columban aufgefundenen mönchischen Aufzeichnung halten könnte. Eine solche Umdichtung liegt auch in der That vor, nur daß der Verfasser, ganz ähnlich wie in seinen charakteristischen und anziehenden Balladen der Gedichtsammlung, nicht eine bestimmte Quelle benutzt, sondern sich durch die Aneignung des gesammten Quellenmaterials in den Stand gesetzt hat, aus dem Geiste desselben frei nachzuerfinden. Jeder kleinste Stein also, aus dem diese

Mosaik sich zusammensetzt, hat sicher seinen nachweislichen Fundort, die Composition aber, das Bild im Ganzen gehört dem Dichter an und er will, wie der Zusatz zum Titel zeigt, darüber nicht täuschen, wenigstens nicht anders als poetisch täuschen. Dabei folgt er doch keineswegs dem Vorgange derer, die aus der Zeit des Ueberganges vom Heidenthum zum Christenthum in den Nordlanden, aus Sage und Chronik, den Stoff zu phantastischen Romanen schöpften (namentlich Fouqué), sondern schließt sich eher Scheffels Ekkehard an — auch eine „Geschichte aus dem 10. Jahrhundert", deren Vorwort: „dies Buch ward verfaßt in dem guten Glauben, daß es weder der Geschichtsschreibung noch der Poesie etwas schaden kann, wenn sie innige Freundschaft mit einander schließen und sich zu gemeinsamer Arbeit vereinen" — auch ihm zur Rechtfertigung dienen wird. Nur daß Dahn noch einen Schritt weiter, oder wenn man will zurück, geht und nicht nur im Ton des geschichtlichen Materials als moderner Poet erzählt (Scheffel beginnt: „Es war vor beinahe tausend Jahren. Die Welt wußte weder vom Pulver noch von Buchdruckerkunst," also sofort reflektirend), sondern sich selbst dichterisch zu einem Erzähler des 10. Jahrhunderts umgestaltet, also künstlich die folgenden neun Jahrhunderte ignorirt, ohne jedoch eine Studie für gelehrte Freunde zu beabsichtigen, oder auf den Anspruch, durch eine Romandichtung unser Gemüth zu bewegen und unser modernes Bewußtsein anzuregen, zu verzichten. Erfüllt sich dieser Anspruch nun, und empfangen wir nicht den Eindruck des Erkünstelten und Gemachten, sondern gestaltet sich in uns voll und kräftig das Bild jener Zeit, wie es scheinbar in ihr selbst entstand, so hat der Dichter gewonnen. Aber alle Treue der Schilderung und die kunstvollste Nachbildung würde uns doch kalt lassen, wenn die Dichtung nicht zugleich einen allgemein menschlichen Inhalt hätte, das sich zu allen Zeiten gleichbleibende Menschenschicksal beleuchtete.

So haftet nun unser Interesse hauptsächlich bei der Frage, die immer gefragt ist und immer wieder gefragt werden wird: giebt es eine Macht über den Menschen, die weise und gerecht und nach höchsten sittlichen Prinzipien die Welt regiert, oder ist das Leben jedes Einzelnen nur das zufällige Ergebniß aus gewissen bedingenden Umständen, ist der Mensch selig und unselig ohne Verdienst und ohne Schuld? „Sind Götter?" fragt Halfred, dessen tragische Verschuldung an sich leicht wiegt, und der doch über alles Maß der Gerechtigkeit und Billigkeit hinaus, indem er den besten Regungen seines Herzens folgt oder das Unerläßliche thut, von einem Entsetzlichen zum andern getrieben wird, bis Wahnsinn ihn umnachtet und der heldenhafte, hochsinnige Mann zum wilden Thier wird. Lautete die Antwort, wie es kurz vor seinem Tode den Anschein gewinnt: „Nein! es sind nicht Götter; aber es ist ein einiger, großer und gerechter Gott der Christen, in dem alle Widersprüche sich lösen", so würde unzweifelhaft ein großer Theil der Leser darin einen befriedigenden Schluß sehen, wie ja auch, rein historisch betrachtet, der Untergang des Heidenthums und der Sieg des Christenthums in den Nordreichen gerade die geschilderte Zeit charakterisirt. Aber diese Antwort befriedigte den Verfasser selbst nicht; er läßt deshalb den, der sie giebt, an sich erfahren, wie ganz ungenügend sie ist; Halfreds als Christ erzogener Sohn erschlägt unwissentlich den eigenen Vater und wird nun an seinem Gott irre, wie jener an seinen Göttern. Die Frage lautet also eigentlich nicht: „Sind

Götter?" oder „Ist ein Gott?" sondern vielmehr: „Ist Gott — ist eine Gottheit?" und diese Frage, die heute wie vor 1000 Jahren an die Menschen herantritt, die daran verzweifeln, in Bezug auf das eigene Geschlecht eine vernünftige Weltordnung mit menschlicher Vernunft nachzuweisen, wird hier nur in einem historisch begrenzten Fall dargelegt, der besonders geeignet erscheint, ihre Berechtigung zu erklären. Der freilich auch — und das ist unser hauptsächlichstes Bedenken gegen die Dichtung — besonders geeignet scheint, sie so zuzuspitzen, daß die Spitze umbiegt. Denn wenn jene Frage schließlich verneint wird und zwar vom Erzähler selbst, der sagt: „Vielmehr geschieht auf Erden nur was nothwendig ist: und was die Menschen thun und lassen das müssen sie so thun und lassen: wie der Nordwind Kälte bringen muß, der Südwind Wärme: und wie der geworfene Stein zur Erde fallen muß — warum muß er fallen? Niemand weiß es, aber er muß. Der Mann aber soll nicht seufzen, grübeln und verzagen, sondern sich freuen an Hammerwurf und Harfenschlag, an Sonnenschein und Griechenwein und an Frauenschöne" — und der schließlich im Tode auf die Frage, an wen er denn glaube, lachend antwortet: „Ich glaube an mich selbst und meine Stärke" und mit der Bitte um einen Kuß von Frauenmund und einen goldenen Becher voll Griechenwein endet, so wird doch wahrscheinlich der Verfasser selbst nicht wünschen, so ohne Weiteres mit seinem vorgeschobenen Erzähler identificirt zu werden; und doch thut er nicht das mindeste, sich in der Meinung des Lesers von ihm abzusondern, vielmehr erscheint gerade die Tendenz der Dichtung in jenen Sätzen ausgesprochen.

Nun wollen wir aber nicht einmal bemängeln, daß sich in dem Buche kein einziger würdiger Repräsentant der entgegengesetzten Ansicht findet, an dessen Widerspruch sich diese schroffe Verneinung messen könnte, daß sich ebenso gut ein historisches Beispiel aufstellen läßt, an dem der göttliche Einfluß *auf* das Menschengeschick sich in alle Wege zu offenbaren scheint — wir *wollen* der Dichtung das Recht der Einseitigkeit zugestehen und auch dem Dichter auf seinen philosophischen Standpunkt folgen. Wenn man nun aber zugeben will, daß der Mensch aus den Schranken seines Erkenntnißvermögens heraus eine gerechte Gottregierung nicht zu constatiren vermag, bleibt dann nichts anderes übrig, als jenes leichtfertige: „lebe und genieße!"? Muß sich dann nicht im Gegentheil die sittliche Aufgabe des Menschen, der nun auf sich selbst steht, erweitern und vergrößern? Und ist es nicht Pflicht des Dichters, der dem frommen Glauben den Boden fortzieht, dafür ein anderes Positives zu geben, auf dem eine vernünftige Menschenordnung beruhen kann? Er darf in diesem Falle nicht antworten, daß er ja nur ein Document aus dem 10. Jahrhundert vorlege: er selbst schuf dieses Document, und selbst wenn er aus anderen nicht fingirten Documenten ganz gleichlautende Aeußerungen nachweisen könnte, so bleibt ihm doch die volle Verantwortlichkeit dafür, daß er sie uns nicht als Beläge für eine geschichtliche Anschauung überliefert, sondern in einer sich direct an uns wendenden Dichtung einschmeichelt. Er darf hier nicht plötzlich vom Roman in die Historie übertreten. Aber selbst abgesehen davon ist Halfredson nicht einmal das Ideal eines Atheisten des 10. Jahrhunderts; es hätte sich wohl ganz aus den Anschauungen desselben heraus eine Heldengestalt construiren lassen, die uns als ein „Kind der Welt" in jenem reinen Sinne erschiene, in dem auch der

Sittenſtrengſte es heute gelten laſſen mag. Jetzt ſinkt Halfredſon weit unter Halfred hinab, den ſein tragiſches Schickſal erhebt, während ſein Sohn ſich das ſeinige faſt humoriſtiſch abſchüttelt, um ſich's im Leben wohl ſein zu laſſen und die ſich langſam im Norden bahnbrechende chriſtliche Kultur nach Kräften aufzuhalten, deren wahre Bedeutung ſich doch aus der Nachſchrift des ſchwachköpfigen Abtes von St. Columban nicht entfernt ahnen läßt. So wäre man faſt verſucht zu wünſchen, daß die Erzählung mit dem das Gemüth bewegenden Tode Halfred's als Tragödie ſchlöſſe. Wie dem aber auch ſei, die ergreifende Wirkung des Dichtwerks wird auch bei dem nicht ausbleiben, der in der gewählten Löſung des Problems keine Beruhigung findet. Gerade daß das Buch den Leſer auffordert, ſelbſt zu der fragwürdigſten aller Fragen Stellung zu nehmen, erhöht in gewiſſer Weiſe ſeinen Werth, wie ihm andererſeits der Reichthum an dichteriſchen Schönheiten, die Gedrungenheit und Kraft der Schilderung und die ernſte Pracht der Rede beſonderen Anſpruch auf Beachtung giebt.

E. W.

Bemerkung der Redaktion. — Wir genügen bei dieſer Gelegenheit einer peinlichen Pflicht. Mit unſerer vollen Zuſtimmung hat der Verfaſſer der vorſtehenden Anzeige, deren Urtheil auch das unſere iſt, vor einiger Zeit in dieſen Blättern (1873 II S. 81 fg.) die erſte Abtheilung der zweiten Sammlung der „Gedichte von Felix Dahn", insbeſondere die darin enthaltenen Romanzen, Balladen und hiſtoriſchen Bilder mit warmer Theilnahme beſprochen. Wer einen Freund lobt — und dieſe Blätter freuen ſich Felix Dahn zu ihren thätigen Freunden zählen zu dürfen —, wer einen Freund ohne Rückhalt lobt, iſt ihm auch offenen Tadel ſchuldig. Wir dürfen daher unſeren Leſern nicht verſchweigen, daß wir auf die inzwiſchen neu erſchienene zweite Abtheilung jener Sammlung, deren eingehende Würdigung wir abſichtlich vermeiden, unſere anerkennende Zuſtimmung nicht erſtrecken. Zwar laſſen ſich einige der daſelbſt unter der Schlußrubrik „Vaterland" gedruckten patriotiſchen Gedichte getroſt den beſten ihrer in den letzten Jahren ſo zahlreich erwachſenen Gattung anreihen; doch iſt ihre Wirkung keineswegs ſtark und rein genug, um die häßlichen Eindrücke zu verwiſchen, die wir beim Leſen des erſten Abſchnittes — „Hohe Minne, ein Liebesgedicht aus Leben und Traum" — empfangen. Der Dichter, bekannt als gelehrter Kenner unſeres Mittelalters, hat wohl mit gutem Bedacht die von ihm lyriſch verherrlichte Liebe als „Minne" bezeichnet, ein Begriff, in den die ritterlichen Sänger der Stauferzeit gar verſchiedene Arten von Leidenſchaft, von der geiſtigſten bis zur ſinnlichſten, zuſammenzufaſſen pflegten. Indem nun Dahn uns als Gehalt ſeiner Poeſie ausdrücklich „hohe" Minne angiebt, möchte man glauben, es ſei hier vornehmlich die Liebe im edleren Sinne, die Hingabe des Geiſtes im Spiele, leider aber überzeugt man ſich alsbald ſo ſehr vom Gegentheil, daß wir uns faſt zu der Vermuthung gedrängt ſahen, die Ueberſchrift ſei durch einen Druckfehler entſtellt und müſſe vielmehr „rohe Minne" lauten; denn ſelbſt von Anmuth iſt an ſo heiß dargeſtelltem Triebe kaum etwas zu ſpüren. Doch immerhin, denn was iſt nicht nach dieſer Richtung in allen Jahrhunderten ungeſtraft gewagt worden! Uebler aber dünkt uns, daß der moderne Minneſänger — auch darin freilich nicht ohne Vorgang aus den Tagen der Kreuzzüge — einen Theil dieſer ſo unum-

wundenen Lieder in Frauenmund gelegt und an sich selbst gerichtet hat, wodurch er sich nun auch genöthigt vermeinte, sich in der eigenen Gedichtsammlung als „den höchsten Mann an Sang und Tugend" zu preisen und die eigene Stirn in einem ganzen Dickicht von Lorbeer und Rosen zu verbergen. Wo jene sittliche Klugheit, die wir Takt zu nennen gewohnt sind, so weit aus den Augen gelassen worden, wie bei der Herausgabe solcher Dichtungen durch ihren Verfasser, bleibt uns nur der Wunsch, daß der sonst für Nation, Wissenschaft und Kunst wahrhaft begeisterte Mann den Weg zu seinen echten Idealen rasch zurückfinde.

Geographische Literatur. — „Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's" hat J. G. Kohl in einem stattlichen Buche (Leipzig, Veit u. Co. 1874) in der geistreichen Weise der Ritter'schen Erdphysiognomik geschildert, die bekanntlich schon durch Herder's geschichtsphilosophische Ideen und durch einzeln hingeworfene Gedanken von Montesquieu u. a. vorgebildet worden. Die Reihe der Bilder ist ziemlich vollständig, nur Amsterdam und Brüssel sind leider übergangen, während in Deutschland neben Wien und Berlin auch Prag und Frankfurt, in Italien neben Rom auch Triest-Venedig Rücksicht gefunden haben. Die Aufgabe ist überall die, für die historische Thatsache der wirthschaftlichen, strategischen, politischen, kurz der menschlichen Bedeutung der einzelnen Hauptstädte die geographischen d. h. natürlichen Ursachen aufzusuchen und darzustellen und die Lösung dieser Aufgabe ist dem umsichtigen Verfasser in den von ihm gesteckten Grenzen überall recht glücklich gelungen. Es ist, wie wir andeuteten, ein physiognomisches Verfahren, das als solches freilich leicht in seinem Scharfsinn übertrieben werden kann: auch bei Anlage und Entwicklung einer Stadt tritt wie beim Werden und Wachsen eines Menschen ein geistiges Wesen mit einem physischen in Verbindung, wobei denn das Ergebniß dieser Verbindung selbstverständlich von beiden Faktoren abhängig sein wird. Man kann nicht sagen, daß Kohl die Rückwirkung jenes geistigen Faktors, der hier als Nationalität hervortritt, außer Acht gelassen habe — er weist uns vielmehr oft auch darauf hin, was Volk und Staat hie und da mit oder trotz der Natur aus ihrer Hauptstadt gemacht haben —, allein es hätte darauf doch bisweilen noch ein stärkeres Gewicht gelegt werden können: das hellenische Byzanz, das Constantinopel der Kaiser und das Stambul unterm Halbmonde sind drei Stadtexistenzen, die sich nicht nur durch ihre Zeitfolge scharf von einander abheben. Und so giebt es andererseits doch eine schiefe Ansicht, wenn der Sieg Rom's über Karthago im letzten Grunde auf die „für die Beherrschung des Mittelmeers doch noch günstigere Position" des ersteren zurückgeführt wird. Zeigen sich so negativ einige Mängel der Betrachtung, so sind dagegen positiv die Wirkungen der Naturseite, namentlich der Bodengestalt und der Wasservertheilung mit vorzüglicher Klarheit gezeichnet; wobei allerdings die Bodengestalt — wie allgemein in der Ritter'schen Erdkunde — nur als äußere ins Auge gefaßt wird; von den geologischen Verhältnissen, jener inneren Geographie, deren Einfluß auf Cultur und Geschichte zuerst Cotta in seinem Werk über „Deutschlands Boden" eingehend untersucht hat, theilt uns Kohl wenig mit, obwohl die Lage von Paris z. B. erst dadurch in volles Licht gerückt werden

kann. Immerhin erhält man durch das einfach und lebendig geschriebene Buch eine Fülle von Belehrung und Anregung zu tieferen Studien in einer noch jungen, durch den Verfasser wesentlich geförderten Disciplin.

Von H. A. Daniel's „Handbuch der Geographie", das bekanntlich Art und Frucht der neueren Erdkunde summarisch am besten dem großen Publikum zur Anschauung gebracht hat, liegt uns in 4. Auflage der 3. Band vor, zugleich die erste Hälfte der Darstellung von „Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen" (Leipzig, Fues 1873). Die Natur des deutschen Landes, vornehmlich wieder Boden und Wasser, wird in diesem starken Bande übersichtlich und anschaulich geschildert, mit Vorliebe durch Anführungen aus älteren Beschreibungen naiverer Tage, namentlich der Reformationszeit. Volksthum und Sprache füllen ein eigenes Hauptstück, auf Geschichte und Sage wird vielfach angespielt; der mannichfachste Stoff, zu Unterricht und Unterhaltung tauglich, ist in wohlgeordneten Massen versammelt. Natürlich ist dabei völlige Gleichheit der Behandlung nicht erreicht, die eigene Kenntniß oder Vorliebe des Verfassers, die hie und da reichere Literatur stellt einzelne Gegenden mehr in den Vordergrund. Leider ist der so ungemein vieldeutigen, längst als verwerflich erkannten Theorie von den „natürlichen Grenzen" zuliebe das Ordensland Preußen ganz von der Darstellung „Deutschlands" ausgeschlossen, während die entsprechende Ausdehnung dieser unserer angeblich natürlichen Grenzen bis weit nach Frankreich hinein mit Recht schon von dorther als anmaßend getadelt worden. Wie langsam solche Reste verkehrter Ansicht schwinden, zeigt das sonst vortreffliche Kapitel über die Alpen, wo der Verfasser sich zwar entschlossen hat, die geologische Eintheilung in Gruppen oder Massive von Studer und Desor aufzunehmen, daneben aber doch noch die alten rein literarischen Kettennamen beibehält. Ebenso bezeichnet einen Uebergangszustand die Angabe der Höhen nach Metermaß neben der Längenberechnung nach Meilen. Diese kleinen Ausstellungen hindern uns übrigens nicht, den volksbildenden Werth des überaus reichhaltigen und nach Möglichkeit zuverlässigen Buches anzuerkennen.

Einer Frage der allgemeinen Geographie wendet sich zu die Schrift von R. Dorr „über das Gestaltungsgesetz der Festlandsumrisse und die symmetrische Lage der großen Landmassen" (Liegnitz, R. Nehring 1873) Die historische Wiedergabe der verschiedenen seit einem Jahrhundert vorgebrachten Meinungen über das noch ungelöste Problem der vergleichenden Erdkunde verdient alles Lob, unbefriedigend dagegen bleibt der eigene Lösungsversuch des Verfassers. Eine sehr unbestimmte Theorie der Rißbildung — experimentell an Aepfeln, Thonkugeln u. s. w. übrigens ohne Heranziehung der Rotation erläutert — wird auf die ursprüngliche Contraction der erkälteten Erdschale angewandt, und dann ohne weiteres auf die heutige, inzwischen geologisch unberechenbar verwandelte Küstenconfiguration übertragen. Das Ergebniß ist, selbst wenn man es gelten lassen wollte, sehr geringfügig.

a/D.

Ausgegeben: 2. April 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ueber das neuentdeckte Troja.

(H. Schliemann: Trojanische Alterthümer. Leipzig 1874. F. A. Brockhaus. Nebst Atlas).

Herr Dr. Heinrich Schliemann hat sich mit höchst dankenswerthem Eifer beeilt, uns die Ergebnisse seiner dreijährigen Ausgrabungen auf dem Berge von Hissarlik zugänglich zu machen. Leider sind die photographischen Abbildungen dieser „trojanischen Alterthümer" so schlecht, daß ein ganz sicheres Urtheil auch jetzt noch nicht in jedem Falle möglich ist. Allein man gewinnt nun doch einen Begriff von dem Umfange und der Bedeutung des Unternehmens, welches ein so lebhaftes Interesse in der gebildeten Welt erregt hat. Es wird daher gestattet sein über das, was vorliegt, eine kurze Uebersicht zu geben und daran einige Bemerkungen zu knüpfen, welche durch genauere Untersuchungen immerhin berichtigt werden mögen. — Was Herr Schliemann gefunden hat, würde man bei uns kurzweg „vaterländische Alterthümer" nennen: zum größten Theil sind es alte Töpfe und Steinwaffen, welche wir in unsern Sammlungen zur Genüge kennen lernen können, ja das Merkwürdigste an dem ganzen Funde ist wohl, daß die meisten trojanischen Geräthe ganz und gar dem gleichen, was aus unseren Hünengräbern und Pfahlbauten zu Tage gefördert wird. Werkzeug von Stein war bisjetzt auf hellenischem Boden nur sehr vereinzelt gefunden. Das Museum von Athen besitzt eine kleine Sammlung von Beilen aus Porphyr und Serpentin; Euböa und die Inseln des ägäischen Meeres zeigten mehrfach Spuren einer älteren Kulturperiode, auf Santorin glaubte man eine ganze Ortschaft aus der Steinzeit entdeckt zu haben; hier aber tritt uns die Kultur der Bronzeperiode in einer Fülle und Vollständigkeit entgegen, wie man auf klassischem Boden kaum erwarten konnte. Auf dem Burghügel der hellenischen Stadt Ilion ist ein Schutthaufe von 14 bis 16 Meter Tiefe entdeckt und mit bewunderungswürdiger Energie und Hingebung bis auf den Urboden durchwühlt.

Der Schutt der Oberfläche, etwa in zwei Meter Tiefe, gehört der äolischen Kolonie, dem hellenischen Ilion. Was hier gefunden ist an Sculpturen und Terracotten, Münzen und Inschriften aus alexandrinischer, römischer und byzantinischer Zeit, ist schön und nützlich, aber ohne Bedeutung

für das Hauptergebniß dieser Ausgrabungen. Unmittelbar unter diesen Trümmern beginnen die fremdartigen, nichthellenischen Funde. Die Grundmauern des hellenischen Athenetempels reichen nur 1 bis 2 Meter tief und sind an einigen Orten nur 30 Centimeter hoch mit Schutt bedeckt. Unmittelbar unter ihnen finden sich schon Steinwerkzeuge aller Art; nicht selten ist auch hellenische und barbarische Töpferarbeit gemischt, weßhalb man annehmen muß, daß das neue Ilion hier gleich nach der Zerstörung einer barbarischen Ansiedlung gegründet ist. Jedenfalls aber waren die Bewohner dieses Ortes noch Zeitgenossen der hellenischen Colonisten in Asien. Das bestätigen auch einige bemalte Scherben, welche in einer Tiefe von 3 Metern gefunden sind. Herr Schliemann will zwar ägyptische Hieroglyphen darauf erkennen, allein, soweit man aus der Abbildung ersehen kann, ist es griechische Töpferarbeit älteren Stils. Allerdings sind auch zwei kleine Terracottakugeln griechischer Fabrik in 7 bis 8 Meter Tiefe und eine bemalte Scherbe gar auf dem Urboden gefunden. Da aber diese Funde ganz vereinzelt sind, so ist zu vermuthen, daß diese kleinen Gegenstände während der Ausgrabungen unvermerkt von oben herabgerollt sind. Die beispiellose Anhäufung von 14 Meter hohem Schutt unter den Trümmern der klassischen Zeit läßt keinen Zweifel darüber, daß wir hier den Nachlaß einer vorhellenischen Bevölkerung zu erkennen haben. In dieser gesammten Schuttmasse kann man schon nach dem Baumaterial vier Schichten unterscheiden. Die Häuser der ersten Schicht, in 2 bis 4 Meter Tiefe, scheinen von Holz erbaut gewesen zu sein; in der zweiten, 4 bis 7 Meter tief, bestanden die Wände aus Stein und Lehm; in der dritten, zwischen 7 und 10 Meter Tiefe, aus ungebrannten Ziegeln; in der vierten, von 10 bis 14 oder 16 Meter Tiefe, aus großen Steinblöcken. Die dritte Schicht ist die reichste von allen, hier lag der Goldschatz und hier glaubt Herr Schliemann das homerische Troja entdeckt zu haben. Betrachten wir also zunächst diese dritte „trojanische" Schicht.

Feste Mauern mit einem starken Doppelthore, ein hoher Thurm wie geräumige Häuser und eine gepflasterte Straße beweisen, daß hier die stolze Burg eines Volkes von nicht geringer Cultur gestanden. Waffen und Geräthe sind die der Bronzeperiode: Hämmer, Beile, Meißel, Lanzenspitzen von hartem Stein (meist Diorit), Gewichte und Wurfscheiben von Granit, kleine Messer und Sägen aus Silex (wohl ursprünglich mit hölzerner Handhabe), Schleudern von Magneteisenstein, Handmühlen und Schleifsteine von Lava und Muschelkalk, dem Material des Ortes; dazu Metallwaffen, welche, wie die vorhandenen Gußformen beweisen, an Ort und Stelle verfertigt sind. Sie werden Kupferwaffen genannt und es mögen auch einzelne Stücke von reinem Kupfer darunter sein; im Allgemeinen aber beruht diese Angabe wohl

darauf, daß der geringe Zinnzusatz an der Oberfläche nicht bemerklich ist. Herr Schliemann selbst theilt die Analyse eines französischen Chemikers mit, welcher in dem Bohrstaub zweier „trojanischer Streitäxte" 0,0110 Gr. Zinn bei 0,2740 Gr. Kupfer und 0,0255 Gr. Zinn bei 0,2675 Kupfer gefunden hat. Diese Bronzen zeigen die gewöhnlichen Formen von Aexten, Dolchen, Lanzen, Pfeilspitzen und Haarnadeln. Merkwürdig ist, daß (mit einer Ausnahme) keine Schwerter erwähnt werden. Man könnte glauben, daß diese aus Eisen bestanden und deßhalb verschwunden seien, allein dann wären doch wenigstens Griffe zurückgeblieben, und es ist überhaupt keine Spur von Eisen auf Hissarlik gefunden, obgleich die nahen Berge dies Metall besitzen. Sonst dienten auch Eberzähne als scharfe Werkzeuge, wie solche in den Schweizer Pfahlbauten häufig gefunden werden. Von Metallen findet sich ferner etwas Blei, Silber und sehr viel Gold. Letzteres ist ja auch in unserem Alterthum nicht selten, die Massageten der Königin Tomyris hatten nach Herodot kein Eisen, aber Gold genug, und in der Nähe des Pactolus kann die Fülle desselben am wenigsten auffallen: schon der sagenberühmte Reichthum der lydischen und phrygischen König mußte den Häuptlingen der trojanischen Ebene Gelegenheit geben, sich in den Besitz dieses Metalles zu setzen. Die Entdeckung des großen Schatzes, welche den dramatischen Abschluß des ganzen Unternehmens bildet, ist durch die Zeitungen allgemein bekannt geworden. Leider sind grade hier die photographischen Abbildungen so ungenügend, daß man über die künstlerische Behandlung der Goldsachen nicht urtheilen kann; doch scheint eine solche kaum vorhanden zu sein. Herr Schliemann spricht einmal von einem angefangenen, aber nicht vollendeten Zickzackornament und von den Verzierungen eines Ringes. Ein sehr merkwürdiger Becher „in Form eines Schiffes mit zwei großen Henkeln" ist gegossen, sonst ist das Gold meistens getrieben. Der allgemeine Charakter ist entschieden barbarisch, nur die zahlreichen „Ohrringe" lassen elegantere Formen sehen. Das Meiste scheint Nachbildung von Thon- und Bronzearbeit zu sein. So giebt es z. B. hier wie in den Schweizer Bauten der Steinzeiten viele Töpfe, welche an den Seiten Löcher zum Aufhängen an Schnüren haben: dasselbe findet sich an zwei silbernen Vasen, und die kleinen goldenen Doppelknöpfe, welche mit unsern Hemdknöpfen verglichen werden, gleichen denen aus Bronze, die im Neuenburger See gefunden sind. Wie groß der Reichthum an Metall gewesen, sieht man besonders daraus, daß „eine ½ bis 3 Centimeter dicke Schlackenschicht von geschmolzenem Blei und Kupfererz in 8½ bis 9 Meter Tiefe den ganzen Berg durchzieht", — neben der großen Masse rother Holzasche allerdings ein Beweis, daß diese Stadt durch eine furchtbare Feuersbrunst zerstört ist.

Auch die Thongeräthe gleichen zum größten Theil den nordischen. Da

giebt es eine Menge kleiner Gebilde, welche den Frauen beim Spinnen und Weben unentbehrlich sind, vor Allem „Tausende" jener Kreisel und Zuckerhüte oder „Vulkane", die man bei uns Spinnwirtel nennt. Sie sind von schwarzem, hartgebranntem Thon, auf der einen Seite (seltener auf beiden) mit Linien verziert, welche vor dem Brennen eingekratzt und dann mit einer weißen Masse ausgefüllt sind. Außer den schon erwähnten Töpfen mit Löchern in den Griffen finden sich ganz wie in den Schweizer Pfahlbauten der Bronzezeit Ringe, welche als Untersatz für die runden Gefäße gedient haben, und Töpfe mit Löchern an den Seiten, die man für die Milchwirthschaft bestimmt glaubt, ferner Becher, Teller, Trichter und eine „gelbe mit rother Thonerde bemalte Dose". Auch die Näpfe „in Gestalt von Kähnen" kann man wohl ebensogut mit Schweizer „Einbäumen" wie mit indischen Canoes vergleichen. Endlich fehlt auch hier nicht eine dicke Schicht von Muscheln, Fischgräten (auch „Haifischknöcheln") und Thierknochen. — Unter den gelben, rothen und schwarzen Kannen, Fässern und Aschenurnen von theilweise stattlicher Größe und eigenthümlicher Form zeichnet sich eine Art von Krügen mit schnabelförmigem, aufwärts gerichtetem Guß aus, welche lebhaft an das auf Santorin gefundene Geschirr erinnert, während Anderes mit kyprischen Funden verglichen wird. Wollte man aus dieser Uebereinstimmung auf die Bevölkerung der Trümmerstelle schließen, so käme zunächst noch die Frage in Betracht, ob alles hier Gefundene auch am Orte selbst verfertigt ist. Schon das Steinmaterial wird schwerlich alles in der nächsten Umgebung vorhanden sein und unter den Metallwaffen möchte man von vornherein zwei künstliche Helme von den einheimischen Produkten ausschließen; unabweisbar aber wird diese Frage, wenn die Angabe richtig ist, daß alles Thongeräth aus freier Hand gemacht sei mit Ausnahme einer großen Anzahl auf der Scheibe gedrehter Teller. Der Gebrauch der Töpferscheibe ist in diesen Gegenden sehr alt: bei Homer wird sie bereits zu einem Gleichniß gebraucht, um den Reigentanz zu veranschaulichen, und in den ältesten lydischen Gräbern finden sich nur gedrehte Töpfe. Es ist aber doch ganz undenkbar, daß man diese Erfindung an unserem Orte gekannt und nur für die einfachsten Formen angewendet habe. Diese Teller sind also importirt oder Herr Schliemann hat sich getäuscht. Es wird von den Amerikanern berichtet, daß sie bei der Töpferei einen Holzstock gebrauchen, der mit der einen Hand in der Mitte festgehalten und mit der andern innerhalb einer aus Thon gebildeten Wandung herumgedreht wird: vielleicht sind diese Teller in ähnlicher Weise vermittelst einer dreieckigen Holzscheibe hergestellt. Unter den kleineren Sachen erscheinen die gewöhnlichen Nadeln und Pfriemen von Horn und Knochen, auch einiges von Krystall und „vulkanischem Glas", endlich mancherlei farbige Steine, was auf asiatischem Boden erklär-

lich ist. Eigenthümlich sind mehrere kleine Arbeiten von Elfenbein, unter denen zwei „Flöten", wenn es wirklich solche sind, an die Nähe Phrygiens erinnern würden, und besonders eine Menge kleiner ganz roher Idole, zumeist von Marmor, welche allerdings die Menschengestalt nur ahnen lassen. Ein Cylinder von Feldspath, welcher assyrischen Siegeln gleicht, erfordert genauere Untersuchung, ebenso mehrere Petschafte, welche die angebliche Nachahmung wurmstichigen Holzes bei den Griechen veranschaulichen könnten.

Es ist sehr zu beklagen, daß die vorliegenden Abbildungen, wie bemerkt, kein sicheres Urtheil über die Ornamentik gestatten. Zum Theil recht zierlich ist der Linienschmuck der Spinnwirtel, doch sehen wir Aehnliches bei allen wilden Völkern; bemerkenswerth ist nur das vielfach wiederholte Henkelkreuz. Herr Schliemann sagt, daß einige dieser kleinen Thongebilde den in den Terre mare bei Modena gefundenen gleichen. An einer anderen Stelle spricht er von assyrischen Verzierungen, von diesen ist jedoch Nichts zu bemerken. Vielmehr ist grade das höchst merkwürdig, daß keine Spur orientalischer Kunst sichtbar geworden ist. Pflanzen- und Thiergestalten fehlen hier so gut wie auf den verwandten Denkmälern Europas, wenn man nicht einige kindliche Liniengebilde auf den Spinnwirteln, Hirsche darstellend, dafür gelten lassen will. Dagegen zeigen Thon und Elfenbein dieselben Puncte, Dreiecke, Wellen- und Zickzacklinien wie die nordischen Funde, aber nur in der allereinfachsten Form. Selbst die Spirallinie scheint zu fehlen und an dem Kupfergeräth überhaupt keine Verzierung angebracht zu sein, was, wenn es sich bestätigen sollte, den mitgebrachten Schatz indogermanischer Ornamentik auf ein sehr geringes Maß beschränken würde. Höchst merkwürdig ist schließlich, daß an den Thongefäßen hin und wieder einzelne Figuren erscheinen, die man für Buchstaben halten möchte, sowie zwei Reihen Zeichen, welche Professor Haug in München für kyprische Inschriften erklärt hat. Die eine läuft um den Hals eines Topfes, die andere befindet sich in fast ganz gleicher Form an zwei Spinnwirteln. Wenn letztere nicht aus Versehen wiederholt ist, haben wir allerdings unzweifelhaft Buchstaben vor uns. Natürlich brauchen wir daraus noch nicht auf einen allgemeinen Gebrauch der Schrift unter dieser Bevölkerung zu schließen, es beweist nur, daß sie mit einem schriftkundigen Volke verkehrten und es ist sehr begreiflich, daß grade Kypros im Verkehr mit dieser Gegend stand, da unsere alten Trojaner wahrscheinlich ihr Kupfer dorther bezogen und zwar durch Vermittlung der Phöniker, welche in diesen Gegenden mehrere Factoreien hatten und auch das nöthige Zinn durch ihre weiten nordischen Handelsverbindungen beschaffen konnten. Jedenfalls hätte man, wenn hier wirklich kyprische Inschriften vorliegen, einigen Anhalt für die Zeitbestimmung dieser ganzen Trümmerschicht gewonnen. Denn wenn auch die Anfänge der kyprischen Schrift, die noch im 4. Jahrhundert v. C. G.

gebraucht wurde, nicht bekannt sind, so dürften wir doch unsere Vermuthungen nicht in eine unbestimmte graue Vorzeit schweifen lassen. Die Gelehrten mögen entscheiden, ob man die Anwendung dieser Zeichen bis in den Anfang des Jahrtausends zurücksetzen darf.

Steigen wir nun weiter, in eine Tiefe von 10 bis 16 Metern hinab, so kommen wir zu einer Anhäufung von „ungeheuren" Steinblöcken, nach der Beschreibung den sogenannten Cyclopenmauern ähnlich. Auch in dieser vierten Schicht ist die Cultur der Bronzezeit ganz unverkennbar, wenngleich hier Alles einfacher und ursprünglicher erscheint. Neben Stein- und Bronzegeräth findet sich Silber, Elfenbein, ein „kupfernes starkvergoldetes Messer" und goldener Frauenschmuck. Von den Thonwaaren wird wiederholt behauptet, daß hier die schönsten von allen seien. Danach ist anzunehmen, daß die Erbauer dieser Mauern, das erste Volk, welches hier eine dauernde Wohnung gründete, auch die Verfertigung dieser Töpfe zuerst geübt hat. Jene oben erwähnten Schnabelkrüge und eine merkwürdige Art Gesichtsurnen, welche Herr Schliemann beharrlich für Eulen ansieht und als Bilder der Athene Glaukopis erklärt, sind auch auf dem Urboden gefunden und es ist gewiß kein Zufall, daß grade diese den Gefäßen von den griechischen Inseln gleichen. Besonders wichtig ist die Aehnlichkeit mit den Krügen von Santorin, die unter dem Tuff gefunden sind, welcher von einer historisch nicht bekannten Eruption herrührt, und also, wie man glaubt, vor der Ankunft der Phöniker entstanden sind. Das hohe Alter der Santoriner Gefäße scheint auch dadurch bestätigt zu werden, daß man dort fast gar keine Bronze gefunden hat, doch könnten die Bewohner bei der Flucht vor der Lava grade dieses ihr werthvollstes Eigenthum mit fortgenommen haben. Wie dem auch sei, wir sind genöthigt, die Stammgenossen dieser ersten Ansiedler zunächst im Westen auf den griechischen Inseln zu suchen. Sie sind dann offenbar von einem andern Volke unterworfen aber nicht ganz ausgerottet, sodaß sie ihre Töpferei, wenn auch nicht in der alten Vollkommenheit, weiter betreiben und auf die folgenden Geschlechter vererben konnten. Auch ihren Gottesdienst scheinen sie den Eroberern überliefert zu haben, da sich schon auf dem Urboden jene oben erwähnten Idole finden. Uebrigens sind diese hier von ganz besonders roher Form und auch die Verzierungen der mehrerwähnten Spinnwirtel bedeutend einfacher, diese selbst ganz platt „in der Form eines Rades", während sie sich in den höheren Schichten mehr der Form eines Kreisels nähern. Da sie solchergestalt sich auch mehr an die Spindel anschließen, darf man diese Veränderung wohl als einen industriellen Fortschritt bezeichnen. In den auf den Töpfen eingekratzten und mit Weiß ausgefüllten Linien erkennt man die einfachsten Motive der „indogermanischen" Ornamentik, zuweilen auch die einfachen Kerben, welche vielleicht nur mit dem

Nagel eingedrückt sind, wie an den Gefäßen der Steinzeit, welcher auch die plumpen Formen entsprechen. Eisen giebt es nicht: abgesehen von den Steinmauern, die wohl kaum nach orientalischer Weise mit Erz geschmückt waren, gehören auch diese Trümmer einem Volke an, welches lebte wie Hesiod sagt:

„Ehern waren die Waffen bei ihnen und ehern die Häuser,
Ehern auch das Geräth und nicht gab's dunkeles Eisen' —

und auch von ihnen heißt es: „Sie

Gingen hinab zum dumpfen Gemach des schaurigen Hades
Namenlos". —

Gehen wir nun wieder zurück nach oben in die zweite Schicht, welche in 4 Meter Tiefe beginnt und bis in 7 Meter Tiefe hinabreicht. Sie bietet im Grunde nichts Neues: die Funde gleichen den „trojanischen", nur ist Alles ärmlicher und schlechter, Bronzewaffen werden seltener, die Steinwerkzeuge plump. Wesentliche Unterschiede aber, wie zwischen der dritten und vierten Schicht, sind hier nicht sichtbar. Wahrscheinlich ist der Hügel nach jenem furchtbaren Brande längere Zeit unbewohnt, das Land rings umher verödet gewesen und als die Reste der alten Bevölkerung sich endlich wieder hier zusammenfanden, war der Reichthum und die Kraft des Volkes erschöpft. Daß es sich auch in der Folge nicht erholen konnte, erklärt die Beschaffenheit der Trümmer: „die aufeinanderruhenden Hausreste beurkunden mehrfache große Convulsionen". Feindliche Schaaren haben, wie es scheint, in kurzen Zwischenräumen diese unglückliche Stadt immer wieder zerstört und sich vielleicht auch kurze Zeit auf der Höhe niedergelassen, woraus sich erklären würde, daß „sich in diesen Trümmerschichten gewisse Typen von Terracotten nur genau in derselben Tiefe finden." — In 5½ Meter Tiefe ist auch eine „chinesische" Inschrift gefunden, deren Erklärung wir jedoch einstweilen ihrem Entdecker, Herrn Emil Burnouf, Director der école française zu Athen, überlassen.

Ein neues Volk endlich siedelt über dieser Schicht unmittelbar vor der hellenischen Colonie in 2 bis 4 Meter Tiefe. Außer einem Silberdraht und einigen kupfernen Nägeln ist hier fast kein Metall gefunden, die Spinnwirtel erhalten eine eigenthümlich längliche Form und die Verzierungen derselben zeigen eine traurige Entartung. Einzelne Kleinigkeiten wie knöcherne Löffel, Kugeln von blauem Stein und dgl. verrathen zwar die Nähe höherer Cultur, dennoch ist nicht zu verkennen, daß in den hölzernen Häusern dieser ersten Schicht ein äußerst rohes Barbarenvolk gewohnt hat.

Herr Schliemann hat gewiß Recht, wenn er sagt: „Nach dem Maßstabe unserer eigenen oder der altgriechischen Lebensweise können wir uns gar

keinen Begriff von dem Leben und Treiben der vier Völker machen, welche das eine nach dem anderen vor der Zeit der griechischen Ansiedlung diesen Berg bewohnt haben; es muß heillos bei ihnen zugegangen sein, denn sonst könnte man nicht in beständiger unregelmäßiger Reihenfolge auf den verschütteten Resten des einen Hauses die Wände eines andern finden; und eben weil wir uns keinen Begriff davon machen können, wie diese Nationen gewirthschaftet und welche Calamitäten sie zu ertragen hatten, können wir unmöglich nach der Dicke ihrer Trümmer die Dauer ihrer Existenz auch nur annähernd berechnen". — Der schwärmerische Verehrer Homers hält bekanntlich den Ort, auf welchem er seit drei Jahren mit seltener Ausdauer gegraben hat, für die Trümmerstätte des homerischen Troja und stützt sich dabei auf „die gesammte Tradition des Alterthums", das heißt aber wohl im Wesentlichen nur auf die Aussage der hellenischen Colonisten. Diese behaupteten, Troja sei nie ganz verödet und verlassen gewesen, während Andere erzählten, die Stadt habe mehrmals ihre Stelle gewechselt und sei erst seit den Zeiten des Krösos an diesem Orte geblieben. Es war bis zu dem bekannten Besuch Alexander des Großen ein unbedeutendes Städtchen mit einem Athenetempel, in welchem alle Reliquien aus dem trojanischen Kriege aufbewahrt wurden. Dieser Tempel hatte freilich großen Ruf: zu ihm wurden jährlich zwei lokrische Jungfrauen als Sühne für den Frevel des Ajas gesandt und hier ließ Xerxes auf seinem Zuge gegen Hellas, nachdem er „die Burg des Priamos" bestiegen, der ilischen Athene opfern. Sie galt offenbar für die Göttin des Priamos und ihre Stadt für das alte Ilion. Im Allgemeinen scheint auch kein Zweifel laut geworden zu sein, obgleich ein attischer Redner im 4. Jahrhundert um der rhetorischen Wirkung willen die Stätte des mächtigen Troja unbewohnt sein läßt. Nun ist aber gewiß, daß keine Stadt, die in dieser Gegend neu entstand, sich die Ehre nehmen lassen durfte, Nachfolgerin Trojas zu heißen und weder Xerxes noch Alexander werden antiquarisch-topographische Untersuchungen über ihre Berechtigung angestellt haben. Erst eine gelehrte Dame aus der Nachbarschaft, Hestiäa, bestritt dem äolischen Ilion seinen poetischen Ruhm nnd der gelehrte und scharfsinnige Demetrios aus dem ebenfalls nicht weit entfernten Skepsis unterstützte diesen Angriff mit großem Eifer. Nach ihm war ein „Dorf der Ilier" weiter nach dem Gebirge zu, vielleicht bei dem heutigen Bunarbaschi, das echte Ilion und der römische Geograph Strabo wie die meisten neueren Gelehrten haben diese Ansicht mit jener Wärme vertheidigt, welche nicht zu fehlen pflegt, wenn an die Stelle beweisender Thatsachen scharfsinnige Combinationen oder gar die Gründe tieferer historisch-geographisch-militärischer Einsicht treten müssen.

Was man nämlich gegen die Ansprüche „Neu-Ilions" geltend macht, kommt im Wesentlichen darauf hinaus, daß seine Lage nicht zu der homerischen

Darstellung paßt. Den Gelehrten des Alterthums war z. B. der Raum zwischen der Stadt und dem Meere zu klein für alle die gewaltigen Kämpfe, die Neueren pflegen weniger klar von der geographischen Bedeutung eines alten Herrschersitzes und Völkercentrums zu reden: darin stimmen alle überein, daß sie das Bild, welches man aus der Ilias gewinnt, geographisch zu fixiren suchen. Es frägt sich, ob das überhaupt richtig und möglich ist. Die homerischen Gesänge sind nicht in Troas zuerst gesungen; sie sind von jonischen Sängern auf Chios vollendet, während die alten Sitze des troischen Volkes von Aeolern erobert wurden. Wir brauchen daher nicht anzunehmen, daß den Dichtern die Topographie des Kriegsschauplatzes so fest und klar vor Augen stehen mußte, wie etwa dem Erzähler einer römischen Stadtsage, welcher die Berge, Brücken, Straßen seinen Hörern nicht verrücken durfte. Andererseits ist eine lebendige Anschauung der Oertlichkeit in der Ilias ja unverkennbar und die Sänger wohnten so nahe, daß sie leicht in die äolische Landschaft wandern konnten, um sich die Stelle anzusehen, wo Troja gestanden. Fragen wir nun aber, was für Ruinen sie sahen, so ist zunächst kaum denkbar, daß die äolischen Volksgenossen ihnen eine Stadt zeigten, welche diese selbst oder ihre Väter zerstört hatten. Denn sie erzählten ja nicht: diese Stadt haben unsere Helden verbrannt, als sie uns hier die neue Heimat gründeten, sondern: längst ehe wir ins Land gekommen, haben Achilleus und Agamemnon hier gestritten. Ja es gab sogar eine Erzählung, nach welcher schon der Vater des Ajas, Telamon, mit Herakles zusammen Troja erobert hatte. Wahrscheinlich also haben die ersten äolischen Ansiedler schon die Ruinen einer zerstörten Burg vorgefunden, vielleicht auch eine Sage, welche sich an diese Trümmer knüpfte. Denn die Colonisten, welche nach der dorischen Wanderung die kleinasiatische Küste besetzten, kamen hier zu verwandten Stämmen, die sich darum freilich nicht weniger hartnäckig ihrem Eindringen widersetzt haben mögen. Deßhalb erscheinen die Trojaner in der homerischen Poesie auch nicht als Barbaren, sondern in Religion und Sitte den Achäern verwandt und selbst im Gespräch ohne Dollmetscher verständlich. Wie es scheint, hatten diese älteren griechischen Stämme sich theilweise mit asiatischen Völkerschaften vereinigt und so kommt es, daß wir unter den trojanischen Namen neben echt griechischen auch ganz fremdartige finden wie Priamos, Tares u. A., oder griechisch-barbarische Doppelnamen wie Xanthos-Skamander und Alexander-Paris. Diese Namen gehören sicherlich einer einheimischen asiatischen Sage an, in welche dann die äolisch-achäischen Göttergestalten, Achilleus und Agamemnon, eingetreten sind. Sie stammen von dem Volke her, welches vor den Griechen in dieser Ebene gewohnt und eine Burg gegründet hat. Ob diese Burg groß oder klein gewesen, ob wir sie nahe an der Küste oder am Gebirge zu suchen haben, wer will das sagen? Und

wenn wir sie wirklich finden, wer weiß, ob wir sie auch erkennen! Denn soviel ist gewiß: das Ilion, welches die homerischen Sänger schildern, liegt weder auf Bunarbaschi noch auf Hissalik, sondern nirgends anders als im Land der Träume. Jene Dichter suchen zwar im Allgemeinen die politischen und ethnographischen Zustände festzuhalten, wie sie vor der dorischen Wanderung waren, aber die Verhältnisse Trojas werden schon dadurch verändert, daß nach und nach die Vertreter aller hellenischen Stämme in die Sage aufgenommen wurden. Gegenüber diesem gewaltigen Heere mußte auch die belagerte Stadt über jede historische Grundlage hinauswachsen, auch um Priamos sammelten sich als Unterthanen und Bundesgenossen alle Völker des Ostens und nicht die Stadt allein, auch das Kriegstheater mußte erweitert werden. Auch wenn die Ruinen Ilions nicht am Gebirge lagen, mußten sie doch in der Phantasie der homerischen Sänger allmählich dorthin rücken. Die Beweise für Bunarbaschi haben also, solange dort nicht umfassendere Ausgrabungen vorgenommen sind, nicht mehr Gewicht als die für Hissarlik. Unter letzteren ist jedoch einer, welcher nicht verschwiegen werden darf. Ein Zeitgenosse Herodots, Hellanikos, welcher auf dem benachbarten Lesbos geboren war, hatte, wie Strabo nicht ohne Malice berichtet, „den Iliern zu gefallen" ihre Stadt für das alte Troja erklärt. Daraus geht wenigstens Eins hervor, daß nämlich im 5. Jahrhundert v. C. G. im Lande selbst keine feste Ueberlieferung war, welche den Ansprüchen der hellenischen Colonie widersprach. Wenn also jetzt unter den Mauern derselben bedeutende Trümmermassen gefunden werden, so ist die Frage allerdings wohl aufzuwerfen, ob hier — zwar nicht das homerische Troja, wohl aber — die Burg gefunden sei, deren Zerstörung den ersten Anlaß zu der Sage vom trojanischen Kriege gegeben.

Herr Schliemann darf sich freilich nicht wundern, daß die ahnungslose Sicherheit des Dilettanten und das naive Pathos, mit welchem er seine Funde der Welt verkündete, eine theils spöttische theils ungläubige Aufnahme seiner Berichte veranlaßt haben. Er hat sich ferner eine richtige Beurtheilung seiner Funde dadurch sehr erschwert, daß er von vorn herein Alles aus seinem Homer erklären zu müssen glaubte, und endlich hat er das Unglück gehabt, während seines Winteraufenthaltes in Athen durch Herrn Emil Burnouf in die Geheimnisse der vergleichenden Mythologie eingeweiht zu werden, in Folge dessen er in den unschuldigen Linienverbindungen seiner Spinnwirtel unermüdlich Soma-Bäume, Sonnenräder, Svasticas und andere „arische Symbole" entdeckt. Bei seiner genauen Kenntniß der homerischen Poesie hätte er von Anfang an bemerken müssen, daß keine der von ihm aufgedeckten Schichten eine Cultur zeigt, welche der „homerischen" entspricht. Bei Homer ist der Uebergang von der Bronze- zur Eisenzeit ganz unverkennbar, während hier der Charakter der Bronzezeit überall so deutlich

ausgeprägt ist, daß er selbst dann nicht verwischt werden könnte, wenn hier später noch ein Paar Eisensachen gefunden werden sollten. Da die Ilias und Odyssee aber ohne Zweifel die Culturzustände der griechischen Einwanderer schildern, so haben wir nach dem Volke zu fragen, welches vor den Hellenen hier wohnte. Wie die Dorer in der Ilias nicht erwähnt werden, bleibt auch der Name der Teukrer ungenannt, obgleich die Reste derselben noch zur Zeit der Perserkriege im Lande wohnten. Dagegen sind die Dardaner bekannt, ihrem Fürstengeschlecht, den Aeneaden, wird die künftige Herrschaft geweissagt und grade deren Königssage bietet mehrere fremdartige Namen, welche wie die schon erwähnten trojanischen auf phrygischen Ursprung schließen lassen. Dem Hauptstamm dieses Volkes und seinem berühmten Reiche haben sie übrigens nicht angehört, wenigstens sprachen sie einen ganz abweichenden Dialect. Denn in dem homerischen Hymnus auf Aphrodite sagt die Göttin, als sie den Aeneas besucht, sie sei eine phrygische Prinzessin und habe die Sprache der Troer von ihrer Amme gelernt. Dardaner heißt aber auch ein thrakisches Volk und eine Reihe trojanischer Namen wie Skäos, Arisbe, Rhesos, Ilion, Pergamos, Strymo finden sich in Thrakien wieder.

Die Gegend am Hellespont ist nämlich ein Durchgangspunct für viele Völker gewesen: vor Allem waren es zwei, welche hier über die schmalen Meerengen zwischen Europa und Asien hinüber und herüber flutheten, die Thraker und Phryger. Beide iranischen Stammes gehören sie zu einer Kette von Völkern, welche sich noch im Beginn der historischen Zeit allmählich von Südosten nach Nordwesten schieben; das sind die Armenier, Phryger, Thraker, Illyrer. Selbst deren westliche Nachbarn, die Veneter, deren Namen Venedig erhalten hat, bewahrten noch die Erinnerung an ihre asiatische Herkunft. Herodot hat noch von dieser Wanderung gehört, da er berichtet, die Teukrer und Myser hätten vor dem trojanischen Kriege ganz Thrakien bis zum adriatischen Meer und südlich bis zum Peneios unterworfen, und eins der mächtigsten thrakischen Völker, die Päoner, rühmte sich Nachkommen der Teukrer zu sein. Sie haben als Eroberer die Flußthäler besetzt und eine thrakische Völkerschaft in die Berge gedrängt. Wir dürfen sie also wohl als den Vortrab der Phryger ansehen, zumal sie auch gradezu Abkömmlinge derselben genannt werden. Da sie zur Zeit des Priamos bereits am Axios angelangt sind, müssen sie lange vor Entstehung der homerischen Gesänge den Hellespont überschritten haben, während ihre eigene Herleitung von den Teukrern beweist, daß sie an der asiatischen Seite der Meerenge längere Zeit gewohnt und Stammgenossen zurückgelassen haben. Später hat, wie es scheint, unter den Völkern dieser Länder eine entgegengesetzte Bewegung Statt gefunden: in den Zeiten, welche der hellenischen Colonisation vorhergehen, dringen thrakische Völkerschaften wiederum in Klein-Asien ein. Strabo sagt

über die Verhältnisse der trojanischen Landschaft nach dem Falle Ilions: „danach folgten mannigfache Umwälzungen: denn das Land um Kyzikos besetzten Phryger bis zum Praktios und das Land um Abydos Thraker, noch früher aber als diese Beiden Bebryker und Dryoper (soll wohl heißen: Dolionen), danach aber Trerer, welches ebenfalls Thraker sind". Die Letzteren, die Trerer, nennt er an einer andern Stelle nur Nachbarn der Thraker; sie sind mit dem wilden Kimmeriern im 7. Jahrhundert nach Klein-Asien gekommen und haben die ganze Nordküste wiederholt verwüstend überzogen und selbst die lydische Hauptstadt Sardes verbrannt. Wie furchtbar diese Kriegsstürme grade die Gegend am Hellespont verheerten, sehen wir aus der Notiz eines griechischen Historikers: die Gegend um Lampsakos habe früher Bebrykia geheißen, (was ja mit Strabos Angabe stimmt), die Bebryker aber seien dort in Folge der vielen Kriege verschwunden. Nach Strabo haben die Trerer diese Landschaft nicht nur durchzogen, sondern auch bewohnt, was sehr wohl glaublich ist, da die Kimmerier nach Aristoteles in dem nahen Antandros hundert Jahre gesessen haben. Da nun die Kimmerier von Alyattes, dem Vater des Krösos vertrieben sind und das äolische Ilion unter der Regierung des Krösos gegründet sein soll, so vermuthe ich, daß in den hölzernen Häusern der ersten Trümmerschicht auf Hissarlik die Trerer wohnten. Die mannigfachen Umwälzungen der vorhergehenden Zeiten erklären den obengeschilderten Zustand und die abnehmende Cultur der folgenden Schicht. Ihre unglücklichen Bewohner wären dann die Nachkommen der Teukrer, eines päonischen Stammes gewesen und diese selbst die Trojaner des Herrn Schliemann. Was wir von den Päonern wissen, paßt zu dem Bilde, das man durch die Ausgrabungen gewinnt: nach Herodot gab es in ihrer thrakischen Heimat eine Stadt in einem See, deren Anlage durchaus der unserer nordischen Pfahlbauten entspricht, und ihren Goldreichthum wie ihre barbarischen Sitten beweist eine kleine Geschichte aus dem Leben Alexander des Großen: Aristo, der Führer der Päoner, brachte ihm den abgeschlagenen Kopf eines Feindes mit der Bemerkung, bei ihnen gelte das einen goldenen Becher, worauf Alexander sagte: einen leeren, ich werde Dir aber einen vollen Becher zutrinken. Uebrigens wird der Bildungszustand dieser thrakisch-phrygischen Völkerschaft in der Zeit nach dem trojanischen Kriege eher gesunken als gestiegen sein. Endlich liegt es nahe in dem Volke, welches die Mauern der untersten Schicht gebaut hat und von den Inseln hergekommen zu sein scheint, die städtegründenden Pelasger zu suchen. Doch wir sind längst auf ein Gebiet gerathen, welches für Vermuthungen ebenso bequem wie gefährlich ist; möge der eigenthümliche Reiz des vorliegenden Räthsels den gewagten Versuch einer Lösung entschuldigen. C. Aldenhoven.

Die Muttergotteserscheinungen in Elsaßlothringen.

II.

Die Erscheinung von Gereuth blieb längere Zeit ohne Concurrenz. Am 7. Juli 1872 hatte die aufgeregte Kinderphantasie Gestalten gesehen, am 11. Juli gingen andere Kinder hinaus in den Wald und „sahen", bald „sah" auch die Schulschwester und eine andere Jungfrau des Thales, allmählich auch Männer, und am 31. Juli waren schon bei 2000 Menschen an dem Erscheinungsorte im Wald, unterhalb der Ruine Frankenburg und etwa 300 Schritte oberhalb des Forsthauses Baschisthal, an der Stelle eines alten Kreuzstockes versammelt. Der Kreisdirector von Schlettstadt besuchte Anfangs August Krüth, um sich über die Verhältnisse an Ort und Stelle zu unterrichten. Man erachtete damals ein Einschreiten der Behörde noch nicht für geboten; es sollte zunächst nur das nächtliche Zusammenbleiben junger Leute beiderlei Geschlechts und das Brennen von Lichtern im Walde verhindert werden. Einige Zeit schien es, als ob das Erscheinungstreiben von selbst enden würde, als es, wohl zumeist durch einen Bericht des „Volksfreundes" in Straßburg, eines im großen bischöflichen Seminar redigirten und sehr verbreiteten Wochenblattes, neue Nahrung erhielt. Zugleich trat das chauvinistisch-agitatorische Moment immer mehr in den Vordergrund.

Eine forstpolizeiliche Verfügung verbot das Betreten des Waldes, und da die gewöhnlich vorhandenen Kräfte zur Aufrechthaltung dieser Verordnung nicht ausreichten, rückte am 7. September 1872 eine Kompagnie des 105. Regiments (Sachsen) aus Schlettstadt in Gereuth ein; die provisorische Kapelle wurde entfernt, das Betreten der Staatswaldungen verhindert. Eine Verfügung des Kreisdirectors vom 19. September verbot das Betreten des Waldes von Gereuth zum Zwecke von Wallfahrten; aber kaum war (am 23. September) das Militärcommando abgezogen, als die Wallfahrten und Erscheinungen in verstärkter Weise begannen. Die Forstverwaltung erließ ein neues Verbot, den Wald zu betreten, und die drohende Buße von 20 Thalern schreckte Manche ab; andere versuchten alle erdenklichen Listen, um das Verbot zu umgehen. Die Anwendung von Militär zur Aufrechthaltung der forstpolizeilichen Maßregel hat damals verschiedene Beurtheilung gefunden. Manche meinten, die Entfaltung solcher Energie sei unnöthig gewesen, habe das ungesunde Treiben nur gesteigert und die Erscheinungsgeschichte im ganzen Lande bekannt gemacht. Die so sprachen, standen den Ereignissen ferne, unterschätzten die Bedeutung der Vorgänge und wissen nicht, wie viel eine nachhaltig kräftige Hand bei solchen Vorgängen, die zum größeren Theile

Digitized by Google

künſtlich gemacht ſind, wirken kann. Je mehr ich mich mit den Erſcheinungen beſchäftigt, deſto ſicherer iſt mir geworden, daß, wenn die allgemeine Verordnung, welche im März 1873 erging, ſchon im September 1872 ergangen wäre, das ganze Unweſen ſich theils in die Kirchen zurückgezogen, theils verloren hätte. Solche retroſpective Kritik iſt allerdings eigentlich überflüſſig; man wußte und glaubte im September eben noch nicht an die koloſſale Ausdehnung, die das Treiben nehmen ſollte; für die weitere Zukunft kann man aber aus dieſen Vorgängen lernen, daß auch Erſcheinungen gegenüber es das beſte iſt, der Mahnung zu folgen „Principiis obsta".

Die Erſcheinung zog ſich vor dem Verbote der Forſtverwaltung den Berg hinunter, in die Nähe des Dorfes, in das Kaſtanienwäldchen an der Schalsmatt, an eine im Privatbeſitz befindliche Stelle. Nachdem man nun den Ort gefunden hatte, an dem man vor der Forſtpolizei geſchützt war, begann die wirkſame Arbeit des „Volksfreundes" auf's Neue. Am 1. December wurde die Ortsveränderung unter Beifügung neuer Erſcheinungswunder angezeigt, am 22. December wurden die Heilungen, die auf der Schalsmatt bewirkt worden ſeien, erzählt und hinzugefügt, daß, „wenn einmal alles, was ſchon vorgekommen iſt, klar und deutlich an den Tag gelegt würde, Lourdes, Salette und Pontmain bei weitem nicht ſo viel Wunderbares aufzuweiſen haben werden als Krüth". Von Beginn an hatte die geſammte ultramontane Preſſe mächtig die Lärmtrommel gerührt. L'Echo de Fourvière rühmt ſich im Auguſt ſchon den erſten Bericht gebracht zu haben; ſämmtliche congregationaliſtiſche Blätter der Grenze, vor allen L'Esperance in Nancy folgten. Dieſe und die Parteiorgane der in Paris beſorgten das Geſchäft für Frankreich und die franzöſiſch-leſenden Theile von Elſaßlothringen, für die deutſchleſenden berichtete wie geſagt der „Volksfreund", und in anderen Gebieten bemächtigte ſich der „Pilger" in Wien, die „Monatroſen" in Innsbruck, die „chriſtliche Abendruhe" in Solothurn, der „chriſtliche Pilger" von Speier der Erſcheinungen als einer mit Vorliebe gepflegten Spezialität, während faſt alle politiſch-klerikalen Organe ab und zu Berichte brachten, in welchen von nichts weniger als vom Zweifel an die Realität dieſer modernſten Wunder die Rede war. Das zog, und von allen Seiten kamen die Neugierigen, die Gläubigen, die Kranken; ganz Elſaß und beſonders das angrenzende franzöſiſche Land lieferten zahlreiche Contingente, an den Weihnachtstagen zählten die Verſammelten ſchon wieder nach Tauſenden. Von einigen Seiten wird die Zahl der an den beiden Tagen Anweſenden auf 15,000 angegeben, katholiſche Berichte ſchätzen den Zulauf am 3. Februar auf 10,000 bis 15,000 Perſonen.

Die Behörden waren der Anſicht, daß, ſo lange bei den Pilgerverſammlungen die öffentliche Ruhe nicht geſtört und den Staatsgeſetzen nicht zu-

widergehandelt werde, eine Veranlassung zum Einschreiten nicht vorliege. Nicht lange jedoch, und es war offenbar, daß die Versammlungen ein Mittel werden sollten, französischen Chauvinismus und die Hoffnung auf baldige Losreißung von Deutschland zu nähren. Am 10. Januar 1873 wurde von der erscheinenden Madonna das bekannte Schwert gegen den Rhein geschleudert; Aehnliches und Stärkeres wiederholte sich jetzt alle Tage.

Nun erschien auch (Anfang 1873) die Rixheimer Brochüre und versah, was der „Volksfreund", wie er selbst sagte, „aus Gründen welche die Redaction gerne respectire" d. h. doch wohl, wegen seiner notorisch intimen Beziehungen zum bischöflichen Kapitel nicht mehr versehen konnte, — die religiös-chauvinistische Reclame für Krüth. Endlich ging es mit dem Prinzipe des laissez faire nicht länger; die Aufregung wuchs, das ganze Land wurde in Mitleidenschaft gezogen, die politische Seite der Vorgänge trat immer deutlicher hervor, schon wies die Madonna auf Heinrich V hin, der, zum König von Frankreich gesalbt, die Ketzer aus dem Lande jagen werde; man suchte die Wallfahrten nach Gereuth chronisch zu machen; eine Kapelle wurde beim Schreiner bestellt, aufgerichtet und mit Blech bedeckt; da wurden, als der Bürgermeister von Gereuth Anstand nahm, seinerseits eine Verfügung zu erlassen, die Verordnungen des Bezirkspräsidenten vom 28. Februar und 11. März publicirt, welche die betreffenden Artikel des Code pénal in Erinnerung brachten. Nach denselben war die Abhaltung religiöser Versammlungen außerhalb der nach Vorschrift geweihten Orte, ohne vorgängige Genehmigung, sowie jede Theilnahme an denselben strafbar, und es wurde demzufolge jedem fremden Nichteinwohner von Gereuth verboten, die Gemarkung außerhalb der Staats-, Kreis- und Vicinalstraßen zu betreten. Zugleich erging eine weitere allgemeine Verordnung, etwaige Versuche die Erscheinungen auf anderes Gebiet zu versetzen schleunigst zu verhindern. Da die Gendarmerie der aufgeregten Menge gegenüber als vollkommen machtlos sich erwies, so rückte am 3. März eine Compagnie eines sächsischen Regiments in Gereuth ein, um am 20., nachdem der nächste Zweck erreicht war, den Ort wieder zu verlassen. Es drängt sich hier und später — bei den Vorgängen vom Anfang Mai — eine interessante Beobachtung auf. Nachdem durch eine nachdrückliche Verwaltungsmaßregel dem Treiben die Spitze geboten ist, wird es für kurze Zeit still; dann tauchen plötzlich an verschiedenen Orten Erscheinungen auf, die denen in Gereuth ganz analog sind. Es ist, wie wenn man in einen Brand schlägt: die Funken sprühen nach allen Seiten, und wo sie Nahrung finden, zünden sie auf's Neue. Aber soll man deswegen den großen Brand lodern lassen, bis er mit einfachen Mitteln nicht mehr zu löschen ist?

Noch in den März fallen die Vorgänge von Issenheim, Kr. Gebweiler

(14. März); Bollweiler, Kr. Gebweiler (24. März); der verunglückte Versuch in Leime, Kr. Altkirch, (9. März); die Erscheinungen in der Kirche von Wittelsheim, Kr. Thann (23. März). In Issenheim, der ehemaligen Jesuitenstation, drängten sich Hunderte von Menschen um und in eine Hütte, an deren Wand die Schatten der ausgebreiteten Arme eines thönernen Marienbildes bei dem Scheine flackernder Lichter sich auf und nieder bewegten. Die Zusammenläufe verminderten sich zusehends, als der Kreisdirector die Statuette durch den Bürgermeister an der äußeren Wand im hellen Tageslicht anbringen ließ. Im benachbarten Bollweiler nahm die Sache, nachdem die Visionärin dem Bürgermeister und Pfarrer gestanden hatte, sie habe nichts gesehen, ein schnelles Ende; den Versuch von Leime werden wir genauer zu betrachten haben; in Wittelsheim traten die Erscheinungen in der Pfarrkirche hervor und verliefen ebendeshalb ohne Eingreifen der Behörden, aber auch ohne jemals besondere Anziehungskraft entwickelt zu haben. Nach einem kirchlich-officiösen Artikel der historisch-politischen Blätter*), der noch öfter citirt werden muß, trat daselbst „etwas Auffallendes" hervor; „man sah den Gegenstand des jeweiligen Kirchenfestes oder der Sonntagspericope in glänzenden Gestalten über dem Altare schweben".

Für den Anfang des Marienmonats, des Mai, sollten die Erscheinungen und die Demonstrationen in einer gewaltigen Hauptaction sich zusammenschließen; speciell der 3. Mai war als Tag hiefür ausersehen; die Vorbereitungen begannen frühe. Fast gleichzeitig setzten sie ein in Wingen, bei Wimmerau, Kr. Zabern (8—10. April), sodann in der Nähe hievon, jenseits der lothring'schen Grenze in Giesingen bei Bettweiler, Kr. Saargemünd (12.—13. April) in Walbach, Kr. Colmar (14. bis 15. April), und Anfangs Mai treten noch hinzu die Erscheinungen im äußersten Norden und Süden des Landes, in Kochern, Kr. Forbach (2. Mai) und Habsheim, Kr. Mülhausen (3. Mai), während aus eben dieser Zeit von einer wenig beachteten Erscheinung in Ampfersbach, Kr. Colmar, und dem betrügerischen Versuch von Hesse, Kr. Saarburg berichtet wird. In Walbach äußerte der später vom Gericht für unzurechnungsfähig erklärte Hauptvisionär Hoffert schon am 29. April nach einer seiner Visionen: die Maria sei dagewesen und habe gesagt, sie käme nächsten Samstag (d. h. eben den 3. Mai) Nachmittags 3 Uhr wieder und werde ihm dann mittheilen, weßhalb sie hierher gekommen. Am 3. Mai war denn trotz der Verordnungen, die unterdeß im Oberelsaß ebenso wie im Unterelsaß erlassen worden waren, eine Menge von 5000—6000 Menschen versammelt. Auch in Gereuth war für den 3. Mai eine Haupt-Manifestation angesagt. Von der merkwürdigen Aufforderung

*) Septemberheft 1873.

mehrerer Geiſtlichen am Bahnhofe zu Schlettſtadt am Abend des 2. Mai, morgen nach Gereuth zu gehen, wird noch Erwähnung geſchehen. In der Umgegend von Gereuth wußte man und ſprach auch davon den Bürgermeiſtern gegenüber, am 3. Mai werde es zu thun geben. In der That ſtrömten die Pilger von allen Seiten herbei; aus dem franzöſiſchen Grenzorte Provenchères kamen allein 600 in ſchwarzer Kleidung. Für die Zeit um den 3. Mai wurde auch die „Bartholomäusnacht" in den paritätiſchen Kantonen Lützelſtein und Drulingen des Kreiſes Zabern angedroht und gefürchtet. Ein Blick auf die Karte wird zeigen, wie ſtrategiſch richtig man den Süden, die Mitte und den Norden des Landes in's Auge gefaßt hatte. Die erſte Maiwoche ging trotz Allem ruhiger vorüber, als wohl Viele dachten und — wünſchten. Eine Escadron Dragoner zerſprengte ohne erheblichen Widerſtand die ungeheuere Verſammlung in Walbach; vor den 50 ſächſiſchen Soldaten zerſtoben die Maſſen in Gereuth, in Habsheim bedurfte es ſelbſt nur der Feuerſpitze des reſoluten Bürgermeiſters, um die viſionäre Gluth der Demonſtranten verſchwinden zu laſſen. Wenn man fragt, welchen Zweck eine ſolche Steigerung der Erſcheinungen gegen den 3. Mai hin wohl haben konnte, antworten wir mit der Gegenfrage, ob es nicht ein mächtiges politiſches Agitationsmittel für die eben damals mit dem Sturze der Republik und der Aufrichtung des Thrones Heinrich's V beſchäftigte clerikal-legitimiſtiſche Partei in Frankreich geweſen wäre, wenn ſie hätte darauf hinweiſen können, daß eben das katholiſche Volk in Elſaß und Lothringen ſich für ſeine Religion, für Frankreich, für Heinrich V erhoben habe. Wer aus unſerer Darſtellung die Ueberzeugung von einer planmäßigen Organiſation dieſer Erſcheinungen und Demonſtrationen vom Beginn des Jahres 1873 an nicht gewinnt, den wollen wir gern ſeiner Harmloſigkeit überlaſſen.

Mit dem Schluß der erſten Maiwoche und der verunglückten großen Manifeſtation vom 3. Mai iſt auch die Kraft der Erſcheinungen gebrochen. Schon äußerlich giebt ſich das kund. In Wimmenau finden vom 5.—11. Mai keine Verſammlungen mehr ſtatt, das Braunſchweig'ſche Commando kehrt am 13. Mai nach Zabern zurück; auch die Chevauxlegers von Saargemünd werden am 7. Mai in Gieſingen-Bettweiler überflüſſig; das Commando von Gereuth kann ſchon am 4. Mai zurückgezogen werden; in Walbach findet Hoffert mit ſeinen neuerlichen Angaben keinen Glauben mehr, und das Militär marſchirt am 23. Mai in die Garniſon Colmar. Zwar beobachten wir auch hier wieder den Vorgang, den wir mit den ſpringenden Funken eines Brandes in Vergleichung geſetzt haben; aber die Einzelbrände zuckten meiſt nur leiſe auf, um bald von ſelbſt zu erlöſchen, und erreichten nur an zwei Orten einige Bedeutung, auf dem Schlachtfelde von Weißenburg und bei St. Quirin, Kr. Saarburg. Dort erſtickten ſie überraſchend ſchnell

unter der energischen Hand des Kreisdirectors, hier war es, trotzdem die Geistlichen um St. Quirin dem Feuer unablässig neuen Stoff beiführten, dennoch nicht nöthig, die schon auf dem Wege befindliche Löschmannschaft von Pfalzburg antreten zu lassen. Die Erscheinungen auf dem „Dreispitz" zwischen Saareinsberg und Althorn, in unmittelbarer Nähe jenes Fuchsthalerhofes, an dem die durch die Orte Wingen-Wimmenau bezeichnete Erscheinung eben ihr Ende erreicht hatte, begannen am 8. Mai, um am 9. Mai ihr Ende zu finden. Hie und da hörte man unter den Glasmachern von Götzenbrück und Meisenthal noch bis zum 17. Mai von einer Erscheinung sprechen, und gelegentlich fanden im Rücken der Gensdarmen wohl auch vereinzelte Ansammlungen statt. Am Stein von Alspach bei Kayersberg sollte — wie man erzählte — die Erscheinung am 11. Mai gesehen worden sein, ohne daß ein Zulauf entstanden wäre; zur selben Zeit liefen die Leute in die Wohnung eines Bewohners von Büdingen Kr. Forbach; in Neuweiler, Kr. Zabern, hörten die Wallfahrten auf (23. Mai), nachdem sie kaum begonnen hatten in Fluß zu kommen.

Ernster schlug nach dieser Zeit verhältnißmäßiger Ruhe der Funke wieder ein in St. Quirin Kr. Saarburg; am 20. Mai glitt eine weiße Gestalt mit verhülltem Haupte durch den Wald; am 25. Mai waren dank der Vision des Vicars Henriot schon ungefähr 3000 Menschen um den Baum des „bas bois", versammelt. Als das Betreten des Staatswaldes verhindert wurde, zog sich die Erscheinung am 18. Juni an einen Baum ganz nahe der Straße gegen Rompré. Die exaltirte Agitation der Geistlichen, benachbarter französischer adelicher Familien, dann der Bewohner von Niederhof, die sich eine Wallfahrt versprachen, und die nahe Grenze überhaupt machten hier die Sache sehr schwierig. Es wurde auch hier das Verbot der „Versammlungen unter freiem Himmel" publizirt, eine Abtheilung Militär aus Pfalzburg rückte zur Aufrechterhaltung des Verbots heran, — das Treiben hatte plötzlich sein Ende erreicht. Die gerichtliche Untersuchung gegen Victor Henriot und Pfarrer Jacques wegen Veranstaltung unerlaubter Versammlungen wurde eingestellt, da ein strafbares Reat nicht vorliege, Victor Henriot von dem Bischof von Nancy nach Frankreich versetzt. Während die Erscheinungen von St. Quirin Lothringen in Aufregung hielten, zeigten sich in demselben Bezirke Ansammlungen von ziemlich bösartigem Charakter, welche aber rasch verliefen, nämlich die am Cholerakreuz von Püttlingen Kr. Forbach. Es war dies die dritte Erscheinung in diesem Kreise nach den im Mai verunglückten Erscheinungen von Kochern und Büdingen. Schon 14 Tage lang war sie für Püttlingen angesagt; als sie kam, fand sie rasch Tausende von Gläubigen, welche die zur Wahrung der Autorität jener Verordnung anrückenden Gensdarmen mit Steinwürfen empfingen und trotz des

Regens bis Mitternacht am Flecke aushielten. Der Betrug von Reichshofen Kr. Hagenau fällt noch in den Mai (28). Die Erscheinungen von la Broque Schirmeck Kr. Molsheim (14. Juni) rufen wieder den Centralheerd Gereuth, mit dem sie in directer Verbindung stehen, ins Gedächtniß. Auch das übliche Zusammenströmen großer Massen am Frohnleichnamsfeste (15. Juni) konnte ihnen indeß keine Expansionskraft verleihen. Erscheinungen um dieselbe Zeit in Altkirch gingen spurlos vorüber und in Batzendorf und Winterhausen Kr. Hagenau fanden am Ende des Monats (25. Juni) Ansammlungen statt; nach dem kirchlich-officiösen Artikel der hist.-pol. Blätter „sah das Volk allerlei Zeichen am Himmel, farbige Kugeln fielen zur Erde, verfolgt von den Leuten, und verschwanden, wenn man sich denselben näherte".

Aus dem Monat Juli ist uns außer den oft komischen Ränken einzelner Pilger, um auf den Erscheinungsplatz in Gereuth zu gelangen, nur noch die Promenade der Mutter Gottes auf den Arsenalgräben von Metz (ca. 18. Juli) bekannt geworden. Es war eben Erntezeit und Füße, Hände und Augen zu nützlicherem Werke nothwendig.

Kaum aber waren die Hauptfrüchte eingeheimst, als vier Orte um Weißenburg, Riedselz, Schönenburg, Schleithal und Leitersweiler von den Hallucinationen ergriffen wurden. Schon vorher hatte sich eine starke konfessionelle Gereiztheit in der sonst friedlichen paritätischen Gegend gezeigt; es war dies, wie sich zeigte, das Symptom einer krankhaften Stimmung, welche in den Vorkommnissen des August sich entlud. Am 4. August, dem Jahrestage der Schlacht, versammelten sich gegen 1000 Personen zwischen Riedselz und der Eisenbahn; die Publication der bezüglichen Verordnung hatte keinen Erfolg; die Absendung einer kleinen Militärabtheilung aus Weißenburg wirkte rasch. Mit dem Marientage des 15. August belebten sich zwar die Felder um Riedselz auf's Neue, und am 20. und 21. August hatten auch die genannten Orte der Nachbarschaft ihre Erscheinungen, zu denen sich der Zulauf jedoch mit dem Anfang des nächsten Monats legte. Am entgegengesetzten Ende in Ballersdorf, Kr. Altkirch hatten während derselben Tage (5.—12. August) Kinder Erscheinungen, welche den Abbildungen ähnlich gewesen seien, welche die Mutter Gottes darstellen. Die Ankündigung einer Militärabtheilung schaffte Ruhe. In Rosteig bei Wimmenau, jenem Orte, wo einmal im April die metaphysischen Disputationen in einer energischen confessionellen Wirthshausrauferei geendet hatten, gaben einige auch jetzt (August 1873) noch einmal vor, Erscheinungen gesehen zu haben, ohne es zur Beachtung zu bringen; im Münster von Thann, dem Hauptort des Kreises, in dem die Erscheinung dadurch, daß sie sich in die Kirche verlegte, an zwei Orten einem Konflikt mit den Behörden auswich, wurde nach dem Berichte der histor.-pol. Blätter die „Mutter Gottes in einer Kapelle und Erschei-

nungen von Heiligen auf allen Altären" gesehen. Die Geister der in der Schlacht von Fröschweiler gefallenen französischen Soldaten versammelten in der Nacht vom 11.—12. October eine größere Anzahl Neugieriger bei dem Kloster Reinacker, Kr. Zabern. Nach längerem Intervalle gab es wieder (22. October) Zusammenläufe in Ranzweiler, Kr. Mülhausen, wo seit dem August Erscheinungen gesehen und der Bau einer Wallfahrtskapelle projectirt wurde. Eine interessante Schlußscene spielte in Rimlingen, Kr. Saargemünd, wo die Mutter Gottes in der Frühmesse vom 27. einem 13jährigen Mädchen ein mit schwarzem Papier verklebtes Notizbüchlein überreichte. Ende December erhielt ich von einem Elsässer die Mittheilung, daß die Erscheinung bei Grendelbruch, Kr. Molsheim, wieder gesehen würde und aus der Zeitung die Nachricht, daß sie in Kestenholz sich zeige, an beiden Orten ohne Bedeutung erlangen zu können.

Der Umgang des Phänomens scheint geschlossen. Der offiziöse Artikel der histor.-pol. Blätter leitet den wohl appretirten Bericht über die Erscheinungen mit den kühnen Worten „Napoleons des Alten" ein: „Des faits, des faits, apportez-moi des faits!" Man wollte Thatsachen? — Sie stehen zu Diensten. Dr. Aug. Schricker.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Briefe eines Deutschparisers. Paris, 5. April. — Es ist gewiß etwas Schönes um die Bedeutung der republikanischen Devise. Die Franzosen als Republikaner sind denn auch stolz darauf, und zum Beweise dessen malten sie hierselbst die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" an alle öffentlichen Gebäude. Da ist kein Gottes-, kein Amthaus, das nicht in fetten, schwarzen Lettern den prächtigen Dreiklang zur Schau trüge: auch an den rauchgeschwärzten Brandruinen, die als grauenhaftes Andenken der Kommunarden-Wahnsinn hinterlassen, nehmen wir dieselben wahr. Weit interessanter aber als all' die Buchstabenäußerungen des Republikanismus — das muß anerkannt werden — sind die Thatsachen, mit denen die Herren im Lande, die Politikgewaltigen, welche das Schifflein der Republik in den sichern Hafen lenken sollen, den herrlichen Dreiklang zu belegen beflissen sind. Die Freiheit halten sie in einer Weise in Ehren, die ein klassischer Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes. Ihre Gleichheitsliebe beruht auf der humanen Annahme, ein Jeder sei sich selbst der Nächste. In der Parteifessel erblicken sie das wahre Band der Brüderlichkeit. Ueberhaupt halten sie es mit dem biedern Ignaz von Loyola, der bekanntlich auch seine Devise hatte, und mehr läßt sich zu ihrem Ruhme schwerlich sagen.

Das Ministerium de Broglie arbeitet in der That unter der Aegide

des Jeſuitismus, der Beweis iſt leicht zu führen. Für das Volk! ſoll die Loſung ſein, und Pro domo! iſt die Parole. Für Beſchirmer der bedrohten moraliſcher Ordnung möchte man gelten können, und den Zweck zu erreichen, gefährdet man ſelber die moraliſche Ordnung; — wie der Picador in der ſpaniſchen Arena den Stier zum Kampfe aufſtachelt, ſo möchte man das Volk emporſtacheln: der Eſpada ſteht mit gezücktem Degen bereit. Nieder mit den Radikalen! ruft man, das famoſe Bürger- und Bauermeiſtergeſetz handhabend, und wer wird vor Allem als Maire abgethan? der ehrenhafte, einflußreiche gemäßigte Republikaner. Krieg den Friedensſtörern mit der Journaliſtenfeder! heißt es; ja freilich Krieg, aber nicht den Friedensſtörern, den wühlenden Finſterlingen und Herz-Jeſu-Frömmlern, ſondern den Verfechtern des republikaniſchen Regimentes, der beſtehenden Ordnung. Hoch das Septennat! erklärt man, — „Septennat" ſoll die „Begründung der Republik" bedeuten — und mit jeſuitiſcher Berechnung bahnt man, Geſetze ändernd, Geſetze ſchaffend, eine Gaſſe jenen alten, finſtern Gewalten, deren Herrſchaft das Unglück Frankreichs bedingt. Die Herren Dahirel, de Franclieu und Konſorten irren, wenn ſie als Vollblut-Legitimiſten meinen, man wolle ſie, freiſinnigeren Anſchauungen Raum gebend, auf ſchnöde Weiſe im Stich laſſen. Mit dem Stimmen-Plus in der Kammer läßt ſich, ſo winzig es iſt, vor der Hand noch etwas ausrichten, hinter dem Kammer-Plus ſteht das Plus der Bajonnette, und Frankreich hat ein folgſames Heer. — Und doch — — —.

Gleichviel; Fingerzeige, wie ſie jede neue Erſatzwahl bringt, kann nur die Verſtocktheit oder der Aberwitz nicht beachten. Die Ergebniſſe der Wahlen in Gironde und Obermarne ſind maßgebend mit Bezug auf ganz Frankreich. Ihre Bedeutung iſt eine außerordentliche. Wir erſehen aus ihnen, daß die große Mehrzahl der Franzoſen entſchieden republikaniſch geſinnt iſt, daß nicht etwa die Septennatiſten und Legitimiſten, ſondern die Bonapartiſten in zweiter Linie die Numeriſch-Stärkeren im Lande ſind, daß ſomit Rouher allerdings in keinem Irrthum befangen war, als er unbedingt die Behauptung aufſtellte, fortan könne es nur noch heißen: Ob Republik, ob Kaiſerreich? — Die biederen Majoritätler mit den Bourbongelüſten dürfen die Oſterferien zu Kaſteiungen und Wallfahrten benutzen, auf daß ſie der Gönnerſchaft ihrer geheiligten Schutzpatrone nicht verluſtig gehen, denn ihr Weg führt trotz alledem an den Abgrund, an deſſen Rande der Satz Geltung hat: Laſſet hier all' Euer Hoffen! Die Bonapartiſten aber dürfen jubiliren und Jenen eine Dankadreſſe votiren, denn wer arbeitete ihnen bisjetzt in die Hände, wenn nicht die Kammermajorität, d. h. die Regierung mit der Jeſuitenliſt und der Despotenwillkür? So ſeltſam es klingt, ſo begründet iſt es: die Sympathieen für die napoleoniſche Dynaſtie mehren ſich in Frank-

reich, oder vielmehr, die Aussichten der Dynastie werden heiterer. Faktisch gewannen hierselbst bereits zahlreiche Wähler für den Fall der Alternative, den das projektirte Wahlgesetz bedingen kann, den Entschluß, ihre Stimme dem Prinzen Louis Napoleon zu geben. „Einen Chambord sollten wir uns aufschwindeln lassen?" meinen die Leute. „Da wählen wir zehnmal lieber den Kleinen von Chiselhurst". Das Mißvergnügtsein in der französischen Geschäfts- und Arbeiterwelt hat seinen Höhepunkt erreicht. Was Wunder! Auf Rosen hat der Jesuitismus der Gewalthaber das Volk nicht gebettet. Ja, wäre Thiers am Ruder geblieben! — —

Wäre Thiers am Ruder geblieben, so bekämen die Pariser möglicherweise auch den schönen neuen Fortgürtel nicht, mit dem sie ein hochweises Kriegsministerium beglücken will. Der Gürtel kostet schweres Geld; und wenn er einst das Trommelfell der Pariser vor dem unliebsamen Donner Krupp'scher Geschütze bewahren kann, so lassen sich für spätere Zeiten an die Widerstandskraft des Bollwerks in pekuniärer Hinsicht noch ganz andere Konsequenzen knüpfen. Einstweilen werden die theuren Forts geplant, und daß anläßlich dessen wieder einmal die Spionriecherei florirt, kann man ermessen. Schon wollen spürnäsige Patrioten deutsche Offiziere im Civil bemerkt haben, die in der Umgegend mit Luchsaugen Terrainmusterung hielten. Und nicht lange, so werden sich — das dürfen wir versichert sein — deutsche Offiziere als französische Maurer verkleidet auf die Bauplätze schleichen. Das Druckpapier ist sehr geduldig im schönen Frankreich.

Diese Woche bedauerten momentan selbst Thiers' Widersacher sein Scheiden von der engeren Regierungsbühne. Was hätten sie darum gegeben, wären sie in der Lage gewesen, das Entweichen Rochefforts und Konsorten aus der neukaledonischen Gefangenschaft ihm zur Last legen zu können! Mit welchem Feuereifer würden sie aus dem Falle Kapital geschlagen, alle Sünden der Radikalen ein neues Mal den Gemäßigten aufgebürdet haben! Das Lärmen ihrer Organe ist ohnedieß schon ein ganz anständiges. Der Gedanke, daß im benachbarten Brittenland sechs feuerrothe Demagogen ihre Umsturzfackel aufstecken können, erfüllt die Patrioten mit Entrüstung, macht in ihnen eine wilde Büttel-Energie rege. Nun ja, wie erhebend ist es nicht, die Rolle von „Errettern der Gesellschaft" zu spielen! —

Nun und dann tritt hierselbst uns Deutschen gegenüber in einer oratorischen oder journalistischen Pointe noch ein unerquicklicher Chauvinismus zu Tage. So äußerte sich am vorletzten Sonntage anläßlich der Preisvertheilung des Polytechnischen Vereins der Schriftführer desselben in einer Weise, die eine ernste Rüge seitens der Behörde verdient hätte. Vernünftige Leute schütteln zu solch albernen Aufhetzereien mißbilligend den Kopf. Nur der engherzige, kleingeistige, beschränkte Chauvin kann so Etwas an die große

Glocke hängen, wie im „Bienpublic" ein gewiſſer benevolenter Bühnenrezenſent es gethan. Auch de Fourtou, der Unterrichtsminiſter, hielt bei der Gelegenheit eine Rede, und wenn er dabei im Auftrage dem Septennat das Wort redete, bezüglich deſſen konſtatirte, der Marſchall bleibe am Ruder, was immer für Berather ihm zur Seite ſtehen, ſo blieb er doch andererſeits bei der Stange, indem er die Arbeit und Volksbildung verherrlichte und dieſe für die Grundbedingung zur Geneſung Frankreichs erklärte. De Fourtou weiß ſicherlich, was den Franzoſen vor Allem noth thut.

Auch Edouard de Laboulaye, der bekannte Hiſtoriker, weiß das. Es giebt ſich dieſer Gelehrte aber doch wohl in Etwas Illuſionen hin, wenn er, wie er es in einem Vortrage auseinandergeſetzt, vom Heere die „Erziehung des Landes" erhofft. De Laboulaye befürwortete in der Jahresſitzung des Franklin-Vereins, der ſich das Stiften von Volksbibliotheken zur Aufgabe gemacht hat, und im verwichenen Jahre dem Heere unentgeltlich über 200 Bücherſammlungen zuſtellte, die Heranbildung der Soldaten zu Männern und Menſchen, und ſprach die zuverſichtliche Hoffnung aus, der beim Regiment geſchulte, durch das Leſen guter Bücher geiſtig gebildete, pflicht- und ordnungsliebende, geſittete Soldat werde nach ſeiner Rückkehr in die engere Heimath im Verkehr mit Andern ſeinen bildenden Einfluß geltend machen und dadurch als Volkserzieher ſich geriren. Den Schluß der Vorleſung bildete der energiſche Ruf: „Es lebe das Heer! Es lebe Frankreich!" In Summa, der Patriotismus des Herrn Laboulaye bleibt unbeſtritten.

Wenig Tröſtliches iſt in Bezug auf das edle Prinzip der Volksbildung aus der hieſigen Theaterwelt zu melden. In dem weiten Garten wuchert noch immer mit Macht das Unkraut des Unſittendramas. Groß iſt die Zahl der Gärtner, aber gar klein das Häuflein derer, denen es mit dem Löſen ihrer Aufgabe Ernſt iſt. Gäng und gäbe bleibt die verwerfliche Spekulation auf das Gefallen an der Unnatur, am Barocken, Gräßlichen und Skandalöſen. Wir dürfen nicht weit zurückgreifen um eines Beleges willen. Juſt gab uns einen ſolchen der Akademiker Octave Feuillet mit ſeinem Drama „Die Sphinx" an die Hand. Die Novität kam im Franzöſiſchen Theater zur Aufführung, machte Fiasko und macht regelmäßig ein volles Haus. Doch ſeltſam, nicht wahr? Im Gegentheil, natürlich. Ein Blick auf des Stückes Inhalt macht uns dies klar.

Frau de Chelles iſt eine jugendliche Schöne von der wunderlichſten Gemüthsart. Wechſelsweiſe ausgelaſſen und traurig, heiter und ernſt, ohne daß anſcheinend Etwas dieß motivirte, iſt ſie Allen ein Räthſel, die leibhaftige Sphinx. Ihr Gatte iſt, wie die Madame Benoiton des Herrn Sardou, nie zu Hauſe. Aber die Reizende hat zahlreiche Anbeter, die ſie, je nach ihrer Laune, foppt oder kirrt, und liebt im Stillen Herrn de Savigny,

den Gatten ihrer Cousine Berthe. Das Geständniß ihrer Liebe legte sie in mehreren Briefen ohne Adresse nieder. Und als sie durch eine List den Geliebten von dem Inhalt der Briefe hat Kenntniß nehmen lassen, betritt sie ohne Weiteres die Bahn der Ehebrecherin. Da entdeckt Frau de Savigny die Briefe. Entrüstet tritt sie damit vor die Sünderin hin, droht, aller Welt ihr schändliches Treiben enthüllen, sie verderben zu wollen. Erschreckt, doch kaltblütig läßt Frau de Chelles die Feder an dem mit einem Sphinxbilde verzierten Ringe spielen, den sie am Finger trägt, schüttet des Ringes Inhalt in ein Glas mit Wasser und trinkt dieses aus. Alsobald beginnt das Gift zu wirken. Die Selbstmörderin windet sich in fürchterlichen Krämpfen, knirscht und klappert mit den Zähnen. Wie verglast erscheinen die weit geöffneten, aus ihren Höhlen hervortretenden, stier blickenden Augen. Todtenblässe überzieht das verstörte Gesicht. Endlich ist der Todeskampf ausgekämpft: Die Unglückliche stürzt nieder und hat gelebt. Berthe verhüllt die entstellten Züge mit einem weißen Schleier, de Savigny tritt herein, und — der Vorhang fällt.

Bis zur Schlußscene hat die Versammlung sich wenig amüsirt. Dann kommt das Alpdrücken des Entsetzens, die Frucht des drastischen Spieles der schönen Actrice, und der Anblick der Sterbenden mit dem an das Obduktionszimmer und die Morgue erinnernden Kadaver-Antlitz entschädigt die Zuschauer reichlich für die ihnen von Feuillet bereitete Langeweile. Die Kritik ermangelt nicht, den Kranken- und Leichen-Naturalismus für verwerflich zu erklären. Allein Publikus achtet viel auf die Kritik! Wie? als Pariser Mademoiselle Croizette, die charmante Liebhaberin des Théâtre français, nicht wenigstens einmal auf den Brettern sterben sehen? Warum nicht gar! — Der arme Feuillet ist in Verzweiflung. Alle Welt spricht von der Schauspielerin; seiner gedenkt rühmend kein Mensch. Ja wahrlich, armer Feuillet! —

Berliner Wochenschau: Circus, Theater, Gemälde, Politik. — Ostern brachte uns die behagliche Muße, welche der Deutsche im allgemeinen von seinen Festtagen verlangt und besonders in diesem Jahre zu fordern berechtigt war, in dem ihn Krach, Militär- und Kirchendienergesetz, Impfzwang und Standesregister unaufhörlich an seine ökonomischen und socialen Bedrängnisse erinnert haben. Man war herzlich froh, als der Reichstag für einige Tage seine mühevollen Arbeiten unterbrach und dem öffentlichen Interesse gestattete, harmloseren Emotionen nachzugehen. Natürlich sucht man diese in den Tempeln der Kunst. Hugenotten, Narziß, le lion amoureux, Mein Leopold, Rozsa Sandor, Ziegenlieschen, Aschenbrödel, so liest man und fühlt sich bereits wesentlich befriedigt durch den Gedanken, so viel des Guten zur Wahl vor sich zu haben. Leider erweist sich aber dieses Gefühl des Besitzes und des Reichsthums alsbald als eine schwere Täuschung, denn es waltet dabei ein kleiner Rechenfehler ob. Man hat vergessen, daß ganz Berlin an Feiertagen sich in ähnlicher Glückseligkeitsstimmung zu befinden pflegt, daß Jedermann die Verpflichtung empfindet, sich der Oeffentlichkeit zu produciren und daß sämmtliche Theater, Concertsäle und Circus sich mit so rapider Geschwindigkeit füllen, daß selbst der gewandteste Billethändler den Eintritt nicht mehr zu erwirken im Stande ist. Die angenehme Folge dieser allgemeinen Lebensfreudigkeit ist dann für den

einzelnen Unglücklichen zunächst eine abendliche Droschkenfahrt durch Berlin von Theater zu Theater. Im weiteren Verlaufe der Expedition pflegt sich dann in dem Kunstreisenden eine sehr pessimistische Weltanschauung zu entwickeln, die ihn entweder zur Einkehr bei sich selbst, oder in einem Restaurationslokale nöthigt, dessen Genüsse keineswegs in richtigem Verhältnisse zu den voraufgegangenen Mühen und Hoffnungen stehen. Ein gütiges Geschick bewahrte mich indeß vor einem so schmählichen Ende; vor dem Circus Renz war eine Ueberspeculation in Billets eingetreten, die Nachfrage hatte in Folge der übermäßigen Vertheurnng nachgelassen, das Sinken der Preise war von den Reflectanten nicht abgewartet worden und vermöge dieses überaus lehrreichen nationalökonomischen Vorganges gelang es dem harmlosen Spätling zu erreichen, was dem schlauen Rechner versagt geblieben war. Ich gehöre nicht zu den Verehrern der equestrischen Vergnügungen und betrachte eigentlich mit einem gewissen Entsetzen jene dauerhaften Gestalten, die ich, so oft mich Unglück oder Zufall an diesen Ort führt, stets mit derselben andächtigen Miene an demselben Platze finde. Ich muß aber doch gestehen, daß mein Urtheil der Berichtigung bedurfte. Daß freilich die Pferdedressur des Circus Renz ihres Gleichen in der Welt nicht hat, wußte ich längst, daß aber dieser Circus auch gleichzeitig den Schauplatz für eine der anmuthigsten kleinen Pantomimen hergeben könnte, hatte ich noch nicht erfahren. Die Darstellung des Märchens vom Aschenbrödel ist aber eine ganz exquisite Leistung in diesem Fache, an dem auch große Kinder ein aufrichtiges Gefallen finden müssen. Nicht zum wenigsten trägt zum Gelingen des Ganzen die wahrhaft vortreffliche, an Eleganz und Geschmack wirklich musterhafte Ausstattung und Inscenirung bei. Die Mehrzahl der Rollen wird von Kindern dargestellt. Pferde und Wagen, in Gestalt von Ponies und in den Dimensionen eines allerdings sehr großen Kinderspielzeuges machen einen allerliebsten, sehr gefälligen Eindruck. Gradezu hervorragend ist das Ballet. Gleiche Schönheiten und gleiche Leistungen dürften in dem corps de ballet unserer Oper vielleicht vergebens gesucht werden. Eine überaus effectvolle Beleuchtung erhöhte und sicherte den Reiz der anmuthigen Gruppirungen. Besonderer Gunst hatten sich die kleinen Mimen zu erfreuen, welche die ausländischen Potentaten und die einheimischen und fremden Diplomaten und Notabilitäten in mehr oder minder treuer Maske darzustellen hatten. Großen Jubel erregte es, als der jugendliche Bismarck einen häuslichen Streit Mac Mahons und Thiers' schlichtete und letzteren mit freundlicher Miene neben sich placirte. Die früher üblichen Conflicte zwischen Bismarck und dem Papste werden neuerdings nicht mehr zur Darstellung gebracht, dafür erschienen aber ein Jesuit und ein Franzose in brüderlicher Vereinigung und gaben dem Publikum den erwünschten Anlaß zum demonstrativen Jubel.

Auch sonst florirt hier die politische Komödie, wovon ich mich gleich am folgenden Tage im Stadttheater überzeugen konnte. Sardou's Rabagas wurde hier vor überfülltem Hause gegeben. Das Stück ist unseren deutschen Verhältnissen nicht ungeschickt angepaßt. Das französische Original parodirt bekanntlich Gambetta und einige Vorgänge des 4. September. Die deutsche Bearbeitung hat sehr passend die Spitze gegen die Socialdemokraten gekehrt; in den Masken der Schauspieler erkennt man mit großem Vergnü-

gen die wohlbekannten Gesichter einiger Führer der socialistischen Partei innerhalb und außerhalb des Parlamentes wieder. Die Socialdemokraten haben deßwegen auch das Stück bereits mit ihrem gründlichsten Unwillen beehrt. In der ersten Vorstellung erschienen sie, demonstrirten in sehr geräuschvoller Weise, da sie aber den sehr umsichtigen Vorkehrungen der Polizei gegenüber nicht die nöthige Macht entfalten wollten oder konnten, so beschränkten sie sich seitdem auf die stille Verachtung dieser dramatischen Leistung und überlassen deren Genuß einem harmloseren Publikum, das die gelungene Persiflage in bester Laune entgegennimmt. Besonders anziehend ist der zweite Act, in dem die socialistische Revolution in einer socialdemokratischen Redaction vorberathen wird und die journalistischen wie die politischen Geheimnisse der Partei in sehr belustigender Weise zu Tage treten. Nächst der Titelrolle des Advokaten Rabagas ist in diesem Sinne die Figur des polnischen Generals besonders anziehend, der ein vollendeter Lump, gleich hervorragend durch Ruhmredigkeit und Feigheit überall in der Welt seine Dienste der Revolution zur Verfügung stellt. Auch hier wird er mit Acclamation an die Spitze der Bewegung gerufen und beeilt sich, das ihm geschenkte Vertrauen durch die mit unnachahmlicher Würde vorgetragenen Worte zu rechtfertigen: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Zeugnisse vorzeige." Die folgenden Acte des Stückes fallen dagegen bedeutend ab, namentlich der letzte wird durch eine ganz unnöthige und sehr ungeschickt eingeflochtene Liebesintrigue geradezu unverständlich. Ein anderes Theater noch erweckt seit einigen Tagen alte halbvergessene Reminiscenzen. Im Residenztheater ist Frau Helene v. Rakowitz, geb. v. Dönniges, aufgetreten, die einstige Gattin jenes jungen Rumänen, dessen Kugel Lassalles agitatorischer Laufbahn ein jähes Ende bereitete. Sie ist von Wien, wo sie bisher mit ihrem zweiten Gemahl, dem bekannten früheren hiesigen Hofschauspieler Friedmann lebte, hieher zurückgekehrt und soll als Marquise de Maupas in dem Ponsard'schen lion amoureux einen nicht unbedeutenden Erfolg davon getragen haben.

Zwei andere Wiener erfreuen uns gegenwärtig durch ihre Leistungen in der bildenden Kunst. Makart's weibliches Portrait im venetianischen Costüm und vor allem die vortrefflichen Bilder des Kronprinzen und der Kronprinzessin von der Meisterhand Angelis machen alltäglich den Saal des Künstlervereins zum Versammlungsort der kunstverständigen und kunstliebenden Welt. Ueber die unerreichte Technik der Angelischen Portraits herrscht nur eine Stimme des Lobes. Aber die Auffassung — da gehen die Meinungen auseinander. Nicht hinsichtlich des Kronprinzen, den möchte Niemand anders sehen, als er hier dargestellt ist. Lebhaftigkeit, Frische, Energie und Liebenswürdigkeit des Ausdruckes befriedigen in gleicher Weise. Vor dem Bilde der Kronprinzessin hingegen kommt die Splitterrichterei und die Philiströsität des allgemeinen Urtheils zu bedenklicher Geltung. Bald ist es das venetianische Costüm, dessen malerische Vorzüge nicht genügend gefunden werden gegenüber der Einbuße, die es der königlichen Würde anthun soll, bald ist das eine Auge zu klein, das andere zu groß, die Anmuth des Bildes der des Originals nicht entsprechend oder umgekehrt. Man kann so ziemlich jedes Urtheil vor dem Bilde hören, wenn man nur das nöthige Beharrungsvermögen besitzt. Ich begreife diese Unsicherheit der Meinungen

nicht. Es scheint mir eine außerordentlich glückliche Idee gewesen zu sein, das hergebrachte Krönungscostüm oder die Gesellschaftstoilette mit einer Tracht zu vertauschen, die unstreitig jeden Vorzug der Gestalt in ungleich gefälligerer Weise zur Geltung bringt. Ob das Bild dadurch den Anspruch verliert, in der Bildergallerie des Schlosses aufgehängt zu werden, mag der Hofmarschall entscheiden. Die Welt ist jedenfalls um ein wahrhaftes Kunstwerk reicher. Noch müßiger scheint mir der Streit um die Aehnlichkeit und den Ausdruck. Die erste ist frappant und der zweite so liebenswürdig und lebendig, daß es allerdings schwer zu glauben ist, daß man einen solchen lange und regelmäßig aufweisen könne. Um so größer ist das Verdienst des Künstlers, der in richtiger Auffassung des Momentes zu einer Darstellung gelangte, welche die Anmuth der Erscheinung zu voller Geltuug brachte, ohne der Wahrheit im Geringsten zu nahe zu treten. Neben Makarts Venezianerin, deren blendender Nacken alle diejenigen Kunstfreunde in reichlicher Menge vor sich zu versammeln pflegt, welche der Kunst in naiverer Weise ihre Bewunderung entgegenbringen, hat Gustav Richter seine neueste Schöpfung aufgestellt, ein liebliches kleines Zigeunerkind aus der Krim, halbnackt, nur mit dürftigen Lumpen verhüllt, versteckt unter üppig, farbig prangendem Rebendach. Das Bild ist entstanden in diesem Herbste, als Richter einem Rufe des Kaisers von Rußland nach Livadia folgte, um daselbst die Großfürstin Marie, die jetzige Herzogin von Edinburg zu portraitiren. Es gehört der Kaiserin, die gleich nach Einsicht in die ersten Skizzen den Ankauf bewirkte. Ein zweites Motiv aus der Krim, eine Zigeunermutter, befindet sich noch im Atelier des Künstlers. Ein kleines Genrebildchen von Ludwig Knaus und die Königin Elisabeth von Liezen Mayer schließen die Reihe der hervorragendsten Kunstwerke ab. Daneben findet sich freilich noch viel des Vortrefflichen. Auch die erheiternde Kehrseite künstlerischen Wirkens hat ihre Vertretung gefunden. Jemand, dem eine Brautnacht und eine Mondscheinnacht, jede für sich allein, des wünschenswerthen Reizes zu entbehren schienen, hat eine „Brautmondscheinnacht" gezaubert, welche indeß so dunkel gerathen ist, daß man sich der peinlichsten Besorgniß nicht erwehren kann, das schlaftrunken einhertaumelnde Liebespaar möchte durch Zertrümmerung der massenhaft umherliegenden kostbaren Gefäße sein künftiges Eheglück einigermaßen beeinträchtigen. Ein Anderer hat einen sehr blassen Jüngling gemalt, nach dem eine noch bläßere Jungfrau ihre Arme ausstreckt. Die Unglückliche kniet, da sie der Füße entbehrt, statt welcher ihr zwei mächtige Fischflossen dienen. Die anatomische Verbindung des menschlichen und thierischen Organismus ist durch zwei Zoll grauer Farbe verbandartig ebenso zweckmäßig als discret hergestellt. Das Ganze nennt sich die Jungfrau von Angst, oder wie der Berliner sagt, die Jungfrau vor Angst, welche Bezeichnung in Anbetracht des wirklich malerisch äußerst peinlichen Zustandes der Dame nicht ohne Berechtigung ist. An anderen ähnlichen Leistungen mußte ich leider der Kürze der Zeit halber vorübergehen.

Die hohe Politik ruht zur Zeit noch. Man benutzte die stille Woche, um die Chancen des Militairgesetzes zu erwägen und man fand allerseits, daß das Zustandekommen desselben nach wie vor gesichert scheint. Die Worte des Reichskanzlers gegenüber den beiden Reichstagsabgeordneten haben doch ihre Wirkung geübt. Die Spannung der Situation milderte sich seither

merklich. Nicht minder erregt als um das Militairgesetz werden sich die parlamentarischen Debatten um das Kirchendienergesetz bewegen, denn auch hier herrscht zwischen Regierung und Reichsvertretung eine leidliche Disharmonie. Sehr auffällig erscheint, daß die Publication des Grafen Arnim über das vaticanische Concil gerade jetzt vor Discussion des Gesetzes erschienen ist. Dieselbe illustrirt allerdings die Bedeutung des römischen Kampfes in sehr treffender Weise. Ob ihre staatsmännische Voraussicht nebenher auch das politische Urtheil über den Autor ändern wird, ist eine andere nicht minder interessante Frage, über welche wohl schon die nächsten Tage einige Andeutungen bringen werden.

Literatur.

„Der neue Plutarch". — Unter diesem im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts gewählten Titel erschien soeben der erste Theil einer Sammlung von „Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst" herausgegeben von Rudolf Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus 1874). Man weiß, daß unsere deutsche Geschichtschreibung — natürlich nicht ohne erhebliche Ausnahmen — das persönliche Moment in ihrem Stoffe noch immer ungebührlich verabsäumt. Die „allgemeine deutsche Biographie", das große Zukunftswerk der Münchener Commission wird den Studien der zahlreichen zur Mitarbeit berufenen Historiker in dieser Hinsicht hoffentlich eine erfreuliche Wendung geben. Gleiche Wirkung kann auch der „neue Plutarch" haben, der allmählich, wie die Vorrede ansagt, zu einer „Porträtgalerie ausgezeichneter Persönlichkeiten seit dem Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart" anwachsen soll, wenn das Unternehmen geschäftlich glückt. Allein dieser Plutarch will keineswegs bloß der Forschung neue Richtung geben, er strebt zugleich nach literarischer Bedeutung, „auf die möglichst vollendete künstlerische Ausarbeitung des Stoffs" legt er das Hauptgewicht; Plutarch und Varnhagen werden von dem Herausgeber als Vorbilder genannt. Plutarchs Methode, soweit sie allenfalls nachahmenswerth sein kann, besteht in der Belebung des historischen Berichtes durch anekdotenhaft eingestreute Charakterzüge; Varnhagen glänzt vornehmlich durch seinen sorgfältig geglätteten Stil, doch ist es ihm auch um die Kunst der Composition ernstlich zu thun, mit welchem Erfolge bisweilen, das beweisen besonders die Biographien des Grafen von Zinzendorf und Hans von Held's, welche die neue Ausgabe „ausgewählter Schriften" des fruchtbaren Autors, die wir schon öfters an dieser Stelle gelobt, sammt den Lebensbildern preußischer Feldherren, älterer Poeten u. a. dem deutschen Publikum in dankenswerther Weise wieder vor Augen führt. (Brockhaus 1872—73). Beiden Schriftstellern, dem antiken wie dem modernen, ist gemein, daß sie wirklich Biographen sein wollen und nicht Historiker; Plutarch betont diesen Unterschied selbst ausdrücklich im Eingange seines Alexander, Varnhagen bleibt er sogar in seinem Blücher stets gegenwärtig; beiden liegt vor allem das eigene Leben ihrer Helden, deren volle Persönlichkeit am Herzen, sie stellen mehr die Handlungen dar, als daß sie die Leistungen abwögen, ihr Thema ist und bleibt das Individuum.

Der Inhalt nun des vorliegenden Bändchens entspricht nicht durchweg

den Andeutungen des Herausgebers; es bringt uns vier historische Aufsätze von namhaften Forschern, die man doch nicht sämmtlich für künstlerisch ausgearbeitete Biographien gelten lassen kann: sie gehören vielmehr zumeist der Gattung biographischer Essays an, für die Macaulay so ausgezeichnete Vorbilder geschaffen. Am wenigsten hat der erste Aufsatz über Luther — von Heinrich Rückert — Anspruch auf den Namen einer wirklichen Biographie. Wer wollte auch auf 75 kleinen Octavseiten ein so gewaltiges Leben erzählen? So setzt denn Rückert durchaus die Kenntniß dieses Lebenslaufes, dem er bis 1525 noch im ganzen chronologisch folgt, beim Leser voraus; er bespricht mit Geist und Feinheit die Entwickelung und die Thaten seines Helden, knüpft sinnreich Beziehungen zwischen ihm und der Vergangenheit und Zukunft seiner Nation, kurz er bringt manches und gutes Alte und Neue zu und über Luthers Leben und Wirken, was er aber nicht giebt, ist dies Leben und Wirken in seiner Thatsächlichkeit selber. Weit minder als Heinrich Lang's vor 4 Jahren erschienenes „religiöses Charakterbild" Luthers verdient so dieser Essay von Rückert den Namen einer Biographie, den ihm freilich der Verfasser auch nicht beilegt, wohl aber, wie wir sahen, der Herausgeber. — Bestimmteren biographischen Zug zeigt der Oliver Cromwell von Reinhold Pauli; hier sieht man so recht, wie ungemein unsere heutige Historie an Tiefe und Weite der Forschung die wissenschaftliche Bemühung etwa eines Varnhagen überragt; aus der Fülle der Kunde, mit der Schärfe der Einsicht würdigt Pauli historisch das öffentliche Leben des Protectors, das er auch wirklich, gedrungen aber vollständig, erzählt; es ist eine „Geschichte" Cromwells wie Ranke die Wallensteins geschrieben, zur Biographie aber fehlt ihr noch weit mehr als dieser die Darstellung der inneren Natur des Helden in ihrem Eigendasein. Es ist wahr, diese hat sich außer durch sein politisches Handeln nicht häufig und deutlich hervorgethan, aber mindestens von der religiösen Seite ließ sich ihr doch näher kommen; indem Pauli manche falsche Auffassung glücklich bekämpft, macht er doch keinen Versuch, den persönlichen Charakter seines Helden positiv zu zeichnen. — In diesem Betracht gebührt entschieden dem dritten Aufsatze, Heinrich IV. von Frankreich von Martin Philippson, der erste Platz; hier wird neben den großen Begebenheiten auch den menschlichen Seiten des königlichen Lebens überall Beachtung zugewandt; ihre Darstellung geht nicht gerade tief, doch ist daran wohl auch der Gegenstand schuld; zu den tiefangelegten Seelen hat der raschblütige Bearner nicht gehört. Genug, man darf Philippson's Essay den Titel einer kleinen Biographie schwerlich versagen; den Varnhagen'schen kommt sie natürlich an beflissener Kunst nicht gleich, der Sprache zu geschweigen, die sich eines modernsten Unwortes wie „beeinflussen" ohne Scheu bedient. — Den Beschluß bildet Voltaire's Leben von Karl Rosenkranz beschrieben; ein Aufsatz von vielseitigstem Inhalt, der vielleicht nichts irgend Wesentliches, weder im inneren noch im äußeren Leben des Helden, übergeht, desto empfindlicher aber vermißt man hier die echt künstlerische Behandlung der Form, zumal da wir vor wenigen Jahren erst von einem Meister biographischer Plastik einen Voltaire empfangen haben. Dank den von du Bois-Reymond gegebenen Winken über Voltaire's Stellung zur Naturwissenschaft vermag Rosenkranz eine Lücke auszufüllen, die Strauß leider in seiner Schilderung gelassen; auch einzelne Dichtwerke des großen Franzosen analysirt der neue Bearbeiter genauer; im übrigen, vor-

nehmlich soweit die Composition, ja die Technik überhaupt in's Spiel kommt, kann von einem Vergleiche mit Strauß' Leistung nicht die Rede sein.

Man sieht, wie es auch mit dem spezifisch plutarchischen Gehalte des neuen Plutarch stehen möge, an sich bringt er Brauchbares und Erwünschtes die Menge, sodaß wir ihn mit dem Herausgeber der Gunst des Publikums empfehlen. Im schlimmsten Falle wird er immer einen reinbiographischen Doppelgänger des rühmlich bekannten „historischen Taschenbuchs" vorstellen können, das im selben Verlage in ähnlicher Ausstattung erscheint, und das uns auch in seiner neuen Folge (seit 1871) unter anderen trefflichen Essays mit einer Anzahl wohlgelungener biographischer Artikel verwandter Art beschenkt hat. a/D.

„**Der Rechtsschutz auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts.** Eine Rede zum Antritt des Rectorats der Universität Breslau, 15. October 1873 gehalten von Dr. **Hermann Schulze**". Leipzig, 1873. Breitkopf u. Härtel. — Unsere Universitäten sind heute der aufmerksamen Theilnahme von Seiten unserer gebildeten Kreise etwas weiter entrückt, als es wünschenswerth und vortheilhaft für die einen wie für die andern ist. Daß es nicht immer so war, lehrt ein Blick in unsere Geschichte, aber auch, wodurch es so werden mußte, wie es heute steht. Man hat den Schaden ziemlich allgemein eingesehen, aber was man zu seiner Heilung bisher gethan, wollte nicht viel daran verbessern, und wir sind nicht in der Lage, ein wirksameres Rezept schreiben zu können, als andere. —

Einer der wenigen Fälle, wo eine solenne, allgemein verständliche Veranlassung eine größere Anzahl gebildeter Männer und Frauen in dem sonst ihnen unzugänglichen Adyton einer Universitätsaula versammelt, ist die jährliche oder halbjährliche Wiederkehr der feierlichen Installirung des Magnificus. Unser Leben ist so arm an aller scenischer Draperie, daß gar viele die geringen Reste alterthümlichen Ceremoniels, die sich dabei vor einem ganz modern costümirten Publikum entfalten, mit dem Lächeln gebildeter oder moderner Ueberlegenheit auf den Lippen, aber mit einer gewissen unbewußten oder nicht eingestandenen Befriedigung im Herzen anzuschauen kommen und dort weiter nichts suchen. Aber vielen anderen ist es um die geistige Nahrung zu thun, die sie aus den dabei üblichen Festreden, namentlich der Antrittsrede des neuen Rectors, erwarten. Denn schon seit einem Menschenalter hat eine Universität nach der andern die geheiligte Sprache Cicero's und Vergil's bei dieser Gelegenheit gegen die Lessing's und Goethe's vertauscht und damit, vielleicht ohne daß sich's die Vorkämpfer dieser keineswegs ohne harte Schlachten durchgesetzten Neuerung bewußt waren, was sie thaten, wenigstens einen neuen Faden der Vermittlung zwischen der zunftmäßigen Wissenschaft und dem Leben der modernen Bildung gesponnen, an Stelle der vielen durch die Hand der Zeit zerrissenen. —

So ist wenigstens einmal im Jahre der Beweis möglich, daß unsere Universitäten nicht bloß abstruse Gelehrsamkeit pflegen. Einmal im Jahre kann das erkorene Haupt der Alma mater zeigen, daß auch noch andere Leute als solche, die ein Maturitätszeugniß in der Tasche haben, von einem Professor etwas ihnen verständliches zu hören bekommen mögen. Denn auch hierin haben unsere heutigen Universitäten dem Zeitgeist eine gewaltige Concession und wieder fast unbewußt gemacht. Diese Rectoratsreden stehen princi-

viell auf dem Standpunkt der Popularität im wahren Sinn des Wortes. Nicht der Entfaltung sublimen Wissens oder der Enthüllung irgend eines neuen Gedankens der Spezialforschung gilt es, wie einst in den lateinischen Orationes, oder noch jetzt in unsern academischen Programmen, sondern, wenn man den Kern der Sache schlichtweg enthüllen will, nichts weiter, als daß der Sprecher, der hier das legitime Organ seiner ganzen Corporation vorstellt, die Beziehungen, die zwischen den scheinbar so ganz vom Leben abgeschiedenen Specialstudienkreisen und jenem obwalten, auf eine allgemein verständliche Art darzulegen weiß. Jeder solcher Redner hat dabei wieder im engeren Sinne pro domo zu sprechen: jeder Rector ist zugleich Fachgelehrter und als solcher tritt er hier seinem Publikum gegenüber, nicht als Repräsentant der abstracten Universitätsgelehrsamkeit. —

Gewiß, die Aufgabe ist keine leichte, und daß sie doch so oft recht gut gelöst wird, ist immerhin ein Zeichen, daß wir Deutsche, und namentlich die deutschen Gelehrten doch nicht so ganz schwerfällig sind, wie wir uns selbst zu verleumden pflegen. Einige Specialwissenschaften wie Geschichte, Literatur-, Cultur- und politische Geschichte, vielleicht auch die Naturwissenschaften, soweit sie ohne tiefere mathematische Begründung denkbar sind, haben es gewissermaßen von selbst in der Hand, ein Publikum, das ihnen doch meist einige Vorkenntnisse und immer ein günstiges Vorurtheil entgegenbringt, zu fesseln. Andere Fächer dagegen erfordern eine sehr geschickte Hand, um ihr sprödes Material dem gegebenen Fall gemäß umzubilden. Hält man unsere herkömmliche Gliederung nach Fakultäten fest, so ist jede ungefähr in derselben Lage wie die andere; jede schließt Spezialfächer ein, die sich bestens behandeln lassen, aber auch solche, für die das Gegentheil gilt, daneben wieder einige, die eine gewisse Mittelstellung einnehmen. Dazu gehört z. B. das Staatsrecht, falls es wirklich als solches und nicht als Tagespolitik verwerthet werden soll, was freilich viel müheloser wäre.

Diese Wissenschaft giebt uns überhaupt Veranlassung, das Thema hier zu berühren, weil wir in der oben citirten Rectoratsrede auf ein in jeder Beziehung mustergültiges Beispiel hinweisen können, wie sich ein streng wissenschaftliches Problem unter den gegebenen Voraussetzungen des Publikums und des Ortes im besten Sinne des Wortes zeitgemäß behandeln läßt. Insofern ist ihr Abdruck besonders dankenswerth, denn man darf nicht übersehen, daß dazu immer eine gewisse Selbstüberwindung gehört. Der Leser tritt oft mit Ansprüchen heran, die, je unberechtigter sie sind, desto zäher und rücksichtsloser festgehalten werden. Er ist ganz zufrieden nur eine dünne Brochüre lesen zu müssen, er verlangt aber, daß darin so viel stehe wie in einem eigentlichen Buche. Die Anregungen, die er empfängt, die fruchtbaren Gedankenreihen, deren Keime hier gesäet sind, schlägt er nicht weiter an und noch weniger bedenkt er, daß es, um sie überhaupt geben zu können, der gründlichsten Studien bedurfte und um sie in dieser allein sachgemäßen Form zu geben, einer oft viel anstrengenderen Geistesthätigkeit, als zu einem weitläufigen Buche gehört. Doch hoffen wir in unserm Falle, daß neben solchen Lesern sich auch noch viele andere finden werden, die, wie die eigentlichen Zuhörer selbst es thaten, dankbar zu sein nicht verschmähen.

Daß der Gegenstand in hervorragender Weise das allgemeine Interesse beansprucht, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wir sind in unseren politischen

Digitized by Google

Lehrjahren nunmehr so weit vorgeschritten, daß wir die bedenkliche Lücke in unseren Institutionen da, wo es sich um den Schutz der staatsbürgerlichen Rechte gegen den Staat selbst oder vielmehr gegen seine persönlichen Organe, die Staatsbeamten handelt, immer deutlicher wahrnehmen. Seit der Märzrevolution haben wir allmählich gelernt, daß der gesammte Apparat des modernen Constitutionalismus in der Luft schwebt, wenn er nicht durch die Hinzufügung dieses Piedestals auf dem Boden des wirklichen Lebens befestigt wird. Daher steht denn auch das Verlangen darnach auf dem Programm aller unserer liberalen Parteien und im Allgemeinen darf auch der Weg dazu zwar nicht als ein bekannter, aber doch als ein ungefähr geahnter gelten. Diese Ahnung in klare Erkenntniß umzusetzen, ist eine der Hauptaufgaben, die der Redner nicht blos erfaßt, sondern auch gelöst hat. Insofern wäre die gewöhnliche politische Praxis ihm zunächst zu Danke verpflichtet, die hier eine Fülle lebensfähiger Ideen herausnehmen kann. Aber etwas anders ist vielleicht noch höher anzuschlagen. Es ist der Hauch einer tieferen und ernsteren Erfassung des Staatsgedankens überhaupt, der uns hier so erwärmend berührt. Denn der Rechtsschutz auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes könnte ja auch so gefaßt werden, als handele es sich hauptsächlich darum, dem lästigen und vom modernen Bewußtsein als unberechtigt empfundenen Uebergreifen des Staates eine feste Schranke zu ziehen. Der Staat oder die Organe, durch die er concret wird, werden dann nicht viel besser als ein Feind des Einzelnen erscheinen, gegen den man sich zu wehren hätte. Leider neigt unsere am weitesten verbreitete Schattirung des constitutionellen Liberalismus auch heute noch sehr nach dieser ebenso verkehrten wie gefährlichen Vorstellung hin. Hier aber ist entschieden mit ihr gebrochen. Der Rechtsschutz, um den es sich hier handelt, ist ebenso sehr im Vortheil des Einzelnen wie in dem des Staates oder der Staatsidee begründet. Wenn den Einzelnen die Ueberzeugung durchdringt, daß der Staat selbst durch seine Institutionen alle Rechtsverletzungen, die von ihm oder in seinem Namen geschehen könnten, verhindert oder ihre vollständige Reparatur ermöglicht, ändert sich auch von selbst die Stimmung, in der der Einzelne dem Staate gegenübersteht. Der Staat wird und muß den Character einer Zwangsanstalt oder eines nothwendigen Uebels verlieren und an die Stelle dieser würdelosen Auffassung, die doch in der Praxis noch so weit verbreitet ist, tritt die andere, die ihn nicht nur mit Worten, sondern mit voller Ueberzeugung des Verstandes und Gemüthes als Rechtsstaat ehrt. Wenn aber irgendwo oder zu irgend einer Zeit, so hängt in Deutschland und gerade jetzt alles davon ab, daß wir im wahren Sinne des Wortes die ideale Natur des Staatsbegriffes immer klarer begreifen und immer deutlicher in seinen Institutionen herausarbeiten. Die grimmigen Feinde, die das beste Werk des deutschen Volkes in seiner eigenen Mitte leider dulden muß, können, wie wir glauben, nur dadurch in ihrem vernichtenden Thun gehindert werden, daß sich die Nation in allen ihren höchsten sittlichen Forderungen in ihrem Staate befriedigt sieht. Dieß allein, was man den Ausbau eines wirklichen Nationalstaates heißen darf, ist unsere einzige Waffe gegen Schwarze und Rothe, die nie versagt. —

Ausgegeben: 10. April 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Kirchlich-politiſche Parteien in Oeſterreich.

Die Verfaſſungspartei hat in Oeſterreich ſeit 1871 geſiegt; es ſcheint der Ausbau wirklich freiheitlicher und ſtaatlicher Grundlagen begonnen werden zu wollen; die Kirchengeſetzvorlagen bezwecken den Staat auch auf dem Gebiete der Kultur auf eigne Füße zu ſtellen. Soll aber das Gewonnene nicht über Nacht wieder verloren gehen, ſo muß — da Oeſterreich ſeit 1848 mehrfach totale Wandelungen geſehen hat — die Solidität des Baues die Hauptſache werden. Der aufmerkſame Beobachter muß zugeſtehen, daß ſich ſeit 1866, nachdem der unmittelbare Eindruck des Krieges verſchwunden war, eine aufrichtige Hinneigung der Deutſchen in Oeſterreich mit alleiniger Ausnahme eines unter blinder Leitung des Klerus ſtehenden Theiles der Bevölkerung in Tyrol, Oberöſterreich, Salzburg, Steiermark u. ſ. w. zu Preußen und dem deutſchen Reiche gebildet und kund gegeben hat. Sie hat dem öſterreichiſchen Patriotismus keinen Eintrag gethan. Wenn einzelne Zeitungsartikel über die Stränge ſchlugen, blieb das ohne Einfluß. Im Ganzen machte ſich das Gefühl geltend, es ſei ein Glück für Oeſterreich, daß der unſelige Dualismus verſchwunden ſei, daß Deutſchland und Oeſterreich fortan Hand in Hand gehen, ein jedes ohne Rivalität in warmer Freundſchaft mit dem anderen ſtehen und vereint mit ihm ſich innerlich kräftigen und an dem anderen eine Stütze finden könne. Dieſes Bewußtſein iſt in beiden Reichen bis zum Augenblicke ungeſchwächt geblieben. Die Maſſe der öſterreichiſchen Deutſchen denkt patriotiſch-öſterreichiſch, ohne die deutſch-nationale Geſinnung aufzugeben.

Verſchiedene Elemente ſind mit dieſer Stimmung unzufrieden, weil ſie ihren Strebungen entgegentritt, nämlich die ſlaviſche Partei, die feudal-ultramontane, ein und zwar gerade der maßgebende Theil des Klerus. Die Czechen in Böhmen, Mähren und Schleſien, die Slovenen in Steiermark, Kärnthen und Krain, die Polen, obwohl alle dieſe Slaven dem deutſchen Elemente verdanken, was ſie an Kultur beſitzen, ſind dem deutſchen Reiche nur deshalb feindlich geſinnt, weil ſie in demſelben einen Halt für die Deutſchen in Oeſterreich erblicken, und weil ſie ſich durch dieſe gehindert ſehen, in Cisleithanien zu herrſchen auf Koſten des Deutſchthums. Dieſe national-ſlaviſche Partei iſt in Wirklichkeit die gefährlichſte, nicht blos, weil ſie jetzt numeriſch die Mehrzahl der Bevölkerung umfaßt, ſondern weil ſie überdies

in dem Hasse gegen das Deutschthum ein gemeinsames Band besitzt, welches sie in dem Momente gefährlich werden läßt, wo sie geeinigt sich mit den übrigen Faktoren verbindet. Bisher ist es dazu aus dem Grunde nicht gekommen, weil die Polen, so oft es darauf ankam, mit der deutschen Partei vollständig zu brechen, zunächst ihren eigenen Vortheil ins Auge faßten und sich mit Concessionen abfinden ließen. Der Reichsrath wurde bis zur Neugestaltung durch die direkten Wahlen im Jahre 1873 dadurch in den letzten Jahren möglich, daß man die Polen von dem Wiederholen des Strikens abhielt, indem man ihnen die weitesten Concessionen theils machte: ausschließlich polnische Amtssprache, Polonisirung der Universitäten Krakau und Lemberg, der Schulen, eigner Minister — theils in Aussicht dadurch stellte, daß man sich auf die Verhandlung ihrer Landtagsresolution verließ, die noch mehr forderte. Wenn es aber gelingt, daß die Polen mit den übrigen Slaven vereint gehen, so haben sie das Heft in Händen. Freilich ist durch die Emanzipation des Reichsraths von den Landtagen und durch die Zusammensetzung des ersteren aus directen Wahlen der wiederholte Strike unmöglich. Aber wenn die slavisch-nationale antideutsche Liga gelingt und der antideutsche Einfluß des Klerus und Adels steigt, erhalten die Gegner unzweifelhaft die Macht.

Die feudal-ultramontane Partei ist ein eigenthümliches Gemisch. Ihre eigentlichen Häupter und ihr Kern besteht aus der Masse des sogenannten höheren Adels aller cisleithanischen Länder. Die hervorragendsten, die Schwarzenberge, Thun, Clam, Windischgrätz u. s. w. sind zwar Träger deutscher Namen, deutscher Abstammung, aber durch und durch antideutsch. Ihr Standpunkt erklärt sich zum Theil aus der isolirten Stellung Oesterreichs, die das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Deutschland vertilgt und einen exclusiv österreichischen Patriotismus erzeugt hat, welcher davon ausgeht, daß für Oesterreich nichts passe, als was in Oesterreich entstanden sei. Die meisten Anhänger kennen nichts als Wien, Prag und ihre Güter; ihre Bildung ist eine lediglich für den adeligen Salon, für Jagd, Sport und drgl. passende, sie sind in der Hand der geriebenen Führer willenlose, aber durch Gutsbesitz, durch ihre Namen, durch ihre Stellung zum Hofe und zum Klerus einflußreiche Werkzeuge. Ein Theil derselben wie Graf Leo Thun, ist aufrichtig ultramontan, vielen ist der Ultramontanismus nur ein Mittel, insbesondere zahlreichen früheren Roués, jetzt Betschwestern. Politisch sind die meisten, einschließlich der Führer, unklar; sie hassen constitutionelle Zustände, welche nach ihrer Ansicht für Oesterreich nicht passen; Fideicommisse, Untheilbarkeit des bäuerlichen Besitzes, Gutspolizei und drgl. sind ihr Ideal; sie wollen eine Verfassung, in der der Schwerpunkt bei den großen Grundbesitzern liegt, und welche dem nach ihrer Ansicht revolutionären

Elemente im Bürgerstande: Handel und Industrie, nur ein sekundäres Gewicht leihet, ein größeres den ländlichen kleinen Grundbesitzern. Diese Partei hat an sich gar keinen Boden im Volke; wenn sie in ganz Cisleithanien 1000 Köpfe zählt, ist's hoch. Aber gleichwohl ist sie nicht zu unterschätzen. Zunächst aus den schon angedeuteten Gründen, dann vor Allem, weil ohne sie die slavischen Nationalen und der Klerus nichts vermögen oder doch erst durch sie zu einer Macht werden. Dieses erklärt sich aus den besonderen Zuständen Oesterreichs, zu deren Erkenntniß das Eingehen auf die Verhältnisse Böhmens genügen wird, weil die von Mähren, Galizien u. s. w. ziemlich genau dieselben oder doch analoge sind. Es giebt nach der Zusammenstellung vom J. 1868 in Böhmen 742935 Grundbesitzer, wovon 681 die gesammten land- und lehentäflichen Güter, welche etwa den „Rittergütern" entsprechen, besitzen. Von dem Gesammtgrundbesitze von 9,028500 Joch (ein Joch = 1600 □Klaftern = 0,576 Are) haben diese 681 allein 3,058088 oder $33_{,87}$ Procent. Darunter sind 57 Besitzer von Fideicommissen, welche zusammen 1,102495 Joch oder $12_{,21}$ Procent des gesammten Grundbesitzes haben. Unter den adeligen Grundbesitzern haben 38 zwischen 10 und 15000, 12 zwischen 15 und 20000, 4 bis 25000, 3 bis 30000, 4 bis 35000, von dreien je einer bis 40, 45, 50000, 2 über 50000 Joch. Der Fürst Joh. Ad. Schwarzenberg allein hat 235357 Joch fideicommissarischen Besitz, überhaupt in Böhmen 309761 Joch das heißt mehr als 3 Procent des gesammten Grundbesitzes des Königreichs, was gegen 30 Quadratmeilen ausmacht. Reihen wir diesem größten einige andere Koryphäen der Partei an. Von den feudalen Fideicommißbesitzern haben: Graf Czernin 53803, Graf Harrach 35201, Graf Kaunitz 11879, Graf Kolowrat 28276, Fürst Lobkowitz 47525, Fürst Löwenstein-Werthheim-Rosenberg 21382, Graf Nostitz (Josef) 8182, Graf Schönburg 13622, Fürst Karl Schwarzenberg 18854, Graf Sternberg 12775, Graf Thun (Friedrich) 19843, Fürst Windischgrätz 32041 Joch. Der gesammte Besitz der bekannten Parteihäupter der Feudalen: Grafen Buquoy, Grafen Czernin, Chotek, Clam-Martinitz, Fürsten Fürstenberg, Grafen Harrach, Grafen Kaunitz, Grafen Kolowrat, Grafen Lazansky, Fürsten Lobkowitz, Fürsten Löwenstein, Fürsten Metternich, Grafen Nostitz, Grafen Schönborn, Fürsten Schwarzenberg, Grafen Sternberg, Grafen Thun (Friedrich), Fürsten Hugo Taxis, Fürsten Windischgrätz — umfaßt in runder Zahl 965000 Joch, d. h. über 11 Procent des gesammten Grundbesitzes von Böhmen. Niemand kann verkennen, daß ein solcher Besitz selbst bei directen Wahlen einen großen Einfluß giebt, wenn man auch nur das Heer abhängiger Beamten, Pächter u. s. w. in Betracht zieht. Diese Besitzer nebst einer großen Masse kleinerer stehen auf czechischer Seite, geben dadurch dieser Ansehen und sind durch ihren Reichthum deren beste Stützen.

Von dem Großgrundbesitze ist in Oesterreich in Wahrheit der Klerus abhängig, fast ebenso abhängig als von den Bischöfen. In Böhmen stehen von 1980 Beneficien im Patronate privater Grundbesitzer 1285, von 1033 Pfründen in Mähren 509, von 1419 Pfründen in Ob. und Nd. Oesterreich 386, von 1478 Pfründen in Steiermark, Kärnthen und Krain 230. Will der Kaplan überhaupt zum Pfarrer avanciren, der schlecht dotirte Pfarrer auf eine bessere Pfarrei versetzt werden, was bleibt ihm in Böhmen und Mähren mit seltenen Ausnahmen übrig, als die Politik eines Patrons zu adoptiren? Weitaus die meisten Patronate sind in den Händen der Feudalen. Geht also der feudale Adel mit dem Klerus, so wächst dadurch der Einfluß beider ungemein.

Was den Klerus betrifft, so muß zunächst constatirt werden, daß die Masse des Klerus slavischer Nationalität mit der slavisch-politischen Partei geht, obwohl der Klerus sehr gut weiß, daß dem größten Theile der nichtadeligen Parteigänger an der katholischen Kirche blutwenig liegt. Der deutsche Klerus in Böhmen ist theils durch die Patronatsverhältnisse, theils durch die Stellung der Bischöfe im Ganzen äußerlich den deutschen Bestrebungen feindlich gesinnt: auch findet gerade unter ihm die Infallibilität, Dank der Wühlerei der Jesuiten und der ultramontanen Adeligen, ihre Anhänger, während der czechische Klerus von ihr nichts wissen will. In Mähren und Schlesien verhält es sich ebenso, während in Oesterreich, Steiermark und Kärnthen die Verhältnisse anders liegen. In diesen Ländern sind über 450 Beneficien den Klöstern incorporirt. Diese, durchaus den alten Orden (Benedictiner, Cistercienser, Prämonstratenser) angehörig, waren bis in die neuere Zeit, und sind es zum Theil noch, gut deutsch und politisch liberal gesinnt. Wenn sich das etwas geändert hat, liegt der Grund theilweise in dem Vorgehen der Liberalen selbst, welche ohne Noth gegen Alles lange Zeit deklamirten, was Kirche, Klerus oder Kloster hieß, anstatt, wie es dem Politiker ziemt, wohl zu beachten, ob man recht that, Alles in einen Topf zu werfen. Theilweise haben die letzten Jahre Aenderungen bewirkt, welche in den zu besprechenden Vorgängen ihren Grund finden. Der Klerus als solcher hat, abgesehen von dem größten Theile Tyrols und einem Theile der übrigen in jeder Beziehung zurückgebliebenen Alpenländer, gar keinen Einfluß in Oesterreich. Die gebildete Bevölkerung steht ihm total fremd gegenüber, ist kirchlich absolut indifferent. Man darf kühn behaupten, daß in den Städten allenthalben nicht 30 Procent der gebildeten erwachsenen Bevölkerung — ich denke an die katholische, da die evangelische wegen ihrer geringen Ziffer kaum in Betracht kommt — ein wirklich kirchliches Leben führt, z. B. an den Sakramenten theilnimmt. Taufen, kirchliche Trauungen, Sterbesakramente, kirchliche Begräbnisse finden Statt, weil die beiden ersteren sich

von selbst verstehen, die letzteren einmal hergebracht sind und man auf die äußeren Ceremonien Gewicht legt. Vom Besuche der Kirchen läßt sich kein Schluß ziehen; derselbe gehört zum Herkommen, das Viele mechanisch beibehalten. Auf dem Lande ist's natürlich nicht ganz so. Aber der Klerus hat überhaupt nur dort Einfluß, wo er zur politisch herrschenden Partei hält. Aus diesem Grunde bildet er in Böhmen und Mähren, wo er recht eigentlich bis in die Neuzeit (1848) fast der alleinige Träger des Czechismus war, eine Macht; der deutsche Klerus ist in den meisten Gegenden ohne Einfluß, weil er ultramontan gesinnt ist und dem liberalen Sinne der Bevölkerung entgegen gesetzt ist. Die eigentliche Macht des Klerus liegt in den Bischöfen. Wie überall, so ist auch in Oesterreich der „niedere" Klerus der Willkür der Bischöfe preisgegeben. Das Concordat vom J. 1855 hat diese Abhängigkeit erhöhet durch die Schuld der Regierung. Vor dem Jahre 1850 konnte der Geistliche ohne Zustimmung der Regierung aus Amt und Pfründe nicht entfernt werden. Die Kais. Verordnung vom 18. April 1850 und das Concordat gaben den Bischöfen die volle Amts- und Disciplinargerichtsbarkeit über den Klerus zurück. Anstatt aber darauf zu halten, daß die Bischöfe in einer juristisch geregelten Art, wie das Kirchenrecht verlangt, dieselbe ausübten, bekümmerte sich die Regierung absolut nicht darum. Kein Ministerium hat sich von 1855 bis heute in Wahrheit des Klerus angenommen. Erst im Jahre 1872 hat man den Anfang gemacht, den Klerus durch Gnadengaben zu unterstützen, um die er einschreiten muß. Hätte das Ministerium Thun zur Zeit des Absolutismus oder irgend eines der zahlreichen Ministerien von 1860 bis 1872 die Erhöhung der Dotation des schlecht gestellten Klerus durchgeführt, so hätte man denselben dankbar gemacht und in der Hand. Wie die Dinge liegen, blieb dem Klerus nichts übrig, als vor den Bischöfen zu kriechen. Die theologischen Fakultäten, die Seminarien, Knabenseminare u. s. w. waren unbedingt den Bischöfen unterworfen. Wer genau die Verhältnisse und Vorgänge kennt, darf sagen, daß im Ganzen nichts geschah, um die Rechte des Staates zu wahren. Was unter dem jetzigen Ministerium auf Anregung des Domherrn Dr. Ginzel, eines echt deutschen, liberalen, wissenschaftlich tüchtigen Mannes zur Unterstützung geschah, ist weder ausreichend, noch in der Form gut gewählt. Wenn Oesterreich 17 Millionen für eine Weltausstellung opfern kann, was sind dann 500000 Gulden an Unterstützung für den Klerus? Wenn man aber jedes Mal einschreiten muß, so ist die Unterstützung nur zu deutlich ein Mittel, um Parteigenossen zu entlohnen. Hätte man eine feste Erhöhung der dürftigen Stellen aus dem Staatseinkommen — dazu hätten 800000 fl. hingereicht — vorgenommen, so hätte man jedes Odium vermieden. Man hätte gleichzeitig im Gesetze Fürsorge treffen können, daß der Staat das

Mittel in Händen behielt, staatsfeindlichen Geistlichen diese Dotation zu entziehen. Wenn man aber so verfuhr, daß z. B. wegen politischen Verbrechen bestrafte Geistliche von den Bischöfen zu Stellen präsentirt werden durften, die der Kaiser besetzt, und diese die Stellen erhielten, wenn die Regierung notorisch unfähige Personen, welche die Bischöfe vorschlugen, acceptirte, was kann man dann erwarten? Dem Weltklerus blieb nichts übrig, als durch Dick und Dünn mit den Bischöfen zu gehen. Deren Parteistellung hat entschieden. Will man dies verstehen, so muß man auf die Persönlichkeiten eingehen.

Unter dem Absolutismus und dem Ministerium Schmerling war der Allvermögende der Cardinal Rauscher in Wien; weil er sich 1867 der Strömung gegen den Grafen Belcredi anschloß, ist er thatsächlich das Nolimetangere seither geblieben. Cardinal Rauscher ist ein in der Wolle gefärbter Bureaukrat, Absolutist und Centralist. Er ist von dem engherzigsten spezifisch schwarzgelben Patriotismus beseelt, haßt den Protestantismus wie die Pest, haßt jede liberale Idee und sieht das Unglück der Welt, wie sein ewiger Refrain fast in jedem „Hirtenbriefe" lautet, darin, daß die Ideen der Encyclopädisten den Sieg gewonnen hätten. Das ist seine fixe Idee. Preußen ist ihm ein Dorn im Auge; er hält für das größte Unglück, daß in Oesterreich preußische Ideen recipirt worden sind. Für Deutschland hat er gar kein Gefühl; er geht nur deshalb mit der deutschen Partei und gegen die feudale, weil er glaubt, daß, wenn die Deutschen die Macht nicht in Händen haben, der Slavismus und Föderalismus siegt, dadurch aber Oesterreich zu Grunde gehe. Kirchlich ist er geradeso Centralist und Absolutist. Deshalb unterwarf er sich trotz besseren Wissens und ungeachtet seiner vollständigsten Bekämpfung derselben der Infallibilität aus bloßer Furcht, er werde seine Macht einbüßen. Dieser Mann besitzt große Kenntnisse, ist aber von einer unglaublich engen Auffassung beherrscht und objectiven Gründen in dem Momente unzugänglich, wo sie mit seinen fixen Ideen in Collision kommen. Durch seine geistige Ueberlegenheit über die anderen Bischöfe hat er diese vollständig beherrscht, bis zu dem Grade, daß selbst seine größten politischen Gegner, wie Cardinal Schwarzenberg, bei jeder Veranlassung sein Orakel anflehten. Rauscher hat Alles seit 1855 gemacht, er hat die theologischen Fakultäten ruinirt, verhindert, daß der Klerus eine dem Kirchenrechte gesicherte Stellung bekam, er hat jede wissenschaftliche Regung im Klerus unterdrückt. Der eminent kirchliche Theil hielt ihn stets für einen Josephiner — das hat selbst dem Schreiber dieser Zeilen mehr als ein hochstehender Geistlicher wiederholt versichert, — der freiere für einen fanatischen Ultramontanen. Der Staat ist ihm zuletzt nur ein Werkzeug hierarchischer Macht. Nichts beweist dies mehr, als eine Aeußerung, die er mir gegen-

über im September 1867 machte. Ich stellte ihm vor, wozu es komme, wenn man den Standpunkt festhalte, daß nichts am Concordate gerüttelt werden dürfe, und wenn die projectirte Bischofsadresse erfolgte. — Sein letztes Wort war: „Wenn der Kaiser wirklich das Concordat fallen läßt, liegt mir an der Kirche mehr, dann schließe ich mich den Föderalisten an". Ich entgegnete ihm zwar, daß ich überzeugt sei, er werde dies nicht thun, aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß er den Moment für gekommen erachtet, seine Tendenzen zu verwirklichen, wenn die ultramontan-föderalistische Partei Garantien giebt, daß die Hierarchie ihre alte Macht wieder erhalte; dann schließt er sich ihr an, dann liegt ihm am Deutschthum nichts. Seine Thätigkeit ist um so gefährlicher, als sich nicht verkennen läßt, daß ihm kein cisleithanischer Bischof gleich kommt in der opferwilligsten Hingabe zu kirchlichen und allgemeinen Zwecken, welche mit seinen Tendenzen harmoniren. Seine Stellung zum Kaiser, dessen Religionslehrer er war, macht jedes Ministerium unfähig, gegen ihn direkt etwas zu thun. Er ist der berechnendste Mensch; ich bin überzeugt, daß er im Herzen ein Feind der Orden ist, weil sie gegenüber den Bischöfen selbständig sind, der größte Feind der Jesuiten; gleichwohl ist er der letzteren beste Stütze, weil er in ihnen vortreffliche Werkzeuge sieht und sich bewußt ist, daß dieselben schlau genug sind, ihm selbst klein beizugeben. — Ihn hat der Card. Schwarzenberg, als er Erzbischof von Salzburg war, zum Bischof von Seckau gemacht. Dieser Cardinal Schwarzenberg ist als Mensch und Priester untadelhaft, eine wirklich edle Natur. Ich kenne ihn durch langjährigen Verkehr so genau, als dies nur möglich ist. Schwarzenberg ist seiner Gesinnung nach ein Gegner des Absolutismus in der Kirche, ein aufrichtiger Verehrer der Wissenschaft, ein wirklich frommer Mann ohne Bigotterie, eine wahrhaft adelige Natur von den feinsten Manieren, der größten Freigebigkeit, der mildesten Beurtheilung. Wenn gleichwohl manche Akte der kirchlichen Regierung das Gegentheil zu bekunden scheinen, so findet das seine Erklärung in Anderem. Ihm fehlt absolut jede Menschenkenntniß. Dazu kommt ein ungeheueres Gefühl der Unsicherheit. Man thut sehr unrecht, ihn für geistig unbedeutend zu halten. Was ihm fehlt, ist eine gründliche, tüchtig geschulte Bildung, in Folge dessen ein Mangel an positiven Kenntnissen, Dinge, welche sich leicht erklären, wenn man erwägt, wie Prinzen erzogen werden und wie die Studien vor vierzig Jahren beschaffen waren. Soweit er wirklich tüchtige Lehrer hatte, z. B. Günther, ist er fester, als derjenige denken sollte, der ihn nicht genau kennt. Zu dieser Unsicherheit kommt der große sociale Abstand zu seinem Klerus und der Umstand, daß er vielfach mißbraucht wurde. Die natürliche Folge war, daß er sich besonders gefällt in der Vornahme geistlicher Feierlichkeiten, bei denen seine ganze äußere Er-

scheinung in den Vordergrund tritt, daß er im übrigen sehr ängstlich und penibel ist. So kam es, daß er, ganz gegen seine Natur und ohne dies zu merken, von einer klerikalen Partei geleitet wird und zuletzt Akten zustimmt, die ganz gegen seine wirkliche Ueberzeugung gehen. Hieraus und aus seiner sozialen Stellung erklärt sich seine politische Haltung.

Von den übrigen Bischöfen ist wenig, wenn man will, viel zu sagen. Der Olmützer, Landgraf Fürstenberg ist geistig nicht unbedeutend, excellirt als Jäger, Ansammler von Vermögen zur Hebung seiner Verwandten, als Excommunikator u. s. w. Als es zur Wahl kam nach dem Tode seines Vorgängers, des jovialen Sömmerau-Beky, wurde Graf Leo Thun als Commissar mit der Auflage hingeschickt, nach Möglichkeit die Wahl Fürstenberg's zu verhindern, die des damaligen Brünner Bischofs Gr. Schaafgottsch durchzusetzen. Thun berichtete siegesgewiß, daß die Wahl nach Wunsch ausfallen werde! Es erging ihm wie den Diplomaten in Paris, die am 23. Febr. 1848 Louis Philipp's Thron für bombenfest hielten. Die Sehnsucht Fürstenberg's, Cardinal zu werden, ist unerfüllt geblieben, weil er trotz allem Excommuniciren bis 1860 der frommen Regierung nicht fromm genug war, seither die liberalen Minister ihn für zu fromm hielten, die gesinnungsgenössischen stets kurze Zeit regierten. Außer den hervorgehobenen besteht sein Hauptverdienst darin, daß er für das Kapitel in Olmütz sehr nachsichtig ist und besonders bemüht ist, gegen das Concordat die adelige Qualität der Candidaten festzuhalten. Fürstenberg ist der rabiateste Anhänger der czechisch-feudal-ultramontanen Politik. — Der Erzbischof von Salzburg, nunmehrige Cardinal von Tarnoczy, ist ein geistig unbedeutender Mann, der seit Jahren von der Regierung zum Cardinal ausersehen war. Weil die Regierung aber die Kosten zu zahlen keine Lust hatte, er selbst sie nicht gut zahlen konnte — bekanntlich betrugen sie einschließlich der für Empfangsfeierlichkeiten u. s. w. bei der sparsamsten Einrichtung über 20,000 Gulden — blieb er blos „Primas von Deutschland", wie sich komischerweise die Salzburger Erzbischöfe noch heute benamsen. Ob er jetzt motu proprio oder auf Anstehen der Regierung Cardinal geworden ist, ob die Regierung ihm die Gelder gegeben hat, wissen die Götter. Er kann nicht gut in das antideutsche Horn blasen, dafür aber desto flotter in das ultramontane. — Von den Bischöfen in Böhmen ist nur soviel zu sagen, daß Herr Jirsik in Budweis, der in Rom eher zu sterben als der Infallibität zuzustimmen erklärte, auch seit seiner Unterwerfung sich des besten Wohlseins erfreut, aus Herzensgrund czechisch national und blind ultramontan ein willenloses Werkzeug in den Händen der adeligen Leiter ist, die er dafür mit päpstlichen Orden und Kammerherrentiteln versorgt. Der Leitmeritzer Wahala charakterisirt sich am besten dadurch, daß sein Metropolit dem Schreiber, der Wahala 1869 auf St. Bernhards Feste in

Offegg kennen lernte, die Frage vorlegte: „meinen Sie nicht auch, daß Graf Belcredi, um den zu holen, nicht nach Mähren zu gehen brauchte, daß wir solcher Leute genug in Böhmen haben?", was ich ehrlich mit der Antwort bekräftigte: „wenn ich nicht erfahren, wer der Herr sei, würde ich ihn etwa für den Pfarrer von Prosek (ein kleines Dorf bei Prag) gehalten haben". Indessen als gefügiges Werkzeug steht er jetzt hoch in Ehren. Von dem fanatischen Linzer, sowie den fanatischen Tyrolern braucht nicht weiter geredet zu werden. Daß Herr Heinrich (Förster) von Breslau in seinem österreichisch-schlesischen Antheile keine deutsche Politik entfaltet, versteht sich von selbst. Das Resultat ist: der Episcopat Cisleithaniens ist ungetheilt, einig, soweit ultramontane, klerikale Ziele in Betracht kommen; auf dem rein politischen Gebiete stehen die meisten auf der Seite der antideutschen nationalen Parteien; die wenigen, welche österreichisch denken und handeln wollen, schwächen und schädigen die Sache, welche sie fördern wollen, weil es unmöglich ist, daß Oesterreich erstarke, so lange es in den Banden des Ultramontanismus liegt.

In einem ultramontanen Oesterreich kann die Nationalitätenfrage niemals eine gerechte und nie diejenige Lösung erhalten, ohne welche Oesterreich fortzuexistiren unfähig ist. Ich habe die volle Ueberzeugung, daß Oesterreich entweder ein Verhältniß der einzelnen Nationalitäten herbeiführen muß, wonach rechtlich jede der anderen gleichgestellt ist und welches Verhältniß deshalb dem natürlichen Uebergewichte der einen die allmäliche Absorption der anderen gestattet, worin für keine ein Unrecht liegt, da jede sich so herausbilden kann, daß sie von keiner anderen gespeist wird, — oder zu Grunde geht als selbständiger Staat. Der bestehende Zustand ist in Böhmen, Mähren, Krain u. s. w. unhaltbar, weil die wirkliche Hebung der Länder durch die Alles lähmenden nationalen Gegensätze auf jedem Schritt und Tritt verhindert wird; die polnische Wirthschaft in Galizien bringt dies Land nothwendig stets tiefer herab. Will Oesterreich, Cisleithanien wirklich ein Staat werden, so muß es zuerst begreifen lernen, daß der moderne Staat kein Agglomerat von Nationalitäten, Confessionsverwandten, Gesellschaftsklassen u. drgl. ist. Wie die Dinge nun einmal liegen, wird die deutsche Bevölkerung im guten Sinne des Wortes liberal sein müssen und bleiben. Damit aber ist sie sofort in den Gegensatz zu dem römischen Klerus getreten, für den — und hierin hat er Recht — liberal gleichbedeutend ist mit dem Verluste seiner Allmacht. Der deutsche Klerus ist aber wie jeder in erster Linie klerikal und schließt sich daher, wie die thatsächlichen Verhältnisse lehren, lieber an die Feudalen, ja selbst an die Czechen u. s. w. an. Es ist eitel Selbsttäuschung zu glauben, die Masse des Volkes, zumal in einem Lande, wo ihre Bildung im Ganzen noch so tief steht, sehe ein, was ihr fromme;

sie marschirt auf Commando. Das erste und wichtigste Bemühen der Regierung und der politischen Parteien, wenn ihnen darum zu thun ist, Oesterreich zu einem Staate zu machen, muß darauf gerichtet sein, die staatliche Action zu emancipiren von jedem unstaatlichen Einflusse. Man muß den Muth haben, in der Schule in Wirklichkeit die staatliche Leitung und Aufsicht durchzuführen. Was jetzt besteht, ist ein Gemisch, das dem Klerus gerade alle legalen Mittel bietet zu schaden und zu hindern. Man muß das bürgerliche Recht der Eheschließung emancipiren von der kirchlichen Satzung. Ehe diese Dinge, eine totale Aenderung der kirchlichen Patronatsverhältnisse, der Fortfall von soundsoviel „Königreichen und Ländern" mit „Statthaltern", mit der Karrikatur von 15 wirklich legislativen Körpern, zum Theile für Bezirke (wie Vorarlberg, Salzburg), die in unserer Zeit unfähig sind, ein selbständiges politisches Leben zu führen, eintreten, ist daran nicht zu denken, daß die Beurtheilung nationaler Fragen objectiv und gerecht stattfinde. In dem „Königreiche" Böhmen ist es für die slavische oder deutsche Nationalität eine Lebensfrage, ob die Amtssprache czechisch oder deutsch oder utraquistisch ist; in der „Provinz" Böhmen versteht sich als Amtssprache die Staatssprache. Im „Königreiche" Böhmen kann Niemand den Czechen verargen, daß sie eine czechische Universität u. s. w. haben wollen, in der „Provinz" Böhmen ist die Universität u. s. w. österreichische Staatsanstalt. Im „Königreich" Böhmen ist es Zwang, der einen Nation die Sprache der anderen aufzudringen; in der „Provinz" Böhmen stände nichts entgegen, den Unterricht in bestimmten Schulklassen ausschließlich deutsch sein zu lassen, aber auf Gymnasien, Realschulen u. s. w. beide Sprachen obligatorisch zu machen. Doch ich wollte keine Rathschläge geben, sondern nur Zustände und Personen schildern und begnüge mich daher mit diesen wenigen Andeutungen, Ich habe die ganze nationale Bewegung entstehen und wachsen sehen. Vor zwanzig Jahren war kaum der Anfang vorhanden; der gewöhnlichste Mann schämte sich beinahe, czechisch zu reden, das Czechisch des Volks war ein Mischmasch von Czechischem und Deutschem. Wenn man aber so geistlos regiert, wie dies bis zum Jahre 1861 geschah; wenn dann in so beispiellos unpassender Weise politische Experimente gemacht werden, wie von 1861 bis 1870; wenn man bei jedem Regierungsakte von Bedeutung merkte, daß die Herren oben selbst keinen Muth hatten und lediglich auf's Gerathewohl vorgingen; wenn man die kleinlichen Mittel erwägt, mit denen man die nationale Opposition todt zu machen suchte: tägliche Confiskationen von Blättern, provozirte Majestäts- und Hochverraths-Prozesse u. s. w.: dann begreift man, daß die staatliche Consolidirung noch nicht weiter gekommen ist. Das deutsche Element ist nicht gekräftigt worden seit 1861, das staatliche bedeutend geschwächt. Das Uebergewicht, welches die Liberalen seit 1872 erlangt haben,

ruhet in Wirklichkeit auf dem Großgrundbesitze und ist lediglich dadurch bewirkt worden, daß die Millionen der Wiener Geldmatadoren beim Ankaufe von landtäflichen Gütern länger ausgehalten haben, als die der czechischen Partei. Auf die Dauer aber können die Gegner solche Mittel auch in die Hand bekommen. Daher bleibt nur Eins übrig, wirklich staatliche und solide Grundlagen zu schaffen.

Der auf Grund der directen Wahlen gebildete Reichstag hat diese Aufgabe. Löst er sie nicht, so ist sie nicht mehr zu lösen.

F. von Schulte.

Herder und die Königsberger Zeitung.

III.

Gewiß, Verehrter Freund, es war nur zufällig, daß ich neulich ziemlich jäh abbrach. Die Suphan'sche Notiz in seinem Aufsatz über den Text der Volkslieder, daß auch die poetische Erzählung in Nr. 75 vom 20. September 1765 „Der Vater ein Mörder des Sohns, der Sohn ein Vatermörder" von Herder eingesandt sei — diese Notiz ist mir keineswegs entgangen. Es ist so: dies Gedicht findet sich — nicht zwar in der Herder'schen Originalausgabe der Volkslieder, wohl aber in den von Müller edirten „Stimmen der Völker" (Werke, zur Litt. VII, 210) in mehrfach abweichender Fassung unter der Ueberschrift „Balto's Sohn" wieder. Auch das Verhältniß der beiden Texte giebt Suphan genau an. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß sich die älteste Form des Gedichts in einem der Arbeitshefte Herder's mit demselben Titel wie in der Zeitung vorfindet. Hätte der Herausgeber die Königsberger Zeitung vor sich gehabt, so würde er den Text nach dieser wiedergegeben haben — hätte ihn wenigstens nach dieser wiedergeben müssen; denn nach der Analogie andrer von Herder's Zeitungspoesien ist es unzweifelhaft, daß die für die Zeitung hergestellte Form als Verbesserung gemeint war. Statt dessen — so muß ich annehmen — hat Müller den handschriftlichen, von Herder an mehreren Stellen durchstrichenen und corrigirten Text, den Entwurf des Gedichts, nach eignem Belieben zu einem neuen, dritten Text zurechtzumachen und die neue Ueberschrift darüber zu setzen sich für befugt gehalten. Ja, außer der Willkür hat er sich noch eines anderen litterarischen Vergehens schuldig gemacht. Eine Note in den Werken, a. a. O. giebt an, daß das Gedicht aus Burigny théol. payenne 2 Voll. 12 Paris 1753 entnommen und aus dem Französischen übersetzt sei. Ist es nicht von vornherein verdächtig, daß Müller

das Buch ſtatt der Stelle in dem Buch citirt? Die Wahrheit iſt: — wenn er das Buch in Händen gehabt hätte, ſo würde er die Stelle vergeblich darin geſucht haben. Die théologie payenne von Burigny vom Jahre 1754 (nicht 53) iſt lediglich eine zweite correctere und hie und da veränderte Ausgabe von des Verfaſſers ſchon 1724 im Haag anonym, gleichfalls in zwei Bänden erſchienenen histoire de la philosophie payenne ou sentimens des philosophes et des peuples payens les plus célèbres sur dieu, sur l'âme et sur les devoirs de l'homme, — die zweite wie die erſte Ausgabe eine methodiſch geordnete Sammlung der betreffenden Meinungen der Heiden, hauptſächlich aus den alten Autoren und zum Theil aus neueren Reiſewerken zuſammengeſchrieben. Von Balto und deſſen Sohn keine Spur. Mögen Sie oder ſonſt ein beleſener Mann ausfindig machen, wo Herder den Stoff zu ſeinem Gedicht hergenommen hat. Woher Müller die falſche Angabe hat, kann ich Ihnen glücklicher Weiſe ſagen. Der Titel des Burigny'ſchen Werks ſteht in dem erwähnten Arbeitsheft oben auf der Seite, über unſerm Gedicht, ohne jedoch mit dieſem etwas zu ſchaffen zu haben. Nur zufällig hatte Herder, der das Papier ſeiner Arbeitshefte ziemlich unordentlich zu allen möglichen Aufzeichnungen zu benutzen pflegte, auf dieſelbe Seite die litterariſche Notiz und den Entwurf jener poetiſchen Erzählung geſchrieben.

Doch ich ſprach ſo eben noch von andern Herder'ſchen Zeitungspoeſien, erinnere mich auch, Ihnen ſchon neulich noch einen unzweifelhaft Herderſchen Beitrag im 97. Stück des Jahrgangs 1765 angekündigt zu haben. Die Sache wird Ihnen wunderlich genug vorkommen, und wunderlich auch das, daß ich ſie bei Ihnen als ein Nachſpiel der Anzeige des Shaw'ſchen Reiſewerks einführe!

Unter den anekdotiſchen Mittheilungen nämlich, welche die erwähnte Anzeige aus dem Buche des Engländers aushebt, betrifft die eine den Aberglauben der Türken in Beziehung auf die Blatternkrankheit. „Wider die Einpfropfung erzählen ſie: eine Jungfer kaufte ſich nur zwo Blattern, um ſchön zu ſein; beide aber kamen ihr in die Augen, und ſie ward blind: ſo ſtraft Gott die Stolzen!" Jetzt leſen Sie das folgende Epigramm:

Die zwo Blattern.

Elmire bebte vor der Pockenzeit!
Für Mädchen iſt dies auch wohl keine Kleinigkeit:
Oft wenn ſie mit ſich ſprach —
Wovon? weiß ich denn das! genug im Bette
Beim Abendſtoßgebet, und Morgentoilette,
Beim Kubach und dem frommen Almanach:
Kurz! immer kam der Seufzer nach:
„Der weiſe Salomon bat, Herr! von dir zwei Dinge
Ich auch, o lieber Gott! ſie ſind geringe.

Soll ich beblattert ſein; was können viele taugen —
So gieb mir zwei!" — Doch ach! ſie kamen in die Augen!
Nun iſt das arme Kind
Zwar ſchön; nur blind!

Die Wahrſcheinlichkeit, daß der Verfaſſer dieſes Epigramms und der Recenſion der Shaw'ſchen Reiſen identiſch ſei, werden Sie nicht beſtreiten. Es bildet daſſelbe aber den Beſchluß einer Reihe von neun Epigrammen, mit denen unter der Geſammtüberſchrift „Dreimal drei Berlocken; d. i. Mancherlei für mancherlei Leſer" die Nummer 97 eröffnet — dieſelbe Nummer, beiläufig, in der die „Neuen Lieder zum Singen entworfen" beſprochen ſind.

Und ſo wäre dies Epigramm — ſo wären alle neun von Herder?

Von drei weiteren kann ich es beweiſen — mag dann wer Luſt hat, den Beweis führen, daß die übrigen fünf einen andern Verfaſſer haben! Sie finden das fünfte „Troſt für die Armen", das ſechſte „Etwas aus dem Lebens-Journal des Dichters" und das achte „Die menſchliche Beſtimmung" als Nr. 44, 47 und 50 unter den im erſten Bande des „Lebensbildes" mitgetheilten erſten poetiſchen Verſuchen Herder's wieder, wo ſie die Ueberſchriften führen: „Diogenes und Cröſus", „An Heraklit und Demokrit", und „Lebensbetrachtung". Nicht aus der Zeitung, ſondern aus Herder'ſchen Notatenbüchern jener Zeit, nur nach einer Auswahl aus einem größeren Vorrath, hat der Herausgeber des Lebensbildes, wie er uns in der Vorrede S. XXXII ſagt, dieſe, wie die andern von ihm mitgetheilten Gedichte entnommen, und wieder zeigt eine Vergleichung der Texte, daß ſie der Verfaſſer noch einer Feile unterworfen, ehe er ſie zum Abdruck an Kanter ſandte. In denjenigen Notatenbüchern, leider, die zu durchblättern mir vergönnt war, bin ich auf unſre Epigramme nicht geſtoßen. Wer das betreffende Heft vor Augen hätte, würde möglicherweiſe auch diejenigen dort entdecken, die in der Auswahl des Lebensbildes fehlen — und nicht ganz mit Unrecht fehlen. Denn wie wenig poetiſchen, oder auch nur epigrammatiſchen Werth ſie haben, dafür kann das Stück von den zwo Blattern als Probe dienen. Am beſten noch — in's Zarte und Idylliſche ſpielend — Nr. 1, die „Bitte eines jungfräulichen Weinſtocks an den Wandrer", er möge die Trauben, die für Thyrſis geſpart werden ſollen, nicht brechen. Ganz ſtumpf Nr. 7 „Eine Beobachtung aus dem gemeinen Leben". Drei andre: „Anekdote aus einer Eroberung", „Ueber einen verſtorbnen Gelehrten" und „Auf einen Wucherer" ſind im Geſchmacke der ſatiriſchen Epigrammatik Leſſing's, aber doch ohne die Leſſing'ſche Schärfe, — das erſtgenannte ſogar mit einer anſtößig witzigen Pointe, wie man ſie bei dem jungfräulichen Herder am wenigſten ſuchen würde. In der That, dieſe „Berlocken" — (die Ueberſchrift

dürfte auf Rechnung der Redaction kommen, denn schon der Jahrgang 1764 bringt in Nr. 25 Verlocken in Prosa, an denen Herder doch wohl unschuldig sein dürfte) — diese Verlocken bilden einen wunderlichen Contrast zu den pathetischen und dithyrambischen Dichtungen des Jahrgangs 1764. Allein auch das „didaktische Trinklied" entstand in jener Zeit, und sowohl unter den Jugendgedichten, die im Lebensbild abgedruckt sind, wie unter den ungedruckten Stücken und Entwürfen in den Herder'schen Tagebüchern begegnet Didaktisches und Anakreontisches, Liederartiges und Epigrammatisches in bunteſter Mischung. Von dem Poeten Herder kann man sich jetzt und später des Allerverschiedensten, des Gelungensten und wieder des Ungeschicktesten, ja Geschmacklosesten versehen. Wie er früh schon die richtige Selbsterkenntniß hatte, daß er kein Dichter sei — ich erinnere an die Aeußerung gegen seine Braut, LB. III, 220 und gegen Merck, ebend. 280 und 333 —: so hat er doch andrerseits bis in seine späteste Zeit immer wieder der Anmuthung nachgegeben, seine Gedanken und Einfälle in irgend eine halbpoetische Form zu bringen. Am scrupellosesten hat er es in seiner frühsten Zeit gethan, und ich würde es mir daher gern gefallen lassen, wenn mir etwa bewiesen würde, auch das H, welches sich unter einem Gedichtchen mit Wielandisirender Schlußwendung in Stück 72 der Zeitung findet, bedeute Herder, oder von ihm seien die epigrammatischen Kleinigkeiten „der preußische Soldat" in Nr. 63, das „Lob der löblichen Dorfschaft" in Nr. 87 oder noch sonst dies und jenes. Nur: diesen Beweis selbst zu versuchen, werde ich mich wohl hüten; ich schieße am wenigsten gern fehl, wo selbst mit einem Treffer nichts der Rede Werthes zu gewinnen ist.

Lassen wir denn, mit den Gedichten, den ganzen Jahrgang 1765 hinter uns! Wir haben zum Glück, was den folgenden anlangt, sogleich einen sicheren Anhalt dadurch, daß wir genau den Zeitpunkt kennen, bis zu welchem Herder an dem Blatte mitarbeitete. Seine letzte — wenigstens für's Erste letzte Recension war die von Kant's „Träumen eines Geistersehers" im 18. Stück vom 3. März 1766. Wozu wiederholen, was hierüber in dem Suphan'schen Aufsatz „Herder als Schüler Kant's" ausgeführt ist? Sie werden beim Lesen dieser Recension, wenn sie erst in der neuen Herderausgabe vollständig vorliegen wird, mit mir bedauern, daß der Verfasser nicht dazu gelangte, in einer Fortsetzung seiner Fragmente, wie er nach dem Brief an Scheffner LB. I, 2, 240 vorhatte, unter Anderm Kant's Schriften, die noch nie würdig und ausführlich recensirt seien, „in mehrerer Klarheit darzustellen". Wie viel sicherer würde sich erst dann über den „Schüler Kant's" urtheilen lassen!

Die „Fragmente" eben sind es, die uns zum nächsten Wegweiser für die Ermittelung der Herderiana in den sonach allein noch in Frage kom-

menden Januar- und Februarstücken der Zeitung von 1766 dienen. Sie führen uns zuerst auf die Recension in Stück 9 vom 31. Januar über das Miller'sche Gymnasialpropramm „Die Hoffnung besserer Zeiten für die Schulen". Der Recensent beginnt mit einer auszugsweisen Inhaltsangabe und erklärt dabei seine wesentliche Zustimmung zu den Gedanken und Vorschlägen des Verfassers. In voller Uebereinstimmung sodann mit den Auseinandersetzungen der dritten Fragmentensammlung (S. 35 ff.) und mit dem ausführlich entwickelten pädagogischen Project in Herder's Reisejournal (SW. II, 195 ff., besonders 220 ff.) faßt er sein Urtheil in folgenden Worten zusammen:

„Im Ganzen hat der Verfasser nach unsrer Meinung völlig Recht, wenn er die Realwissenschaften erweitert, und die lateinische Sprache in ihrem Despotismus einschränkt; allein uns dünkt, daß er oft die ganze Philologie mit der lateinischen Sprache verwechsele, daß er den schönen Wissenschaften nicht Platz genug lasse, daß er, um immer nützliche Leute (von gutem common sense) zu bilden, die Genies etwas versäume, daß das Urtheil über die Mythologie unstreitig zu hart und zu theologisch ist, bloß [?] wenn er sie ganz abgeschmackt, ganz und gar unnütz nennt. Es scheint uns ein christlicher Eifer zu sein, wenn er sagt: die enthusiastische Dacier habe ihrem göttlichen Homer alle Pflichten gegen ihre Seele und die Gesellschaft aufgeopfert, und fortfährt: wer die erlöseten Seelen des Heilandes liebet, wird sich nie verleiten lassen — — — die verführerischen Reize in A[z] lyrischen und andern Gedichten zu erklären".

Wer nur halbwegs in Herder's Fragmenten zu Hause ist, wird sich alsbald besinnen, dort dieselben oder doch nahezu dieselben Worte gelesen zu haben. Wo aber könnten sie sonst stehen, als in der schon angeführten, von dem Lateinlernen auf Schulen handelnden Stelle? Eine Anmerkung auf S. 40 empfiehlt dort das Miller'sche Schriftchen, und, wie in unsrer Recension, erhält dabei der Hallische Gymnasialrector den Titel „unser deutscher Rollin".

Wenn sich sofort im nächsten Stück der Zeitung (Nr. 10 vom 3. Febr.) ein Gratulationsschreiben des Quedlinburger Rector Rambach an den Hallischen Miller (auf Anlaß des Jubiläum von des Letzteren Gymnasium) recensirt findet — ein Schreiben über die Frage, ob das Lesen der Alten an dem Mangel der Original-Scribenten Schuld sei: so denken wir natürlich nicht anders, als daß ein und derselbe Recensent beide Festschriften angezeigt haben wird. Der Inhalt des zweiten Artikels bestätigt diese Annahme durchaus. Denn es stimmt ja wohl ganz zu Herder's Anschauungen sowohl wie zu seinen kritischen Manieren, wenn da der „große Young" mit seiner Bemerkung, daß die Muster der Alten dem Aufkommen von Originalschrift-

ſtellern im Wege ſtünden, gegen die etwas ſchulmeiſterliche Widerlegung des Herrn Rambach in Schutz genommen wird: „denn Young kann ja Recht haben, ohne daß man deswegen die Alten verſäumen darf, weil die Originale noch aus vielen andern Urſachen ſelten ſind, und weil es höchſt ungereimt wäre, die Beihülfe der Alten zu verlaſſen, um ohne Rinde in dem Ocean zu ertrinken. Wenn wir Young's Ausſpruch billigen: ſo iſt's nicht: ut puerorum aetas improvide ludificetur, wie Horaz ſagt, ſondern um uns von der Sucht, ein Original zu ſein, zurückzuhalten". Unmittelbar darauf fährt der Artikel folgendermaßen fort: „Wollte ein Genie, wie Young, ein Supplement zu Young's Gedanken von Originalwerken ſchreiben: ſo müßte er unterſuchen, wie weit die Griechen in jedem Fach Originale ſein konnten und mußten: was die Römer von ihnen geborgt: und in welchen Stücken wir eigne Bahnen eröffnet. Man müßte den Unterſchied der griechiſchen wilden und natürlichen Dichterzeiten von den unſrigen beſtimmen: und unterſuchen, wie weit denn uns Originale nützlich, ſchädlich und unentbehrlich wären — ein Plan, der etwas mehr als ein Schulprogramm fodert". Ein Plan, ſo füge ich hinzu, der in der Hauptſache eben Herder in ſeinen Fragmenten zur neuern deutſchen Litteratur vorſchwebte, zu deſſen Ausführung er dort wenigſtens eine Menge von Beiträgen geliefert hat! Doch wozu gehe ich mit meiner Beweisführung gleichſam nur am Rande herum? Gerade wie in der Zeitung die Beſprechung Rambach's nachbarlich neben der Miller's ſteht, ſo folgt in der dritten Fragmentenſammlung wenige Seiten nach der auf das Miller'ſche Programm bezüglichen Anmerkung eine andre (S. 45), welche das Rambach'ſche Sendſchreiben, eben wie der in Rede ſtehende Artikel, als eine thörichte Widerlegung Young's bezeichnet, während im Texte — wieder wie in der Recenſion — von dem Young'ſchen Satze geſagt wird: „er hat Recht, daß meiſtens das Leſen der Alten ſchädlich wird; er hat Recht, ohne doch daß das Leſen der Alten auch nur im geringſten Stücke deswegen abzuſchaffen wäre" — und wie die Worte weiter lauten.

Und das wären denn die auf ſicheren Beweisgrund hin Herder zuzuſchreibenden Artikel. Ueber einige andre läßt ſich ſtreiten. Ich muthmaaße z. B. auf ihn bei der Recenſion der „Briefe zur Bildung des Geſchmacks" in Nr. 6 vom 20. Januar; denn daß er das Duſchiſche Buch nachmals in der Allg. Deutſchen Bibliothek ausführlich recenſirte, ſpricht, wenn man ſeine Gewohnheiten bedenkt, eher für als gegen die Annahme. Zumal bei der durchſchnittlichen Uebereinſtimmung des beidesmaligen Urtheils. Am meiſten berühren ſich beide Artikel da, wo beide gegen die Auffaſſung polemiſiren, die Duſch von der Shakeſpear'ſchen Poeſie an den Tag legt, und zu Herder ſtimmt endlich ſehr gut die Erwähnung von Kant's Theorie des Himmels. — Daß die Möglichkeit bleibe, auch die Anzeige des erſten Stücks

der Neuen Bibliothek d. sch. W. im 7. St. v. 24. Januar rühre von Herder, lassen Sie mich nur kurz wiederholen. — Die „gelehrten Gründe" endlich, die Lachmann bei der Ermittlung der Lessing'schen Artikel für die Vossische Zeit allein wollte gelten lassen, versagen ganz in Betreff der im 11. St. vom 7. Febr. befindlichen Recension über den 3. und 4. Theil von Trüblet's „Versuchen über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre und Gelehrsamkeit". Denn zwar daß Herder die Trüblet'schen Essays kannte, ließe sich allenfalls beweisen — ich denke z. B. an die Stelle im Reisejournal SW. II, 266 —, und zu seiner auf hundert Blättern seiner Schriften, Briefe und Privataufzeichnungen zum Vorschein kommenden Vorliebe für Montaigne paßt es ganz gut, daß derselbe hier als der „Altvater von Versuchen" citirt und mit Trüblet verglichen wird. Ich lese also die geistreiche Recension nochmals und nochmals, ich habe sie im Ganzen wohl zehnmal gelesen: — daß sie nothwendig von Herder sein müsse, wage ich nach dem zehnten Mal weniger als nach dem ersten und zweiten Mal zu behaupten. Manum de tabula!

Wie es nun kam, daß Herder mit der Kritik des Kant'schen Buches seinen Abschied von der Zeitung nahm, das ist des Breiteren in dem Herder'schen Briefwechsel zu lesen. Johann Georg Scheffner, damals Sekretär bei der Königsberger Kammer, hatte in No. 8 v. 27. Januar eine Sammlung aus dem Französischen übersetzter scherzhafter Erzählungen günstig recensirt. Nachdem diese Recension bereits eingerückt war, traf von dem Rigaer Mitarbeiter eine ganz anders urtheilende Besprechung desselben Buches für die Zeitung ein. Kanter theilte das Manuscript Scheffner mit, und dieser glossirte nun die Herder'sche Kritik. Mit diesen Glossen „im groben Hofmeisterton", wie der empfindliche Herder fand, schickte sie darauf Kanter an Letzteren zurück. Dieser replicirte „noch gröber" und erklärte dem Verleger bei Gelegenheit der Einsendung der Recension über Kant sein Zurücktreten von der Zeitung. Lindner, seit 1765 Professor der Poesie in Königsberg, gleichfalls einer der Lieferanten für die Zeitung, suchte darauf die beiden ihm befreundeten Mitarbeiter zu versöhnen, fing aber die Sache so ungeschickt an, daß Herder darin nur neuen Grund fand, sich zurückzuziehen (Brief an Hamann, SW. I. 2, 119—120). Zwischen Scheffner nun zwar und Herder kam es, Dank Hartknoch's Intercession und der versöhnlichen Gesinnung Scheffner's sehr bald zum Frieden. Scheffner war der Erste, der in der würdigsten Weise dem um 8 Jahre jüngeren Manne die Hand bot, in welche dieser dann einschlug (Sch. an H. 9. April u. H. an Sch. 6. Mai 1766). Während aber aus dieser Begegnung sich ein längerer freundschaftlich-litterarischer Briefwechsel entspann, der erst durch Herder's Abreise von Riga unterbrochen wurde, so scheint doch die Verstimmung gegen Kanter, der ihm gelegentlich

ein „Windbeutel", ein „Narr" heißt, und der Entschluß, sich persönlich von der Zeitung zurückzuhalten, fortgedauert zu haben. Ende 1766 motivirt er in einem Briefe an Scheffner die Bitte, die Königsberger Zeitung möge bei Besprechung der „Fragmente" seinen Namen nicht verrathen, mit der Bemerkung, daß er ja auch „ein Mitarbeiter der Zeitungen gewesen sei" (LB. I, 2, 203), und in demselben Briefe nennt er ein ihm von Kanter gemachtes Geschenk „unerwartet" und „unverdient". Er hatte in der That Andres zu thun als Recensionen schreiben. Aus seinem Briefwechsel geht hervor, daß er während des Sommers 1766 eifrig an seinen Fragmenten arbeitete, indem er die ursprüngliche Niederschrift immer von Neuem umformte. Eine Durchmusterung der Zeitung ergiebt dasselbe Resultat. Nirgends ein Artikel, der das Gepräge seines Geistes trüge. Ueberhaupt, abgesehen von den Scheffner'schen Recensionen (z. B. über Racine's theatralische Schriften, Gérard's Versuch über den Geschmack, Arnaud, Les amans malheureux, die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur", das romantische Gedicht „Hermin und Gunilde" u. s. w.) — das ästhetische Fach erscheint weniger bedacht als früher. Dagegen vermehren sich die s. g. Originalabhandlungen. Ein sich Rs. zeichnender Mitarbeiter scheint dies Fach förmlich übernommen zu haben und schreibt ziemlich unbedeutende Aufsätze „über den Wohlstand", „von der unmäßigen Liebe gegen die Thiere" und Aehnliches mehr. Unter den Bücheranzeigen andererseits begegnet von nun an — seit Mai — am Häufigsten die Chiffre Ad, und zwar unter Artikeln von theologischem, moralischem und nationalökonomischem Inhalt; — es ist (wie aus LB. I, 2, 271, verglichen mit S. 283 u. Kön. Ztg. St. 81 v. 9. October 1767 hervorgeht) die Chiffre eines alten Bekannten, — des unermüdlich schreibenden Treschо.

Auch im folgenden Jahre scheint sich das Verhältniß zunächst nicht geändert zu haben, oder doch nur zu Ungunsten der Kanter'schen Zeitung. Anfang dieses Jahres 1767 nämlich erhielt Herder, nachdem Nicolai schon 19. November 1766 sich mit der Bitte um Beiträge zu seiner Allg. Deutsch. Bibliothek an ihn gewandt und er den Antrag angenommen hatte, die erste Bücherliste zu Recensionen, und alsbald, noch in demselben Monat, schrieb er wirklich für die Bibliothek die Artikel über J. E. Schlegel's Werke und über zwei Klotzische Schriften. Unmittelbar darauf war er wochenlang lebensgefährlich erkrankt (Brief an Nicolai v. 19. Februar 1767 und undatirt an Scheffner LB. I, 2, 238). Er war darauf, ferner, mindestens bis Ende April arbeitsunfähig: denn nun unterzog er sich einer Augenkur, bei welcher ihm auf acht Wochen „Ausgehen, Wein, und Lesen und Schreiben und Studiren" verboten war. Ja, noch am 15./26. September schreibt er an Scheffner, daß er „bisher wie unter Todten gelebt habe", daß er „zu

keinem Buchſtaben, er hätte gedruckt oder geſchrieben ſein ſollen, Luſt und Muth gehabt", daß er auch für Nicolai „ſeit einem runden halben Jahre keine Zeile geſchrieben" habe, weil er „außer dem Gleiſe der Kritik und Litteratur" ſei. Damit ſtimmt dann, daß er erſt 10./21. October wieder eine Recenſion an Nicolai ſchickt, wobei er ſich über die Sparſamkeit ſeiner Beiträge mit ſeinem neuen geiſtlichen Amte — dem Paſtorat an den beiden vorſtädtiſchen Kirchen in Riga — entſchuldigt; dieſes Amt laſſe ihm ſo wenig Zeit übrig, daß er ſich „zur Philologie und den ſchönen Wiſſenſchaften nur ſo hinſtehlen könne." Erwägen wir endlich, daß er Ende dieſes Jahres den Torſo über Abbt's Schriften verfaßte, ſo würden wir nach dem Allen ſeine Feder im Jahrgang 1767 der Königsb. Ztg. nicht ſuchen — wenn nicht eine Briefſtelle uns mahnte, die Rechnung nicht zu früh zu ſchließen. Am Anfang jener Augenkur, alſo im Februar, ſchreibt er an Scheffner, nachdem er kurz vorher die Einſendung einer Recenſion von Bielefeld's premiers traits de l'érudition, um welche Scheffner ihn gebeten, abgelehnt: „Ich denke doch noch immer meinen Beitrag an die K. Z. nicht ganz vorenthalten zu dürfen, ich werde die Unterhaltungen fortſetzen können, und ein paar größere Werke ausführlich durchgehen: Michaelis Einleitung 2. Theil, Semleri inſtitt. P. II und wenn Gleim's Tod Adams nicht ſchon recenſirt wäre, (bisher hab' ich noch nichts in den Händen) — dies Alles ſind pia vota, zu denen die Zeit ihr Amen ſprechen muß." Es blieben pia vota. Von den genannten Büchern iſt in der K. Z. nur das Semler'ſche (in No. 52) mit einem Dutzend Zeilen angezeigt, die ſicherlich nicht von Herder ſind. Anders jedoch ſteht die Sache mit den „Unterhaltungen". Von dieſer ſeit 1766 in Hamburg erſcheinenden Monatsſchrift bringt die K. Z. im Jahre 1767 in St. 66 vom 17. Auguſt und in St. 98 vom 7. December zwei, im Jahre 1768 in St. 74 vom 12. September eine dritte kritiſch referirende Anzeige. Daß nun Herder im Februar von der Fortſetzung der Unterhaltungen ſpricht, während doch der Anfang der Beſprechung jener Monatsſchrift erſt im Auguſt in der Zeitung erſcheint — gewiß, darin liegt eine Schwierigkeit, eine Schwierigkeit jedoch, die wir auf die eine oder andere Art zu löſen Bedacht nehmen werden — angeſichts der Chiffre Hr, welche ſich unter der zweiten, der Dezemberanzeige findet. Laſſen Sie uns ſehn, wie es mit dem Ton und Charakter, dem Stil und Inhalt der beiden Anzeigen ſteht! Beide, es iſt wahr, ſind kaum mehr als Auszüge aus den vier erſten Monatsheften der Hamburger Zeitſchrift: — aber viel mehr waren doch auch die Anzeigen der Weißiſchen Bibliothek und der Shaw'ſchen Reiſebeſchreibung nicht. In ganz ähnlicher, nur noch weniger ausgeführter Weiſe pflegte Herder über ſeine Lectüre in Briefen an Hamann und Scheffner raiſonnirend Bericht zu erſtatten. Gerade zu ſolchen leichthingeworfenen Leſefrüchten war

er noch am eheſten während dieſes, an Störungen ſo reichen Sommers fähig und aufgelegt, und wie ſehr er gerade hinter ſolchen Sammelwerken, Bibliotheken, gelehrten Zeitungen u. dgl. her war, bezeugt die ganze Entſtehungsweiſe und Anlage der „Fragmente", beweiſt die Freude, die er in Nantes an dem Journal étranger hatte, zu welchem er nun nur gleich ähnliche Beilagen hätte ſchreiben mögen wie früher zu den Briefen die neueſte Litteratur betreffend. Und ſo manche Züge finden ſich nun doch in dem wenn auch ſonſt ziemlich mageren Referat, die ſich — um nicht mehr zu ſagen — ſehr wohl mit Herder vertragen. So das Intereſſe, das der erſte Artikel an der Abhandlung der Unterhaltungen „vom muſikaliſchen Geſchmack" nimmt. Der Ausruf, daß Leibnitz, der größte Mann, den Deutſchland in den neueren Zeiten gehabt, „von ſeiner Nation weder Denkmäler noch Ehrenſäulen habe." Die Freude, die der Referent an der von den Unterhaltungen in Ueberſetzung mitgetheilten Abhandlung Diderot's „Richardſon's Ehrengedächtniß" hat. Er rühmt, daß dieſelbe die Macht habe, „uns mit ſich fortzuführen, uns (— beachten Sie den Herder'ſchen Ausdruck!) anzuglühen"; er ruft, nachdem er den Schluß der Abhandlung wörtlich mitgetheilt, auf gut Herderiſch: „Wie ſehr wünſchte ich in dieſem Augenblicke, dieſes kleine Stück im Franzöſiſchen vor mir zu haben, um Diderot in ſeiner eignen prächtigen Sprache zu hören!" Unter den vermiſchten Nachrichten der Unterhaltungen hebt er eine Mittheilung über die damals im Druck begriffene arabiſche Grammatik und arabiſche Chreſtomathie von Michaelis hervor, und zwar mit dem Zuſatz: „Deutſchland hat wenig Männer von ſeinen Talenten und ſeiner Gelehrſamkeit: wie viel hat er geleiſtet, und wie viel zu leiſten!" Iſt das nicht ein Zuſatz im Sinne Herder's, und iſt es nicht ein Wort von Herder'ſcher Tournüre, wenn er von einem Briefe Aretins an Michel Angelo über deſſen Gemälde des jüngſten Gerichts ſagt, es ſei wie eine Winkelmann'ſche Beſchreibung des Apollo in Belvedere oder des Torſo — (vgl. Fragm. III, 73 und Reiſejournal ŒB. II, 284)? Zu Herder paßt der in dem Artikel vorkommende Wunſch mehrerer Ueberſetzungen von arabiſchen Poeſien, paßt das Intereſſe, das der Berichterſtatter an der Frage über die Authenticität der Oſſian'ſchen Gedichte, an Blair's Abhandlung über dieſe Gedichte verräth u. ſ. w.

Und nun der dritte, wieder unchiffrirte Artikel in St. 74 vom 12. September 1768, der über die erſten drei Monatsſtücke der Unterhaltungen von 1768 Bericht erſtattet?

Wollen Sie durchaus auch über ihn mein Votum, ſo bin ich weit geneigter, gegen als für Herder zu ſtimmen. Denn zwar das Verweilen des Berichterſtatters bei der Cantate „Das jüngſte Gericht" könnte an Herder's hohe Meinung von dieſer Dichtungsart (an Scheffner 23. September/4. October 1766; ŒB. I, 2, 194 vgl. ŒB. I, 2, 150); ſein Lob von Shaftesbury's

Selbstgespräch an Herder's Vorliebe für diesen „süßen Autor" erinnern. Allein andrerseits ist der ganze Artikel noch bei Weitem magrer als die beiden früheren, und die lobende, weiterhin vertheidigende Erwähnung der von den Unterhaltungen abgedruckten „vortrefflichen Abhandlung des Herrn Herder über die Frage, haben wir noch das Publicum und Vaterland der Alten" — die denkt man sich doch auch lieber aus einer andern als aus der Feder des Verfassers geflossen.

Wenn wir dagegen die Chiffre Hr auf Herder zu deuten nicht wohl umhin konnten, so würde durch eben diese Chiffrirung noch eine andere kurze Recension gleich im ersten Stück des Jahrgangs 1767 ihm zuzuweisen sein. Es ist eine wesentlich nur referirende Besprechung der kleinen Schrift „Fragmente einiger Gedanken des musikalischen Zuschauers, die bessere Aufnahme der Musik in Deutschland betreffend." Immerhin ein Thema von Interesse für einen Mann, der von sich selbst sagt, daß er sich mit Vergnügen auf dem Rain zwischen Musik und Poesie aufhalte (LB. I, 2, 194). Man braucht freilich nicht Herder zu sein, um zu sagen, „Poesie und Musik sind zwei Schwestern": aber ganz gut stimmt doch diese und noch eine oder zwei Wendungen zu Herder, stimmt das Urtheil, daß Ramler's musikalische Poesie nicht wie andere deutsche Dichter „der Vorwurf deutscher Härte, Rauhigkeit und Zwangs" treffe, mit dem Lobe überein, welches Herder dem Verfasser der Cantate über den Tod Jesu giebt, wenn er ihn in dem mehrangezogenen Briefe an Scheffner (LB. I, 2, 194) einen „Sohn der Harmonie" nennt.

Nicht mit Bestimmtheit, aber mit Wahrscheinlichkeit doch hätten wir auf diese Weise für das Jahr 1767 drei Herder'sche Artikel ermittelt. Herder, scheint es, hatte sich mit der Zeitung wieder befreundet. Dieselbe hatte sich auch in der That wieder gehoben. Nur zu oft freilich stößt man noch immer auf den recensionslustigen Ad; der abhandelnde Rs dagegen ist wieder verschwunden. Vor Allem jedoch waren die Arbeiten Scheffner's, wie die Kritik von Klotzens Ausgabe des Vida, die Mittheilung des Drydenschen Alexanderfests nach Ramler's Uebersetzung, eine Recension von Guthrie's und Gray's Allgemeiner Weltgeschichte, von Gerstenberg's Gedicht eines Skalden werthvolle und von Herder geschätzte Beiträge. Ja, auch Hamann hatte sich der Zeitung wieder angenommen. Von ihm ist der (in die Hamann'schen Schriften nicht aufgenommene) Auszug aus der damals Sterne zugeschriebenen Schrift remarks on the writings and conduct of J. J. Rousseau in Stück 53 bis 55 der Zeitung — derselben Schrift, beiläufig, aus welcher Herder mehrere Jahre später seinem Freunde Merck (LB. III, 321) Mittheilungen macht. Was aber die Hauptsache ist: die Zeitung hatte von Scheffner im Januar (St. 5) eine Recension über Herder's erste zwei, im Juli (St. 60) eine andere über desselben dritte Fragmentensammlung gebracht — Recen-

ſionen, an denen dem Fragmentiſten zwar nicht Alles recht war, namentlich an der zweiten nicht (an Scheffner 15./26. September 1767), für die er aber doch alle Urſache hatte, dem Freunde dankbar zu ſein.

Gewiß, es war ein Verluſt für die Zeitung, daß Scheffner, der in der zweiten Hälfte des Jahres 1767 als Kriegs- und Steuerrath nach Gumbinnen verſetzt worden war, in Folge deſſen dem Blatte demnächſt untreu wurde. „Ich bin", ſchreibt er 28. Juli 1768, „von der ſogenannten gelehrten Welt in Königsberg ganz abgeſondert, auch die Zeitung hab' ich ſeit einigen Monaten ganz verlaſſen, weil an kritiſchen Zeitungen ſchreiben gar nichts nutze iſt." Treſcho dachte ſicherlich ſo nicht — aber das Zeichen Ad wenigſtens ſucht man in dieſem Jahrgang vergebens. Es ſcheint mir ein Beweis der eingetretenen Recenſentennoth, daß Hamann jetzt wieder lebhafter eingriff. Er war es bekanntlich, der, zu Leſſing's Genugthuung, in dieſem Jahre die beißende Kritik des Erſten Stücks von Klotzens Deutſcher Bibliothek, die des Klotziſchen Buchs über Nutzen und Gebrauch der geſchnittenen Steine und der Riedel'ſchen Schrift „Ueber das Publicum" ergehen ließ, er, der den „Torſo" und die Voltaire'ſche Satire „Der Mann von vierzig Thalern" recenſirte. Er aber war es auch, der jetzt von Neuem als Werber auftrat und ſeinen Rigaer Freund, am 23. September 1768, im Namen einiger guten Freunde, die ſich für die Erhaltung und Hebung der Zeitung intereſſirten, um einen monatlichen Beitrag bat. Allein Herder ſteckte während des Sommers 1768 in der Arbeit an ſeinen kritiſchen Wäldern: kaum daß Anfang des folgenden Jahres Nicolai einige Recenſionen von ihm für ſeine Allgem. Bibliothek erlangen konnte. Um dieſelbe Zeit (17. Januar) hören wir Hamann dem Freunde Vorwürfe machen, daß er die Königsberger Zeitung „ſo unpatriotiſch verſchmähe", während doch er ſelbſt, Lambert und Kant ſich zu Beiträgen verpflichtet hätten. Herder's Antwort muß Klagen über die Zeitung und über die Inconſequenz ihrer Redaction enthalten haben, die zwiſchendurch immer wieder den Anhängern Klotzens und Riedel's geſtattete, die gegen ſie gerichteten Artikel durch andre, im gegentheiligen Sinn geſchriebne zu neutraliſiren. Ganz unwirkſam war Hamann's Berufung an ſeinen Patriotismus doch nicht. Eine Abhandlung über die Verjüngung und Veraltung der menſchlichen Seele — das nachmals in „Titon und Aurora" ausgeführte Thema — hatte Herder wirklich der Zeitung zugedacht, (Ham. an H. 9. April 1769). Noch in dem Journal ſeiner Reiſe entwickelt er die Gedanken, die dieſe Abhandlung zuſammenfaſſen ſollte und erzählt, wie ſich die Begriffe dazu bei ihm geſammelt; „es ſollte", fügt er hinzu, „eine Abhandlung in die Königsberger Zeitungen werden und wurde nicht, wie viele andere Pläne meines Lebens" (LB. II, 313). Schon den 19. Mai 1769 erhielt Herder die nachgeſuchte Entlaſſung aus ſeinen Rigaer Aemtern.

Die nun folgende große Reise unterbrach all' seine schriftstellerischen Arbeiten. Erst nach seiner Niederlassung in Bückeburg knüpfte er, zur Abtragung alter litterarischer Schulden, wieder mit Nicolai's Bibliothek an. Veranlaßt durch die neuen, auf der Reise gemachten Bekanntschaften schrieb er außerdem einige Kleinigkeiten (auch ein paar Bücherkritiken) für den Wandsbecker Boten und eine Anzahl von Recensionen — ich zähle deren zehn — für den Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Der Königsberger Zeitung gönnte er nur einmal noch einen Beitrag — jene wunderliche Collectivrecension „Gefundene Blätter" in den Beilagen des Jahres 1774.

Und so wäre ich wieder da angelangt, von wo ich ausgegangen. Ueberall — wenn ich die Summe ziehen darf — verlaufen sich die sicheren Ergebnisse der Untersuchung in ein Feld, wo wenigstens ich nur vermuthen konnte oder aber dem belesneren, dem glücklicheren Kritiker etwaige weitere Entdeckungen überlassen muß. Mag ein Anderer, dem die Zeitungen zur Hand sind, zu ermitteln versuchen, ob Herder etwa an den „Originalaufsätzen" noch irgendwo ein Eigenthumsrecht zukömmt. Unter den Poesien versteckt sich vielleicht noch diese und jene Kleinigkeit, die ihm so gut zugehört wie das Charfreitags- und Ostergedicht von 1764, wie die Ode auf Katharina's Thronbesteigung, die dreimal drei Berloquen und die Erzählung von Balto und dessen Sohn von 1765. Recensionen würde ich folgende unbedenklich in eine Herder-Ausgabe aufnehmen. Aus dem Jahrgang 1764 die über Home (?) und die über die Dithyramben. Aus dem Jahrgang 1765 die über Mallet, den Geßner'schen Orpheus, Abbt vom Verdienst, Shaw's Reisen, Hase's Hohelied Salomonis, die Bibliothek d. sch. W. 12 Bdes 2. St., den parodirten Cato, die Belustigungen für das Herz und den Geschmack, Beaumelle Senecae eclogae, die Briefe über die neueste Moral, die Kunst der Geduld, die Neuen Lieder zum Singen entworfen, Meier's Gedanken vom unschuldigen Gebrauche der Welt, Voltaire's Henriade, Willamow das deutsche Athene. Aus Jahrgang 1766: Miller, Hoffnung besserer Zeiten, Rambach's Sendschreiben, Trüblet's Versuche, Kant's Träume eines Geistersehers. Endlich aus Jahrgang 1767 die zweimalige Besprechung der Unterhaltungen und den Artikel über Fragmente einiger Gedanken des musikalischen Zuschauers. Die Möglichkeit bleibt nicht ausgeschlossen, daß ich bei dieser freigebigen Aufzählung eine und die andere Recension mitgegriffen habe, die einen anderen Verfasser hat; gewisser aber ist, daß noch manche von Herder herrührende dabei übergangen ist. Lassen Sie mich also schnell noch wünschen, daß auch die Recension über die Geschichte des menschlichen Verstandes in der Ausgabe ja nicht fehle.

Und was, werden Sie sagen, wäre mit dem Allen gewonnen?

Wenn Sie wirklich so fragen, so habe ich freilich meine Mühe verschwendet und könnte höchstens noch hinzufügen, daß es doch schon etwas sei, an diesen Recensionen einen Prüfstein für Herder's Stil in die Hand zu bekommen. Denn offenbar, sein Recensentenstil ist nicht genau der der Fragmente. Er ist im Ganzen einfacher und sorgloser, ungesuchter und weniger geschmückt. Er schrieb in den Fragmenten, wie er selbst sagt, „unter einer Blumendecke", „voll Parabeln und Anspielungen" —: die Recensionen dienen zum Zeugniß, daß das in der That, zum Theil wenigstens, mit Bewußtsein und Absicht geschah.

Ferner aber. Es ist wahr: die für Nicolai's A. D. B. von ihm geschriebenen Recensionen sind ausgeführter und insofern bedeutender. Wer für Kanter eine Recension auf's Papier warf, der sagte sich, daß er nur für den Tag und nicht für die Ewigkeit, nur für die Provinz und nicht für ganz Deutschland arbeite. Scheffner fand, daß, was er in der Zeitung über ein paar neue Schriften geurtheilt hatte, „für den Ort gut genug gesagt sei" (LB. I, 2, 198). Ebenso dachte unzweifelhaft auch Herder; aber nichtsdestoweniger hätte er noch in Bückeburg gar zu gern einen Jahrgang der Königsberger Zeitung gehabt: er schreibt angelegentlich darum an Hartknoch (Von und an Herder II, 22). Sollen wir nicht das gleiche Interesse daran nehmen? Sollen uns nicht diese Denkmäler von Herder's Zusammenhang mit dem Königsberger Kreise mindestens ebenso wichtig sein, wie die, welche ihn in Zusammenhang mit den Berlinern zeigen? Und hat nicht gerade das Frische und Flüchtige dieser Blätter einen eignen Reiz? „Recensionen", schreibt Herder einmal an Nicolai, (LB. I, 2, 318) „muß man so warm als man die Bücher liest, auch wegarbeiten." So war jedenfalls seine Weise. Er war ein flotter Vielrecensirer wie und weil er ein flotter Vielleser war.

Endlich — und das ist es eben, was ich eigentlich im ganzen Verlaufe meiner Erörterungen schon in's Licht gesetzt zu haben meine —: diese Zeitungsrecensionen bilden durchweg eine illustrirende Parallele zu den Fragmenten und den sonstigen Arbeiten aus der frühsten Zeit unsres Schriftstellers. Bald stoßen wir auf die weitere Entwicklung einer dort in's Kurze zusammengezogenen Gedankenreihe: bald, und öfter, finden wir nur angedeutet, was dort beredter und bewiesener durchgeführt ist. Ja, zuweilen wagt sich der Zeitungsschreiber weiter als der Fragmentist. Sie wissen ja, daß er vorhatte, in der Fortsetzung der Fragmente, ehe ihm dieselbe verleidet wurde, Aesthetik, Philosophie und Geschichte zu behandeln (LB. I, 2, 217, 231, 240). Je mehr wir nun bedauern müssen, daß es nicht dazu kam, um so mehr steigen diejenigen Zeitungsbeiträge im Werthe, in denen diese Themata gestreift werden. Die Aesthetik zwar kam in den kritischen Wäl-

dern, aber doch vorzugsweise in dem zunächst unterdrückten Vierten Wäldchen zu ihrem Recht — und auf dieses eben präludirt die Recension von Home's elements of criticism. Für die Philosophie dagegen ist die sichtlich mit vielem Bedacht geschriebene Anzeige der Kant'schen „Träume" ein so gut wie allein dastehendes Specimen. Auf die Geschichte — — doch ich habe meine Wünsche in dieser Beziehung vorhin bereits ausgesprochen. Urtheilen Sie, ob dieselben nicht vollauf gerechtfertigt sind. R. Haym.

Ein Rückblick auf die Wehrhaftigkeit des deutschen Bundes.

Die Kriegsverfassung des deutschen Bundes ist nie vollendet worden Es waren immer äußere Anstöße: 1830, 1840, 1848, 1851, Ereignisse in Frankreich, welche wenigstens ruckweise die Sache weiter brachten. Die Präsidialmacht ohne Grenzen gegen Frankreich hatte keine Veranlassung, die particularistischen Interessen zu kränken, auch war die Souveränität der Einzelstaaten so widerspruchsvoll in der Bundesacte definirt, daß das Einschreiten der Bundesbehörde in enge Grenzen sich eingeschränkt sah. Es bleibt eines der schönsten Blätter der Regierung Friedrich Wilhelms IV., daß er nach dem drohenden Zwist mit Frankreich 1840 die Befestigung des südwestlichen Deutschlands durch Radowitz anregte und die gegenseitigen Musterungen einführte. Aber selbst die schreiendsten Mißstände, wie sie sich bei den kleinen Contingenten gelegentlich dieser Musterungen ergaben, führten nur zu dem Ersuchen an die betreffende Regierung, dieselben abzustellen, nicht direct zur Abhülfe.

So wies die Musterung von 1852 folgende Uebelstände bei der Reserve-Infanterie-Division nach: 1) daß die verfassungsmäßige Anzahl von Officieren nicht vorhanden war. Bei einem Contingente waren z. B. auf einen Bedarf von 12 activen Officieren deren nur 7, und außerdem 3 Reserveofficiere vorhanden, von diesen 10 Officieren waren aber 7 anerkannt invalide. 2) Daß der sechsmonatlichen ersten und der 18monatlichen Gesammtpräsenz nicht genügend entsprochen wurde, daß sogar eine nur 6—8 wöchentliche erste und eine $2^1/_2$monatliche Gesammt-Präsenz vorkam. 3) Daß die jährlichen vierwöchentlichen Uebungen nicht das ganze einprocentige Contingent der Infanterie umfaßten, und einige Contingente seit einer Reihe von Jahren gar keine Uebung gehabt hatten. 4) Daß die Reservemannschaft bei einer großen Anzahl der kleineren Contingente noch nie zu einer Uebung einberufen worden war. 5) Daß eine zweite Garnitur percussionirter Gewehre noch nicht bei allen Contingenten vorhanden war. Wir wollen es an

diesen allgemeinen Ausstellungen genügen lassen und nicht im Einzelnen anführen, bei welchem Contingente der Musterungsbericht die schwächlichen Leute, den mangelhaften Zustand der Bekleidung und Bewaffnung rügte; bei welchem von 785 Mann, die in den Listen geführt wurden, nur 83 Gemeine präsent waren, freilich noch achtzig mehr als Lichtenstein am 13. Juni 1852 präsent hatte, nämlich drei!

Diese Mängel beeinträchtigten am Ende nur die Kriegstüchtigkeit von 10000 Mann. Weit wichtiger war im großen Ganzen das Mißverhältniß der Kräfte zwischen dem deutschen Bunde und dem wiederhergestellten französischen Kaiserreiche. Man hatte bisher die Consequenzen aus der Errichtung der süddeutschen Festungen nicht gezogen, d. h. für ihre Kriegsbesatzungen gesorgt; aber auch abgesehen davon, war man einig, daß dem neuen Empire gegenüber, welches allgemein als eine Drohung für Deutschland aufgefaßt wurde, die Sicherheit Deutschlands ungenügend gewahrt sei. Die Bundesmilitärcommission erstattete über die beiderseitigen Stärke-Verhältnisse einen Bericht, über welchen am 12. August 1852 die Bundesversammlung berieth. Danach war nach der Matrikel der Normalzustand des deutschen Bundesheeres: Contingent 300,000, Ersatz 50,000, Reserve 100,000, zusammen 450,000 Mann. Ein Siebentel der Gesammtstärke Reiterei; auf 1000 Mann zwei Feldgeschütze und ein Reservegeschütz. Formation: 7 ungemischte, 3 combinirte Armeecorps und eine Reserveinfanteriedivision. Die letztere zur Bildung von Theilen der Kriegsbesatzungen von Mainz, Luxemburg und Landau. Für die übrige Kriegsbesatzung jener Bundesfestungen war nur insofern gesorgt, als von Oesterreich, Preußen und Baiern erwartet wurde, daß sie dieselbe über ihr Contingent stellten. Von Ulm und Rastatt mit einer Kriegsbesatzung von 26—30,000 Mann war in der Kriegsverfassung noch gar nicht die Rede!

Nach der Bundeskriegsverfassung sollte vier Wochen nach erklärtem Bundeskriege das Hauptcontingent mit 300,000 Mann, und sechs Wochen nach dem Ausmarsch des Contingents 25,000 Mann aufgestellt sein; mit Aufstellung des Ersatzes sollte in zweimonatlichen Raten von 25,000 Mann fortgefahren werden, bis die Hälfte des Hauptcontingents erreicht sei; die Reserve mit 100,000 Mann sollte 10 Wochen nach einem deßhalb gefaßten Bundesbeschluß bereit sein*). Alles, wie gesagt, war einig, daß diese Macht Frankreich gegenüber nicht genüge, aber über das Maß der Erhöhung stellten sich verschiedene Ansichten heraus. Preußen, Oesterreich und das neunte Armeecorps (Sachsen, Kurhessen, Nassau) beantragten Erhöhung der Leistung um 150,000 Mann, nämlich Contingent 400,000, Ersatz 66,667, Re-

*) G. von Meyer, die Grundgesetze des deutschen Bundes, Frankfurt 1845. S. 97.

serve 133,333, zusammen 600,000 Mann. Dieser Antrag war motivirt: 1) durch den Bedarf der neuen Bundesfestungen: 2) durch Rücksicht auf die Streitmacht Frankreichs.

Man ließ sich dabei von folgenden Erwägungen leiten. Von den 525,000 Mann, welche Frankreich Ende 1851 nach officiellen Angaben hielt, kann dasselbe 400,000 Mann sogleich gegen den deutschen Bund verwenden. Sardinien und das revolutionirte Italien sind als freiwillige, Belgien ist als unfreiwilliger Bundesgenosse Frankreichs zu betrachten, dadurch erhöht sich seine Streitmacht auf 550,000 Mann. Zwar stellt Oesterreich 300,000, Preußen 200,000 Mann über seine Bundespflicht, aber Oesterreich muß für Italien 200,000, Preußen für Besetzung seiner Festungen 80,000 Mann zurücklassen, also kämen auf 430,000 Mann Feldtruppen, welche der Bund verfügbar hätte (Oesterreich 100,000, Preußen 120,000, Bund 210,000 M.) 550,000 Mann Franzosen und ihre Verbündete. Nun kann aber Frankreich allein, wenn es zwei Procent seiner Bevölkerung aufstellt, sein Heer auf 700,000 Mann bringen. Rechnet man dafür an Besatzungen 200,000 M. ab (Algier 40,000, Paris und Lyon 25,000, übrige Festungen 135,000 M.), so bleibt ein Operationsheer von 500,000 Mann. Wenn Frankreich davon 60,000 Mann nach Italien schickt, um die Erhebung des Volkes zu unterstützen und 200,000 Oesterreicher daselbst festzuhalten, so kann es 140,000 Mann mit 167 Locomotiven auf der Paris-Straßburger Bahn (40 Locomotiven transportiren eine Division von 10,000 M.) nach Straßburg werfen, wo 1000 Kanonen, mit allem Material vollkommen ausgerüstet, und ein Belagerungs-Park bereit stehen. Geht dieses Heer bei Straßburg über den Rhein, so kann ihm keine Macht entgegengestellt werden, da hier keine Großmacht liegt und das süddeutsche Eisenbahnsystem nicht in strategischer Hinsicht angelegt ist. Man kann daher jetzt Frankreich gegenüber die Macht nicht mehr für genügend halten, welche es 1818 war, wo Frankreich etwas mehr als $^1/_3$ % (0,39 %) seiner Gesammtbevölkerung unter den Waffen hatte.

Es wurde daher von dieser Seite der Antrag formulirt auf Annahme einer definitiven Bundesmatrikel nach der Zählung von 1846, und Erhöhung der Contingente auf $1^1/_2$ Procent der so gefundenen Bevölkerungszahl.

Diesem Antrag stand der der stimmführenden Bevollmächtigten des siebenten, achten und zehnten Armeecorps entgegen, welche eine Erhöhung des Bundesheeres nur um 50,000 Mann als die Differenz zwischen Kriegs- und Friedensbesatzung der fünf Bundesfestungen wollte, wobei Mainz auf 21, Luxemburg auf 7, Landau auf $6_{/3}$, Ulm auf 18—20 und Rastatt auf 8—10 Tausend Mann veranschlagt war. Abgesehen von diesen Besatzungstruppen seien die Feldtruppen des Bundes dem französischen Heere gewachsen, dessen für Operationen verfügbarer Theil nicht höher als 300,000 M. anzuschlagen sei. Diese Ansicht wurde begründet durch die ganz willkürliche Annahme, daß Frankreich im Kriege 75,000 Mann statt der 40,000 Mann Friedensstärke in Algier zu halten genöthigt sei, während doch bloß ein Krieg mit England Algier bedroht haben würde. Ebenso willkürlich war die Annahme, daß auch in einem auswärtigen Kriege Paris und Lyon 100,000 Mann und die übrigen französischen Festungen 150,000 Mann Besatzung bedürften. Freilich hatte Paixhans diese Zahlen angegeben, aber doch nur zu dem Zweck, von der Kammer ein hohes Militärbudget zu erlangen. Auf

dieſe Weiſe berechnete man 390,000 Mann Deutſche gegen 300,000 Franzoſen. Der wahre Grund aber, warum dieſe Bevollmächtigten ſich zu dem Antrag vereinigten, die alte Matrikel von 1818 (revidirt 1842) beizubehalten und die Erhöhung auf 50,000 Mann (= 1/6 %) zu beſchränken, war die Befürchtung, daß für die kleineren Staaten die durchgreifende Erhöhung als ſtändige Ausgabe unerſchwinglich und ihre Ablehnung als Lebensfrage zu betrachten ſei.

Dieſe Anträge wurden in einer Reihe von Bundesbeſchlüſſen erledigt. Durch BB. vom 10. März 1853 und die revidirte Kriegsverfaſſung (BB. vom 4. Januar 1855) wurde das Hauptcontingent um 1/6 % erhöht, während die Reiterei auf 1/8 der Geſammtſtärke und auf 1000 Mann 2 1/2 Geſchütze feſtgeſetzt wurden. Durch BB. vom 27. April 1861 jedoch wurde (in Folge der Erfahrungen von 1859!) die Erſatzmannſchaft von 1/6 auf 1/3 erhöht, und durch den gleichen BB. beſtimmt, daß das bisherige Haupt- und Reſerve-Contingent nun mit 1 1/2 % (der Bevölkerung nach der Matrikel von 1818) das Hauptcontingent zu bilden habe.

Der Abſtand von dieſem demüthigenden Geſtändniß der Schwäche und der Ohnmacht, einem ſo unwürdigen Zuſtand durch männlichen Entſchluß raſch ein Ende zu machen, zu der Gegenwart iſt ſo erfreulicher und auffälliger Art, daß wir nur wenige Worte hinzuzufügen haben. Wie intereſſant iſt Oeſterreichs, freilich 1859 vergeſſenes Geſtändniß, daß ein ſo bedeutender Theil ſeiner Macht durch Sardinien und das revolutionirte Italien als Bundesgenoſſen Frankreichs feſtgelegt ſei, — 1859, als es den deutſchen Bund in einen Krieg mit Frankreich hetzen wollte, ohne mehr an den Rhein ſenden zu können, als die in Italien unverwendbare ſchwere Reiterei! Jetzt liegt Südweſtdeutſchland nicht mehr ſchutzlos unter den Kanonen von Straßburg und mehr als eine Million Deutſcher (alle die Staaten der ſogen. Reſerve-Infanterie-Diviſion) ſind des Hohnes enthoben, mit allen ihren Opfern doch nur eine Art „Reichsarmee" aufzuſtellen, welche ſchon durch die Buntheit ihrer Organiſation für den Felddienſt nicht verwendbar war.

W. Stricker.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Geiſtliches Wirken im Elſaß. — Die bekannte Erklärung des Biſchofs von Straßburg im Reichstage und das ganze Verhalten der elſäſſiſchen Abgeordneten hat es offenbar gemacht, daß der klerikale Ausfall der Reichstagswahlen im Elſaß vielfach mit Unrecht ausſchließlich den franzöſiſchen, antideutſchen Geſinnungen des Landes zugeſchrieben iſt. Nicht die politiſchen, ſondern die religiöſen Gegenſätze haben im Elſaß wie auch im innern Deutſchland bei den Wahlen den Ausſchlag gegeben. Die Proteſtpartei glaubte in dem Klerus einen wirkſamen politiſchen Bundesgenoſſen zu finden, weil viele und hervorragende Mitglieder und Führer des Klerus als Franzoſenfreunde und Deutſchenhaſſer bekannt ſind. Daß der Klerus dieſe Bundesgenoſſenſchaft für ſeine eigenen Zwecke ausnutzen werde, und daß ſelbſt die franzöſiſch geſinnten Mitglieder des Klerus dieſe ihre Geſinnung höherem Wil-

len unterordnen würden, war von den Franzosenfreunden nicht erkannt, übrigens auch von der Gegenpartei nicht erwartet. Die Versuche der verbissenen Franzosenfreunde, die Thatsache der Anerkennung des Frankfurter Friedens seitens der klerikalen elsässischen Abgeordneten als einen Abfall derselben von dem ihnen gegebenen Mandate darzustellen, durch Polemik in den Zeitungen und wenig geglückte Adressen die öffentliche Meinung Deutschlands und des Auslandes, vorzugsweise Frankreichs über den wahren Sinn der geistlichen Candidaturen zu täuschen, diese Versuche sind gänzlich gescheitert. Getäuscht sind eben nur die Franzosenfreunde selbst, auf geschickteste Art von den Herren Ultramontanen getäuscht, welche die in den Städten noch immer herrschende Aufregung grade da, wo sie ihrer Erfolge am wenigsten sicher waren, für ihre Zwecke zu nutzen und auszubeuten verstanden. Abgesehen von den Städten war die Wahlagitation schon vor den Wahlen nicht sowohl politischer als religiöser Natur. Der Pfarrer trieb seine Gemeinde fast überall nicht mit politischen, sondern mit religiösen Beweggründen zur Wahlurne. Der Bauer, dem hier mehr als anderswo in Deutschland und trotz der Erregung der letzten Jahre politische Erwägungen fern liegen, glaubte eben nur für seinen angeblich bedrohten Glauben zu stimmen, wenn er dem Pfarrer oder dem Schutzbefohlenen des Pfarrers seine Stimme gab.

Ein selbständiges Handeln war der Bauer hier von jeher nicht gewohnt, vielmehr grade bei den politischen Wahlen schon seit langen Jahren maßgebender Leitung bedürftig. Diese Leitung hatten in napoleonischer Zeit und auch schon früher Regierung und Geistlichkeit gemeinsam in die Hand genommen. Besonderer Liebe hatte sich weder die Regierung noch der Klerus zu erfreuen, welche beide weit eher gefürchtet, als geliebt wurden. Ein Gegensatz zwischen beiden konnte in den letzten 25 Jahren kaum hervortreten und wird auch jetzt vielfach noch nicht so nachempfunden, wie das eigentlich der Fall sein müßte. Der Streit des Staats und der Kirche tritt grade im Elsaß noch nicht so in die äußere Erscheinung, wie dies im übrigen Deutschland gewöhnlich ist. Wenn trotzdem bei den letzten Wahlen der Klerus mit zum Theil sehr großen Majoritäten seine Candidaten hat siegen sehen, so liegt dies einmal darin, daß die Regierung noch immer der geschickten Mittelspersonen im Volke selbst entbehrt, welche durch ihren Lokaleinfluß den Willen der Regierung zur That werden lassen und denselben mit den kleinen Lokalinteressen in Verbindung zu setzen wissen, und sodann darin, daß die Regierung es unterlassen hat, so direkt und mit so kleinlichen Mitteln in den Wahlkampf zu treten, wie dieses seitens der französischen Regierung stets geschehen, daß sie vielmehr allem Anscheine nach sich darauf beschränkte, die noch ganz ungeregelte, selbst vielfach zerfahrene sogenannte elsässische Partei heimlich zu unterstützen. Endlich aber verdankt der Klerus seinen Sieg hauptsächlich der unübertroffenen Meisterschaft, mit welcher er verstanden hat, seine Herrschaft gerade in den letzten Jahren, seitdem er auf die unbedingte Unterstützung der Regierung nicht mehr hoffen kann, zu befestigen und zu erweitern. Grade deshalb, weil mit sicherer Voraussicht der große, weltbewegende Streit zwischen Staat und Kirche auch im Elsaß über kurz oder lang in hellen Flammen entbrennen wird, und weil die geistige Strategie allerorten und zu allen Zeiten überraschende Aehnlichkeit zeigt, erscheint es nicht ohne Interesse, diese Arbeit des Klerus etwas näher darzulegen.

Man würde nun sehr irren, wenn man glaubte, daß der Klerus öffentlich und direkt gegen die Regierung aufträte. Oeffentliche Agitationen werden vielmehr mit Sorgfalt vermieden. Die höhere Geistlichkeit zeigt sich sogar im Verkehr mit der Reichsbehörde oft überraschend zugänglich und ist augenscheinlich bemüht, den Schein der Harmlosigkeit zu erwecken. Die katholische Presse ist verhältnißmäßig gemäßigt und unbedeutend; sogar die Zahl der klerikalen Blätter ist verringert, gewiß nicht aus Furcht vor der sogenannten Dictatur, welche nach einstimmigem Urtheile grade in Preßsachen sich bisjetzt liberal gezeigt hat. Je weniger aber öffentliche Agitation getrieben wird, desto mehr wird unter der Hand gewirkt. Der Sakristan, die Pfarrersköchin und deren Freundinnen sind mehr als je thätig, über die schlechten Zeiten zu klagen, Religion und Kirche als durch die deutschen Ketzer in größte Gefahr gebracht darzustellen, schlechte Ernte, Hagelschlag, Ueberschwemmung oder welche sonstige Leiden lokal auftreten, als eine Heimsuchung des strafenden Gottesgerichtes darzustellen und dergleichen mehr. Tractätchen aller Art, Erzählungen fremder Wunder mehr als die bei dem nicht sehr phantasiereichen Sinne der Bevölkerung nicht sicheren Wundererscheinungen in nächster Nähe, von denen höchstens nur als von einem geheimnißvollen Dunkel die Rede ist, werden in großen Massen verbreitet und immer und immer wieder verkündet der Pfarrer privatim und öffentlich von der Kanzel, daß dem Verderb von Haus und Hof, dem Untergange der Familie und der Kirche nur durch stetes Gebet, durch geistliche Uebungen, durch den Eintritt endlich in bestimmte Vereine und Betgenossenschaften vorzubeugen sei, und bald ist dann der Zweck erreicht und die große Mehrzahl der Gläubigen steht in einem festorganisirten Vereine unter direkter Leitung des Pfarrers. In und auf diesem Vereinswesen beruht die geistliche Herrschaft. Es möge deshalb gestattet sein, einzelne derselben, soweit solche hier erkennbar geworden, etwas näher zu betrachten.

Zunächst hat der im Winter 1872/73 gegründete Verein „zur Wahrung der katholischen Interessen" erhöhte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Derselbe hatte indeß eine so durchsichtige politische Tendenz, daß er sehr bald von der Regierung unterdrückt wurde, welche Ehre bis jetzt meines Wissens andern Vereinen nicht zu Theil geworden ist. Der Klerus sollte nach der Aeußerung eines der geistlichen Leiter sich selbst an demselben nicht activ betheiligen, dagegen die nicht hervortretende, bewegende Kraft sein — wie das Rad an der Uhr, das die Zeiger bewegt, ohne daß man es sieht. — In jedem Canton sollte der Verein lediglich von Laien gebildet werden, zunächst Schulfragen und ähnliche behandeln und demnächst ausgesprochener Maßen für Wahlen die Herrschaft sichern. Wie schon erwähnt, kam dieser Verein sehr bald mit der weltlichen Behörde in Conflict und wurde auf Grund des französischen Vereinsgesetzes, welches die Existenz aller Vereine von staatlicher Genehmigung abhängig macht, unterdrückt. Seitdem wird denn auch der politische Charakter oder die politische Tendenz derartiger Vereine thunlichst versteckt, und nur hie und da gelingt es, mit einiger Sicherheit hinter die Coulissen zu schauen.

So war es besonders auffällig, daß die Adresse gegen die Eingangs erwähnte Erklärung des Bischofs Räß an allen Orten ausschließlich von den bekannten Mitgliedern der „Gesellschaft zum heiligen Vincenz de Paula"

coxportirt wurde. Diese genannte Gesellschaft erstreckt sich über das ganze Land, bezweckt ostensibel Armenunterstützung und leistet auch darin nicht Unerhebliches. An den bedeutenderen Orten sind Männer und Frauen in getrennte Congregationen geschieden. An den hervorragenden Kirchen existiren daneben noch besondere Congregationen zur Verherrlichung des Patronus.

Wiederum über das ganze Land verbreitet und sehr zahlreich ist die „Erzbruderschaft des heiligen Herzens Jesu," welche zur Zeit hauptsächlich in Frankreich von sich reden macht, aber für die ganze Welt vom Papste bestätigt und in mehr als 4000 einzelnen Bruderschaften organisirt ist, und damit zusammenhängend „das Apostolat des Gebetes", von Jesuiten gegründet und auf deren Antrag mit der vorgenannten Erzbruderschaft vereinigt. Letztere wurde dadurch wesentlich jesuitischem Einflusse zugänglich gemacht, wie denn auch als besondrer Vortheil der Genossenschaft die Gemeinschaft des Gebetes und der guten Werke mit den Jesuiten hervorgehoben wird. Da zur Erlangung vollkommenen Ablasses der Besuch einer Bruderschaftskirche oder aber die Ausführung eines vom Beichtvater auferlegten guten Werkes nöthig ist, und da Bruderschaftskirchen schwer zu erreichen sind, so ist damit die absolute Herrschaft der Geistlichen auch in den Werken z. B. Wahlen gesichert. Die Verzeichnisse der Mitglieder werden alljährlich nach Rom gesandt, so daß auch dort über die Größe der streitbaren Macht in jedem Bezirke jederzeit sicherer Nachweis vorliegt.

Einige neuere und kleinere Brüderschaften, so die „Herz-Mariä Bruderschaft" und die „Ehrenwache des göttlichen Herzens", letztere in Frankreich gegründet und durch goldschimmerndes Diplom in französischer Sprache besonders anziehend, sind wesentlich nur Spielarten derselben Species. Die „Erzbruderschaft der Communion zur Abbitte in Vereinigung mit Maria" ist ausdrücklich als Erzbruderschaft des Bisthums Straßburg constituirt, steht unter directer Leitung des Bisthums und umfaßt mehr als 50000 Mitglieder.

Unter den übrigen marianischen Genossenschaften sind zu nennen: Die „Erzbruderschaft des allerheiligsten Rosenkranzes", deren Angehörige die Erhöhung der Kirche und die Ausrottung der Ketzereien zum zeitlichen sowohl als ewigen Heil erbeten wollen; die verschiedenen „Marianischen Bunde", meist in kleineren, durch Beruf oder sonst zusammenhängenden Kreisen gebildet und unter Leitung specieller Vorsteher, die „Bruderschaften der Kinder Mariä", ebenfalls nur kleinere, einzelne Genossenschaften ohne erkennbaren äußeren Zusammenhang, fast alle aber der Erzbruderschaft des Rosenkranzes oder der jesuitischen „Erzbruderschaft zur Verkündigung Mariä" in Rom unterstehend und vielfach die Verpflichtung zu Geldbeiträgen und gar zu Schenkungen auf den Todesfall den Mitgliedern auferlegend. Zu den marianischen Genossenschaften gehören auch die Mitglieder des „heldenmüthigen Liebesactes" zur Befreiung armer Seelen aus dem Fegefeuer, vom zeitigen Papste neu organisirt und bestätigt.

Weniger bedeutend erscheinen die Bruderschaften „zum guten Hirten" und „zum Gürtel des heiligen Joseph" und andere mehr, wie denn überhaupt hier nur solche Genossenschaften genannt sind, welche seit etwa Jahresfrist als im Elsaß verbreitet bekannt geworden sind, während es nicht zweifelhaft

ist, daß deren noch eine große Anzahl existirt, deren Wirken bis jetzt nicht ans Tageslicht getreten ist.

Welch großen Einfluß der über so zahlreiche und theilweise so geschickt organisirte Genossenschaften und über so große Menschenmassen mehr oder minder absolut gebietende Klerus auszuüben vermag, wird aber schon aus dem Vorstehenden zur Genüge erhellen und die Thatsachen zeugen davon, daß der Klerus diesen Einfluß auch zu üben versteht und wenigstens bis jetzt durch denselben die Herrschaft errungen und erhalten hat. Nicht minder aber wird auch daraus die Lehre zu ziehen sein, daß nur durch einträchtiges Wirken aller nicht klerikalen Elemente ohne Unterschied der Parteischattirung der ultramontanen und hier im Elsaß nach Süd und West ultramontanen Herrschaft Widerstand zu leisten ist und daß es nur durch genaue und bis in die kleinsten Orte sich erstreckende Vereins-Organisation möglich sein wird, demnächst als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. Leider scheint die sogen. elsassische Partei, welche berufen ist, den Kern der antiultramontanen Streitmacht zu bilden, im Lande noch selbst so haltlos, daß vorerst noch das schöne Land als eine Domäne des Ultramontanismus zu betrachten ist. — s. —

Berliner Wochenschau: Der Compromiß in der Militärfrage; Kunst. — Gleichzeitig mit der Wiedereröffnung des Reichstages ist auch die langersehnte, überall in Deutschland laut und kräftig verlangte Einigung in der Militärfrage erfolgt. Das Schicksal des Gesetzes ward gesichert, noch ehe die Discussion im Parlament begann, und als sie eröffnet wurde, hatte die Nation bereits ihren Willen manifestirt und durch ihre offene und freudige Zustimmung die Bedeutung des legislatorischen Aktes überholt. Wie hat es geschehen können, daß die Volksströmung einen so entscheidenden Einfluß auf die Lösung der Frage gewann und den Spruch der Reichsvertretung gleichsam zu einer nachträglichen Sanction des Nationalwillens herabdrückte? Wohl war es das allgemein erwachte Bewußtsein der großen Gefahr, die der Sicherheit und Existenz des Vaterlandes drohte. Aber war es die Stärke und Zahl der Gegner allein, welche dieses Bewußtsein in das Leben rief? Allerdings konnte es auch dem schlichten Mann, der dem Getriebe der Tagespolitik sonst fern bleibt, recht wohl bekannt sein, daß die absoluten Gegner einer auf annehmbarer gesetzlicher Grundlage sicher zu stellenden deutschen Heeresmacht im Reichstage noch in den letzten Tagen nicht weniger als 180 betrugen, daß also nur 16 Stimmen aus dem reichstreuen Lager zu ihnen zu stoßen brauchten, um jeden Ausgleich unmöglich zu machen. Allerdings wußte auch Jedermann, daß die Krankheit des leitenden und allein verantwortlichen Staatsmannes den nothwendigen Verkehr mit den Führern der Partei so sehr erschwerte, daß die vorhandenen Gegensätze nur zu leicht eine verhängnißvolle Zuspitzung erfahren mußten. Aber dies allein erklärt doch mit nichten die directe und so energische Theilnahme der Wählerschaften an den Geschäften der von ihnen erkorenen Vertreter. Man hat von imperativen Mandaten gesprochen und damit die elementare Bewegung, die sich allerorten in Deutschland kundgab, als ungesetzlich und übergreifend verurtheilen wollen. Aber ich denke, so lange das Recht der freien Meinungsäußerung in politischen Dingen zu den Grundrechten des deutschen

Volkes gezählt wird, so lange steht es auch jedem deutschen Wahlmanne zu, auszusprechen, in welchem Sinne und zu welchem Zwecke er seinen Vertreter gewählt hat, zumal wenn es sich um die höchsten Interessen des Gemeinwohls handelt. Schlimm genug, daß es dessen bedurfte. Nicht daß ich den Patriotismus der reichstreuen Majorität verdächtigen wollte. Wem wäre das schon zu Sinne gekommen. Aber an der rechtzeitigen und energischen Bethätigung dieser reichstreuen Gesinnung hat es diesmal allerdings gefehlt, weil veraltete Parteiorganisationen die Rücksicht auf veraltete Parteimaximen erheischten und das neue deutsche Reich in seinem Parlamente noch nicht die große, wahrhaft politische Reichspartei besitzt, welche die natürliche Voraussetzung seiner Fortbildung ist. Dieses Gefühl, meine ich, hat jene Volksbewegung wachgerufen, dieses Gefühl hat sich seit wenigen Tagen auch in voller Stärke unserer parlamentarischen Kreise bemächtigt und wird voraussichtlich auch binnen kurzem zu einer dringend nothwendigen und überaus heilsamen Umgestaltung unserer Parteiverhältnisse führen.

Dieser Anstoß zum Umschwung und zur Klärung der Meinungen ist das werthvollste Ergebniß des in der Militärfrage erreichten Einverständnisses, ganz abgesehen von der Beseitigung des vielfach gefürchteten Militärconfliktes, an dessen Möglichkeit wir niemals recht zu glauben vermochten. Eine Reichspartei thut noth, eine mit der Reichsregierung aus freier Ueberzeugung und auf Grund gegenseitiger Uebereinstimmung in Zwecken und Zielen Hand in Hand gehende Majorität der Volksvertretung. Eine solche Partei gleich von vorneherein mit dem Odium einer schlechtweg gouvernementalen Partei zu belasten, wie schon geschehen, ist absolut sinnlos, da ministerielle Parteien dem deutschen Verfassungsleben eben so fremd sind als Parteiministerien. Und was scheint selbstverständlicher und natürlicher als daß das deutsche Volk, das mit der Politik der Reichsregierung im allgemeinen durchgehends einverstanden ist, für die Errichtung einer Partei Sorge trage, welche die volle Solidarität und die ganze im Interesse des Volkes selbst wünschenswerthe Mitwirkung der Nation in die politische Wagschale zu werfen im Stande ist? Was ist es anderes als ein Zeichen einer veralteten Parteibildung, wenn die Freiconservativen und Konservativen den von den Nationalliberalen abgeschlossenen Militärcompromißantrag zwar nicht unterstützen, wohl aber dafür stimmen, und wenn einige Mitglieder der Fortschrittspartei sich diesem Antrage anschließen und deßwegen aus ihrem bisherigen Parteiverbande ausgestoßen werden oder wenigstens aus demselben selbst auszuscheiden für gerathen finden? Hier wie dort sind es veraltete Anschauungen und vergangene künstlich rege gehaltene Interessen, welche die volle Mitwirkung zu den Zielen der Gegenwart beeinträchtigen. Man werfe diese Fesseln ab, und die Reichspartei wird in die Erscheinung treten und sich thatsächlich bei jeder künftigen Abstimmung manifestiren, auch wenn vorläufig das veraltete Parteischema noch ein kurzes Scheinleben fristen sollte. Lange wird es keinesfalles mehr bestehen, und wenn auch von den 8 aus der Fortschrittspartei geschiedenen Abgeordneten nur 2 oder 3 sich der nationalliberalen Partei anschließen und die anderen vor der Hand Wilde bleiben, so kann es doch nicht fehlen, daß die täglich sich vereinfachenden und verschärfenden Parteigegensätze für und wider das Reich alle Freunde desselben von rechts und links zu den Nationalliberalen treiben und sie zu der

Partei herausbilden helfen, deren das Reich dem Stande seiner Entwickelung nach bedarf. Das Kirchendienergesetz wird uns die Probe auf dieses Exempel liefern. Fürst Bismarck hat erklärt, daß es auf die Länge der Zeit nicht möglich sei, mit einem Parlamente zu regieren, in dem die Entscheidung über die wichtigsten Staatsfragen den unberechenbaren Chancen willkürlicher, nach einer untergeordneten Parteitaktik veranstalteter Abstimmungen preisgegeben sei. Mag man im einzelnen über diesen Ausspruch denken, wie man will, so viel ist klar, daß ein Parlament an seinem Theile sich nur regierungsfähig erweist, wenn es eine constante Regierungspraxis zu handhaben versteht. Eine solche läßt sich aber nur auf Grund großer, allgemein gültiger, niemals aber vermöge kleinlicher, dem lokalen Parteileben entlehnter Gesichtspunkte in das Leben führen.

Indem wir nun unserer Reichsregierung die feste Stütze einer solchen Partei wünschen, setzen wir freilich voraus, daß sie in wichtigen Fragen auch ihrerseits eine Verständigung mit der Anschauung der reichstreuen Mehrheit suchen, daß sie in bedenklichen Fällen mit der nämlichen Einsicht zu Compromissen bereit sein werde, die sie soeben bewiesen und die man nach ihren früheren Aeußerungen kaum mehr erwartet hätte. Ueberhaupt muß man beiden an dem Compromisse betheiligten Faktoren, der Regierung wie der nationalen Partei, volles Lob zollen, wie denn auch beide sich die getroffene Auskunft zum Gewinne rechnen dürfen. Die siebenjährige Bewilligung ist doch nicht bloß eine Vertagung des Entscheides aus Verlegenheit, wie etwa die Befristung der Marschallsherrschaft jenseits der Vogesen, die in der That nur einen siebenjährigen Krieg der Intriguen bedeutet. Vielmehr wird bei uns nach Ablauf der Bewilligungsfrist die tüchtige und umfassende Ordnung unserer Wehrkraft consolidirt dastehen, so daß alsdann die Nachfolger unserer nationalen Abgeordneten nicht daran denken können, die vollzogenen Gründungen wieder aufzuheben. Andererseits aber wird dann vermuthlich bei den Erben der heutigen Regierung die annoch mangelnde Neigung vorhanden sein, die so sehnlichst begehrten liberalen Zugeständnisse in Bezug auf die bürgerliche Stellung des Heeres, wir meinen Aufhebung des Sondergerichtsstandes, Heranziehung der höheren Officiere zu den Communallasten u. drgl. m., als Gegengabe in die Wagschale zu legen. Sind es doch diese Fragen allein, die im Grunde die Fortexistenz einer Mißstimmung gegenüber den an sich so wohl gerechtfertigten Anforderungen der Heeresverwaltung begreiflich machen. —

Während in der Leipziger Straße das Militärgesetz in den letzten Tagen starke Colonnen erwartungsvoller Zuhörer auf die Tribüne lockte, strömten andere, nicht minder dicht gedrängte Schaaren zum Academiegebäude, um das Denkmal deutscher Wehrkraft zu schauen, das der Maler Werner für den Sockel unserer Siegessäule entworfen hat. Der Carton des Frieses, der in Glasmosaik ausgeführt werden soll, stellt in allegorischer Weise die Geschichte und Bedeutung des französischen Krieges dar. Man verzeihe mir die technische Meinung, wenn ich von vornherein unumwunden erkläre, daß mir, abgesehen von allen Schönheiten im einzelnen, das Ganze nicht gefallen hat, weil es mir nicht so verständlich und nicht so ergreifend erschien, wie es die Einfachheit und die Großartigkeit des Motives verlangt. Allegorische Darstellungen haben stets etwas mißliches, wenn sie sich an den Gemeinver-

stand des Volkes wenden müssen. Hier aber sind die Schwierigkeiten noch durch ganz unnütze Gelehrsamkeit und phantastische Willkür vermehrt. Gleich am Anfange der Composition wird der Beschauer durch solche Subtilitäten irre geführt. Dort erblickt man, wie das friedliche Deutschland durch die gallische Kriegsfurie aus seiner Ruhe gerissen wird. Der Landmann, der Fischer flieht, die Germania greift zum Schwerte, Barbarossa's sagenhafte Gestalt erscheint, alles richtet sich gegen die gespenstigen Erscheinungen der französischen Bedränger, welche in unheimlicher Beleuchtung im Geleit des Todes und der Dämonen des Krieges aus dem Hintergrunde des Bildes heranstürmen. Allen voran glaubt man den Schemen Napoleons des ersten zu erkennen, bis uns der Katalog belehrt, daß hier Emil de Girardin gemeint sei, den wir alle längst vergessen und gar nicht der Verewigung werth gehalten haben. Der gelungenen Verbindung der modernen Uniform und des sagenhaften Costümes an ein und derselben Gestalt wird man seine Bewunderung nicht versagen dürfen, so weit hier Phantasie, Geschmack und allgemeine malerische Gesichtspunkte in Frage kommen. Ob aber die Generale v. Hartmann und v. d. Tann im blauen Waffenhemd und im Schuppen- oder Plattenpanzer ohne die Erläuterungen des Kataloges sofort von Jedermann als baierische Bundesbrüder werden erkannt werden, möchte ich billig bezweifeln. Auch das ritterliche Costüm des Kronprinzen erinnert mehr an Lohengrin als an den Sieger von Wörth. Ohne Zweifel gereicht es dem Künstler zur großen Ehre, die Schwierigkeiten, die ihm die Steifheit der modernen militärischen Tracht hindernd in den Weg legte, durch eine freie Behandlung derselben beseitigt zu haben. Daß aber die öffentliche Meinung zu allen Zeiten geneigt sein wird, dieses Lob auszusprechen, ohne sich über den durch diese Behandlung verursachten Mangel an Verständlichkeit zu beschweren, ist kaum anzunehmen. Sehr empfindlich wird man ferner durch den fast überall fühlbaren Mangel an perspectivischer Gestaltung berührt. Dieses Uebel scheint mir durch die vorne und hinten, oben und unten stets in gleicher Stärke angewandten tiefen Farbentöne verursacht zu sein. Die Figuren scheinen durchgehends in einer Fläche zu stehen und präsentiren sich in Folge dessen genau betrachtet in ganz unmöglichen Positionen. Endlich habe ich des ergreifenden und erhebenden Eindruckes bei dem Beschauen des Ganzen durchaus entbehren müssen. Die einfachen Scenen der Mobilmachung, wie sie auf dem Siemeringschen Fries dargestellt waren, konnten zu Thränen rühren und zur höchsten Begeisterung fortreißen. Ich vergesse nie den Jäger, in dessen Arm sich dort das Mädchen barg, das Körbchen am Arm, das Köpfchen mit den dicken Zöpfen halb versteckt im stummen unsäglichen Schmerz der Trennung. Unter den Werner'schen Gestalten, die von den Werken des Friedens zu denen des Krieges schreiten, habe ich Aehnliches nicht bemerkt, und bei ihnen nichts derart empfunden. Sie lassen kalt, wie auch die Errichtung des deutschen Reiches nur wirkt als eine großartige Entfaltung von Macht und Pomp.

Wer in dieser Woche noch des Abends die Lust empfand zur Entgegennahme künstlerischer Genüsse, der pflegte vielfach den Weg zu dem entlegenen Residenztheater einzuschlagen, wo Frau v. Rackowitz als Marquise de Maupas in Ponsard's lion amoureux bedeutende Proben ihres dramatischen Talentes alltäglich ablegte. Ich schrieb Ihnen schon kürzlich, ich hätte von diesen

Erfolgen gehört, und überzeugte mich kürzlich von der Wahrheit dieser Kunde. Freilich die Mängel der Künstlerin sind augenfällig, und zum Theil solche, wie sie sich schlechterdings niemals überwinden lassen. Schon das Organ ist rauh und unsympathisch, man glaubt bei dem Eintritt in die Loge sich nicht lange demselben aussetzen zu können. Sodann zeugt das Spiel von äußerstem Naturalismus; künstlerische Routine fehlt eben so sehr wie künstlerische Beherrschung der Rolle. Aber dieser Naturalismus ist so übel nicht, denn er bewegt sich durchgehends in den besten gesellschaftlichen Formen, die der Künstlerin in einer Vollendung zu Gebote stehen, die man meist auf der Bühne vermißt, und er versteht es in Scenen leidenschaftlicher Erregung zu Tönen zu greifen, deren Klang man in dieser Treue und Ueberzeugungskraft sonst nicht zu hören gewohnt ist. Beide Vorzüge kommen der Frau v. Rackowitz in der Rolle der Marquise ganz vorzüglich zu Statten, in der sie als Dame von Welt die Leidenschaft eines ebenfalls leidenschaftlich Verliebten anfacht und erwiedert. Die Erscheinung der Künstlerin an sich erregt außerdem sicherlich das größte Interesse. Das Publikum liebt sie den Frauengestalten auf den Makartschen Bildern an die Seite zu setzen. Doch trifft der Vergleich kaum zu, und ist wohl nur angestellt worden, weil das öffentliche Urtheil grade nichts Anderes zur Hand hatte, um das zu bezeichnen, was ihm vorschwebte. Ich meinte vielmehr, als ich die Marquise im dritten Acte des Stückes in antikem Costüm auftreten sah, eine der vornehmen Damen des alten Roms vor mir zu haben. Das Haar in röthlichem Glanze, die vollendeten Formen des Nackens und der Arme völlig gleichgültig preisgegeben, der Blick irrend zwischen totaler Blasirtheit und selbstvergessender Leidenschaft, so sieht man sie auf Pilotys Bildern, und so glaubte man deren eine auch hier zu finden. Das Stück selbst entbehrt eigentlich des tieferen dramatischen Interesses. Es spielt während der Conventszeit der großen Revolution. Die Marquise, deren Vater und Schwager der Rache des Conventes zu verfallen drohen, sucht deren Schicksal durch die leidenschaftliche Liebe, die sie in dem Conventsmitgliede Humbert für sich zu entzünden versucht und auch wirklich entfacht, abzuwenden. Es gelingt ihr den verliebten Löwen zeitweise in das royalistische Lager hinüberzuziehen. Der Conflict Humberts zwischen seiner Liebe und seiner politischen Ueberzeugung ist dann das eigentliche Thema der dramatischen Verwickelung, welche übrigens in sehr äußerlicher Weise schließlich durch die edelmüthige Intervention des Generals Hoche gelöst wird, welche Humbert den Besitz der Marquise sichert, und ihm die Erfüllung ihrer Wünsche ohne Verrath an seiner republicanischen Treue ermöglicht. Die Rolle des jungen Jacobiners wurde von einem Herrn Reinau recht kraftvoll und erfolgreich durchgeführt. Seinem Mitspieler bleibt freilich viel zu wünschen übrig. Sehr spaßhaft verunglückte die Darstellung des Generals Bonaparte. Der betreffende Schauspieler, der sich in der Rolle eines alten Juden in dem jüngst auf derselben Bühne mit vielem Erfolg gegebenen Drama „Heinrich Heine" vielfache Lorbeeren erworben hatte, glaubte jene semitischen Eigenartigkeiten auch auf den jungen Napoleon übertragen zu müssen. Da es sich indeß herausstellte, daß diese Alluren zu dem corsischen Naturell des werdenden Imperators in einem unerträglichen Gegensatz standen, so war die Wirkung lediglich erheiternder Natur, und behielt nur einen gewissen Werth als ein immerhin beachtens-

werthes Resultat der mißglückten Lösung eines interessanten ethnologischen Problems. —

Wilhelm Kaulbach.

So ist denn das letzte Glied des kunstreichen Ringes, der Altmünchen schmückte, gebrochen, der letzte große Meister aus der Periode unserer Kunst, welche wir die classische zu nennen lieben, welche aber in Wahrheit aus romantischen Wurzeln emporstieg, heimgegangen. Mehr noch als in der Heimat galt Wilhelm Kaulbach bei den Franzosen und Engländern neben Cornelius als der Hauptvertreter der eigenthümlichen deutschen Kunstweise und wenn sie, sei es im Lobe, sei es im Tadel, dieselbe schilderten, den Gedankenreichthum, den idealen Schwung, die Kühnheit der Conception priesen oder über den Mangel an malerischem Sinne die Achseln zuckten, so entlehnten sie stets die Züge zu dem Bilde nur von Kaulbach und Cornelius. Diese beiden Männer erschienen ihnen als die reinste Verkörperung deutscher Kunstkraft, als der wahre Typus unserer Phantasie, überdies einander so enge verwandt, daß zur Erläuterung des Wesens und Zieles moderner deutscher Kunst beliebig die Werke des einen oder des anderen Meisters herangezogen werden. Die Behauptung, welche in deutschen Kreisen vielfach vernommen wird, daß zwischen der Kunstrichtung Kaulbachs und jener seines Lehrers ein großer Unterschied walte, stößt bei den anderen Völkern auf geringen Glauben und der Widerspruch, der von der deutschen Kritik gegen so manche seiner Werke erhoben wurde, findet dort keine Beachtung. Es wäre unziemlich, am frischen Grabe alte Streitpunkte anzuregen, wie es vermessen wäre, jetzt schon den absoluten Werth der Werke Kaulbachs und seine feste Stelle in der Kunstgeschichte bestimmen zu wollen. Wer bürgt dafür, daß das kommende Jahrhundert unser Urtheil über die gegenwärtige Kunst bestätigen wird? Ist unsere künstlerische Bildung in aufsteigender Linie begriffen? Wir hoffen es, so lange aber die schwere Culturkrisis, welche wir gerade jetzt durchmachen, nicht glücklich überwunden ist, entbehren wir der Sicherheit. Ganz anders lautet das Urtheil über eine Kunstweise, je nachdem Aufschwung oder Niedergang ihr folgt, ganz verschieden wird z. B. die Schätzung der virtuosen Technik in der Malerei ausfallen, wenn diese nur noch die letzte Stufe zur formellen Vollendung bildet, als wenn sich in derselben bereits die Uebersättigung der Phantasie ankündigt. Wir wollen demnach den Rechten der Zukunft nicht vorgreifen und uns begnügen, zur Erinnerung an den ruhmbedeckten, in der Vollkraft des Schaffens verstorbenen Meister kurz hervorzuheben, was er uns war und wie er sich zu seinen Zeitgenossen stellte.

Zum Verständniß der Wirksamkeit Kaulbachs bahnt vielleicht den kürzesten Weg der Hinweis, wo seine Gegner, wo seine Freunde standen. Die Gegner traf man vorzugsweise im Kreise der Fachgenossen, dagegen brachte ihm die Laienwelt fast ohne Ausnahme begeisterte Verehrung entgegen. Man müßte lange suchen, um einen Künstler zu finden, der sich in gleichem Maße der reichsten Popularität erfreute, wie Kaulbach. Und doch hat er den Genuß seiner Werke dem Beschauer keineswegs leicht gemacht. Gerade die beliebtesten Schöpfungen entbehren der Farbe, welche sich schmeichelnd an das Herz legt und mit ihrem Zauber den Sinn verstrickt, und auch der Inhalt, den Kaul-

bach schildert, muthet meistens dem Betrachtenden eine größere geistige Anstrengung zu, als er Kunstwerken gegenüber gewöhnlich bereit hält. Wenn Kaulbach namentlich die Kreise der Gebildeten fesselte, so daß man wohl sagen darf, durch ihn sei ihr Interesse an den Werken der Kunst besonders geweckt worden, so erklärt sich dieses aus der Stellung, welche der Künstler zu dem modernen Culturideale einnahm. Während sonst die Flucht aus der Gegenwart als der rechte Weg galt, um den idealen Sinn zu retten, und die Künstler mit den Musterformen der Vergangenheit zugleich auch die alte Gedankenwelt in ihre Phantasie aufnahmen, stand Kaulbach fest auf dem Boden des gegenwärtigen Lebens und verklärte und verherrlichte in seinen Werken die Ideale moderner Bildung. Von allem was wir lieben und achten, was wir als Wahrheit durch emsige Forschung errungen haben, entdecken wir den Wiederschein in Kaulbach's Bildern. Die Gegenwart ist aber eine Zeit des Kampfes, auf die Vertheidigung heiliger Interessen angewiesen, zum Angriff auf giftige Feinde verpflichtet. Auch an diesem Kampfe nimmt Kaulbach als treuer Sohn seiner Zeit Theil; wie der Liebe, ist er auch dem Hasse zugänglich und bereit, die Gegner durch alle Mittel, welche die Kunst darbietet, zurückzuschlagen. In seiner Phantasie verwandelt sich naturgemäß das Gehäßte in das Häßliche; er ist reich in dem Ausdrucke des Häßlichen, er streift zuweilen bis an Zerrgestalten an, welche ihre Berechtigung in der inneren Verderbtheit der darzustellenden Personen finden und läßt den satirischen Ton häufiger anklingen, als es sonst in monumentalen Werken gebräuchlich ist. Um moderne Kulturgedanken zur Geltung zu bringen, bedarf es für Kaulbach keineswegs Schilderungen aus dem gegenwärtigen Leben. Gerade in der Weise, wie er die Scenen der Vorzeit auffaßt und behandelt, zeigt sich seine Sättigung mit dem Bildungsstoffe unseres Jahrhunderts. Das überlieferte Ereigniß sieht er oft nur als den mythischen Hintergrund an, in welchen er Motive, unserem sittlichen Glauben, unserer wissenschaftlichen Ueberzeugung, unserer Weise die Dinge zu schauen entlehnt, mit frohem Behagen hineinarbeitet. Am lehrreichsten ist vielleicht in dieser Beziehung die Composition des Thurmbaues zu Babel und der Reformation. Was die Sage verhüllt und umschreibt, das schält Kaulbach's Hand in Uebereinstimmung mit der wissenschaftlichen Forschung als historischen Kern heraus; er führt dem Auge die Urgeschichte der Menschheit, die Wanderung der Racen vor und legt auf die Schilderung des physiognomischen und psychologischen Charakters der Urstämme, wie wir ihn auffassen und für wahr halten, den Hauptnachdruck. Auch im Reformationsbilde kann man die Umdeutung der unmittelbaren Thatsachen im Sinne unserer Bildung beobachten. Manches im Bilde mag dem Künstler durch äußere Einflüsse aufgezwungen worden sein — es ist ja bekannt, daß es große Mühe kostete, dem Reformationsbilde überhaupt einen Platz unter den weltgeschichtlichen Darstellungen im neuen Museum zu Berlin (!) zu erringen — Eigenthum der Kaulbach'schen Phantasie bleibt doch, wie er das isolirte kirchliche Ereigniß verkettet mit der Neubildung der Menschheit im 16. Jahrhundert, wie er die Rettung des religiösen Gewissens mit dem Freiwerden des Naturssinnes, mit dem Beginne der Naturerkenntniß, mit der stolzen Kunst der Renaissance in Zusammenhang bringt. Wieder entdecken wir die Wurzeln unserer Kulturanschauung in dem Werke lebendig und erblicken den Wiederschein der

Grundsätze, welche dem geistigen Leben der Gegenwart Halt und Kraft verleihen. Und vollends der Fries, welcher in spielender Weise die Wandlungen der Geschichte und die Entwickelung der Menschheit erzählt, zeigt in jedem Motiv moderne Färbung und ist geradezu ohne genaue Kenntniß der Resultate moderner historischer Kritik unverständlich. Ja es scheint sogar der kritische Zug, der unsere Wissenschaft auszeichnet, ein fester Bestandtheil der Kaulbach'schen Phantasie geworden zu sein. Kein Wunder, daß seine Schöpfungen den Zeitgenossen reichen Beifall entlockten und keine Bedenken, welche gegen die Formsprache Kaulbach's, gegen die öftere Wiederholung einer und derselben Gruppirungsmethode (Ringcomposition) da und dort laut wurden, die freudige Empfindung abschwächen konnten, daß ein Künstler die sonst so arg verpönte, als unfruchtbar gescholtene moderne Kultur zu Ehren gebracht, zum Ausgangspunkte seines künstlerischen Wirkens gewählt hatte.

Gern möchten wir über den persönlichen Bildungsgang eines Künstlers, der so kühn und selbständig auftrat, bei dem keine Spur romantischen Wesens nachgewiesen werden kann, näheres erfahren. Seine innere Entwickelung muß ungewöhnlicher Art gewesen sein, man möchte glauben, herbe Erfahrungen hätten daran mitgearbeitet, einen gewissen kaustischen Zug in seinem Charakter stehend zu machen. Der Schilderung harmloser Fröhlichkeit, naiver Anmuth blieb er stets unzugänglich. Sache des künftigen Biographen wird es sein, uns darüber aufzuklären und die dürftige Kunde, die wir bis jetzt über die frühen Lebensschicksale Kaulbach's besitzen, zu ergänzen. Wenn eine Bonner Lokaltradition im Rechte ist, und einzelne Schalkheiten in dem Arabeskenrahmen, welcher die (übrigens schauderhaften) Fresken der Universitätsaula umspannt, von Kaulbach herrühren, so hätte er gleich am Beginne seiner Laufbahn schon über eine Hauptrichtung seiner späteren Kunstweise verfügt. Doch währte es lange Zeit, ehe sich Kaulbach die volle Selbständigkeit eroberte. Wir treffen ihn siebenzehnjährig (er wurde 1805 in Arolsen geboren) im Kreise der Schüler, welcher sich in Düsseldorf um Cornelius zu sammeln begann. Mit dem Meister übersiedelte er nach München. Der Antheil, den er an verschiedenen Collectivarbeiten der Schule nahm, war nicht unbeträchtlich, ohne daß sich seine Individualität in denselben hätte ausprägen können. Er hatte das dreißigste Jahr bereits überschritten, als er sein erstes, wirklich selbständiges, großes Werk schuf, das ihn aber sofort in die erste Reihe der deutschen Künstler stellte. Einer zufälligen Erzählung Kleuze's dankte er die Kenntniß der furchtbaren Sage, wie, nachdem Hunnen und Römer drei Tage lang vor den Thoren Roms gestritten, bis auch der letzte Kämpfer gefallen, die Leichen der Erschlagenen nächtlicher Weile sich erheben und in die Lüfte emporsteigen, um hier die Schlacht fortzusetzen. Hier zuerst stieß er auf ein seiner Natur wahlverwandtes Thema, in welchem sich seine reiche Erfindungsgabe frei entfalten konnte. Es ist bekannt, daß die Hunnenschlacht in den Besitz der Grafen Raczynski überging und daß der Besitzer es war, welcher die Ausführung des Bildes in voller Farbe hinderte, mit der bloß braun getuschten Zeichnung sich begnügte. Raczynski hat dadurch dem Künstler den größten Dienst geleistet. Denn nur diese schattenhafte Ausführung entsprach der Stimmung des Bildes, gab das Traumhafte, Schauerliche unübertrefflich wieder. Man vergleiche den Carton der Hunnenschlacht mit der farbigen Darstel-

lung im Berliner neuen Museum und man wird an dem entschieden mächtigeren Eindruck des ersteren nicht zweifeln. Ein Jahrzehent später (1846) feierte Kaulbach einen neuen Sieg. Es waren bedenkliche Zeiten über die deutsche Kunst gekommen. Cornelius' Abgang von München ließ für die Zukunft der Schule fürchten, der Meister selbst hatte sich in Berlin nicht recht eingebürgert und schien hier zu erlahmen — von seiner zweiten Jugend im hohen Greisenalter ahnten wir noch nichts — der Triumphzug der bekannten belgischen Bilder von Gallait und Biefve von einer deutschen Stadt zur anderen wirkte entmuthigend. Wir können doch nicht malen, hieß es ganz allgemein, und thäten am besten, unsere jungen Künstler nach Antwerpen in die Lehre zu senden. Da wurden Kaulbach's Illustrationen zu Goethe's Reineke Fuchs bekannt und hoben wieder den Muth und ließen die Freude und den Stolz an der deutschen Kunst erstarken. Aelteren Literaturfreunden ist wohl noch erinnerlich, wie feurig Friedrich Vischer in einer eingehenden Recension die Kaulbach'schen Blätter begrüßte, und wie das begeisterte Lob des berühmten Kritikers den allgemeinsten Wiederhall fand. Der naturfrische Duft, welchen das Gedicht athmet, ist zwar in den Illustrationen nicht festgehalten, das vergaß man aber über dem Genusse, welchen die Betrachtung der trefflichen Masken Reinekes, die geistreichen Anspielungen, die wohlgelungene Verspottung menschlicher Schwächen gewährten. Wir irren wohl nicht, wenn wir die Zeiten, als Kaulbach die Hunnenschlacht schuf und die Thaten Reinekes zeichnete, als die beiden Höhenpunkte in der Entwickelung des Meisters festhalten. Eine mächtige Reihe von Werken verdanken den folgenden Jahren das Dasein. Doch galt es bei denselben mehr, die gewonnene Herrschaft über die ihm eigenthümliche Gedanken- und Formenwelt zu beweisen, als der eigenen Natur noch neue Seiten, die bisher nicht zur vollen Entfaltung gelangten, abzulocken. In den letzten Jahren nahm Kaulbach's Kunst oft einen polemischen Charakter an. Fernstehende werden vielleicht meinen, Kaulbach habe dem Gelichter, welches zu Peter Arbues' Fahne schwört, eine vielzugroße Ehre angethan, daß er sich mit demselben so viel beschäftigte. Auch wir hätten dem so reich begabten Manne ein ruhiges Beharren in dem Kreise freier Ideale, erhebender, mächtiger Gestalten gewünscht. Welcher ehrliche, kräftige Mann kann sich aber dem Kampfe gegen die vaterlandslosen Gesellen, die unsere Bildung bedrohen, entziehen? Schlimm genug, daß es keine wichtigere Arbeit für uns gegenwärtig giebt, als endlich unseren Boden von den neuen Dunkelmännern zu befreien, daß die Zeiten abermals lebendig geworden sind, in welchen das Passional Christi und Antichristi, wie es der wackere Cranach vor dreihundert Jahren gezeichnet, wieder zum Vorbilde für unsere Künstler dienen muß. Unsere hoffentlich siegreichen Nachkommen werden es Kaulbach nie vergessen, daß er mit demselben Eifer, mit welchem er die höchsten Güter der modernen Kultur verherrlichte, auch gegen Verächter und Feinde derselben anstürmte, sie werden ihm das mannhafte Einstehen für die wahren Ideale unseres Lebens dauernd danken. A. Springer.

Ausgegeben: 17. April 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die horazische Lyrik und deren Kritik.

Es ist eine tief in der menschlichen Natur gegründete Thatsache der Erfahrung, welche verschiedene Völker je in ihrer Weise ausdrücken, daß man auf eine alte Liebe immer wieder gern zurückkommt. Sie macht sich geltend auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Beschäftigungen. So mag es denn auch mir gestattet sein einen Gegenstand wieder aufzugreifen den ich schon vor einem Menschenalter anfaßte*), damals mit der Zuversicht der ersten Jugend, jedoch in einer Weise daß ich das Ergebniß auch heute noch in der Hauptsache für richtig halte, wenn auch der damals eingeschlagene Weg zum Ziele preisgegeben werden mag. Freilich mußte auch ich erfahren wie schwer es ist in die geschlossene Phalanx der Schulvorurteile eine Lücke zu brechen: man ignorirt einfach die Gegengründe und fährt in der gewohnten Praxis fort als wäre sie anerkannt das einzig Richtige. Und so sei diese Erörterung zugleich eine Berufung von der Hartnäckigkeit der meisten Fachgenossen an die Einsicht von Unbefangenen.

In aller Literatur vollzieht sich die Würdigung eines Schriftstellers (z. B. eines Dichters) so daß man von den Werken zurückschließt auf den literarischen (z. B. poetischen) Werth des Verfassers, aus jenen sich ein Bild schafft von diesem. Bei den Schriftstellern des Alterthums erleidet dieses Verfahren einige Einschränkung, dadurch daß wir deren Arbeiten nicht in authentischen Exemplaren besitzen, in Ausgaben die von dem Verfasser selbst besorgt und auf zuverlässigem mechanischem Wege vervielfältigt wären. Bei einzelnen Gattungen kommen dazu noch besondere Schwierigkeiten. Von den ältesten Epen der Hellenen ist bekannt daß sie jedenfalls nicht als zusammenhängendes Ganzes niedergeschrieben wurden und, bis dieß in endgültiger Weise später geschah, viele und tiefgreifende Wandlungen erlitten haben. Von den Dramen, Tragödien wie Komödien, ist überliefert daß sie durch die Willkür der Schauspieler häufigen Einschaltungen und Abänderungen ausgesetzt waren, so daß in Athen der Redner Lykurgos gesetzliche Bestimmungen

*) W. Teuffel in den Hallischen Jahrbüchern 1841, Nr. 106—112, und Charakteristik des Horaz, Leipzig (O. Wigand) 1842, sowie in verschiedenen Abhandlungen über Peerlkamp aus den J. 1843 und 1844.

dagegen in Antrag brachte und durchſetzte. Rednern wurden Jahrhunderte hindurch Reden zugeſchrieben die ſie nach ihrem Tode gehalten haben müßten. Bei manchen Schriftſtellern beruht die Ueberlieferung ihrer Arbeiten auf einer einzigen Handſchrift. In allen ſolchen Fällen muß der wiſſenſchaftlichen Kritik ihr Spielraum unverkümmert bleiben. Auch iſt öfters die Würdigung eines Schriftſtellers erſchwert durch das Dürftige oder Unzuverläſſige der Nachrichten über ihn. Bei Horaz trifft dieß Alles nicht zu. Wohl iſt unter den zahlloſen Handſchriften ſeiner Gedichte keine welche erheblich über das 9. chriſtliche Jahrhundert zurückreichte; aber manche der älteren ſind ſo ſichtlich Abſchriften derſelben Quelle daß ſich aus ihnen ein viel älteres Original mit Sicherheit reconſtruiren läßt; und in Bezug auf den Beſtand der Gedichte, ihre Zahl und ihren Umfang, iſt unter ihnen kaum irgend welches Schwanken. Der Text der horaziſchen Gedichte gehört daher zu den beſtüberlieferten, ſo daß für Conjecturalkritik hier nur ein ſehr ſchmaler Raum übrig bleibt. Auch ſind unter den vielen Hunderten von Abänderungsvorſchlägen welche ſchon aufgeſtellt worden ſind*) ganz unglaublich wenige welche wirkliche Verbeſſerungen wären, und auch dieſe ſind meiſt nur verſpätete Anfragen bei dem Dichter ob er nicht lieber ſo hätte ſchreiben mögen. Neben der directen Ueberlieferung haben wir noch überdieß Bezeugungen in Citaten durch Schriftſteller des erſten chriſtlichen Jahrhunderts, aus der Zeit des Domitian (Quintilian und Martialis) und ſogar des Nero (Seneca, Perſius, Petronius)**).

Zwar leſen wir auch ſchon aus dieſer Zeit von Verſuchen fremde Waare unter der geachteten Etikette des Horaz in Umlauf zu bringen: Sueton berichtet von Elegieen unter dem Namen des Horaz und einem angeblichen Brief deſſelben an Mäcenas, in Proſa, die er aus innern Gründen für unecht hält. Aber dieſe falſchen Producte ſind ſo ſpurlos verſchwunden daß wir ohne Sueton von ihrem einſtigen Daſein gar keine Kenntniß hätten, — in Beweis, wie ſtreng die Kritik von Anfang an vor den Werken des Horaz Wache hielt. Auch an Urteilen aus dem Alterthum über die verſchiedenen Arten der horaziſchen Gedichte fehlt es nicht; die lyriſchen charakteriſirt ſchon ſein jüngerer Zeitgenoſſe Ovid ganz treffend indem er das Kunſtreiche, Gebildete derſelben und den feſſelnden Wohlklang ihrer Rhythmen hervorhebt***),

*) Hat doch z. B. R. Unger allein in ſeinen Emendationes horatianae (Halle 1872) deren ein volles Hundert vorgetragen.

**) So iſt belua centiceps (Hor. O. II, 13, 34) bezeugt durch Sen. apocoloc. 13; odi profanum volgus Hor. O. III, 1, 1,) durch Petron. sat. 118; Hor. O. II, 17, 17 ff durch Perſius sat. 5, 45 ff.

***) Ovid. Trist. IV, 10, 49 f., tenuit nostras numerosus Horatius aures, dum ferit ausonia carmina culta lyra.

und ſpäter rühmt ebenſo mit Grund Quintilian ihre Anmut und Grazie, die tactvolle Kühnheit der rhetoriſchen Figuren und Wortbildungen und daß ſie manchmal in ihrem Tone ſich über das Gewöhnliche erheben*). Einfach für einen abſolut großen unverbeſſerlichen Lyriker aber hat in dem Jahrhundert nach ſeinem Tode den Horaz unſeres Wiſſens Niemand erklärt, obwohl ſeine lyriſchen Gedichte vielleicht ſchon bei ſeinen Lebzeiten, jedenfalls aber bald nachher, zum Gegenſtand der grammatiſchen und metriſchen Analyſe gemacht wurden. Noch weiter aber als die literariſchen Kritiker nach ihm iſt der Dichter ſelbſt davon entfernt ſich für einen großen Lyriker zu halten. Wohl ſpricht er gegen das Ende ſeiner dichteriſchen Laufbahn mit Selbſtbewußtſein von den Erfolgen die er darin erreicht: über ſich ſelbſt aber und das Maß und das wahre Gebiet ſeiner Begabung iſt er ſich vollkommen klar und gibt ſich keiner Täuſchung hin; dazu iſt er viel zu einſichtig, nüchtern und aufrichtig. In ſeinen Satiren beſtreitet er noch ausdrücklich und ausführlich daß er zu den eigentlichen Dichtern gehöre**). Aber auch nachdem er ſich der Lyrik zugewendet bekennt er unverhohlen daß das Dichten ihm Mühe koſte***) und ſein Talent für große Stoffe und ſchwungvollen Ton nicht ausreiche†). Dem entſpricht auch vollkommen der Augenſchein. Während die Satiren und Briefe einen hochgebildeten, geiſtreichen, auf das Edle gerichteten, der Welt und Menſchen in ungewöhnlichem Grade kundigen Verfaſſer zeigen, die Satiren in der Lebendigkeit und Keckheit, aber auch oft in der Maßloſigkeit der Jugend, die Briefe in der Vollreife und Gediegenheit der ſpäteren Jahre, ſo ſtoßen wir in den lyriſchen Gedichten neben vielen Beweiſen vor ſorgfältiger Arbeit und künſtleriſchem Tacte doch auch nicht ſelten auf Schwaches, Gezwungenes und Proſaiſches und bewegen uns in einem verhältnißmäßig engen Kreiſe von Gedanken und Wendungen. Daß Horaz langſam und mühſam gedichtet hat erhält ſeine Beſtätigung durch die Gedichte ſelbſt auch inſofern als er bei der Sammlung derſelben ſichtlich nicht ſehr ſtreng verfahren iſt, daß er ſich ſchwer entſchließen konnte etwas einmal Fertiggebrachtes und Veröffentlichtes zu unterdrücken, auch wenn er ſelbſt ſich mit der Zeit von deſſen Mangelhaftigkeit oder Anſtößigkeit über-

*) Quintilian: X, 1, 96: Horatius . . insurgit aliquando et plenus est jucunditatis et gratiae et variis figuris et verbis felicissime audax.

**) Sat. I, 4, 39—60: primum ego me illorum dederim quibus esse poetis excerpam numero. neque enim concludere versum dixeris esse satis neque si quis scribat, uti nos, sermoni propiora putes hunc esse poetam etc. Dagegen O. IV, 6, 29 f. spiritum Phoebus mihi, Phoebus artem carminis nomenque dedit poetae.

***) O. IV, 2, 31 f.: operosa parvus carmina fingo.

†) O. I, 6, 9 (tenues grandia etc.) II, 1, 40 (modos leviore plectro) IV, 15, 3 f. (parva vela) und ſonſt.

zeugt hatte; wenigstens erklärt sich nur so die Erhaltung von so häßlichen Stücken wie Epod. 8 und 12, von welchen sich der gereifte Dichter doch unmöglich großen Ruhm versprechen konnte. Auch auf nachträgliche Aenderungen scheint Horaz absichtlich sich nicht eingelassen zu haben; sonst hätte er sicherlich vor Allem die metrischen Grundsätze seiner verschiedenen Zeiten in vollständigere Uebereinstimmung gebracht als dieß — zum Vortheil unserer Einsicht — jetzt ist. Sint ut sunt war, wie es scheint, der Grundsatz nach welchem Horaz hier verfuhr.

Trotz alledem aber hat sich in der neueren Zeit die Ueberzeugung daß Horaz ein großer Lyriker sei festgesetzt und ist bei Vielen zu einem Vorurteile geworden, ja zu einem Axiom, zu einem Glaubenssatze der keines weiteren Beweises bedürfe und der für das kritische Verfahren maßgebend sein müsse. Im vorigen Jahrhundert und zu Anfang des jetzigen, in der Schule von Heyne, hat sich diese Voraussetzung in naiver Weise geäußert, indem man die Erklärung der lyrischen Gedichte des Horaz mit preisenden Ausrufungen begleitete und, wo Bewunderung unmöglich anzubringen war, da vertheidigte oder entschuldigte oder doch wenigstens schwieg. Den letzten Jahrzehnten war es, wenn wir von vereinzelten Vorgängern absehen, vorbehalten jener Voraussetzung eine aggressive Wendung zu geben. Die fortgeschrittene Geschmacksbildung, welche allmählich auch durch die festgeschlossenen Läden der Schule eindrang und selbst so prosaische Köpfe wie den Holländer Peerlkamp ergriff, machte es fernerhin unmöglich Alles in den horazischen Oden zu bewundern; da man aber noch weniger es über sich gewinnen konnte das einmal eingesogene Vorurteil von der lyrischen Größe des Horaz aufzugeben, so griff man zu dem Mittel einen Horaz und Nichthoraz zu unterscheiden, die mit jenem Vorurteil in Wahrheit oder auch nur scheinbar nicht zu vereinigenden Stellen und Gedichte für untergeschoben zu erklären, alle Mängel auf den breiten Rücken eines Interpolators — oder auch mehrerer — abzuladen. Und nachdem man einmal in dieser Methode Uebung und Zuversicht gewonnen hatte, so begnügte man sich auch damit nicht, sondern ging darauf aus in den horazischen Gedichten überhaupt stramme Uniformität einzuführen und namentlich unter den politischen Aeußerungen alle diejenigen zu streichen welche einer vorausgesetzten Normalansicht nicht entsprechen*). Damit ist denn diese Methode glücklich auf eine Spitze getrieben wo sie von selbst abbricht. Aber auch in anderer Hinsicht besteht die

*) So G. Linker, welcher die Schwankungen in der politischen Ansicht des Horaz, so begreiflich in einer gährenden Uebergangszeit, für die Interpolationstheorie ausgebeutet hat. Wenn man nach diesem Grundsatze die Echtheit der Sitzungsberichte unserer politischen Versammlungen beurteilen wollte!

Vorausſetzung von der ſie ausgeht keine Prüfung, ſo wenig als die daraus gezogene Folgerung.

Die Vorausſetzung daß Horaz ein großer lyriſcher Dichter ſei, groß vom Beginn ſeiner lyriſchen Thätigkeit an und groß in jedem Gedichte und in jedem Theile eines Gedichtes, widerſtreitet ſchon der Natur des menſchlichen Geiſtes, zu deſſen Eigenſchaften unwandelbare Größe und Unfehlbarkeit nicht gehört. Selbſt von den unbeſtrittenen Dichterheroen befindet ſich kein einziger jederzeit auf der Höhe ſeiner Kraft, jeder hat auch ſeine ſchwachen Stunden, und ſeine Gedichte bieten daher neben den Eingebungen des Genius auch minder Gelungenes, auch Beweiſe menſchlichen Irrens und menſchlicher Unvollkommenheit. Und wer berechtigt uns den Horaz zu den Dichterheroen zu rechnen? Die Ueberlieferung über ihn, wie wir geſehen haben, nicht, ſo wenig als ſein eigenes Urteil oder die Beſchaffenheit ſeiner Gedichte; ja es widerſtreitet einer ſolchen Auffaſſung ſchon die Thatſache daß Horaz erſt um die Mitte ſeiner Dreißigerjahre, nachdem er durch Gedichte in der Weiſe des Archilochos (Jamben, Epoden) ſein Talent zur poetiſchen Geſtaltung, ſeine Formbeherrſchung erprobt hatte, ſich entſchloß nun auch die helleniſche Einzelmelik, die Gattung des Alkaios, der Sappho und des Anakreon, auf römiſchen Boden zu verpflanzen. Wenn er ſomit zur Lyrik erſt in den reifen Mannesjahren kam, in Folge eines ruhig gefaßten Entſchluſſes, — kann man ſich wundern wenn ſich in ſeiner Lyrik Gemachtes, Erzwungenes findet? Und wenn er zur Lyrik kam von der proſaähnlichen Gattung der sermones (Satiren) her, — darf man ſich wundern wenn ſeine Lyrik Proſaiſches enthält?

Woher iſt denn aber jene Vorausſetzung entſtanden? Es führte darauf einmal der Umſtand daß Horaz auf dem Gebiete der Lyrik in der Folgezeit von keinem Römer übertroffen wurde, von ſeinen Vorgängern aber der einzige wirklich bedeutende, an Genialität wenigſtens dem Horaz ſogar überlegene, Catull, wegen ſeiner Unverwendbarkeit für die Schule bald aus dem Geſichtskreiſe verſchwand und nur in Klöſtern da und dort heimliche Leſer fand, ſo daß Horaz auf dieſem Gebiete innerhalb der römiſchen Literatur ohne Nebenbuhler daſtand. Dazu kam daß in Folge der beklagenswerthen Zertrümmerung der helleniſchen Melik die horaziſchen Gedichte auch von dieſer Seite unverdunkelt blieben, ja als eine Art Erſatz für ſie im Werthe ſtiegen. Sodann iſt es vielen Menſchen nun einmal nicht gegeben über denſelben Gegenſtand zwei ſcheinbar einander entgegengeſetzte Urteile und Stimmungen in eines zuſammenzufaſſen, zugleich zu bewundern und Schwächen zuzugeſtehen, Vorzüge und Mängel unbefangen gegen einander abzuwägen. Weil Horaz unzweifelhaft ein Schriftſteller von ungewöhnlicher Begabung, namentlich von ſeltener Schärfe und Klarheit iſt, ſo trug man die

Bewunderung dieſer Vorzüge ohne Weiteres auf den ganzen Dichter über. Dieß geſchah ganz beſonders im Kreiſe der Schulmänner. Dieſe hatten das Bedürfniß, oder doch die Verſuchung, den von ihnen aus vielen und ſehr triftigen Gründen hochverehrten Dichter zu einer Art von Idol zu erheben und für das Non plus ultra von Poeſie zu erklären, freilich oft unter ſtillem Proteſt ihrer Schüler. Sie erblickten eine Gefahr für die Studien darin wenn ſie an ihm irgend eine Unvollkommenheit zugäben oder gar daß er überhaupt kein Dichter erſten Ranges ſei. Es iſt dieß dieſelbe Richtung welche Jahrhunderte lang über die großen Schwächen von Cicero als Menſch, Staatsmann und theilweiſe auch als Schriftſteller kein offenes Urteil aufkommen ließ, bis dann die neueſte Zeit dieß nachgeholt und ſogar im entgegengeſetzten Extrem des Guten zu viel gethan hat. Auf dieſem Wege vornehmlich wurde Horaz zu einem großen Dichter geſtempelt, und dieſer „Roſt des Schulvorurteils" fraß ſich ſo tief ein, daß man lieber die „Intactheit" der horaziſchen Gedichte fallen ließ als ihre Unübertrefflichkeit.

Aus unrichtiger Vorausſetzung können auch nur ſachlich unrichtige Folgerungen hervorgehen. Ohnehin aber würde der Schluß „Horaz iſt ein vollkommener Lyriker, alſo rühren die Unvollkommenheiten in ſeinen lyriſchen Gedichten nicht von ihm her" nirgends in der Welt für einen richtigen gelten. Denn die Vollkommenheit müßte ja erſt erwieſen werden durch das Nichtvorhandenſein von Unvollkommenheiten. Es iſt ſichtlich verkehrt zuerſt ſich ein Idealbild des Dichters willkürlich ſelbſt zu ſchaffen und dann an dieſem die überlieferten Gedichte zu meſſen, das dazu Paſſende für „echt horaziſch" zu erklären, das damit Unvereinbare aber für des Horaz unwürdig und unecht*). Vielmehr muß eine hiſtoriſche und zugleich logiſche Verfahrungsweiſe den umgekehrten Weg einſchlagen, von den Gedichten zum Dichter, ſo lange als nicht unbeſtreitbare Gründe vorliegen an der Ueberlieferung der Gedichte ſelbſt zu zweifeln. Daß dieß aber bei Horaz nicht der Fall iſt, müſſen auch die Vertreter der gegentheiligen Anſicht indirect zugeben, indem ſie genöthigt ſind die Entſtehung der Interpolationen ſchon in die „erſte Kaiſerzeit"**) zu rücken, ganz nahe an die Zeit des Horaz ſelbſt. Da würde es ſich empfehlen lieber noch ein klein wenig weiter zurück zu gehen und zu ſagen: Horaz ſelbſt habe theils echte theils unechte (interpolirte) Gedichte verfaßt. Mit dieſem Widerſinn kommt man dann der Wahrheit am nächſten, der Erkenntniß daß Horaz theils gelungene Gedichte verfaßt hat theils minder gelungene.

---

*) Sehr naiv thun dieß Peerlkamp p. 87 und Gruppe, Aeacus S. 60.

**) So Gruppe, Aeacus S. 192. Heynemann (1871) geradezu in die Zeit des Auguſtus und Tiberius.

Die an sich schon höchst unglaubliche Annahme einer so frühen Interpolation wird um Nichts wahrscheinlicher durch die dafür vorgebrachten Gründe und Hypothesen. Deren sind es hauptsächlich drei. Die Interpolationen sollen entstanden sein entweder in den Schulen, wo man Aufgaben für metrische Ausarbeitungen stellte wie Horatius Maecenatem invitat (Peerlkamp) und mit poetischen Vorlagen allerlei Variationen und Amplificationen anstellen ließ (Heynemann), die dann in den Text selbst hineingeriethen, oder — und dieß ist Gruppe's mit vielem Geräusch verkündigte angebliche „Entdeckung" — durch den Wetteifer der buchhändlerischen Officinen, von denen immer die folgende einen noch vollständigeren Text geben wollte. Aber die frühzeitige und ausgedehnte Verwendung der horazischen Gedichte als Schulbuch war eher eine Schutzwehr gegen Interpolationen als ein Beförderungsmittel derselben. Hätte eine Schule mit interpolirten Exemplaren vor anderen etwas voraushaben wollen, so hätten die Inhaber der andern nicht ermangelt die Fälschung aufzudecken und womöglich zur Vernichtung des Nebenbuhlers auszubeuten. Auch hätte sich alsdann nothwendig eine Ungleichmäßigkeit in Bezug auf Inhalt und Umfang der verschiedenen Exemplare ergeben, wovon keine Spur ist.

Sodann beruft man sich auf die Nachricht daß der Grammatiker Valerius Probus unter Nero in seinen Textausgaben des Horaz und anderer römischer Dichter gewisse kritische Zeichen beigefügt habe, wie Aristarch in den homerischen Epen. Nun ist aber die betreffende Nachricht in hohem Grade unklar, so daß gerade von dem entscheidenden Zeichen, dem der Unechterklärung (Athetese), dem Obelos, höchst wahrscheinlich ist daß Probus es nicht in Anwendung brachte*); und auch wenn er den Obelos gesetzt hätte, so würde dieß höchstens beweisen daß schon Probus den Fehlschluß gemacht habe aus Mängeln auf Unechtheit zu schließen.

Endlich gibt der Grammatiker Diomedes in der zweiten Hälfte des vierten christlichen Jahrhunderts in seiner lateinischen Grammatik (und Metrik) ein numerirtes Verzeichniß der horazischen Oden nach ihren Anfängen, worin vier Gedichte fehlen, nämlich zwei im sapphischen Maß (I, 22 und 25)**) die beiderseits von solchen in anderem Metrum umgeben sind, und zwei im alkäischen (I, 34. II, 15) denen je eines von dem gleichen Metrum vorausgeht, so daß sie auch in den Handschriften theilweise mit diesen zusammengeschrieben sind. Bei letzteren also beruht die Uebergehung auf einem bloßen Versehen. So hat auch des Diomedes älterer Zeit- und Fachgenosse Marius Victorinus consequent in allen Büchern die unmittelbar auf einander

*) Al. Riese in Fleckeisens Jahrbb. 93, S. 868 ff.

**) Fälschlich führt Gruppe, Aeacus S. 542 auch III, 8 als fehlend auf.

folgenden metrisch gleichartigen Gedichte als eines gerechnet, und so in Buch I nur sieben alkäische Oden gezählt (statt 10), weil er 16 und 17, 26 und 27, 34 und 35 zusammennahm, in Buch II nur zehn (statt 12), weil er 13 und 14, 19 und 20 verband, in Buch IV nur drei (statt 4), weil er 14 und 15 ebenso behandelte. Aber auch bei den beiden anderen Gedichten (I, 22 und 25), wo die Uebergehung durch Diomedes sich nicht auf diese Weise erklärt, ist dieselbe doch ohne allen Belang Denn I, 22 wird dafür durch das Citat des noch älteren Lactantius geschützt und I, 25 durch Anführungen des Servius und Victorinus. Auch haben für Gruppe selbst solche Thatsachen lediglich nichts zu besagen wenn sie mit seinen Behauptungen nicht stimmen; dann sind sie nur Beweise daß die Interpolation vor die Zeit der betreffenden Zeugen fällt; dagegen sind sie von ungeheurer Wichtigkeit sobald Gruppe sie für seine Zwecke gebrauchen kann. So hatte Gruppe noch in seinem „Minos" S. 387 f. es als einen für die Autorität des Diomedes bedenklichen Umstand erklärt daß „gerade einige der allergekanntesten und zugleich allervorzüglichsten Oden unseres Dichters" (wie besonders I, 22 Integer vitae) von Diomedes nicht gekannt werden, während er jetzt im „Aeacus" S. 542 f. jene zwei Oden (I, 22 und 25) „aus innern Gründen als zweifelhaft und mehr als das" bezeichnet. Und in der That, „innere Gründe" wie Aeacus S. 519 ff. S. 524 ff. sie vorbringt lassen sich unschwer gegen die Echtheit jedes beliebigen Gedichtes auftreiben.

Diesen nichtigen Beweisen gegenüber hat man*) für die Ursprünglichkeit des heutigen Bestandes der horazischen Gedichtsammlung mit Recht daran erinnert daß das von Horaz in den drei ersten Odenbüchern befolgte Gesetz der Vierzeiligkeit dem Alterthum nicht bekannt war, daher Interpolatoren dasselbe sicherlich verletzt hätten, was aber niemals geschehen ist. Ebenso beweist die Consequenz womit von einer gewissen Zeit an im Baue der sapphischen und besonders der alkäischen Gedichte bestimmte metrische Grundsätze sich durchgeführt zeigen, die das Alterthum gleichfalls noch nicht erkannte, daß fremde Hände den horazischen Gedichten fern geblieben sind.

Diejenige Sorte von Kritik welche in den horazischen Gedichten auf Interpolationen Jagd macht suchte dann weiter, im Gefühl der Schwäche ihrer Gründe, deren Kraft zu erhöhen durch Steigerung des Ausdrucks. Um die Zweifler im Voraus mit dem Banne der Geschmacklosigkeit und der Beschränktheit zu belegen und allen Widerspruch zu verfehmen wurden die in jenen Gedichten wirklich oder vermeintlich vorhandenen Unvollkommenheiten ins Maßlose übertrieben. Einzelne Verse und Strophen nicht nur sondern auch ganze Gedichte werden von Lehrs, Gruppe und Genossen als „läppisch

*) E. Hiller in Fleckeisens Jahrbb. 93, S. 482.

und abgeschmackt", „roh und ganz ungehörig", „geistlos, hölzern und ungeschickt", „einfältig", „lächerlich greulich", „ganz nichtig" erklärt oder auch kurzweg für „Unsinn", „blödsinnig", „dumm", und was die deutsche Sprache sonst noch an Wendungen dieses Kalibers zu bieten vermag*). Wir wollen nichts sagen von dem Tone den man damit in eine Fachliteratur einführt der man ohnehin ein Uebermaß von Urbanität nicht nachzurühmen pflegt, nichts von dem Beispiele das man hierdurch den jugendlichen Lesern des Horaz giebt und der seltsamen Art von Ermuthigung zu dessen Studium: nur die Unvorsichtigkeit solcher Ausdrucksweise sei hervorgehoben; denn wenn schließlich doch nicht ein unbekannter Interpolator der Urheber der so gebrandmarkten Sachen ist, sondern Horaz selbst, — wie dann?

Solchen Uebertreibungen gegenüber thut es um so mehr Noth sich klar zu werden über das was man von Horaz erwarten darf und was man bei ihm wirklich findet, sowie über die Stellung die er in der Gesammtliteratur der Lyrik einnimmt. Und hier ist es merkwürdig daß der richtige Gesichtspunkt sich gerade bei einem der eifrigsten und auch derbsten Anhänger der Interpolationstheorie findet, nur leider ohne allen Einfluß auf sein Handeln. „Man muß sich gewöhnen" — sagt Lehrs S. LXXV — „den poetischen Maßstab für Horaz nicht zu hoch zu stellen und mitunter auf bedeutenden Abfall gefaßt sein." Wirklich wäre es Gegenstand gerechter Verwunderung wenn es mit der horazischen Lyrik sich anders verhielte, da wir doch von ihr wissen daß sie nicht das Product eines unwiderstehlichen genialen Dranges ist, sondern die späte Frucht eines abstracten Vorsatzes, theilweise sogar der äußeren Nöthigung, und den Dichter von anderen Gebieten her kennen als einen Mann nicht der Phantasie, sondern eines überaus feinen und scharfen Verstandes. Und was Friedländer**) von den augusteischen Dichtern überhaupt sagt, das gilt ganz besonders von ihrem Stimmführer und Bannerträger Horaz: „Niemand kann es in den Sinn kommen sie zu dem Höchsten zu rechnen was die Poesie überhaupt geschaffen hat, keinen Augenblick kann man sich über ihren Mangel an Ursprünglichkeit täuschen, nie über dem großen Darstellungstalent, der vollendeten Anmut, dem sicheru und reinen Geschmack, der hohen Bildung dieser Dichter ihren Mangel an wahrer Genialität vergessen." Es wäre sogar bedenklich für uns wenn wir auf dem Gebiete der Lyrik Horaz zu dem Höchsten zählen würden. Wozu

*) Lehrs Vorrede S. VIII: „das Unsinnige und Absurde, das Läppische und Blödsinnige". Zu Hor. O. I, 34 (S. LXIV): „ein unklarerer Gedankenwirrwarr ist nie erhört worden." Zu II, 20 (S. XCI): „all das Zeug soll von Horatius sein? Es ekelt mich wirklich an zu verweilen." Gruppe, Aeacus S. 350: „was müßte Horaz für ein elender Dichter und jämmerlicher Mensch sein" (wenn er Epo. 1, 19—34 verfaßt hätte).

**) Sittengeschichte III. S. 297.

wären denn alle die großen Lyriker der neueren Zeit über die Weltbühne gegangen, wenn unsere Begriffe und Ansprüche in Bezug auf Lyrik noch dieselben wären, wie vor zwei Jahrtausenden, oder wenn wir in Sachen des Geschmackes und des Dichterverständnisses auch nur nicht weiter wären als vor 1½ Jahrhunderten Bentley?*) Nicht nur daß Horaz mit Goethe und den reiferen Arbeiten von Schiller und Byron sich nicht vergleichen läßt, sondern auch eine ansehnliche Zahl anderer Lyriker, wie Uhland, Lenau, Heine, zum Theil auch Rückert, steht an Gedankengehalt oder an Formenreichthum über ihm als Lyriker; auf gleiche Stufe mit ihm möchte durchschnittlich etwa Platen zu setzen sein. Dabei ist gar nicht zu leugnen daß manche seiner Gedichte diese mittlere Höhe nicht einmal erreichen. Dieß gilt insbesondere von den ältesten der Sammlung. Bei einem Dichter, der kein ursprüngliches Genie ist, sondern ein langsam arbeitendes, sorgfältig feilendes Talent, liegt es in der Natur der Sache daß seine ersten poetischen Versuche an Vollkommenheit zurückstehen hinter den Arbeiten aus der Zeit größerer Uebung und gereifterer Kraft. Wirklich zeigen diejenigen Oden des Horaz welche erweislich zu seinen frühesten gehören (wie I, 14. 15. 37) ganz die Art von Anfängerarbeiten: sie sind unselbständig, ringen mit dem Ausdrucke und verstoßen manchfach gegen den Ton und Stil der Gattung. Diese Thatsache verleiht denn auch das Recht die Beweisführung umzukehren und aus der Anzahl und Schwere der Unvollkommenheiten eines Gedichts den Schluß zu ziehen auf dessen frühen Ursprung, wie aus der Vollendung einer Ode auf ihre spätere Abfassung. Dadurch entsteht für eine historisch-ästhetische Betrachtung die dankbare Aufgabe, jedem einzelnen Gedichte seine Stellung anzuweisen in dem gesammten geistigen Entwicklungsgange des Dichters, seiner Kunstfertigkeit, seinen Lebensanschauungen, politischen Ansichten, persönlichen Verhältnissen u. s. w. Dieß gilt wenigstens von den drei ersten Odenbüchern; denn das nach längerer Pause noch nachträglich hinzugefügte vierte Buch zeigt zwar eine vollendete Sicherheit und Selbständigkeit der Technik, aber in seinen zahlreichen Selbstwiederholungen und der nicht selten hervortretenden Geschraubtheit des Tones auch den Einfluß der schon abwärts neigenden Jahre wie des gelinden äußeren Zwanges dem es seine Entstehung und Herausgabe verdankt. Nur in politischer Hinsicht stellt dieses Buch den höchsten Gipfel monarchischer und augusteischer Gesinnung dar auf welchen den Dichter seine persönlichen Verbindungen und die Macht der Verhältnisse allmählich geführt haben. Aber auch hier, wie in allen seinen politischen Gedichten, bleibt Horaz der tactvolle, auf seine Ehre haltende Mann, der sich zwar dem Einfluß der veränderten Umstände nicht entzieht, aber seine

*) Aehnlich wieder Lehrs S. VII.

republikanische Vergangenheit in keiner Weise verleugnet oder auch nur bemäntelt; er hat nichts von der Zudringlichkeit des Renegaten, der den stillen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit den er aus der Seele Anderer herauslieſt durch deſto lärmenderen Eifer zu widerlegen ſich bemüht, nichts von deſſen mutwilligem Anfallen früherer Meinungsgenoſſen, um die neuen von ſeiner Verläßlichkeit zu überzeugen; und da ſo weſentliche Merkmale eines Renegaten bei ihm fehlen, ſogar deren directes Gegentheil bei ihm nachzuweiſen iſt, ſo findet jene Bezeichnung auf ihn überhaupt keine Anwendung. Noch ſeine ſpäteſten Gedichte dieſer Art (wie IV, 15) verrathen den Wahrheitsſinn der ihn überhaupt auszeichnet, indem ſie die Verdienſte des Auguſtus um den Staat faſt mit der Trockenheit eines Chroniſten aufzählen.

Statt alſo aus der Wahrnehmung von Mängeln in den horaziſchen Gedichten mit Peerlkamp und Genoſſen zu folgern daß der Text derſelben Interpolationen erfahren habe von denen man ihn ſäubern müſſe, ziehen wir vielmehr den Schluß daß man das in die Schulen eingedrungene Vorurteil von der allgemeinen Vortrefflichkeit der horaziſchen Lyrik berichtigen müſſe und unter den einzelnen Gedichten unterſcheiden zwiſchen ſolchen die aus der Zeit geringerer Formbeherrſchung ſtammen und ſolchen welche einer fortgeſchritteneren Periode der lyriſchen Thätigkeit des Horaz angehören. Jene Mängel ſind zwar keineswegs ſo ſchreiend wie beſonders Lehrs und Gruppe ſie hinſtellen: wie hätten ſie ſonſt ſo lange unentdeckt bleiben können? Aber vorhanden ſind ſie, und ſie auf dem Wege der Unechterklärung beſeitigen zu wollen iſt nicht etwa „eine berechtigte Richtung der freien Forſchung“*), welche „niederzuhalten“ Sünde wäre, ſondern es iſt eine Verirrung des kritiſchen Triebes, eine etwas gar zu kindliche Art äſthetiſche Kritik zu üben. Zudem iſt ein ſolches Beginnen endlos und vergeblich. Denn ſtreicht man noch ſo viel, immer wird noch etwas übrig bleiben was ein anderer Kritiker verwerflich finden und abermals ſtreichen kann. Auch wird bei anderen Schriftſtellern das Verkehrte eines ſolchen Verfahrens von Niemand verkannt. Wir hatten nach den überlieferten Urteilen über Fronto vor Mai's Entdeckungen allen Grund denſelben für einen bedeutenden Redner und Stiliſten zu halten; wenn aber Jemand, deßwegen weil die aufgefundenen Reden und Briefe jenem Bilde nicht entſprechen, dieſe Schriften oder Theile derſelben für unecht erklären wollte, ſo würde er ſicherlich nur Zweifel an ſeiner Urteilsfähigkeit erregen. Als im Jahre 1819 Titze den Verſuch machte ſeinen Klerus für einen Auguſteer zu erklären und zu dieſem Zwecke in dem überlieferten Texte Alles was jener Vorausſetzung widerſpricht „einfach“ wegſtrich — ungefähr ein Sechſtel des Ganzen —, ſo ſcheiterte dieſes Unternehmen

*) Gruppe, Aeacus S. 181.

kläglich, und kein Verständiger trat ihm bei. Bei Horaz dagegen gilt dieselbe Methode seltsamer Weise Vielen für höchste Weisheit, ja Lehrs will sie sogar für eine Forderung des „gesunden Menschenverstandes" erklären. Was aber bei andern Schriftstellern als urteilslos und unverständig gilt, sollte dieß wirklich bei Horaz „gesunder Menschenverstand" sein?

Uebrigens soll damit den Büchern von Peerlkamp, Lehrs und Gruppe ihr Werth nicht abgesprochen sein. Sie haben das unzweifelhafte Verdienst auf manche Schwächen in den horazischen Gedichten erstmals aufmerksam gemacht, zu schärferem Aufsehen angeregt zu haben; der blinden Bewunderung ist dadurch für immer der Todesstoß versetzt, und namentlich Gruppe hat manche ganz hübsche und — nach den nothwendigen Abzügen — richtige Bemerkung gemacht. Aber die Folgerungen die sie aus ihren Wahrnehmungen zogen sind und bleiben verfehlt und verkehrt.

Unser Standpunkt, welcher in der Weltliteratur der Lyrik dem Horaz zwar eine bescheidenere, aber dafür unanfechtbare Stelle anweist und unter seinen lyrischen Gedichten selbst wieder verschiedene Grade von Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten und Stufen der Kunstvollendung unterscheidet, ist nicht etwa hervorgegangen aus irgend welcher Eingenommenheit oder Abneigung gegen den Dichter. Im Gegentheil: weil er mir ein so lieber Freund ist, so sage ich ihm aufrichtig und unverhüllt die Wahrheit, wie er selbst es wünscht und als die Probe echter Freundschaft betrachtet*), zumal da ich gewiß weiß daß, auch wenn man ihm Vorzüge auf die er keinen Anspruch hat und macht abspricht, der wirklich großen Eigenschaften immer noch genug übrig bleibt um ihn als unwiderstehlich anziehenden und fesselnden Dichter erscheinen zu lassen. Eben darum hat unser Standpunkt auch für die Schule nichts Beunruhigendes. Denn nicht ästhetische Rücksichten sind es in erster Reihe welche die Auswahl der Schulschriftsteller bestimmen, sondern weit mehr die ethischen, der Beitrag welchen jeder liefert zur Ausbildung des Charakters und Verstandes, zur richtigen Auffassung des Lebens, zur Kenntniß der Welt und der Menschen; und in allen diesen Beziehungen muß dem Horaz sein Verdienst jederzeit ungemindert bleiben, ganz abgesehen von dem fascinirenden Wohlklang seiner Verse, der auch über Schwächen der Ausführung anmutig hinüberleitet und der nicht blos ein Verdienst der lateinischen Sprache ist, sondern ganz wesentlich auch das persönliche des Horaz, seiner scharfen Beobachtung, seiner klaren Einsicht, seines unermüdlichen Fleißes und seiner künstlerischen Strenge. Wovor allein die Schule sich zu hüten haben wird ist daß sie nicht Mißlungenes oder Schwaches für trefflich ausgebe und dadurch das Urteil der Schüler irre führe, oder aber der-

*) Hor. Sat. I, 4, 132. Epp. II, 3, 438 ff.

Digitized by Google

gleichen ſelbſt als ſchwach nachweiſe und dadurch einen Geiſt des Abſprechens und Weiſedünkens groß ziehe; vielmehr wird von ihr zu verlangen ſein daß ſie unter den Gedichten der Sammlung eine verſtändige Auswahl treffe.

W. S. Teuffel.

Der deutſche Kreis.

Jeder Staat zerfällt in Theile und Untertheile, eine Eintheilung pflegt im Bewußtſein des Volkes aber vorzugsweiſe zu leben, das Denken und Thun des Volkes pflegt in ihr gewiſſermaßen ſich zu verkörpern. Für England iſt dieſe Eintheilung wie allbekannt die Grafſchaft, auf der die berühmte Selbſtverwaltung ruht. Ohne die Grafſchaft kann ſich der Engländer ſeinen Staat überall nicht denken. So manchen Wechſel die Grafſchaftsverfaſſung erfahren, die Grafſchaft ſelbſt iſt etwas Feſtes, Unwandelbares, ſie erſcheint mit dem engliſchen Staatsweſen untrennlich verwachſen. Gleich mancher anderen Einrichtung iſt die Grafſchaft über den Ozean nach Neuengland getragen und zur nordamerikaniſchen Einrichtung ausgebildet worden. Bemerkenswerther Weiſe bildet jedoch für den Nordamerikaner heute nicht die Grafſchaft, ſondern der Staat die Haupteintheilung. Die republikaniſche Staats- ſowie die Bundesſtaatsform, der Mangel feudaler Grundlagen und damit im Zuſammenhang der anders geartete Sinn des Volkes mögen die Erſcheinung namentlich verurſachen, deren Gründen hier nicht weiter nachzugehen. Die Thatſache an ſich dürfte feſt ſtehen, ſie dürfte ihre Gültigkeit ſo lange beſitzen, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika die gegenwärtige Staatsform und den gegenwärtigen Charakter bewahren.

In Frankreich bildet das Departement die Haupteintheilung. Der erſten Revolution ſeine Entſtehung verdankend iſt das Departement raſch in das Bewußtſein des franzöſiſchen Volkes übergegangen und zu einem weſentlichen Beſtandtheile der franzöſiſchen Staatsverfaſſung geworden. Die verſchiedenſten Regierungen ſind in Frankreich aufeinander gefolgt, die Präfektur hat jedem Syſteme gedient, alle Syſteme haben ihrer hauptſächlich ſich bedient. Wenn ab und zu Stimmen nach den alten Provinzen verlangen, iſt dies von keiner wirklichen Bedeutung geweſen. Die Aenderungen der Departementsverfaſſung, die unmittelbar nach dem letzten Kriege vorgenommen wurden, haben erſt neuerdings dargethan, daß der Schwerpunkt des franzöſiſchen inneren Staatslebens im Departement liegt. Eine Verwaltungsform, die in dem Maße in der öffentlichen Gunſt ſich behauptet wie das Departementalſyſtem, muß übrigens bei unleugbaren Gefahren und Nachtheilen große überwiegende Vorzüge beſitzen. Werden nicht überall über

den Fehlern der französischen Politik die Leistungen der französischen Staatskunst in etwas unterschätzt? — In der Schweiz sind wie in Nordamerika die Staaten die Kantone die Haupteintheilung. Die Annahme der Bundesstaatsform hat daran nichts geändert, vielmehr hat sie wohl dem Kantonalleben neue Anregung gegeben und neues Leben zugeführt. Wie weit die gleiche Entwickelung der beiden Länder auf gleichen Ursachen beruhe, ist hier nicht eingehender zu untersuchen. Es will uns jedoch bedünken, daß, wenn überhaupt aus den zwei Fällen eine Regel abzuleiten, sie nur für den republikanischen Bundesstaat und nicht für den Bundesstaat schlechtweg zu gelten habe.

Oesterreichs eigenthümliche Zusammensetzung spiegelt seine Haupteintheilung, die Eintheilung in Kronländer, wieder. Die schicksalsvolle wechselreiche Wiener Politik durchzieht das doppelte Bestreben, die Reichseinheit zu vermehrtem Ausdrucke zu bringen und zugleich die Kronländer zu erhalten und fortzugestalten. Die Einführung der unmittelbaren Reichsrathswahlen im vorigen Jahre war ein bemerkenswerther Vorschritt im centralistischen Sinne, sie bedeutete nichts weniger als wie eine Verkürzung der Kronländer. Je mehr der Reichsrath als wahre Gesammtvertretung Oesterreichs sich entwickelt, je mehr werden die Kronländer auch ihr wahres Eigenleben zur Entfaltung kommen sehen. — Ein seltsames Bild bietet Italien. Die Frage nach der Haupteintheilung des Landes läßt die Unfertigkeit der Staatszustände des neuen Königreichs besonders zur Anschauung gelangen. Trotz der kurzen Geschichte des italienischen Staates ist die Geschichte der italienischen Verwaltungsorganisation und namentlich die Geschichte der Organisationspläne ebenso reich wie lehrreich. Ob das Frankreich entlehnte Departementalsystem auf die Dauer die Stellung, die es einnehmen soll, einnehmen wird, muß dahin gestellt bleiben. Manches scheint dafür zu sprechen, daß theils in Folge der natürlichen Gestaltung des Landes, theils auf Grund geschichtlicher Vorgänge eine größere Eintheilung sich ausbildet, die ihren Ausgangspunkt möglicherweise in der neuen Heereintheilung nimmt. — Wir verweilen nicht bei Belgien und bei Holland, wo die alten Provinzen fortbestehen, auch nicht bei Rußland, das in seinen Gouvernements den Charakter des Flächenstaats zeigt. Wenden wir uns Deutschland zu, um zu sehen, ob es da eine Haupteintheilung giebt oder doch geben wird.

In der staatenbundlichen Zeit konnte von einer Haupteintheilung in Deutschland nicht die Rede sein, der Staatenbund will und soll ja überall nicht staatlich einigen. Erst seit der Annahme der Bundesstaatsform ist wieder — wem kämen nicht die alten Reichskreise dabei in den Sinn, die in die heutigen Verhältnisse allerdings nicht passen? — eine deutsche Haupteintheilung möglich oder vielmehr sie wird es wieder, denn bei dem kurzen

Beſtehen des Reiches iſt an den wirklichen Abſchluß einer Entwickelung nicht zu denken. Die Vereinigten Staaten und die Schweiz haben wie erwähnt Staaten und Kantone als Haupteintheilung und bei Planung und Entwerfung der Reichsverfaſſung ſcheint die Annahme geherrſcht zu haben, daß auch in Deutſchland die Länder die Haupteintheilung bilden werden. Die Reichsverfaſſung geht offenkundig von der Vorausſetzung aus, daß die innere Verwaltung vom Reiche möglichſt unberührt bleiben ſoll, hinſichtlich der Gemeindeverfaſſung ertheilt ſie unmittelbar und förmlich die Zuſicherung nicht ordnend in ſie eingreifen zu wollen. Gleich die erſten Lebensäußerungen der neuen Geſammtgeſetzgebung auf dem Gebiete der inneren Verwaltung, die Feſtſtellung der Niederlaſſungs-, Verehelichungs- und Gewerbefreiheit, von der nachfolgenden Regelung des Unterſtützungswohnſitzes zu ſchweigen, ließen aber zur Anſchauung kommen, wie das Reich auf die ihm urſprünglich zugedachte Wirkſamkeit ſich nicht beſchränken könne, auch wenn es ſich darauf beſchränken wollte. Ein ſo gewaltiges Staatsweſen wie das Reich, das ſo eigenthümlichen Lebensbedingungen unterſteht, muß auf allen ſtaatlichen Gebieten ſich Geltung ſchaffen, nur die Art und die Form der Einwirkung können je nach der Verſchiedenheit des ſtaatlichen Gebietes verſchieden ſein. Die Einwirkung des Reiches auf die innere Verwaltung tritt im weſentlichen mittelbar hervor, dennoch äußert ſie ſich geradezu in umgeſtaltender Weiſe. Die innere Verwaltung ſieht ſich durch das Reich in eine Entwickelung gezogen, die auf Erhebung des preußiſchen Kreiſes zur deutſchen Haupteintheilung zielt. Nicht in dem Sinne, daß die Länder eins nach dem andern die preußiſche Kreisordnung anzunehmen hätten und annähmen: welche preußiſche Kreisordnung ſollte dies im Augenblicke, welche könnte es zukünftig ſein? Die neue Kreisordnung von 1873 wird ſich, wie der Fall von Poſen darthut, nur mit merklichen Einſchränkungen und Aenderungen auf die einzelnen Landestheile ausdehnen. Die Entwickelung der deutſchen inneren Verwaltung kann überall nicht auf eine einheitliche niedere Verwaltungsform gehen: ſoweit es wenigſtens im Augenblicke zu beurtheilen, iſt eine Reichskreisordnung vollſtändig außer dem Bereiche der thatſächlichen Möglichkeit. Ein Staat von ſo ungemein ungleichartiger, von ſo höchſt mannichfaltiger Zuſammenſetzung wie das Reich — was wollen die Größenunterſchiede der Unionsſtaaten und der Schweizer Kantone gegen die Größenunterſchiede der Reichsländer bedeuten? — widerſtrebt einheitlichen inneren Verwaltungseinrichtungen. Der ſtrammſte Organiſator, der ſchonungsloſeſte Centraliſt, ſie müßten vor dieſer Aufgabe die Hände ſinken laſſen. Die Entwickelung der deutſchen inneren Verwaltung vermag allein auf eine gleichheitliche niedere Verwaltungsform zu gehen, deren Ausgangspunkt die preußiſche Kreisverwaltungsform bildet. Das Kennzeichnende des deutſchen Kreiſes iſt die Uebereinſtimmung

von Grundbeſchaffenheit und Grundanlage der niederen Verwaltungsform, die Weſenheit des deutſchen Kreiſes beſteht in der Geſtaltungs- und Leiſtungsfähigkeit des Verwaltungskörpers für Staats- und Selbſtverwaltungszwecke. Die deutſchen niederen Verwaltungseinrichtungen ſollen darin gleich und gleichheitlich erſcheinen, daß ſie die niederen Verwaltungsaufgaben in der Form des Kreiſes verwirklichen; in der Einzelgeſtaltung und Einzelausführung ſollen ſie fernerhin Abweichungen, Verſchiedenheiten, Sonderthümlichkeiten aufzeigen.

Wie verhält ſich das Reich der Entwicklung der inneren Verwaltung gegenüber? Von der Ausübung eines wirklichen Zwangs zur Einführung des deutſchen Kreiſes kann bei dem Reiche nicht die Rede ſein, wohl von einer merklichen Nöthigung. Bei gegenſtändlicher Erwägung der Sache darf dies auch nicht Wunder nehmen. Trotz aller individualiſirenden Beſtrebungen, wie ſie der Zeitrichtung, der herrſchenden Reichspolitik gemäß, findet ſich die Reichsgeſetzgebung von ſelbſt darauf geführt die ſtaatlichen Verhältniſſe des zugleich größten und leitenden Staats vorzugsweiſe ins Auge zu faſſen und nach ihnen den Zuſchnitt zu machen. Das iſt keine Vergewaltigung, es iſt durch die Gewalt der Umſtände bedingt, es iſt das nothwendige Ergebniß der Lage. Die Länder werden durch die Reichsgeſetzgebung auf die Vorzüge des Kreiſes hingewieſen und da wir in einer Zeit leben, wo die Ausgleichung der Länderunterſchiede Hebel der Landesſtaatskunſt, folgen die Länder unſchwer dem Winke des Reiches, das ja damit ihr eigenes Beſtes will. Die Entwicklung der deutſchen inneren Verwaltung bietet für den ein wahrhaft erfreuliches Schauſpiel, der den Dingen ohne Voreingenommenheit und ohne Haſt nachzugehen weiß. Werfen wir einen Blick auf die einzelnen Länder. Natürlich kann bloß verſucht werden die Ausbreitung des deutſchen Kreiſes, wie ſie ſich im Reiche von Land zu Land zu vollführen ſcheint, zur Anſchauung zu bringen. Für eine Darſtellung der Geſchichte des deutſchen Kreiſes wäre hier weder der rechte Ort noch der Augenblick die rechte Zeit.

Der preußiſche Kreis, bekanntlich eine Schöpfung der Stein-Hardenbergiſchen Tage, mit ſeinem Träger, dem Landrathe, indeß weit hinaufreichend in die preußiſch-brandenburgiſche Geſchichte, hat ſich als weſentliche Erſcheinungsform des preußiſchen Staats wie der preußiſchen Staatskunſt bewährt. Erweiterte der aufſtrebende Staat ſeine Grenzen, erweiterte ſich der Bereich des Kreiſes, jedoch nicht ohne daß den vorgefundenen Beſonderheiten Rechnung getragen wurde. So erlangte nach den Freiheitskriegen der Kreis in Rheinland und Weſtfalen Eingang, indem den angetroffenen Eigenthümlichkeiten ſorgſame Beachtung zu Theil ward, und die Kreisform faßte vielleicht gerade dadurch auf dem neuen Boden um ſo ſicherer Fuß. Die Kreisordnung von 1873 iſt in Rheinland und Weſtfalen noch nicht zur Einführung gekommen,

unter welchen Abänderungen sie zur Einführung kommen wird, steht dahin. Einen bedeutenden Zuwachs brachte dann das Jahr 1866 dem Geltungsbereiche des Kreises. In Schleswig-Holstein, wo die Zustände sich überlebt hatten und frische Grundlagen geschaffen werden mußten, konnte der Kreis in unabgeschwächter Form eingeführt werden und bemerkenswerther Weise sind gerade über ihn keine Klagen in die größere Oeffentlichkeit gedrungen, während sonst so viele und mannigfaltige Klagen aus den Elbherzogthümern sich vernehmen ließen. Ebenso ist in Hessen der Kreis rein zur Einführung gekommen und er darf auch da wohl als eingebürgert bezeichnet werden. Anders in Hannover und Nassau, wo die Aemterverfassungen die Gunst der Bevölkerung besaßen und nicht einfach Preis gegeben werden konnten. Wohl oder übel mußte hier der Vorneigung der Bevölkerung Rechnung getragen werden und es geschah in der Art, daß die Kreisverfassung über der Aemterverfassung aufgerichtet und die niedere Verwaltung zwischen den Kreisen und den Aemtern getheilt wurde. Dieser organisatorische Compromiß konnte aus leicht erklärlichen Gründen nicht wahrhaft befriedigen, der Kreis hat schwerlich auch bereits in dem einen oder in dem anderen Landestheile viel Boden gewonnen. Inzwischen scheint die Kreisform in Hannover doch gegenüber der Aemterverfassung Fortschritte machen zu sollen. Zunächst veranlaßt durch die höchst rühmlichen Erfolge der neuen Provinzialverwaltung auf dem Gebiete des Straßenbaues, wird die Einziehung etwa des vierten Theils der Aemter beabsichtigt, dann soll die Einrichtung der Aemter vereinfacht werden, was wohl ihrer Beiseiteschiebung gleichkommt. Es gehört keine prophetische Gabe dazu, wenn man sagt, diese Aenderungen sind für Hannover der entscheidende Schritt zur dauernden Befestigung der Kreisverfassung, sowie zur allmählichen Beseitigung der Aemterverfassung. Jedenfalls hat sich schon jetzt in Hannover der Kreis gegenüber der Aemterverfassung behauptet. Der Kreis wurde von Preußen aber auch dahin gebracht, wo es nur regelnd die Hand anzulegen sich berufen sah. In Lauenburg, Waldeck, in Elsaß-Lothringen ist der Kreis von Preußen eingeführt worden und so mannigfach die Klagen der reichsländischen Bevölkerung über die deutschen Verwaltungszustände sind, die Vorzüge des Kreises scheinen bei ihr hinreichende Würdigung zu finden. Die Besonderheiten des reichsländischen Kreises treten noch nicht mit Bestimmtheit hervor, doch wird es an ihnen allem Anschein nach nicht fehlen.

Von den übrigen deutschen Ländern haben die kleineren norddeutschen den Kreis meist, zunächst als niedere Staatsverwaltungsform ohne die Zuthat der Selbstverwaltung, angenommen. Weimar, das durch seine Verwaltungs-Einrichtungen viele Anerkennung erworben hat, steht im Begriffe seinen Bezirken Selbstverwaltungsbefugnisse zu ertheilen und sie im decentralistischen Sinne fortzuentwickeln. Am weitesten vorgeschritten scheint Braun-

schweig zu sein, das seinen Kreisen vorlängst ansehnliche Dotationen aus dem bekannten Eisenbahnerlöse überwiesen hat. Das Königreich Sachsen, dessen neue Verwaltungsorganisation gegenwärtig in der Ausführung sich befindet, hat seine neuzubildenden Bezirke im Sinne des deutschen Kreises zu Staats- und Selbstverwaltungskörpern bestimmt. Die Grundsätze, auf welchen das Verwaltungssystem ruht, werden zum Theil erst sich zu bewähren haben; doch ist dies um so gewisser zu hoffen, als die Bestände der Kriegsentschädigung die Ausstattung der Bezirke mit nicht unbeträchtlichen Mitteln ermöglichen. Die sächsische Verwaltung wird unter dem neuen Verwaltungssysteme sicher ihren Ruf behaupten, mit Geschick und Glück für die Bedürfnisse der regsamen durch die Gunst der Umstände für manche Ungunst entschädigten Bevölkerung zu sorgen. — In der neuesten Zeit hat Hessen einen entscheidenden Vorschritt gethan und seine Kreise zu deutschen Kreisen umzuformen begonnen. Die hessischen Kreise sollen künftig Selbstverwaltungsbefugnisse mit den niederen Staatsverwaltungsbefugnissen verbinden. Die Neuregelung der Gemeindeverhältnisse vervollständigt die bedeutsame Umgestaltung, die ein hohes Verdienst des Ministeriums Hofmann zu bilden verspricht. — In Baden, das im Besitze vielfach mustergültiger Verwaltungseinrichtungen, hat der Gang der Dinge gewollt, daß die Ausbildung des Kreises gerade zurücksteht. Der badische Kreis ist zur Zeit reiner Selbstverwaltungskörper. Ob und wie derselbe durch Hinzufügung niederer Staatsverwaltungsbefugnisse die Eigenschaft des deutschen Kreises erlangen könne, ist noch eine offene Frage. Von der reichbewährten deutschen Gesinnung der badischen leitenden Kreise und der Mehrheit des badischen Volkes läßt sich erwarten, daß alles geschieht, was geschehen kann, um eine Entwickelung zu fördern, die das Reichsinteresse und das Interesse der Länder gleichmäßig gebieten. — Würtemberg und Bayern haben, jenes schon seit langer Zeit, niedere Verwaltungseinrichtungen, die Staats- und Selbstverwaltung verbinden. In beiden Ländern ist inzwischen das heute überall thätige Erneuerungs- und Umgestaltungsbedürfniß, das ein so wesentliches wenn auch unscheinbareres Moment für die Ausbildung und Vollendung des Reiches, gleichfalls thätig, beide Länder sehen sich vor durchgreifenden Aenderungen ihrer inneren Verwaltungseinrichtungen, die nicht wohl anders als mit Rücksicht und im Hinblick auf das Reich erfolgen können und erfolgen werden. Soweit Würtemberg und Bayern den Ländern des deutschen Kreises nicht schon, worüber hier kein Endurtheil zu fällen, beizuzählen, werden sie ihnen voraussichtlich bei den in Erwartung stehenden Neuerungen sich zugesellen. — Die Länderkette des deutschen Kreises*) ist noch nicht geschlossen — im Norden fehlt nament-

*) Die Bezeichnung „Kreis" überwiegt; Königreich und Großherzogthum Sachsen

lich Mecklenburg — sie geht dem Schlusse entgegen, sie strebt dem Ende zu.

Die Darstellung ergiebt, daß der deutsche Kreis kein Erzeugniß des Zufalls, des Ungefährs. Durch die Entwickelung des Reiches bedingt, ist der deutsche Kreis mit der Entwickelung des Reiches von selbst gegeben. Der deutsche Kreis soll ein Grundbegriff des deutschen öffentlichen Wesens sein, als Haupteintheilung soll er in der staatlichen Anschauung der Deutschen leben. Zunächst wird dies wohl freilich bei Freund und Feind des Reiches auf manches Bedenken, manchen Widerspruch stoßen. Der Gegner des Reiches kann in der gleichheitlichen niederen Verwaltungsform leicht eine ernste Gefährdung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Länder, der Freund des Reiches in ihr leicht eine mißliche Abschwächung des Reiches erblicken. Geht daraus nicht hervor, daß der deutsche Kreis zwischen den beiden Gegensätzen in der Mitte sich haltend dem Reiche giebt, was des Reiches, und den Ländern, was der Länder ist? Die Vielartigkeit der Verwaltungseinrichtungen läßt die Verschiedenartigkeit der Länder zu wahrem Ausdruck kommen, sie theilt dem deutschen Kreise die eigentliche Lebensfähigkeit mit. Ob der Kreis, wie nach der neuen Kreisordnung in den preußischen östlichen Provinzen, eine Amtsverfassung unter sich oder, wie im Königreich und Großherzogthum Sachsen, nicht unter sich hat, ist von großer Bedeutung und hoher Wichtigkeit für die Länder, für das Reich bietet es mindestens kein unmittelbares Interesse. Dem Reiche muß es, ihm kann es genügen, kräftige niedere Verwaltungsorgane in den Ländern zu seiner Verfügung zu wissen. Der deutsche Kreis gewährleistet, was mit Recht heute vor allem erstrebt wird, eine lebensfähige, lebenskräftige Selbstverwaltung neben einer leistungsfähigen, leistungskräftigen Staatsverwaltung. Die gleichheitliche niedere Verwaltungsform des deutschen Kreises dient den Ländern ebenso wie dem Reiche, sie stellt eine Lebensform des deutschen Staates dar.

Es liegt nahe, nach der Einwirkung des Reiches auf die übrige innere Verwaltung zu fragen. Ein abschließendes Urtheil dürfte hier allerdings schwerlich schon zu gewinnen sein, doch läßt die unbefangene Betrachtung wohl mit einiger Sicherheit auf den Gang der Entwickelung schließen. Man kann annehmen, daß weder bei der Gemeindeverwaltung noch bei der höheren und der obersten Verwaltung auf gleichheitliche Formen zu rechnen, mögen mehr oder weniger verwandte Formen in Aussicht stehen. Bei der Gemeindever-

haben wie erwähnt „Bezirke". Daß die Träger der Kreise verschiedene Bezeichnungen (Landrath, Kreisrath, Kreishauptmann, Amtshauptmann, Kreisdirektor, Bezirksdirektor) führen, ist für den Augenblick von minderer Bedeutung. Ob die neue Gerichtsverfassung einheitliche Amts- und Würdenbezeichnungen bringen wird, darüber hat noch nichts verlautet.

waltung kommt der Gegenſatz von Stadt und Land, der unter den Einflüſſen der alten Wirthſchaftsgeſetzgebung und der dadurch bedingten Verbildung des Gemeindebürgerrechts fälſchlich zurückgedrängt worden, mehr und mehr zur Anerkennung und dadurch vermittelt ſich ein in Stadt- und Landgemeinderecht zerfallendes gemeines deutſches Gemeinderecht. Bei der höheren Verwaltung wäre die innigere Uebereinſtimmung der Verwaltungseinrichtungen nicht einmal zu wünſchen, weil ſie nur auf Koſten der Einzelbrauchbarkeit und Einzelangemeſſenheit zu erfolgen vermöchte. Die Dinge ſind zudem gerade auf dem Gebiete ſo im Fluſſe, ſie ſind noch ſo wenig abgeklärt, daß eine innigere Uebereinſtimmung der höheren Verwaltungseinrichtungen überall nicht für wahrſcheinlich gelten kann. Die oberſte Verwaltung befindet ſich theils durch die Ausbildung der oberen verwaltungsgerichtlichen Inſtanz, theils durch die in Gang kommende Umgeſtaltung des Miniſterialſyſtems im Sinne ſtrafferer Zuſammenfaſſung und größerer Vereinfachung in reger Entwickelung. Dieſe Entwickelung kann jedoch, ſie wird nur zu ſchärferer Ausprägung der Einzelverhältniſſe führen. Was die oberſte Verwaltung Gemeinſames aufweiſen ſollte, das wird der genauen Anpaſſung an die Reichseinrichtungen, es wird der Rückſicht auf das erleichterte Zuſammenwirken mit den Reichsorganen zuzuſchreiben ſein. Die früheren Anſchauungen von der Bundesſtaatsform ſchieden das Geſammtſtaatsweſen völlig von den Einzelſtaatsweſen, ſie hielten das Sonderleben derſelben nicht nur für möglich, ſondern für geboten. Die nordamerikaniſchen Vereinigten Staaten und die Schweiz haben eine derartige Doppeltheilung des Bundesſtaatsweſens bereits als unausführbar erwieſen und der deutſche Staat thut ihre Unausführbarkeit noch in erhöhtem Maße dar. Nur die lebendigſte Wechſelwirkung von Reich und Ländern vermag die deutſche Bundesſtaatsform zur Verwirklichung zu bringen und dieſe Wechſelwirkung zu pflegen, zu fördern, iſt der deutſche Kreis eine der wichtigſten, bedeutungsvollſten Einrichtungen. Es mögen noch Jahre hingehen, wenn die Zeichen nicht trügen, bedarf es keines Jahrzehents, daß der deutſche Kreis ſeinen Namen voll verdienend die gleichheitliche niedere Verwaltungsform in allen Ländern des Reiches bildet.

Th. Landgraff.

Das Mauſergewehr und die Fechtweiſe der Infanterie.

Das neue Infanteriegewehr iſt nunmehr an einige Armeecorps ausgegeben worden. In der Zuſammenſetzung der inneren Theile dieſer Waffe iſt die Aufgabe gelöſt, nur durch die zwei unvermeidlichen Bewegungen des

Oeffnens und Schließens des Laderaums zugleich die Schlagfeder zu ſpannen. Das Abdrücken macht dann die letztere frei, der vorgeſchnellte Bolzen trifft das Zündhütchen im Boden der metallnen Patrone und dieſe letztere wird beim neuen Oeffnen als leere Hülſe ausgeworfen. Durch dieſe Einrichtung iſt die Möglichkeit gegeben, ſo ſchnell und oft zu ſchießen, wie mit dem tragbaren Patronenvorrath und der Muskelkraft eines Mannes vereinbar iſt. Noch leichter aber, als dieſe durch den Rückſtoß des Gewehrs ermüdet wird, verliert das Auge durch die Erregung der Nerven und des Blutes die Fähigkeit, den Lauf ſicher auf ein Ziel zu richten. Indeß muß hierauf überhaupt häufig verzichtet werden, denn es verſchleiert der Pulverrauch die Umgebung und außerdem vermag nur ein nicht allzugroßer Theil ſelbſt gut geſchulter Soldaten im Augenblicke der eigenen Gefahr jede Wallung zu unterdrücken. Wie wäre es ſonſt möglich, daß bei der Fluth von Geſchoſſen, welche eine feuernde Linie heut in jeder Sekunde ſchleudert, der alte Troſtſpruch von Friedrichs Grenadier dennoch Recht behält: „Eine jede Kugel die trifft ja nicht!“ Dies iſt jedenfalls eine der Erwägungen, welche veranlaßt haben, daß von der Einführung einer noch ſchneller feuernden Gewehrart, wie in Europa nur die Schweiz eine ſolche beſitzt, gänzlich abgeſehen worden iſt. Dies ſogenannte Repetir- oder Magazingewehr giebt nämlich die Möglichkeit, aus einem Patronenvorrath, der im Gewehr z. B. unter dem Laufe aufgeſpeichert liegt, dieſem die Geſchoſſe zuzuführen. Das ſogenannte Werdergewehr der Bayern beſitzt dieſelbe Ladegeſchwindigkeit, wie das neue Gewehr — „Modell 1871“ heißt es in der Dienſtſprache — und wird wegen ſeiner erprobten Tüchtigkeit gewiß noch auf längere Zeit beibehalten werden. Für alle die Truppen, welche das Zündnadelgewehr geführt haben, wird die neue Waffe ſchon den nicht unweſentlichen Vortheil haben, daß ſie in der Form und Handhabung an das erſtere erinnert. Es leuchtet ein, daß hierdurch in der Uebergangszeit die Mannſchaft leichter mit ihren Eigenthümlichkeiten vertraut wird. Auch bleiben die altgewohnten Kommandoworte faſt unverändert. Es iſt anzunehmen, daß die Fertigkeit im Gebrauch des Gewehrs bei der bekannten Sorgfalt in den Schießübungen bald in demſelben Maße wird in Fleiſch und Blut des deutſchen Heeres übergegangen ſein, als dies für das Zündnadelgewehr in ſo anerkannt vorzüglicher Weiſe erreicht worden iſt. Das Mauſergewehr giebt dem Geſchoß eine flach „ſchneidende“ („raſante“) Flugbahn, d. h. dieſes hat wegen ſeiner großen Geſchwindigkeit auf einer Strecke des Flugs jedesmal verhältnißmäßig wenig Zeit zum Fallen. Man braucht daher, um das Fallen auszugleichen, den Lauf verhältnißmäßig nur wenig höher zu richten und das Geſchoß fliegt ſchon in größerer Entfernung vor dem Ziel in ſo mäßiger Höhe, daß es Reiter und Leute zu Fuß treffen kann. Hierdurch wird die ganze Gegend

des Ziels unſicher gemacht. Somit wäre in nicht allzulanger Friſt ein Mangel beſeitigt, den unſer Heer dem franzöſiſchen gegenüber vielfach empfunden hat. Das neue Modell iſt vor ſeiner endgültigen Feſtſtellung ſo vielſeitig geprüft worden, daß wir zu ſeiner Dauerhaftigkeit und Zweckmäßigkeit für den Feldgebrauch großes Vertrauen hegen dürfen.

Allein nicht nur in Bezug auf die Bewaffnung gab der letzte Krieg zu denken, ſondern die wichtigſten Erfahrungen ergaben ſich aus dem Umſtande, daß zum erſten Male zwei große Heere, jedes mit Hinterladern bewaffnet, einander bekämpften. Im amerikaniſchen Kriege ſind das immer nur Bruchtheile der Heere geweſen. Die angeſtellten Erwägungen haben nun zunächſt zu dem negativen Reſultat geführt, daß gewiſſe Formationen (— Aufſtellung und Bewegung in tieferen Maſſen —) beim Angriff gegen ein weittragendes und ſchnell feuerndes Gewehr ſtets mit unmäßigen Verluſten verbunden ſind. Man hatte eine ähnliche Wirkung bereits im Jahr 1866 beobachtet, wo die öſterreichiſchen Bataillone durch das preußiſche Schnellfeuer furchtbar litten; man hatte die gefährlichen Eigenſchaften des Chaſſepotgewehrs wohl erwogen, und in der That ergiug auch kurz vor Beginn des Krieges 1870 an die höheren Truppenführer ein Erlaß, welcher die für den Kampf als zweckmäßig erachteten Grundſätze kurz ausſprach Allein es zeigte ſich, wie ſchwer es iſt, altgewohnte Formen, in denen Führer und Leute geübt ſind, neuen Verhältniſſen entſprechend ſchnell zu ändern. Dieſer Schule und der perſönlichen Tapferkeit der Einzelnen verdankten wir einen großen Theil des Sieges, die taktiſchen Formen indeß zeigten ſich als noch nicht ausreichend auf die Wirkung der neuen Infanteriewaffen berechnet. Die Umwandlung bahnte ſich bereits im Feldzuge ſelbſt an. Denn die Fechtweiſe gegen die Heere der Republik iſt erheblich unterſchieden von derjenigen in den erſten großen Schlachten. Nach der alten Fechtweiſe folgten der Linie der Schützen kleinere Unterſtützungstrupps, weiter ein ſogenanntes Vortreffen und auf etwa 400 Fuß das Haupttreffen. Die Idee, welche dieſer Form zu Grunde liegt und welche nach wie vor für das Infanteriegefecht maßgebend bleibt, iſt dieſe: das Vortreffen wird während des Vorrückens gegen eine feindliche Stellung in das Schützengefecht hineingezogen und verbraucht, der Reſt des Haupttreffens ſoll den durch das Feuer erſchütterten Feind aus ſeiner Stellung vertreiben. Es erwies ſich nun, daß Vor- und Haupttreffen faſt gleichzeitig in den Bereich eines mörderiſchen Feuers traten. Das Vortreffen löſt ſich in Folge der reißenden Verluſte von ſelbſt in einen Schützenſchwarm auf, die tiefen Kolonnen des Haupttreffens leiden ungeheuer, ſie theilen ſich nun erſt in kleinere oder ſie löſen ſich ebenfalls auf und alles drängt in die erſte Linie. Dieſe ganze aufgelöſte Maſſe verſuchte dann den Anlauf gegen die feindliche Stellung. Das

Uebermaß der Verluste gebot jedoch häufig ein Halten und der Einbruch gelang erst, wenn die sicher einschlagenden Granaten die Schützengräben des Feindes etwas geleert hatten, oder das Vordringen der Flügel denselben zum Weichen zwang. Bei den Bestrebungen, neue Formen für den Angriff zu ersinnen, ist man anfangs darin zu weit gegangen, daß man hauptsächlich an die Verminderung der Verluste dachte. Man zergliederte die Abtheilungen hinter der ersten Schützenlinie in soviele kleine Bruchtheile, daß dieselben sich auf einen großen Raum vertheilten. Allein wenn auch durch dies Mittel die großen Kolonnen — die besten Zielpunkte für den Vertheidiger — verschwinden, so ist die Sicherheit nicht größer geworden. Denn entweder schießt der Gegner auf den ganzen Raum, oder die Kugeln, welche in der ersten Linie niemanden treffen, haben die Wahrscheinlichkeit für sich, in eine der vielen Gruppen dahinter einzuschlagen. Noch größer würde durch eine derartige Gliederung die Treffwahrscheinlichkeit der Granatsplitter werden, welche auf diesem Raum niederfallen. Einen äußerst günstigen Erfolg würde vollends ein Reiterangriff gegen solche zerstreute Gruppen versprechen.

Zweierlei muß man nun als unabänderlich durch die heutigen Verhältnisse bestimmt hinnehmen: einmal, die Verluste sind bei der flachen Flugbahn und der Tragweite der Gewehre durch die Aufstellungsformen des Fußvolkes — außer durch Vermeidung der tiefen Haufen — nicht erheblich zu vermindern; zweitens, ein Angriff „in der Front" ohne äußerst kräftige Vorbereitung durch Artillerie und gleichzeitige Umfassung des Gegners wird nur unter furchtbaren Opfern gelingen. Es giebt aber Fälle, wo ein solcher Angriff „in der Front" nicht zu vermeiden ist, die Frage ist daher, wie diese Opfer die sicherste Aussicht auf Erfolg gewähren.

In der großen Tragweite der neuen Waffen liegt nun die Verführung, beim Angriff in größerer Entfernung Halt zu machen und das Gewehrfeuer zu eröffnen. Dasselbe wird aber dem Gegner in seinen Deckungen wenig schaden; die eigenen Verluste mehren sich durch den Aufenthalt; es ist schwer eine feuernde Linie in Ordnung wieder weiter vorzuführen u. a. m. Es empfiehlt sich daher, unter Nichtachtung der Verluste ohne Aufenthalt in solche Nähe des Feindes vorzudringen, daß man ebenso sicher trifft, wie er selbst den Angreifer, also etwa 3—400 Schritt vor der Stellung. Während es aber bisher Regel war, vor der Eröffnung des Schützengefechts möglichst wenig Schützen „aufzulösen", muß die Zahl derselben jetzt sofort so groß sein, daß trotz der Verluste eine genügende Anzahl bis auf die erwähnte Entfernung vordringt. Die Linie der Schützen muß daher sehr dicht sein und zur Füllung der eingerissenen Lücken kleine Abtheilungen hinter sich haben, welche in dem Moment, wo die Schützen das Feuer eröffnen, gänzlich in die erste Linie eingerückt sind. Es wird für die Verluste gleichgültig sein,

ob diese „Unterstützungstrupps" geschlossen oder gleichfalls als Kette auseinandergezogen folgen. Für die Ordnung empfiehlt es sich, dieselben möglichst lange geschlossen zu halten.

Diese „Vortruppe" muß durch schnelle Bewegung unter gleichzeitigem Niederwerfen und Wiederaufspringen nach kurzem Verschnaufen die Verluste zu mindern suchen. In der erwähnten Entfernung vor dem Feinde wirft sie sich nieder und beginnt das Feuer, das sich nun in den folgenden Minuten auf beiden Seiten zu unbeschreiblicher Heftigkeit steigert. Die einzelnen Theile der angreifenden Schützenlinie werden nach vorwärts Raum zu gewinnen suchen und gegenseitig sich unterstützen. Alles drängt mit Ungestüm zu der Entscheidung, denn jeder fühlt, daß ein Zurückweichen sichern Tod bringt. In diesen Momenten muß die Haupttruppe eintreffen, um die Lücken zu füllen und durch ihre geschlossene Haufen den Anstoß zum Sturmlauf zu geben. An diese ballen sich die zerstreuten Schwärme heran, und dem Drucke dieser Massen soll der Einbruch gelingen. Die Haupttruppe darf daher nicht erheblich weiter hinter den Schützen zurückbleiben, als dies bisher angenommen wurde und dieser Raum muß sich während des beginnenden Feuergefechts so verringern, daß dieselbe im höchsten Moment der Krisis hart hinter den Schützen in der größten Nähe des Feindes ankommt. Als Form für diese Bewegung muß bereits in weiterer Entfernung vom Feinde die Compagnie-Kolonne (etwa 40 Schritt breit und 12 Schritt tief) gewählt werden. Um der verschiedenartigen Wirkung des Granat- und Gewehrfeuers zu begegnen, können aus dieser Form auch andere nach momentanem Bedarf (die Linie oder Colonnen mit schmalerer Front) gebildet werden. Wenn der Angriff in dieser Form zum Stutzen oder gar zum Weichen kommt oder ein Gegenstoß droht, dann gilt es aus den in dichteren Massen zurückgehaltenen Truppen (2tes resp. 3tes Treffen) neue Körper loszutrennen und die Lücken zu stopfen, immer aber muß das Bestreben dahin gehn, mit den Schützen möglichst geschlossene, stoßfähige Massen an und in den Feind zu bringen. Schon hieraus dürfte sich ergeben, daß die Anforderungen, welche die neue Bewaffnung an die Fechtweise stellt, keine wesentlich neuen Formen bedingen. Mit der Vermeidung der alten Bataillons-Colonnen im Feuer ist das wichtigste geleistet.

Es besteht das wohlbewußte Streben bei der Friedensschule, den Gedanken zur lebendigen Ueberzeugung zu machen, daß gegenüber der vernichtenden Wirkung der heutigen Waffen vor Allem ein einheitliches gleichzeitiges Zusammenwirken größerer Massen nach vollkommener Entwicklung einer Front von genügender Breite den Erfolg sichert. Wie schwer dies ist, zeigt sich besonders bei einigen überraschend entstandenen Kämpfen des letzten Krieges. Grundbedingung für die Erreichung dieses Ziels ist natürlich stets

die Klarheit in der Anwendung und Wahl der Formen. Das vorzügliche preußische Reglement spricht schon in seinem Neuabdruck 1870, welcher zufällig am 3. August, dem Vorabend von Weißenburg, abgeschlossen ist, viele Erfahrungen des kommenden Krieges aus. Die vollkommene Belebung dieser Vorschriften für die Ausbildung ist seither das Ziel der eifrigen Bemühungen gewesen.

Bei dieser Entwickelung ist man bestrebt eine Art Dualismus gänzlich auszugleichen, welcher in den Uebungen der Infanterie zuweilen sich bemerklich machte. Es bestand immer noch eine gewisse Trennung der Formen bei dem sogenannten Exerciren und den Felddienstübungen und Manövern. Das erstere lehrt die Formen eines in regelmäßigen Figuren in der Weise der friedericianischen Kämpfe sich abspielenden Gefechts — bataille rangée nennt es der leidige Kunstausdruck. Bei den beiden anderen hat die Compagnie-Kolonnentaktik, deren Formen durch die mannigfaltigen Boden- und Gefechtsverhältnisse bedingt werden, ihre höchste Ausbildung und Vervollkommnung erfahren. Auf dem Exercierplatz müssen, um einige Mannigfaltigkeit in die Uebungen zu bringen, nothwendig Bewegungen gemacht werden, die man in Wirklichkeit, d. h. im feindlichen Feuer, nicht mehr für ausführbar hält. Auch muß die Schulung größerer Truppenmassen auf dem Exercierplatz und nicht im sogenannten „Terrain" beginnen, aber daß es durchaus nöthig ist, eine genaue Gleichartigkeit der Formen in beiden Uebungszweigen zu beobachten, ist anerkannt. Die Gewohnheiten des Exercierplatzes, d. h. die gleichmäßige Bewegung größerer Massen, müssen mehr und mehr auf die Uebungen im Terrain übertragen werden und der Exercierplatz muß die Schule für die Formen des zerstreuten Gefechts ganzer Bataillone sein.

Es wird unnöthig sein auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, welche der Charakter des heutigen Infanteriegefechts für die Ausbildung der einzelnen Soldaten mit sich bringt. In wenigen Minuten nach dem Eintritt in das feindliche Feuer sind die Reihen gelichtet, das ununterbrochene Knattern des Gewehrfeuers mehr noch als das Krachen der Geschütze macht das lauteste Commandowort in geringer Entfernung verfliegen, bald sind die meisten Führer ihrer Pferde beraubt und viele getroffen, die Kolonnen, anfangs die Lücken durch Zusammendrängen schließend, werden leicht durch das Uebermaß der Verluste in einen Schwarm aufgelöst. Was kann in solcher Lage, wo der Einfluß der Führer häufig ganz aufhört, anders helfen, als die unwandelbare Gewöhnung des Soldaten, auf dem einmal bezeichneten Wege gegen den Feind vorzudringen, auch ohne den Ruf des Führers zu vernehmen; was sonst, als die verständnißvolle Auffassung der Gefechtslage durch jeden Einzelnen und die gegenseitige Unterstützung aller nebeneinander Fechtenden zur Erreichung des gemeinsamen Ziels! Die Ausbildung zu diesen Aufgaben

hat mehr noch wie auf die Fertigkeit, auf den Charakter des Mannes zu wirken und das ist es, was der milizlustige Laie wohl nicht erwägt, wenn er Minderung der Dienstzeit verlangt. Daß im Uebrigen unter gleichen Verhältnissen die Verluste bei schlechter ausgebildeten Truppen stets größer sind, wie bei gut geschulten, bewies schon der Feldzug 1864 gegen Dänemark. Die Oesterreicher litten dort bei ihren braven Angriffen verhältnißmäßig erheblich mehr als die Preußen, selbst wenn man das Uebergewicht in Anschlag bringt, welches diesen das bessere Gewehr verlieh.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Das neue russische Wehrpflichtgesetz. — Man ist häufig geneigt, an die Einführung umfassender Reformen in öffentlichen Verhältnissen übertriebene Erwartungen zu knüpfen. Eines solchen Irrthums haben sich manche schuldig gemacht, die ein öffentliches Urtheil über das neue russische Wehrgesetz abgegeben haben. Da soll mit einem Schlage die Wehrkraft des russischen Reiches verdoppelt, die Russen nach Art der Deutschen ein Volk in Waffen geworden sein. Wir wollen davon ganz absehen, daß eine so gewaltige Reform, wie die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, erst nach und nach überhaupt recht zur Geltung kommen kann, und daß dazu jedenfalls in Rußland längere Zeit erforderlich sein wird, als irgendwo sonst; wir wollen einfach die Bestimmungen des neuen russischen Wehrgesetzes in ihrer Tragweite für das russische Heer und russische Reich selber zu würdigen suchen. Das Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht des russischen Volkes läßt die eigentliche Heerorganisation völlig unverändert, es zieht nur diejenigen Klassen zum Militärdienst mit heran, die bisher gesetzlich, wenn auch durchaus nicht faktisch, von demselben befreit waren. Wenn diese Ausdehnung der Militärpflicht nun auf die Vergrößerung des Heeres einen irgendwie bedeutenden Einfluß haben sollte, so müßten eben jene früher befreiten Klassen eine sehr große Quote der Bevölkerung repräsentiren. Um darüber zur Klarheit zu kommen, theilen wir hier die in dem großen statistischen Werke des russischen Generalstabs vom Jahre 1871 über die verschiedenen Klassen der russischen Bevölkerung gegebenen Daten mit. Danach bestand: der Erbadel aus 677,417, der persönliche Adel aus 296,675, die Geistlichkeit aus 611,054, der privilegirte Bürgerstand (ohne Kaufleute) aus 27,303 und die privilegirte Kaufmannschaft aus 465,996 Personen. Alle die privilegirten Stände machten also zusammen 2,078,445 Personen aus, während derjenige Theil der Bevölkerung, der zum Ersatz des Heeres herangezogen

wurde, 54,689,634 Seelen betrug. Alle dieſe Zahlen beziehen ſich nur auf die Bevölkerung des europäiſchen Rußlands, der Vollſtändigkeit halber ſei noch hinzugefügt, daß die zum Militäretat gehörigen Familien zuſammen 4,046,916 Perſonen zählten, während in Rußland 86,611 Perſonen lebten, die nicht ruſſiſche Unterthanen waren. Wenn wir von den beiden letzten Zahlen abſehen, ſo war alſo bisher nur der 27. Theil der Bevölkerung vom Heeresdienſt befreit; oder wenn wir die in den letzten Jahren zur Aushebung gekommene Ziffer — 150,000 Mann — zu Grunde legen, ſo würden demnach jetzt, wo alle Stände an der Rekrutirung theilnehmen ſollen, nur 5500 Mann jährlich mehr auszuheben ſein, wenn überall — was jedoch nicht der Fall iſt — in Folge des neuen Wehrpflichtgeſetzes die Aushebungsquote vergrößert werden ſollte.

Das Wehrpflichtgeſetz enthält keine Beſtimmung über die Anzahl der Rekruten, die jährlich ausgehoben werden ſollen; es iſt dies dem Beſchluß des Kaiſers in Uebereinſtimmung mit dem dirigirenden Senat vorbehalten. Es läßt ſich alſo nicht mit Beſtimmtheit vorherſagen, wie hoch ſich die Ziffer des jährlichen Erſatzes für die ruſſiſche Armee belaufen wird, allein ſie läßt ſich mit einem ſehr hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit berechnen. Es ſind die Grenzen für die Höhe des Erſatzes nämlich gegeben durch folgende Verhältniſſe: 1) Durch die Fixirung der Friedensſtärke des Heeres zu 750,000 Mann und durch die Beſtimmung, daß die allermeiſten Truppentheile, mit Ausnahme der Garde und der Kaukaſiſchen Truppen, im Frieden auf dem Kadrefuß ſtehen ſollen, — 2) durch die unveränderte Beibehaltung der jetzigen Heerorganiſation und die dadurch bedingte unveränderte Anzahl und Größe der Truppentheile, — 3) durch die Feſtſetzung der aktiven Dienſtzeit zu 6 Jahren, — und endlich 4) durch die Beſtimmung, daß nur ein Theil der dienſttüchtigen Wehrpflichtigen jährlich dem ſtehenden Heer zugeführt werden ſoll, während der Reſt unmittelbar in die Reichswehr übertritt. Wenn wir uns nun bei unſerer Berechnung an den Hauptbeſtandtheil der Armee, die Infanterie, halten, ſo finden wir, daß die Friedensſtärke der ca. 600 Bataillone, aus denen ſie beſteht, ſich mit den Chargen auf ca. 400,000 Mann, ohne dieſelben auf etwa 320,000 Mann beläuft; da die Dienſtzeit eine ſechsjährige iſt, ſo ſollte demnach der jährliche Erſatz, wenn man den natürlichen Abgang mit in Anſchlag bringt, ſich auf 60,000 Mann belaufen. Da aber die ſechsjährige Dienſtzeit das Maximum ausmacht, und dem Kriegsminiſter geſetzmäßig freie Hand zur Einſchränkung derſelben gelaſſen iſt, ſo ſteht zu erwarten, daß die Dienſtzeit faktiſch kaum mehr als 4 oder 5 Jahre betragen und ſich danach die Höhe des jährlichen Erſatzes für die Infanterie auf ca. 90,000 Mann ſtellen werde. Dies ſtimmt mit einer Rekrutenanzahl von 150,000 Mann für die geſammte Land- und

Seemacht, wie sie in den letzten 4 Jahren ausgehoben ward, gut überein, und es ist demnach anzunehmen, daß die jährliche Aushebung auch in Zukunft diese Ziffer nicht überschreiten werde, wofür auch noch der Umstand spricht, daß die Aushebungsziffer im Jahre 1870 gerade mit Rücksicht auf die bevorstehenden Reformen von 100,000 auf 150,000 erhöht ward.

Es ist nach allem Vorstehenden daher nicht wohl einzusehen, wie durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eine Verdoppelung des russischen Heeres bewirkt worden sein oder in Aussicht stehen sollte. Es ist im Gegentheil durch das neue Wehrpflichtgesetz — wenigstens vorläufig — der Erwartung ein Ende gemacht worden, welche man bis zur Promulgirung desselben zu hegen Ursache haben konnte, nämlich daß schon im Frieden eine der Stärke der aktiven Armee entsprechende Anzahl von Reservekadres aufgestellt werden würde. Es schien eine Zeit lang in der That, als ob dies geschehen würde, nur daß man über die Prinzipien der Organisation nicht recht zur Einigkeit kommen könne. Es ward sogar ein Truppentheil der Reserve errichtet, nämlich ein Gardereservebataillon zu 4 Kompagnien, das im Fall einer Mobilisirung zu einem Regiment von 4 Bataillonen entwickelt werden sollte; allein es ist bei dieser einen Formation geblieben und es verlautet durchaus nichts über eine Fortsetzung in dieser Richtung. Das neue Wehrpflichtgesetz aber spricht nur von Errichtung von Truppentheilen der Reserve für den Fall eines Krieges, was also soviel sagen will, daß diese — wenn man den rapiden Verlauf der modernen Kriege in Erwägung zieht — nicht zur aktiven Theilnahme am Kriege werden gelangen können. Es ist wohl wahr, daß die Mannschaft, aus welcher die Truppentheile der Reserve gebildet werden sollen, größtentheils aus gedienten Soldaten besteht, allein in Folge der ganz eigenthümlichen Lokalverhältnisse Rußlands werden diese Leute bunt durcheinander gewürfelt werden, und selten werden sich in einem neuformirten Truppentheil recht viele Leute zusammenfinden, die einst mit einander gedient hatten. Das Schlimmste bei der Sache aber wird die Beschaffung der Chargen sein. Die russische Armee ist schon an und für sich sehr sparsam mit Offizieren versehen und wird schwerlich viele aktive Offiziere zu den Truppentheilen der Reserve abgeben können. Einen außerordentlichen Vorrath von Offizieren aber hat Rußland wenigstens jetzt noch nicht, und es soll ein solcher also erst gebildet werden. Ob die neuen Bestimmungen des Wehrpflichtgesetzes über den Ersatz des Offizierkorps durch die Freiwilligen hiezu das rechte Mittel sein werden, lassen wir dahingestellt sein, jedenfalls aber wird eine geraume Zeit vergehen, bis die nöthige Zahl von Reserveoffizieren erreicht ist, und wenn dann der Mobilisirungsfall eintritt und die Reservetruppentheile gebildet werden sollen, so werden Offiziere und Mannschaften zusammengestellt, die nie im Kommandoverhältniß zu ein-

ander gestanden, einander nie gesehen haben. Daß solche Truppentheile mit der Zeit kriegstauglich werden können, ist einzuräumen, allein daß sie bei ihrer ersten Formirung nicht sofort kriegstauglich sind, wird wohl Niemand bestreiten.

Man vergleicht so oft die russischen Heeresinstitutionen mit den deutschen und meint nun, daß nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Rußland die Aehnlichkeit zwischen beiden gar groß geworden sei. Wenn nun auch die Losung zum Behufe der Aushebung und die Bildung einer Art Ersatzreserve, welche aus den 4 jüngsten Jahrgängen der Reichswehr bestehen soll, nach dem Muster der preußischen Vorschriften geschehen wird, so besteht doch die Grundverschiedenheit zwischen der deutschen und der russischen Heeresmacht darin, daß die erstere eine stets schlagfertige Reserve besitzt, während die Reserve der anderen beim Ausbruch eines Krieges erst gebildet werden soll. Weder zur Vergrößerung des Heeres an sich, noch auch zu einer größeren Schlagfertigkeit desselben hat also das neue Wehrpflichtgesetz Rußlands beigetragen. Neben der militärischen Bedeutung desselben kommt jedoch noch die politische oder vielmehr sociale in Betracht.

Eins der Hauptmomente, das gewöhnlich zu Gunsten der allgemeinen Wehrpflicht angeführt und ganz besonders auch in Bezug auf ihre Einführung in Rußland geltend gemacht wird, ist der Umstand, daß durch die Einreihung einer großen Anzahl junger gebildeter Leute in die Armee derselben viele intelligente Elemente zugeführt werden, wodurch also nicht allein das geistige Niveau des Heeres an sich erhöht, sondern auch die roheren Elemente durch den beständigen Umgang mit den geistig höher stehenden abgeschliffen und verfeinert werden. Das hat im allgemeinen gewiß seine Richtigkeit, wenn es auch in der Praxis vielfach geschehen mag, daß die jungen Leute der sogenannten besseren Klassen sich eng an einander schließen und so einen selbständigen Kreis inmitten der militärischen Gesellschaft, zu der sie gehören, zu bilden suchen. Was aber die russische Armee betrifft, da dürfte der Sauerteig, der ihr nach dem Inslebentreten der allgemeinen Wehrpflicht durch den Zugang an jungen intelligenten Leuten zugeführt werden wird, wenigstens in der nächsten Zukunft geringer sein, als in irgend einem anderen Lande, da das numerische Verhältniß zwischen der ländlichen und der städtischen Bevölkerung — welche letztere im allgemeinen eine weitaus größere Menge gebildeter Elemente umfaßt, als die des platten Landes — in Rußland ein so überaus ungünstiges ist, indem die städtische Bevölkerung (alle privilegirten Stände darin eingerechnet) nur 6,361,321, die ländliche dahingegen 49,484,665 Individuen ausmacht, was also einem Verhältniß wie 1:6 entspricht, während in anderen Ländern das Verhältniß zu Gunsten der städtischen Bevölkerung beträchtlich davon abweicht. Ein Städter,

der ſich zwiſchen 6 Bauerburſchen befindet, wird nicht leicht ſeine geiſtige Ueberlegenheit ihnen gegenüber geltend machen können, ſondern wird eher auf ihr Niveau herabgedrückt werden. Dazu kommt noch, daß nach dem ruſſiſchen Wehrpflichtgeſetz den jungen Leuten von hervorragender geiſtiger Bildung der Dienſt ſo ungemein leicht gemacht iſt, daß ſie in 2, reſp. 4 Monaten Unteroffiziere und in 3, reſp. 6 Monaten Offiziere werden können. Dieſe gehen für das Werk der geiſtigen Anregung der großen Maſſe im Heere vollſtändig verloren, denn ſie können, da ſie ſchnell ausgebildet werden ſollen, nicht mit den anderen Rekruten zuſammen unterrichtet werden. Somit ſcheint es auch in dieſer Hinſicht gerathen, die Erwartungen in Betreff der Wirkungen der Reform nicht zu hoch zu ſpannen. In Summa: wenigſtens für die nächſten 6 Jahre wird man getroſt und ohne einen bedeutenden Fehler zu begehen, zur Beurtheilung der ruſſiſchen Wehrkraft denſelben Maßſtab anlegen können, wie im gegenwärtigen Augenblick.

Reichslandesbericht. Vom Oberelſaß. — Die Wiedereinführung des Straßburger Gemeinderaths in ſeine geſetzliche Thätigkeit hat nur ein kurzes Intermezzo gebildet. Eigentlich kann der Kenner und Freund der hieſigen Entwickelung über dieſe Wendung nicht böſe ſein. Gewiß werden die Elſäſſer am eheſten der deutſchen Sache gewonnen werden, wenn man ſie zu der ihnen bis zum Jahre 1870 in Wahrheit unbekannten Selbſtverwaltung in den Gemeinden und Bezirken erzieht, aber die Durchführung dieſer Aufgabe wäre bei dem gegenwärtigen Stande der Geſetzgebung und bei der bewieſenen Fähigkeit der Behörden unmöglich. Wohl hat die Verwaltung von Anbeginn an den Gemeinden möglichſt große Freiheit bewilligt und ſich von Einmiſchung in deren Angelegenheiten ſelbſt dann fern gehalten, wenn das Geſetz eine ſolche vorſchrieb. Dennoch iſt ſeitens der deutſchen Verwaltungsbehörden bei Ausführung dieſer als Richtſchnur in der bekannten Rede des Reichskanzlers über die Pariſer Commune aufgeſtellten Regel nicht das Verſtändniß gezeigt worden, welches in Deutſchland vorausgeſetzt ward. Thatſache iſt, daß die größte Zahl der Gemeinden ſeit dem Kriege ſchlechter verwaltet wird, als in franzöſiſcher Zeit, daß eine Ausnahme hiervon nur in ſolchen Gemeinden gefunden wird — aber keineswegs in allen —, in denen ſchon ſeit langen Jahren bewährte Maires am Ruder blieben. Durch dieſe Mißwirthſchaft hat auch das Anſehen der Verwaltung gelitten, denn man iſt aus franzöſiſcher Zeit gewohnt, dieſelbe, da von ihrem Winke ja doch Alles abhing, für alle offen zu Tage tretenden Fehler verantwortlich zu machen. Das faſt rein negative Verhalten der Verwaltungsbehörden gegenüber den Gemeinden wird allgemein in Elſäſſer Kreiſen als Schwäche, als neuer Beweis für den noch lange nicht erſchütterten Glauben aufgefaßt,

daß Deutschland selbst sich nur als zeitweiligen Besitzer des Landes ansehe. Es sind bald drei Jahre, daß ich an dieser Stelle die Regierung tadelte, daß sie bei den damals — Ende Juli — veranstalteten Gemeindewahlen sich vollständig neutral verhielt. Gegenüber einem Wahlgesetz, welches auch für Gemeindewahlen nicht die nothwendige Interessenvertretung erzwingt, sondern dieselben ebenfalls dem allgemeinen Wahlrecht der Staatsbürger unterwirft, gegenüber einer Bourgeoisie, welche nicht nur die ihr gebührende Zahl von Sitzen, sondern fast die Alleinherrschaft in den Gemeindecollegien nicht ihrer eigenen Agitation, sondern dem Einflusse der Regierungsorgane zu danken gewöhnt war, überließ man die Wahlcomitien in einer Zeit, in welcher unter den Nachwehen des Krieges noch alle Verhältnisse unklar, die in der Bürgerschaft angesehenen Glieder derselben aber, falls sie öffentlich hervorzutreten gewagt hätten, dem Verräthergeschrei ausgesetzt waren, das erste Mal sich selber, und lediglich der allgemeinen Betäubung, dem noch immer fortdauernden Geknatter bei den Massenhinrichtungen der Communarden war es zu danken, daß die gemäßigten Parteien nicht überall, namentlich nicht in den Städten, den extremsten, sondern nur Protestparteien unterlagen. Entgegen dem französischen Gesetz und Gebrauch wurden die von den Gemeinderäthen vorgeschlagenen Bürgermeister und Adjuncten selbst dann bestätigt, wenn dieselben wie in Straßburg mit ihrer oppositionellen Haltung schon vorher möglichst Lärm geschlagen hatten. Der Umstand, daß damals den deutschen Beamten die Personalkenntniß fehlte, konnte wenigstens für größere Gemeinden nicht zutreffen, ja mancher freute sich wohl der Niederlage eines alten Maires, der mit Einsetzung seiner persönlichen Freiheit den immer wachsenden Ansprüchen auf Contributionen, Steuern u. s. w. selbständig entgegengetreten war. Neben neue Bürgermeister traten in Folge der Option, in Folge von Versetzungen der meist als Gemeindeschreiber fungirenden Lehrer, in Folge von Feindschaften des neuen Bürgermeisters gegen den mit dem eben gestürzten Maire durch Jahrelange gemeinschaftliche Verwaltung befreundeten Mairesecretair neue Kräfte an Stelle der letzteren. Außer diesem sehr umfassenden Personenwechsel kamen dann die nicht minder großen Schwierigkeiten, die sich aus der neuen Geschäftssprache, vor allem aus einer Fluth neuer Gesetze und sich stets widersprechender, ergänzender und immer mehr verwirrender Instructionen ergaben. In diesem Wirrwarr überließ die Verwaltung die Gemeinden sich selbst, jedenfalls aus Princip und nicht wegen eigener Unkenntniß der Verhältnisse, denn noch heute spricht die Regierung nirgends in der Besorgung der Gemeindeangelegenheiten ein Wort mit, es wäre denn, daß eine solche Einmischung sich durchaus nicht umgehen läßt oder einzelne Kreisdirectoren ihren persönlichen Einfluß zur Förderung gewisser Bestrebungen z. B. von Schulbauten einsetzen. Der Uebergang aus einer

schablonenhaften Präfecturwirthschaft zum wirklichen Selfgovernment wird sich freilich nirgends ohne einen Theil der Mißstände machen, welche im Elsaß bemerkbar sind. Aber die Möglichkeit eines solchen Ueberganges ist denn doch nur da, wenn die Selbstverwaltung eine gesetzliche Grundlage erhält. Ein anderes System für Gemeinderaths- und Beamtenwahlen, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, Freiheit der Gemeinderäthe für ihren Zusammentritt, Geschäftsordnung u. s. w. sind die geringsten Erfordernisse, welche gesetzlich festgestellt werden müssen. So lange noch eine solche Regelung fehlt und jeden Augenblick die Verwaltung nach ihrer Willkür wieder in allen Angelegenheiten sich das entscheidende Wort anmaßen darf, können die Elsässer mit Recht von municipaler Freiheit noch nicht reden.

Mehr als durch die eben gerügten Umstände hat jedoch die Autorität der Regierung wegen ihres Verhaltens in Gemeindeangelegenheiten dadurch gelitten, daß sie mit Ausnahme von Straßburg nur mit geringer Strenge dann auftrat, wenn die Gemeindebehörden Beschlüsse faßten, welche in der grade beliebten Art nichts weiter als politische Demonstrationen sein sollten. Allerdings handelte es sich hierbei um Kleinigkeiten, die man nach rechtsrheinischer Anschauung als Lächerlichkeiten ignoriren würde. Unter französischer Herrschaft wurden aber derartige Maßregeln, weil sie das einzig noch mögliche Zeichen der Opposition waren, stets gerügt und das abweichende Verfahren der deutschen Verwaltung gilt jetzt als Schwäche. Wenn nun in Bezirken, in welchen die Oberherrschaft der deutschen Sprache nicht anfechtbar ist, die Gemeinden ihre gesammten Register, Protocolle und Verhandlungen — soweit sie nicht an deutsche Behörden gehen — französisch niederschreiben, wenn ohne Einschreiten der von der Regierung dazu berufenen Beamten die deutschen und die im Verdacht einer Zuneigung zur deutschen Herrschaft stehenden Elsässer von Gemeindecommissionen mit Quartierlast und Steuern besonders bedacht werden, wenn demonstrativ Gemeindevorstände von allen officiellen Gelegenheiten sich fern halten, bei denen sie mit deutschen Beamten zusammenkommen könnten, so finden nicht nur Einheimische, daß auf solche Weise die Regierung ihre Stellung nicht stärkt. Aehnliche Thatsachen liegen freilich nicht allein in der Gemeindeverwaltung vor. Bei der letzten kaiserlichen Geburtstagsfeier glänzten auch die einheimischen Beamten anderer Staatsbranchen meist — soweit man hört ohne alle Rüge, aber zur Verwunderung ihrer Mitbürger — durch ihre Abwesenheit. Während man im August v. J. durch ein unerwartet veröffentlichtes Gesetz den Vertretern der Kreise und Bezirke einen politischen Eid auferlegte, hört man heute noch nicht, daß nicht nur den Gemeindevorständen, sondern auch den nach bestehendem Recht unzweifelhaft als Staatsbeamte zu betrachtenden Geistlichen des christlichen und jüdischen Glaubens der gesetzliche Eid abverlangt wird. Ja es scheint derselbe nicht einmal von denjenigen gefordert zu werden, welche erst jetzt durch den Kaiser in neuen Aemtern auf Vorschlag bestätigt werden*). Ebensowenig sind bisher die Mitglieder der Handelsgerichte vereidigt, obwohl

*) Den Lesern ist namentlich aus den Friedberg'schen Werken bekannt, daß hier, zum Theil noch strenger als in anderen Theilen Deutschlands das in Preußen jetzt als eine Maßregel diocletianischer Kirchenverfolgung bezeichnete Einspruchsrecht gegen Anstellung von Geistlichen in viel schärferer Form, nämlich der Bestätigung besteht.

doch im letzten Sommer ziemlich 200 Notabeln ohne alle Weigerung den Beamteneid als Ergänzungsrichter bei den Friedensgerichten leisteten. Nicht nur in Metz wundern sich altdeutsche Interessenten über das von dem Generalprocurator den Handelsgerichten ertheilte, wenn auch nur mäßige Lob; man hört oft genug klagen, daß dieselben nicht allein die deutsche Sprache und das deutsche Recht — wenigstens das hier seit längerer Zeit eingeführte Handels- und Wechselrecht — sondern auch alle Deutsche als Fremde und Ausländer betrachten, denselben durchaus abgeneigt sind, daß überhaupt der Geschäftsgang ungemein langsam ist. Zu den gesellschaftlichen Kreisen, in welchen die Mitglieder der Handelsgerichte gewählt werden, wird der Deutsche noch lange Zeit keinen Zutritt haben; dagegen dürften die anderen Klassen wohl bald dem deutschen Element zugänglicher werden.

Die Zahl der Militärpflichtigen, welche bei der vor Kurzem beendeten Aushebung sich gestellt haben, hat sich beinahe verdoppelt, in einzelnen Distrikten fehlte für manches Dorf kein einziger der in die Listen Eingetragenen. Man darf davor warnen, aus der großen Zahl der für untauglich Erklärten einen Schluß auf die körperliche Gesundheit der hiesigen Rekruten zu machen. Die offenbar körperlich Untauglichen stellen sich fast ohne Ausnahme, so daß bei den späteren Aushebungen deren Zahl sich nicht verändern, aber bei dem allmählichen Aufhören der Flucht über die Grenze jedes Jahr verhältnißmäßig kleiner werden wird. Namentlich in den Fabrikbezirken war die Ziffer der wegen körperlicher Gebrechen Unbrauchbaren oft noch bedeutend höher, als die der zur Einstellung für fähig Erklärten. In vielen Etablissements geht die Agitation gegen die Gestellung von deren Leitern aus; man verbreitet zu diesem Zweck den Glauben, daß die Militärpflichtigen mit dem 30. Jahr ungestört wieder zurückkehren dürften und beruhigt etwaige Besorgnisse wegen Energie der Verwaltung durch den Hinweis auf die immer noch große Zahl von Optanten, welche ungestört von der Regierung im Land geblieben sind, ihren Geschäften wie früher nachgehen, aber überall ihre französische Nationalität betonen. Die Regierung würde durch strenge Durchführung der Verfügungen über Ausweisung solcher Optanten auch dem Lande einen großen Dienst thun. In vielen Familien würde man sich denn doch allmählich besinnen, ob man noch ferner die Söhne zu ihrer Ausbildung auf französische Schulen senden und deren Fahnenpflicht zulassen soll; die Härten würden theilweise vermieden werden, die sich in den nächsten Jahren dadurch ergeben müssen, daß einzelnen Kindern jeder Zutritt zum heimatlichen Herd unter Strafe der Zwangseinstellung verwehrt ist und daß die so aus dem Lande Verbannten ihre Vermögensmassen, soweit sie im Elsaß belegen, zur Liquidation und Ausschüttung bringen werden. Für die jüngeren Jahrgänge mindert sich diese Schwierigkeit; die Zahl der Knaben, welche die Vorschulen und unteren Klassen der Gymnasien und Realschulen besuchen, ist im steten Steigen begriffen. Namentlich ist dieses an den Orten der Fall, in denen die Regierung nicht von vornherein ohne Rücksicht auf örtliche Verhältnisse und die Gesinnung und Wünsche der Bevölkerung unter Bewilligung wirklich auffallend großer Mittel Schulen errichtete, von denen ein Theil bereits jetzt sich als nicht lebensfähig erwiesen hat, so daß oft das Resultat nur eine Versplitterung der Mittel und Unzufriedenheit der Lehrer über ungleiches Vorrücken an den einzelnen Anstalten war.

Das politische Leben ruht fast völlig; die Agitatoren haben im Reichstag zweimal recht unangenehme Enttäuschung erlebt. Die Protestscene hat Europa nicht erschüttert und sollen jetzt etwa dieselben Herren, welche stets ihren politischen und kirchlichen Liberalismus, ihre republikanische Gesinnung betonten, den Verfechter des Elsässer Ultramontanismus, den freisinnig gewordenen Abbé Gerber, als ihren Vertreter betrachten, zumal derselbe von Frankreich so wenig, von Rom und katholischen Angelegenheiten so viel redet? In manchem Betracht hätten wir statt einfacher Verwerfung der Gerber'schen Anträge eine Umänderung derselben gewünscht; so würde sich vielleicht der § 34 des Preßgesetzes über die Gewalt der Regierung in Fällen politischer Unruhen mit dem § 10 des Verwaltungsgesetzes in eine solche Verbindung haben bringen lassen, daß Elsaßlothringen nicht ganz der Vortheile des ersteren zu entbehren brauchte. Im Interesse des Einflusses des Reichstags auf die hiesige Stimmung wünschen wir, daß er wenigstens bei einer Gelegenheit sich nicht gegenüber den Wünschen der Bevölkerung ablehnend verhalte. Die geheime Agitation der Liga, die politische Kanzelrednerei würde ihre Gefährlichkeit verlieren, ja zum Theil aufhören, wenn das Volk Organe besäße, die es als Vertreter seiner Partei betrachten könnte. Nach französischer Gewohnheit gab es freilich bisher nur wenig Lokalblätter und diese nur von geringem Einfluß. In Ermangelung unabhängiger Elsässer Organe — das Journal d'Alsace, in beiden Sprachen geschrieben, erscheint erst seit 9 Monaten, der Industriel alsacien, ein sehr zahmes Organ der Mülhäuser Baumwollenherren und das klerikale Organ le voeu national zu Metz haben wegen ihrer französischen Sprache nur geringen Absatz in den eigentlichen Volkskreisen — las man Pariser Blätter, blieb so der Discussion einheimischer Angelegenheiten fern und informirte sich über deutsche Verhältnisse nur durch das Mittel derjenigen Zeitungen, welche baldige Revanche und Zusammensturz des deutschen Reichs täglich predigen. Die verspätete Ausführung der die Censur fremder Blätter vorschreibenden französischen Gesetze mußte daher verstimmen, denn wer will in dieser raschen Zeit seine politischen Nachrichten auch nur um einen halben Tag verspätet erhalten? Unzweifelhaft wird diese Maßregel das Lesen französischer Blätter, wenigstens derjenigen, welche in öffentlichen Locales ausliegen, verringern und trotz aller entgegengesetzten Erklärungen der einheimischen Blätter die Lectüre deutscher Zeitungen fördern. Die commerziellen Beziehungen zu Deutschland drängen schon darauf hin, sie wachsen selbst bei der gegenwärtigen allgemeinen Geschäftsstille mehr und mehr; die Zollgrenze, die Steigerung der Frachten auf den französischen Bahnen, die Bedürfnisse der zahlreichen Kolonien Altdeutscher tragen zur Hebung dieses Verkehrs wesentlich bei.

Dabei erinnert man sich denn auch mancher alten Beziehungen, man beginnt namentlich auch die Unrichtigkeit der freilich selbst im Reichstag so oft gehörten Aeußerung einzusehen, als wäre ganz Elsaß in seinen Geschicken und Beziehungen seit 200 Jahren mit Frankreich eng verbunden gewesen. Wenn auch seit Franz I. mit Beginn der Reformation die Franzosen langsam aber sicher in verheerenden Kämpfen in dem Bereich der jetzigen Reichslande ihre Herrschaft erweiterten, so handelte es sich selbst in Straßburg nach dessen Fall im Jahr 1682 zunächst nur um die Oberhoheit. Die Verkommenheit des deutschen Reiches ertrug dieselbe in den Händen Frankreichs

für Bezirke, welche den zahlreichen erst in den napoleonischen Kriegen vernichteten Souverainen der Rheinlande und zum Theil auf diese Weise noch zum deutschen Reiche gehörten. Im Saarthal, in der Gegend von Buchsweiler sind noch viele Dörfer, die fast gleichzeitig mit dem bisherigen Gliede der schweizer Eidgenossenschaft, der Stadt Mülhausen erst in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts definitiv Frankreich einverleibt wurden, dann allerdings die Periode des ersten Kaiserreichs und darauf der napoleonischen Legende mitmachten. Für die Fortdauer des geistigen Verkehr bis in die neueste Zeit genügt es, ein Beispiel anzuführen aus dem Lager, in welchem es viele Nationaldeutsche nicht suchen würden. Abbé Gerber, der sich rasch als gewandten und guten parlamentarischen Redner gezeigt hat, ist ein Zögling der Universität Bonn. Die clericalen Feinde der preußischen Maigesetze werden, denk' ich, mit diesem Resultate der Universitätsbildung zufrieden sein.

Berliner Wochenschau: Kirchendienergesetz; Arnim'sche Briefe; Preßgesetz; Theater. — Die Hoffnungen, welche man aus dem Compromiß in der Militärfrage für die Entwickelung unserer parlamentarischen Verhältnisse schöpfte, gehen bereits der Erfüllung entgegen. Die Erscheinung einer der Regierung aus freier Ueberzeugung zur Seite stehenden Reichstagsmajorität wird voraussichtlich bei der Entscheidung der nächsten großen politischen Fragen wiederkehren und die Einigung zwischen Regierung und Reichsvertretung dauernd befestigen. Sorgfältig und erfolgreich ist man bemüht, die Schwierigkeiten, welche der Verständigung über das Kirchendiener- und das Preßgesetz entgegenstehen, aus dem Wege zu räumen. Bei dem ersten stößt besonders die durch die Vorlage eingeschränkte Thätigkeit der richterlichen Behörden bei der Internirung und Ausweisung der renitenten Geistlichen, bei dem zweiten die von der Regierung verlangte Zeugnißpflicht der Redacteure und die Ausdehnung der polizeilichen Beschlagnahme bei der liberalen Opposition auf Widerstand. Uebrigens hat in ersterer Hinsicht die Regierung keineswegs aus Vorliebe für die administrativen Organe die Competenzen der richterlichen gekürzt, sie konnte sich bei ihrem Antrage unter Rücksicht auf die thatsächlich bestehenden Verhältnisse nicht wohl anders entscheiden. Bekanntlich wies außerdem schon der ursprüngliche preußische Entwurf des Gesetzes die Amtsentlassung eines renitenten Kirchendieners der Justizbehörde zu und zwar naturgemäß dem in Preußen neuerdings constituirten Gerichtshofe für kirchliche Angelegenheiten. Erst als die Vertreter der Bundesstaaten im Justizausschusse des Bundesrathes in Erinnerung brachten, daß es ihren Staaten an einem derartigen Organe zur Zeit fehle, verschwand diese Bestimmung aus dem Entwurf und ward jene Function den betreffenden Centralbehörden der Einzelstaaten übertragen. Das Plenum des Bundesrathes hat dennoch die Fassung der preußischen Vorlage wieder hergestellt, ohne daß bekannt geworden wäre, wie man jenes Bedenken beschwichtigt hat. Wenn nun, wie es heißt, außerdem den internirten oder ausgewiesenen Geistlichen die Möglichkeit eines gerichtlichen Rekurses gegeben werden soll, so scheint die Mitwirkung der gerichtlichen Organe genügend gesichert, zumal da von einer tendenziösen Ausschließung derselben zu Gunsten der Verwaltungsbehörden ja nirgends die Rede gewesen. Vielmehr scheint sich hier Partikularismus und kleinstaatliche

Bedenklichkeit ein wenig breit gemacht zu haben. Es ist hinreichend bekannt, daß Fürst Bismarck über die Schwierigkeiten, die ihm die engen Gesichtspunkte mancher seiner bundesräthlichen Collegen in dieser Frage bereitet haben, heftige Klage geführt und die Erwartung ausgesprochen hat, daß der Reichstag eine Correctur dieser Tendenzen, denen er nothgedrungen habe nachgeben müssen, vornehmen werde. Nach dieser Auffassung fiele dem Reichstage also von vornherein die seiner Stellung entsprechende Aufgabe zu, die nationale Idee sicherzustellen gegen Beeinträchtigung durch kleinliche Sonderinteressen, deren Berücksichtigung die Brauchbarkeit des Gesetzes für einen so schweren Kampf wie den römischen in Frage stellen würde.

Mit großem diplomatischem Geschick hat übrigens wieder der Reichskanzler die öffentliche Meinung für die bevorstehende Kirchendebatte zu orientiren verstanden. Die Publikationen des Grafen Arnim in der Wiener „Presse", sowie besonders die Erlasse des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1869 und 1870, welche unser offiziöses Organ veröffentlichte, brechen der beliebten Behauptung der Ultramontanen, die deutsche Politik habe den Kirchenkampf gesucht und heraufbeschworen, die Spitze ab. Der neuerdings von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wunderlicherweise selbst ausgesprochene Zweifel an der Echtheit der Arnim'schen Briefe hat allerdings eine bedenkliche Störung des bereits erzielten Eindruckes hervorgebracht. Wahrscheinlich liegt hier ein Irrthum vor, oder es hat sich plötzlich eine unberufene Gegenströmung geltend gemacht, die sehr zur Unzeit und im Gegensatz zur leitenden Politik zum Worte gekommen ist. Wenigstens ist es sonst Niemandem zu Sinne gekommen, an der Authenticität der Arnim'schen Aktenstücke zu zweifeln. Sollte man aber diese Gelegenheit benutzt haben, um die bekannten Gegensätze zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Arnim auf's Neue in Erinnerung zu bringen, und sollte die Desavouirung der Arnim'schen Schriftstücke ein Schachzug in diesem diplomatisch-publicistischen Spiel sein, so wäre dieser ganze Federkrieg ein unvergängliches Denkmal politischer Kurzsichtigkeit, welche es unternahm, durch die Erörterung interner, für die Allgemeinheit ganz gleichgiltiger Mißhelligkeiten die Sicherheit und Klarheit des öffentlichen Urtheils zu verwirren.

Dem Preßgesetz wird man vermuthlich die Wege dadurch zu ebnen suchen, daß man die streitigen Punkte ganz aus der Vorlage herausnimmt und in das Gebiet der Criminalprozeßordnung verweist, wodurch freilich der Streit nur vertagt wird. Immer aber werden der Presse auf diese Weise andere sehr dringend begehrte Verbesserungen gesichert und so das Einverständniß der gesetzgebenden Factoren am besten gewahrt, da die Behandlung derselben Frage in einem anderen Zusammenhange wahrscheinlich die Schärfe der entgegenstehenden Ansichten mildern wird.

Ein ergötzliches und wohlgelungenes Schauspiel diplomatischer und parlamentarischer Kritik ward uns in dieser Woche von den Mitgliedern der königlichen Bühne geboten, welche in Rudolf Gottschall's „Pitt und Fox" ihre Talente in der liebenswürdigsten Weise entfalteten. Das Stück erhält sich auf unserem Repertoir dauernd, und die stets gleichbleibende Theilnahme des Publikums rechtfertigt die Wahl der Intendanz. Man amüsirt sich wirklich in diesem politischen Lustspiel. Da fällt es Niemandem ein, wie in so vielen andern Stücken gleicher Gattung, uns durch den Vortrag irgend

eines freiheitsglühenden Leitartikels zu behelligen, und wenn William Pitt zuweilen bedenkliche Anläufe in dieser Richtung nimmt, so sorgt sein Gegner James Fox durch zahlreich eingestreute schlechte Witze in dankenswerthester Weise dafür, daß der pathetische Redestrom gebrochen wird und sich in die erquicklicheren Springfluthen eines anmuthig bewegten Dialoges auflöst. Auch stehen in diesem Drama Idealismus und Realismus, Tugend und Laster, Recht und Macht und wie die hergebrachten Gegensätze heißen, nicht so philiströs einander gegenüber, wie sonst leider vielfach üblich. Der sittenreine, idealistische Pitt hilft den Privilegien der ostindischen Baumwollenbarone zum Siege, der weltmännische leichtsinnige Fox kämpft für die Idee des Rechtes an sich. Herr Liedtke befindet sich in der Rolle des Fox ganz in seinem Element. Die chevalereske Art Staatsaffairen zu behandeln, die gutmüthig leichtsinnige Auffassung von Herzensangelegenheiten standen ihm prächtig zu Gesicht. Allerliebst präsentirte sich auch Fräulein Meyer in der Rolle der Putzmacherin Harriet, und nachmaligen reichen Erbin. Umworben von zwei liebeglühenden Staatsmännern, bedroht von der Härte eines Vaters, dessen drittes Wort stets der aus der Praxis der ostindischen Compagnie entlehnte Bambus ist, verliert sie niemals Witz und gute Laune, und findet durch alle Wirrsale hindurch mit weiblichem Takte den Weg zu dem Manne ihres Herzens. Unbegreiflich erscheint, warum uns der Dichter an einer Stelle, irre ich nicht: am Anfange des fünften Actes, den Glauben an eine große Unwahrscheinlichkeit zumuthet, während er durch eine geringe Aenderung den Reiz der Situation unendlich hätte erhöhen können. Harriet soll den König zur Opposition gegen die Indiabill bestimmen und tritt ihm zu diesem Zwecke Abends auf einer Wiese in dem ländlichen Costüm entgegen, indem sich ihm hier einst seine Jugendgeliebte Lady Sarah zeigte. Die Herzogin von Devonshire aber, welche in der Indiabill die entgegengesetzte Politik treibt, ist unglaublicher Weise ganz unabhängig für sich auf denselben Gedanken gekommen und erscheint dort ebenfalls als Lady Sarah. Es wäre minder seltsam und viel spaßhafter gewesen, wenn die Herzogin von dem Plane Harriets Kenntniß erlangt und ihn bewußter Weise parodirt hätte.

Seit längerer Zeit übt wieder Shakespeares „Was ihr wollt" auf die Besucher des Schauspielhauses außerordentliche Anziehungskraft aus. Inscenirung und Spiel sind allerdings vortrefflich. Wenn man bedenkt, daß solche Aufführungen zu Shakespeares Zeiten die Stelle der Possen vertraten, die bei dem Stande unserer heutigen dramatischen Bildung etwa durch Ziegenlieschen und den Goldonkel repräsentirt werden, so möchte man sich die Entwickelung der Menschheit als im unwiderruflichen Rückgange begriffen denken. Glücklicher Weise verscheucht die Freude am augenblicklichen Genuß solche trüben Gedanken. Man kann sich nicht leicht eine gefälligere und lebendigere Darstellung denken als die des Conviviums der Junker Tobias von Rülp und Christoph von Bleichenwang und des Narren am Anfange des zweiten Actes. Die Trinkgespräche und Gesänge, durch welche die Zecher den Garten der Gräfin Olivia entweihen und den Unwillen des gestrengen Malvolio hervorrufen, wurden von den Herren Hiltl, v. Hoxar und Kahle mit unübertrefflichem Humor wiedergegeben. Daß Döring seinen Malvolio meisterhaft spielte, bedarf nicht der Erwähnung. Auch die Damenrollen kamen

recht gut zur Darstellung. Man muß es heut auch einer königlichen Bühne schon hoch anrechnen, wenn sie Shakespeare gerecht wird.

Das Wallner-Theater brachte am Ende der Woche eine Novität: Ultimo, Lustspiel von G. v. Moser. Als ich zur Stelle eilte, fand ich das Haus ausverkauft. Das Stück muß gut sein, dachte ich, und bestellte am andern Tage bereits Morgens ein Billet. Wieder ausverkauft. Meine Vermuthung steigerte sich sofort zu absoluter Gewißheit und am dritten Tage saß ich in der festen Erwartung, etwas ganz Ungewöhnliches zu schauen und zu hören, am ersehnten Platze. Das Haus war wieder gedrängt voll. Aber welche Enttäuschung! das Lustspiel, das ich sah, war gar kein Lustspiel, sondern eher eine Posse, und nicht einmal eine gute. Das Motiv ist so übel nicht. Ein Professor vermißt sich, es seinem Vetter Banquier an Geschäftsgewandtheit gleich thun zu wollen. Dieser veranlaßt ihn zu einem Versuch und eröffnet ihm in seinem Geschäfte ein Conto, das ihm zu speculiren gestattet. Am Ultimo soll der Erfolg darthun, ob die Börsentechnik des Professors oder die des Fachmannes den Vorzug verdient. Natürlich unterliegt der Dilettant, wird aber durch die inzwischen von seinem Vetter veranlaßte Patentirung einer von ihm gemachten Erfindung großmüthig entschädigt und in seinem Selbstbewußtsein wieder aufgerichtet. Das ist, wie gesagt, so übel nicht, obgleich auch gerade nicht neu oder geistreich. Aber fünf Akte kann man damit sehr schwer ausfüllen, das hat auch der Dichter selbst bald eingesehen, und die ihm zur Entwickelung der Haupthandlung überflüssig erscheinenden Scenen, und deren sind sehr viele, zur Darstellung eines kleinen Romanes benutzt. Gewiß an sich sehr richtig, denn ohne Liebe geht es doch einmal nicht. Aber leider ist der Roman nicht übermäßig interessant. Das Schlimmste ist aber, daß von eigentlicher Durchführung des Hauptmotives in dem ganzen Stücke nichts zu bemerken ist. Man ist darauf gespannt, zu sehen, wie aus dem Professor allmählich ein Mann der Börse wird. Aber daran denkt weder der Dichter noch sein Professor. Letzterer bleibt durchaus was er ist und beschränkt sich darauf, seine kaufmännische Ueberlegenheit vor seinem Vetter dadurch sicher zu stellen, daß er den Rath eines dritten einholt, noch dazu seines Stiefelputzers. Sehr unangenehm berührt die üble Laune, die der Professor nach dem Willen des Dichters durchgehends aufweisen muß, und welche offenbar uns den ganzen Spaß ebenso verdirbt, wie ihm. Man könnte sich das Motiv bei launiger gutmüthiger Auffassung und feiner Durchführung sehr wohl gefallen lassen, eine Aufeinanderfolge zänkischer Auftritte zwischen dem Professor, seiner Frau und seinem Vetter ohne jede Steigerung der Situation, die auch glücklicher Weise nicht möglich ist, da gleich in der ersten Scene auf das entsetzlichste gepoltert wird, verstimmt oder verursacht höchstens eine gewisse nervöse Erregung. Die Liebesintrigue verdient diesen Namen ebenfalls nicht. Nirgends der Versuch einer Verschlingung der dramatischen Fäden. Einmal scheinen sich kleine Mißverständnisse zwischen die Liebenden drängen zu wollen. Aber der weichherzige Dichter beseitigt sie sofort und stellt noch in derselben Scene das erfreulichste Einverständniß her. Das ganze Liebesverhältniß ist wunderbar genug. Ein junger Mann von noch dazu etwas reducirtem Aussehen unterstützt ein aus der Pension kommendes junges Mädchen bei der Ankunft auf dem Bahnhofe, besorgt ihr eine Droschke und verletzt sich dabei den Arm. Damit hätte

das Stück eigentlich von Rechtswegen endigen müssen, denn alles, was nun folgt, ist nichts als eine Reihe von Ungereimtheiten. Zunächst fühlt sich die junge Dame zu einer Anzahl von Handlungen bewogen, wie sie sonst bei wohlerzogenen jungen Mädchen nicht vorzukommen pflegen. Sie erkundigt sich nach der Wohnung des Droschkenhelden, stickt ihm eine Brieftasche und nimmt schließlich in Abwesenheit ihrer Eltern seinen Besuch an. Glücklicher Weise ist er ein anständiger Mensch, sonst hätte es ihr und dem Dichter übel ergehen können. Sehr bald fühlt sich auch der Vater, der bis dahin ein ganz vernünftiger Commerzienrath war, zur Vornahme unwahrscheinlicher Handlungen veranlaßt, besucht den jungen Mann, trinkt unbekannter Weise mit ihm Champagner und läßt sich später mit ihm auf eine Discussion über seine Tochter, noch dazu in seinem eigenen Hause ein. Da seine Tochter von Hause aus ein schwärmender Backfisch, ihre Mutter ein Blaustrumpf ist, so wird begreiflich, daß das Stück bei dieser Disposition der handelnden Personen allmählich einen Verlauf nimmt, der die Interception eines Seelenarztes in jedem Augenblicke befürchten läßt. Im 4. Acte werden eigentlich nur Lichter angezündet, erst von den Dienstboten, dann von den Liebenden. Die klugen Eltern sind nämlich auf den gescheiten Einfall gekommen, den Grad der gegenseitigen Zuneigung nach der Geschwindigkeit der Liebenden bei dem Lichtanzünden zu bemessen. Leider unterläßt es der Vater, das Ergebniß dieser Untersuchung in einer mathematischen Formel niederzulegen. Für unser Pärchen fällt dieselbe jedenfalls sehr ungünstig aus. Man wird vollständig entlarvt. Da es aber bereits Ultimo ist und die 5 Acte glücklich vorüber sind, so steht der endlichen Vereinigung doch eigentlich nichts mehr im Wege, wenigstens nicht mehr als am Anfange. Nach erfolgter Verlobung fällt der Vorhang. Uebrigens verlangt die Gerechtigkeit, das Vorhandensein von manchen gelungenen und erheiternden Scenen zu constatiren. Ebenso muß ich berichten, daß das Publicum meine Auffassung nicht zu theilen schien, sondern sich fast durchweg sehr befriedigt zeigte.

Literatur.

Statistik. — Die „Zeitschrift des k. preußischen statistischen Büreaus" bringt in der Schlußhälfte des XIII. Jahrgangs 1873 eine lehrreiche Uebersicht der Landstreitkräfte aller europäischen Staaten (von Frhrn. v. Fircks) in Tabellen, graphischen Darstellungen und Text, woraus das militärische Uebergewicht unseres Reiches über die anderen Großmächte klar hervorgeht. Die Aufstellung ähnlicher Berechnungen in Zahl, Bild und Wort für die Vertheilung der Waffenstärke i. J. 1859 bietet ein exaktes Maß der historischen Machtveränderungen im letzten Vierteljahrhundert. Unter den übrigen Aufsätzen erscheint besonders anziehend der geistreiche Versuch (K. Brämer's), Heimatssinn und Wandertrieb der preußischen Bevölkerung aus den bei der Volkszählung gefundenen Differenzen von Wohnort und Geburtsstätte tabellarisch zu berechnen. Die Beilage von der geschäftigen Hand des erfindungsreichen Direktors Engel giebt beherzigenswerthe Rathschläge zu statistisch ersprießlicher Einrichtung der neuen Civilstandsregister.

— Otto Hübner's „statistische Tafel aller Länder der Erde" ist für 1874 in 23. Auflage in bekannter Brauchbarkeit wieder erschienen (Frankfurt a. M. F. Boselli); selbst die Rückseite ist durch genaues Verzeichniß der Ende März d. J. gültigen Portotaxen dem deutschen Besitzer dienstbar gemacht. — Ueberaus reich mit statistischen Angaben jeder Art ist das „Gothaische genealogische Taschenbuch" in seinem 111. Jahrgange 1874 (Gotha, J. Perthes) ausgestattet, und zwar verdient besonderes Lob, daß in diesen sorgsam componirten Uebersichten sichere und ungewisse Daten stets auf's strengste unterschieden werden. Vornehmlich die finanziellen Verhältnisse aller Kulturländer sind diesmal in umfassendem Sinne zur Anschauung gebracht worden, sodaß dadurch in Verbindung mit den Notizen über Bevölkerung, Schiffahrt und Handel, Organisation der Verwaltung u. s. w. der sachliche Theil dieses ehrwürdigen und doch immer jugendlichen Jahrbuches dem berühmten persönlichen, der — auch wieder erweiterten — Fürstengenealogie und den Beamtenverzeichnissen, nun mit gleichem Gewichte gegenübersteht. — Wo von Statistik die Rede ist, dürfen Georg Hirth's Publikationen nicht übergangen werden. Von den „Annalen des deutschen Reichs" liegen uns 6 Hefte des laufenden Jahrgangs vor, deren Inhalt — auf 896 Quartspalten — in dem höheren Sinne der Statistik des Vaterlandes zugerechnet werden darf, daß er die vollständigste Zustandsschilderung unseres öffentlichen Lebens darbietet: nur wird über dessen Zustand nicht einfach berichtet, vielmehr schließt sich an die Darstellung des Gegenwärtigen stets eine reiche Gedankenarbeit zu Gunsten zukünftiger Gestaltung. Auch die Vergangenheit aber hat diesmal Rücksicht erfahren durch eine treffliche zusammenfassende Darstellung der Bestrebungen und Leistungen des deutschen Reichstags in seiner ersten Legislaturperiode, 1871—73. — Ueber alle Personalien des jetzigen Reichstags orientirt wie immer desselben Autors „deutscher Parlamentsalmanach" in 11. Ausgabe vom 1. März 1874, der als „kleiner Hirth" längst ähnlich wie Bädeker die ehrenvolle Geltung eines Gattungsnamens erworben. Wie neben Bädeker Berlepsch, so tritt neben Hirth ein überbietendes Concurrenzunternehmen in dem „parlamentarischen Handbuch für den deutschen Reichstag und den preußischen Landtag." herausgegeben von Fr. Kortkampf (Berlin 1874), das in jeder Beziehung reichhaltiger und ausführlicher zu sein strebt; so werden z. B. die Berliner Wohnungen der Abgeordneten angegeben und sonst allerlei Wissenswerthes aus Reichs- und Landesrecht dem Personalverzeichnisse angefügt. Ebenso jedoch wie in der Reiseliteratur ziehen wir den Bädeker Hirth gerade wegen seiner handlichen Knappheit und strengen Zweckbeschränkung vor — ganz abgesehen von dem Verdienste originaler Initiative. Unter einem besonders interessanten Gesichtspunkt, dem des Lebensalters der Mitglieder, hat Hirth diesmal Zollparlament und Reichstag von 1874 verglichen, woraus sich ergiebt, daß die Last der politischen Vertretung heut allgemein auf relativ jüngeren Schultern ruht, ohne daß doch, wie die neuesten Vorgänge gelehrt, die Besonnenheit der Majorität dadurch gelitten hätte. a/D.

Ausgegeben: 24. April 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

John Stuart Mill's Entwicklung.

John Stuart Mill's Selbstbiographie. Aus dem Englischen von Dr. Carl Kolb. Autorisirte deutsche Ueberſetzung. Stuttgart, Meyer und Zeller 1874.

Trotz ſeines ablehnenden Verhaltens gegen alles Deutſche iſt John Stuart Mill einer der geleſenſten Schriftſteller in Deutſchland, vielleicht mit deßhalb, weil uns vermittelnde Werke höheren Ranges faſt ganz fehlen; weitere Kreiſe fanden daher von Anfang an die philoſophiſchen, nationalökonomiſchen und politiſchen Schriften des Engländers, der dem Liberalismus des Feſtlandes am verwandteſten iſt, höchſt bequem zur Gewinnung eines allgemeinen Ueberblicks. Freunde ſowohl als Feinde dieſer Richtung werden die nachgelaſſene Lebensbeſchreibung mit Begierde ergreifen, weil jedes Schriftſtück willkommen iſt, das unſere Kenntniß der Richtung Mill's, Auguſte Comte's und Buckle's vermehrt, und ſogar die Gleichgültigen, wenn ſie Sinn für Menſchenkennerſchaft haben, werden ſich reichlich belohnt ſehen.

Das Haus, aus welchem John Stuart Mill hervorging, war ein kleinbürgerliches. Unter den Vorfahren iſt der Vater, James Mill, der erſte, welcher ſich den Wiſſenſchaften widmete, noch dazu unter engen Verhältniſſen; er mußte ſich als Hauslehrer und dann durch Schriftſtellerei mühſam durchbringen, bis ihm ein Werk über die Geſchichte Indiens eine Anſtellung bei der oſtindiſchen Compagnie eintrug (1819).

Der Sohn, John Stuart, iſt am 20. Mai 1806 geboren, wurde vom Vater unterrichtet und mit etwa 17 Jahren (1823) gleichfalls in den Dienſt des indiſchen Hauſes eingeführt. Nach und nach rückte er dort auf bis zur Stellung eines „Examinators" der indiſchen Correſpondenz (1856), einem ziemlich hohen Poſten und verließ dieſe Beſchäftigung erſt, als Lord Palmerſton die indiſche Compagnie aufhob (1858), „wodurch die Anſtellungen in der indiſchen Verwaltung zu Verſorgungen wurden, um welche ſich Parlamentsmitglieder zweiten und dritten Ranges balgten". Von da an lebte Mill eine Zeit lang ohne öffentliche Thätigkeit. Sein ſteigendes Anſehen bewirkte, daß er im Jahr 1865 als Candidat für's Parlament aufgeſtellt wurde; er erklärte öffentlich, daß ſeine Grundſätze ihn verhinderten, die üblichen Ausgaben für Betreibung ſeiner Wahl zu leiſten, und obgleich nach der Anſicht ſeiner Gegner unter dieſen Umſtänden kein Gott in's Unterhaus gelangen konnte, wurde er gewählt zu ſeinem größten Erſtaunen. Ebenſo

überraschend war es für ihn, daß er bei der Neuwahl von 1868 durchfiel. Er lebte dann einen großen Theil des Jahres im südlichen Frankreich, wo er vor Kurzem gestorben ist. Die Herausgeber hätten wohl das Datum des Todes in einer kurzen Vorrede angeben können; auch ein Verzeichniß der sämmtlichen Schriften wäre zweckmäßig gewesen. Im übrigen genügt die Uebersetzung als solche, sie ist fließend und freier von englischen Wendungen als die meisten ähnlichen Werke.

Die lange Beamtenlaufbahn und das kurze Auftreten im Parlament sind nebensächlich, verglichen mit dem schriftstellerischen Einfluß.

Als Philosoph arbeitete Mill wesentlich einer Richtung entgegen, die er die aprioristische nennt und als deren Hauptvertreter ihm die Deutschen erscheinen. Nach der „deutschen" Ansicht sei das Erkenntnißvermögen von der Art, daß dem Geiste äußere Wahrheiten aus innerer Anschauung, aus dem Bewußtsein zugehen können, ohne Beihilfe der Beobachtung und Erfahrung. Nie sei ein gefügigeres Werkzeug erfunden worden, um jederlei Vorurtheil zu heiligen: denn wäre es so, dann könnte jedes kräftige Gefühl, jeder wurzelfeste Glaube sich als von selbst gerechtfertigt hinstellen und Rechenschaft vor dem Verstande verweigern. Als beste Stütze dieser Ketzerei habe bis dahin die Mathematik gegolten und so sind Mill's Anstrengungen ganz besonders darauf gerichtet, zu zeigen, daß auch die Mathematik nur auf Erfahrung und „Association" gegründet ist, also auf diejenigen Principien, deren Verherrlichung im System der Logik (1843) erstrebt wird.

In der Politik ist Mill ein Radikaler nach englischen Begriffen, also für uns Deutsche ein Liberaler, nach der Weise seines Vaters und des mit diesem befreundeten Bentham. Der Liberalismus ist in England verhältnißmäßig jung, so verbreitet er jetzt sein mag, denn er ist den Mittelklassen eigenthümlich, die dort erst spät zur politischen Geltung kamen. Das mächtige englische Unterhaus war bis zum Jahr 1832, also bis zu Mill's 26. Lebensjahr eine Versammlung herrschender Familien, keine Volksvertretung; es stritten darin Parteien um die Führung, aber es handelte sich nur um den Ersatz einer oligarchischen Richtung durch die andere, nicht um das Fortbestehen der Oligarchie. Erst die Rückwirkung der französischen Revolution hat den politischen Rationalismus nach England verpflanzt, woselbst er sogleich als praktische Forderung nach einer Parlamentsreform auftrat. In diesen Zeiten hat sich Mill gebildet. Bentham, Ehrenbürger der französischen Republik aus den Zeiten des Convents, hatte als Ziel der Staatsleitung aufgestellt: größtes Wohlsein einer möglichst großen Zahl; Mill erfand die Bezeichnung Utilitarier für die Anhänger dieser Richtung und wirkte mit wenigen aber rührigen Freunden in Reden und Zeitungsartikeln unermüdet, auch nach der allerdings nur sehr mäßigen Parlamentsreform

von 1832, für durchgebildete Repräsentativregierung, unbeschränkte Redefreiheit, ausgebreiteten Unterricht. Als reifstes Werk bezeichnet er die Betrachtungen über Repräsentativregierung, die 1860 und 1861 entstanden; als gelungenste Composition gilt ihm die Schrift über Freiheit, die er auszuarbeiten beschloß, als er in Rom 1855 „die Stufen des Capitols hinanstieg". Seine Bestrebungen für Frauenstimmrecht und gegen die geheime Abstimmung, für Vertretung der Minoritäten und ähnliches sind allgemein bekannt.

Die nationalökonomischen Schriften haben ihn offenbar am wenigsten innerlich beschäftigt, und wenn deutsche Gelehrte in ihm eine Art von Classiker sehen, so lobt das mehr sein Geschick als ihren Blick: er ist unselbständig, nach Stoff und Behandlung ganz an Ricardo sich anschließend, den er auch persönlich kannte, allerdings sehr glatt und durchsichtig in der Darstellung, und leise angeweht vom Hauch des französischen Socialismus, besonders in den späteren Auflagen seiner Grundsätze der politischen Oekonomie (nach 1848). Einrichtungen wie Eigenthum oder Lohnarbeit erscheinen ihm da nicht mehr als naturnothwendig und ewig, sondern als gesellschaftlich bedingt und vergänglich. Wie zahm aber sein Socialismus ist, sieht man daraus, daß auch er den Arbeitern nichts zu rathen weiß als die Fortpflanzung zu beschränken. Wenn die deutsche Wissenschaft auf dem Gebiet der Nationalökonomie so fruchtbar und unabhängig wäre wie auf andern Gebieten, so hätte Mill's geschmeidiges Lesebuch niemals so stark überschätzt werden können.

Kennen wir nun den tüchtigen Beamten und den achtbaren Schriftsteller, so wird man bei einer Lebensbeschreibung von eigner Hand doch vor allem nach dem Menschen fragen. Das Bild, das er von sich selber zeichnet, ist zum mindesten höchst sonderbar.

Mill's Jugenderinnerungen fangen nicht bei der Mutter an, sondern bei der Erlernung der griechischen Sprache. Und doch kann die Mutter so ganz früh nicht gestorben sein: John Stuart war der älteste Sohn und seine Geschwister standen im Alter so, daß er als Achtjähriger die ersten unterrichten half, später die andern. Er kann also wohl die Mutter noch gekannt haben, sagt aber nichts von ihr, auch nicht wann sie gestorben ist. Desto mehr spricht er von seinem Vater, einem strengen Mann, der niemals eine Minute verlor und schon den dreijährigen Sohn mit griechischen Vocabeln fütterte. Die Erlernung dieser Sprache und das Lesen- und Schreibenlernen fallen in unvordenkliche Jugend zurück. Der siebenjährige Knabe begleitet den Vater auf den Spaziergängen und berichtet ordnungsgemäß über die gelesenen Bücher. Mit acht Jahren lernt er beim Vater als zweite Sprache Latein, mit zwölf Jahren hat er den Terenz und viele griechischen

Tragödien hinter sich. Er macht Versuche, Bücher zu schreiben: aus Livius quält er sich eine Geschichte nicht etwa Roms, sondern der römischen Regierungsgrundsätze zu schöpfen. Der Vater hat die menschliche Regung, wenigstens diese Privatarbeit unberührt zu lassen. Aus der englischen Literatur lernt er Pope's Homerbearbeitung kennen und probirt an einer Fortsetzung derselben herum: jedenfalls besticht ihn blos die gefeilte Sprache, denn im Uebrigen hat er als Knabe noch keinen Sinn für Dichter gezeigt. Bald nach dem zwölften Jahre wird er vom Vater in das Studium der formalen Logik eingeführt und die erste selbständige Regung seines Geistes thut sich kund in der spielend leichten Zergliederung falscher Schlüsse: der Vater sorgt für Stoff, woran das geübt werden kann.

Nun folgen die schwierigeren Schriftsteller des Alterthums: Demosthenes, Plato, Tacitus, Juvenal, Quinctilian. In seinem dreizehnten Jahr hat er des Vaters indische Geschichte längst gelesen, auch einen Lehrgang in Nationalökonomie beim Vater durchgemacht, das heißt wohl, er hat an den Begriffen des Werths, des Preises, des Capitals und ähnlichem sein Unterscheidungsvermögen geübt. Hiermit endet die erste Stufe des Unterrichts. Der Knabe hat nie Ferien gehabt und hat es ausgehalten wohl nur deshalb, weil feste Stunden und Stubenluft wegfielen und ein großer Theil der Abrichtung in freier Luft stattfand. Mit anderen Knaben ist er bis hieher, also bis zum vierzehnten Jahre, niemals zusammen gewesen, und hat niemals irgend einen religiösen Glauben gehabt oder von einem solchen gewußt. Der Vater, ein verunglückter Theolog, war Skeptiker durch und durch und hielt den Sohn von allen Irrwegen dieser Art künstlich fern. Unser Jüngling strebt nur nach Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe, Ausdauer und Mäßigkeit im Sinne der Alten; mit sechzehn Jahren ist er ein großer Verächter aller Leidenschaft. Von dem was er in der Welt gesehen, erwähnt er nur zweierlei: ein altes englisches Herrenhaus auf dem Lande und das Hochgebirg der Pyrenäen, das er auf einer Reise als Knabe besucht hat; daher stammt auch ein gewisses Gefühl für landschaftliche Schönheit, welches bei ihm die einzige Regung des Geschmacks geblieben ist.

Mit achtzehn Jahren, während er anfängt römisches Recht zu studiren, lernt er Benthams Werke kennen; es erfaßt ihn plötzlich eine Art von Begeisterung für dessen Utilitätsprincip, er stiftet eine Gesellschaft unter seinen Freunden und hat einen Lebenszweck gefunden.

Seltsame Zeichen der Unreife kommen aber noch dazwischen vor: der junge Kenner aller Alten wählt als Thema für einen Aufsatz: die moralischen Eigenschaften der Armen und der Reichen. Darin bekämpft er das aristokratische Vorurtheil, daß die Reichen moralisch entwickelter seien und bleibt siegreich, obgleich er nur mit Argumentation arbeitet, keine Empfindung anruft.

In den Gründen ferner, die der Vater für das allgemeine Stimmrecht anführt, entdeckt der Sohn sehr bald eine noch größere Tragweite: aus ihnen folgt, daß auch die Weiber Stimmrecht erhalten müssen — was der Vater nicht wollte — und folglich wirkt John Stuart von da an für diese Bestimmung des Weibes.

Man muß ihn von nun an für erwachsen ansehen, denn Beamter ist er schon, tritt bereits in öffentlichen Versammlungen als Redner auf und hat ein Manuscript Bentham's für den Druck redigirt. Aber trotz seiner zwanzig Jahre merkt er bald, daß ihm etwas fehlt; eine große Abspannung ergreift ihn; er fühlt sich ohne Freunde und vor seinem Vater wagt er nicht zu klagen. Längeres Besinnen überzeugt ihn, daß das Uebermaß des Nachdenkens alle Empfindung untergräbt, zwar Leidenschaften erstickt, aber auch Tugenden zertritt. Er kommt sich vor, wie ein wohl ausgerüstetes Schiff, das segellos am Strande liegt. In dieser Zerknirschung liest er in einem Buch, wie ein Sohn früh seinen Vater verliert, die Familie ernähren muß und diese Aufgabe mit Begeisterung ergreift. Die Vorstellung eines ähnlichen Schicksals setzt ihn in gehobene Stimmung: er beschließt vor allem gemeinnützig zu werden, an sein eigenes Glück nur nebenbei zu denken und sein vernachlässigtes Empfindungsleben mehr zu pflegen. Dafür giebt es aber keine Handhabe, als die Empfänglichkeit für landschaftliche Reize, die ihm nirgends schriftlich so faßbar entgegentreten, als bei dem Dichter Wordsworth. Ohne von dessen Talenten allzuhoch zu denken bewahrt er ihm die wärmste Dankbarkeit.

Mit vier und zwanzig Jahren lernt Mill eine Frau Taylor kennen, eine feine und schöne Frau, für ihn von nun an der Inbegriff aller Vortrefflichkeit. Sie ist verheirathet, aber der Mann legt einem freundschaftlichen Verkehr kein Hinderniß in den Weg. Der junge Schriftsteller theilt nun seiner Freundin alle Arbeiten mit, bespricht sie mit ihr und sieht bald in diesem Gedankenaustausch die Quelle seiner schöpferischen Kraft. Nach so verlebten zwanzig Jahren stirbt der Gatte, und nach einiger Zeit reicht die Wittwe dem gelehrten Freunde die Hand. Der Bund dauert sieben und ein halbes Jahr (1851 bis 1858) bis die Frau stirbt und ein Nachbild ihres Wesens, eine Tochter aus erster Ehe, hinterläßt, die Mill's Trost im einsamen Alter wird. Das Andenken an die verlorne Gattin wird dem Greise zur Religion.

Soweit erzählt Mill sein Leben selbst. Man hat den Eindruck eines durchaus krankhaften Anfangs seiner persönlichen Entwicklung. Von Erziehung kann gar keine Rede sein, der Vater bildet am Sohne nur Fertigkeiten aus, besonders die der verständlichen, reflectirenden Schreibweise, die uns immer an den Leitartikel erinnert. So geht dem altklugen Kinde alle eigne

Entfaltung verloren: die Gedanken des Vaters und der Hausfreunde werden ihm überliefert und er spinnt sie weiter weil er nur ein Spinnrad ist. Nicht eigene Fragen ringen sich in ihm empor, er hat ja nichts gesehen und nichts erlebt; er liest, zerspaltet, ordnet und wird so ein glänzender aber wesentlich wiedergebender Schriftsteller, nie durch eigene Untersuchung ins Ungewisse gedrängt und daher stets faßbar, niemals tief. Selbst in der Schreibweise ist er eben nur verständig, es fehlt ihm aller Witz, alle Phantasie; wo er seine Gattin schildert, erhält man keine Anschauung, nur Urtheile. Und wie er bilderlos ist, so fehlen ihm auch alle feineren ästhetischen Sinne: ein Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit aber giebt ihm stets eine sichere Haltung. Ein so beschaffener, verzogener Mann kann nur den einen Beruf haben: was wenige Auserlesene vorher gedacht, den vielen Berufenen wieder vorzudenken.

Reichspapiergeld und Banknoten.

Blätter, die dem neuen Reich gram sind, können allenfalls dazu kommen, eine stehende Rubrik „Münzuoth" einzurichten. Denn mit einigem Schein läßt sich behaupten, daß gewisse Unzuträglichkeiten im Geldverkehr erst durch die vom Reich angebahnte Münzreform verschuldet seien. Mit einigem Schein nur. Denn wer sich auf den Grenzgebieten der Thaler, Francs und Gulden länger bewegt hat, wird nicht zugeben, daß der jetzige Zustand ärger sei, denn der erste. Desto entschiedener wird er behaupten, daß in einigen Jahren auch der Hartnäckigste die Einigung der deutschen Münze als eine gute Sache empfinden werde. So viel vom metallischen Verkehrsmittel.

Von dem Papiergelde glaubten alle von vornherein, das Reich habe es auf ein knappes Maß zu reduciren, sowohl das private Papier der Banken, als das öffentliche der Kassenanweisungen. Das ist auch jetzt noch die gemeinsame Ansicht und Absicht. Und etwas davon wird sicher erreicht werden, und wir werden es dann wieder erleben, daß die charakterisirten Blätter in der Uebergangszeit jammern, wie auch hier wieder das neue Reich Confusion anrichte und den gemeinen Mann störe, der mit seinen schmutzigen Papierthalern ein so zufriedenes Leben geführt habe. Darüber darf man sich denn nicht wundern.

Ein wichtiges Stück in Bezug auf das Banknotenwesen ist gesetzlich im Münzgesetz vom 9. Juli 1873 festgestellt. Artikel 18 läßt vom 1. Jan. 1876 nur Banknoten von 100 Mark und deren Vielfachen zu. Dadurch

wird der kleine Verkehr von diesem Papier befreit. Im übrigen ist das Banknotenwesen noch ungeordnet. Nur im Kopfe unseres Finanzministers steht schon ein Bild deß, was da werden soll, und er wird das Bild schon weiter gestalten und dem Reichstage seine Ideen empfehlen.

Das Staatspapiergeld ist indeß schon in Angriff genommen, als die leichtere Aufgabe. Wir haben gelesen, daß man den § 18 des Münzgesetzes realisiren und ein Reichspapiergeld an die Stelle der 20 Sorten Staatspapier setzen will, und daß man hauptsächlich streitet, wie hoch die ganze Summe des auszugebenden neuen Papiers, wie groß die einzelnen Appoints und welcher Art die Erleichterungen sein sollen, die man in § 18 den einzelnen Staaten in Aussicht gestellt hat, damit sie ihre Kassenanweisungen besser einziehen können. Vielleicht ist in diesem Augenblick der Streit schon beendet und er wird keinenfalls ein hitziger werden.

Denn prinzipiell war ja nicht mehr zu streiten, ob Reichspapier sein solle. Herr Mosle mußte das aus § 18 des Münzgesetzes erkennen. Er kämpfte gegen jegliches Staatspapier, wie er und Viele gegen jede ungedeckte Banknote kämpfen und hoffentlich kämpfen werden. Denn es ist gut, daß auch in Dingen, die auf die mittlern Zustände des gesellschaftlichen Lebens berechnet werden, stets Ansichten ihren Ausdruck finden, die nach einer der beiden Seiten ausbiegen, sei es nach der optimistischen, sei es nach der pessimistischen, mit andern Worten: sei es nach der Wissenschaft von Rentzsch-Wagner mit ihrer vertrauensseligen Bankfreiheit, sei es nach der von den schlimmsten Erfahrungen gewitzigten Theorie von Tellkampf-Augspurg-Mosle.

Prinzipiell, das muß man einräumen, ist noch kein einziges vernünftiges Wort für das kleine Kassenpapier und für die Nothwendigkeit ungedeckter Banknoten bei vorhandener Goldwährung und ausgebildetem Handelspapier (Wechsel, Cheques) gesagt worden. Aber was will man auf diesem Gebiet mit dem bloß Prinzipiellen machen? Hier wirken lange Gewohnheiten wie alte Verschuldungen nach. Die Herren Delbrück und Camphausen haben gewiß Recht, daß wir uns zu sehr an kleine Klassenanweisungen gewöhnt haben, als daß wir sie jetzt entbehren können. Wir müssen sie haben, wenn die Gesetzgebung nicht etwa dazu da ist, einen Zustand idealster Art herzustellen, an dem aber zufällig kein Mensch seine Befriedigung hat. Mit der Zeit findet sich denn so gut bei uns, wie anderswo, daß keine Münzwährung ein Gedeihen hat, wenn sie Papier zuläßt, das unter die größte Goldmünze heruntergeht. Es wird stets Männer unter uns geben, die uns daran erinnern, daß z. B. im Juni und Juli 1813 die preußischen Kassenanweisungen 26—24% standen und daß, wie der treffliche Kaufmann Kämmerer in Hamburg sagt, „die Zukunft uns verborgen ist und alle Liebe zum Vaterlande nicht das demüthige Gefühl aufheben kann, daß die künftigen

Geschicke desselben in der Hand der Vorsehung liegen". Die schon stark abgeblaßte „Philosophie des Unbewußten" schaute zwar schon im Geiste die Zeit, wo alle Zahlungsmittel von Papier sein würden, aber das bewußte Leben bleibt dabei mit E. Seyd zu sagen, „so lange die Menschheit in Nationen getheilt ist, werden, trotz alles Geschreis und alles Moralisirens dagegen, Metallzahlmittel die solideste Grundlage bilden". Also haben wir nur Geduld. Mag man uns jetzt Reichspapier von 50, 25 und leider auch von 5 Mark in die Hand geben; das Richtige wird sich schon finden. Unser Generalpostmeister wird bald seinen stillen Krieg gegen die papiernen Schnitzel eröffnen. Er wird uns 100 Mark für 2, 200 Mark für 3, 300 Mark für 4 Sgr. (oder vielmehr 40 Pf.) durch den ganzen Postverein schicken; da wird sich bald die richtige Werthschätzung kleiner Kassenscheine einstellen. Vielleicht erleben es dann unsere Kinder, daß ein Reichsfinanzminister im Reichstag, wie es seine Collegen anderswo schon gethan haben, ruhig erklärt, Staatspapier sei ein entehrendes Zahlungsmittel und sollte nur im Falle der Noth von bankerotten Staaten ausgegeben werden.

Was die Erleichterungen der einzelnen gar zu papierreichen Einzelstaaten angeht, — unter diesen ist Sachsen (4,70 Thlr. pro Kopf), Mecklenburg-Strelitz (8,24), Anhalt (4,66) und Schaumburg-Lippe (11,60) hervorzuheben — so ist gegen die möglichste Schonung nichts zu sagen, mögen sie $^1/_3$ des Zuviel sofort tilgen und die übrigen $^2/_3$ in 15 Jahren ratenweise abtragen; das ist zu ertragen. Möchte man nur nicht, auch nicht provisorisch mehr als 40 Millionen Thaler (120 Mill. Mark) in Reichspapier circuliren lassen! Wie angenehm werden es die Deutschen empfinden, wenn auf einmal 18 Millionen Papiergeld durch Metall ersetzt werden! Und was fast eben so wichtig ist, wie unangenehm wird es der Spekulation sein! Wohl fürchten Einige, daß die Banken dafür desto mehr expandiren werden, aber deren kleine Schnitzel stehen schon auf dem Aussterbe-Etat. Man wird es sich überlegen, ob man sich das ohnehin schwere Geschäft der Umwandlung vor Thoresschluß noch schwerer machen soll.

Dies kleine hübsche Schaumburg-Lippe kann uns wieder vom Reichspapier auf das Bankwesen bringen. Denn es ist ein gesegnetes Land. Nicht bloß haben die Einwohner pro Kopf 11,60 Thlr. Staatspapier, fünfzehn mal so viel als wir in Preußen, sie besitzen auch eine Bank, die einzig in ihrer Art ist. Die Bückeburger Bank (1856 gegründet) besitzt bis 1956 das Recht, Banknoten auszugeben in Thalern, in Mark-Banco, Louisd'or à 5 Thlr. Gold, Oesterreichischen Gulden, Süddeutschen Gulden und Holländischen Gulden. Diese Vielseitigkeit ist einzig. Sie kann unbegrenzt viel Noten ausgeben und braucht nur $^1/_3$ in baar zu decken. So kommt denn (Ende 1872) auf jeden braven Einwohner dieses Landes 105,18 Thlr. in

Papier überhaupt. Natürlich hat das Land bei seinem geringen Handel dieses Papier nicht alles nöthig; nicht den 10. Theil. Aber es giebt andern Staaten davon neidlos mit. Und sonst hat es auch keinen Zweck. Man befördert den „legitimen Handel" besonders im Auslande und läßt sich für die 2 Millionen Thaler, die man gar nicht besitzt, vom Auslande die Zinsen bezahlen. Diese schöne Gewohnheit des Daseins und Wirkens ist eben eine Gewohnheit, ein Bedürfniß geworden, besonders das Bedürfniß der Bankbetheiligten. Und so geht es im Allgemeinen auch den andern 34 Banken im Reich, mit ihren Noten, von denen 147½ Millionen Thaler nicht durch Metall gedeckt sind. Ein Stoß steht dieser Wirthschaft allerdings spätestens den 1. Jan. 1876 wie gesagt bevor. Aber Herr Camphausen sinnt über Größeres in Bezug auf Bankwesen. Er wird wiederum nicht auf bloße Principien seine Vorschläge stützen. So wie Herr von Unruh bei allem Zorn gegen die unbedeckten Noten sich dagegen verwahrt, daß er ein sofortiges Verbot aller nicht baar gedeckten Banknoten empfehlen wolle (S. 34) insofern dadurch Verlegenheiten und Verluste entstehen würden, so wird es jeder Andere mit der so wichtigen Angelegenheit machen wollen. Die Banken, welche die meiste Sorge machen, sind gerade solche, die in kleinsten Staaten und nur für diese concessionirt sind. In Preußen und mehreren anderen Staaten bestehen Verbote aller fremden Banknoten (25. Mai 1857) und wenn man mit Strenge vorgehen will, kann man viel erreichen. Wenn z. B. nur der Staat Preußen erklärte, er werde seine Strafandrohung vollziehen gegen jede Bank, die nicht gewissen vom Reich aufgestellten Bedingungen entspreche, so könnte schon vor 1876 viel geschehen. Warum sollte nicht sofort das kleinste Appoint in Norddeutschland auf 20 Thlr. gesetzt, und warum sollte nicht sofort statt 33⅓% Deckung 70% und nach und nach 80% Deckung gefordert werden? Immer natürlich so, daß man den Banken in ihrem heimathlichen Bezirke keine Privilegien nähme, sondern nur die Verbreitung der Noten über die Grenze und die Strafloſigkeit dieser Verbreitung von der Erfüllung dieser Bedingungen abhängig machte. Welch eine angenehme Aufregung würde es geben, wenn die Post anzeigte, sie beförderte bis da und dahin alle Banknoten, die ihr verificirt würden, gratis an die Emissionsorte nach Dessau, Gotha, Weimar, Gera, Meiningen, Dresden, Darmstadt, Bückeburg, aber zum Nimmerwiedersehen unter Strafandrohung von 50 Thlr. von Seiten des Staates für jeden einzelnen Fall. Herr W. Herbertz erzählt in Hirths Annalen, daß an der Berliner Börse täglich 30—40,000 Thlr. fremde Banknoten umgewechselt werden, die ihren Inhabern incl. Courtage, Porto ꝛc. einen Verlust von 5—7½% bringen. Nimmt man dies zusammen mit der Rede des (verstorbenen) Abgeordneten Zuckschwerdt am 5. Handelstag (1873) bei Hirth Annalen 1873 S. 691 ff.,

ſo ſieht man bald, daß kein Einzelner im Stande iſt, ſich dieſer „Papiernoth" zu erwehren und kann das laisser faire, laisser aller nicht für die richtige Politik halten. Und da wird dann wohl nach den angeſehenſten Definitionen von „Polizei" der Staat oder das Reich nicht umhin können, ſeine „Münzpolizei" zu üben.

Die Bankfrage iſt wohl nicht ſo umfaſſend, wie manche andere, aber ſie bietet Spielraum für zahlreiche Irrthümer, für alle Fallacien der Logik. Unſere „lateinloſen" Realſchulen der Zukunft dürfen ſich dieſen philoſophiſchen Stoff nicht entgehen laſſen ſtatt des dictum simpliciter und secundum quid und anderer veralteter Barbarismen. Wie oft wird z. B. uns die engliſche Bank mit ihren bekannten Peel'ſchen Reſtrictionen zur Warnung vorgehalten, daß wir bei einer etwaigen Reichsbank nur ja nicht etwas Aehnliches einrichten, vielmehr eine unbegrenzte Emiſſion geſtatten möchten. Herr v. Unruh hat ſchon die Nichtigkeit dieſer oberflächlichen Analogie angedeutet. Aber man kann noch deutlicher ſein. In England hat der rieſige Verkehr bei einer ſehr ſoliden Bank ein Zahlmittel dritten Grades, die Cheques hervorgetrieben, gegen deſſen Bedeutung die Banknoten verſchwinden. Wenn nun eine Kriſis eintritt, ſo empfindet dies eben zuerſt der Cheques-Verkehr. Man greift auf die Banknoten, als auf ein völlig zuverläſſiges Medium zurück, und bedauert natürlich, daß dieſe Banknoten ſo rar ſind. Man will die Banknoten nicht etwa in Sovereigns umſetzen, ſondern ſie ſind vollkommen ſo ſicher, als Gold. Das Bedürfniß nach engliſchen Banknoten iſt demnach ein ſpezifiſch verſchiedenes von unſerem ſcheinbar gleichen Bedürfniſſe. Unſere Banknoten müſſen leiſten, was die engliſchen Cheques leiſten, und jede Kriſis bei uns führt nicht auf eine Sehnſucht nach Banknoten, ſondern nach baarem Gelde. Das wiſſen die Banken am beſten. Wie kann man alſo in dieſer Sache uns auf England verweiſen? Es läge näher zu ſagen, wir ſollten wie England die Banknoten in engen Grenzen halten, damit ſich bei uns auch ein Cheques-Verkehr entwickele, bei dem ein eigentlicher Credit gar nicht vorkommt. Freilich würde dazu noch Einiges mehr erforderlich ſein, insbeſondere eine Centralbank und ein feſter Einkaufspreis derſelben für Gold. Aber auch dieſe Stücke werden wir mit der Zeit bekommen. H.

Die Muttergotteserſcheinungen in Elſaßlothringen.

III.

In einem gelehrten und geiſtreichen Eſſay über den „Weiſſagungsglauben und das Prophetenthum in der chriſtlichen Zeit" führt Ignaz von Döl-

linger aus, es sei das Prophetenthum, soweit es nicht durch religiöse Satzungen bedingt, sondern naturwüchsig sei, das Produkt weitverbreiteter oder von einer ganzen Nation gehegter Erwartungen, seien dies nun Wünsche oder Befürchtungen. „Was gleichzeitig Viele begehren, ohne die Möglichkeit es sofort durch eigene Thatkraft zu Stande zu bringen, oder auch, was ihnen als wahrscheinliches Ergebniß vorausgegangener Ereignisse und gegenwärtiger Zustände sich darstellt, das kleidet sich bei phantasiereichen Völkern in das Gewand der Weissagung". Es kleidete sich bei uns in das blauweiße und goldene Gewand der Madonna, die „einen Stab oder ein Schwert schwingt über den Häuptern von Kriegergestalten", oder die ihr Schwert gegen den Rhein hinschleudert und häufig begleitet erscheint von dem „Gefangenen des Vatikan".

Damit haben wir unsere Stellung dem Erscheinungstreiben gegenüber bezeichnet; zu sagen: Alles sei willkürlich und künstlich gemacht, beruhe nicht zum Theil wenigstens auf einer erkennbaren psychologischen Grundlage, das wäre unhistorisch und verriethe geringe Kenntniß der Vorgänge im Volksgemüthe. Symptome wie die beobachteten lassen sich in solcher Ausdehnung und Intensität nicht machen, sie entstehen und deuten auf einen krankhaft verstimmten Habitus eines beträchtlichen Volkstheiles. Mit welcher Schnelligkeit und Kraft sich geistige Volkskrankheiten fortpflanzen, ist aus der Geschichte einiger analoger historischer Vorgänge, die wir früher berührten, zur Genüge bekannt. Gesichtsverzerrungen, sonderbare Grimassen, Krämpfe, Hallucinationen erregen lebhaftes Interesse und reizen zur Nachahmung, besonders wenn dem — oft unbewußt — Nachahmenden sich der Glorienschein des Gottbegnadeten um das Haupt webt. Angebliche Heilungen von Schwächen und Krankheiten kommen an unseren Wallfahrtsstätten immer und häufig vor. Es gilt hier, wenn auch in anderer Deutung, als sie die Kirche beliebt, das Wort: „Dein Glaube hat dir geholfen". Ueberall erzählt, vergrößert, ausgeschmückt ziehen diese Berichte die Stummen und Tauben, die Lahmen und Blinden und Hysterischen von allen Orten herbei. Zu diesen spontanen Wirkungen tritt dann die politische, kirchliche und materielle Berechnung und selbst der Betrug. Parteigänger bemächtigen sich der krankhaften Stimmung und benützen sie zu ihren Zwecken. Sie wird mit allen Mitteln gesteigert, nach bestimmten Richtungen hingeleitet, es werden Einzelerscheinungen hervorgerufen, wo sie von selbst nicht entstanden wären. Der Agitation, der geschickten „Mache" ist ein großer Theil der Ausdehnung und der Hartnäckigkeit des Erscheinungstreibens zuzuschreiben. Französisch gesinnte Kleriker, Klostergeistliche, Schulbrüder, vor allem aber Schulschwestern, chauvinistische Laien, vor allem aber vornehme Damen, die seinerzeit die Sammlungen des „Denier pour la France" betrieben, sich unter die Banner von Paray-le

Monial gestellt und an den Prinzen Chambord Adressen unterschrieben hatten, nahmen sich der wunderbaren Vorgänge an.

Meistens erschien die Maria allein, in einer Gestalt, welche den bekannten bildlichen Darstellungen entsprach; sehr häufig finden wir die Bemerkung: „sie sah aus wie das Bild der Unbefleckten auf den Medaillen, wie die schmerzhafte Mutter Gottes, wie die von Salette". Das genaue Signalement, welches die schon genannte Louise Kaltenbach am 10. Januar von der Himmlischen gab, lautet: „Ihr Angesicht war ziemlich voll, Gesichtsfarbe natürlich, Wangen kolorirt (!), Augenbrauen schwarz, Nase proportionirt, Lippen rosenfarbig, Haare lichtkastanienbraun"*). Hie und da trägt sie das Christuskind, manchmal erscheint sie begleitet von Joseph, einmal umzieht sie die Frankenburg auf einem Esel, sowie sie in dem Bilde von der Flucht nach Aegypten dargestellt wird. Bald lächelt, bald weint sie, bald hat sie zur Seite ein weißes oder schwarzes Kreuz oder Rosen auf dem Haupte, sie geht aus lichten Wolken hervor, ist begleitet oder gefolgt von Engeln, Priesterprozessionen oder dem Papste. Einmal, als sie das Schwert gegen den Rhein geschleudert hatte, war sie mit einem Diadem gekrönt. Nach dieser That kamen die Engel und ersetzten ihre goldene Krone durch einen Kranz von Rosen. Hie und da werden auch Kämpfe geliefert. Dann wieder sieht man von dem Berge das Blut von Ordensleuten und von Priestern rinnen, sieht die Madonna vor einer verschlossenen Kirchenthüre stehen, die von einem Preußen bewacht wird.

Diese Erscheinungen sind nach ihrer Entstehungsweise leicht zu trennen; erstens in solche, die der absichtlichen Täuschung oder jener Selbsttäuschung entsprungen sind, in welcher der Mensch sich in irgend eine Vorstellung so lebhaft hineindenkt, daß er — findet er Gläubige — die oft wiederholte Lüge selbst für wahr hält; wie nahe lag z. B. die Versuchung für einen fanatischen Chauvinisten einer Menge von meist ungebildeten Leuten, von denen man keinen Widerspruch, wohl aber dankbare Bewunderung erwarten konnte, Mittheilung zu machen von einem eben im Geiste geschauten Kampfe zwischen Franzosen und Deutschen, in dem die ersteren siegten! Die ohne Absicht, oder doch ohne bewußte Absicht der religiösen Ekstase entsprungenen Erscheinungen gehören zur Kategorie jener Vorkommnisse, die unter dem Namen Hallucinationen bekannt sind. Bei starken seelischen Eindrücken, bei erregtem Blut, bei Ueberreizung, Ueberanstrengung, bei an sich unbedeutenden Fieberkrankheiten sieht das wache Auge Gestalten und Bilder, die natürlichen Bezug haben auf körperliche oder geistige Vorgänge im Innern des Menschen.

*) Die Erscheinungen Mariens im Elsaß. Aus Zeitungs- und Originalberichten zusammengestellt. 4. Auflage. Bozen, J. Wohlgemuth. Diese von uns fernerhin als „Bozener Broschüre" citirte Schrift ist wie die Rixheimer klerikalen Ursprungs.

Das Individuum wird solchen Zuständen auch außerhalb einer eigentlichen Krankheit in dem Grade mehr ausgesetzt sein, als die Phantasie die Oberhand hat über das Reflexionsvermögen; es werden solchen Zuständen also am meisten ausgesetzt sein Kinder, Frauen, und solche, die nach der Seite des geistigen Lebens hin, oder für gewisse Abtheilungen desselben, z. B. in Betreff religiöser Anschauungen auf der Entwickelungsstufe der Kinder stehen geblieben sind, also ein großer Theil des Volkes, besonders katholischer Gegenden. In Gereuth und an den andern Erscheinungsstätten sind es entweder bekannte Heiligenbilder, welche die erregte Phantasie aus dem Innern nach Außen projicirt, oder es stellen sich dem Auge kirchenpolitische Vorgänge dar, für welche, da sie seit dem Kriege unablässig in Predigt, Beichtstuhl und Privatgespräch behandelt wurden, die symbolische Darstellung leicht geschaffen war. Wortbilder werden in plastische Bilder umgeschaffen. Bezeichnend für diese Thatsache ist eine Stelle aus dem Verhör, das ein Pater von St. Nikolaus du Port mit der Schulschwester von Krüth, Luise Hamm, hatte und das er an seinen Obern berichtet*). Frage: Haben Sie dieselbe (d. h. die Erscheinung) oft gesehen? Antw.: Jeden Tag, denn wenn man sie einmal gesehen hat, sieht man sie immer, ja selbst wenn ich die Augen schloß, fuhr ich fort sie zu sehen. Das geistige Contagium wirkt bekanntlich immer sehr rasch. So auch hier. Zuerst sieht ein Einzelner die Erscheinung, bekommt Convulsionen, heftet die hervorquellenden Augen auf einen Punkt,— alsobald finden sich eine Menge, oft Tausende, die vorgeben auch die Erscheinung gesehen zu haben.

Allmählich, und zwar gegen den Mai 1873 hin, treten zu diesen Visionen und Hallucinationen Vorkommnisse, die dazu zwingen, ein betrügerisches Eingreifen einer geschickten Hand anzunehmen; die physische Erregung reicht hier als Erklärungsgrund nicht mehr aus. Es kam einigemal vor, daß die Omnibuspassagiere über dem Berge glänzende Lichter sahen. Am auffallendsten ist, was der von klarer Beobachtungsgabe zeugende Brief einer katholischen Dame im Progrès réligieux (19. April 1873) mittheilt. Es wird hier geschildert, wie (am 3. März 1873) um 2 Uhr Nachmittags ein leuchtender Punkt in den Wolken sich zeigte, ein Diskus, gleich dem silbernen Monde sich abzeichnete, wie dieser unter dem Geräusch ähnlich einer Lokomotive zersprang und sich dann ein grüner, rother und gelber Glanz verbreitete. Die Dame berichtet: „Ich glaubte an eine optische Täuschung und wechselte mehrmals den Platz, aber überall sah ich den nämlichen Schimmer. Das Phänomen wiederholte sich noch einmal vor unseren Augen und verlief immer in der gleichen Weise. Man sagte uns zu Neuholz, daß es fast alle

*) Bozener Broschüre p. 56.

Tage stattfindet und daß Jedermann es sehen kann". Diese und ähnliche Erscheinungen erinnern mehr an den gewandten Feuerwerker, an sogenannte Tagraketen und römische Lichter, an die camera obscura und dissolving views, als an die Jungfrau Maria. — Das Terrain begünstigte in Gereuth Kunststücke, besonders der ersten Art, auf das Entschiedenste. Die Unerfahrenheit, Kritiklosigkeit und religiöse Exaltation des gewöhnlich versammelten Publikums waren weitere günstige Bedingungen. Bei den Erscheinungen von Wimmerau, wo nächtlicher Weile sich röthliche Lichter über der Wunderstätte zeigten, führten aufgeklärte Männer der Gegend selbst diese Lichter auf die Apparate jener sechs fremden wohlgekleideten Herren zurück, die in den kritischen Tagen in der Gegend sich herumtrieben. Ohne Vorgang ist ein solcher Betrug in der Geschichte der Religionen keineswegs. — Da auf der Schalsmatt keine Quelle rann, so mußten Moos und Baumrinde die Träger der Heilswirkungen werden. Ein elfjähriges Mädchen aus einem Nachbarorte Gereuths, das Wochen hindurch die Erscheinungen hatte, sah einmal, wie die Madonna „zwischen den Fingern der rechten Hand ein länglichtes Stück Baumrinde hielt. Sie bückte sich und legte es auf die Erde. Nachdem sie sich erhoben, zeigte sie wieder darauf und sagte nur: „Du kannst das essen". Ich ging alsogleich vorwärts, hob die Rinde auf und aß. Es war etwas sehr hartes und süßer wie Honig. Meine Begleiterin sagte mir nun, ich möge ihr auch ein Stückchen davon geben, aber indem sie davon essen wollte, fand sie es sehr hart und unschmackhaft". Einer anderen Person, die seit Jahren an heftigen Magenschmerzen und Erbrechen litt, gab man ein wenig Moos von Krüth, auf dem die Erscheinung gestanden, und jetzt haben Erbrechen und Magenschmerzen aufgehört. So erzählte die „Abendruhe" von Solothurn.

Interessant wird die einfache Nebeneinanderstellung der Erscheinungsorte und derjenigen Personen sein, welche zuerst die Erscheinungen hatten, soweit sie uns bekannt geworden sind: In Gereuth vier kleine Mädchen, dann die Schulschwester, welche Leben in die Sache bringt, und der Sohn des protestantischen Forstwartes; in Issenheim ein nunmehr als unheilbarer Paralytiker in der Irrenanstalt untergebrachter Mann und dessen Sohn; in Bollweiler ein 15jähriges Mädchen; in Leime der Pfarrer mit dem ministrirenden Knaben; in Wingen-Wimmerau Kinder von 7—10 Jahren, die Schulschwester und eine alte Försters frau von Wingen; in Giesingen-Bollweiler Schulkinder, u. A. ein 13jähriger Knabe, welcher auf einmal sagt, es werde ihm schlecht, er sehe jetzt die Mutter Gottes auf dem Baume sitzen, sodann die Schulschwester. In Wallbach zwei junge Bauern, von denen der eine heftig betrunken war, und sodann ein vom Gericht als unzurechnungsfähig erklärter Epileptiker: in Kochern ein 9jähriges Mädchen; in Hesse ein

entlassener Sträfling und Gewohnheitssäufer; in Habsheim ein kleines Judenmädchen; in Büdingen ein junges Mädchen, von ihren Verwandten als krank nach Metz geschafft; in St. Quirin ein 67 Jahre alter Herr von äußerst kurzem Gesicht, der auf 10 Meter eine gewisse Gestalt sieht, — sodann Vikar Henriot und mit ihm Communikantinen; in Püttlingen Mädchen von 8—10 Jahren; in Reichshofen eine 16jährige Betrügerin; in La Broque Kinder, die in den Wald gegangen waren, um Laub für Frohnleichnam zu holen; in Altkirch Kinder; in Neuweiler eine ältere Jungfrau und ein Mädchen von 7—8 Jahren; in Riedsalz Mädchen von 10—14 Jahren; in Schleithal eine 77 Jahre alte Wittwe; in Leitersweiler ein 20jähriges Mädchen, das eben in Gereuth gewesen. In Rimlingen ein 13jähriges, dem Pfarrer als Lügnerin bekanntes, von der Schulschwester als äußerst fassungsarm bezeichnetes Mädchen, das seit Monaten von einigen Verwandten für die betrügerische Rolle vorbereitet worden war. Mit Ausnahme des Falles von St. Quirin, wo eine ganz gewöhnliche optische Täuschung oder der Betrug einer Person, die sich in ein weißes Gewand hüllte, angenommen werden muß, haben wir in drei Fällen, Hesse, Reichshofen und Rimlingen den offenbaren Betrug, in den andern Fällen, den Betrunkenen eingeschlossen, Individuen, die für Sinnestäuschungen und Wahnverstellungen (Hallucinationen) besonders zugänglich sind. Der officiöse Bericht der hist.-pol. Blätter stellt im Interesse seiner Sache diese Thatsache geradezu auf den Kopf, wenn er sagt: „Gerade Solche haben Erscheinungen, die davon (von Hallucinationen) am wenigsten berührt werden, Kinder, Mädchen, und in Riedsalz und Schönenburg Schulknaben."

Von Anfang an trugen die Erscheinungen einen bestimmt antideutschen und französisch-chauvinistischen Character, der sich fortwährend schärfer ausprägte und an einigen Stellen zum französisch-legitimistischen verschärfte. Wir bringen die Belege hiefür: Als die Madonna in Gereuth am 10. Januar der Louise Kaltenbach zum viertenmale erschien und das Schwert gegen den Rhein hin schleuderte, fragte diese: „Marie, notre mère, que demandez-vous de vos enfants?" darauf antwortete diese: „Priez, priez, le jour de la délivrance est proche"*). — Noch unverblümter sprach sie zu anderen nach deren Angabe: „Seid nur zufrieden, ihr werdet nicht mehr lange deutsch bleiben, sondern bald wieder französisch werden." Der „Tag der Befreiung" ist die Melodie, die in allen möglichen Tonarten von der Erscheinung abgespielt wird. Im September 1872 wurde plötzlich im Weilerthale das Gerücht colportirt, Marschall Mac Mahon sei mit Gemahlin bei dem Grafen Castex in Thalweiler abgestiegen, und man besprach sich, ob es nicht noth-

*) Rixheimer Broschüre p. 106.

wendig sei, zur Feier des Tages, da Mac Mahon die Wiese betrete, mit Bannern und Fahnen nach Krüth zu ziehen. — „Ende April 1873 wurde," — wie uns die, nebenbei gesagt, auch in Deutschland, besonders in Altbayern viel verbreitete Bozener Broschüre*) erzählt — ein heißer Kampf geliefert auf dem Berge zwischen den Franzosen und Preußen; die Zeugen hörten den Lärm der Kanonen, sahen das Blut in Strömen fließen und von Flammen verzehrte Städte. Der Sieg war auf Seite der Franzosen; ihre Patronin ermuthigte sie durch Zeichen und mit der Stimme. An demselben Tage wurde auch der Triumph der Kirche und der Ausgang des gegenwärtigen Kampfes zwischen Staat und Kirche vorgedeutet. Von dem Berge sah man das Blut von Hunderten von Priestern und Ordensleuten rinnen; die hl. Tempel wurden entweiht, geplündert, geschlossen. Man sah den Papst in Ketten, aber seine Beschützerin befreite ihn; sie schlug mit einem Kreuze auf die Gottlosen, drei Anführer (!) starben, die andern zerstreuten sich. Wie die ultramontane Quelle berichtet, war, der diese „Eindrücke" den auf der Schalsmatt Versammelten Ende April 1873 mittheilte, „ein sehr geschickter Mann von 20 Jahren". — In jenem Gespräch der Schulschwester von Gereuth mit dem Pater von St. Nikolaus du Port findet sich folgende Frage und Antwort: „Und zu Ihnen hat sie nichts gesagt?" — „Ich bat sie innerlich nur um Eines und sie hat mich erhört. Heil. Jungfrau, sagte ich in meinem Innern, wenn unsre Congregation durch die Preußen nicht aufgelöst, und wenn Elsaß wieder mit Frankreich vereinigt werden wird, so würdige dich, mir zu erscheinen mit einem grünen Kranze. Ich dachte mir, das Grün sei das Sinnbild der Hoffnung. Tags darauf sah ich die Mutter Gottes von einem grünen Kranze umgeben, in welchem auch Blumen waren." — In Walbach wiederholt Hoffert die Vision vom Völkerkampfe mit einer kleinen Variante: Zwei Armeen hätten am Himmel miteinander gekämpft, eine französische und eine mit Spitzen (d. h. Pickelhauben) unter denen die Todtenköpfe hervorgegrinst hätten. Dieses todte Heer sei von dem französischen unter Heinrich V. im Beisein der Muttergottes geschlagen worden, und der später abgesetzte Bürgermeister von Walbach meint am 31. Mai „nun muß es bald anders werden, jetzt hat die Muttergottes das Commando über die französische Armee übernommen". Hoffert wiederholte seine Mittheilung öfter, und verkündete einmal: „die Muttergottes wird sich von den Preußen nicht mehr stören lassen; in vier Wochen sind sie aus dem Lande."

Von klerikaler Seite wurde u. a. auch in dem officiösen Artikel der

*) Die mitgetheilten Notizen nimmt die Bozener Broschüre aus dem XI. und V. Kapitel der in Genf erschienenen Broschüre: „Le Surnaturel au dix-neuvième siècle ou les apparitions de la tressainte Vierge en Alsace".

hist.-pol. Blätter mit der bekannten Emphase als ein Beleg für die Glaubwürdigkeit der Erscheinungen hervorgehoben der Umstand, daß „solche Dinge durch Kinder von acht bis zehn Jahren erzählt werden, und zwar nicht an einem Orte, sondern an vielen weitauseinanderliegenden, die keinerlei Verbindung mit einander haben". Ob der Augur, der solche Dinge schreibt, nicht über seinen eigenen Satz lächelte? Abgesehen davon, daß die sich ähnlichen Predigten und Erzählungen, die nämlichen Bilder und Broschüren überall die nämlichen Vorstellungen zurückließen, abgesehen davon, daß wohl kein Ort mit katholischer Bevölkerung in Elsaß-Lothringen nicht wenigstens einen oder den anderen seiner Bewohner nach Gereuth und einem der anderen Erscheinungsorte gesandt hat, daß somit der ideelle und materielle Zusammenhang mit Gereuth vollkommen nachgewiesen ist, sind wir trotz eines ziemlich beschränkten Materials in der Lage, eine Reihe von Erscheinungen, nämlich die von Issenheim und Walbach im Süden, La Broque im Westen und Leitersweiler im Norden des Landes direct auf den Ansteckungsheerd in Gereuth zurückzuführen. Der Epileptiker von Walbach, wo das Treiben fast eine ebenso große Ausdehnung nahm, wie in Gereuth, und nur einen acuteren Verlauf hatte, war zweimal in Gereuth gewesen und erklärte in Walbach: „die Muttergottes habe ihm gesagt, sie sei in Krüth nicht genug verehrt worden, sei deßhalb nach Walbach gekommen und werde später wieder nach Gereuth zurückkehren, dann werde man sie dort besser verehren." — Der Taglöhner Schimpf von Issenheim, jetzt als unheilbarer Paralytiker im Irrenhaus, hatte ebenfalls in Gereuth den letzten Stoß auf sein krankes Gehirn erhalten. Die Erscheinungen auf den Gemeindeweiden von La Broque führte man in der Gegend selbst auf eine Frauensperson Margudin zurück, die zwischen dem Breusch- und dem Weilerthale hin und her wallfahrten ging, und eine der eifrigsten Apostelessen des Wunders von Gereuth war. Jene Barbara Stolz, welche (August 1873) sich in die Kirche von Leitersweiler begab, nachdem sie vorher verkündet hatte, sie habe von der Mutter Gottes den Auftrag Gebete zu veranstalten und welche dann ihre Visionen mit den Worten einführte: „O wie schön", hatte auf einer Wallfahrt nach Gereuth jenen Auftrag empfangen. Dr. Aug. Schricker.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Annahme der revidirten Verfassung. Aus der Schweiz. — Man hat in der Schweiz die Verhandlungen des deutschen Reichstags betreffend die Militärfrage mit gebührendem Interesse verfolgt und man konnte sich auch mit der schließlichen Lösung derselben durch Compromiß um so eher

befriedigt finden, da man im Begriffe ſtand, in eigener Sache einen Compromiß von ebenſo großer Bedeutung anzunehmen. Im Uebrigen ſind die beiden Compromiſſe freilich von ſehr verſchiedener Art und Tragweite, denn in der Schweiz handelte es ſich nicht um einen Beſchluß für die Dauer von ſieben Jahren, ſondern um ein Verfaſſungswerk, das mindeſtens bis zu Ende dieſes Jahrhunderts Stand halten ſoll, und der Compromiß betraf nicht eine conſtitutionelle Frage, ſondern eine Lebensfrage in noch höherem Sinne als die Militärfrage es für das deutſche Reich iſt. Es liegt im Intereſſe von ganz Europa, daß das deutſche Reich wehrhaft nach allen Seiten da ſtehe, und auch die Schweiz hat alſo ihren Antheil an dieſem Intereſſe, einen ganz beſonderen aber doch nur, ſofern oder ſo lange die Gefahr eines neuen Krieges zwiſchen Deutſchland und Frankreich, reſp. eines neuen Angriffs des letztern auf das erſtere beſteht. Daß in dieſem Falle die Schweiz einen Angriff von Frankreich mit dem größern Theile ſeiner Macht nicht ohne Hülfe Deutſchlands auszuhalten vermöchte, iſt klar; daraus folgt aber keineswegs, daß die Schweiz Grund habe, dem deutſchen Reiche für ſeinen neueſten Beſchluß in der Militärfrage beſondern Dank zu ſagen oder ihn um jeden Preis gut zu heißen, als ob er mehr zum Heile der Schweiz als des Reiches ſelbſt gefaßt wäre. Das deutſche Reich hat ebenſo viel eigenes Intereſſe, nicht durch ein in die Schweiz eingebrochenes franzöſiſches Heer von Süden her angegriffen zu werden, als die Schweiz Intereſſe hat, ſich jenes Einbruches zu erwehren. Dazu kommt, daß die Schweiz auf jeden Fall den erſten Angriff Frankreichs allein auszuhalten hätte und daß es ſehr fraglich bleibt, ob die erhöhte Präſenzſtärke des deutſchen Heeres gerade dazu beſtimmt und ausreichend wäre, die Schweiz zu decken. Ueber die Nothwendigkeit des hohen Präſenzſtandes der deutſchen Armee kann man, trotz allen darüber erfolgten Erklärungen von höchſter Seite, verſchiedener Anſicht bleiben; die eigentliche Frage war ja auch bloß, ob der Reichstag ſein verfaſſungsmäßiges Budgetrecht jenen höhern Rückſichten aufopfern ſollte. Wenn nun deutſche Blätter, mit Berufung auf ſchweizeriſche, dieſes Opfer als ein auch in der Schweiz allgemein gebilligtes dargeſtellt haben, ſo muß vielmehr behauptet werden, daß gerade das wiederholte Nachgeben deutſcher Volksvertretungen gegenüber den Regierungen in der Schweiz nie Sympathie finden konnte, vielmehr ein Hauptgrund war, warum die Stimmung gegen Deutſchland bis auf die neueſte Zeit kühl und getheilt blieb. — Wir wollen aber lieber, zum Hauptgegenſtand unſeres diesmaligen Berichtes übergehend von dem ſprechen, was die Schweiz am 19. April gethan hat, um das deutſche Reich in ſeinen übrigen Fortſchritten einzuholen und vielleicht demſelben in ſeinem Kampfe mit Rom eine Unterſtützung zu gewähren, ebenſo erwünſcht wie ein deutſches Hülfsheer es für die Schweiz gegen Frankreich wäre.

Wir setzen das Hauptergebniß der Volksabstimmung vom 19. April mit den betreffenden Zahlangaben als bereits bekannt voraus und beschränken uns darauf, jenes Ergebniß etwas näher zu beleuchten, besonders soweit es für das Ausland und zunächst für das deutsche Reich von Interesse sein kann. Daß die neue Verfassung ziemliche Aussicht auf Annahme hatte, war in unserm letzten Bericht gesagt worden; aber daß der Sieg so glänzend, für die Gegenpartei so niederschmetternd sein würde, war nicht zu erwarten gewesen. Eine Demüthigung hatten die Gegner für die Art, wie sie noch in den letzten Tagen gearbeitet hatten, allerdings verdient und durch ihre Uebertreibungen vielleicht selber herbeiführen helfen; andererseits herrscht nicht die Absicht, den Sieg zu wirklicher Unterdrückung zu mißbrauchen. Eine Vergleichung dieser Abstimmung mit der vor zwei Jahren ist in mehreren Hinsichten lehrreich und tröstlich; sie zeigt, daß in den politischen Ereignissen, auch innerhalb eines kleinen Volkes, sobald es sich um große Fragen handelt, eine Gerechtigkeit waltet, die durch alle Gegenwirkungen sich nicht ablenken läßt; sie zeigt insbesondere auch, daß in solchen Volksabstimmungen, je bedeutender ihr Gegenstand, um so mehr ein blinder Zufall ausgeschlossen ist und die wirkliche Vernunft, der Dinge wie der Menschen, zum Ausdruck kommt. Im Jahr 1872 scheiterte die Revision, weil man etwas zu viel auf Ein Mal verlangt hatte, so daß die französischen Kantone zu einer unnatürlichen Allianz mit den katholischen getrieben wurden. Diese Allianz ist nun wieder gänzlich zerfallen und gerade die Kantone, welche man damals verloren hatte, sind seither gewonnen worden, durch Zugeständnisse, welche die Ideen des ersten Entwurfes nicht preisgeben, sondern nur die Durchführung derselben weniger rasch und ausdrücklich verlangen. Die Forderung völliger Centralisation des Militär- und Rechtswesens ist etwas abgeschwächt, dafür die Stellung gegen die römische Kirche verstärkt worden, wie es eben die seitherigen Ereignisse mit sich brachten. Auch mehrere Kantone der deutschen Schweiz, die schwankend waren, und viele Einzelne in allen Kantonen, welche dem ersten Entwurf ihre Zustimmung versagen zu müssen glaubten, sind durch die Fassung des zweiten befriedigt worden; daher sind die Mehrheiten in allen Kantonen größer ausgefallen und ergeben die Gesammtzahl von $^2/_3$ des ganzen Volkes und der Kantone, eine Mehrheit, welche nicht bloß erfreulich für die Sieger, sondern beruhigend, versöhnend, heilbringend für das ganze Land ist, weil sie unbestreitbares Uebergewicht und zugleich einen unverrückbaren Schwerpunkt für eine neue Entwickelung darstellt. Besonders erfreulich ist die verhältnißmäßig große Zahl der Annehmenden im Kantone Luzern, der ganz katholisch ist und früher Hauptsitz des Ultramontanismus war; auch Schwyz und Zug zeigen respektable Minderheiten; nur Freiburg und Wallis sind in fast undurchdringliche Finsterniß versunken, aus der eben nur die

Gewalt des Bundes sie emporheben kann. Im Kanton Tessin hatte der Große Rath zum voraus von seinem Rechte, das kantonale Votum abzugeben, in bejahendem Sinne Gebrauch gemacht, während nun das Volk mit doppelter Stimmenzahl sich für Verwerfung ausspricht; diese Incongruenz hat glücklicher Weise keinen Einfluß auf das Gesammtergebniß und wird sich wohl bald ausgleichen. Noch wichtiger als die Art, wie die neue Verfassung angenommen wurde, ist aber der Inhalt und die Tragweite derselben; wir wollen also die errungenen Fortschritte in kurzer Uebersicht zusammenstellen, beschränken uns aber dabei auf die Hauptsachen, welche auch für das Ausland Bedeutung haben und ohne Vorkenntnisse oder nähere Erklärung verstanden werden können.

Die neue Verfassung stellt die gesammte schweizerische Wehrkraft unter die Hoheit des Bundes, der auch den gesammten Militärunterricht und die Bewaffnung übernimmt, so daß den Kantonen nur die übrige Ausrüstung der Truppenkörper und die Ernennung der Offiziere, nach Vorschriften des Bundes, verbleibt. Der Bund sorgt auch für die Familien gefallener oder verstümmelter Wehrmänner und regulirt den Militärpflichtersatz, von dessen Ertrag ihm die Hälfte zufallen soll. — Der Bund übernimmt ferner die Oberaufsicht über Wasserbau- und Forstpolizei im Hochgebirge, die Gesetzgebung über Fischerei und Jagd, Bau und Betrieb der Eisenbahnen, Fabrikarbeit, Banknotenwesen, Aufsicht über das Auswanderungs-, Versicherungs- und Lotteriewesen; Spielbanken sind verboten. — Betreffend das höhere Schulwesen wird dem Bunde das Recht eingeräumt, nicht bloß die bestehenden Anstalten zu unterstützen, sondern auch noch andere zu errichten. Ausweise über die Fähigkeit zur Ausübung wissenschaftlicher Berufsarten sollen für die ganze Eidgenossenschaft gültig erworben werden können. Die Kantone haben für genügenden Primarunterricht zu sorgen, welcher ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen, obligatorisch und unentgeltlich und für Angehörige aller Bekenntnisse angemessen sein soll. — Der niedergelassene Schweizerbürger soll an seinem Wohnsitze nach drei Monaten alle Rechte der Kantons- und Gemeindebürger genießen; er darf mit keinen besonderen Steuern belegt werden. Die kantonalen Gesetze über Niederlassung und Stimmrecht der Niedergelassenen in den Gemeinden unterliegen der Genehmigung des Bundesrathes. Die Freiheit der Niederlassung selbst ist nur beschränkt durch strafgerichtliches Urtheil oder offenbare Armut bei mangelnder Unterstützung von Seite der Heimat. (Auch diese letztere Bedingung wird später noch fallen müssen). Der Bund regulirt auch die Ertheilung des Bürgerrechtes an Ausländer und den Verzicht von Inländern auf das ihrige. — Niemand darf zur Theilnahme an einer religiösen Gemeinschaft oder zu einer Steuer für Zwecke einer ihm fremden religiösen Gesellschaft gezwungen werden. Die

Ausübung bürgerlicher Rechte und Pflichten darf durch keine religiösen Bedingungen beschränkt werden. Gegen Eingriffe kirchlicher Behörden in die Rechte der Bürger und des Staates werden die Kantone und der Bund die geeigneten Maßregeln treffen. Die Errichtung von Bisthümern unterliegt der Genehmigung des Bundes. Die Jesuiten und ihre Affilirten sind ausgeschlossen. Es dürfen keine neuen Klöster und Orden gestiftet werden. Die Bezeugung des Civilstandes ist Sache der bürgerlichen Behörden; ebenso die Verfügung über die Begräbnißplätze. — Das Recht zur Ehe darf weder aus kirchlichen noch ökonomischen oder polizeilichen Gründen beschränkt oder durch Abgaben belastet werden. Die in einem Kanton oder im Ausland nach dortigen Gesetzen geschlossene Ehe soll in der ganzen Eidgenossenschaft anerkannt werden. Die geistliche Gerichtsbarkeit ist abgeschafft; ebenso der Schuldverhaft. — Der Bund erhält das Recht zur Gesetzgebung über die persönliche Handlungsfähigkeit, das Obligationenrecht mit Inbegriff des Handels- und Wechselsrechts, das Urheberrecht an Werken der Litteratur und Kunst, über das Betreibungsverfahren und Conkursrecht. Körperliche Strafen und Todesstrafe sind abgeschafft. — Die Competenz des Bundesgerichtes erstreckt sich auch auf Competenzconflikte zwischen Bund und Kantonen, auf staatsrechtliche Streitigkeiten zwischen Kantonen, und kann auch auf die neu dem Bunde zugewiesenen Materien des Civilrechts, zum Behuf einheitlicher Anwendung der betr. Gesetze, erstreckt werden. — Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse von nicht dringlicher Natur (bei Kriegsgefahr) sollen dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden, wenn es von 30000 Schweizerbürgern oder von acht Kantonen verlangt wird. —

Das sind die hauptsächlichen Neuerungen, welche nunmehr angenommen sind. Man wird finden, daß ihre Zahl bedeutend ist, daß die Bundesversammlung auf Jahre hinaus damit beschäftigt sein wird, die durch die neuen Grundsätze geforderten neuen Gesetze ins Leben zu rufen. Man wird aber auch nicht bestreiten, daß die Schweiz durch Annahme dieser Verfassung sich auf gleiche Höhe mit den vorgerücktesten Staaten gestellt und ziemlich Alles erreicht hat, was bei ihrer eigenthümlichen Zusammensetzung gegenwärtig zu erreichen möglich war. Was der Militärverfassung an Einheit noch gebricht, hat ja auch das deutsche Reich seinen Einzelstaaten überlassen müssen und was die Rechtseinheit betrifft, so wird diese dieselben Fortschritte machen wie im deutschen Reich, nur etwas langsamer, weil die bestehenden Unterschiede verhältnißmäßig größer sind, (schon durch die Mehrheit der Sprachen) und weil alle Vereinfachungen auf diesem Gebiet, wie auf dem der freien Niederlassung und der Verkehrsmittel, sich um so eher empfehlen, je ausgedehnter der Bezirk ist, für den sie gelten sollen; die Vortheile der größern Einheit und Freiheit springen dann mehr in die Augen, als in einem kleinen

Lande, deſſen einzelne Theile faſt mehr mit dem Ausland als unter ſich in Verkehr ſtehen. Wir dürfen alſo weitern Fortſchritt in dieſer Richtung ruhig abwarten und einſtweilen uns deſſen freuen, was bereits erlangt iſt. Die Hauptſache iſt, daß die Schweiz für die nächſte Zeit neu geeinigt und gekräftigt da ſteht, entſchloſſen, ihre Selbſtändigkeit nach außen zu wahren und in friedlicher Entwickelung mit den Nachbarſtaaten zu wetteifern. —

Der 19. April war ein Ehren- und Freudentag für die Schweiz; er war auch, was nicht ganz unweſentlich, vom Wetter begünſtigt. Die Betheiligung an der Abſtimmung war noch zahlreicher als vor zwei Jahren, und doch nirgends, ſelbſt im berniſchen Jura nicht, von irgend welchen Störungen begleitet. Das Ergebniß wurde in Bern durch einen ſolennen Fackelzug, der dem Bundesrath gebracht wurde, gefeiert; auch in anderen Städten wurden öffentliche Freudenbezeugungen improviſirt und weit im Lande herum flammten Feuer von den Bergen. Alle Welt, ſelbſt ein Theil der unterlegenen Partei, fühlt ſich, wie von einem ſchweren Drucke befreit und athmet die warmen Frühlingslüfte dieſer Tage mit doppelter Luſt ein. Es iſt jedenfalls ein Zeichen von geſunder Lebenskraft, daß die Schweiz den Mißerfolg des 12. Mai 1872 ſo raſch überwunden und gutgemacht hat, und wenn man die gegenwärtigen Zuſtände von Frankreich und Spanien (welche noch gar keine feſte Verfaſſung haben) ja ſogar die der Vereinigten Staaten als ſchlechte Zeugniſſe für die Leiſtungsfähigkeit der Republik geltend machen zu dürfen glaubt, ſo wird man der Schweiz, gerade wenn ſie ſo einſam daſteht, doppelte Achtung zollen müſſen.

Briefe eines Deutſchpariſers. Paris 24. April. — Die Franzoſen ſind doch wahrlich ein undankbares Volk! Man ſucht ihnen auf alle mögliche Art zu beweiſen, daß man es gut mit ihnen meint und ſie wollen es nicht glauben. Mac Mahon, der Generaliſſimus, raſſelt wiederholt mit dem Säbel und verbürgt ſich auf ſieben Jahre für die Aufrechterhaltung der Ordnung, und das Klagen und Jammern über den ſchlechten Geſchäftsgang wird noch ärger. Der und jener Beamte erklärt des Beſtimmteſten vor allem Volke, der Marſchall werde, was immer geſchehen möge, durch ſieben Jahre das Regiment führen, und es bleibt bezüglich des Mißvergnügtſeins im Lande beim Alten. Depeyre, der Juſtizminiſter, nimmt in einem Rundſchreiben an die Generalprokuratoren das Septennat gegen alles Einſpruch erhebende Scribentenvolk in Schutz, und das Lärmen und Spektakeln wird noch toller. Kurz, je mehr man verſichert, gelobt, betheuert, deſto größer wird die Erregtheit, deſto weniger findet ſich das Volk beruhigt und zufriedengeſtellt.

Was mag die Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung ſein? Die Antwort liegt nicht fern. Es iſt das Mißtrauen den Gewalthabern gegenüber, das

vom Jeſuitismus bedingte Mißtrauen. Selbſt die Legitimiſten ſind mißtrauiſch geworden. Läge dazu wirklich ein Grund vor? Das muß ſich bald zeigen. Im Gerede der Leute trat einſtweilen der Duc d'Aumale in den Vordergrund. Den edlen Duc, heißt es, will man zum Präſidenten des projektirten Senates, eventualiter zum Stellvertreter Mac Mahons auserſehen. Inzwiſchen beſinnt ſich am Ende noch der Graf v. Chambord und macht Zugeſtändniſſe. Dann hätte der Duc d'Aumale das leere Nachſehen. Ja, man meint es in der That gut mit den Franzoſen. Und wie eifrig mühen ſich um deren Beſtes gewiſſe von der Regierung beſtellte Amtsherren! Es iſt rührend. Bitte, einen Blick der Beachtung dem General Chanzy! Der Mann iſt ein tapferer Haudegen, ſo gut wie der Duc de Magenta, das ſoll unbeſtritten bleiben. Und weil er ein tapferer Haudegen iſt, erblickt er möglicherweiſe im Stahl, im Schwert, in der Waffe das wirkſamſte Mittel zur Volksbeglückung. Gleich dem Soldaten, den das Fatum als Thiers' Nachfolger im Amte an die Spitze Frankreichs geſtellt, ſchmeichelt er ſich, in der Hinſicht zu wiſſen, wo Bartel den Moſt holt. Es mag erhebend ſein, bei ſeinen Landsleuten für einen charakterfeſten Verfechter des Volkswohles, für einen geſinnungstüchtigen Republikaner zu gelten; aber Macht und Anſehen hat auch ſein Angenehmes, und der Titel eines Gouverneurs fällt unter Umſtänden ſchwer in's Gewicht. Bedenken wir das, und laſſen wir Herrn Chanzy Gerechtigkeit widerfahren, indem wir ihm das Zeugniß ausſtellen: Er hat, indem er eines Zeitungsartikels wegen über Algier den Belagerungszuſtand verhängte, ſeinem Waffenglauben Ehre gemacht. Noch eins! Die Republikanermaske hat er abgeworfen, und auch das ſollte man ihm zu Gute halten. Crémieux thut das nicht; Crémieux hat Unrecht. Wer ſteht höher, der verkappte oder entlarvte Jeſuit? — —

Ach, es ſind noch viele andere Sterbliche, die im heutigen Frankreich als Staatsdiener ihr Herrenrecht geltend machen, und à la Chanzy das Volk beglücken möchten. Das Urbild eines ſolchen ſcheint uns jener edle Herr de Tracy zu ſein, der in Bouches du Rhône das Scepter führt und mit ſeiner Präfectenfackel allen turbulenten Marſeillern voranzuleuchten den Wunſch hegt, accurat wie einſt das kaiſerliche Frankreich mit der Civiliſationsfackel allen nichtfranzöſiſchen Nationen voranleuchten wollte. Nun trat in der alten Phokäerſtadt vor etlichen Tagen zu berathender Sitzung der Generalrath zuſammen. Läßt es ſich da nicht ſo ein Maleſizrepublikaner, der Präſident der Verſammelten, beikommen, im Beiſein des Herrn Präfekten von ſeinem Rechte Gebrauch zu machen und zu erklären, nur im Port der Republik könne Frankreich wieder geſunden?! Natürlich entbrannte Herr de Tracy darob in wildem Zorm, erhob er als Diener der Republik die Royaliſtenſtimme zu energiſcher Verwahrung. Und ſiehe, alſobald klatſch-

ten die herbeſtellten „Römer" Beifall, ſchmähten und höhnten die Gruppe der antiroyaliſtiſchen Räthe und brüllten: „Vive le roi!" Es geht doch Nichts über einen kleinen Theatercoup. Der Präſident verlor aber den Kopf nicht, ließ durch den Präfekten ſelber die bewaffnete Macht requiriren, dann den Saal räumen und brachte damit die Gaſſenjungenpoſſe zum Abſchluß. Der biedere Herr de Tracy ſoll ſich ſehr kleinlaut getrollt haben. Wir wollen es glauben. Aber erledigt iſt die Sache damit noch nicht. Die beleidigten Generalrathsmitglieder beſchreiten den Rechtsweg, und die grollenden Repräſentanten des Royalismus machen ſich auf ein tant soit peu pikantes Nachſpiel gefaßt. Nein, ein Wohlwollen, wie es die Herren am Ruder gegen die Nation an den Tag legen, kann, darf nicht unbelohnt bleiben. Welche Summen royaliſtiſch-väterlicher Sorgfalt werden nicht von den Herren Präfekten zum Heile des Volkes verausgabt! Dieſes iſt verblendet, das gilt für ausgemacht. Es muß wieder auf den rechten Weg, zur Erkenntniß gebracht werden. Und keine Gelegenheit, die Verſucher, die Verführer und Verderber deſſelben an den Pranger zu ſtellen, an ihnen ein Exempel zu ſtatuiren, bleibt unbenutzt. In Bezug auf Preßmaßregelungen iſt das zweite Kaiſerreich übertroffen. Mit Argusaugen wacht die Schaar der beſoldeten Hüter, und wehe den Vermeſſenen, die nicht vorſchriftsmäßig den Journaliſtenweg gehen, z. B. nicht im Septennat die Grundlage, die Pforte zu Frankreichs Glücke erblicken und dieß öffentlich zu erklären wagen! — Das Septennat beſteht; das muß genügen. Jede weitere Erklärung iſt überflüſſig. Definire den Charakter des Septennats ein Jeder nach Belieben.

Indeß zum vorausſichtlich nahen Schlußakte der proviſoriſchen Septennat-Komödie in der Preſſe mit erneuter Heftigkeit der Parteikampf entbrennt, überbieten die journaliſtiſchen Schildhalter der Parteien einander im Darbringen von Reſpektfloskeln dem Staatschef gegenüber. Mac Mahon ſoll über allen Zerfahrenheitsjammer erhaben daſtehen, und jede Partei hofft durch ihn an's Ruder zu gelangen. Im Stillen wünſcht man den braven Duc hin, wo der Pfeffer wächſt, aber öffentlich bringt man ihm unumwunden ſeine Huldigung dar, iſt und bleibt die Perſönlichkeit der „wackere, biedere, loyale Soldat", ein „Bayard ſonder Furcht und Tadel". Allerdings ſtört dieſe Schallharmonie auf etwas unheimliche Art der Mißton der legitimiſtiſchen Enthüllung, nach der Mac Mahon nur in der Vorausſetzung zum Präſidenten der Republik gewählt worden, er werde im entſcheidenden Momente vor dem „Roy" ſeiner Gönner beſcheiden zurücktreten. Was heißt das anders als: der Präſident iſt in unſern Augen ein Strohmann, ein Rückenbüßer, ein Thürhüter des kommenden Monarchen! —? Nein, die intereſſante, die erbauliche Offenbarung! Was meint dazu nur der Marſchall? Zählten wir zu ſeinen Berathern, ſo würden wir unbedingt an ihn die

Worte richten: „Euer J'y suis, j'y reste, Duc, genügt nicht. Weiſet dem Monſieur de Broglie die Thür, ſtützet Euch keck auf die Landesmajorität, arbeitet entſchloſſen auf die endgültige Begründung der Republik hin, und Ihr beweiſt, daß Ihr die Sachlage zu würdigen verſteht und ein guter Patriot ſeid". — Doch wer weiß, was noch geſchieht!

Nichts iſt peinlicher, nichts wirkt hemmender und ſtörender als Zweifel und Ungewißheit. Und wie ſoll auf Grund der heilloſen Wirthſchaft des Miniſteriums de Broglie der Induſtrielle, der Kaufherr mit Zuverſicht ſeinen Geſchäftsweg gehen? Längſt machte ſich der lähmende Einfluß jener Wirthſchaft bezüglich der Geſchäfte im Allgemeinen geltend. Durch das Stocken des Exporthandels wird das Maß gehäuft. — Ueberhaupt liegt es mit Frankreichs Exporthandel im Argen. Auch der Handelsminiſter, der juſt in der „Amtszeitung" einen vergleichenden Bericht veröffentlichte, iſt zu der Einſicht gekommen. Herr Deſeilligny ſchenkt ſeinen Landsleuten in der Beziehung reinen Wein ein und beantragt die Niederſetzung einer Unterſuchungscommiſſion. Für uns hat ſpeziell die Art und Weiſe Intereſſe, wie der Miniſter die Ueberlegenheit der Deutſchen im Handelsgebiete hervorhebt und die franzöſiſchen Kaufleute sub rosa ermahnt, den Deutſchen nachzueifern. „An den chineſiſchen Meeren kommen auf 22 große engliſche Häuſer 25 deutſche", erklärt nach britiſcher Quelle der Berichterſtatter. In den paar Worten des Franzoſen liegt für den deutſchen Geiſt ein hoher Triumph.

Einzelne Journaliſten haben anläßlich des Berichtes im Beſondern die hieſige Exporthandelswelt beleuchtet, dabei unerſchrocken conſtatirt, daß das Pariſer Commiſſionsgeſchäft größerntheils in den Händen von Deutſchen ruhe, daß auch in den meiſten Handlungshäuſern dahier unter den Angeſtellten Deutſche den erſten Rang einnehmen und darauf hingewieſen, wie den franzöſiſchen Kaufmannslehrlingen vor allem eine größere Lernbegier in Bezug auf ſprachliches und geographiſches Wiſſen noth thue. Das verdient jedenfalls Anerkennung. Um ſo befremdender iſt das Gebahren von Journaliſten, die in chauviniſtiſcher Verblendung fortfahren, das alte Geleiſe des vom Kriege bedingten Revanche-Wahnſinns breitzutreten und beim geringſten Anlaß mit ihrem verkehrten Patriotismus groß zu thun. Das Urbild eines ſolchen Journaliſten erkennen wir in dem Bühnenrecenſenten Henri de Lapommeraye. Der Mann hat die Marotte, für einen großen Patrioten gelten zu wollen, und iſt ſo wenig ein großer Patriot wie z. B. Clément Duvernois, der Exminiſter Napoleon's III., Begründer des bonapartiſtiſchen „Ordre" und Director der mit einem Deficit von 8 Millionen dem Bankerott verfallenen ſpaniſchen Territorialbank, oder Beulé, Mac Mahon's Exminiſter, der vom Range eines mittelmäßigen Staatsmannes und muthvollen Bannſchleuderers bezugs der Civilbegräbniſſe durch zwei Dolchſtiche in's Herz zum

gemeinen Selbstmörder sich degradirte, einer gewesen. Beleuchten wir zur Kurzweil des Lesers seine jüngste Heldenthat!

In der Comédie Française kam verwichene Woche das Anno 1860 zum erstenmale in Scene gegangene Legouvé'sche Lustspiel „Ein Jüngling, der müßig geht", zur Aufführung. Der Recensent konstatirt im Feuilleton einer großen Zeitung die beifällige Aufnahme, die das Stück gefunden. Aber eins hat er an diesem auszusetzen. Das Lob des Deutschen Körner, welches darin vorkommt, muß, seiner Meinung nach, bei Jedem ein Gruseln bedingen. Allerdings weiß er, daß es kleinlich ist, seinen Feinden gespendetes, verdientes Lob nicht ruhig mit anhören zu können. Indeß er bekennt offen seine schwache Seite in der Hinsicht. „Wenn der Dichter", schreibt er, „Deutschland darstellt, wie es, um seine Freiheit zu vertheidigen, einmüthig gegen Napoleon aufsteht, und dann Valentine ausruft: Oh! c'est grand! fühle ich mich peinlich berührt". Wir möchten Herrn de Lapommeraye rathen, in Zukunft ähnliche patriotisch-sentimentale Anwandlungen mit einem Fläschchen eau de Cologne zu bekämpfen; sollte das Wort Cologne als an Deutschland erinnernd allzusehr seine zarten Patriotennerven angreifen, so nehme er in Gottesnamen Kampherspiritus von Raspail. „Weßhalb", frägt nun der große Patriot mit edler Entrüstung, „weßhalb entschlösse sich Herr Legouvé, der doch ein echt französisches Gemüth hat und während der Belagerung von Paris so viele Beweise von Patriotismus gegeben, nicht herzhaft, jenen Auftritt umzubilden und den deutschen Namen, der so traurig in unser Ohr klingt, z. B. durch einen italienischen zu ersetzen? Auch Italien hat seine Freiheitshymnen, und Italiens Soldaten haben weder unsere Paläste, noch unsere Häuser niedergebrannt"! — Guter, braver, unvergleichlicher de Lapommeraye! Es fehlt nur noch der Brustschlag des Pharisäers mit dem Rufe: „Herr, wie danke ich dir, daß ich nicht bin wie jene Barbaren!" Die Italiener können von Frankreichs Soldaten nicht ein Gleiches sagen; aber die Italiener haben nicht vermessen Frankreichs Heere gedemüthigt, und deßhalb sind sie würdig, auf den Brettern der französischen Komödie als Freiheitshelden gefeiert zu werden. Wahrlich, ich sage Ihnen, Verehrtester, wenn nicht dermaleinst Ihr Name mit goldenen Lettern in der Geschichte prangt, so ist das patriotische Frankreich ein Monstrum von Undank. Sie sind ein Held, mein Herr. Schade, daß Sie so schwache Nerven haben!

Presse und Vereinswesen. Aus Oberschlesien. — Schon öfters habe ich darauf hingewiesen, daß in unserer Gegend, ähnlich wie in Posen, die Ultramontanen mächtigen Rückhalt im Polonismus finden, und daher ihr Bestreben vor allem darauf gerichtet ist, der von der Regierung intendirten Verbreitung der deutschen Sprache entgegenzuwirken. Ja, in neuerer Zeit

sucht man sogar von jener Seite dem Landvolk, dem früher „Pole" als Schimpfwort galt, geradezu polnisches Nationalbewußtsein künstlich einzuflößen. Ein Apostel des Polenthums, Dr. Chlapowski, der lange Zeit in Königshütte unter der Arbeiterbevölkerung eine Saat staatsgefährlicher Auffassungen ausgestreut, rühmte sich ganz öffentlich, das an dem Unterlauf der Weichsel untergegangene Polen an ihrem oberen Laufe wieder aufgebaut zu haben, und ein Correspondent der Lemberger Zeitung ließ sich aus dem Orte der Wirksamkeit dieses Mannes in demselben Sinne also vernehmen: „Die Vorsehung wollte uns in Oberschlesien ein Stück Polen mit einer wiedergeborenen Bevölkerung zeigen, welche vielleicht in nicht ferner Zeit als unsere Vorhut berufen sein wird, eine wichtige Mission zu erfüllen. Jeder wahre Patriot kann mit freudigem Gefühl wiederholen, daß Polen noch nicht verloren ist, wenn es uns solche Söhne hinterlassen hat. Das, was hier in Oberschlesien geschieht, ist eine Revolution, ein Riesenkampf der Wahrheit und Freiheit gegen Lüge und Tyrannei. Wehe uns, wenn wir uns auf diese Rolle nicht bei Zeiten vorbereiten." Diese Sprache ist deutlich, und wenn wir auch das gute Bewußtsein tragen, daß solche Ziele eitel Träumereien und Hirngespinnste sind und daß der unverkennbare Zug der Geschichte zur Germanisirung der Ostmark hindrängt, so gilt es doch, unsere Bevölkerung mit allen Mitteln vor den Gefahren zu behüten, in welche sie sich, durch polnische Agitatoren irregeleitet und zu blindem Fanatismus entzündet, stürzen könnte. Hierzu ist aber in erster Linie nöthig, dem offenen und geheimen Wirken unserer Gegner, denen es wahrlich weder an Energie noch an Ausdauer gebricht, auf allen Gebieten sorgsam nachzuspüren.

Am wirksamsten zeigen sich die von jener Partei aller Arten zahlreich gestifteten und in vollster Blüthe stehenden Vereine. Da bestehen zunächst in allen Städten und sogar in größeren Dörfern Casinos und Gesellen-Vereine, die entweder direct oder durch Vermittelung vorgeschobener Persönlichkeiten von der Geistlichkeit geleitet und in straffer Partei-Disciplin gehalten werden. In diesen wird, je nachdem es angeht, offen oder ganz unmerklich polnische Sprache und Sitte gepflegt, wenigstens auf der rechten Oderseite. Ist doch in diesem Winter das bisher noch Unerhörte vorgekommen, daß in einer fast durchaus deutschen Stadt, in Nicolai, von einem Liebhaber-Theater polnische Nationalschauspiele zur Aufführung gebracht wurden. Auch polnische Lesebibliotheken werden mit diesen Vereinen in Verbindung gesetzt. Worauf sie abzwecken, sagt uns derselbe Chlapowski mit einer fast liebenswürdigen Offenheit: „Indem ich eine Lesebibliothek begründete, Vorträge einführte, zum Lesen gewisser nützlicher Bücher ermunterte, strebte ich in allen Mitgliedern die Liebe zur Muttersprache (d. h. zur polnischen) und zu den nationalen Denkmälern zu erwecken, die Liebe, die in mir wohnt,

euch Alle anzuregen zur Pflege jener Gefühle im Herzen und durchs Wort, welche uns feindselige Zustände, nicht minder auch der Mangel an Umsicht und zugleich an Bildung des oberschlesischen Volkes so oft mißachteten. Indem ich euch zur Erkenntniß der Vergangenheit des polnischen Volkes und der polnischen Sprache verhalf, indem ich die großen in den polnischen Schriften verborgenen Schätze aufdeckte, hoffe ich, daß ich im Stande war, in Manchen die Liebe zu dieser Vergangenheit zu erwecken und die Lust, die eigene Sprache kennen zu lernen, welche so schön ist". Also man will durch diese Bibliotheken nicht sowohl Bildung unter dem Volke verbreiten, deren es so sehr bedürftig ist, sondern vielmehr dem deutschen Vaterlande Glieder entfremden, die ihm bisher mit Herz und Hand zugehört und dafür mit einem Phantom, nämlich mit der Vorstellung von einem polnischen Reich, das nirgends existirt, berücken. Denn der genannte polnische Patriot fährt dann fort: „Die Oberschlesier sollen erkennen, zu welcher Nationalität sie gehören. Von der polnischen hängt der katholische Glaube ab. Wer die Muttersprache verachtet, der verachtet auch seine Religion". Also um Propaganda für das Polenthum zu machen, wird der katholische Glaube als gefährdet durch das Deutschthum hingestellt, als ob es deutsche Katholiken gar nicht gebe. Die Diener der katholischen Religion sollten sich doch bedenken, ihre kirchlichen Interessen mit der politischen und dabei doch völlig aussichtslosen Agitation für das nach dem Laufe der Weltgeschichte nun ein Mal verlorene Polenthum in so gefährliche Verbindung zu bringen; sie sollten erkennen, daß ihre Sache aus den Gräbern verwichener irdischer Herrlichkeit keine Kraft ziehen kann, daß sie vielmehr ihrem Princip eine festere Stütze gewährten, wenn sie dieses an den mit neuem Glanz aufgehenden Stern des Deutschthums heften wollten. Noch weiß ich von zahlreichen kirchlichen Vereinen, die unter der weiblichen Bevölkerung unserer Gegend bestehen und Geldmittel für den Papst und die Kirche sammeln. Indessen will ich gern glauben, daß diese in der That nur kirchliche Zwecke verfolgen; daß durch sie aber die Geistlichkeit weitgehenden Einfluß auch auf die Männer und noch mehr auf die heranwachsende Jugend gewinnt, wem sollte das entgehen?

Ein zweiter mächtiger Hebel zur Verbreitung polnischer Sprache und Sitte ist die kleine Presse, welche im wohlorganisirten Dienste unserer Gegner steht. Die Melodie, die gesungen werden soll, gibt immer der Katholik an, das oben citirte polnische Blatt, das in Königshütte erscheint. Seine Wirksamkeit ist vielleicht auch schon außerhalb der Grenzen unserer Landschaft bekannt geworden. Jener unglückselige Aufstand der Arbeiter in Königshütte und Umgegend im Jahr 1870, den das Militär niederwerfen mußte, wird von denen, die zur Erklärung so ungeheuerlicher Vorgänge nicht die nächsten Anlässe, sondern tiefer liegende Gründe aufsuchen, eben auf die Hetzereien

dieses Blattes zurückgeführt. Wenn das Volk gewöhnt wird, alle Verordnungen und Handlungen der Obrigkeit mit Argwohn aufzufassen, so genügt in der That der unbedeutendste Anstoß, um die aufgeregten Massen zur Rebellion aufzurufen. Wie viel Preßprozesse hat schon dieses Blatt, hat sein Redakteur Miarka überstanden! Er war, bevor er seine jetzige Stellung antrat, in der Sorauer Gegend Dorflehrer und ward von der Geistlichkeit selbst, mit der er damals in steter Fehde lebte, zur Niederlegung des Amtes bewogen. Jetzt sitzt er im Gefängniß, hat aber immer noch so wenig gelernt, sich gesetzlich zu verhalten, daß er einer Nachricht der Schlesischen Zeitung zufolge, seinen Wärter dahin vermocht hat, ihm unerlaubte Freiheiten zu gewähren. Der an Miarkas Statt inzwischen als Redakteur fungirende Geistliche tritt schon in nächster Zeit von dieser Stellung wieder zurück, weil er, wie die Schl. Z. meldet, den polnischen Agitatoren noch zu wenig energisch vorgeht.

Was stellen nun die Reichstreuen solchen tiefgehenden Wühlereien entgegen? Auch sie bilden Vereine und haben sich zum Theil unter großen Geldopfern seit zwei Jahren eine Presse gegründet. Reden wir zuerst von den Vereinen! In Niederschlesien bestehen schon seit langen Jahren in allen größeren Städten sogenannte Philomathien, welche in Vorträgen und Disputationen ihren Mitgliedern geistige Anregung und Gelegenheit zu gegenseitiger Belehrung bieten wollen. Auch in vielen Städten Oberschlesiens sind in den letzten Jahren, in Neisse schon seit 1838, solche wissenschaftlichen Vereine in's Leben getreten, so in Ratibor, Oppeln, Kreuzburg, Pleß. Indessen scheinen doch diese Gesellschaften nicht geeignet, politisch zu wirken und als ausgesprochenes Ziel die Erweckung reichsfreundlicher Gesinnungen zu verfolgen. Zu hoffen ist ja, daß die durch sie verbreitete Bildung schließlich dem Reiche zu Gute kommen wird; aber es darf grade dies Gebiet wissenschaftlicher Bestrebungen als ein neutrales betrachtet werden, auf dem sich beide Parteien zu gegenseitiger Förderung zusammenfinden. Um so nothwendiger ist die Gründung politischer Vereine, welche den Casinos entgegenarbeiten. In einigen Städten ist diese erfolgt, in anderen scheiterte der Versuch daran, daß sich kein Katholik fand, selbst unter den Staatsbeamten nicht, welcher die Aufforderung zur Bildung eines reichsfreundlichen Vereines mitzuunterzeichnen bereit gewesen wäre. Man könnte wohl fragen, ob nicht auch ohne die Aussicht auf Betheiligung seitens der Katholiken ein solcher Verein in's Leben zu rufen sei. Es liegt doch auf der flachen Hand, daß wenigstens die Protestanten und Juden sich ihrer politischen Pflichten mehr bewußt würden und unter ihnen eine Parteidisciplin angebahnt werden könnte, die uns bisher zum großen Schaden der nationalen Sache bei den Wahlen so sehr gefehlt hat. Ist es doch vorgekommen, daß bloß durch die Zurückhaltung

evangelischer und jüdischer Kaufleute von den Wahlen unsere Partei Niederlagen erfuhr. Eine gesegnete Wirksamkeit verspricht der jüngst in Beuthen erstandene Verein zur Förderung der Volksbildung. Derselbe veranstaltet nicht nur Vorträge, sondern will auch Schriften herausgeben, welche, dem Bildungsstandpunkt der Arbeiter angepaßt, deren Belehrung und moralische Förderung zum Zwecke haben.

Großes können ferner die Kriegervereine wirken, wenn sie in der rechten Weise geleitet werden, wie z. B. in Groß-Strehlitz. Dort haben sich an einen Kern von etwa 50 zuverlässigen und entschieden königstreuen Mitgliedern 250 andere allmählich so angesetzt, daß eine politische Auffassungsweise den ganzen Verein durchdringt, ein Wille Alle ohne Ausnahme beherrscht. In anderen Orten, wo bei der Aufnahme etwas tumultuarisch verfahren wurde und die Vereine zu schnell anwuchsen, sind die Majoritäten höchst unzuverlässig geworden, und die Reichstreuen haben alle Ursache, bei ihren Vorschlägen vorsichtig zu verfahren, um bei der Abstimmung nicht zu unterliegen. In Ratibor traten bald so ernstliche Zwistigkeiten hervor, daß es zu einer Trennung kam. Dort bestehen also seit Jahresfrist zwei Kriegervereine nebeneinander, ein Zustand, der ebenso unnatürlich ist, wie im Studentenleben eine gespaltene Burschenschaft. Trauriger noch ist unseres Erachtens der Vorgang in Beuthen gewesen, wo die Reichstreuen die Ultramontanen excludirten. Man bedenke die Folgen, wenn in nächster Zeit eine Einziehung erfolgen sollte! Bisher gab es, Gott sei Dank! im preußischen Heere, weder in der Linie, noch in der Landwehr politische Parteien. In Folge jenes Eclats aber ist Gefahr, daß einst im Landwehrbataillon Beuthen zwischen Kriegervereinsmitgliedern und Excludirten unterschieden wird, oder daß die Excludirten selbst sich bewußt bleiben, daß sie politisch auf einem andern Boden als viele ihrer Kameraden in demselben Gliede stehen! Dazu kommt aber noch, daß die Kriegervereine, welche ultramontane Mitglieder ausstoßen, sich allen Einflusses auf diese und jeder Möglichkeit, sie intellectuell und sittlich zu fördern, begeben. Dies ist ja grade der Zweck der Vorträge und Lesebibliotheken, welche jetzt überall mit den Kriegervereinen in Verbindung gesetzt werden. Bedauerlich ist es aber, daß so viele Reichstreue, die einst im Heere dienten, jetzt aber geachtete Civilstellen bekleiden, mit Verachtung oder doch mit Gleichgültigkeit auf diese Vereine herabsehen. Wenn sich ihnen die gebildeten Elemente entziehen, so gebricht es ihnen eben an der Autorität, welche die ultramontanen Massen in Schranken hält. Wenn es nun sogar vorgekommen ist, daß einzelne Vorgesetzte, die Deutsche sind und sogar selbst Offiziere waren, ihren Unterbeamten den Eintritt in die Kriegervereine verboten, dann ist es wahrlich zu beklagen, daß das Vaterland gerade für unsere Gegend, wo jeder Deutsche außer in seinem Berufe

auch im öffentlichen Leben für Kaiser und Reich einzustehen die moralische Pflicht hat, nicht Männer von größerem Patriotismus zu seiner Verfügung hat.

Endlich haben wir noch der Lehrervereine zu gedenken, deren Bildung zum Theil aus der Initiative der Lehrer selbst hervorgeht, theils mit vollem Recht von den weltlichen Schulinspectoren begünstigt wird. Wer da weiß, wie handwerksmäßig die meisten Volksschullehrer auf dem Lande ihr Bildungswerk verrichten, wie bisher fast kein Hauch wissenschaftlichen Strebens durch ihre Kreise gegangen ist, wie sogar pädagogische Zeitschriften ihnen völlig unbekannt blieben und ihnen die Sorge für ihre Feldarbeit und die Viehzucht vielfach näher lag als die für ihren Beruf, der wird den großen Segen dieser Vereine, die sich wissenschaftliche Anregung und Förderung ihrer Mitglieder durch Vorträge und Lectüre von Zeitschriften zum Zweck setzen, zu ermessen im Stande sein. Dieselben werden der Lehrerwelt eine frische Regsamkeit und größere Liebe zum Amt einhauchen. Ebenso verdient auch der oberschlesische Gymnasiallehrerverein, der in den Pfingsttagen des vorigen Jahres zum ersten Mal in Pleß tagte, wohlwollende Beurtheilung seitens der Behörde. Leider ist diese ihm so wenig zu Theil geworden, daß man ihn vielmehr von maßgebender Stelle aus als eine „Brutstätte der Insubordination" discredirt und um ihn lahm zu legen die Gründung eines schlesischen Vereins begünstigt hat. Und woher dieses Mißtrauen? Weil sich die Directoren der höheren Lehranstalten von ihm fernhielten. Dem Verein traten nämlich besonders die altkatholischen Gymnasiallehrer Oberschlesiens bei, die in dieser Verbindung eine Stütze gegen den mächtigen Einfluß suchten, den gerade an den katholischen Anstalten Oberschlesiens die ultramontanen Religionslehrer bisher auf die Kollegien ausübten. Da nun die Directoren in ihrer Stellung zum Publikum jeden Anlaß zu Verdächtigungen im Interesse ihrer Anstalten vermeiden wollten, oder vielleicht auch selbst den Religionslehrern aus alter Zeit bisher befreundet waren, so scheuten sie vor offener Parteinahme zurück, wie sie in dem Beitritt zu den Vereinen zu liegen schien. Man lese ohne Vorurtheil die Berichte über die Verhandlungen dieses Vereins, welche seiner Zeit die öffentlichen Blätter gaben und man wird gestehen, daß er sich neben der Besprechung wichtiger pädagogischer Fragen, die nicht bloß die Lehrerwelt beschäftigen, grade die Pflege nationaler Gesinnung in den Kollegien eifrig angelegen sein läßt. Die Nationalzeitung begrüßte deshalb auch mit warmen Worten die Entstehung desselben, als sie das erste Referat über ihn brachte. Auch der Cultusminister scheint kein ungünstiges Urtheil über diese Verbindung reichstreuer Lehrer gefällt zu haben. Fünf der hervorragendsten Mitglieder derselben hat er zu Kreisschulinspectoren in Oberschlesien ernannt. Eine werthvollere Ehrenrettung braucht der Verein nicht.

Und nun noch wenige Worte über unsere reichsfreundliche Presse. Dieselbe ist in ihrem Entstehen begriffen. Wohl in allen größeren Städten arbeitet jetzt ein Tages- oder Wochenblatt unter den kleinen Leuten für Erweckung deutschen Nationalgefühls, für unparteiische Beurtheilung der neueren Gesetze und für tieferes Verständniß der Aufgaben unserer Zeit und unseres Volkes. In der vordersten Reihe streitet der in Pleß erscheinende Schlesier, welcher in deutscher und polnischer Ausgabe erscheint und durch die Subvention des Herzogs von Ratibor und des Fürsten von Pleß besteht. Gut redigirt ist der Oberschlesische Anzeiger, der, früher Stadtblatt von Ratibor, von einem rechtstreuen Ratiborer Bürger mit nicht unbedeutenden Geldopfern zu einer politischen Zeitung umgewandelt ist. Aus der Zahl der andern Blätter verdient noch die oberschlesische Grenzzeitung, die in Beuthen erscheint, lobenswerthe Erwähnung.

Die Reichstreuen im großen Vaterlande werden ersehen, daß ihre Gesinnungsgenossen an der Ostmark — energische Beamte, wie die Landräthe zu Strehlitz, Ratibor und Pleß, sogar unter persönlicher Gefahr — ihre Pflicht zu thun bestrebt sind; deshalb dürfen wir aber doch noch lange nicht auf greifbare Resultate rechnen. Nur allmählich werden unsere Anschauungen durchdringen. Ja wir müssen uns sogar hüten, Ueberläufer der Gegenpartei ohne strenge Prüfung in unsere Reihen aufzunehmen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß zunächst gerade unlautere Charaktere materieller Vortheile wegen sich uns anschließen wollen. Als jüngst ein Dorfschullehrer, einer von den Wenigen dieses Standes, die sich auf die Seite der Reichstreuen stellten, unter der Anklage, unerlaubten Verkehr mit seinen Schülerinnen gepflegt zu haben, gefänglich eingezogen ward — die Sache schwebt noch —, da gab es helles Freudengeschrei bei den Gegnern, und uns wurde in den Kreisen der weniger Gebildeten unendlicher Schade durch diesen peinlichen Vorfall zugefügt. Ich schließe mit einer Anecdote, welche den Beweis giebt, daß hier und da schon im Volke richtigere Vorstellungen sich Bahn brechen. Zu einem Wahlmann in Gogolin, der für den Herzog von Ujest, also reichsfreundlich, seine Stimme abgegeben hatte, sagte kürzlich sein Pfarrer drohend: „Wenn du ein Mal krank auf dem Sterbebette liegen wirst, so werde ich nicht zu dir kommen". Der einfache Mann entgegnete trocken: „Herr Pfarrer, wenn ich einmal krank bin, so lasse ich den Dr. G. holen, und der, das weiß ich, wird kommen".

Berliner Wochenschau: Reichstag; Graf Arnim; Othello. — Nach einer Woche fast beispielloser parlamentarischer Geschäftsthätigkeit erfolgte in der Mittagsstunde des letzten Sonntages der Schluß der ersten Session des zweiten deutschen Reichstages. Das persönliche Erscheinen des Kai-

sers bei diesem Acte deutete man zunächst wohl mit Recht als ein Zeugniß der großen Befriedigung, welche man an höchster Stelle über das Resultat der legislatorischen Arbeiten des Parlamentes empfindet. Ein Blick auf die Thronrede lehrt indessen, daß es dem Kaiser vor allem angelegen war, bei dieser Gelegenheit der erfreulichen und wichtigen Wendung zu gedenken, welche unser allgemeines Verfassungsleben in dem letzten Stadium dieser Session genommen hat. Die kaiserliche Rede bezeichnet es als den vornehmsten Gesichtspunkt der Regierungspolitik: die Stetigkeit der Entwickelung unserer Verfassung sicher zu stellen, und für die Fortbildung unserer neugewonnenen nationalen Einrichtungen die Grundlage allseitigen Verständnisses zu gewinnen. Uebersetzt in die Sprache der liberalen Majorität des Parlamentes ergeben diese Worte eine Anerkennung der Bedeutung und Unentbehrlichkeit der constitutionellen Regierungsform, so gewichtig und so unumwunden, wie sie in Deutschland noch niemals von so erhabener Stelle bekundet worden ist. Gleicher Sinn und gleicher Wille herrscht auch in der Reichsvertretung. Ich habe schon mehrfach in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß die allseitige Erkenntniß der Nothwendigkeit einer auf freier Uebereinstimmung beruhenden Unterstützung der Reichsregierung das werthvollste Ergebniß dieser Session sein werde. Entsprechend dieser Erkenntniß haben wir bei den Abstimmungen über das Reichspapiergeld, das Kirchendiener- und das Preßgesetz nach mancherlei Irrungen stets dieselbe große geschlossene Majorität an der Seite der Regierung gesehen. Die Bildung einer wahrhaften Reichspartei muß daher die Folge dieser Erfahrung sein, die Zersetzung des gegenwärtigen Parteischemas die nächste Wirkung. Bei der Fortschrittspartei macht sie sich auch schon fühlbar. Die jüngsten Verluste möchte die Fraction allerdings wohl noch überwinden können. Bedenklicher aber ist, daß von Tag zu Tag das Gebiet sich verengt, auf dem sich die Principien der Fortschrittspartei bewegen können, ohne den Bedürfnissen des Landes Abbruch zu thun und ohne in die üble Gemeinschaft der Klerikalen zu gerathen. Es scheint sogar, daß unter diesen Umständen die Führer selbst schon die Kriterien eines rechten Fortschrittsmannes nicht mehr mit voller Sicherheit angeben können. Wenigstens erscheint es uns als ein nicht unbedenkliches Symptom der inneren Zerfahrenheit, daß man eine Dogmatisirung der fortschrittlichen Glaubenssätze in Aussicht genommen hat. Eine Geschichte der Fortschrittspartei soll alsbald die jüngeren Genossen darüber belehren, was eigentlich das treibende Princip der Verbindung war und sein wird. So wird man denn künftig wieder genau wissen, wie man es anzustellen hat, um ein guter Fortschrittsmann zu bleiben oder zu werden, und man wird es sonnenklar erkennen, daß die letzten zehn Jahre unserer parlamentarischen Entwickelung im großen und ganzen als eine unausgesetzte

Folge großer und kleiner Häresieen von der allgemein seligmachenden fortschrittlichen Lehre darstellen. Sollte aber dieser Katechismus nicht zugleich eine Art litterarischer Bestattung sein? Das Bedürfniß einer historischen Darstellung wird doch zumeist dann empfunden, wenn das Leben den Formen entweicht, die es bisher erfüllt hat, und das erklärende Wort sie vor dem Verhängniß des Mißverstandes oder der Vergessenheit schützen soll.

Ebenfalls in eigener Sache hat zur Stunde ein deutscher Diplomat zur Feder gegriffen, um sein vergangenes Wirken dem Verständniß der Gegenwart näher zu rücken. Man darf indeß billig zweifeln, ob Graf Arnim wohl daran gethan, seine staatsmännische Voraussicht selbst erweisen zu wollen und unter Protest wider die gegenwärtige kirchliche Politik der deutschen Regierung seine eigene, jedenfalls unerprobte, nachträglich zu empfehlen. Und wenn seine persönliche Lage eine solche Rechtfertigung erheischte, so hätte er sie wenigstens unternehmen sollen, ohne die arge Mißstimmung zu verrathen, welche sein jüngster Brief an den Stiftsprobst von Döllinger in jeder Zeile bezeugt. Oeffentliche Anklagen und Recriminationen zwischen Staatsmännern und Generalen sind glücklicherweise dem politischen Leben in Deutschland bisher fast gänzlich fern geblieben. Es scheint bedenklich, daß dieses Verfahren sich auch bei uns einbürgern will. Ich hielt es, als ich Ihnen kürzlich über die Arnim'schen Briefe schrieb, mindestens für unwahrscheinlich, daß der Gegensatz zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Arnim bei dieser Gelegenheit in das Gewicht fallen werde. Aber nicht allein dies ist geschehen, sondern es hat auch durchaus den Anschein, als ob Graf Arnim anläßlich seiner ihm jedenfalls unliebsamen Versetzung nach Konstantinopel entschlossen wäre, der Welt zu zeigen, wie sehr man sein bedeutendes staatsmännisches Talent jederzeit unterschätzt habe. Leider hat er in dieser Hinsicht des Guten zu viel gethan. Sein Promemoria an Döllinger vom 13. Juni 1870 hatte den besten Eindruck gemacht. Seine Darlegung der Tendenzen des vaticanischen Concils enthielt wahrhaft klassische Wendungen, die das Wesen der Dinge in überraschender, prägnanter Weise treffen und von Jedermann beherzigt zu werden verdienen. Die Schilderung der Zustände, welche die Annahme des proponirten päpstlichen Dogmas über die Welt und speciell über Deutschland heraufbeschwören würde, der Entstehung und des Verlaufs des Kampfes macht ebenfalls dem politischen Scharfblick und der staatsmännischen Auffassung Arnim's die größte Ehre. Alles was er über die Ansprüche der Curie und die Abwehr der deutschen Staatsgewalt voraussagte, ist Wort für Wort eingetroffen. Aber dabei hätte er es sich genügen lassen sollen, um so mehr als die nunmehr erfolgenden Publicationen des Fürsten Bismarck den schwachen Punkt seiner Auffassung unwiderleglich nachwiesen. Niemand konnte nach der Lek-

türe der einschlagenden Actenstücke zweifelhaft sein, daß sowohl nach der damaligen Sachlage, als auch im Hinblick auf das zu wahrende Princip die von dem Fürsten Bismarck dem Concil gegenüber beobachtete Passivität und die Ablehnung der vom Grafen Arnim empfohlenen staatlichen Betheiligung an demselben dringend geboten und gerechtfertigt erschien. Dem Grafen Arnim selbst erscheint die Discussion über diese Frage unfruchtbar. Leider eröffnet er sie dennoch, ohne indeß zur Unterstützung seiner Meinung etwas anderes beizubringen als eine geistreiche Phrase und eine historische Unrichtigkeit. Er vermißt sich mit seiner Politik die Unternehmer des Concils in die Lage des Helden haben bringen zu können, welcher auszog, um die Welt zu erobern und heimkehrte, weil es regnete, und er bedauert, daß die durch den Fürsten Hohenlohe angeregten Berathungen nicht den Anlaß zu eingehenderen Verhandlungen gegeben hätten, ohne zu bedenken, daß Hohenlohes Initiative zu dem sehr bedeutenden Ergebniß führte, daß sie Frankreichs Stellung zu dem Concil klarlegte, und ohne zu bedenken, daß ein weiteres Eingehen auf die Hohenlohe'schen Vorschläge das Princip der Nichtintervention in Frage gestellt hätte. Jetzt wird man dem Grafen Arnim wahrscheinlich wieder den Vorwurf machen, den man sonst gewöhnlich in diplomatischen Kreisen gegen ihn erhob, er denke und schreibe nicht wie ein Staatsmann, sondern wie ein Feuilletonist. Jedenfalls ist es ersichtlich, daß er seinen staatsmännischen Ruf durch seine unbedachtsam sich hervorwagende Eifersucht geschädigt hat.

Das Prototyp dieses Lasters ist in diesen Tagen mehrfach unter großem Beifall über eine unserer hauptstädtischen Bühnen gegangen. Otello il moro di Venezia wurde bereits zweimal im Victoria-Theater von Herrn Ernesto Rossi und seiner italienischen Gesellschaft gegeben. Seit drei Jahren, als die Ristori uns hier von dem unvermeidlichen Niedergang ihres tragischen Genies überzeugte, hatte ich keinen Italiener auf der Bühne gesehen. Die Eigenthümlichkeiten der italienischen Schauspielkunst waren meinem Gedächtniß längst entschwunden. Nur eins war mir noch gegenwärtig, die außerordentliche, mir persönlich sehr unliebsame Fähigkeit der Italiener, die tragische Situation mit peinlichstem Realismus und drastischer Treue dem Zuschauer einzuprägen. Ich erinnerte mich noch sehr gut der erschreckenden Wahrheit, mit der die Ristori in der Pia de Tolomei an der Malaria durch zwei Acte hindurch allmählich zu sterben verstand, und wenn ich auch in Othello nicht die Qualen unwiderruflichen Siechthums wiederzufinden fürchten durfte, so mußte ich doch auf ähnliche Darstellungen aus dem Gebiete anderer seelischer und körperlicher Leiden und auf ähnliche Emotionen gefaßt sein. Und diese Erwartung wurde keineswegs enttäuscht, denn die Leidenschaft dieses Othello läßt auch die stärksten Nerven nicht unerschüttert. Beeinträchtigt diese Stärke der Erregung den künstlerischen Genuß, so wird

dieſer doch andererſeits durch außerordentliche Vorzüge des Spieles geſichert. Außerdem ſind auch die Situationen in der Rolle des Othello nicht ſelten, in denen die höchſte Entfaltung der leidenſchaftlichen Kraft durchaus am Platze ſcheint, nur hätte ich dann eine gelegentliche Herabminderung derſelben gewünſcht. Dieſelbe trat aber nicht in dem erforderlichen Maße ein, ſondern nachdem Othello am Anfange des dritten Actes den Einflüſterungen Jagos Gehör gegeben hatte, erreichte er ſehr ſchnell den Gipfel der Erregung, und verließ ihn nur noch auf Augenblicke. Eine ſolche Auffaſſung und Durchführung der Rolle widerſpricht aber doch ſehr ſtark den Intentionen des Dichters und beeinträchtigt die Wirkung des Stückes oder bringt wenigſtens eine andere hervor als die urſprünglich beabſichtigte. Ich weiß nicht, ob zu den academiſch anerkannten Schwächen dieſer Tragödie auch die abſolute Makelloſigkeit der Desdemona gerechnet wird, welche die nothwendige tragiſche Schuld ausſchließt und ihr Schickſal daher grauſiger erſcheinen läßt, als im dramatiſchen und menſchlichen Intereſſe wünſchenswerth und erträglich iſt. Der Dichter konnte dieſen Fehler nur ausgleichen, indem er dem Charakter des Othello einen Grundzug des Edelmuthes gab, der ſeine Rache nicht als einen Act raſenden Liebeswahnſinnes, ſondern als die naturnothwendige dämoniſche Reaction eines in ſeinem ſchönſten und tiefſten Glauben unheilbar geſtörten edlen Geiſtes erſcheinen ließ. Nur ſo wird das entſetzliche Schickſal Desdemonas einigermaßen erträglich, anderenfalls iſt ſie nur das bejammernswerthe Opfer eines unverſöhnlichen Würgengels. In Roſſis Othello trat nun aber dieſer edelmüthige Charakterzug ſchon anfangs gar zu wenig und ſpäter gar nicht mehr hervor. Es iſt das um ſo unbegreiflicher, als Haltung, Bewegung und Spiel des Künſtlers durchweg edel angelegt ſind und ſeine Erſcheinung, abgeſehen von der letzten Scene, ſelbſt in den Augenblicken der größten Erregung den ſtrengſten äſthetiſchen Anforderungen gerecht bleibt. Man hätte glauben ſollen, daß ihm dieſe äußere Beanlagung die Erfaſſung der Rolle in der gedachten Weiſe erleichtert hätte. Aber der Italiener ſcheint dieſer Auffaſſung überhaupt unzugänglich geblieben zu ſein. Er iſt lediglich ein liebender und verliebter Othello und ſchon die unſchuldigen Zärtlichkeiten in den erſten Scenen machen einen peinlichen Eindruck, weil man merkt, daß dieſer Othello in jedem Falle blind iſt. Nur einmal brach ſich der ſchöne, ſeiner ſelbſt bewußte Glaube auch in dieſem Othello naturgewaltig Bahn, als er bei dem erſten Erſcheinen der Desdemona nach der Verläumdung Jagos ihr lange prüfend in die treuen Augen ſchaut und dann ſchnell rückwärts gewendet mit unwiderſtehlicher Ueberzeugungskraft ſein „Nein, nein, nein"! in das Publikum ruft. Die Wirkung dieſer Scene war zündend. Mimiſch außerordentlich bedeutend war auch der Auftritt, in dem ſich Othello's Wüthen plötzlich gegen Jago kehrt und er ihn

zur Erde wirft. Ein deutscher Schauspieler würde ein derartiges Leben, krampfhaftes Bewegen des Körpers und Verdrehen der Augen uns gar nicht zu bieten wagen, oder sich den Vorwurf der ärgsten Coulissenreißerei zuziehen, und wahrscheinlich mit Recht. Hier aber waren alle Bewegungen so durchdacht und auf den besten künstlerischen Effect berechnet, daß ich diesen Vorwurf selbst dann nicht zu erheben wagte, als ich sekundenlang in der lautlosen Stille des Theaters nichts weiter hörte als die schwer ringenden Athemzüge Othellos. Im letzten Acte wurde mir das Spiel aber doch zu drastisch. Die Erwürgung Desdemonas lief noch ziemlich gnädig ab. Desto unbarmherziger verfuhr aber Othello mit sich selbst. Er tödtete sich nicht, sondern er stach sich ab im verwegensten Sinne des Wortes. Das Publicum folgte der Vorstellung mit außerordentlicher Theilnahme und wurde durch die leidenschaftliche Art der Italiener zu spontanen gelegentlichen Aeußerungen des Beifalls hingerissen, wie sie sonst in unseren Theaterräumen nicht gehört zu werden pflegen.

Literatur.

Moritz Hartmann und Grabbe. — Die jüngstvergangenen Jahre haben uns mit den Sammlungen der Werke Paul Heyse's und Grillparzer's beschenkt, beides Gaben, die wir mit lebhaftem Danke begrüßten. Der Wiener Dramatiker eroberte so erst nach seinem späten Tode das weite Gebiet allgemein nationaler Theilnahme für seine ernst und rein gestimmten Dichtungen; den liebenswürdigen Berliner Novellisten dürfen wir nun ganz bei uns haben, um uns allezeit der immer gleichen Anmuth und Feinheit seiner Herzensgeschichten zu erfreuen. Nicht mit ähnlicher Befriedigung bringen wir heut zwei andere Gesammtausgaben zur Anzeige: „Moritz Hartmann's gesammelte Werke" (Stuttgart, Cotta, seit 1873) und „C. D. Grabbe's sämmtliche Werke und handschriftlichen Nachlaß, herausgegeben und erläutert von O. Blumenthal" (Detmold, Meyer 1874). Hartmann, Deutschböhme jüdischer Abkunft, hat doch nur in seiner Jugend (1821—44) und in seinen letzten Tagen (1868—72) Oesterreich friedlich angehört, die Zwischenjahre, die seiner Kraft, zeigen ihn umhergetrieben nicht im Reich allein als politischen Lyriker und lyrischen Politiker, sondern durch ganz Europa hin von Irland bis zum Orient als Flüchtling und Verbannten, als Touristen und Berichterstatter. Poesie als Kunst gedeiht in solchem Wanderleben nicht und so hat Hartmann sich über den Rang eines bloßen Schriftstellers kaum erhoben. Von dem, was er in dichterischer Form geschrieben, bieten wenigstens „Kelch und Schwert" und die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" — gerade diese Werke stehen übrigens in der neuen Ausgabe noch aus — doch auch nur Zeitideen und -kritiken in poetischem Gewande dar. Von der auf 10 Bände angeschlagenen Sammlung liegen uns bisher 6 Bände voller Novellen und 1 Band Reisebilder vor. Den Novellen könnte man insgesammt die Aufschrift setzen, die ein Theil von ihnen trägt: „Erzählungen eines Unstäten". Hartmann war ein schöner Mann von lebendigem und frischem Wesen und als solcher überall wohl aufgenommen; eine Fülle von Menschheit und Schicksal hat sich ihm unterwegs — bald ernst bald heiter — frei aufgethan und diese bunte Welt spiegeln seine

Erzählungen und Berichte freundlich genug wieder. Situationen und Begebenheiten, Abenteuer und Beobachtungen, alles theilt der Erzähler gefällig mit; doch empfängt man faſt niemals den Eindruck, daß er ſolche Bilder in Stoff oder Form aus der Tiefe der eigenen Seele hervorgezogen, er ſelbſt erſcheint von ihnen nur wie von außen berührt. Beſtimmt gezeichnete Charaktere trifft man gar ſelten bei ihm an, das Begegniß iſt meiſt intereſſanter als die Begegnenden; daher vergißt man dieſe Geſchichten noch leichter, als man ſie lieſt, und fühlt doch wenig Trieb, ſie wieder zu leſen. Andauernde Wirkung und Geltung darf man einem Schriftſteller derart ſchwerlich verheißen, der, wie es einem guten Journaliſten zukommt, dem Leſer ſtatt echten Kunſtgenuſſes nur Unterhaltung für den Augenblick gewährt. Mit kluger Berechnung haben die Herausgeber die erſte Lieferung, deren „Käufer zur Abnahme des Ganzen verpflichtet" ſind, mit der neueſten, ja erſt nach Hartmann's Abſcheiden von L. Kompert vollendeten Novelle, „das Andenken der Mutter" eröffnet, die unbeſtreitbar pſychologiſch tiefer angelegt und deshalb anziehender iſt als die übrigen; unter dieſen verdient „der Krieg um den Wald" wegen der Energie ſeiner grellen böhmiſchen Lokaltöne ausgezeichnet zu werden. Wirklichen Werth beſitzen indeß allein die Reiſeſchilderungen; das keltiſche Leben in Irland und Nordweſt-Frankreich, Land und Leute des provencaliſchen Sprachgebietes hat Hartmann treu und anſchaulich dargeſtellt, in lebendiger, wenn auch nachläſſiger Sprache; die Aufzeichnungen über Dänemark ſind dagegen unbedeutend. Alles in allem genommen wird das Urtheil über Hartmann's Talent durch dieſe Geſammtausſtellung ſeiner Leiſtungen eher herabgeſtimmt werden; wir möchten daher einem begeiſterten Recenſenten in der „ſchleſiſchen Zeitung" (1873 Nr. 467) nicht einräumen, daß man „dem Dahingeſchiedenen kein ſchöneres Denkmal ſetzen konnte". Wir gedenken dieſer ſeltſam lächerlichen Anzeige, deren Abdruck uns von Seiten der Verleger Goethe's und Schiller's mit einer Sendung von Hartmann's Schriften zugegangen, nur um das Unweſen der herrſchenden Reclame wieder einmal deutlich zu brandmarken. Beſagte Muſterbeſprechung, welche demnach in den Augen der geſchäftlichen Preisrichter über unſere Klaſſiker und ſolche, die es werden wollen, für würdig der Verbreitung und Nachahmung gilt, beginnt mit dem Ausrufe: „es wird jedem deutſchen Manne warm und wohlig ums Herz, wenn er dieſen Namen (Hartmann) hört!" und knüpft daran die kritiſche Frage: „worin beruht der wunderſame Zauber, mit dem uns derſelbe umſtrickt?" Mit großer Mühe wird unter einem Berge von greulichen Phraſen endlich die überraſchende Antwort hervorgezogen: „nehmt alles nur in allem — er war ein Mann! Ein deutſcher Mann, an deſſen Wiege der deutſche Gott ſegnend geſtanden!" Nachdem ſo in der Blasphemie des Nationalitätsſchwindels Gott ſelber eine Art Unterſtützungswohnſitz in Deutſchland angewieſen worden, geht das leere Zungenreden munter fort, um zuletzt die „Hinterlaſſenſchaft dieſes reichbegnadeten Geiſtes" als „ein köſtlich Erbtheil für die deutſche Nation hauptſächlich der deutſchen Familie" ans Herz zu legen; „auch dem werdenden Geſchlecht ſei das Werk als Erzieher für Welt und Leben wichtig; es ſollte in der Bibliothek keines Vaters fehlen! ſolche Bücher geben hundertfältige Ernte!" Soll dieſe Schätzung etwa auf die Ernte der Unternehmer nach ſolcher Ausſaat von Anpreiſung bezogen werden? Nachdem alsdann der Plan der Sammlung getreulich nach dem

Schema, wie es auf dem Umschlage der ersten Lieferung entworfen, herberichtet worden, heißt es am Schlusse: „das herrliche Werk, dessen neunter Band uns bereits vorliegt, geht seinem Abschluß entgegen" — ein merkwürdigerweise beim Abdrucke nicht berichtigtes Versehen, da ja eben dieser 9. Band als erste Lieferung der ganzen Sammlung ausgegeben worden — „wir halten es für eine Ehrenpflicht der Presse, auf dasselbe ganz besonders nachdrücklich aufmerksam zu machen." Wir unsererseits glauben durch den Hinweis auf diese Ehrenpflichtanzeige gleichfalls unsere Schuldigkeit gethan zu haben.

Die neue Ausgabe der Werke Grabbe's, die sich mit Recht der früher von R. Gottschall hergestellten gegenüber als „erste kritische Gesammtausgabe" bezeichnet, denn sie liefert sowohl manche handschriftliche Berichtigung des dort Gebotenen, als auch vieles, was bei Gottschall ganz fehlt, darunter auch Ungedrucktes, diese neue Ausgabe darf im Interesse der Literaturgeschichte willkommen geheißen werden, da sie alles Material für ein Urtheil über Leistungen und Bestreben des merkwürdigen Detmolder Dramatikers herbeibringt. Damit ist jedoch in unseren Augen die Bedeutung dieser mit Fleiß und Liebe besorgten Publikation auch erschöpft, denn mag sich etwa unter den Landsleuten Grabbe's im engeren Sinn aus persönlichen Motiven Theilnahme für sein Geschick und seine Schriften erhalten, so möchten wir doch deren wirkliche Popularität bei uns Deutschen im allgemeinen für keine Zukunft befürchten. Grabbe fehlt es zwar nicht an dramatischer Begabung, dennoch hat er kein einziges Drama von befriedigender Gesammtwirkung hervorgebracht. Des einzelnen Effektes, auf den er vorzugsweise hinarbeitete, ist er in der That mächtig, wenn er ihn auch oft nur mit den bedenklichsten Mitteln erreicht; um ein Ganzes von Bedeutung zu schaffen, dazu gebricht es ihm allzusehr an reinem und edlem Kunstsinne. Unter den zuchtlosen Geistern unserer nachklassischen Poesie, die in wüstem Gebahren es den vorklassischen Wildlingen mindestens gleichthaten, nur daß sie noch weniger unbefangen dabei verfuhren, ist Grabbe der frechste, abscheulichste und zugleich unter allen fast am tiefsten in den Wahn eigener Genialität verstrickt. Seine Briefe zeigen seine Eitelkeit, die Sucht nach falschem Ruhm, an dessen Pflanzung er durch beständige Reklame unbedenklich selbst mitarbeitet. Sein Aufsatz über die Shakespearomanie ist nicht wie das von Benedix hinterlassene Buch eine Absage der platten Beschränktheit an die ihr unfaßbare Größe und Tiefe, sondern die vielfach richtige Kritik eines Neiders, der sich im Herzen doch bewußt ist, wie sehr er selbst von dem beneideten Vorbilde im Guten und Schlimmen abhängig ist. Seine Poesie zeigt im Tragischen wie im Komischen von Anfang bis zu Ende die Aeußerungen einer nicht naiv und frei quellenden, sondern mit ernstem Bedacht, bisweilen mit Mühe herausgedrängten Kraft; das Unerhörte, nicht zu Ueberbietende soll uns überall betäubend treffen. Der „Herzog von Gothland", vielleicht das garstigste Kind der Musen aller Zeiten und Völker, strebt durch maßlose Häufung von Grauen- und Ekelhaftem, durch Erfindung und Darlegung eines denkbar boshaftesten Charakters bewußt nach dem Preise der Einzigkeit; die historischen Dramen gefallen sich in übertriebener Großartigkeit der Situationen und athletisch bewegter Gewalthandlung; die Tragödie „Don Juan und Faust" möchte schon in der Grundidee eine nie dagewesene Kühnheit aufweisen und erreicht in der Aus-

führung allerdings eine unvergleichlich lächerliche Erhabenheit; Komödie und Possenspiel („der Cid, große Oper in 2—5 Akten") suchen den meist armseligen Witz durch Dreistigkeit oder Albernheit, nicht selten auch durch Unflätigkeit zur Wirkung zu steigern. Kein Wunder, daß sich bei so immerwährender Anstrengung die anfangs vorhandene rohe Genialität mehr und mehr und am Ende völlig verbrauchte; wie der „Gothland" trotz seiner Widerwärtigkeit dennoch reicher an dramatischem Gehalt ist, als alle späteren Stücke, so schließt die „Hermannsschlacht", die letzte Arbeit dieses frühverzehrten Dichterlebens, mit dem völligen Aufgeben alles Geistes, und doch verräth sich auch hier die zur Schau getragene geschmacklose Nüchternheit als ebenso absichtlich berechnet wie früher ihr Gegentheil. Gewiß ist es traurig, zu sehen, wie ein sonst einsichtiger Mensch — dem Sechzehnjährigen erschien 1818 Goethe als „der größte Deutsche" — durch krankhaften Ehrgeiz zu einem so barbarischen Mißbrauche seines Talents verführt ward, aber mehr als diesen Antheil des Mitleids vermögen wir der Gestalt Grabbe's nicht darzubringen; die ästhetisch-kritischen Bemerkungen des emsigen Herausgebers O. Blumenthal, der übrigens für manche Mängel seines Autors keineswegs blind ist, helfen uns über dies Urtheil nicht hinweg. Es wäre denkbar, daß der cynische Pessimismus, der sich uns heut so eifrig als alleinberechtigte Weltansicht aufzudringen sucht, in Grabbe einen seiner Apostel verehrend wieder hervorholte; uns anderen kann, wie gesagt, der unselige Poet, der sich heimlich vermaß, Shakespeare und Byron in eine einzige, vermeintlich deutsche Form verschmolzen vorzustellen, nur literarhistorisch wichtig sein, als eine echte Ausgeburt der verkommenden Romantik der zwanziger Jahre. a/D.

„**Schleiermacher's Räthsel und Charaden**" liegen uns in sehr eleganter Ausstattung zum erstenmale gesammelt vor (Berlin, W. Hertz 1874). Ein kurzes Vorwort von unbekannter Hand erinnert an die „Räthselmode", die sich von Schiller's Turandot her der geistreichen Gesellschaftskreise zu Anfang unseres Jahrhunderts bemächtigte, und erklärt einsichtig, warum gerade Schleiermacher's dialektischer Kopf an diesem Spiele Gefallen fand. Die Sammlung selbst reiht zuerst 29 zerstreut gedruckte sicher von Schleiermacher herrührende Stücke auf, eigentlich lauter Silbenräthsel, oft durch knappe Gestalt erfreulich, meist jedoch weitschweifig und wenig präcis. Von schöner Kunst kann in allen nicht die Rede sein, es sind lediglich Uebungen eines mit der Sprache höchst unorganisch schaltenden Wortwitzes. Angefügte Varianten enthüllen feilende Arbeit, die man nach dem Endergebniß kaum erwartet hätte. Die zweite Abtheilung bringt unter ihren 10 „mündlich überlieferten", sonst unbeglaubigten Räthseln einige wirklich geistreiche Sprüchlein, bald mit humoristischer, bald mit ernst poetischer Perspektive. Man pflegt in der Berliner Unterhaltung jedes feinere Räthsel unbekannter Herkunft ohne weiteres auf Schleiermacher zu taufen. Wir wollen deshalb nicht gerade die Echtheit der hier ausgehobenen 10 anzweifeln, doch müssen wir, wenn sie echt sind, es für das merkwürdigste Räthsel Schleiermachers erklären, daß er statt jener schwachen Charaden nicht lieber diese wohlgelungenen Sinnräthsel selbst veröffentlicht hat. a/D.

Ausgegeben: 1. Mai 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ueber die Frauentoilette bei Homer*).

Meine Herren! Schon oft habe ich in diesen Sitzungen gezeigt, wie die Gegenstände, welche sich in den ältesten Schichten der etruskischen Nekropolen finden, vielfach Berührungspunkte mit dem Kunsthandwerke der homerischen Epoche darbieten. Für den, der die monumentalen Reste der antiken Civilisation im Zusammenhange mit der ganzen Kulturgeschichte betrachtet, hat diese Erscheinung nichts Befremdendes. Unterliegen doch die ersten Stadien der Entwickelung eines höheren Kunsthandwerkes bei den Griechen, wie bei den Etruskern ganz ähnlichen Bedingungen. Gefäße, Schmucksachen und Gewänder, welche Homer als besonders bewunderungswerth hervorhebt, werden von ihm in der Regel als phönikisches und aus Phönikien importirtes Fabrikat bezeichnet. Da die großartige Ausfuhr eigener Waaren, wie sie damals aus Sidon und Tyrus Statt fand, durch anderweitige Zeugnisse und namentlich durch die Bücher des alten Testaments hinlänglich beglaubigt ist, so liegt kein Grund vor, die Richtigkeit solcher Angaben zu bezweifeln. Allerdings zeigt uns die Handelsgeschichte bisweilen die Erscheinung, daß der Platz, von dem aus gewisse Waaren auf den Markt kommen, irrthümlich als der Fabrikort gilt, während die Artikel anderswo gearbeitet sind, und könnte somit die Frage aufgeworfen werden, ob nicht einzelne der von Homer den Sidoniern zugeschriebenen Gegenstände aus den gewerbfleißigen Städten am Euphrat und Tigris oder aus Aegypten stammen und von den Phönikiern, die von Alters her in Handelsbeziehungen mit jenen Ländern standen, nur nach Griechenland importirt sind. Doch läßt sich ein solcher Sachverhalt nirgends beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen und, wollen wir selbst in einzelnen Fällen seine Möglichkeit zugeben, so wäre dies kunsthistorisch von sehr geringfügiger Bedeutung; denn wir wissen, daß die phönikische Kunstindustrie keine ganz selbstständige Richtung verfolgte, sondern gerade mit assyrischen oder ägyptischen Motiven oder mit einer eigenthümlichen Ver-

*) Dieser Vortrag sollte bei der im December des vorigen Jahres abgehaltenen Festsitzung des archäologischen Instituts in Rom gelesen werden, wurde aber, da die zu seiner Erläuterung erforderlichen Zeichnungen nicht rechtzeitig fertig wurden, bei Seite gelegt. Er mag daher, in einzelnen Partien abgeändert und durch einige Zuthaten erweitert, in dieser Zeitschrift Platz finden.

miſchung beider thätig war. Sollte daher auch der eine oder der andere Gegenſtand, den der Dichter als ſidoniſch anführt, in Meſopotamien oder in Aegypten gearbeitet ſein, ſo enthielt derſelbe jeden Falls Elemente, wie ſie auch bei ächt phönikiſchen Fabrikaten vorkamen. Bei einigen Prachtſtücken des Kunſthandwerks, deren Homer gedenkt, fehlt die Angabe, daß ſie aus Phönikien ſtammen, und es iſt demnach wohl möglich, daß der Dichter dabei an Arbeiten von griechiſcher Hand dachte. War dies der Fall, dann dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß die Verſuche, welche die damaligen Griechen auf dem Gebiete des Kunſthandwerks unternahmen, an die importirten Fabrikate anknüpften. Pflegt ja doch überall und zu allen Zeiten, wenn ein Volk eine höhere gewerbliche Thätigkeit zu entwickeln anfängt, die überlegene fremde Induſtrie, die bisher den Markt beherrſcht hat, als Vorbild zu dienen. Auch läßt die homeriſche Schilderung, wenn ſie einiger Maßen ausführlich iſt, bei den betreffenden Gegenſtänden allenthalben, mögen ſie als phönikiſch bezeichnet ſein oder nicht, auf daſſelbe künſtleriſche Princip und entſprechende figürliche oder ornamentale Motive ſchließen. In der Odyſſee IV 617 ſchenkt Menelaos dem Telemachos einen Krater, den er auf ſeiner Heimfahrt von Troja von dem König der Sidonier als Geſchenk erhalten. Wenn der Dichter den Krater trotz ſeines ſidoniſchen Urſprungs ganz unbefangen ein Werk des helleniſchen Gottes Hephaiſtos nennt, ſo ſcheint dies darauf hinzuweiſen, daß er ſich keines Unterſchiedes zwiſchen phönikiſcher und griechiſcher Kunſt bewußt war.

Ganz ähnlichen Bedingungen unterlag die Entwickelung des Kunſtgewerbes bei den Etruskern. Auch hier begann eine neue Epoche, als die Seeſtädte des ſüdlichen Etruriens in Beziehung zu den Phönikiern traten. Gegen die Annahme, daß viele der in den älteſten Gräbern von Caere und Tarquinii gefundenen Luxusartikel in phönikiſchen Werkſtätten gearbeitet und von phönikiſchen Kaufleuten nach Etrurien importirt ſind, wird ſich ſchwerlich ein ſtichhaltiger Einwand erheben laſſen. Die aus dem Grabe Regulini-Galaſſi bei Caere ſtammenden Silberſchalen zeigen in ihren figürlichen Darſtellungen daſſelbe eigenthümliche Gemiſch von aſſyriſcher und ägyptiſcher Kunſtweiſe, wie die von tyriſchen Künſtlern ausgeführte Decoration des Tempels des Salomon. Ganz ähnliche Schalen ſind auch auf Kypros, einem der wichtigſten Mittelpunkte des Handels und der Metallurgie der Phönikier, gefunden worden. Auch die in demſelben caeretaner Grabe entdeckten Schmuckſachen, unter deren Ornamenten die Taube, das Symbol der tyriſchen Aſtarte, eine Hauptrolle ſpielt, dürfen mit hinlänglicher Sicherheit für phönikiſche Produkte erklärt werden, mag es auch bei dieſen noch zweifelhaft bleiben, ob wir ſie den öſtlichen Phönikiern, den Männern von Chanaan, oder den weſtlichen, den Karthagern, zuzuſchreiben haben. Baldigſt allerdings haben die Hellenen angefangen, dem

phönikiſchen Handel in Etrurien Concurrenz zu machen, und zwar ſchon in der Periode, in welcher ihre Induſtrie noch unter dem von den Phönikiern vermittelten aſiatiſchen Einfluß ſtand. In denſelben Gräbern, aus welchen Gegenſtände von muthmaßlich ächt phönikiſcher Arbeit zu Tage kommen, finden ſich bisweilen aus Bronze getriebene Keſſel, an deren Bauche, bald aus Bronze getrieben, bald gegoſſen, Köpfe von Löwen, Panthern oder Greifen mit langgeſtreckten Hälſen als Handhaben angebracht ſind. Dieſe Exemplare ſtimmen mit einem berühmten Kunſtwerke griechiſcher Arbeit überein, deſſen Beſchreibung uns bei Herodot erhalten: als die Samier in den dreißiger Jahren des 7. Jahrhunderts v. Chr. ihre glückliche Handelsfahrt nach Tarteſſos vollbracht, weihten ſie in dem Tempel der Hera einen Krater argoliſcher Form, aus deſſen Bauche, wie die Zinnen aus einer Feſtungsmauer, Greifenköpfe hervorragten. Außerdem kommen in den jüngeren Gräbern dieſer Schicht bereits mit Thierſtreifen bemalte Vaſen ſogenannten korinthiſchen Styls vor, welche alle Eigenthümlichkeiten ächt griechiſcher Fabrik zur Schau tragen. Neben den Gegenſtänden phönikiſcher und aſiatiſirend-griechiſcher Arbeit finden ſich endlich auch Produkte einheimiſchen etruskiſchen Gewerbfleißes. Um hier nur einer Denkmälergattung zu gedenken, welche die Annahme fremdländiſchen Urſprungs entſchieden ausſchließt, verweiſe ich auf die merkwürdigen ſchwarzen Gefäße, welche in Italien unter dem Namen Vasi di bucchero bekannt ſind. Sie ſind aus der ſchwarzen Thonerde gearbeitet, welche ſich an mehreren Stellen des alten Etruriens und in beſonders breiten und tiefen Schichten bei Corneto und Chiuſi findet, alſo ſicher Fabrikate von etruskiſcher Hand. Die älteren Exemplare zeigen in den Formen und in den figürlichen und ornamentalen Verzierungen bald aſſyriſche, bald ägyptiſche Motive, alſo gerade die Elemente, mit denen die phönikiſche Kunſtinduſtrie thätig war, und beweiſen demnach, daß die Fabrik dieſer Gefäße von Haus aus entweder direkt an phönikiſche Vorbilder anknüpfte oder an griechiſche aus der Entwicklung, in welcher das helleniſche Kunſthandwerk noch im Weſentlichen unter phönikiſchem Einfluſſe ſtand. Demnach ſtellt ſich das Verhältniß der Kunſtinduſtrie während der älteſten Kulturepoche der Etrusker als ein ähnliches heraus, wie das, welches die homeriſche Poeſie bei den Griechen ſchildert. In Griechenland wie in Etrurien werden phönikiſche Artikel importirt. Hier wie dort knüpft an die fremdländiſchen Vorbilder eine nationale Induſtrie an. Die Entwickelung bei den Etruskern unterſcheidet ſich nur dadurch von der griechiſchen, daß bei ihr noch ein dritter Faktor in Betracht kommt, nämlich die Einfuhr aſiatiſirender griechiſcher Artikel. Da aber dieſe griechiſche Induſtrie noch immer unter dem Einfluſſe der phönikiſchen ſtand und höchſtens als eine mehr oder minder fortgeſchrittene Weiterentwickelung der letzteren betrachtet werden darf, ſo

wird der Parallelismus, den wir annehmen, in seinen wesentlichen Zügen dadurch nicht berührt. Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um die Verwandtschaft, welche zwischen dem Inhalte der ältesten etruskischen Gräber und dem homerischen Kunsthandwerk obwaltet, historisch zu erklären. Doch bleibt diese Verwandschaft nicht nur auf die älteste Civilisation der Etrusker beschränkt. Während sich die Griechen verhältnißmäßig früh von dem asiatischen Einflusse befreiten, hielten die Etrusker ungleich länger daran fest und auf dem Gebiete der Decoration und der Tracht lassen sich Spuren derselben durch das ganze fünfte Jahrhundert v. Chr. nachweisen. Wir dürfen daher, um Gegenstände dieser Art, die in der homerischen Dichtung berührt werden, zu veranschaulichen, auch die älteste Gruppe der etruskischen Wandgemälde und archaische tuscanische Bronze- und Terracottafiguren zum Vergleiche heranziehen.

Uebrigens war dieses zähe Festhalten der Etrusker an altasiatischen Motiven ganz geeignet, der bereits dem Herodot geläufigen Hypothese, die Etrusker wären aus Vorderasien und im Besonderen aus Lydien nach Italien gekommen, einen gewissen Schimmer von Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Setzen wir voraus, daß ein griechischer Kaufmann etwa um das Jahr 450 v. Chr., zu einer Zeit, in welcher sich die griechische Civilisation im Wesentlichen von asiatischen Einflüssen befreit hatte, Caere besuchte. Wenn er daselbst die Wände, die Thüren, Meubel und Gefäße mit orientalischen Fabelthieren verziert sah, wenn er die Caeritinnen betrachtete, wie sie mit geschwärzten Augenbrauen und untermalten Augenlidern in bunten, mit asiatischen Mustern und Goldflittern überzogenen Gewändern einherschritten, auf dem Haupte den hohen mit bunten Binden umwickelten Tutulus, auf der Brust complicirte Schnüre aus reich verzierten goldenen Cylindern, aus Bernstein- und Smaltperlen, an den Füßen die langen, purpurnen Schnabelschuhe, dann mochte er wohl der ähnlichen Erscheinungen gedenken, die er auf der entgegengesetzten Seite des Mittelmeeres, in Sardes oder Thyatira, gesehen hatte.

Die eingehendere Begründung und Entwickelung des von mir angedeuteten Sachverhalts wird demnächst in einem besonderen Buche erfolgen. Für die heutige Festsitzung sei es mir verstattet, einen einzelnen Gegenstand aus dieser Reihe von Untersuchungen herauszugreifen und den Versuch zu machen, die Kleidung und den Schmuck der homerischen Frauen durch den Vergleich mit etruskischen Denkmälern zu veranschaulichen. Die griechische Kunst der Blüthezeit giebt den Heroinen des troischen Mythos die Tracht, welche in dem gleichzeitigen Leben die übliche war, und auch diese nach idealen Principien vereinfacht und verschönert. Helena, Andromache, Penelope sind gekleidet und geschmückt, wie Griechinnen der perikleischen Epoche. In diesem

Sinne haben auch die modernen Künstler, welche Scenen aus der Ilias oder Odyssee darzustellen unternahmen, Flaxmann, Genelli und Preller, die Frauengestalten behandelt. Ganz anders dagegen standen dieselben vor der Phantasie der alten epischen Dichter. Wie alle Gegenstände des Kunsthandwerks, deren sich die Griechen in dem homerischen Zeitalter bedienten, entweder von Phönikien importirt waren oder, wenn in griechischen Werkstätten gearbeitet, unter dem Einflusse der importirten Artikel standen, so hatten damals auch die Tracht und der Schmuck der Frauen nicht ein hellenisches, sondern ein ächt asiatisches Gepräge.

Schon der Schnitt des homerischen Frauengewandes ist von dem des dorischen oder ionischen Chiton verschieden, dessen sich die Griechinnen in späterer Zeit bedienten. In der Ilias XIV 178 ff. wird geschildert, wie Hera sorgfältig Toilette macht, um sich zu Zeus auf den Ida zu begeben. Von dem Gewand, welches sie anlegt, sagt der Dichter, daß es über der Brust mit goldenen Fibulae*) zusammengefaßt war. Bereits die alten Grammatiker haben den eigenthümlichen Schnitt, der sich hieraus ergiebt, richtig erkannt: denn in den Scholien zu der Stelle wird bemerkt, es sei auffällig, daß Hera das Gewand an der Brust, nicht, wie sonst üblich, über der Schulter zusammenstecke. Also war das Gewand der Göttin längs der Brust geschlitzt. Wenn es heißt, es sei daselbst mit Fibulae zusammengefaßt worden, so kann dies nur dahin erklärt werden, daß auf der einen Seite des Schlitzes die Fibulae, auf der anderen, jeder einzelnen Fibula entsprechend, Ringe angenäht waren. Der Schluß wurde erzielt, indem die Nadeln der Fibulae in die Ringe eingeführt und dann in die Röhren eingelassen wurden, und ergab ein sich in verticaler Richtung entwickelndes ornamentales Schema, welches sich durch den Metallglanz seiner Bestandtheile von dem Grunde des Gewandes abhob (vergl. unsere Fig. 6). Auch hier sehen wir, daß die homerische Schilderung und der Inhalt der ältesten etruskischen Gräber sich wechselseitig erläutern. Sehr oft werden in den letzteren ganze Reihen von Fibulae gefunden, die sich durch Größe, Form und Ornamentirung deutlich als zusammengehörig erweisen und über deren Nadel ein Ring gezogen ist. Diese Erscheinung läßt sich nicht anders erklären, als durch die Voraussetzung, daß damals in Etrurien der von mir in der homerischen Dichtung nachgewiesene Gewandschnitt und -schluß gebräuchlich war. Auch das Gewand, welches in der Odyssee Antinoos der Penelope schenkt und an dem sich, wie der Dichter angiebt, zwölf Fibulae befanden, darf

*) Absichtlich bediene ich mich der lateinischen Bezeichnung, da dieselbe gewiß dem größten Theil unserer Leser geläufig ist. Man vergleiche Figur 6, wo der Gewandschlitz längs der Brust vermittelst solcher Fibulae geschlossen und die Gestalt derselben trotz der Kleinheit der Zeichnung mit hinlänglicher Deutlichkeit kenntlich ist.

nach dem eben Bemerkten ähnlich aufgefaßt werden, wie das der Hera. Wollte Jemand hierin den kurzärmeligen Chiton erkennen, der über den Schultern und längs der Aermel geschlitzt und daselbst durch Knöpfe zusammengefaßt ist, so widerspricht dieser Annahme die Thatsache, daß ein solcher Chiton erst in verhältnißmäßig später Epoche vorkommt, auf den ältesten Denkmälern aber, wo wir am ehesten Berührungspunkte mit der homerischen Sitte vorauszusetzen haben, fehlt. Dagegen zeigen die letzteren deutlich Spuren von der Existenz eines über der Brust geschlitzten Gewandes. Auf Vasen sogenannten korinthischen Styls, deren hohes Alter durch den asiatischen Charakter ihrer Malereien hinlänglich gesichert ist, sehen wir oft, daß das Gewand der dargestellten Figuren in verticaler Richtung bald bis zu dem Gürtel, bald in seiner ganzen Länge von einem dunklen, in der Regel mit eingeritzten Zickzacklinien versehenen Streifen durchzogen wird. Da die Vasenmaler dieses Motiv in sehr andeutender Weise behandelten, so ist es unmöglich, zu entscheiden, ob sie damit einen Schlitz oder eine Naht des Gewandes oder einen darauf aufgenähten oder eingewirkten Ornamentstreifen ausdrücken wollten. Wäre aber auch der Streifen nur ornamental, selbst dann würde er auf ein über der Brust geschlitztes Gewand schließen lassen. Wie es die Kostümkunde durch eine beträchtliche Reihe sicherer Belege bezeugt, entwickeln sich solche das Gewand durchschneidende Ornamentstreifen aus dem Schlitze, der ursprünglich an der betreffenden Stelle das Gewand theilte. Was von Haus aus structives Element war, wurde ornamental durchgebildet. Der Streifen ist die Reminiscenz des ursprünglich an seiner Stelle Statt findenden Gewandschlusses. Das gleiche Resultat ergiebt sich aus der Betrachtung alter Götteridole, welche auf Vasenbildern dargestellt sind, der archaisirenden Pallasstatue im Dresdener Augusteum und anderer hieratischer Typen. Da sich der Kultus in allen Dingen conservativ zu verhalten pflegt, so bezeugt der Streifen, welcher in verticaler Richtung das Gewand dieser Figuren durchschneidet, zugleich das hohe Alter dieses Motivs. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Hellenen das auf der Brust geschlitzte Gewand durch Vermittelung der Phönikier aus dem Orient erhielten. Die schönsten Gewänder, welche die troische Königsfamilie besaß, waren, wie Homer angiebt, von sidonischen Weberinnen gefertigt, die Paris auf seiner Rückfahrt von Griechenland nach Troja gebracht hatte. Auf ägyptischen Monumenten tragen die Ribu, Temehn, Aamu und Chari ein in der Mitte offenes Oberkleid. Auch das merkwürdige, mit einem Ueberfallkragen versehene Gewand der „Großen von Pun" ist in der Mitte getheilt; die Theilung erscheint hier sogar in der Farbe durchgeführt, indem die die rechte Seite bedeckende Gewandhälfte dunkelviolett, die andere roth gemalt ist. Ebenso waren der Leibrock der Juden und die Kandys der Perser über der

Bruſt geſchlitzt. Der weiße Streifen, welcher in verticaler Richtung die purpurne Tunica des Perſerkönigs durchſchnitt, war gewiß eine Reminiscenz des alten Gewandſchluſſes. Solche Streifen müſſen überhaupt bei der Tracht der alten aſiatiſchen Völker ganz geläufig geweſen ſein; denn die ſpätere griechiſche Kunſt giebt deren ſehr oft auf den Gewändern des Paris, der Medeia, der Amazonen, der Phrygier, Thraker und anderer aſiatiſcher oder überhaupt barbariſcher Völkerſchaften wieder.

Aehnlich verhält es ſich mit der Farbe und der Verzierung der Kleider. Das einfarbige Gewand iſt das einzig ſtylgerechte; denn nur unter dieſem kommen die organiſchen Formen des Körpers zur Geltung, während ſie durch das Linienſpiel gewürfelter oder gemuſterter Zeuge gekreuzt und ſomit getrübt werden. Daher hat das Hellenenthum der Blüthezeit mit dem ihm eigenthümlichen Schönheitsſinn dem einfarbigen Gewande den Vorzug gegeben und daſſelbe höchſtens mit geſchmackvoll ornamentirten Säumen oder Kanten verſehen. In der homeriſchen Epoche dagegen ſchmückte die Weberei die Gewandzeuge, als deren Grundfarbe beſonders roth beliebt war, mit allerlei Verzierungen. Auf dem purpurnen Kleide, mit deſſen Herſtellung ſich (Ilias III 125 ff.) Helena beſchäftigt, waren ſogar ganze Kampfſcenen eingewebt. Unwillkürlich gedenken wir hierbei der Stoffe aſiatiſcher und namentlich babyloniſcher Fabrik, die ja nach der Angabe der Schriftſteller mit mannigfachen Muſtern, Palmetten, orientaliſchen Fabelthieren und bisweilen auch Schlachtſcenen, verziert waren und von Alters her einen der wichtigſten Handelsartikel der Phönikier ausmachten.

Auch hinſichtlich der Verzierung des Hauptes verräth die griechiſche Blüthezeit allenthalben das Beſtreben, die Formen des Kopfes und den natürlichen Schmuck deſſelben, das Haar, zur Geltung kommen zu laſſen. Was von außen hinzugefügt wurde, diente im Weſentlichen dazu, die Maſſen in organiſcher und geſchmackvoller Weiſe hervorzuheben und zu ſondern: die ſchmalen Binden oder Metallſtreifen, welche das Haupt umgaben, das breitere Band oder die biegſame metallene Spirale, die das über den Nacken herabfallende Haar zuſammenfaßte, das Netz oder die Bänder, welche die Locken am Hinterkopf entweder gelöſt oder in einen Zopf geflochten ſtützten. Selbſt die mehr für den praktiſchen Zweck, als zum Schmuck beſtimmten Hauben fügen ſich dem Streben, den von der Natur gegebenen Formen gerecht zu werden: niedrig, in leichten Falten brechend, liegen ſie an dem Kopfe an und laſſen deutlich die Umriſſe des Schädels und hinten die Maſſe des Zopfes erkennen. Ueberall begegnen wir einer einfachen Schönheit, nirgends complicirten Vorrichtungen, welche die Erſcheinung des Organismus beeinträchtigen. Ganz anders beſchaffen war die Kopftracht einer vornehmen Dame der homeriſchen Epoche. In der Ilias XXII 468 ff. ſchildert der Dichter, wie Andromache,

als sie den Tod des Hektor vernimmt, aus Verzweiflung ihren Kopfschmuck herabreißt. Nicht weniger als vier Bestandtheile werden hierbei angeführt: der Ampyx, der Kekryphalos, die plekte Anadesme und der Schleier. Die Bedeutung des Ampyx und des Kekryphalos ist sicher. Ersterer bezeichnet das den Kopf umgebende Band, mag dasselbe aus gewebtem Stoffe oder aus Metall bestehen, letzterer die Haube. Schwieriger ist es dagegen, die plekte Anadesme zu bestimmen. Genau übersetzt bezeichnen die beiden Worte einen geflochtenen oder gewundenen Gegenstand, der dazu dient, etwas in die Höhe zu binden. Darin, wie gewöhnlich geschieht, eine Vorrichtung zum Aufbinden der Haare zu erkennen, ist unmöglich, da dieselben ja schon genügend durch die Haube zusammengehalten waren. Ohne mich weiter auf die verfehlten Erklärungen einzulassen, welche von antiken und modernen Gelehrten über diesen Toilettengegenstand vorgeschlagen worden sind, verweise ich einfach auf etruskische Denkmäler, die uns hierüber und über die ganze Anordnung des Kopfputzes der Andromache den deutlichsten Aufschluß geben. Tarquinische Wandgemälde der ältesten Gruppe, archaische Bronzen und Terracotten zeigen die Etruskerinnen mit einer hohen Haube, dem sogenannten Tutulus, bekleidet. Um sie eng und ohne Falten an dem Haupt anliegen zu lassen und den über den Kopf hervorragenden Theilen derselben die nöthige Festigkeit zu geben, ist diese Haube in der Höhe des Scheitels mit einer Binde umwickelt, welche auf mehreren Denkmälern aus eigenthümlich in einander gedrehten Zeugstreifen besteht und somit vollständig der homerischen Bezeichnung entspricht. Haben wir aber die plekte Anadesme richtig erklärt, dann ergiebt sich auch in bestimmterer Weise die Form des Kekryphalos. Dieser war nicht die leichte, niedrige Haube, der wir auf den Denkmälern der griechischen Blüthezeit begegnen, sondern eine hohe, dem sogenannten Tutulus entsprechende Kopfbedeckung. Das Vorkommen einer solchen Tracht bei den homerischen Frauen hat durchaus nichts Befremdendes. Auch sie war altasiatischen Ursprungs und konnte daher recht wohl durch phönikische Vermittelung in dem damaligen Griechenland Verbreitung finden. Eine dem Tutulus entsprechende Haube kommt bereits auf sehr alten kyprischen Denkmälern vor. Die Tiara des Perserkönigs, eine gesteifte, kegelförmig zugespitzte Mütze, um welche spiralartig ein weißes und ein purpurnes oder blaues Band gewickelt wurde, beruhte auf einer ganz ähnlichen Combination, wie der von der Binde umwundene etruskische Tutulus und der von der plekte Anadesme zusammengehaltene homerische Kekryphalos. Bei dem conservativen Princip, wie es dem asiatischen Hofceremoniell eigenthümlich zu sein pflegt, ist es ganz begreiflich, daß eines der wesentlichsten Zeichen der königlichen Würde die von Alters her überlieferten Bestandtheile in ihrer ursprünglichen Anordnung festhielt. Um schließlich

Fig 6

Fig 2

Fig.3

Fig 1

Fig.4

Fig.5

den Kopfputz der Andromache durch eine figürliche Darstellung zu veranschaulichen, so verweise ich auf die beigefügte Tafel Fig. 1, die den Kopf einer etruskischen Bronzefigur wiedergiebt. Wir sehen hier über der Stirn den Ampyx, unmittelbar über dem Ampyx die gewundene Binde, welche die hohe Haube zusammenhält, so daß von den Bestandtheilen, deren Homer gedenkt, nur der Schleier fehlt. Doch sei hierbei bemerkt, daß diese Bronze die gewundene Binde, die ich mit der plekte Anadesme identificirt, an einer ungewöhnlichen Stelle zeigt. In der Regel ist sie höher angebracht, da, wo die Haube über dem Kopfe emporragt, und zwar bald unmittelbar auf der Haube, bald auf dem Schleier, der über die Haube gezogen und zugleich durch die Binde an dieselbe befestigt ist (Vergl. Fig. 6).

Wenn Homer verschiedene Stoffe namhaft macht, aus denen Schmucksachen gearbeitet sind, so erwähnt er stets Gold und Elektron. Was der Dichter mit Elektron meint, ist von antiken und modernen Erklärern verschieden beurtheilt worden. Die einen deuten das Wort auf Bernstein, andere auf eine Legirung von vier Theilen Goldes und einem Theile Silber. Die letztere Annahme ist, wenigstens wo es sich um Schmucksachen handelt, entschieden falsch. Es ergiebt sich dies schon daraus, daß Homer an den betreffenden Stellen das Wort Gold im Singular, Elektron dagegen im Plural gebraucht. Daß aber der Name eines Metalls im Plural Stücke dieses Metalls bezeichnen könne, dafür fehlt sprachlich jede Analogie. Wenn wir es ferner als selbstverständlich betrachten dürfen, daß die Zusammenstellung von Gold und Elektron auf eine eigenthümliche decorative Wirkung berechnet war, so mußte sich der letztere Stoff in seiner ganzen Erscheinungsweise wesentlich von dem Golde unterscheiden. Dies ist aber bei einer Legirung von vier Theilen Goldes und einem Theile Silber nicht der Fall. Die großgriechischen und kleinasiatischen Münzen, welche in einer solchen Legirung geschlagen sind, unterscheiden sich von den Goldstücken nur durch ein etwas blasseres Gelb. Denken wir uns Beispiels halber ein Halsband abwechselnd aus Cylindern von Gold und von Elektronmetall zusammengesetzt, so würde der Gegensatz der verschiedenen Bestandtheile dem Auge zwar bei genauerer Betrachtung bemerkbar, aber decorativ ohne irgendwelchen Effect sein. Daher spricht von Haus aus die größere Wahrscheinlichkeit für die Annahme, daß Homer den Bernstein meint, der vermöge seiner Durchsichtigkeit und seiner Farbe ganz geeignet war, sich in nachdrücklicher Weise von dem umgebenden Golde loszuheben. Und mit dieser Annahme stimmt der Inhalt der ältesten etruskischen Gräber. Wir finden hier Gold und Bernstein in ganz ähnlicher Weise combinirt, wie bei Homer Gold und Elektron. Halsbänder bestehen aus ovalen, in Gold gefaßten Bernsteinstücken oder abwechselnd aus Cylindern oder Perlen aus Gold und aus Bernstein. Goldene Brustschilder sind

mit runden und dreieckigen Bernsteinstücken besetzt. Der Bernstein dient goldenen, silbernen und bronzenen Ringen als Füllung. In mannigfacher Weise findet er sich zum Schmucke der Fibulae verwendet; durchbohrte Stücke sind über den Rücken derselben gezogen oder, wenn der Rücken breiter ist, darauf intarsiirt. Und zwar ist es durchweg ein dunkelrother oder dunkelbrauner Bernstein, für welchen das Gold eine sehr geeignete Folie abgab. Die Verwendung des fossilen Harzes zu Schmuckgegenständen war ohne Zweifel eine phönikische Erfindung. Bereits in uralten Zeiten erscheint dasselbe als einer der wichtigsten Handelsartikel der Männer von Chanaan. Goldene Schmucksachen, welche damit verziert waren, werden von ihnen in homerischer Epoche nach Griechenland eingeführt, wie denn in der Odyssee der sidonische Kaufmann, der darauf ausgeht, den Knaben Eumaios zu entführen, der Familie desselben ein goldenes, mit Bernstein besetztes Halsband zum Verkaufe anbietet. Mögen auch die Etrusker den Bernstein in verhältnißmäßig früher Zeit auf dem Landwege erhalten und selbstständig verarbeitet haben, so zeigt der Styl der reicher ornamentirten Schmucksachen, die sich in ihren ältesten Gräbern finden, daß sie sich dabei zum Mindesten an phönikische Vorbilder anschlossen.

Versuchen wir nunmehr die Beschaffenheit der einzelnen Schmucksachen, deren Homer gedenkt, zu verdeutlichen. Am häufigsten wird, wo von weiblichem Schmuck die Rede ist, der Hormos erwähnt. Dieser war nicht ein anliegendes, den Hals umschließendes Band, sondern fiel von dem Nacken auf die Brust herab und entfaltete sich demnach im Besonderen auf der Büste. Am deutlichsten ergiebt sich dies aus einem homerischen Hymnos, wo geschildert wird, wie die Horen die Aphrodite „an dem zarten Nacken und der silberweißen Brust" mit goldenen Hormoi behängen und der Busen der Göttin, als ihre Toilette vollendet ist, „gleich Mondschein erglänzt". Dieser Art sind auch die Halsbänder, welche sich in den ältesten etruskischen Gräbern und an den ältesten bildlichen Darstellungen der etruskischen Kunst finden. Wie bereits bemerkt, waren die Halsbänder in der homerischen Epoche gewöhnlich aus Gold und Bernstein gearbeitet. Da es zu weit führen würde, die entsprechenden Denkmäler, welche aus etruskischen Nekropolen zu Tage gekommen sind, im Einzelnen zu besprechen, so begnüge ich mich hier auf das in dem Grabe Regulini-Galassi gefundene Exemplar zu verweisen. Dasselbe besteht aus ovalen Stücken Bernstein, deren Längendurchmesser etwa sechs Centimeter beträgt; sie sind in goldene Streifen gefaßt, auf denen sich vermöge aufgetropfter Goldpünktchen eine Graeca entwickelt. Mit diesem Halsbande habe ich die Figur 6 ausgestattet, durch die ich die Erscheinung der homerischen Frau zu veranschaulichen versucht. Wenn es sich ferner aus verschiedenen Homerstellen ergiebt, daß die Frauen damals

bisweilen mehrere Hormoi trugen, so findet auch dieser Gebrauch auf altetruskischen Denkmälern Analogien. Das Hellenenthum der Blüthezeit gab diesen complicirten Schmuck, der die Formen der Brust beeinträchtigte, auf: ein schmales Band umschließt, eng anliegend, den Hals und, ohne durch anderweitige Motive durchschnitten zu sein, begleitet das Gewand in organischer Weise die Formen der Büste.

Neben den Hormoi und gewöhnlich in enger Verbindung mit denselben erwähnt Homer die Helikes und Kalykes. Den einzigen Anhaltspunkt zur näheren Bestimmung dieser Gegenstände bietet der Hymnos auf Aphrodite. Hier schildert der Dichter, wie Anchises die Aphrodite, um mit ihr das Beilager zu vollziehen, entkleidet. Der Jüngling beginnt damit, ihr die Fibulae, Helikes, Kalykes und Hormoi abzunehmen; dann löst er ihr den Gürtel und zieht das schimmernde Gewand aus. Diese Stelle zeigt deutlich, daß die Erklärungen, welche von den antiken und modernen Grammatikern für die Helikes und Kalykes vorgeschlagen wurden, falsch sind. Es können damit weder Armbänder, noch Ohrringel, noch die die Locken zusammenfassenden Metallspiralen gemeint sein; denn Toilettengegenstände dieser Art waren dem Zwecke, zu welchem der troische Jüngling die Göttin entkleidet, nicht hinderlich, sondern konnten dabei ruhig an ihrem Platze belassen werden. Vielmehr ergiebt sich mit Sicherheit, daß die Helikes und Kalykes auf dem Gewande angebracht waren und zwar in einer Weise, welche, sollte das Gewand abgelegt werden, es nöthig machte, dieselben vorher zu entfernen. Diese Voraussetzung muß bei jedem Erklärungsversuche als Grundlage festgehalten werden. Wenn wir nunmehr in Betracht ziehen, daß Helix wörtlich übersetzt Windung bedeutet, so fragt es sich, ob wir nicht berechtigt sind, die Helikes in den bekannten Spiralbroschen zu erkennen, welche häufig in altitalischen, aber auch in nordischen Gräbern vorkommen und gewiß zu den ältesten von der Metallotechnik erfundenen Toilettengegenständen gehören. Diese Broschen sind gewöhnlich bronzen. Doch kennen wir ein Exemplar, welches wie die homerischen Helikes aus Gold gearbeitet ist. Es wurde in Caere gefunden, gehörte vormals zu der Sammlung Campanari und ist nach einer im Besitze Herrn Augusto Castellani's befindlichen Zeichnung in natürlicher Größe Fig. 2 abgebildet. Kalykes bezeichnet wörtlich übersetzt Kelche. Diese Bezeichnung würde stimmen mit einer Gattung von Schmucksachen, welche sich häufig in der ältesten Schicht der etruskischen Nekropolen findet, nämlich mit den eigenthümlich gewundenen auf der einen Seite in eine Knospe auslaufenden Goldstengeln. Als Beispiel diene Fig. 3, welche ein Herrn Augusto Castellani gehöriges Exemplar dieser Art wiedergiebt. Doch wäre mit dem Versuche, diese Gegenstände mit den Kalykes zu identificiren, nicht viel geholfen; denn der Zweck, zu welchem sie dien-

ten, und die Weise, wie sie angebracht waren, sind bis jetzt noch vollständig unbekannt.

Sichereres läßt sich über die Beschaffenheit des Gürtels ermitteln. Nach Homer war der Gürtel, den Hera anlegt, als sie sich zu Zeus auf den Ida begeben will, mit hundert Thysanoi d. i. Troddeln oder Quasten versehen. Gewiß haben wir es auch hier mit einem asiatischen Motive zu thun. Auf assyrischen Denkmälern sind an den Gürteln der Hofleute öfters lange bis zu den Fußknöcheln herabhängende Quasten befestigt und ähnlich beschaffen waren gewiß die „Beutel", wie gewöhnlich übersetzt wird, die von den Gürteln der Jüdinnen des alten Testaments herabhingen. Das Grab Regulini-Galassi hat deutliche Ueberreste einer entsprechenden Tracht bewahrt. Es fanden sich darin mehrere in der Mitte leicht angeschwellte goldene Röhren, welche auf der einen Seite offen, auf der anderen geschlossen und mit einer Oese versehen sind; an dieser Oese ist eine goldene Bommel angehängt, die in vier nach Art der vierköpfigen Hermen angeordnete Löwenköpfe ausläuft. (Siehe Figur 4.) Diese Gegenstände können nur als untere Abschlüsse einer reich ausgestatteten Quaste gedient haben. Vermuthlich dürfen wir aber hierbei noch einige andere Stücke, die in demselben Grabe gefunden wurden, zur Betrachtung heranziehen. Ich meine die aus dünnem Goldbleche gearbeiteten Röhren, welche den soeben beschriebenen ähnlich, aber oben und unten offen sind, und die großen hohlen ebenfalls aus dünnem Golde getriebenen Perlen. Daß diese Röhren und Perlen zusammengehörten oder, um es bestimmter auszudrücken, zusammen an einer oder mehreren einander entsprechenden Schnüren aufgereiht waren, ergiebt sich deutlich aus der Uebereinstimmung der eingepreßten Ornamente. Abwechselnd an einander gereiht erscheinen sie wie eine in regelmäßigen Entfernungen geknotete Binde, welche in die Goldplatttechnik übertragen ist. Der nächstliegende Gedanke wäre wohl, hierin einen Gürtel zu erkennen. Doch spricht dagegen die Dünne des Goldbleches, welches bei dem Umschlingen um den Körper nothwendig Brüche erleiden mußte. Vollständig zweckmäßig und stylgerecht dagegen waren solche in die Metallotechnik übersetzte Binden, wenn sie an dem Gürtel befestigt waren und somit Schnüre bildeten, welche durch die soeben beschriebenen Bommeln ihren unteren Abschluß erhielten. Unsere Figur 6 zeigt, wie sich etwa diese Tracht ausnehmen mochte.

Es bleiben uns noch die Ohrringel zu betrachten übrig. Homer pflegt dieselben mit dem Adjective triglenos d. i. dreiäugig oder genauer mit drei Augäpfeln versehen zu bezeichnen. Die Ohrringel, welche sich in den ältesten etruskischen Gräbern finden, stimmen merkwürdig mit dieser Bezeichnung. Bei der einfachsten und am häufigsten vorkommenden Form, wie sie unsere Figur 5 wiedergiebt, sind unten an dem Ringe drei goldene Linsen ange-

löthet, die ſich von der lebhaften Phantaſie eines jugendlichen Volkes recht wohl mit Augäpfeln vergleichen ließen.

Machen wir ſchließlich den Verſuch, die zerſtreuten Züge, die wir angedeutet, zu einem Geſammtbilde zu vereinigen*). Nehmen wir an, daß Mephiſto, um der Homerinterpretation, die unſerer ſtudirenden Jugend zu Theil wird, einen neuen Impuls zu geben, einen unſerer Homer erklärenden Profeſſoren vermöge ſeines fliegenden Zaubermantels nach Sparta in das Haus des Menelaos zurückverſetzt. Die Herrin des Hauſes nicht ohne Bangigkeit erwartend, wandelt der Gaſt unruhigen Schritts ſeine Kravatte zurechtzupfend, in dem Prunkgemache auf und ab und, falls er einer Schule angehört, die der monumentalen Archäologie einiges Intereſſe entgegenbringt, wirft er auch wohl ab und zu einen Blick auf die merkwürdigen Metallincruſtationen, welche die Wände bedecken und ſeiner Zeit die Bewunderung des ſolches Luxus unkundigen Telemachos erregten. Endlich verkündet ein ſtark riechender Parfüm das Herannahen der Königin; denn, wie es in dem heroiſchen Zeitalter allgemein üblich, verwahrt auch Helena ihre Kleider in einer Lade, die mit Roſenöl und anderen von den Phönikiern importirten aſiatiſchen Wohlgerüchen reichlich durchduftet iſt. Die viel Bewunderte und viel Geſcholtene überſchreitet die Schwelle. Ein purpurner mit aſiatiſchen Muſtern verzierter Chiton umſchließt die mächtigen Glieder. Auf der Bruſt glitzert das ornamentale Schema der das Gewand ſchließenden Fibulae, durchkreuzt von mehreren aus Gold und Bernſtein gearbeiteten Halsbändern, weiter unten der Gürtel und die von ihm herabfallenden goldenen Quaſten. Ein goldenes Diadem umgiebt die Stirn; darüber erhebt ſich die hohe Haube, vielleicht purpurfarben, mit einer bunten Binde umwickelt; von ihr in breiten Falten herabfallend giebt der Schleier der gewaltigen Geſtalt die geeignete Folie. In ſeinen Erwartungen getäuſcht, ſtarrt der nordiſche Gaſtfreund mit weit aufgeriſſenen Augen die Königin von Sparta an. Er hatte ſich darauf gefreut, ein ächt helleniſches Schönheitsideal, ächt klaſſiſche Formen in ächt klaſſiſchem Gewande bewundern zu können. Statt deſſen ſieht er eine Erſcheinung, die einer Odaliske des Königs Hiram von Tyros oder einer der Frauen des Königs Salomo ungleich ähnlicher iſt, als einer Athenerin der perikleiſchen Epoche. Wolfgang Helbig.

*) Der Leſer vergleiche unſere Figur 6. Natürlich kann ich nicht dafür einſtehen, daß die Toilettenbeſtandtheile derſelben in allen Einzelheiten geradezu identiſch ſind mit den in der homeriſchen Epoche gebräuchlichen. Immerhin aber dürfen wir annehmen, daß dieſelben, da ſie in ſtyliſtiſcher Hinſicht derſelben Entwickelung angehören, in den weſentlichen Zügen übereinſtimmen und daß der Geſammteindruck, den die homeriſche Frauentracht machte, im Großen und Ganzen richtig getroffen iſt. Ich verdanke die Zeichnung meinem Freunde Joukovsky. Doch muß ich beifügen, daß der der Zeichnung eigenthümliche Geſichtstypus in der Lithographie etwas abgeflacht und moderniſirt iſt.

Die Verſorgung der Wittwen und Waiſen preußiſcher Staatsbeamten.

Nachdem ſich die Grundloſigkeit des Gerüchtes, welches von Vorbereitungen zu einer Reform der preußiſchen Wittwenkaſſe ſprach, herausgeſtellt hat, halten wir es für unſere Pflicht, die Aufmerkſamkeit auf eine Einrichtung zu lenken, welche nicht nur deshalb, weil das Wohl und Wehe vieler Familien von ihr abhängt, ſondern weil ſie eben eine ſtaatliche Einrichtung iſt, ein allgemeineres Intereſſe verdient.

Ob der Staat berechtigt oder verpflichtet ſei, für die Hinterbliebenen ſeiner Beamten zu ſorgen, während er ſeinen andern Bürgern die Sorge für die Familie im Todesfalle des Ernährers überläßt, wollen wir hier nicht erörtern. Auch die Erwägung, wie die Mittel für den fraglichen Zweck zu beſchaffen ſeien, ob es vorzuziehen ſei, das nöthige Geld direkt aus den Staatseinkünften herzugeben oder daſſelbe durch die zunächſt Betheiligten aufbringen zu laſſen, liegt uns für den Augenblick ferner. Unſere Abſicht iſt nur, zu unterſuchen, ob die „Königl. Preuß. Allgemeine Wittwen-Verpflegungsanſtalt“ die Anforderungen erfüllt, welche an eine derartige Anſtalt geſtellt werden müſſen. Denn wie verſchieden auch die Anſichten über die zuerſt erwähnten Punkte ſein mögen, darüber ſind ja Alle einig, daß, wenn der Staat derartige Einrichtungen zu treffen für gut befindet und zur Durchführung derſelben einem Theile ſeiner Bürger Opfer auferlegt, daß dann dieſe Einrichtungen ihrem Zwecke möglichſt entſprechen müſſen.

Die Prinzipien der preußiſchen Wittwenkaſſe ſind im Weſentlichen folgende. Der Staat zwingt ſeine unmittelbaren Beamten ſowie einen Theil der mittelbaren, Geiſtliche und Lehrer an nicht ſtaatlichen höheren Schulen, nach ihrer Verheirathung gegen einen beſtimmten halbjährlichen Beitrag derſelben beizutreten. Dafür erhält, wenn der Beamte nach Verlauf von mehr als drei Jahren nach ſeinem Beitritte ſtirbt, die überlebende Wittwe jährlich eine beſtimmte Rente. Bei früher eingetretenem Tode des Mitgliedes wird entweder keine oder nur ein Theil der Penſion gezahlt. Die Waiſen erhalten, wenn auch die Mutter ſtirbt, keine Unterſtützung.

Der Beamte hat ein gleichmäßiges Intereſſe an der Verſorgung ſeiner Frau wie an der ſeiner Kinder. Beide ſtehen ihm gleich nahe und das Streben, dieſelben nicht unverſorgt zurückzulaſſen, wird ihm bei beiden gleichmäßig am Herzen liegen. Warum das Intereſſe des Staates in dieſem Falle von dem ſeiner Beamten verſchieden ſein ſollte, iſt nicht einzuſehen. Wenn derſelbe durchaus eine Trennung vornehmen will, ſo müßte ihm offenbar die heranwachſende Jugend wichtiger ſein, als die alternde

Wittwe. Die preußische Wittwenkasse sorgt für die Wittwen, nicht für die Waisen. Wie lange auch Jemand seine Beiträge in dieselbe gezahlt hat, wenn die Frau vor ihm stirbt, sind dieselben unter allen Umständen für ihn verloren, und die vater- und mutterlosen Waisen erhalten selbst in der größten Noth keinerlei Aequivalent. Nur der Zufall also entscheidet darüber, ob das, was ein Familienvater vielleicht nur durch die äußerste Sparsamkeit hat erübrigen können, den Seinigen zu Gute kommt, oder ob nicht seine Kinder um so mehr Entbehrungen zu ertragen haben werden, je höhere Beiträge er gezahlt hat.

Doch wenn die Wittwenkasse wenigstens die Sicherheit einer Unterstützung der Wittwen gewährte, so würde sie den Mitgliedern immerhin einen Theil ihrer Verantwortlichkeit abnehmen, und denselben verbliebe dann nur noch die Sorge für die Kinder. Daß aber dem keineswegs so ist, mögen zwei Beispiele zeigen. A ist seit mehreren Jahren Staatsbeamter; er verheirathet sich, zahlt zweimal, in halbjährlichen Terminen, seinen Beitrag und stirbt: seine möglicher Weise mit zwei Kindern zurückbleibende Wittwe erhält aus der Wittwenkasse — nichts, nicht einmal die gezahlten Beiträge zurück. B hat zehn Jahre hindurch für seine Frau die Wittwenkassenbeiträge gezahlt; nach dem Tode derselben verheirathet er sich von neuem, zahlt für die zweite Frau wiederum Beiträge und stirbt unter denselben Verhältnissen, wie im vorigen Beispiele, nur daß möglicherweise noch einige unversorgte Kinder aus der ersten Ehe zurückbleiben: die Wittwe erhält wiederum nichts. Wem also das Wohl der Seinigen wirklich am Herzen liegt, der kann sich bei solchen Versicherungsbedingungen, welche es vollständig dem Zufall anheimgeben, ob dieselben im Nothfalle eine Unterstützung bekommen werden oder nicht, unmöglich beruhigen. Gerade gegen den Zufall ja will er sich schützen, sonst würde er überhaupt in eine derartige Kasse nicht eintreten, — wenn er nicht müßte. Eine Lebensversicherungsgesellschaft würde seine Ansprüche in jeder Hinsicht besser befriedigen. Da er aber bereits eine hohe Summe in die Wittwenkasse zu zahlen hat, wird er einen abermaligen Beitrag zu einer andern Kasse natürlich um so schwerer erübrigen können. Der Zwang des Staates hindert ihn, in besserer Weise, als er es ohne diese Kasse könnte, für das Wohl der Seinigen zu sorgen, und giebt so Veranlassung dazu, daß auch gewissenhafte Familienväter das Wohl ihrer Familie vernachlässigen. Denn die wenigsten machen es sich klar, daß ihnen die Wittwenkasse durchaus gar keine Garantie für die Versorgung der Ihrigen giebt, und wenn sie es sich klar machen, so entzieht ihnen doch diese Kasse einen Theil der Ersparnisse, welche sie ohne dieselbe rationeller anlegen könnten.

Noch eine Einrichtung der Wittwenkasse müssen wir erwähnen, welche

den heutigen Anschauungen kaum entsprechen dürfte. Wenn sich nämlich die nachgelassene Frau eines Beamten wieder verheirathet, so bezieht sie einen Theil ihrer Pension weiter und kann sich dann durch eine ziemlich bedeutende Summe ihre Rechte ein für alle Mal abkaufen lassen. In der That ein eigenthümlicher Gedanke für einen Familienvater, daß ein Theil seines „Wittwenkassenbeitrages" verwandt wird, um heirathslustigen jungen — oder auch alten — Wittwen eine Aussteuer mitzugeben. Doch so klar auch diese Bestimmung zeigt, daß in der preußischen Wittwenkasse etwas nicht in Ordnung ist, so fällt dieselbe, wie noch eine ganze Anzahl kleinerer Uebelstände, zu wenig ins Gewicht, als daß man um ihretwillen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und öffentlich ein Institut angreifen sollte, welches in seinen wesentlichen Zügen von Friedrich dem Großen herrührt und der Absicht seines Gründers entsprechend manche Noth gelindert hat.*) Daß aber die jetzige preußische Wittwenkasse ein Glücksspiel ist, an welchem sich mit hohem Einsatze zu betheiligen der Staat seine Beamten zwingt, und daß Wittwen und Waisen diejenigen sind, auf welche die Nieten dieser Lotterie fallen, das ist der Grund, weshalb dieselbe in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht weiter bestehen sollte. So lange man nicht bessere derartige Einrichtungen kannte, mußte man die Mängel derselben in Rücksicht auf ihren guten Zweck mit in den Kauf nehmen. Aber seitdem das Beispiel anderer Staaten, Baiern, Sachsen, Baden, Württemberg, Hessen, gezeigt hat, daß sich diese Mängel vermeiden lassen (daß in den genannten Staaten selbst die Beiträge erheblich niedriger sind als in Preußen, davon sehen wir hier gänzlich ab); seitdem auch innerhalb des preußischen Staates derartige theilweise ganz vorzüglich eingerichtete Kassen für die Beamten großer Communen und Grundbesitzer existiren; seitdem endlich jede solide Lebensversicherungsgesellschaft ihren Mitgliedern in den meisten Fällen günstigere Bedingungen gewährt als die staatliche Wittwenkasse: seitdem kann man es einem Staatsbeamten wohl nicht verübeln, wenn er danach strebt, daß ein veraltetes Institut entweder reformirt oder, was wir im Interesse des Staates allerdings nicht für wünschenswerth halten würden, aufgehoben werde. Oder sollten diejenigen, welche die Kosten einer Einrichtung tragen,**) nicht das Recht haben, die Abstellung von Mißständen zu fordern, noch obenein wenn dieselben so drückend sind, daß

*) Daß ein Mechanismus, der vor hundert Jahren vollkommen seine Schuldigkeit gethan hat, den heutigen Anforderungen nicht mehr genügt, würde zwar noch kein Vorwurf für den Meister sein, der denselben erdacht hat. Trotzdem können wir nicht unterlassen, noch ganz besonders hervorzuheben, daß fast alle Mängel der gegenwärtigen Einrichtung erst durch nachträgliche „Verbesserungen" in dieselbe hineingetragen worden sind.

**) Allerdings muß der Staat augenblicklich einige Zuschüsse gewähren, etwa ein

ſie die Erreichung des Zweckes gefährden und eine Unterſtützung in eine Laſt verwandeln?

Daß von vielen Seiten Maßregeln getroffen ſind behufs Abſtellung dieſer Uebelſtände, iſt eben ſo erfreulich wie natürlich. Zunächſt hat der Staat in dieſer Abſicht nicht unbedeutende Fonds für gewiſſe Beamtenklaſſen, beſonders die Juſtizbeamten, ein für alle Mal hergegeben. Auch pflegt er in dringenden Fällen den Hinterbliebenen ſeiner unmittelbaren Beamten directe Unterſtützungen zu gewähren, ſo daß die ganze Härte der Einrichtung meiſt nur von denjenigen mittelbaren Beamten empfunden wird, welche der Kaſſe beizutreten gezwungen ſind. Dieſe haben durch Privatvereine der vorhandenen Noth abzuhelfen geſucht. Die Unzulänglichkeit aller dieſer Aushülfen uud die Nachtheile, welche dieſelben in ihrem Gefolge haben, im Einzelnen nachzuweiſen iſt hier nicht unſere Aufgabe. Nur hinſichtlich der Staatshülfe wollen wir eines Theils darauf hinweiſen, daß ein Almoſen, ſelbſt wenn es vom Staate gegeben wird, nie denſelben Werth hat, wie eine Unterſtützung, auf die der Empfänger als auf ein Aequivalent für geſchehene Leiſtungen einen rechtlichen Anſpruch hat, andern Theils, daß jede Freigebigkeit des Staates an der einen Stelle nur zu leicht maßloſe Anſprüche an einer andern Stelle wachruft. Aber ſelbſt wenn dieſe Aushülfen in der Mehrzahl der Fälle genügten, um die drückenden Folgen einer unzweckmäßigen Einrichtung der Wittwenkaſſe aufzuheben, ſo würde dieſe ſelbſt darum noch nicht zweckmäßiger genannt werden können. Vielmehr wäre es gerade ihre Aufgabe, wenn auch nicht alle möglichen Fälle, in denen Hülfsbedürftigkeit eintreten kann, ſo doch die, welche naturgemäß oft eintreten müſſen, zu umfaſſen und möglichſt wenige Ausnahmen zu geſtatten, in denen ein Eingreifen von anderer Seite nöthig bliebe.

Das behandelte Thema reicht hinſichtlich ſeiner Wichtigkeit nicht an die

---

Achtel der zur Unterhaltung der Anſtalt nöthigen Gelder. Doch iſt mindeſtens ein Theil dieſes Deficit durch unpraktiſche Einrichtungen hervorgerufen, wie noch folgendes Beiſpiel zeigt. A iſt kränklich und hat Grund zu der Annahme, daß ihn ſeine Frau überleben wird; er kauft ſich mit einem möglichſt hohen Betrage in die Kaſſe ein. B hat die Wahrſcheinlichkeit eines längeren Lebens für ſich; er wählt einen möglichſt niedrigen Satz oder weiß ſich ſeiner Verpflichtung zum Beitritt ganz zu entziehen. Natürlich macht die Kaſſe auf dieſe Weiſe ein ſchlechtes Geſchäft. Eine Reform derſelben würde daher, wenn der Staat nur die gleichen Zuſchüſſe ferner leiſten wollte, die er bisher für dieſen Zweck gegeben hat, auch noch eine verhältnißmäßig niedrigere Normirung der Beiträge geſtatten. Aber auch hier iſt uns die pecuniäre Seite der Frage die unwichtigere. Viel ſchlimmer iſt es, daß ein Beamter durch eine ſtaatliche Einrichtung in die Lage, ja oft in die Nothwendigkeit verſetzt wird, zu ſpeculiren. Daß wir in dieſer Hinſicht nicht bloß von Möglichkeiten ſprechen, wird Jeder, der die Verhältniſſe kennt, aus ſeiner Erfahrung beſtätigen können.

großen Fragen heran, welche gegenwärtig die Gemüther vorzugsweise beschäftigen. Aber da es nicht möglich sein dürfte, die vorstehenden Erörterungen zu widerlegen, und da Alle, mit denen wir diese Angelegenheit besprochen haben, nicht nur über die Schäden der jetzigen Einrichtung sondern im Großen und Ganzen auch über die Art, wie denselben abzuhelfen sei, einig waren, so läßt sich gewiß erwarten, daß gerade hier sich dem Landtage ein Feld darbieten würde, auf welchem sich alle Parteien zu gedeihlichem Wirken vereinigen könnten. W.

Die Muttergotteserscheinungen in Elsaßlothringen.

IV.

Indem wir die Betheiligung der Kirche an dem Spuke in's Auge fassen, verpflichten wir uns besonders zur vollständigen Objectivität, welche für unsere ganze Darstellung maßgebend war. Den hervorragenden Antheil, welchen schon äußerlich die Schulschwestern an der Wallfahrt nach der Gereuther Wiese nahmen, haben wir bereits geschildert. Die Schulschwester Luise Hamm von Neuholz, welcher die Kinder über die gehabten Erscheinungen Bericht erstatteten und welche nach ihrer eigenen Aussage: „oft, wohl ein und zwanzigmal" die Madonna sah, wurde die intellectuelle Urheberin des ganzen Treibens, während die Superiorin des Mutterhauses von St. Jean de Basell in Lothringen, dem die Luise Hamm angehörte, einem Bürger von Weiler ihre Ansicht mit den Worten mittheilte: „J'ai été indignée de voir ce qui se passait". — Im Ganzen trieben die Schulschwestern die Propaganda für die Erscheinungen vollständig offen und mit der beliebten Zähigkeit ihres Geschlechtes. Kaum hatte ein Kind die beliebten Visionen und Hallucinationen, oder gab vor sie zu haben, — flugs waren die Schulschwestern mit den andern Kindern in Prozession zur Stelle, so beispielsweise in den Orten um Gereuth, in St. Quirin, in Walbach. In Giesingen bei Bettweiler war wieder die Schulschwester des Ortes der Mittelpunkt des beginnenden Treibens; sie warf sich — (Mitte April 1873) — nahe der angeblichen Erscheinungsstätte inmitten der versammelten Menge auf den Boden und rief: „da ist die Mutter Gottes". Der Pfarrer von Gereuth, der „alles aufschrieb und nach Straßburg schickte" gab den bequemen Rath Gamaliels, erklärte sich aber „geneigt an die Aussagen des Volkes zu glauben". Der Cantonalpfarrer zu Weiler stellte Anfang August 1872 in der Christenlehre die Sache als „Unsinn" dar, aber schon strömten von allen Seiten des Landes und von jenseits der Grenze Geistliche herbei und bezeichneten das, was

Jener Unsinn genannt, als das wunderbarste Wunder „Zehn Missionäre hätten auf die Bevölkerung nicht besser einwirken können, als diese Erscheinungen es thaten," sagte ein gelehrter Priester, „Neubois wird der erste Wallfahrtsort der katholischen Kirche werden"*).

An einigen wenigen der anderen Erscheinungsorte erklärten sich Geistliche gegen die Sache; der tapferste scheint der Pfarrer von Mühlbach (im Münsterthale) gewesen zu sein, der gegen den Unfug, den Hoffert heraufbeschworen hatte, inmitten einer erregten Volksmenge auftrat und sich kaum vor Schlägen und Steinwürfen retten konnte; der Pfarrer von Neuweiler sprach sich energisch aus, als die Bettweiler Wallfahrten auf ein benachbartes Feld begannen; um Bettweiler bewahrte ein Theil der Geistlichen eine vorsichtige Zurückhaltung, einige sollen auch ihre Gemeindeglieder von den Wallfahrten abgemahnt haben, die Pfarrer von Reichshofen und Rimlingen bezeichnete die freilich sehr greifbaren Lügen der angeblichen Visionärinnen, trotzdem sie schon ziemlichen Anhang gefunden hatten, als absichtliche Täuschung. Im Ganzen und Großen aber verschwinden diese wohlthuenden Beispiele gegen die weit überwiegende Menge von entgegengesetzten Thatsachen; die Mehrzahl der Geistlichen brachte den Erscheinungen, selbst dem mit denselben meist verbundenen Unfug wohlwollende Neutralität entgegen, sie begünstigten die Zusammenläufe, ja wurden dem ganzen Getriebe leidenschaftliche und intrigante Fürsprecher und Förderer. Die Geistlichen der Umgegend von Gereuth thaten nichts um die unablässigen Wallfahrten ihrer Gemeindemitglieder nach Gereuth zu hindern oder auf ein erträgliches Maß zurückzuführen; viele führten sogar ihre Gemeindeglieder in Procession auf die Schalsmatt. Es ist notorisch, daß an vielen Orten in Elsaßlothringen über die Erscheinungen gepredigt wurde, in der Weise, daß der Gemeinde klar wurde, der Predigende glaube an dieselben und theile die dort erregten Hoffnungen. Gleichzeitig geschah aber alles Mögliche, um sich den Rücken zu decken; mit Ostentation wurde behauptet und verbreitet, die Geistlichen hielten sich von dem Treiben vollständig ferne, bis zu dem Zeitpunkte, da die „Kirche gesprochen" habe. Welche Lüge dies war, wird aus dem Folgenden hervorgehen.

Die Erscheinungen von La Broque begannen unter Ansammlungen von ungefähr 100 Menschen, die unter Anführung des Vikars sich an die rothen Eichstämme auf den Gemeindeweiden begeben hatten. In Walbach hatte zwar der Pfarrer von der Kanzel herab verkündet, daß er an dem Gebete nicht Theil nehmen dürfe und die Leute ermahnt, daß, wenn sie Nachts zum Beten gingen, sie keinen Unfug machen möchten; desto energischer arbeitete ein junger Abbé aus Colmar, der neben dem Epileptiker Hoffert die Hauptrolle

*) Bozener Broschüre, aus dem 5. Kap. der Genfer Broschüre: Le surnaturel etc.

in der Tragi-Komödie spielte. Stets war er anwesend, ging von einem der Trupps zum andern und machte sich zum Dollmetscher der Hallucinationen des kranken Hoffert. Als der Schwindel hier (Juli 1873) seinem Ende sich zuneigte, verschwand Hoffert plötzlich; es hieß, er sei mit einem Ligorianerpater nach Frankreich verzogen. In Leime, Kr. Altkirch, war es der Pfarrer, der zuerst die Erscheinung haben wollte, und seine Meßknaben darauf aufmerksam machte, unter Umständen, die uns veranlassen, diesen charakteristischen Vorgang auch unter einer folgenden Rubrik noch einmal zu berühren. In St. Quirin, Kr. Saarburg, Diöcese Nancy, hatte der Vikar Henriot von Niederhof die üblichen Visionen und die Pfarrer Jaquin in St. Quirin, Hennequin von Lörchingen und Jacques von Niederhof führten selbst die abergläubischen Schaaren an den Ort des Wunders. Ein gewiß jedem unverdächtiger Zeuge, ein Correspondent der „histor.-pol. Blätter" Jörgs, augenscheinlich ein Geistlicher, berichtet im Augusthefte 1873 über „Elsaßlothringen aus nächster Nähe". Er berührt den herrschenden Volksaberglauben und die über die angeblichen „Verfolgungen der Kirche" vorhandene Erregtheit und schreibt: „Es ist möglich, daß der Eifer der Geistlichkeit diese Stimmung benützte, die Unzufriedenheit zu nähren und zu weit gegangen, daß sie nicht immer glücklich in der Wahl der Mittel war, das so plötzlich hereingebrochene Uebel zu heilen. Die ungewöhnlichen Umstände mögen aber auch hierin manchen Mißgriff entschuldigen; es ist ja in jedem Stande menschlichen Leidenschaften Rechnung zu tragen. Zu den häufigen, mit einer gewissen Ostentation veranstalteten großen Wallfahrten kamen nun in überraschender Weise andere auffallende Erscheinungen".

Ein von dem Eifer der Geistlichen mit Vorliebe und Geschick angewandtes „Werkzeug des Satans", die Presse, that auch hier ihre Pflicht. Die Thätigkeit des „Volksfreundes" in Straßburg haben wir schon erwähnt. War das, was vorgefallen war, noch nicht drastisch genug, so halfen die Berichterstatter oder die Redacteure nach. Es wäre uns leicht, eine Reihe von Unwahrheiten in den Berichten nachzuweisen; sichtlich arbeiteten dieselben darauf hin, einen den Erscheinungen günstigen Spruch der Kirche zu erzielen. Dieser erschien zu lange nicht, dagegen die Rixheimer Broschüre, die ebenfalls einen Spruch der Kirche erzwingen, jedenfalls aber sorgen wollte, daß, ob dieser Spruch gethan werde oder nicht, der kirchlich-politische Zweck nicht verfehlt werde, den man unterdessen in die ganz zu rechter Zeit gekommenen Erscheinungen hineingetragen hatte. In der That hatte diese Broschüre, welche die „Erscheinungen der Mutter Gottes zu La Salette, Pontmain, Lourdes, Krüth" behandelt, die Wirkung dem ruhig fortflackernden Feuer von Gereuth ungemessene Nahrung zuzuführen und die Funken über das ganze Land zu zerstreuen. In demselben frömmelnd-süßlichen Tone, der

den mitgetheilten Anfang bezeichnet, geht es fort, und mühsam versteckt sich der wilde Haß gegen die deutsche Herrschaft; ohne Umhüllung läßt man die Madonna die baldige Befreiung, sei es in Worten, sei es in Symbolen, verkünden.

Was bei den Berichten von Krüth nicht gesagt werden konnte, war bei Poulmain und Lourdes nicht vergessen worden. Die Fahne des Elsasses, links vom Altare in Lourdes, „schmucklos und düster aus schwarzem Sammt, dieses Zeichen der Erniedrigung Frankreichs", die von allen elsässischen Soldaten dabei vergossenen Thränen, die Wildheit der Preußen, die Tapferkeit der französischen Armee werden geschickt in die richtige Beleuchtung gebracht. Der Bischof wird in Folgendem apostrophirt: „Wie auch später die Entscheidung der geistlichen Autorität über den Werth der Erscheinungen und die Wahrhaftigkeit der Zeugen ausfallen mag, so viel bleibt gewiß: Wir glauben, daß Maria, die Mutter Gottes erscheinen konnte; es würde uns herzlich freuen, von dem Oberhirten der Kirche die Versicherung hinzunehmen, daß sie erschienen ist. Die vielfachen Zeugnisse, die glaubwürdigen Zeugen, welche für die Erscheinung sprechen, genügen uns. Die letzte Entscheidung hierüber liegt nicht bei uns, sondern bei dem hochwürdigen Bischof von Straßburg. Sein Wort muß zuletzt gelten". Bischof Räß antwortete vorläufig, indem er (Januar 1873) die Broschüre desavouirte und erklärte, daß man den Spruch der Kirche über die Erscheinungen abzuwarten habe; die Broschüre that unterdessen nichtsdestoweniger ihre Schuldigkeit.

Mit besondrer Hingebung widmete sich der Sammlung der Berichte über die gesammten Erscheinungen der Pfarrer von Ebersmünster, ehemals Kaplan in Gereuth. An ihn wurden die Briefe über die Wundererscheinungen gerichtet, von ihm rührt wohl der Stoff der meisten Erzählungen sowohl in der Rixheimer als in der Genfer Broschüre*) her. Wir lassen diese Autorschaft dahingestellt, und erwähnen nur, daß diese letztere, in der bekannten Werkstätte der Jesuiten in Genf entstanden, zunächst auf Frankreich und die höhern Stände berechnet ist. In ihr kommt der Haß gegen Preußen und Deutschland zum rückhaltslosen Ausdrucke. Sie berichtet Vieles, was die Rixheimer Brochüre verschweigt, stellt noch unverhohlener die Niederlage der Preußen gegen die Franzosen im kommenden Glaubenskriege in Aussicht, und verkündet, daß die Vorkämpfer in dem Streit zwischen Staat und Kirche vor dem siegenden Papste sterben würden, das alles aber als sehr nahe bevorstehend, denn die Erscheinung zu Habsheim hatte „wie zu Pontmain" unter ihren Füßen den Spruch: „1874 ein Hirt und eine Heerde."**) Da

*) Die schon öfter citirte Broschüre: Le surnaturel au dix-neuvième siècle.

**) Mitgetheilt in der Bozener Broschüre p. 68.

es schade gewesen wäre, wenn man die katholische Bevölkerung Oesterreichs und Deutschlands von diesen tröstlichen Aussichten ununterrichtet gelassen hätte, so veranstaltete man im Glaubenslande Tyrol einen handlichen, wohlfeilen, populären Auszug, der eben in der 4. Auflage verkauft wird, „die Erscheinungen Mariens im Elsaß." — Was das sonstige oberhirtliche Eingreifen außer jenem nachträglichen Desaveu der Rixheimer Brochüre anlangt, so erwähnen wir, daß in Gereuth schon im September 1872 von einer Absicht des Bischofs die Rede war, gegen das dortige Treiben seine mahnende Stimme zu erheben; von der Ausführung dieser Absicht wurde nichts bekannt; im Januar 1873 wurde eine bischöfliche Commission niedergesetzt, die sich mit Abhörung der Zeugen beschäftigte; anfangs Juli wurde gerüchtweise mitgetheilt, daß der Bischof auf geschehene Anfrage die angeblichen Wundererscheinungen für unbeglaubigt erklärt habe.

In klarer, offener und öffentlicher Weise sprach sich die oberste Kirchenbehörde weder für noch gegen das Erscheinungswesen aus; daß die Zeit gemangelt habe, kann man nicht sagen; es waren fast 18 Monate zur Prüfung gegeben. Die Ansichten, welche im bischöflichen Palais über die Sache herrschten, glaubten viele Gutunterrichtete in dem Artikel der hist.-pol. Blätter, September 1873, zu erkennen, welchen wir als kirchlich-officiös bezeichneten und schon öfter citirten. Ist diese höchst wahrscheinliche Annahme die richtige, dann wird man sich über die Reserve, welche dem methodischen Wahnsinn entgegengesetzt wurde, nicht mehr wundern. Der Artikel im Septemberhefte ist ausdrücklich „zur Berichtigung" gegen die oben erwähnte Correspondenz des Augustheftes geschrieben, und stellt das Dilemma: „entweder ist die Hälfte der Bevölkerung des Elsasses und Lothringens verrückt, oder es hat der wahren, objectiven Erscheinungen eine Fülle gegeben seit einem Jahre... An der Thatsächlichkeit der letzteren kann ein Mensch, der prüft, der nicht von vorneherein solche Dinge für unmöglich erklärt, nicht zweifeln. Zweifel können nur entstehen, wenn man die andere Frage aufwirft: Welchem Reiche entstammen diese Geister? Welches ist das Agens, das diese Gestalten, diese physischen Wirkungen hervorbringt? Sind die Geister, die sich zeigen, die sprechen, die sichtbaren Glanz, manchmal allgemein fühlbaren Wohlgeruch verbreiten, die stets zum Gebet auffordern, sind sie von Gott? Oder sind sie jenem Reiche entstammt, aus welchem der Spiritismus, der Somnambulismus ihren nächtlichen Spuk, ihre übermenschlichen Wirkungen herholen, ...mischt sich da nicht Göttliches mit Menschlichem, Dämonisches mit Göttlichem in unentwirrbarer Verworrenheit?" Die guten Wirkungen, die Bekehrungen verböten die Sache auf Rechnung böser Dämonen zu schreiben, „daß aber auch diese ihre unsauberen Hände einigemale im Spiel haben dürften, kann man annehmen, und dadurch allzu seltsame Gestalten und Vorkommnisse, zu

ſcharf markirte politiſche Bilder erklären". Wir kennen dieſe Dämonen und es iſt uns, als ſeien wir ihnen ſchon am hellen Tage auch auf jenem Gang nach Krüth begegnet.

Glaubt man den Aeußernngen von jener Seite, ſo wurde aus Anlaß der Erſcheinungen nur gebetet, gebeichtet, dann gingen die Pilger „nach Hauſe ſtille, aber voll heiligen Glaubens und feſten Vertrauens auf den Schutz Mariä. Das war Alles." Leider war das nicht „Alles", auch bei dem nur paſſiv betheiligten Volke nicht, von Agitatoren und Betrügern ganz zu geſchweigen. Wohl ſuchte auch — das leugnen wir nicht — die Frömmigkeit die Pfade zu den Erſcheinungsſtellen, meiſt war es höchſt weltliche Neugierde, krankhafte abergläubiſche Wunderſucht, und als man — kindiſch genug — annahm, die Erſcheinungen ſeien „den Preußen" unangenehm, der Wunſch eine politiſche Demonſtration zu machen. Zwei Tugenden des chriſt.-kath. Katechismus vor allem kamen bei dem ganzen Treiben ſchlecht weg — der Gehorſam gegen die Obrigkeit und die Wahrhaftigkeit. Von der Keuſchheit wollen wir hier nicht reden. Die nächtlichen Conventikel im Walde waren in kurzen Wochen auch nach dieſer delikaten Seite hin ein Skandal geworden und von Förſtern, Polizeibeamten und unbefangenen Zuſchauern wurde von merkwürdigen Geſichten berichtet, aber laſſen wir das, um uns an das Unzweifelhafte zu halten, das bei hellem Tage vor ſich ging. Eine kurze Ueberlegung mußte die Leute dahin bringen, daß, da es der Mutter Gottes unzweifelhaft zuſtehen muß, überall zu erſcheinen wo ſie will, auch in den Kirchen, es ihr unmöglich daran liegen könne, die Leute zu veranlaſſen durch Betreten verbotener Stellen, durch Abhaltung geſetzlich verbotener Verſammlungen ein Gebot der Kirche und des ebenfalls im Himmelsſaale befindlichen Apoſtels Paulus zu verletzen, der ſagt: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat." —

Eine Verfügung des Kreisdirectors von Schlettſtadt hatte (September 1872) das Betreten des Waldes zum Zweck von Wallfahrten unterſagt: von allen Seiten ſtrömten die Pilger herzu, die Plakate werden abgeriſſen, die Holztafeln umgeworfen, eine Verordnung des Bezirkspräſidenten erſcheint und Pfarrer müſſen mit Gewalt von Gendarmen entfernt werden, Geiſtliche fordern am Bahnhof von Schlettſtadt einen Mann auf, morgen (d. 3. Mai) nach Gereuth zu gehen, es ſei kein Militär mehr dort und das Hingehen gefahrlos. Die Pilger treiben, bis man ihnen kategoriſchen Ernſt zeigte, ihren Spaß mit den Vertretern des Geſetzes. Sehen ſie den Polizeikommiſſär und die Gendarmen auf der einen Seite des hügeligen und waldigen Terrains, ſo laufen ſie auf die andere Seite, kommen jene dorthin, ſo verſchwinden ſie von hier. Als in Walbach (22. April 1873) die Menge bei Sonnenuntergang, laut dem Geſetze, das Volksverſammlungen zwiſchen Untergang und

Aufgang der Sonne verbietet, aufgefordert wurde auseinander zu gehen, widersetzten sich die frommen Pilgrime und als sie sich verzogen, ertönte neben lautem Schimpfreden auf „die Preußen," der marianische Chor: „ein freies Leben führen wir." Das Wort: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" fand oft die bekannte, dem biblischen Sinne so sehr widersprechende Auslegung. Nur mit Anwendung ganz energischer Mittel, Einquartirung, militärischer Besetzung der fraglichen Punkte, konnte die Erfüllung des Gesetzes erwirkt werden. In Püttlingen, Riedselz werden die Gendarmen mit Steinwürfen und Schimpfreden empfangen, in Giesingen wird ein lediglich zur Beobachtung aufgestellter Gendarm auf das raffinirteste verhöhnt; eine von einem Officier geführte Patrouille stößt (April 1873) — es waren ca. 2000 Menschen versammelt — in der Dunkelheit auf hartnäckigen Widerstand, so daß der Führer des Commandos Verstärkungen herbeiholen und laden lassen mußte; in Wingen (bei Wimmerau) entgeht der Unterofficier Weymann des braunschweigischen Wachkommando's nur durch seine Geistesgegenwart und — jene hier segensreiche „berechtigte Eigenthümlichkeit" der Braunschweigischen Truppe — die dicken Uniformschnüre, dem Tode. Zwei Kerle stürzen (1. Mai 1873) auf den Harmlosen und indeß ihn der eine an der Kehle hält, bringt ihm der andere vier Wunden am Arme und in der Brust bei.

Um nach der Tragödie das Satyrspiel nicht fehlen zu lassen, erzählen wir noch einige interessante Einzelnheiten, welche in diese Abtheilung gehören. Am 21. Juli 1873, als das Betreten der Felder um St. Quirin allen dort nicht Beschäftigten verboten war, maskirten sich drei Damen aus Nancy als Bäuerinnen, nahmen Hacken mit sich, und erwarteten so, in frommem Betruge begriffen, die Erscheinung der Madonna auf dem Kartoffelfelde. Der Pfarrer von Hesse sagte mit großer Entrüstung auch amtlich aus, er sei auf dem gewöhnlichen Wege von L'Hoz heimkehrend von den Gendarmen angehalten worden; es stellte sich heraus, daß er überhaupt gar keinen gangbaren Weg gesucht, sondern fünfundzwanzig seiner Schaafe durch Gras und Niederholz an die abseits der Schneuse stehende Wunderbuche geführt, also gelogen hatte. — Das ist beiweitem nicht „Alles"; das sind nur aus der den Erscheinungen parallel laufenden Reihe wüster Gesetzlosigkeit, Sinnesverkehrtheit und Unwahrhaftigkeit herausgegriffene Beispiele.

Dr. Aug. Schricker.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Die Betseuche. Vom Eriesee. — Eine der sonderbarsten Erscheinungen des religiösen Fanatismus, oder sagen wir besser, des religiösen Wahnsinns in diesem aus Extremen zusammengesetzten und an Extremen so überreichen Lande ist die seit Monden herrschende Betseuche. Angeregt von einem Quacksalber aus Boston, Mss., Namens Dr. Dic Lewis, der in Humbug aller Art „macht", haben sich fast allüberall, hauptsächlich aber in unseren Mittelstaaten, Frauenorganisationen gebildet, die es sich zur Aufgabe gemacht, den Handel mit alkoholischen Getränken (also Wein, Bier und Schnapps) auszubeten, d. h. durch die Macht des Gebetes sollten die Wein-, Bier- und Schnappswirthe bestimmt werden, ihr „sündhaftes" Gewerbe aufzugeben. Es sind zu diesem Zwecke förmliche Kreuzzüge unternommen worden und kaum zeigte es sich, daß die Weiber es ernst mit ihrer gotteslästerlichen Narrheit meinten, da kamen auch die Pfäfflein herbei und fachten und schürten den religiösen Fanatismus an. Der Kreuzzug beginnt gewöhnlich um 5 Uhr Morgens mit drei- oder vierstündigem Gebet und Kasteiungen in den verschiedenen Kirchen der Ortschaft, dann beginnt der Ausmarsch zur Attacke der Wirthschaften. Die Weiber theilen sich in Trupps oder „Fähnlein" von 12 bis 25, die jedes eine Führerin haben. Die Führerin ist mit einer ungeheuer dicken Bibel bewaffnet, ihre Schaar dagegen von verschiedentlichem Alter und Charakter mit Gesangbüchern. Jeder Trupp hat eine bestimmte Wirthschaft auszubeten. Er kommt vor derselben an und begehrt friedlich Einlaß. Wird derselbe gewährt, dann begiebt sich die Betbande in das Innere der Wirthschaft und die Führerin liest dem Wirth einen Bibeltext vor, während die Schaar mit fromm-coquettischer Miene ein leises Gebet herplärrt. Darauf wird dem Wirth ein schriftliches Gelübde (pledge) vorgelegt, wodurch er sich verpflichtet, auf der Stelle seine Getränke im Rinnstein auslaufen zu lassen, nie wieder selbst einen Tropfen alcoholischer Getränke zu trinken, noch zu kaufen, noch zu verkaufen, zu fabriciren, oder in Commission damit zu handeln. Unterschreibt der Wirth dieses Gelübde, dann zieht die Bande wieder nach der Kirche, betet wieder und läßt zu Ehren des „Sieges" alle Kirchenglocken der Ortschaft läuten. Unterschreibt der Wirth nicht, dann fällt die ganze Bande in der Wirthschaft auf die Kniee und die Beterei für die sündige Seele des Wirthes geht los. Diese Beterei dauert bis spät in die Nacht ununterbrochen, und hat auch dann noch der Himmel kein Erbarmen mit der sündhaften Seele des Wirthes, dann wird ihm die Offerte des Ausverkaufs gemacht. Zieht auch dieses Anerbieten nicht, dann wird am nächsten Tage und allen folgenden Tagen

die Beterei fortgesetzt, bis entweder das Geschäft aus Mangel an Kundschaft ruinirt oder der Wirth von der wahnsinnigen Plärrerei so zur Verzweiflung getrieben ist, daß er freiwillig seine Bude schließt. Erhält die Betbande keinen Zutritt in die Wirthschaft, dann beginnt die Gebetbelagerung auf dem Trottoir vor derselben, und werden sie auch von dort vertrieben, auf der Fahrstraße, gleichviel ob dieselbe gepflastert, kothig oder mit Schnee bedeckt ist. In manchen Ortschaften im Staate Ohio, wo die Betseuche am üppigsten grassirte, in denen Straßenpflaster ein nie gekannter Luxus ist, haben die falschgelockten, chignonirten und ausgestopften Weibsbilder sich in den fußtiefen Straßenkoth hingekniet und von dort aus Stunden lang den Wirth, der mit gespreizten Beinen sich diese lächerliche Scene ansah, auszubeten versucht. Durch die Erfahrung gewitzigt, haben die Betweiber dann auf ihren Kreuzzügen Zelte, Teppiche und Provisionen mitgenommen und sich förmlich auf der Straße auf tagelange Belagerung eingerichtet. Und wo die Hartnäckigkeit des Wirthes gar nicht zu überwinden war, da haben sie Wachtposten aufgestellt, die jeden aufzeichnen mußten, der die Wirthschaft betrat. Die Namen der Aufgezeichneten werden von allen Kanzeln verfehmt und jeder sociale und geschäftliche Verkehr mit den so Geächteten abgebrochen.

Der europäische Leser möge ja nicht glauben, daß wir ihm mit diesen fast unglaublich klingenden Betgeschichten einen Bären aufbinden wollen; im Gegentheil, unsere Darstellung ist nur ein schwaches und mattes Bild von dem, was in Wirklichkeit passirt ist und noch täglich passirt. Und der Leser möge dabei das im Auge behalten, daß bei Gott und in Amerika alles möglich ist. Aber, dürfte man wieder einwenden, haben denn die Wirthe sich diesen sie ruinirenden Unfug gefallen lassen? Giebt es keine Gesetze und Behörden im Lande, welche die Bürger in der Ausübung ihres rechtmäßigen Gewerbes vor Störenfrieden und Friedensbrechern schützen? — In Beantwortung der ersten Frage sei gesagt, daß die Wirthe und besonders die deutschen anfangs alles mögliche aufboten, sich der Attacke der Kreuzzüglerinnen zu erwehren. Sie setzten ihre Wirthschaften unter Wasser, sie streuten rothen Pfeffer auf den Ofen, sie engagirten Musikbanden, welche „gottlose" Musik zu der Frauen-Plärrerei machen sollten, aber es half nichts. Die Betschwestern hielten trotz alledem Stand oder, wenn sie ausrücken mußten, demolirten ihre männlichen Zuhalter das Wirthschaftslocal; denn die Beleidigung einer „Lady" ist in diesem Lande mit das größte Verbrechen, das sich Jemand zu Schulden kommen lassen kann, und die organisirte Zerstörung wurde dann als Nothwehr für die durch die oben erwähnten Profanitäten beleidigten „Ladies" angesehen. Da dachten die Wirthe, es sei besser, sie ließen sich auskaufen und als reuige Sünder für Doll. 25 den Abend für eine Temperenzrealisation engagiren, wie es ein deutscher Wirth Namens Van Pelt

im Dörfchen New Vienna, Ohio, gethan, oder, wenn es nicht anders ging, ſelbſt ausbeten. — Fuhren die Wirthe mit ihrer Selbſthülfe ſo ſchlecht ab, ſo ſtand es noch ſchlimmer mit der Anrufung der Geſetzesbehörden. Man muß nämlich wiſſen, daß das Weib in dieſem mit republikaniſcher Gleichheit regierten Lande über dem Geſetze ſteht. Es könnte in den Vereinigten Staaten keine Jury und kein Gerichtshof gefunden werden, die eine „Lady" — und das anrüchigſte und gemeinſte Frauenzimmer läuft unter dieſem Namen — einem Manne gegenüber verurtheilen würde, und wäre ihr Unrecht ſo klar, wie das Sonnenlicht. Die Wirthe bezahlen von ihrem Handel mit alkoholiſchen Getränken Bundes-, Staats- und Lokalſteuern. Aber alle Klagen der Wirthe gegen die betenden Weibsbilder, welche ihr Geſchäft ruinirten, und welche an manchen Orten auch zu Ruheſtörungen führten, blieben fruchtlos. Ja, die Polizei wurde angewieſen, die Betbanden auf ihren Kreuzzügen vor den Verhöhnungen des Publikums zu beſchützen. Aber die Weiber erlangten mit der Zeit eine ſolche Macht, daß ſie die Gemeindevertretungen zwangen, die rigoroſeſten Prohibitionsgeſetze gegen Ankauf geiſtiger Getränke zu erlaſſen. Ob die Bundeseinkünfte dadurch beträchtlich litten und das zu einer Zeit, wo wir am Abgrund des nationalen Bankerotts ſtehen, was kümmerte es dieſe Fanatiker? Die Bundesſteuer auf gegohrene und deſtillirte Getränke macht vier Fünftel ſämmtlicher Binnenſteuern (nahezu an 47 Millionen Doll. jährlich) aus und dieſe erlitten durch die wahnſinnige Bewegung im einzigen Monat Februar eine Einbuße von 2 Millionen. Doch hat der Weiberkreuzzug nur in kleineren Ortſchaften Erfolg gehabt; der Verſuch, dieſe Epidemie auch in größere Städte einzuführen, ſchlug gründlich fehl. In Chicago wurden die Betſchweſtern durch die Aufdeckung der amerikaniſchen Schande, der Abortion, von den Straßen vertrieben und in Cleveland, O., entſtand ein Straßentumult, der den Mayor veranlaßte, den Betunfug zu verbieten. Gegenwärtig befindet ſich die Betſeuche am Ausſterben und zwar durch das Ergebniß der Gemeindewahlen, die am Oſtermontag ſtattgehabt. In den wüthendſten Temperenzneſtern wurden die Anti-Temperenzcandidaten für die Stadt- und Gemeindebeamten erwählt, — ein Beweis, daß die Männer durch das Beten ihrer Weiber, Mütter und Töchter durſtig geworden und daß ſie durch das geheime Stimmrecht einen Unfug beſeitigen wollten, den offen zu brandmarken ſie nicht den Muth haben. Doch dieſe moraliſche Feigheit iſt auch echt amerikaniſch.

Briefe eines Deutſchpariſers. Paris, 3. Mai. — Mit Spannung ſieht man hier dem Wiederzuſammentritt der Verſailler Volksbeglücker entgegen. Was ſoll geſchehen? wer wird ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehen? wird endlich der Patriotismus über die Parteileidenſchaft den Sieg davontragen?

Frankreichs Generalissimus lebt mittlerweile herrlich und in Freuden, durchaus seinem Range gemäß, nimmt Besuche an in seinem Elyséeschloß, giebt Festessen, Soiréen, nicht anders als sei er ein Fürst von Gottes Gnaden. Hier eine Frage! Werden die Vertreter des Monarchismus auf seine warnende Stimme hören, einträchtig zur Begründung des Septennats vorgehen? Antwort: Höchst wahrscheinlich; denn sonst würde es heißen: Republik oder Kammerauflösung! Und so werden vermuthlich die Franzosen noch durch sieben Jahre pro patria auf Druckpapier sich katzbalgen und einander ihre übertriebene Vaterlandsliebe vorwerfen können. Solche Aussichten sind allerdings rosig und sehr geeignet, das Land bezüglich des Emporblühens von Handel und Industrie mit neuer Hoffnung zu erfüllen.

Mißtrauisch schauen die Vertreter des Republikanismus auf ein unlängst in der „Amtszeitung" erschienenes Dekret mit Fingerzeigen für die Mitglieder des Ordens der Ehrenlegion. Das Schriftstück begreift ein Verzeichniß der Disciplinarstrafen, die das Ordensmitglied treffen können. Diese Strafen sind: 1) die Rüge; 2) die gänzliche oder einstweilige Aufhebung der mit der Mitgliedschaft verknüpften Rechte, Vorrechte und Gehälter; 3) die Ausschließung aus der Legion. Der Großkanzler des Ordens ertheilt die Rüge. Das Aufheben und Ausschließen besorgt auf den Bericht des Großkanzlers der Präsident der Republik. Daß das Beginnen eines Ordensmitgliedes, das mit seinem Titel Wucher treibt und sich z. B. dazu versteht, zu einem zweideutigen Geschäftsunternehmen als Kirrmittel dem Publikum gegenüber seinen Namen mit sammt dem Zeichen des Ehrenkreuzes herzugeben, Strafen wie die dekretirten nach sich ziehen darf, damit ist wohl Jedermann einverstanden. Wenn aber das Dekret eine Warnung oder Drohung mit Bezug auf Staatsdiener involviren soll, die ihrer Ordensliebe ihre politische Meinung nicht opfern mögen, so ginge das doch wohl, um mit Uhland zu reden, übers Bohnenlied. Leider scheinen die in der Beziehung gehegten Befürchtungen nicht unbegründet zu sein.

Mit den Spitzfindigkeiten der Gewalthaber, in deren Händen die Geschicke Frankreichs ruhen, ist nunmehr auch der hiesige Schriftstellerverein bekannt geworden. Der Minister des Innern und der Unterrichtsminister hatten bisher regelmäßig der Vereinskasse, aus der unbemittelte Skribenten unterstützt werden, einen Jahresbeitrag zufließen lassen, ohne sich weiter um die Verwendung der Gelder zu bekümmern. Das ist heuer nicht mehr so. „Zahlen wollen wir wohl", meinen die Herren; „dafür müßt Ihr uns aber auch diejenigen namhaft machen, welche aus Eurer Kasse eine Unterstützung beziehen". Mit andern Worten: „Sind auch alle diejenigen, denen Ihr mit Eurem Gelde helfet, dessen vom politischen Standpunkte würdig? Zählen auch Radikale, d. i. Republikaner, zu der Schaar? Solche verdienen doch

nicht, daß man ſich ihrer annimmt". Natürlich nimmt der Schriftſtellerverein Anſtand, dem Anſinnen zu willfahren. Sind die Vorſteher des Vereins Ehrenmänner, ſo beſcheiden ſie die Herren Miniſter: „Wir danken für Ihr Vertrauen. Ihr Geld, meine Herren, begehren wir nicht".

Inzwiſchen ſind neue intereſſante Perſönlichkeiten zu der heilſamen Erkenntniß gelangt, nur die republikaniſche Regierungsform könne Frankreichs völlige Geneſung bewirken. Herr de Broglie freilich zählt zu dieſen intereſſanten Perſönlichkeiten nicht, und der Biedermann, der zu Marſeille als Präfekt ſo verwegen den gottloſen Republikanern die Spitze geboten, iſt in ſeinen Augen mindeſtens ein zweiter Bayard; aber leſen Sie, was der hartgeſottene Papſtkämpe Louis Veuillot im „Univers" bezugs der Frage ſchreibt, und geſtehen Sie, daß trotz alledem die Republik Boden gewinnt. „Mit der Monarchie iſt es aus", ſchreibt der Verfaſſer der „Odeurs", „die Könige haben ſie getödtet. Frankreich hat ein neues Leben angetreten; es iſt entſchieden republikaniſch. Fortan drum keine Zweideutigkeiten mehr! Die beſte der Republiken iſt die Republik". Ich glaube nicht, daß Mac Mahon's oberſter Berather ſich von Veuillot belehren läßt; wiſſen möchte ich aber, was der edle Graf v. Chambord zu dem Angeführten meint. Jedenfalls kann dieſer unglückliche Thronprätendent, der mit ſeinen ewigen fruchtloſen Kreuz- und Querfahrten ſchier an Sue's Ahasverus erinnert, während ſeines Verſailler Aufenthaltes die Ueberzeugung erlangen, daß der Redakteur des Ultramontanenblattes die Wahrheit ſagt.

Angeſichts der frommen Sterblichen, die wir juſt namhaft machten, darf ein muſternder Blick auf den heiligen Antonius des Herrn Flaubert geſtattet ſein. „Hoſianna!" ruft Chauvin, der gebildete natürlich; „der Germane Goethe iſt verdunkelt. Sein Fauſt tritt vor dem Antonius unſeres Flaubert in den Hintergrund. Das Werk iſt ein Meiſterwerk, unſterblich, unvergänglich!" — Indeß die Gallerie Beifall klatſcht, folgen wir dem h. Anton auf den Berggipfel in Thebais, wo er aus Lehm und Schilf ſich eine Hütte gebaut hat. Der Heilige iſt übelgelaunt, denn er findet ſein Loos nicht beneidenswerth. Da regen ſich in ihm die böſen Lüſte. Verlockende Stimmen werden um ihn laut: „Sprich, was begehrſt Du?" Der Verſucher mit den ſieben Todſünden erſcheint. Und, eine lange, gewaltige Bilderkette, ziehen vor des Heiligen trunkenem Auge alle Herrlichkeiten der Welt vorüber. Antonius geht im Kaiſerpurpur einher, bankettirt, ſchwelgt in unbekannten Genüſſen. Aber er ermannt ſich, und als ihn die ſchönſte der Königinnen mit ihren Reizen zu umgarnen ſucht, bringt er durch einen Bannſpruch den Spuk zum Weichen. Da findet ſich der Verſucher in anderer Geſtalt, als Hilarion, der Jünger, dem Antonius das Wort Gottes gelehrt, bei ihm ein, ſtellt dem Heiligen verfängliche Fragen, nährt die in

ihm emporlodernde Flamme des Zweifels. Und vorüber bewegen sich die Häresiarchen, die Sekten der Nikolaiten, der Carpokratianer, der Tatianier. Simon von Athen, Apollonius von Thyana verrichten im Auftrage des Bösen vor den Blicken des Zweifelnden Wunder. Und in greifbaren Bildern erschaut derselbe der Reihe nach alle Götter des Alterthums. Siehe, da steigt in strahlender Pracht der Olymp vor ihm auf. Wie schön, wie herrlich! ruft Antonius. Und Hilarion belehrt ihn, wie alle die Gottwesen auch jetzt noch leben und herrschen, wie das Christenthum, die Dreieinigkeit, die Taufe, die Erlösung bei ihnen anzutreffen, wie Proserpina die h. Jungfrau, Aristäus Jesus sei, u. s. w. Bestürzt schlägt der Heilige die Augen nieder. Aber er sagt aus dem Gedächtniß das Jerusalemer Glaubensbekenntniß her. Und als er geendet, wächst das in der Nähe stehende Kreuz bis in die Wolken empor, verdüstert Schatten werfend den Olymp und treibt alles Göttervolk in die Flucht. Nun fährt der Teufel mit dem h. Anton durch den Aether und zeigt ihm die Welten des Universums. Doch der Gläubige offenbart in einem Worte sein Gottvertrauen, und der Versucher hebt sich weg von ihm. Zu guter Letzt besuchen ihn die Wollust und der Selbstmord. Indessen Antonius unterliegt nicht, läßt sich auch vom Anblick des alles Wesen bedingenden ewigen Stoffwechsels nicht berücken, sinkt aber nach all' den Strapazen erschöpft nieder. Als er die Augen wieder aufschlägt, wird es Tag. Am Himmel theilet sich das goldig angehauchte Gewölk, und in der Sonnenscheibe erscheint das leuchtende Antlitz des Nazareners. Antonius bekreuziget sich, betet, und — das ist der Beschluß. Gern geben wir zu: es sind prächtige Schilderungen in dem Buche enthalten, in der Beschreibung ist Flaubert Meister, der Autor hat zur Herstellung des Werkes einen wahren Bienenfleiß zur Geltung bringen müssen, auch vom psychologischen Standpunkte verdient Manches Anerkennung; aber überhaupt erscheint uns der Autor doch als ein etwas wunderlicher Heiliger, dem das Christusbild in der Sonnenscheibe finaliter nur Ehre machen kann.

Wird der Schriftgelehrte Flaubert von Chauvin fast in den Himmel erhoben, so möchte man auf Grund eines geheiligten Chauvinismus den Landesabgeordneten Piccon stracks zur Hölle verdammen. Du lieber Gott, der Mann ist ein geborner Italiener, nebst vielen Tausenden anderer Italiener der französischen Uneigennützigkeit zum Opfer gefallen, das sollten die Schreier bedenken. Daß mit der Zeit Männer wider die Annexion auftreten würden, konnte man doch voraussetzen; das sind die Consequenzen einer jeden Annexion. Zum Allerwenigsten müßte man Nachsicht angezeigt finden. Aber nein! Der Elsässer Teutsch hat sich durch sein unanständiges Betragen Deutschland gegenüber um das französische Vaterland verdient gemacht; der Nizzaer Piccon, der in höchst anständiger Weise gegen Freunde sein nationales Hof-

ſen äußert, iſt ein Landesverräther und gehört an den Galgen. Bei Broglie, es geht Nichts über die neugalliſche Logik! —

Recht rührend iſt der Eifer, womit von Patrioten für das Wohl der elſäſſiſchen „Brüder" geſtritten wird, welche ſeiner Zeit erklärt haben Franzoſen bleiben zu wollen und nunmehr in Elend und Noth ſich befinden. Ach, groß war die Opferfreudigkeit im Anfang: goldene Berge wurden den Elſäſſer Getreuen verſprochen; aber wie bald war das Feuer verraucht, und nun ſtecken die armen Teufel, die ſich von den Lockrufen der vorlauten Verheißer kirren ließen, bis an den Hals im Jammerſumpf. Ihnen zu Gute kommen ſoll das Erträgniß der Kunſtausſtellung, die am vorletzten Donnerſtag im Palais Bourbon eröffnet worden, und welcher Menſchenfreund ſollte nicht wünſchen, das Erträgniß möge ein recht bedeutendes ſein! Der Duc d'Aumale, Herr v. Rothſchild und andere Patrioten ejusdem farinae haben ihre Gemälde-, Bronzebilder- und Waffenſammlungen zu dem Unternehmen hergeliehen, item für eine anſtändige Vertretung des Kunſthandwerks geſorgt und ein Beſuch der Ausſtellung lohnt wahrlich der Mühe. Da iſt unter Anderem eine Reihe hiſtoriſcher Porträts von Meiſterhand, wie man ſie intereſſanter ſelten beiſammenfindet. In den Prunkgemächern, die einſt als Präſident des geſetzgebenden Körpers der Graf von Morny bewohnte, liegt überdieß Stoff zu pikanten Betrachtungen und Vergleichen.

Zu Betrachtungen eigenthümlicher Art giebt der Fall Anlaß, der mit dem vermeintlichen Untergange des Packetbootes „Amérique" in der Tagespreſſe verzeichnet ward. Eben hat der Capitän des Dampfers einen ausführlichen Bericht über die Kataſtrophe an die Zeitungen verſendet, da trifft aus Plymouth die Nachricht ein, das Schiff ſei geborgen. Zum Glück war Mr. Rouſſan nicht vollblütig, ſonſt hätte ihn möglicherweiſe beim Vernehmen der Nachricht der Schlag gerührt. Als Philanthrop hat der Mann ſeine Schuldigkeit gethan; auch als Capitän? Das iſt eine Frage, die ihre Erledigung bald vor Gericht finden dürfte. Der Fall mit ſeinen Umſtänden iſt ein bedeutungsvoller Commentar zu dem Untergange der „Ville-du-Havre" und der „Europe". Wäre die „Amérique" nicht geborgen worden, ſo hätten den Capitän Rouſſan ſicherlich die Havreſer Richter von aller Schuld freigeſprochen, ſo gut wie das ihrerſeits bezüglich des Kapitäns Surmont, von der „Ville-du-Havre", geſchehen. Aber das Schiff ward binnengebracht, und an dem Zuſtande des Schiffes iſt das Stichhaltige der Ausſagen des Herrn Rouſſan leicht zu bemeſſen. Vor der Hand koſtet der Leichtſinn oder die Unbeſonnenheit des Schiffscapitäns der transatlantiſchen Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft ſchwere Geldopfer; aber was ſind dieſe gegen die Einbuße an Anſehen und Zutrauen ſeitens des reiſenden und exportirenden Publikums! Für Frankreich überhaupt iſt das Begebniß moraliſch ein harter

Schlag. Wer dabei vor Allem gewinnen wird, ist unschwer zu errathen. Die fremden Packetboote, welche bei Havre anlegen und Passagiere an Bord nehmen, kommen von Hamburg.

Deutsche in Bedrängniß. Aus Südtirol. — Unsere Brüder im fernen Osten, die Sachsen in Siebenbürgen finden im schweren Kampf um ihr nationales Dasein Trost und Stärkung durch das Bewußtsein, daß man ihrer im großen deutschen Reiche mit herzlicher Theilnahme gedenkt; sie verhoffen von daher eine friedliche Einwirkung zu Gunsten ihrer Sache auch auf die Regierungen und Volksvertretungen des Donaureiches ausgehen zu sehen. Nun haben sie Leidensgefährten erhalten auch an uns Deutschen, die wir als einsame Posten die nationale Hochwacht auf den Alpen halten hier im wälschen Südtirol, das sich wieder einmal vom deutschen Hauptlande losreißen möchte, nicht allein um eine Scheinselbständigkeit zu führen, welche im Grunde doch nichts anderes sein soll als ein Uebergang zur Einverleibung in das einige Italien, das soviel gierigen Hunger hat und sowenig Kraft zu verdauen, sondern vor allem damit sie auch uns vorgeschobene deutsche Ansiedler wie Gefangene mit sich hinwegführen zu fremder Sprache und fremden Sitten. Sollt' es nicht auch uns gelingen, Antheil an unserem Daseinskriege zu erwecken bei den Volksgenossen im Reiche, die ja oft und gern herüberkommen in unsere Thäler, um den Hauch des Südens zu genießen, der so freundlich um die frischen Wangen unserer Berge weht? Und gewiß, wir sind ihnen schon manchen Dank schuldig, der Presse wie der stillen Thätigkeit der Vereine; gerade Leipzig, die Heimat auch dieser Blätter, an die wir uns heute rufend wenden, steht unter allen Städten, die zur Unterstützung deutscher Schulen in Wälschtirol und an der Sprachgrenze beigetragen, durch Eifer und Gaben obenan. Noch aber gilt es die Stimme nicht sinken zu lassen, damit die nationale Mahnung aus dem deutschen Norden wirksam ans Ohr der Herren an der Donau schlage, von deren Beschlüssen zuletzt doch all' unser Heil abhängt.

Diese Zeilen kommen zu Ihnen aus dem wälschen Nonsberg (Val di Non), das, wo es in's Etschthal an der Brennerbahn wenige Stunden nördlich von Trient mündet, in den Namen der Nachbarorte Mezzotedesco und Mezzolombardo noch heut eine Erinnerung an die früher weit südlicher reichende Sprachgrenze bewahrt. Das ist nun freilich nicht mehr so, aber diese Zeilen eines im Nonsberg Heimischen mögen Zeugniß ablegen, daß doch nicht, wie Sie selbst im trefflichen Bädeker lesen können, Sprache und Charakter der Einwohner des Val di Non ganz italienisch sind. Zum Nonsberg gehören vielmehr auch 4 deutsche Gemeinden; Proveis, Laurein, Unsere liebe Frau im Wald (Senale) und St. Felix. Sie liegen in den Querthälern, die

sich von Norden gegen das Hauptthal öffnen und bilden von Westen nach Osten eine Linie. Wer von Meran nach Cles herübersteigt, genießt bei „Unserer Frau im Walde" den schönsten Doppelblick auf Etsch- und Nocethal. Die südlichen Nachbaren der 4 Orte sind Wälsche. Herr Prato und Consorten behaupten in dem oberflächlichen, aber langen Memoriale, das sie auf Wälsch den Gemeinden zugeschickt haben, daß sie sammt den anderen Deutschen in Wälschtirol ihre Sprache schon verlernt hätten und mit den Sonderbestrebungen der Trentiner ganz einverstanden wären. Wie zum Schimpfe wird hinzugefügt, diese Gemeinden wären durch Knappen dort angepflanzt worden, unsere Orte werden mit Verachtung als quatro canopi bezeichnet, was wir so oft hören müssen, man spricht uns zugleich unsere heutige Existenz und unsere Geschichte ab. Und doch haben wir eine reiche Geschichte, aber freilich nur eine Geschichte von Kämpfen, in denen diese Gemeinden schon seit Jahrhunderten ihre deutsche Sprache und ihr Eigenthum gegen wälsche Uebergriffe und Gewaltakte vertheidigen mußten. Die ältesten Daten, die ich über diese Gemeinden habe auffinden können, reichen bis ins 13. oder 14. Jahrhundert zurück. Das Gemeindearchiv von Proveis z. B. enthält fast nur Proceßakten, aus welchen man ersieht, daß diese Gemeinde schon 400 Jahre ohne Unterbrechung Processe mit den wälschen Nachbarn zur Vertheidigung ihrer Weiden und Berge zu führen gezwungen war. Heißt das nicht sein Dasein verdienen? Deßhalb sind die Gemeinden auch arm und erhalten sich nur nothdürftig.

Auch in sprachlicher Beziehung erging es von jeher nicht besser. Es war immer auf unsere Verwälschung abgesehen. Den ersten deutschen Seelsorger erhielt Proveis erst 1824, nicht viel besser hatten sie es zu Laurein. In allen 4 Gemeinden war die Amtssprache italienisch, so daß ich in den Archiven nur wälsche Schriftstücke finde, erst in neuester Zeit wußten wir uns mit großer Anstrengung unter Minister Giskra die deutsche Amtssprache zu erkämpfen. Auch die früher ganz i. e. $^2/_3$ wälsche Schule mußte nun der ausschließlich deutschen weichen. Die Schulen der 4 Orte erhielten 1872 vom Innsbrucker Hülfscomité zusammen 134 fl. 34 Kr. Unterstützung. Politisch gehörten und gehören die Gemeinden noch zu Trient, zum Bezirk Cles. Im Kampfe um die Erhaltung unserer Sprache und um den Aufschwung unserer Gemeinden überhaupt steht uns der Bezirkshauptmann v. Negri in Cles, aus einer alten Trienter Patricierfamilie, treu zur Seite und fördert unsere Sache wo er kann. Natürlich ist auch er ein Feind der Zerreißung Tirols. Die Stadt Trient forderte ihn durch eine Deputation auf, sich zum Reichsrath abordnen zu lassen; er aber antwortete, wenn die Stadt die Trennung wolle, so habe sie sich an den Unrechten gewandt; als einer der höchst Besteuerten willige er in ein solches Vorhaben nie.

Eben in dieser Lostrennung aber stünde auch uns wieder die größte Gefahr bevor. Erreichen die Wälschen ihr Vorhaben und kommen auch wir zum italienischen Landtag in Trient, so ist es um unsere Selbständigkeit geschehen, ist für alle deutschen Gemeinden der finanzielle und sprachliche Untergang gewiß. Die „arroganza di quatro canopi" würde hart gezüchtigt werden! Gedrückt wurden wir ja schon früher, wo es nur anging; so ward die größte Ungerechtigkeit begangen bei der Errichtung der Straßenbau-Concurrenz, wo unsere Unkenntniß der italienischen Sprache dazu mis-

braucht ward, uns zu Unterschriften zu vermögen, in Folge deren wir schon unmäßig zahlen mußten und noch zahlen, ohne von den Straßen, die nur für die Wälschen gebaut wurden und noch werden, Nutzen zu haben. Sodann 1868 und 69 entgingen wir kaum dem Schicksal, der großen wälschen Bezirksgemeinde einverleibt zu werden, die 4 Gemeinden brachten insgesammt wiederholte Vorstellungen und Bitten dagegen beim Landtag und der Statthalterei in Innsbruck ein. Welch ein Schlag würde uns da durch die völlige Losreißung von Deutschtirol treffen! Wir haben dagegen schon 1871 bei Kaiser Franz Joseph in Trient energisch protestirt. Gegen die neuerlichen Versuche in Wien haben wir jüngst eine Bittschrift an Abgeordneten- und Herrenhaus beschlossen. Noch einmal haben wir in den Motiven zu dieser Bittschrift alle die Momente hervorgehoben, die nach unserer Meinung unsere Aufopferung an die Wälschen dem österreichischen Staate aus Gründen der Klugheit sowohl wie der Ehre verbieten. Wir bilden keine Sprachinsel, sondern hängen — nur durch den nördlichen Bergrücken abgeschieden — mit der Masse des Deutschen im Burggrafenamte (Meran) unmittelbar zusammen; gerade weil wir aber eins der über die Berge nach Süden herabgreifenden Stücke der Sprachgrenze selbst darstellen, ist es ein politisches Gebot für Oesterreich, uns nicht wider unseren Willen und gegen unsere eigene entschlossene Haltung preiszugeben. Daß wir aber trotz dieser Haltung in einem selbständig abgetrennten Trentino alsbald in jeder Hinsicht verloren wären, liegt auf der Hand. Wir berufen uns auf urkundliche Zeugnisse der Geschichte für das, was wir gelitten, aber auch für den Schutz, den uns die Erzherzöge unseres Herrscherhauses dawider angedeihen ließen. Bei deutschen Fürsten gingen 3 unserer Gemeinden zu Lehen — Unsere liebe Frau gehörte voralters den Templern und kam dann an die Augustiner in Gries —, von deutschen Habsburgern haben sie Gnadenstiftungen erhalten. Wir hängen wie alle Deutschtiroler unserem Herrschergeschlechte begeistert an, wir haben Oesterreich tapfere Soldaten gestellt. Wir sind bereit zum Kampfe für unser Deutschthum und geübt in diesem Kampfe, für den wir keine andere Hülfe von unserem Staate begehren als gleiche Sonne und gleichen Wind. Ist es da möglich, daß man uns gebunden ausliefere? Ist es denkbar, daß unsere Brüder im mächtigen Deutschland dem ohne Schmerz und nationale Scham zusehen könnten? r.

Berliner Wochenschau: Arnim und Bismarck; schwere Zeiten. — Zum dritten Male muß ich die Aufmerksamkeit Ihrer Leser auf die Angelegenheit des Grafen Arnim lenken, nicht allein weil sie fortdauernd alle unsere politischen und gesellschaftlichen Kreise beschäftigt, sondern vornehmlich, weil jetzt erst das nothwendige Material vorliegt, dessen aufmerksame Berücksichtigung durch den Widerstreit entgegenstehender Meinungen hindurch zu einem einigermaßen objectiven Urtheil führen kann. Graf Arnim hat abermals gesprochen und zwar zu dem Redacteur der ihm besonders befreundeten Spener'schen Zeitung. Seine Worte sind unbedeutender und unzutreffender, als ein Freund seiner Sache wünschen mag, aber eins ist von positivem Werthe, die unumwundene Erklärung, daß die bekannte Publikation seiner Briefe in der Wiener Presse nicht von ihm selbst ausgegangen sei. Diese Mittheilung ist selbst für diejenigen werthvoll, die, wie ich, von vornherein der Ansicht waren, daß jene Schriftstücke von anderer Seite her ver-

öffentlicht worden wären; denn nach dieser Versicherung steht es durchaus fest, daß der gegenwärtige publicistische Feldzug ursprünglich nicht dem Austrag persönlicher Differenzen zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Grafen Arnim dienen sollte, daß derselbe vielmehr auf ein rein politisches Ziel gerichtet war, und daß sich die persönlichen Momente erst später im Gefolge unerwarteter und unbeabsichtigter Verwickelungen störend dazwischen drängten. Schließlich hat dann die ganze Angelegenheit einen durchaus persönlichen Character und zwar einen der gehässigsten Art angenommen, und fast Niemand gedenkt mehr der Veranlassung und des Zweckes der ganzen literarischen Campagne. Der Zeitpunkt ihrer Eröffnung aber war doch schon ein unzweideutiger Hinweis auf das Ziel, das lediglich staatsmännischer Art die Verfolgung persönlicher Interessen vollständig ausschließen mußte. Es galt die öffentliche Meinung für die damals bevorstehenden, nunmehr bereits der Vergangenheit angehörenden Debatten über das Kirchendienergesetz zu orientiren und den Beweis zu führen, daß der Kampf mit der römischen Kurie von der deutschen Politik nicht gesucht, sondern ihr aufgezwungen sei. Diesem Zwecke sollten offenbar die Arnim'schen Briefe ebensowohl dienen, wie die ihnen folgenden Erlasse Bismarck's, und sie erfüllten ihn auch in der That und erbrachten den gewünschten Beweis. Da aber wurde der erste Fehler gemacht, nicht vom Grafen Arnim, auch nicht vom Fürsten Bismarck, sondern von der öffentlichen Meinung und ihren Organen. Man vertiefte sich in die Frage, wem in der Auffassung der Bedeutung des vaticanischen Concils die größere politische Voraussicht zuzuerkennen sei, dem Gesandten in Rom, oder dem Kanzler in Berlin. Man diskutirte diese Frage, und wenn man sie im allgemeinen auch zu Gunsten des leitenden Staatsmannes entschied, so geschah dies doch nicht ohne sehr bereitwillige Anerkennung der von dem Grafen Arnim entwickelten Gesichtspunkte und Perspectiven, umsomehr, als die Schriftstücke des letzteren ihrer freieren Form wegen in weiteren Kreisen offenbar eine größere Anziehungskraft bewiesen, als die in rein amtlichem Stile gehaltenen Erlasse Bismarck's. So geschah es, daß zunächst die öffentliche Meinung des politischen Zweckes jener Actenstücke vergaß und sie zur Entsch idung einer persönlichen Frage verwerthete. Es wäre daher wohl Sache der Staatsleitung und ihrer Organe gewesen, den Schaden durch zeitigen Hinweis auf das politische Ziel auszugleichen. Aber nichts derart geschah, vielmehr wurde grade von dieser Seite ein zweiter Fehler gemacht. Es scheint, oder vielmehr es ist fast mit völliger Sicherheit anzunehmen, daß man sich amtlicherseits und zwar hier in Berlin dazu fortreißen ließ, sich für die angeregte persönliche Frage zu erwärmen und in kurzsichtiger Mißstimmung über die dem Grafen Arnim so unerwünschter Weise zugewendete öffentliche Bewunderung dazu schritt, selbst den Beweis seiner politischen Juferiorität zu erbringen und dadurch selbst den politischen Ausgangs- und Zielpunkt der eigenen Publikationen in Vergessenheit zu bringen. Man erklärte die Arnim'schen Briefe ganz unglaublicher Weise für apokryph und schwächte vor allem die Tragweite ihrer Deductionen durch die Veröffentlichung des Arnim'schen Berichtes vom 14. Mai 1869 ab, dessen Anschauungen zu jenen in schroffem Gegensatze stehen. Hätte Graf Arnim diese Publikation ignorirt, so wäre er trotz derselben wohl auf der Höhe der soeben erworbenen diplomatischen Berühmtheit verblieben und

hätte sogar an seinem Theile sehr erheblich zur Förderung der gegenwärtigen Staatsinteressen beigetragen. Aber leider ließ auch er sich nicht die Gelegenheit entgehen, seine und die allgemeine Sache zu verschlechtern. Man kann zur Zeit nicht entscheiden, ob er die Wirkung seines Schrittes vorausgesehen hat oder nicht, man weiß nicht, ob er bei dieser Gelegenheit sein ihm längst schon lästiges Verhältniß zum Reichskanzler lösen, seine Versetzung nach Konstantinopel und überhaupt seine fernere Verwendung im Reichsdienste unmöglich machen wollte, oder ob er sich eigentlich nur auf eine Rechtfertigung seiner römischen Politik zu beschränken wünschte. Jedenfalls wählte er für die letztere eine Form, die ihn zu einer im amtlichen Verkehr vollständig unzulässigen Kritik der Politik seines Chefs führte, und die weitere geschäftlichen Beziehungen zwischen Beiden für die Zukunft aufheben mußte. Das Schlimmste aber dabei war für ihn, daß er sachlich für seinen Standpunct nichts Stichhaltiges anzuführen, die Vorzüge der von ihm empfohlenen Politik durch nichts zu erweisen vermochte. Nach wie vor wird Jedermann die Bismarck'sche Concilspolitik als die überlegenere und zweckdienlichere anerkennen. Die politische Seite der Frage ist mithin unbedingt zu Gunsten des Reichskanzlers entschieden, und auch persönlich wird sich viel für ihn sagen lassen. Am besten hat für ihn in dieser Beziehung sein Gegner selbst gesorgt. Denn in der That hat es Graf Arnim den Vertheidigern Bismarcks sehr leicht gemacht, indem er auf eine Publication, die, wenn sie auch seinem staatsmännischen Rufe Abbruch zu thun geeignet war, doch durch politische Erwägungen gerechtfertigt und geboten erschien, in einer Weise antwortete, die dem Staatsinteresse geradezu Hohn sprach und an seiner Statt die allerpersönlichsten Zwecke in der ungehörigsten Form verfolgte, in einer Form, zu der er niemals greifen durfte, mochte die Versuchung auch noch so stark gewesen sein. Es ist unbegreiflich, wie hartnäckig Graf Arnim und seine Freunde diesen Punkt übersehen. In seinem letzten Briefe an die Spenersche Zeitung spricht der Botschafter sehr ausführlich von den Verpflichtungen, die er Herrn v. Döllinger schuldig zu sein glaubt, ohne auch nur eine Ahnung von den Pflichten zu verrathen, die ihm seine Stellung dem Reiche und der Reichspolitik gegenüber auferlegt. Es ist allerdings nicht zu übersehen, daß man zur Zeit diese ganze Angelegenheit nur auf Grund sehr unvollständiger Information beurtheilen kann. Ich glaube aber nicht, daß irgendwelche zukünftige Enthüllung das Urtheil über den Grafen Arnim in den oben entwickelten Hauptpunkten wesentlich ändern können wird. Schon während des bisherigen Verlaufes war es niemals geboten oder auch nur thunlich, von dieser Meinung abzugehen, abgesehen natürlich von geringen Modificationen, die in den einzelnen Stadien der Angelegenheit nothwendig und bei der anfänglichen Lückenhaftigkeit des Materials nicht nur verzeihlich und erklärlich, sondern ganz selbstverständlich erschienen.

Sehr erfreulich sind übrigens die Winke, die hier und da dem Grafen Arnim bereits für die Wahl seiner künftigen Stellung gegeben werden. Man warnt ihn vor der Nachfolge der Gruner und Savigny, man verweist ihn auf das Beispiel der Pitt und Fox und auf die Verwerthung, welche oppositionelle Staatsmänner in England im Parlamente und in der Presse von ihren Talenten im Interesse des Staates zu machen wissen, man schmeichelt ihm mit der Hoffnung, auf diese Weise die „zwei Augen-Theorie" der Bis-

marckschen Staatsleitung zu durchbrechen und sich einen selbständigen Antheil an derselben zu sichern. Diese Mahnungen gehen offenbar zunächst von den Freunden des Grafen aus, sie werden aber auch gebilligt von den Anhängern des Kanzlers, denn auch auf dieser Seite wünscht man jetzt augenscheinlich eine äußerliche befriedigende Beilegung des Streites. Möglich daß der Botschafter auf diese Stimmen hört. Sollte er den ihm gewiesenen Weg betreten, so wünschen wir nur, daß er auf ihm nicht ferner lediglich die Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes, sondern wirklich die Förderung der Staatsinteressen suchen möge.

Neben der Angelegenheit des Grafen nehmen die Arbeiten des Abgeordnetenhauses trotz ihrer eminenten Wichtigkeit die öffentliche Aufmerksamkeit nur mäßig in Anspruch. Man verkennt natürlich keineswegs ihre Bedeutung, aber man vertraut der gemeinsamen Energie der Regierung und der Volksvertretung und glaubt sich der Mühe der Theilnahme an den Details der kirchlichen Debatten im allgemeinen entschlagen zu können. Man wird dies Verhalten nicht billigen können, indeß so lange die Discussion im Landtage selbst nicht neue Gesichtspunkte heranzuführen vermag, wird das öffentliche Interesse ihnen in stärkerem Maße auf keine Weise zuzuwenden sein. Keines Falles ist aber diese Passivität etwas anderes als ein indirectes Vertrauensvotum für die Wege und Ziele unserer Staatsfactoren.

Desto reger aber ist das allgemeine Interesse an den Werken der Kunst, zumal das kalte Wetter dem voreiligen Frühling Halt geboten hat und Theater und Concertsäle füllt, als ob wir noch auf der Höhe der Saison wären. In Wien klagt man, daß der Krach alle Theater und alle den öffentlichen Vergnügen geweihte Räume entvölkert habe. Hier ist von einer solchen Verödung nichts zu spüren, und wenn wir sonst keine, leider nur zu deutliche Anzeichen der finanziellen Misère hätten, man könnte glauben, daß wir uns in einer Epoche des größten wirthschaftlichen Behagens befänden. Alle Theater sind stets gedrängt voll. Herr Rossi kann seinen Othello im Victoria-Theater den Berlinern nicht oft genug vorspielen, die Mitglieder des Meininger Hoftheaters erzielen mit ihrer Darstellung des Julius Cäsar wahrhaft glänzende Erfolge, Aidas äthiopische Zaubersprache lockt allabendlich zahlreiche Freunde der Ton- und Tanzkunst nach dem Opernplatze. Leider habe ich mich ihnen nicht angeschlossen. Ich glaubte mich um die Leser dieser Blätter ganz besonders verdient zu machen, wenn ich ihnen eine Novität berichtete, die uns das Schauspielhaus brachte. Ich ging in die „Schweren Zeiten" von Julius Rosen, und ich habe mich wirklich dadurch verdient gemacht, denn ich habe dort allerdings einige schwere Stunden zugebracht. „Schwere Zeiten" nennt der Dichter ein vieraktiges Lustspiel, in dem es aber so wenig lustig zugeht, daß man jedenfalls ohne weiteres sein Unvermögen, uns die Bedeutung und den Gehalt einer schweren Zeit in anmuthig künstlerischer Form vorzuführen, inne wird. Natürlich hat hier wieder einmal die löbliche Absicht vorgelegen, ein Zeitproblem, das Geist und Gemüth der Gegenwart erfüllt, dramatisch zu gestalten. Gewiß ein respectables Motiv, vielleicht sogar das einzig würdige für ein Lustspiel höherer Gattung, und so erfreulich und so erwünscht, daß wir dem Dichter schon für eine theilweis befriedigende Lösung der Aufgabe sehr dankbar gewesen sein würden. Leider hat er aber nicht mehr dazu gethan als die Verfasser des Ultimo, der Rea-

listen und anderer Zeitstücke, vielleicht sogar noch weniger, und vielleicht ist er mit noch geringerer Selbständigkeit zu Werke gegangen. Die schweren Zeiten sind natürlich die Zeiten des Krachs. Der Ritter von Schwalberg, ein großer Industrieller, hat sein eigenes Vermögen und das seiner Großmutter den Chancen halsbrechender Speculationen ausgesetzt, und dadurch den Frieden seines Hauses untergraben. Großmutter, Frau und Schwester leiden gleicher Weise unter den düstern Ahnungen der drohenden Katastrophe, deren eigentliches Wesen und Umfang der Herr des Hauses sorgfältig vor vor ihnen verbirgt. Da bringt das Journal „die Leuchte" einen Artikel über die schweren Zeiten, in dessen Angaben sie einen unverkennbaren Hinweis auf die Lage des Schwalbergschen Hauses zu erkennen meinen. Nun soll der Journalist, der Verfasser des Artikels, Herr Mohr, der Retter werden. Die Frauen beschließen, ihn in das Haus zu ziehen und Aufklärung von ihm zu erlangen. Gleichzeitig wird auch Herr Strunk, ein reicher Gemüsehändler, der viel Geld im Schwalbergschen Geschäfte hat, mit einer Einladung zu der Soirée beehrt. Schwalberg widerstrebt natürlich der ganzen Veranstaltung, und will besonders von Herrn Mohr nichts wissen, da dieser einstmals seine Frau, eine frühere Schauspielerin, wenn auch platonisch so doch leidenschaftlich angebetet. Um gleich das Ende an den Anfang zu reihen, die Gesellschaft kommt zu Stande, nimmt aber einen unerwarteten und unerwünschten Verlauf. Die in ihrem Charakter etwas planlos angelegte Großmutter beleidigt ganz unnöthiger Weise den formlosen aber durchaus gutwilligen Herrn Strunk, und kündigt ihm noch obenein sein im Geschäfte ihres Enkels befindliches Kapital, so daß dieser, den sie retten wollte, nun ganz sicher vor dem Untergange steht. Da es sich nun herausstellt, daß Schwalberg das Kapital seiner Großmutter ebenfalls verspeculirt hat, so tritt ein schweres Zerwürfniß ein, das indeß auf die harmloseste Art von der Welt beseitigt wird. Zunächst rechnet ein gefälliger Buchhalter im nächsten Orte rechtzeitig heraus, daß das Haus Schwalberg seine Passiva noch decken kann, sodann verkaufen Frau und Schwester zum Zwecke eines schwungvolleren Betriebes des Geschäftes ihre elegauten Roben und Bracelets und endlich hält der Redacteur und Retter, Herr Mohr, der leichtsinnigen Großmutter eine sehr hübsche Rede über Schwindel und Solidität der Börse und ihren Einfluß auf den ehrsamen Staatsbürger, nicht geistreicher und nicht überzeugender, als sie zu Anfang dieses Jahres in jeder Börsenzeitung zu lesen war, welche die Folgen des Krachs von den Häuptern ihrer etwa noch unversehrten Gönner abzuwenden bestrebt war. „Wir waren alle vom Schwindel erfaßt, jetzt sind wir nüchtern geworden, was faul ist muß untergehen, das Gute wird sich erhalten!" Ungefähr in dieser Courszettelsprache beschwört Herr Mohr die Großmutter. Mir gefiel das nicht recht, um so mehr aber der Großmutter, welche sofort ihrem Enkel verzieh, worauf plötzlich ein eigentlich ganz unmotivirtes Verloben ausbrach zwischen Herrn Mohr und Schwalberg's Schwägerin und Herrn Scholle, Kollegen des Herrn Mohr und der Tochter des Herrn Strunk. Ich begriff das eigentlich nicht, aber ich merkte auf diese Weise wenigstens doch, daß das Stück zu Ende sei und dankte dem Dichter für den diskreten Wink, mich rechtzeitig nach meinem Hut und Ueberzieher umzusehen. Einzelne Scenen des Stückes sind übrigens wirklich recht belustigend und gelungen. Viele derselben sind aber nicht original. Der

Auftritt im Redactionszimmer der Leuchte erinnert stark an die Journalisten, und Herr Mohr ist überdies durchaus eine Kopie des Konrad Bolz, wenn auch grade keine gelungene. Auch Herr Scholle ist nach diesem bewährten Muster gearbeitet, so daß wir hier zwei Bolze in Thätigkeit sehen konnten. Der Dialog ist stellenweise recht pikant und voll überraschender Pointen und jedenfalls stets sehr lebendig. Doch werden dem liebenswürdigen, gewandten Herrn Mohr leider auch offenbare Plumpheiten in den Mund gelegt, über die sich besonders die arme Großmutter eben so bitter beklagte, wie wir. Herr Scholle, der anfangs witzig sein durfte und das Publikum wirklich amüsirte, wurde schließlich zum Vortrage der furchtbarsten Kalauer verurtheilt, welche in den Logen und im Parquet schmerzhaftes Stöhnen hervorriefen. Daß die Herren Liedtke und Denicke als Mohr und Scholle sich als treffliche Journalistenfiguren bewährten, braucht nicht erwähnt zu werden. Ebenso überwand Herr Berndal die Schwierigkeiten der Rolle des Schwalberg außerordentlich glücklich. Auch die arme Großmutter wußte sich dank der großen Bühnenerfahrung der Frau Frieb-Blumauer mit vielem Anstande in die ihr zugemutheten Seelenleiden zu finden. Fräulein Meyer und Fräul. Keßler endlich als Schwester und Frau verkauften ihre seidenen Schätze mit solcher Liebenswürdigkeit und sahen in ihren Kattunkleidchen so hübsch aus, daß sie wenigstens durch die ihnen auferlegten Opfer in keiner Weise beeinträchtigt erschienen. Auch das Publikum wollte sich seine gute Laune um keinen Preis verderben lassen. Es lachte, sobald sich nur irgend ein Anlaß bot, selbst an solchen Stellen, wo dieser Effect offenbar nicht beabsichtigt war und es lachte immer noch, als es schon längst die Hoffnung aufgegeben hatte, an diesem Abende noch etwas wirklich Komisches zu erleben.

Literatur.

W. J. A. v. Tettau: „Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker besonders die Kalewala". Erfurt 1873 (C. Villaret). — Die alten finnischen Gesänge, welche unter dem Namen Kalewala gesammelt und durch die treffliche Uebersetzung von Anton Schiefner auch in Deutschland allgemein bekannt geworden sind, gehören zu den wichtigsten Quellen des mythologischen Studiums und enthalten einen Schatz ursprünglicher Poesie für Jeden, welcher Sinn und Verständniß für die frischen Weisen aus der Kindheit der Völker hat. Allerdings sind die Finnen ihrer Abstammung nach den Deutschen so fremd als möglich, aber beide Völker sind doch Anwohner desselben Meeres und derselbe Wind, welchen Ukko dem alten Wäinämöinen sendet, treibt die Sturmfluth auch über unsere Küsten. Für den Mythologen ist grade das sehr lehrreich, daß er in den Sagengebilden dieses fremdartigen Stammes dieselben Anschauungen und Gedankengänge wiederfindet, welche ihm aus den indogermanischen Ueberlieferungen vertraut sind und welche hier in einer Ursprünglichkeit erhalten sind, wie selten. Zum Verständniß dieser alten Volkspoesieen sind alle Mittheilungen über die Natur des Landes und die Sitten seiner Bewohner sehr nützlich, denn zu der seltsamen, weichen, zuweilen fast schwermüthigen Weise ihrer einförmigen Rhythmen gehört allerdings ein Bild der nordischen Gegenden mit ihren breiten Seen und dunklen Tannenwäldern, und nur die treubewahrte Einfachheit der finnischen Sitten erklärt es, daß diese Ueberlieferungen der alten Heidenzeit noch in unserm Jahrhun-

dert gesammelt werden konnten. Am wenigsten gelungen ist in der vorliegenden Schrift die Behandlung der mythologischen Persönlichkeiten. Herr von Tettau hätte sich hier wohl lieber Alexander Castrén's ebenso vorsichtigen wie scharfsinnigen Untersuchungen anschließen sollen. Daß „Odin und die Asen ursprünglich historische Personen gewesen" und nur selten „aus ursprünglichen Gottheiten Menschen geworden", ist eine Ansicht, welche in Deutschland doch kaum mehr geäußert werden dürfte. Für die Erklärung der Kalewala sind freilich diese Fragen nicht von so großer Wichtigkeit, hier haben wir es allerdings mit Heroen zu thun, die nicht mehr Götter sind, und auch die Erklärung des Sampo als Symbol des Ackerbau's ist nach der vorliegenden Gestalt der Sage gewiß die richtige. —

Unter dem Namen: „Ungarische Volksdichtungen" (Pest 1873, L. Aigner) veröffentlicht Herr Ludwig Aigner eine sehr dankenswerthe Uebersetzung von etwa hundert lyrischen Gedichten und ungefähr ebensoviel Balladen und Romanzen. Die ersteren sind, wie sich bei Poesien dieser Art von selbst versteht, von sehr ungleichem Werth und auch wohl sehr verschiedenen Ursprungs; bei manchen wenigstens läßt der Ausdruck auf einen Dichter von gelehrter Bildung schließen. Die Uebersetzung der wahrscheinlich schon im Original nicht eben glatten Verse mag große Schwierigkeiten haben, die vielen falschen Reime lassen nur zu deutlich merken, daß der Verfasser sein Deutsch in der Heimath Schillers gelernt hat. Nationale Eigenthümlichkeiten sind in diesen Liebes-, Trink- und Wanderliedern kaum zu bemerken, vorherrschend ist das Gefühl der Sehnsucht und Trauer, doch gilt ja die Bemerkung überall, daß die Nachtigall nur singt, bis sie ihr Glück gefunden hat. — In jeder Hinsicht bedeutender und eigenthümlicher sind die erzählenden Gedichte. Wenn auch die Vortragsweise wie die einzelnen Motive vielfach an Bekanntes erinnern, so zeigen doch gerade die besten dieser Balladen ein ganz eigenthümliches Gepräge. Neben der einfachen Mordgeschichte und dem rührenden Bericht vom Tode zweier Liebenden finden sich Erzählungen von einer wilden Poesie, einer tiefen und zarten Empfindung, welche den besten Volksliedern anderer Nationen gleichgestellt werden können. Erinnerungen an das Heidenthum scheinen nicht erhalten zu sein, obgleich eine Mühle, welche Geld, Perlen und Küsse mahlt, an den finnischen Sampo erinnert; doch findet sich eine derartige Mühle auch in germanischen Sagen und eine genaue Untersuchung würde in diesen „ungarischen" Liedern überhaupt wohl manches zugebrachte Gut der eingewanderten Nationen erkennen lassen. Auffallend ist, daß der Uebersetzer nicht selten dieselbe Ballade in verschiedenen Gestaltungen wiedergiebt, ohne sie auch nur nebeneinander zu ordnen. Er hat seinem Werke eine ansprechende Einleitung vorausgeschickt, worin er behauptet, daß „die lyrische Poesie der epischen vorangegangen sein müsse". Richtig verstanden ist dieser Satz unleugbar, aber auch von Niemandem bezweifelt. Längst vor Homer gab es Lieder zu Preis und Anrufung der Götter, Todtenklagen und Jubelgesänge; ebenso sind aber auch die Götter Griechenlands im Bilde dargestellt, längst ehe sie im dorischen Säulenbau ein würdiges Haus fanden, und man wird doch darum nicht behaupten wollen, daß die Entwicklung der Sculptur derjenigen der Architektur voraufgegangen sei. C. A.

Ausgegeben: 8. Mai 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Eine fürstliche Bühnendichterin.

Dramatische Werke der Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1873.

Von den sechs Bänden, in welchen die dramatischen Werke der Prinzessin Amalie, „im Auftrage Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen aus dem Nachlasse vervollständigt und herausgegeben von Robert Waldmüller (Eduard Duboc)", gesammelt dem Lesepublikum übergeben werden sollen, liegen die beiden ersten, enthaltend acht Theaterstücke, vor. Hienach schon jetzt ein Gesammturtheil über die literarischen Leistungen der liebenswürdigen Bühnenschriftstellerin fällen zu wollen, wäre gewagt. Ist auch eine größere Zahl dieser und der den folgenden Bänden vorbehaltenen Dramen in die vom Jahre 1836 ab zum Besten des Frauenvereins zu Dresden erschienenen „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne" aufgenommen oder aus Aufführungen bekannt und hat danach die Verfasserin längst eine Geltung in der Reihe der Fachgenossen erhalten, so soll doch diese Gesammtausgabe für sich selbst sprechen, und ist der Bühnenerfolg allemal zu sehr bedingt durch besondere, gerade die Wirksamkeit bei der Darstellung bezweckende und gewährleistende Eigenschaften der sogenannten Mache, um ein Kriterium für den literarischen Werth abgeben zu können. Auch der Beifall des ästhetisch gebildeten Zuschauers im Theater gilt immer zu vorwiegend dem durch die Darstellung gewonnenen Eindruck, als daß er sich erlauben dürfte, nach dem größeren oder minderen Maße seines Gefallens daran über die Bedeutung der Dichtung als solcher endgiltig zu entscheiden. Oft genug fallen Stücke, die sich mit Recht eines großen Bühnenerfolges erfreuen, in der Hand des Lesers gänzlich ab, und umgekehrt läßt sich oft erst aus den Druckwerken erkennen, warum sehr tüchtige dramatische Arbeiten sich ihrer Zeit mit wenigen Aufführungen begnügen mußten und dann in Vergessenheit kamen. Wird auch bei der Beurtheilung eines bewährten Bühnenstückes nie außer Acht gelassen werden dürfen, daß es sich bewährt, also einen Hauptzweck aller dramatischen Dichtung erreicht hat, so folgt doch die Berechtigung der Buchausgabe immer erst aus der Anerkennung, daß es auch als Lesewerk Genuß gewähre, und was von dem einzelnen Stücke gilt, muß um so mehr von einer Sammlung gelten. Eine Gesammtausgabe der dramatischen Werke der Prinzessin Amalie, wie jedes Bühnenschriftstellers, darf nicht nur den Zweck haben,

Digitized by Google

den Verehrern im Parquet, wie etwa bei der Einzelausgabe, gleichsam das Textbuch in die Hand zu geben, sondern sie muß beweisen, daß ihr Inhalt an sich selbst des Aufbewahrens werth war, sie muß eine Stellung in der dramatischen Literatur behaupten können. Welchen Platz die seit dem Anfang der dreißiger Jahre unzweifelhaft sehr beliebte Bühnenschriftstellerin, die Verfasserin von „Lüge und Wahrheit", „der Majoratserbe", „die Fürstenbraut", „der Landwirth" u. s. w., da einnimmt, wird sich erst aus der Uebersicht ihrer gesammten Leistungen erkennen lassen; für jetzt begnügen wir uns daher mit einer Kritik der einzelnen Stücke, dem Lesepublikum nicht vorgreifend.

Der Herausgeber freilich hat diese Uebersicht bereits, und er macht von ihr Gebrauch in der seiner Ausgabe vorangeschickten „Lebensskizze", die ebenso bestimmt zu sein scheint, alle Voraussetzungen klar zu legen, nach denen billiger Weise die Bedeutsamkeit seines Autors bemessen werden kann, als etwa zu hochgespannten Erwartungen und Anforderungen vorzubeugen. Diese Einleitung wird, wie nicht unerwähnt bleiben darf, den günstigsten Eindruck nicht verfehlen. Es befindet sich darin nichts von der Voreingenommenheit, die so häufig dem Herausgeber das herausgegebene Werk schon deßhalb von hervorragender Wichtigkeit erscheinen läßt, weil er selbst Zeit und Mühe darauf verwandte. Bei aller Wärme für den Gegenstand, die sich schon bei der sorgsamen Mittheilung der äußeren Erfolge und der Beurtheilnng anerkannter Kritiker zu erkennen giebt, hält Robert Waldmüller sich doch auch da von jeder Ueberschätzung fern, wo Niemand ihm ein selbst verschwenderisches Lob übel deuten könnte. Er stellt die Momente aus dem Leben der Prinzessin, die auf ihre schriftstellerische Thätigkeit Einfluß geübt haben, geschickt zusammen, und sucht für die besondere Richtung derselben auf das bürgerliche Schauspiel eine möglichst einfache Erklärung zu geben, oder die Verwunderung darüber auf das richtige Maß zurückzuführen. Dabei bleibt die „Fürstentochter", die ihr ganzes Leben am Hofe zubrachte und nicht nur ihren Ruhm durch das dem bürgerlichen Familienleben entnommene Schauspiel „Lüge und Wahrheit" begründete, sondern auch in ihren späteren dramatischen Arbeiten von bleibendem Werth, mochten in deren Personenverzeichnissen auch die Adelsnamen keineswegs fehlen, gerade diejenigen Gesinnungen und Anschauungen cultivirte, die man als specifisch „deutschbürgerliche" bezeichnet, ebenso uns, als einst den Mitlebenden, eine schon hierdurch sehr bemerkenswerthe Erscheinung, für die wir eine Motivirung von innen heraus kaum glauben entbehren zu können. Wir müssen es mit dem Herausgeber bedauern, daß sich in dem Nachlaß der Prinzessin keine Niederschrift gefunden hat, welche unmittelbare Einblicke in das innere Leben und den dichterischen Entwickelungsgang derselben gestattete und daß ihm auch nicht Briefe

vorlagen. Es läßt sich schwer annehmen, daß eine Frau, wie die Prinzessin Amalie, nicht das Bedürfniß gehabt haben sollte, sich nach irgend einer Seite hin brieflich gerade in ihrer Eigenschaft als Schriftstellerin auszulassen und daß die Gestattung der Einsicht in diese Correspondenz ein gegründetes Bedenken haben könnte. Eine Biographie der Prinzessin wird unvollständig bleiben müssen, so lange dieses handschriftliche Material dem Biographen aus irgend welchem Grunde vorenthalten wird. „Der Versuch einer Charakteristik", sagt der Herausgeber selbst, „hat sich demnach in bescheidenen Grenzen zu halten und den heiter-ernsten, wohlwollenden, klugen und rechtschaffenen Zügen, aus denen das deutsche Publikum sich selbst im Laufe der Zeit ein Bild der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" zusammenwob, nur eine bestimmtere Beleuchtung zu geben".

In einer Hinsicht thut freilich die einleitende „Lebensskizze" doch erheblich mehr: sie giebt uns eine sehr dankenswerthe Uebersicht über die nicht in die Oeffentlichkeit gelangten schriftstellerischen Vorarbeiten der Prinzessin, über ihre dichterischen Versuche vor dem Bühnenerfolge von „Lüge und Wahrheit", der sie dann zu der Thätigkeit ermuthigte, die vor Aller Augen liegt, und aus der man sich jenes „Bild zusammenwob". Die Prinzessin Amalie ist am 10. August 1794 geboren; erst 1834 wurde jenes schon wiederholt genannte bürgerliche Schauspiel aufgeführt; sie war, als sie es schrieb, in ihrem vierzigsten Lebensjahre. Handelte es sich um ein Erstlingswerk, wie die Zuschauer im Berliner Schauspielhause glauben konnten, die nicht einmal den wahren Namen des Autors erfuhren? Wir wissen jetzt, daß eine lange Reihe von Versuchen verschiedenster Art vorangegangen war, und können aus denseben den „dichterischen Entwickelungsgang" der Prinzessin wenigstens nothdürftig construiren. Was wir hören, wird uns freilich im ersten Augenblick noch stutziger machen: aus der Beschäftigung mit der Musik geht bei der wegen ihres knappen Prosa-Dialogs berühmten Frau die Beschäftigung mit der Poesie hervor; die deutscheste Bühnenschriftstellerin schreibt seit ihrem siebzehnten Jahre italienische Operntexte, die sie dann größtentheils auch selbst componirt. Aber ein Verbindungsglied fehlt doch, wie man sich bald überzeugt, keineswegs: es ist gegeben durch eine große Zahl von Versstücken (Trauerspielen, Schauspielen, Lustspielen), die nicht nur ihren Stoff, sondern auch ihre Vorbilder aus der Fremde entnehmen. Der Herausgeber sagt darüber, nach den im ersten Bande mitgetheilten Beispielen sehr treffend: „Wie sehr nun auch der grunddeutsche Zug im Gemüth der Prinzessin Amalie später offenkundig geworden ist, ihr reichhaltiger literarischer Nachlaß aus der ersten Periode ihrer größeren dramatischen Dichtungen läßt deutlich erkennen, daß ihr Genius, unklar über seinen eigentlichen Beruf, noch suchend schwankt zwischen den Nachwirkungen

sprachlich fremdländischer Gewöhnungen und jenem innern Zuge rein nationaler Art. Ihr Dichten italienischer Textbücher und ihr Componiren nach italienischen Vorbildern wird daher einstweilen nur durch den Versuch abgelöst, italienische, spanische, oder überhaupt aus fernen Zonen entnommene Stoffe zu dramatisiren". Die musikalisch gebildete Dichterin hat also lange Zeit das Bedürfniß, ihre poetischen Empfindungen in der Versprache auszudrücken, und es sind lange Zeit vorwiegend romantische Stoffe, die ihre Phantasie beschäftigen. Sie giebt den Vers und die Romantik erst auf, als sie in reiferen Jahren das Ungenügende ihrer Leistungen selbst erkennt und im deutschen Prosastück ihre naturgemäße Stärke findet. Nun folgt in derselben Richtung von „Lüge und Wahrheit" eine sehr reiche Produktion bis zum Jahr 1845 (manches Jahr hat 4 Novitäten zu verzeichnen), und von den in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit geschriebenen Stücken sind nach und nach nicht weniger als 20 in das Repertoire des Berliner Königlichen Schauspielhauses aufgenommen und zum Theil vielfach wiederholt, wie Anhang D beweist. Ebenda sind die Aufführungen der Hoftheater zu Dresden, München und Wien detaillirt. „Alle übrigen deutschen Theater eigneten sich von den Schau- und Lustspielen an, was den Kräften ihres Personals irgend entsprach". Auch an Uebersetzungen in's Englische, Russische, Ungarische und Italienische fehlte es nicht. Leider ist bei den im Anhang B verzeichneten Stücken, die sich sonst noch in dem Nachlaß der Prinzessin gefunden haben, (nicht weniger als 30) das Entstehungsjahr nicht angegeben, es läßt sich also nicht erkennen, ob einige von ihnen, und welche, zwischen jenen von den Bühnen acceptirten geschrieben sind. Es wäre nicht ohne Interesse, dies zu wissen. Nach den Titeln zu schließen, hat die Prinzessin sich in den mannigfachsten Arten und Formen dramatischer Dichtung versucht: wir finden da einaktige Tragödien mit griechischen Stoffen („Agamemnon", „Medea") ein „romantisches Drama", eine Burleske („das Gastrecht. Ein sehr vortreffliches Ritterspiel und angenehmste Tragödie in 4 Aufzügen"), ein „Nationalgemälde", ein ganz französisch geschriebenes Stück, Operetten, Schauspiele nach Calderon, Scribe und dem Spanier Saavedra, historische Trauerspiele (darunter auch ein unvermeidlicher „Konradin") ꝛc. Sind Stücke dieser Art zwischen jenen bürgerlichen Schauspielen entstanden, mit denen sie sich die Bühne eroberte, so wäre dies ein Beweis dafür, daß sie nicht ohne Schwanken der neuen Richtung folgte. Es finden sich aber auch Titel, die auf Conceptionen ganz ähnlicher Art, wie ihre gefeierten, deuten; lagen diese Arbeiten vor dem Jahr 1833, so wären sie als Vorübungen anzusehen. Vielleicht aber füllt auch ein Theil dieser Production die Jahre nach 1845, von wo bereits das letzte der Bühne zugeführte Stück „der Brief aus der Schweiz" datirt. Die verhältnißmäßig

so kurze Zeit von zwölf Jahren in einem Lebensalter von 74 Jahren war „ihre Zeit". Dies wird begreiflich, wenn man die hier entstandenen Werke mit Verständniß für die Zeitrichtung überhaupt prüft; das Deutschland der politischen Unruhe, des Kampfes der Parteien, der socialen Bewegungen, das auch die gesellschaftlichen Verhältnisse wesentlich umgestaltete und ganz neue Anschauungen und Interessen maßgebend werden ließ, konnte sie zu dichterischer Gestaltung in fortschrittlichem Sinne nicht anregen. Sie blieb stehen, oder griff zurück, um sich fortan nur selbst ein Genüge zu thun, wenn man nicht annehmen muß, daß der kurz vorher noch so frisch sprudelnde Quell plötzlich ganz versiechte. Die beliebteren Werke wurden zwar auch später noch aufgeführt, verschwanden aber doch allmählich mit den Schauspielern, die „ihrer Zeit" angehörten und ihre Rollen in der rechten Weise zu verkörpern verstanden. Für Neuschöpfungen der älteren Art fand sich kein empfänglicher Boden mehr.

Ist nach alledem der dramatische Abfall dieser Schriftstellerin ganz erstaunlich groß, so giebt gerade er doch den sprechendsten Beweis, mit welcher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit sie selbst bei der Auswahl dessen verfuhr, was sie der Veröffentlichung für werth erachtete. Es erklärt sich aber aus diesen umfangreichen und unausgesetzten Uebungen auch noch ein anderer Umstand, der immer Bewunderung erregte: ihre große Bühnenkundigkeit in den Stücken, die sie wirklich dem Theater zuführte. Das dramatische „Handwerk" mußte sie wohl aus dem Grunde kennen lernen. Es kam dazu, daß sie sich schon sehr frühe auch praktisch mit der Inscenirung und Darstellung von Stücken zu beschäftigen Gelegenheit hatte. Nicht nur wurden die meisten ihrer italienischen Opern innerhalb der fürstlichen Familie und ihrer nächsten Angehörigen wirklich aufgeführt oder wenigstens am Klavier gesungen; auf einem kleinen Schloßtheater vergnügten sich die Prinzen und Prinzessinnen auch sonst beim Komödiespielen, und nach dem Anhang A mitgetheilten Tagebuche des Kammermusikus Fürstenau (seit 1815) war gerade der bühnengerechteste Lustspielschreiber, Kotzebue, sehr beliebt. Schließt sich auch später die Prinzessin Amalie in ihren erfolgreichen Arbeiten mehr Iffland, als ihm an, so ist sie doch nicht ohne großen Nutzen bei ihm in die Schule gegangen, wie ihre Scenerien und viele ihrer bühnenwirksamsten Figuren beweisen können. Auch ihre unverkennliche Neigung zur Burleske fand vielleicht von da her Förderung. Wir können uns daher nicht versagen, abzuschreiben, was der Herausgeber, um die Vielseitigkeit ihres Talents zu charakterisiren, über eine Posse „Theseus und Ariadne" mittheilt. „Die schöne Tochter des Königs Minos zählt darin bereits 40 Jahre, ist aber immer noch ledig, „denn Prinzen sind jetzt selten". Sie läßt sich daher von Theseus, welcher auch schon mit 55 Jahre beschwert ist, entführen,

hat aber das Unglück, unterwegs in einem Gasthause von ihm im Stiche gelassen zu werden, da im gemeinsamen Reisewagen Theseus sein Herz an ihre Kammerjungfer Phädra verloren hat, und er letztere nun wieder der entführten Ariadne entführen muß. Der Wirth des Gasthauses erbarmt sich jedoch der Verlassenen, und da er sich bald als Gott Bacchus selber entpuppt, welcher auf die Erde kam, um den Weinfälschern durch billige Preise das Geschäft zu verderben, so schenkt Ariadne ihm rasch getröstet Herz und Hand". Dahin gehört auch die 1815 aufgeführte Parodie: „Die Sieben vor Theben", worin ein Hofmarschall Kratzfüßchen und ein Kammerfräulein Quackerle figuriren, und jene schon oben erwähnte „angenehmste Tragödie". Auch an Rührstücken im Genre von „Menschenhaß und Reue" scheint es nach einigen Titeln nicht gefehlt zu haben.

Wenden wir uns nun den jetzt edirten Dramen zu, so haben wir es zunächst dem Herausgeber Dank zu wissen, daß er den ersten Band mit einigen jener besseren und am meisten charakteristischen Arbeiten füllt, die aus der Vorbereitungsperiode stammen. Ihre Schwächen sind leicht nachweislich, aber es fehlt ihnen doch auch schon keineswegs an mancherlei Vorzügen, die der späteren Produktion der Prinzessin eigen sind. Eine genauere kritische Betrachtung ist gerade hier sehr lehrreich. Der Band beginnt mit dem in fünffüßigen Jamben geschriebenen Schauspiel in 5 Aufzügen: „der Graf von Beaujolois". Gaston von Beaujolois hat den eigentlichen Erben der großen Familiengüter in ein Kloster bringen lassen und dessen Schwachsinnigkeit behauptet; er gewinnt größten Einfluß bei Hofe und bestärkt durch denselben nicht nur seinen Anspruch auf das Familiengut, sondern macht sich auch die schöne und reiche Gräfin Alix geneigt, die als Kind dem eigentlichen Erben verlobt wurde, nun aber froh ist, durch seine Krankheit einer Convenienzheirath überhoben zu sein. Der rechte Graf ist aber aus dem Kloster entflohen und als Stallmeister Loredan in seines Oheims Dienste getreten. Er wird von ihm unvorsichtiger Weise zu Diensten bei Alix verwendet, und diese zeigt sich ihm, ohne seinen Stand zu ahnen, wohl geneigt. Der Graf hat bald allen Grund zur Eifersucht und sucht Loredan zu entfernen, verstrickt sich aber dabei selbst mehr und mehr. Alix wird Mitwisserin des Geheimnisses und entlarvt schließlich den Grafen, der den Nebenbuhler, nachdem auch er seinen wahren Namen erfahren, vergeblich zur Flucht aus dem Gefängniß und zur Entfernung aus dem Lande drängt, vor dem König, indem sie vor demselben scheinbar eine Anklage gegen den frechen Stallmeister führt, der sich nun wohl aller Welt zu erkennen geben muß. Natürlich schließt das Stück mit einer Verlobung.

So einfach und durchsichtig die Handlung ist, so fehlt es ihr doch keineswegs an Spannung und es gereicht der Verfasserin zum besonderen Lobe,

daß sie dieselbe durch sachgemäße und gut verwendete Mittel auch dann noch zu erhalten und zu verstärken weiß, wenn der Zuschauer schon das wahre Sachverhältniß durchschaut. Nur ganz zu Anfang sieht dieser in Loredan den Stallmeister, der in seine Herrin verliebt ist, bald erfährt er, wer in ihm dem Grafen gegenübersteht, und damit scheint die Niederlage des letzteren nur eine Frage der Zeit. Freilich hat er allen Grund für den Schutzlosen besorgt zu sein, und es bleibt ihm sicher auch nicht gleichgültig, auf welche Weise derselbe zu seinem Recht gelangt; aber diese Theilnahme würde doch durch vier Akte unmöglich vorhalten können. Deshalb ist nun auch, ganz bühnenkundig, das eigentliche dramatische Interesse auf eine andere Stelle verlegt: Loredan liebt Alix, und ob sie ihn lieben werde, auch wenn sie erfährt, wer er ist, bleibt zweifelhaft, da sie sich dem Grafen versprochen hat. Ihr selbst ist anfangs keineswegs klar, was ihr Wohlgefallen an dem schönen und gefälligen Stallmeister zu bedeuten hat; der hochgeborenen Gräfin kommt es nicht leicht in den Sinn, daß ihr Gefühl für den Diener Liebe ist, und wenn sie das begreift, giebt sie sich noch nicht kampflos gefangen. In diesem weiblichen Charakter vollzieht sich also eine psychologische Wandelung, die an sich schon fesselt. Leider hält dieses Interesse nur bis zu dem Augenblicke an, wo sie erfährt, wen sie liebt. Von da ab wird das Stück ein dramatisirter Roman mit allen Schwächen eines solchen. Zwar sucht die Verfasserin nun wieder den Schwerpunkt in Loredan's Charakter zu legen, indem sie ihn in den Glauben versetzt, daß er von Alix, die ihn zur Abwendung jeden Verdachts ins Gefängniß werfen ließ, verrathen werde; aber dieses uns selbst verständliche Intriguenspiel führt doch in seiner Entwickelung keine neue Phase herbei: er handelt nicht, sondern wartet den Ausgang ab, und man fürchtet nach der ganzen Anlage nicht einmal vorübergehend, daß derselbe tragisch ausfallen könnte. Gerade den letzten Akten fehlt also die rechte Bühnenwirkung, und damit dürfte dem ganzen Stück zu mißtrauen sein, dessen Verssprache übrigens durchaus prosaisch, trocken und schwunglos ist, während sich den Charakteren Lebensfrische und Naturwüchsigkeit nachrühmen läßt.

Viel bedeutender und in seiner Art vortrefflich ist das zweite, ebenfalls in reimlosen Versen geschriebene Drama: „der Krönungstag", einer Art politischer Komödie, die freilich sehr ungefährlich in dem fernen Japan und in irgend einer historisch nicht fixirbaren Zeit spielt. Der König hat einen minderjährigen Erben hinterlassen. Derselbe wird von einem herrschsüchtigen und gewissenlosen, stolzen und übermüthigen, aber übrigens männlich kräftigen Aufkömmling, Borun Tschi, ohne Unterricht und so erzogen, daß er für alle Zeit ein willenloses Werkzeug in dessen Hand bleiben soll. Er gilt dann auch dem ganzen Hofe als ein halbblödsinniger Narr, und so führt er sich

in der Expoſition ein. Freilich läßt er mitunter närriſche Bemerkungen fallen, die recht ſatiriſch klingen und unſer Urtheil über ihn compliciren. Er iſt dann auch wirklich nicht, wofür er gilt und gelten will, um ſeinen Peiniger in Sicherheit zu wiegen und den Tag ſeiner Großjährigkeit abzuwarten. Er hat Gelegenheit gehabt, unerkannt bei einem abgeſetzten Miniſter ſeines Vaters, einem weiſen Manne, in die Lehre zu gehen und nebenher die Liebe ſeiner ſchönen, anmuthigen und tugendhaften Tochter Adelia zu gewinnen. Borun Tſchi begeht nun wirklich den politiſchen Fehler, ihn krönen zu laſſen, ſtatt ſich ſelbſt zum Herrſcher aufzuwerfen. Nur zu bald ſieht er ſich überliſtet. Kaum iſt der Prinz den Großen und dem Volk als regierender Herr vorgeſtellt, ſo übernimmt er auch zu wachſender Ueberraſchung ſeiner Peiniger ſelbſtändig die Regierung und weiß ſich erſtaunlich raſch einen Anhang zu ſchaffen. Er verſpricht denn auch, noch an demſelben Tage ſeine Braut vorzuſtellen. Borun Tſchi glaubt anfangs noch, daß ſeine eigene ihm beſtimmte und ſcheinbar von ihm ausgezeichnete Tochter, eine ſehr leichtſinnige und ränkeſüchtige junge Dame, gemeint ſei; der Prinz aber läßt feierlich ſeine Geliebte und deren Vater nach dem Palaſt bringen und der erſteren verkünden, daß ſie den jungen König heirathen ſolle. Adelia beweiſt die Vortrefflichkeit ihres Charakters und die Reinheit ihrer Liebe, indem ſie des Königs Hand vor dem ganzen Hofe ausſchlägt und ſich zur Liebe zu jenem Schüler ihres Vaters bekennt. Da dieſer nun aber zum Glück mit dem König dieſelbe Perſon iſt, ſo endet alles nach Wunſch. — Man ſieht, das Problem iſt nicht unintereſſant, und die Ausführung dabei ſo bühnengemäß, daß ſich auch von der ſceniſchen Darſtellung wohl ein günſtiger Eindruck erwarten ließe. Der Prinz iſt ſchon eine ſchauſpieleriſche Aufgabe: in den fünf Akten wandelt er ſich vor den Augen der Zuſchauer aus einem Narren zu einem Muſterregenten um. Freilich ſpielt er den Narren nur, aber wie er ihn ſpielt, und wem gegenüber er ihn ſpielt, ſteigert doch die Theilnahme. Dabei iſt ſein Unternehmen bei der perſönlichen Tüchtigkeit und dem mächtigen Einfluß Borun's ein gefahrvolles, der gute Ausgang keineswegs gewiß, ſodaß die Spannung bis zum letzten Akt vorhält, wo dann die Rührung, die Adelia verurſacht, auf's Günſtigſte noch einmal die Handlung erwärmt. Leider ſchließt das Stück nicht mit der Erkennung und Vereinigung der Liebenden, ſondern bekümmert ſich noch einige Seiten lang ſehr zu ſeinem Schaden mit dem Schickſal des Borun Tſchi, der wahrſcheinlich der Verfaſſerin an ſich zu bedeutend angelegt ſchien, um einfach verſchwinden zu können. Dem Publikum iſt er aber an dieſer Stelle nichts mehr und jeder ſachkundige Regiſſeur wird dieſen Schluß ſtreichen. Die Perſonen haben individuelles Leben bis auf die Nebenfiguren herunter, die Motive ſind klar und einfach, die Gegenſätze in den Charakteren wirkſam, auch die Versſprache zeigt

sich gewandter und gehaltreicher, wennschon ohne dichterischen Reiz. Manche satirische Bemerkung über das Hoftreiben läuft unter, wofür die Studien nicht gerade in Japan gemacht zu werden brauchten.

Es folgt ein Prosalustspiel in fünf Akten: „die Täuschungen". Der Titel zeigt das Genre an. Eines der wirksamsten Mittel, das dem Lustspiel überhaupt zu Gebote steht, heitere Situationen und spannende Verwickelungen herbeizuführen: die unrichtige Voraussetzung nämlich — ist hier selbst als Gegenstand des Lustspiels genommen. Alle die Personen, die darin mitwirken, täuschen sich in irgend einer Annahme; worin sie sich täuschen, ist erst in zweiter und dritter Linie von Bedeutung, das Eigenartige dieses Lustspiels soll eben gerade in dem Umstande liegen, daß man sich allseitig täuscht. Es geschieht daher auch nichts, was nicht in tausend andern Lustspielen ungefähr ebenso geschieht, und selbst auf originelle Gestaltung der Charaktere ist wenig Gewicht gelegt. Frau von Wild, die Gattin eines etwas derben, geraden Landedelmannes, hat die Marotte Heirathen zu stiften. Sie bestimmt *also* ihre Tochter Emma dem lächerlich eiteln aber sehr reichen Herrn von Silling, ihren Sohn Albert ihrer Nichte Charlotte, einer munteren nur etwas heirathsstollen jungen Dame, ihre Pflegetochter und entfernte Verwandte Henriette Walter, die bekannte bürgerliche Aschenbrödel, einem harmlosen Herrn von Laut, der sich zum Besuch einfindet. Nun sind aber Emma und Herr von Laut, der eigentlich ein Herr von Still ist, mit dessen Vater der Papa Wild in Feindschaft lebt, Albert und Henriette mit einander einig, und Charlotte hat in dem Hauptmann von Dornbach einen Verehrer gefunden, der ernste Absichten verfolgt. Daß diese Partien schließlich auch so zu Stande kommen, Frau von Wild sich also dreifach getäuscht sieht, versteht sich von selbst, aber auch die Liebenden selbst haben eine Reihe von Täuschungen zu überwinden, theils weil sie sich in Folge von allerhand Machinationen von denen nicht geliebt glauben, die ihnen doch von Herzen angehören, theils weil sie, wie Silling und Charlotte über ihr eigenes Gefühl selbst sehr unklar sind und sich nach der Reihe von denen für geliebt halten, die sich schon anderweitig versagt haben. Es entsteht daraus ein ziemlich confuses Hin und Her, Vor und Zurück, das doch weder genügend spannt, da man über den Ausgang keinen Augenblick im Zweifel ist, noch auch recht spaßhaft wirken kann, da in den meisten Fällen die Täuschungen zu sehr gemacht, d. h. auf Voraussetzungen begründet erscheinen, die man nur bei großen Concessionen an das Bühnenspiel für glaublich gelten lassen kann. Man sieht, wie bei einem Marionettenspiel, die Drähte, die von der Hand des Spielers geführt werden und die derselben wohl auch gelegentlich entfallen. An mancher Stelle zeigt sich dann freilich schon keine geringe Bühnenroutine, wie z. B. im ersten Aktschluß, wo der zum Besuch eingetroffene Albert von

allen Seiten mit Fragen bestürmt wird, ohne zum Antworten zu kommen, während Herr von Wild nach dem schon aufgetragenen Frühstück schmachtet, oder im letzten Akt, wo Herr von Silling unwissend die alte Heirathsstifterin entführt. Silling, der alle Welt in sich verliebt glaubt und zuletzt allein leer ausgeht, ist überhaupt eine äußerst dankbare Charge. Die andern Rollen bieten wenig. Das ganze Stück ist in der Sammlung nur berechtigt als eine Probe für die Vorarbeiten der Prinzessin gerade auf dem Gebiet, das ihr später eine so reiche Ernte brachte.

Höchst originell in seiner Art muß dagegen das letzte Drama dieses ersten Bandes genannt werden: „Mesru, König von Baktriana" in zwei Theilen und je 5 Akten, von den Hofschauspielern erst im Königl. Palais, dann auch öffentlich auf der Hofbühne in Dresden aufgeführt. Es zeigt die wunderlichste, aber deshalb nicht weniger interessante Verirrung, der ein Bühnenautor verfallen kann. Der erste Theil behandelt eine Staatsaction. Mesru, ein Fürst von vortrefflichen Anlagen, aber irre geleitet durch seine Höflinge, auf seine despotische Macht trotzend, voll Argwohn gegen alle, die ihm treu dienen, voll Hingabe an Schmeichler und Intriganten, bringt seinen redlichen Bruder Fealgar um seine Braut Timantia, ist aber sehr geneigt zu glauben, daß ein Verhältniß zwischen beiden fortbesteht und daß er betrogen werden solle. Vergebens warnt der alte Bearnab, der schon seinen Vater treu berathen hat und jetzt von einem längern Studienaufenthalt in Aegypten heimkehrt; der Höfling Tolimir siegt und reizt den König so zum Zorn, daß er Fealgar gefangen setzt und Timantia, die nun seine Braut ist, tödlich beleidigt. Darüber bricht ein Aufstand aus, der dem König seine Krone kostet. Er flieht und wird für todt gehalten; Fealgar besteigt den Thron und heirathet Timantia.

So weit ist alles in guter Ordnung. Was vor unsern Augen geschieht, geschieht zwar in grauer Vorzeit und in einem fabelhaften Königreiche, aber es geschieht so, daß man während des Spiels einer historischen Realität gegenüberzustehen glauben muß, die eben nur eine erfundene, aber an sich durchaus mögliche ist. Gegenstand des Dramas ist die Schilderung einer Mißregierung, die sich schließlich an dem schlechten Regenten selbst rächt und seinen verhaßten Gegner auf den Thron bringt, der nicht einmal nach der Herrschaft strebte. Die staatsrechtlichen Verhältnisse sind völlig klar gestellt, an dem Hofe zu Baktriana geht es zu, wie an irgend einem wirklichen orientalischen Hofe, alle Menschen, die auftreten, sind Wesen von Fleisch und Blut, sprechen zwar in Jamben, sind deshalb aber nicht mehr über das gewöhnliche Maß hinausgehoben, als es Personen in Dichtwerken zu sein pflegen. Plötzlich zu Anfang des zweiten Theils wächst ein Element in die Dichtung hinein, das uns den realen Boden unter den Füßen fortzieht: Mesru

hat von dem in Aegypten mit Zauberkünsten ausgestatteten Bearnab einen Trank bekommen, der ihn in funfzigjährigen Schlaf versenkte, ohne ihn doch auch nur eine Stunde älter werden zu lassen. Da er nun aufwacht, glaubt er erst gestern seiner Herrschaft beraubt zu sein und geht nach der nahen Stadt, um sie womöglich schleunigst zurückzugewinnen. Das Wunder berührt aber lediglich seine Person. In ganz Baktriana sind inzwischen ganz reelle 50 Jahre verflossen; Fealgar regiert noch als hochbetagter Greis, geliebt von seinen Unterthanen, die sich kaum noch eines Königs Mesru erinnern, Timantia ist eine Greisin, eine Tochter, die ihr auch äußerlich gleicht, hat ihren Namen erhalten. Mesru, der sich überall für den rechten König erklärt, hält letztere für seine Timantia, und das Mädchen findet Theilnahme für den armen Blödsinnigen, der so wehmüthig Unsinn schwatzt. Endlich findet er bei einer unzufriedenen Partei Unterstützung, wird aber besiegt und gefangen vor Fealgar geführt, in dem er anfangs ebenso wenig den Bruder erkennt, als in dessen Frau die frühere Geliebte. Erst als im Feuertempel eine Schrift Bearnab's aufgefunden wird, die das Wunder erklärt, begreifen die Betheiligten Alles und finden sich auf gute Art darein. Mesru, der zur Vernunft gekommen ist, läßt seinem Bruder die Herrschaft und heirathet dessen Tochter, um sein Nachfolger zu werden.

Bliebe König Mesru eine Spukgestalt, die in's Nichts versinkt, nachdem sie zu poetischen Zwecken eine Weile ihr Wesen getrieben hat, so könnte man sich's um der vielen wirklich poetischen Schönheiten willen, die wir dieser wunderlichen Fiction zu danken haben, gefallen lassen. Man träumt wohl manchmal, wie man die Welt finden würde, wenn man ein halbes Jahrhundert verschlafen könnte, ohne selbst älter zu werden, und dann unter ein ganz neues Geschlecht träte, das auf unsere Zeit zurücksieht, wie wir auf die Zeit vor fünfzig Jahren. Hier aber sollen wir an eine Wirklichkeit glauben, und zwar: ohne in eine Märchenwelt versetzt zu sein. Mesru ist kein Spuk, sondern ein Mensch, wie die andern Menschen, die auf der Bühne vor uns agiren, nur daß er 50 Jahre lang geschlafen hat, ohne auch nur um einen Tag zu altern. Und das sollen nicht nur wir Zuschauer glaublich finden, sondern auch die mithandelnden Personen auf der Bühne, sein Bruder und seine Geliebte, finden es am Ende glaublich. Auch jetzt wäre noch Zeit einzulenken: Mesru könnte in dem Augenblick, in dem er zur Erkenntniß seiner traurigen Regenten-Verirrungen gelangt, (das Drama hat ja allein diese Tendenz!) auch das Traumbewußtsein verlieren, noch ein junger Mann zu sein, und die seinen Jahren angemessene Gestalt gewinnen, sodaß dann am Schluß die natürlichen Verhältnisse wieder hergestellt erschienen; nun aber werden dieselben völlig auf den Kopf aufgestellt, indem Mesru, gerade als ob wirklich in ihm die Zeit ein halbes Jahrhundert still gestanden ist, die

junge Timantia heirathet und ſich auf die Thronfolge im Reiche Baktriana vorbereitet. Wir glauben zuletzt ſelbſt auf dem Kopf zu ſtehen; die Grenzen des Möglichen ſind aufgehoben, und doch nicht in einem Märchen, ſondern in einer politiſchen Komödie, die in allem Uebrigen innerhalb der Exiſtenzbedingungen einer realen Welt abſpielt. Das wirkt wie eine Curioſität, an die zehn Akte denn doch verſchwendet ſcheinen, und verſtimmt trotz anſprechender Szenen und trefflich bühnenmäßiger Führung. —

Der zweite Band bringt vier der beliebteſten Stücke der Prinzeſſin: „Lüge und Wahrheit", „die Braut aus der Reſidenz", „der Oheim" und „die Fürſtenbraut". Das erſte davon iſt als Bahnbrecher von Wichtigkeit, das letzte ſteht ſchon ganz auf der Höhe, die dieſer Schriftſtellerin überhaupt zu erreichen möglich war. Den unzweifelhaft ſehr günſtigen Bühnenerfolg von „Lüge und Wahrheit" ſucht der Herausgeber ſehr richtig aus dem Gegenſatz zu erklären, in welchen dieſes einfache deutſch-bürgerliche Schauſpiel zu dem damaligen buntſcheckigen und den Geſchmack des Publikums überladenden und verbildenden Repertoire trat. Es war einmal ſtatt des Menü aus der Küche franzöſiſcher und anderer fremdländiſcher Köche mit dem Deſſert von Feuerwerken, Balletten und Faxen gute deutſche Hausmannskoſt, und ſie mundete zur Abwechſelung vortrefflich. „Inmitten ſo ungeſunder Zuſtände", wie ſie der Herausgeber eingehender geſchildert hat, fährt er fort: „die vor allem ſeit der Julirevolution durch jene unklaren Sympathieen für alles Franzöſiſche ſtark beeinflußt worden waren, mußte das Schauſpiel „Lüge und Wahrheit" in ſeiner ſchlichten, ungeſuchten Sprache und mit ſeinem guten ſittlichen Kern wie ein Biſſen kräftigen Hausbrodes munden, deſſen würzigen Geſchmack der Gaumen über all' dem Naſchwerk ſchier vergeſſen hatte. Im Verhältniß zu ſeiner erſten großen und allſeitigen Wirkung hat dies Drama übrigens nur eine mäßige Anzahl Aufführungen erlebt; auch beſteht es trotz ſeiner vielen liebenswürdigen Seiten nicht den Vergleich mit manchen ſpätern Arbeiten der Prinzeſſin. Sein großes Verdienſt bleibt, daß es den Geſchmack des Publikums zur Beſinnung rief. Es hatte den Verſuch unternommen, ohne Moralpredigten und ohne Rührungsmittel, einzig durch das Zu-Worte-kommen-laſſen richtiger Empfindungen einem an ſich nicht bedeutenden Stoffe Kunſtwirkungen reiner und veredelnder Art abzugewinnen. Und der Verſuch war gelungen".

Dieſes eben ſo ruhige als gerechte Urtheil wird nicht alterirt, wenn dem Stück auch noch in anderer Richtung ein lobender Nachruf folgt. Es hat nicht zum Wenigſten deshalb gefallen, weil es von der erſten bis zur letzten Szene, man darf ſagen: vom erſten bis zum letzten Wort für die Bühne gedacht iſt, gleichſam durch die Energie der dramatiſchen Compoſition den Zuſchauer gefangen nimmt. Mit wahrhaft erſtaunlicher Knappheit iſt

der Dialog ſo geführt, daß immer nur das unumgänglich Nothwendige in Worte gekleidet erſcheint und dem Darſteller doch alle erforderlichen charakteriſtiſchen Merkmale ſeiner Rolle gegeben werden. Iſt das Schauſpiel ſo, wie es hier gedruckt iſt, auch urſprünglich geſchrieben, ſo iſt das Verſtändniß der Verfaſſerin für die praktiſchen Bedürfniſſe der Bühne wahrlich nicht gering anzuſchlagen: kein Regiſſeur hätte es beſſer zuſammenſtreichen können. Deshalb läßt es ſich auch jungen Dramatikern zum Studium empfehlen, während der Verſuch, es wieder in's Repertoire aufzunehmen, wohl nicht Erfolg haben kann, da die geſellſchaftlichen Formen, in denen es ſich bewegt, doch zu ſehr veraltet ſind.

Es iſt intereſſant, dem Mittel nachzuſpüren, durch das dieſer auffallend raſche Fluß der Handlung herbeigeführt wird. Die Handlung an ſich, ſo einfach ſie iſt, würde auch eine breitere Ausführung zulaſſen. Juliane Freymann iſt eine Intrigantin und — hat's nicht nöthig. Aus einer tief eingewurzelten Neigung, überall Winkelzüge zu machen, ſtatt geradeaus auf's Ziel zu gehen, verwirrt ſie auch ihr Verhältniß zu Willmar, den ſie doch zu lieben glaubt, und treibt ihn der einfachen und geraden Friederike in die Arme, bewirkt ſie, daß der brave Meerfeld, den ihr Vater ihr beſtimmt hat, drauf und dran iſt, ſie im Stich zu laſſen und die übelſte Meinung von ihrem Vater mitzunehmen, und daß ein von ihr erfundener Bankerot des letzteren beinahe zur traurigen Wahrheit wird. Es iſt endlich noch ein Glück für ſie, daß der biedere, offenherzige, jedes Ding ungenirt beim echten Namen nennende, dabei doch niemals durchfallende und durch ſeine ehrliche Gutherzigkeit für ſich warm einnehmende Meerfeld (eine wahre Prachtrolle!) auch ihre liebenswürdigen Seiten zu würdigen verſteht und ſie am Schluß wieder zu Gnaden annimmt. Alſo im Verlauf der vier Akte ein Verhältniß, das auseinandergeht, ein Verhältniß, das nach mancherlei Weiterungen glücklich zu Stande kommt, und noch ein drittes Verhältniß (zwiſchen Willmar und Friederike), das in die Wege geleitet und zum Ziele geführt wird, dabei Gegenſätze in den Charakteren, die ſcheinbar unausgleichlich ſind oder eine große Zahl von Durchgängen und Verwickelungen fordern — wie findet das alles Raum, ſich natürlich zu entfalten? Das Kunſtſtück liegt in der Compoſition des Charakters des Vaters Freymann! Er ſelbſt iſt nämlich raſch zufahrend, ſchnell handelnd, immer treibend, ein Feind langen Beſinnens, übrigens gutmüthig, ehrlich und nicht ohne Humor. Indem er nun ſo iſt und ſich ſeiner natürlichen Beſchaffenheit gemäß abſpielt, dirigirt er die ganze Handlung in der ihm innewohnenden raſchen Weiſe, und die haſtigſten Uebergänge verwundern gar nicht, wenn er ſie herbeiführt. Es iſt ganz aus ſeinem Charakter heraus, daß er ſeiner Tochter, nachdem ſie ihm mit Verleugnung Willmars geſagt hat, daß ihr Herz frei ſei, einen Bräutigam

aussucht und ihn sofort herbestellt, daß er, sobald er angelangt ist, in einer äußerst komischen Scene von beiden sofortige Entscheidung verlangt, daß er Willmar auf eine natürlich in ganz anderer Absicht gemachte Aeußerung Julianens hin sogleich mit Friederike verlobt, daß er das Aufgebot auf der Stelle besorgt ꝛc. Alles, was in den Bereich dieses lebhaften Mannes kommt, muß mit; zum langen Aussprechen bleibt gar keine Zeit; er nimmt gleichsam die Figuren in die Hand und stellt sie einander gegenüber: *nun* seht zu, wie ihr miteinander fertig werdet! So giebt es denn natürlich lauter Hauptscenen und der Zuschauer bleibt bis zum Schluß gefesselt.

Zu den wohl am häufigsten gespielten Stücken der Prinzessin gehört das kleine zweiaktige Lustspiel „die Braut aus der Residenz", seiner Zeit ein Schatz für Liebhabertheater, aber auch bei Schauspielern und Schauspielerinnen von Fach in großer Gunst wegen einiger Paraderollen. Die Voraussetzung ist ziemlich geschroben: der einfache, biedere, weltunerfahrene Fabrikant Jacob Wehringer will heirathen, übersieht in seinem Eifer ganz, daß er das gute München Dorner liebt, und verschreibt sich bei seinem Freunde, dem Rittmeister v. Seltern, eine Braut aus der Residenz. Weil der aber wirklich sein Freund ist, so spielt er ihm eine Komödie in der Komödie, bei der seine Braut, Frau von Stern hilft. Es versteht sich von selbst, daß diese gewandte Dame ihm eine Residenzlerin nach der Mode vorführt, vor der er allen Respekt bekommt; er ist froh, sich dupirt zu sehen.

Dem Lustspiel muß man immer etwas „vorgeben"; soll es recht lustig sein, so muß man ihm ziemlich viel vorgeben. Aber die Komödie in der Komödie bleibt immer mißlich; sie fordert auf der einen Seite eine Uebertreibung, die über die Grenzen des im wirklichen Leben Möglichen weit hinausgeht, auf der anderen Seite eine Borniertheit, die nicht sieht, was dem simpelsten Zuschauer einleuchtet. Man kann an dergleichen Schwänken nur Vergnügen haben, wenn sie so launig sind, daß man im Augenblick wenigstens nach der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit gar nicht fragt. Es muß zugegeben werden, daß die Verfasserin des vorliegenden Stückes sich von allen albernen Ausschreitungen frei gehalten und lustspielmäßig motivirt hat. Daß sie selbst nicht erwartete, die Zuschauer würden während der Aufführung die Lampen vergessen, zeigen sehr deutlich die Schlußworte an's Publikum: „die Komödie ist aus, der Vorhang kann fallen". —

Auch das Schauspiel „der Oheim" läßt eine gewisse dramatische Energie nicht vermissen. Innerhalb des Stückes lösen und knüpfen sich Verhältnisse, gehen tiefgreifende psychologische Wandlungen vor. Dr. Löwe, der auf dem besten Wege ist, einer vor vielen Jahren gestorbenen Geliebten wegen ein alter Junggeselle zu werden, lernt im ersten Akt unter besonderen Verhältnissen Anna kennen, die steinreiche Stieftochter der Frau v. Stürmer, hält

sie erst für eine Zofe, dann jedenfalls für ein armes von der Stiefmutter gequältes Mädchen, verliebt sich in sie und macht ihr demnächst einen Antrag, ohne zu wissen, daß sie heimlich die Braut seines Neffen, des Barons Julius von Löwenberg, ist. Der weitere Verlauf zeigt nun, wie Julius, durch einen schlechten Freund übel berathen, durch Intrigue und Unredlichkeit das Herz Anna's und damit ihr Geld verliert, sein braver Onkel aber durch seine Biederkeit, Geradheit und Opferfreudigkeit den Gewinn zieht. Das Sujet hat also eine gewisse Aehnlichkeit mit dem in „Lüge und Wahrheit", nur die weibliche und männliche Rolle sind vertauscht und die äußere Ausstattung der Fabel eine andere. Auch fehlt die dort gerühmte Knappheit, und häufiger Szenenwechsel erschwert die Darstellung. Als ein Fortschritt ist die höchst wirksame Bühnenfigur der Frau von Stürmer zu bezeichnen: die Kranke in der Einbildung, die unausstehlichste Menschenquälerei aus übergroßer Sorglichkeit für sich selbst. Wie sie von Dr. Löwe gründlich curirt wird, indem er ihr das unschädlichste Recept verschreibt, dessen Heilwirkung aber von Bedingungen in ihrem Verhalten abhängig macht, deren genaue Befolgung sie zwingt die liebenswürdigste Frau zu werden, ist höchst ergötzlich. Man läßt die Wahrscheinlichkeit eines solchen Erfolges ganz dahingestellt sein, da die komischen Pointen trefflich ausgenützt sind.

Es bleibt noch übrig, das fünfaktige Schauspiel „die Fürstenbraut" kurz zu charakterisiren. Bewegten wir uns in den vorigen Prosastücken in bürgerlichen Kreisen — die darin mitwirkenden Personen mit Adelsnamen treten in keiner Weise aus denselben heraus — so führt uns die Verfasserin hier an den Hof, und wenn wir dort noch zweifeln konnten, ob sie in ihrer exclusiven Stellung das Geschilderte wirklich erfahren, oder nur mit immerhin origineller Gestaltungskraft den aus der Lektüre und dem Theaterbesuch gewonnenen Mustern analog nachgebildet habe, so läßt sich hier in keiner Szene und bei keiner Figur die Ursprünglichkeit der eigensten Anschauung verkennen. Mit Menschen dieser Art ging die Prinzessin täglich um, sie waren ihr bekannt mit allen ihren Vorzügen und Schwächen, mit ihrer Denk-, Empfindungs- und Ausdrucksweise, sie hatte sie nur gleichsam abzuschreiben, um der Bühne ein Drama zu schenken, das den Stempel der Wahrhaftigkeit an der Stirn trägt. Man hat da nicht das Gefühl, wie sonst so oft bei Schauspielen, die uns auf diesen glatten Boden führen, als ob der Autor mit der Hand aus den Coulissen herausdeute: seht einmal! so geht es bei Hofe zu. Sondern man findet die Gesellschaft, die sich hier charakterisirt, ebenso bei sich zu Hause, wie die bürgerliche Gesellschaft es an ihrem Ort ist; deßhalb nirgends die Tendenz, eine absonderliche Moral für Hofkreise aufzudecken, nirgends eine Verzerrung zu komischen Wirkungen; diese Menschen sind, was sie nach ihrer Lebensstellung und nach langer Lebensgewohnheit sein müssen,

sie geben sich ungezwungen und in ihrer ganzen Natürlichkeit, nicht wie sie sich bürgerlichen Kreisen gegenüber zu repräsentiren haben, sondern wie sie unter sich sind. Gerade damit aber ist durch dieses Stück der Bühne ein neuer Boden gewonnen.

Schon die vielversprechende Exposition verdient alles Lob. Der Fürst erwartet seine ihm bereits durch Procuration angetraute Braut, Prinzessin Mathilde, Tochter eines benachbarten Herzogs: die Heirath soll eine alte zwischen beiden Höfen bestehende Feindschaft friedlich beseitigen. Alle Welt glaubt, daß er sie noch gar nicht kenne; er aber weiß es besser. Schon durch die liebenswürdigen Briefe der Prinzessin nicht wenig für sie eingenommen, hat er sich doch nicht fesseln wollen, ohne sie auch persönlich kennen gelernt zu haben. Er hat deßhab incognito als Graf von Holm heimlich jener Residenz einen Besuch abgestattet und durch einen seiner Hofleute dafür sorgen lassen, daß er die Prinzessin Mathilde in einer Gesellschaft beim Hofmarschall treffen könne. Dort hat er auch wirklich eine junge, sehr schöne Dame dieses Namens gesehen und sie in sein Herz geschlossen. Er erwartet jetzt in der glücklichsten Stimmung, sie wiederzufinden, und — eine ganz Fremde verläßt den Reisewagen. Nicht der Prinzessin, sondern deren Hofdame, Fräulein Mathilde von Wallerbach, die sie jetzt begleitet, ist er beim Hofmarschall begegnet. Die Enttäuschung ist groß!

Das Schauspiel stellt sich nun die wahrlich nicht leichte Aufgabe, den Fürsten und die Prinzessin bei alledem zu einem glücklichen Paar werden zu lassen. Anfangs scheint bei dem Charakter des ersteren ein Ausgleich undenkbar: er ist entschlossen, allen daraus folgenden Unzuträglichkeiten zum Trotz ganz seiner Neigung zu gehorchen, das Fräulein zu heirathen, die Prinzessin ihrem Vater zurückzuschicken; letztere selbst muß den Versuch aufgeben, den Fürsten zu gewinnen, nachdem sie erfahren, was ihr entgegensteht, und bemüht sich nur noch, die Lösung des Verhältnisses ihrem Vater so wenig kränkend als möglich erscheinen zu lassen. Indessen zeigt sichs doch bald, daß der Fürst mehr im Aerger über die Selbsttäuschung und aus dem an sich sehr achtenswerthen Princip, seine Heirath als eine Herzensangelegenheit zu behandeln, als aus tieferer Neigung für das Fräulein handelt, und andererseits wirkt dann die wahrhaft vornehme Haltung der Prinzessin, ihre große Liebenswürdigkeit und schließlich ihre Hochherzigkeit (sie nimmt den Bruch des Verhältnisses auf sich) nach und nach so bestimmend auf ihn, daß er gegen Mathilde von Wallerbach gleichgiltiger wird und sie endlich, nachdem er die Liebe der Prinzessin gewonnen, mit leichtem Herzen dem Major von Soltau verloben kann.

Läßt die Verfasserin ihre Prinzessin diesen großen Sieg so gewinnen, daß wir ihn durchaus begreiflich finden und immer auf ihrer Seite stehen,

indem ſie jede Spur krankhafter Sentimentalität von ihr fern hält, ſie ſtets verſtändig, einſichtig, liebreich (auch gegen die Rivalin), mit wirklicher Hoheit und den ſchwierigen Umſtänden entſprechend handeln läßt, ſo hat ſie es, was gewiß nicht leichter war, auch verſtanden, dem ſchönen Hoffräulein charakteriſtiſche Eigenſchaften zu geben, die uns, ohne ſie deßhalb irgendwie als eine der ſchnellerwachten Neigung des Fürſten unwürdige Dame erſcheinen zu laſſen, doch des Mitleids über ihre ſchließliche Niederlage überheben, und dadurch einen harmoniſchen Ausgang ermöglichen. Das Mittel iſt hier wieder ſo erſtaunlich einfach, daß es nur derjenige nach Gebühr würdigen wird, der aus eigener Erfahrung weiß, was ſo ein dramatiſches Kolumbus-Ei zu bedeuten hat: Mathilde erſtrebt nicht leidenſchaftlich eine Verbindung mit dem Fürſten; ſie verliert alſo auch für ſich ſelbſt und in unſern Augen nicht viel, wenn ſie den Fürſten verliert. Der Graf von Holm hat ihr gefallen, aber zu einer tieferen Neigung iſt es bei dem flüchtigen Begegnen nicht gekommen; dann ſchmeichelt es ihrer Eitelkeit, daß der Fürſt, den ſie in dem Grafen erkennt, ihr ſeine Liebe zugewandt hat und ſie auch jetzt nach der Aufklärung jenes Mißverſtändniſſes heirathen will, aber ſo recht traut ſie der Sache inſtinctiv doch nicht und findet kein Arg darin, ſich mit Soltau zu verloben, der ſie denn auch nach einigen Irrgängen glücklich heimführt. So wiſſen wir ſie zu unſerer Beruhigung gut verſorgt.

Ein einziges Bedenken kann man ſchwer los werden. Wenn das Stück auch in einer Zeit ſpielt, wo beim Mangel von Eiſenbahnen der Verkehr zweier benachbarten fürſtlichen Reſidenzchen ungefähr den Schwierigkeiten begegnen mochte, wie heute der Verkehr zwiſchen zwei Kaiſerſtädten, und wenn man weiter zugeben kann, daß die feindliche Spannung zwiſchen beiden Höfen das Unterbleiben eines officiellen Beſuchs ſeiner Braut ſeitens des jungen Fürſten für das Schauſpiel genügend motivirt, ſo bleibt doch ganz unbegreiflich, wie die Verlobung zu Stande kommen konnte, ohne daß der Fürſt auch nur ein Bild der Prinzeſſin zu Geſicht bekommen hat. Auf dieſer ganz unwahrſcheinlichen Prämiſſe baſirt aber die ganze Verwickelung. Läßt man ſie nicht gelten, ſo fällt damit das Stück. Aber man läßt ſie gelten, denn das Stück iſt von da ab eines der beſten, die unſere deutſche Schauſpielliteratur aufzuweiſen hat. — Ernſt Wichert.

Der Staat und die katholiſchen Biſchofswahlen.

Emil Friedberg: Der Staat und die Biſchofswahlen in Deutſchland. Mit Actenſtücken. Das XIX. Jahrhundert. Leipzig, Duncker und Humblot 1874. 2 Bde.

Bis vor einigen Jahren bekümmerte ſich um das Thema des vorſtehend

bezeichneten Buches außer den Juristen, Theologen und Ministerien das Publikum so gut wie gar nicht. Wohl waren in früheren Jahren bei einzelnen Wahlen Differenzen zwischen der römischen Curie und einzelnen Regierungen vorgekommen, indessen zufolge der Liebenswürdigkeit der letzteren, namentlich unter Friedrich Wilhelm IV. stets zur vollen Zufriedenheit Roms und mit dem Erfolge beigelegt worden, daß die Curie aus jeder Differenz mit einem erklecklichen Zuwachs an Berechtigung hervorging. Da kam es nach dem am 8. September 1864 erfolgten Tode des Cardinals Geißel nach langen Versuchen, das Recht des Königs, daß keine ihm ungenehme Wahl erfolgen darf, illusorisch zu machen, dahin, daß der Herr Paulus Melchers mit Zustimmung des Königs vom Papste zum Erzbischof ernannt wurde. Unsere Zeit, die schnell lebt, hatte dies bald vergessen. Nun starb am 14. April 1868 der Erzbischof von Vicari von Freiburg, dessen Wahl, was die Zeitgenossen längst vergessen, selbst zu Controversen geführt hatte. In Rom hielt man den Moment für günstig, mit einem Schlage das vertragsmäßige Recht zu eliminiren. Die Rechnung war falsch. Baden hatte consequent den Weg eingeschlagen, durch Staatsgesetze die Grenzen zwischen der curialen und staatlichen Macht zu ziehen. Wie richtig, lehrt die Thatsache, daß die Curie in Freiburg schrittweise ihr Terrain als verloren aufgeben muß. Bis heute ist es zu keiner Wiederbesetzung des Stuhls gekommen und steht endlich nach langem Harren die Einstellung der Dotation in Aussicht. So ist die Frage schwebend geblieben. Doch auch das hätte die Augen nicht geöffnet, da bisher — und scheinbar noch heute, wenn man die Kirchenpolitik gewisser „Staatsmänner" in's Auge faßt — es schien, als lache jede Regierung in's Fäustchen, wenn die andere mit der römischen Klerisei in Conflict kommt, es ihr selbst aber gelingt, durch lauter Laviren den faulen Frieden zu erhalten. Das „vaticanische Concil", aus dem Seine Heiligkeit als unfehlbarer, allgewaltiger Kirchenregent und leibhaftiger Stellvertreter Gottes kraft eigener Machtvollkommenheit eine göttliche Offenbarung statuirend hervorging, die in Folge der gescheiterten Versuche, das neue deutsche Reich nach alter Sitte seine Heeresmacht über die Alpen senden zu lassen — zur Herstellung einer weltlichen Papstmacht, deren das Volk Italiens müde sich entledigt hat — konzentrirten Angriffe der Ultramontanen aller Orten, die nothwendig gewordenen Kirchen- und Reichsgesetze gegen die Aggression des Romanismus, die offene Auflehnung aller preußischen Bischöfe gegen das Staatsgesetz — das hat die Frage: welches Recht hat der Staat, wenn es sich darum handelt, die von ihm glänzend dotirten Bischöfe einzusetzen? zum Gegenstande eines höchst populären Interesses gemacht. Es ist ein glücklicher Wurf, den Friedberg mit diesem Buche, wie mit einigen anderen in den letzten Jahren gemacht hat, in einem solchen Momente einem dringen-

den Bedürfnisse für die Wissenschaft und die Masse der gebildeten Leser gerecht zu werden.

Das Buch schildert im Textbande die Verhandlungen, welche vom Jahre 1803 an, wo durch den Reichsdeputationshauptschluß mit der Säcularisirung den geistlicher Fürstenthümer die bestehende Diözesanverfassung umgestürzt wurde, bis zur Neugestaltung der Diözesen zwischen den deutschen Staaten (Bayern, Baden und Württemberg in Gemeinschaft mit Nassau und beiden Hessen, Hannover, Preußen) und der römischen Curie über die Besetzung der Bisthümer gepflogen wurden. Einzelne Daten sind hier zuerst aus den Acten bekannt gemacht. Durch diese rein actenmäßige Darstellung wird der Leser in die Lage gesetzt, sich ein volles Urtheil zu bilden. Da der zweite Band die wichtigsten Actenstücke, worunter verschiedene zum erstenmale oder vollständiger als in den bisherigen Publikationen, abdruckt, so ist nicht blos derjenige Leser vollständig orientirt, welcher für die Acten sich auf den Schriftsteller verlassen muß, sondern zugleich solche, die wissenschaftlich prüfen wollen. Das zweite Buch liefert eine eingehende Geschichte der einzelnen Bischofswahlen, das dritte erörtert die Rechtsfragen, ein Anhang giebt Mittheilungen über Wahlen in Oesterreich, die altkatholische Bischofswahl, die preußische (am 15. März 1873 aufgehobene) Feldpropstei, die Besetzung von Straßburg und Metz, ein Nachtrag den preußischen Gesetzentwurf über die Verwaltung erledigter katholischer Bisthümer und das im Reichstag angenommene Gesetz betreffend die Verhinderung der unbefugten Ausübung von Kirchenämtern nach der ursprünglichen Vorlage an den Bundesrath.

Aus dem Gesagten geht hervor — und dies darf ich auf Grund der eingehendsten Lesung des Buches aussprechen —, daß das Werk durch seine Vollständigkeit, actenmäßige Darstellung und Mittheilung der wichtigen Dokumente nicht nur für die Wissenschaft höchst verdienstlich ist, sondern auch ein sehr werthvolles, ja unentbehrliches Material liefert für die Politik des 19. Jahrhunderts auf dem kirchenstaatsrechtlichen Gebiete. Dem Charakter der Zeitschrift „Im neuen Reich" entspricht es, wenn ich diese benutze, um über den Gegenstand noch einige Mittheilungen zu machen.

In Bayern hat der König zufolge des Concordats das Recht, alle acht Erz- und Bischöfe zu ernennen. Ueber die einzelnen Ernennungen war Friedberg (S. 211 Anm.) nicht in der Lage, Mittheilungen zu machen, da ihm Herr von Lutz die Auskunft gab: daß „die königliche Ernennung fast immer auf Grund von mündlich gepflogenen Erhebungen erfolgt ist, so daß nur interesselose formale Actenstücke vorliegen". Friedberg theilt S. 352 eine Notiz von mir (Bonner „Theol. Literaturbl." 1868 Sp. 789 f.) mit, der niemals widersprochen wurde. Es wird nicht uninteressant sein, diese zu vervollständigen. Mir wurden vor Jahren eine Anzahl von Briefen u. s. w.

ohne jede Beschränkung hinsichtlich des Gebrauches zur Benutzung geliehen. Ich habe dieselben abgeschrieben. Ein Originalbrief des verstorbenen Card. Grafen Reisach, vormaligen Bischofs von Eichstädt lautete mit dem Datum 17. Mai 1846:

„. . . . Die Ausdrücke des Begleitschreibens bei meiner erster Ernennung sind folgende: Ich soll durch die Annahme den festen Entschluß aussprechen, teutscher insbesondere bayerischer Bischof in dem vollen Sinne des Wortes zu seyn, mich streng nach der Verfassung, Gesetzen und Verordnungen des Staates zu achten, die den kirchlichen Behörden eingeräumte Gewalt nicht auszudehnen, das in Wort, Schrift und That außer Zweifel gesetzte System der Regierung mir anzueignen, und insbesondere weder direct noch indirect nach Einführung des Ordens der Gesellschaft Jesu zu streben.

Der Brief ist im Namen des Königs geschrieben und vom König eigenhändig unterschrieben. Die Schrift ist dieselbe, wie die des Ernennungsdekretes, folglich auch der Brief vom Ministerium, und nicht im Cabinet ausgefertiget, und hat dasselbe Datum wie das Dekret, in welchem ebenfalls das Vertrauen auf mein gewissenhaftes Festhalten an der Verfassung und den Gesetzen und Verordnungen des Reiches ausgesprochen ist, welcher Passus in dem Ernennungsdekret von 36 ausgelassen ist.

Ich bitte Sie, dies so zu benutzen, daß ich und der König *nicht* compromittirt werden".

Ob daher lauter „interesselose" Dokumente im bayerischen Ministerium liegen, ist zu bezweifeln. Man war mit der Publikation der Acten in Bayern bis zum Jahre 1873 entsetzlich difficil. Erst von Sicherer (Staat und Kirche in Bayern, Münch. 1873) hat aus dem Archiv ꝛc. sie publiciren dürfen. Früher hatte Höfler (Concordat und Constitutionseid in Bayern, München 1847) verschiedene publicirt. Aber auch römischer Seits war man gerade so schwierig. Mir lag eine Abschrift des von Höfler a. a. O. S. 241 zuerst, dann von v. Sicherer Anhang Nr. 26 S. 87 nach dem Original publicirten Briefes von Pius VII. an den König von Bayern vom 13. Januar 1819 vor, an deren Schluß folgende Bemerkung geschrieben stand:

„Pour mieux garder le secret, je vous prie, après l'avoir lu, de la brûler, sans permettre, que quelcun en fasse copie".

Ist auch das Französisch nicht schön, so bleibt die Sache interessant. Die nähere Erklärung giebt ein Originalbrief des schon genannten Grafen Reisach, der lautet (Datum 24 Mai 1846):

„Hiermit folgt der Brief des Papstes an den König; er wurde vom Nuntius dem ehemaligen Official Adam mit der am Ende in französischer Sprache beigefügten Weisung mitgetheilt; Sie sehen daraus,

daß er mit Vorsicht zu benutzen ist, und wohl nicht in extenso und als Dokument abzudrucken seyn dürfte. Sie können hierüber Herrn Nuntius befragen, damit Rom nicht compromittirt werde.

ergebenster

+ K. A."

Daß auch selbst die treuen Diener nicht buchstäblich folgen, beweist das Nichtverbrennen.

Bekanntlich war der jetzige Bischof von Speyer, Haneberg, bereits im Jahre 1865 zum Bischof von Eichstädt ernannt. Derselbe erzählte, als ich im September jenes Jahres in München war, der Papst habe in S. Paolo, als ihm unter den dortigen Benedictinern auch ein als Gast anwesender bayerischer Benedictiner vorgestellt wurde, diesen angeredet, von Haneberg mit Erregung gesprochen und gesagt: „Dite a questo abbate che io non lo farò mai vescovo". Haneberg gab das Ernennungsdekret zurück. Nun, auch Unfehlbare ändern ihre Ansichten. Nachdem Herr Haneberg im September 1870 den berühmten Brief geschrieben hatte, der die Infallibilität verwirft, fand er im Jahre 1871 für gut, Kehrt zu machen. Er wurde dann in passender Anwendung des Satzes, daß über einen Sünder, der Buße thut, mehr Freude ist, als über 99 Gerechte, Bischof von Speyer. Die königliche Ernennung hat als Resultat gehabt, daß die königlichen Bischöfe zwar gleich allen Amtsbrüdern tüchtig in die Lärmtrompete stoßen, wenn's drauf ankommt aber mit Worten, nicht mit Thaten auftreten, gerade wie die Regierung es ihnen gegenüber macht, die den Mund voll nimmt, um schließlich nicht zu handeln.

Für Preußen werden die Sitze durch freie Wahl der Domkapitel besetzt, die außer den canonischen Regeln darauf sehen müssen, keine persona regi minus grata zu wählen. Die Bulle de salute animarum ließ es aber bezüglich der Bisthümer in den östlichen Provinzen bei dem Herkommen. Dies bestand darin, daß eine Scheinwahl stattfand, in Wirklichkeit eine königliche Ernennung. Es ist nun zwar erbaulich zu lesen, wie es die Curie dahin brachte, durch stete Vexationen die Regierung kirre zu machen, bis zuletzt durch Vertrag vom 23/24. September 1844 das Breve Quod de fidelium, das die Qualität des regi non minus gratus normirt, auf die ganze Monarchie ausgedehnt wurde. Ebenso zeigt dies Buch sehr gut an den einzelnen Wahlen, wie die Regierung sich Schritt vor Schritt in ihre Rechte eingreifen läßt. Erst supponirt man der königlichen Mittheilung, der A. B. ꝛc. ist mir recht, eine Liste; nachdem die Regierung darauf eingegangen, interpretirt man in's Breve hinein; als auch hiergegen keine energischen Maßregeln erfolgten, schreibt man geradezu vor, daß auf der Liste drei bleiben müssen. Wenn die neuesten Ereignisse nicht gekommen wären, hätte man

ſich unzweifelhaft auch darein gefügt. Wer ſo nachträglich dieſe Entwickelung überſieht, muß ſich fragen: wie war's möglich, daß die Regierungen ſich von der Curie ſo lange am Narrenſeil halten ließen? Wenn unſereins bis vor drei Jahren nicht offen brach, ſo hat das ſeinen guten Grund. Man hoffte und hoffte, man konnte ſich nicht denken, daß die Curie ſo ſchlecht ſei, man verkleiſterte oder vertuſchte in derſelben Abſicht, wie ein liebendes Kind die Fehler der Eltern verdeckt, man ſcheute ſich, die „ſchmutzige Wäſche" an's Licht zu tragen, kurz man war durch lauter Gutmüthigkeit ein brauchbares Werkzeug wider Willen. Aber daß die Regierungen, die doch von vornherein gegen Rom nach den Lehren der Geſchichte Mißtrauen hegen mußten, auf den Leim gingen, iſt unbegreiflich. Ueberſieht man das nachgerade vor uns liegende Material, ſo gelangt man zu der Einſicht, daß der jetzige Kampf zwiſchen der Hierarchie ein nothwendiges Stadium der Entwickelung geworden iſt, herbeigeführt dadurch, daß die Regierungen, vor allen die preußiſche, die Hierarchie immer mehr Terrain gewinnen ließen. Dieſelbe durfte glauben, einen widerſtandsloſen Gegner oder vielmehr einen unbewußten Genoſſen in der Regierung zu haben. Sie ging zu plötzlich und zu ſchroff vor. Da kam die Regierung zur Einſicht und ermannte ſich. Nun rief die Regierung „Mißbrauch", die Curie behauptete „Vergewaltigung". Wie ſo es aber kam, daß dieſer Zuſtand möglich wurde, läßt ſich nur faſſen, wenn man die geſammte innere Staatspolitik von 1821 bis 1840 und von 1840 bis 1870 einer eingehenden Erwägung nach der kirchlich-politiſchen Seite unterzieht. Dieſer Aufgabe wollen wir ſpäter gerecht werden.

Bonn. F. v. Schulte.

Das Trentino.

Zu den vielen und verwickelten Fragen, welche die endliche Conſolidirung Oeſterreichs hindern, gehört auch die wälſchtiroliſche. Sie trat ſeit 1848 in verſchiedenen Formen und Phaſen auf, der Kern bleibt immer derſelbe. Es beſteht an der unteren Etſch eine Partei, welche unmittelbar oder mittelbar von Oeſterreich los und an das Königreich Italien zu kommen ſtrebt. Die Frage iſt alſo eine nationale. Inſofern ſie nun eine innere Verlegenheit der öſterreichiſchen Regierung bildet, etwa wie die Einverleibung der Militärgrenze, könnte man ſich in Deutſchland ruhig dagegen verhalten; es handelt ſich jedoch hier um altes Reichsgebiet, welches freilich die öſterreichiſche Regierung, indem ſie es auf die unverantwortlichſte Weiſe der Verwälſchung überließ, bereits moraliſch für das deutſche Volk verlor. Doch

abgesehen davon, steht auch die Sicherheit der deutschen Gränzen im Süden mit dem Trentino im engsten Zusammenhang. Deutschland muß die Pässe über die Alpen in treuer, zuverlässiger Hand wissen, und insofern man von Oesterreich erwarten darf, daß es ohne perfide Hintergedanken zum deutschen Nachbar stehe, ist hier das Interesse Deutschlands und Oesterreichs identisch. Will man wissen, was die Italiener begehren, so schaue man nur die neuesten Karten von Italien an: sie ziehen die Gränze den Kamm des Brenners entlang, annectiren frischweg deutsches Gebiet und stecken auch gleich Istrien mit Triest in den bodenlosen Schnappsack. Man lese die Aufsätze Baisinis, welche vor etwa fünf Jahren in der Revue des deux mondes erschienen und in der Augsburger Allgemeinen Zeitung gebührend abgefertigt wurden; man schaue sich das Büchlein an, welches im vorigen Jahr ein pseudonymer Libero Liberi drucken ließ und sogar ein Blatt wie die rivista europea von Gubernatis zu loben wagte. „Italia esposta agli italiani" betitelt sich dieses schofle Machwerk, welches als Mittel niederträchtigster Agitation in Wälschtirol verbreitet wurde. Hören wir, wie Herr Liberi die Gränze regulirt: „die wahren Gränzen des Trentino beginnen westlich auf den Alpen am Berge Gallo, umspannen einen kleinen Bezirk, der politisch zur Schweiz gehört und laufen den Kamm der rhätischen Alpen entlang bis zur Dreiherrenspitze in der Nähe von Brunecken. Nördlich dieses Gebirgszuges liegt das Land, das man im wahren Sinne des Wortes Tirol nennen darf, seine Südgränze kannst du am Brennerpaß und Reschensee suchen. Das Alpenthal der Drau und Isel gehört zu Kärnthen und ist von der italienischen Provinz Brunopoli (Bruneck!) durch eine Mauer von Eis und Granit getrennt, welche sich nur durch den Paß von Toblach öffnet!" Aber auch noch das Thal der Fella und die „strategische Position von Tarvis in Kärnthen" fordert Herr Liberi und Compagnie für Italien. Warum denn nicht gleich wie die alten Römer alles Land bis zur Donau? Warum nicht Rhätien und Noricum auch italienische Provinzen? — „Nur diese Gränzen gewähren Italien Sicherheit und Unabhängigkeit!" Und doch besitzt Italien bereits die Veroneser Klause, das Defilé von Incanale und die Höhen von Rivoli, wo einst Napoleon die Oesterreicher, welche nach Süden vordringen wollten, zurückwarf. Wer sich hier nicht zu halten vermag, was soll dem das Thal der Fella und der Brenner? Damit wir über das Trentino, wie es die Italiener verstehen, ja keinen Zweifel haben, so nennt er uns auch die Städte desselben und darunter Bolzano (Botzen) Bressanone (Brixen), Brunopoli (Bruneck), Merano (Meran).!!! Im Trentino betrage die Zahl der Deutschen wenig mehr als 100,000, die der Italiener 439,000. Sehen wir uns die Statistik an, sie zählt 361,907 eigentliche Italiener, deren Gebiet den ehemaligen Roveredaner und Trientiner Kreis umfassend

bis zur Klause von Salurn reicht, während an der oberen Etsch und am Eisak 146,000 Deutsche und zum mindesten 22,000 Ladiner, die häufig deutsch verstehen und vielleicht in 20 Jahren (großentheils) germanisirt sind, sitzen. Diese 146,000 Deutsche machen Herrn Liberi keine Sorge, „denn das Prinzip der Nationalität ist jetzt zugelassen im Völkerrechte und als unabweisbar und heilig anerkannt". Nach der Logik Herrn Liberi's sollen sich also jene 146,000 Deutsche ruhig von den Italienern auffressen lassen; sind es ja nur Deutsche, welche es sich zu einer Ehre rechnen mögen, wenn sie zu Söhnen „unserer guten Väter, der Römer" verdammt werden. Herr Liberi zeigt den blödesten Augen, was das letzte Ziel der questione del Trentino ist. Darnach müssen wir die Denkschrift beurtheilen, welche am 13. März dieses von den wälschtirolischen Abgeordneten dem Reichstage zu Wien vorgelegt wurde, und bescheiden einen eigenen Landtag für den „italienischen Theil der Provinz Tirol" heischt. Hören wir Herrn Liberi noch einmal: „Gewiß, wenn das Trentino die Autonomie besäße, die ihm gebührt, so würde die moralische (!?!) und linguistische Assimilation dieser 100,000 (146,000) Deutschen, die noch übrig blieben, sich in kürzester Zeit vollziehen". — Eine solche Sprache wagen die bei Lissa und Custozza geschlagenen nach den großen Siegen von 1870 und 1871 Deutschen gegenüber! Daraus kann man schließen, was dem deutschen Volke von Seiten der Romanen geblüht hätte, wär' es unterlegen. Ueberhaupt täuscht man sich diesseits der Alpen gründlich, wenn man an echte Sympathie der Italiener für uns Deutsche glaubt. Schreiber dieses Aufsatzes kommt alle Jahre nach Süden; — es ist eben nur die Achtung, welche die Furcht einflößt; das Bewußtsein, daß man sich auf Deutschland stützen muß, wenn man sich erhalten will, was das Benehmen der Italiener bestimmt. Davon kann man sich am besten überzeugen, wenn die Italiener unter sich zu sein glauben.

Was jedoch die Assimilation betrifft, so ist dadurch die deutsche Bevölkerung Südtirols bereits hinlänglich der Verwälschung verfallen, so daß man wohl begreift, wenn sich endlich das deutsche Nationalgefühl in Tirol regt und unterstützt von den deutschen Brüdern außerhalb Tirols der „süßen Sprache del si" mit Erfolg einen Damm entgegenwirft, ja sogar aufgegebene Positionen wieder zu erobern trachtet. Da sagt jene Denkschrift: „Staunenswerth ist es, daß man in neuerer Zeit versucht hat, das „abgestorbene deutsche Element" künstlich wieder zu beleben, als wenn die deutsche Nation, welche über vierzig Millionen lebende Kinder zählt, die Nothwendigkeit empfände, diese Zahl durch galvanische Versuche um einige Hunderte zu vermehren".

Die österreichische Regierung hat eigentlich die Frage des Trentino selbst groß gezogen und man könnte ihr daher die Verlegenheit wohl gönnen. Sie

wahrte nirgends die urkundlich begründeten Rechte der Deutschen und ließ nach alter Gewohnheit den Clerus bei der Verwälschung wirthschaften, wie, wann und wo er wollte. Geben wir ein Beispiel. Peter Beltrami veröffentlicht 1820 einen Aufsatz: „Ueber das Leben und Absterben der (deutschen) Sprache von Terragnuolo". (Thal bei Roveredo.) Da liest man wörtlich: „Zur Ausrottung dieses abscheulichen Dialektes hat sich die göttliche Vorsehung des Priesters Leonardo Zanella bedient, dessen Andenken nie erlöschen wird, weil er zur Leitung und Besorgung dieses Volkes der geeignetste war. Zwanzig Jahre lang bemühte sich dieser fromme Priester, seiner Gemeinde begreiflich zu machen, daß sie sich eine andere Sprache aneignen müsse; endlich ist ihm dieses auch gelungen. Nachdem er der älteren Generation einen Eid abgenommen hatte (!!), daß sie mit der nachwachsenden nicht mehr „barbarisch" reden wolle, ist die alte Sprache außer Uebung gekommen und wird bald ganz verschwinden. Schon hört man dort allgemein wie in Roveredo reden". Im jetzt ganz verwälschten Canalese wurde im 15. Jahrh. die deutsche Passion gespielt, ebenso in der ehemals deutschen Stadt Trient, wo jetzt der Magistrat Deutschen verbietet, auf ihre Gräber deutsche Inschriften zu setzen. Das geschah unter einer deutschen Regierung, während die Republik Venedig ihren deutschen Enclaven volle Sprachfreiheit gewährte und für sie deutsche Priester anstellte. In der Gegend von Meran bei Gargazon siedelten sich etliche wälsche Familien an. Anstatt sie bei der deutschen Kirche einzupfarren, ihre Kinder in die deutsche Schule zu schicken, wurden für sie alsogleich wälsche Priester, wälsche Lehrer bestellt! Das ist das Maß, mit dem unter der österreichischen Regierung bisher beide Nationalitäten gemessen wurden, daraus begreift sich auch, daß man in höheren Kreisen zu Wien vor jeder Regung deutschen Geistes in den Provinzen erschrickt, daß man über die Siegesfeier, welche 1871 von Bürgern veranstaltet wurde, grimmig böse war. Die italienische Nationalität war und ist also im Provinzialverbande mit Deutschtirol nie gefährdet, wohl aber verlor die deutsche an Terrain. Das ist auch der Grund, warum deutsch gesinnte Männer, abgesehen von anderen Mißständen, geradezu eine Ausscheidung des sogenannten Trentino wünschen und verlangen; die deutschen Gemeinden an der Etsch sollen zum Bisthum Brixen geschlagen werden, um den Einfluß des wälschen Klerus zu beseitigen. Das ist freilich wieder von der österreichischen Regierung, welche den Bischöfen nicht wehe thun will, kaum zu erwarten.

Aber beim Geldbeutel hört doch die Gemüthlichkeit ganz auf! Ein italienischer Blaustrumpf Fuà Fusinato singt folgende Strophe: „Die österreichische Regierung riß das unglückliche Trentino von seinen Brüdern in der Lombardei und in Venezien los und machte es zum Sklaven des töl-

piſchen und rohen Tirolervolkes, dem ſie volle Macht gab zu thun nach ſeiner Laune, es auszumergeln, ihm das Blut auszuſaugen und wenn möglich ſeinen Namen und ſeine Natur zu vernichten!" — Gräßlich! —

Herr Liberi ſagt: „Jetzt wo ſich die Steuern des Staates und der Provinz ſteigern anſtatt zu mindern, iſt die Lage des Trentino ſehr traurig und derart, daß wir, ohne Furcht dementirt zu werden, ſagen können: Wenn das Trentino vor 1859 die Tiroler mit ſeinem Schweiße mäſtete, ſo nährt es ſie jetzt mit ſeinem Blut".

Bringt ein Pamphletiſt ſolche Lügen, je nun! aber traurig genug, daß auch die wälſchtiroliſchen Abgeordneten in ihrer am 16. März beim Reichsrath eingereichten Denkſchrift, der man einen amtlichen Charakter beimeſſen muß, ähnliche Behauptungen wiederholen. Sie erheben den ehrenrührigen Vorwurf: „Der Tiroler Landtag fahre fort, das Vermögen und die Einkünfte der Provinz in überwiegendem Maße zu Gunſten des deutſchen Tirols zu verwenden". Solcher Verläumdung gegenüber war es an der Zeit, daß der Landeshauptmann den Sachverhalt ziffermäßig darlegte. Da ergiebt ſich nun folgendes intereſſante Reſultat.

1) Deutſchtirol erhielt in den nämlichen Jahren wie Wälſchtirol an Unterſtützungen und Vergütungen um 64,413 fl. weniger als es einzahlte.

2) Wälſchtirol erhielt in dieſer Zeit um 1,057,884 fl. mehr als es einzahlte.

3) Deutſchtirol trug von 1825—1873 zur Brandverſicherung 2,256,162 fl. bei und erhielt an Entſchädigungen 1,489,014 fl. ſomit um 767,147 fl. weniger als es einzahlte.

4) Wälſchtirol bezahlte in demſelben Zeitraume zur Brandverſicherung 737,443 fl., erhielt aber an Entſchädigungen 1,563,343 fl., folglich um 825,900 fl. mehr, als es einzahlte.

Zahlen beweiſen! Deßwegen ließen ſich auch viele Deutſchtiroler aus der Brandverſicherung ausſtreichen; man wäre ſogar froh, wenn man durch eine Autonomie des Trentino dieſes ein für allemal aus dem Sack bekäme.

Aber das Trentino iſt ja durch Induſtrie und Landbau ſelbſtändig, Wein und Seide weiſen es nach Italien. Sonderbares Raiſonnement! Wein und Seide werden im Norden abgeſetzt; wer wird dieſe Produkte nach Italien liefern, das ohnedem daran Ueberfluß hat? Die Deutſchen am Eiſak und an der oberen Etſch erzeugen ja auch Wein und Seide und verſorgen damit deutſche Gebiete. Auf ſo wurmſtichigen Krücken wollen die Italianiſſimi an ihr Ziel gelangen!

Sie werden aber im Landtage zu Insbruck von der clerikalen Majorität mißhandelt und in ihrem beſten Intereſſen verletzt! Wieder eine leere Ausflucht! Gerade die Wälſchtiroler ſind mittelbar an dem ultramontanen

Wirrwarr schuld! Wären sie in den Landtag gekommen, so hätten sie im Bunde mit den Deutschliberalen diesen als entschiedene Majorität beherrscht und den Gasser, Greuter, Giovanelli für immer das Handwerk gelegt. Die Deutschliberalen wären zu jeder billigen Concession bereit gewesen, umsomehr da ja die meisten deutschliberalen Abgeordneten dem oberen Etschgebiete angehören, das dieselben commerziellen und landwirthschaftlichen Interessen hat, wie das untere. Man sieht, die Italianissimi suchen nur leere Ausflüchte. Wir sagen die Italianissimi, nicht die Bevölkerung des Trentino. Unter Bauern und Gewerbtreibenden herrscht hier eben keine große Begeisterung für die Annexion, diese Leute wissen die materiellen Vortheile der Verbindung mit Deutschtirol, die materiellen Nachtheile beim Anschluß an das steuerzerquetschte Italien zu würdigen und wenn sie auch vielleicht gegen das Haus Lothringen indifferent sind, weil es fern von ihnen zu Wien residirt, so ist noch weniger abzusehen, warum sie sich für die ganz unbekannte Dynastie Savoyen erhitzen sollen. Diese Leute leben aber ohne viel Theilnahme für Politik dahin, um so lauter schreien die Signori in den Kaffeehäusern der Städte und thun als hätten sie bei ihrer Sehnsucht nach dem re galantuomo das ganze Volk des Trentino hinter sich, geradeso wie die Ultramontanen in Deutschtirol, wenn es für den Papst gegen die Staatsgesetze zu wühlen gilt.

Aber die geschichtliche Berechtigung des Trentino! diese darf ein gründlicher Deutscher doch nicht leichtsinnig bei Seite lassen. Freilich nicht: darum haben auch Josef Durig, Albert Jäger, Hermann Bidermann und andere diese Frage mit allem Aufgebot historischer Studien erledigt, leider ergibt sich dabei ein ganz anderes Resultat als das in der erwähnten Denkschrift der „Abgeordneten aus dem italienischen Theile der Provinz Tirol". Durch diese zieht sich wie ein rother Faden, bald mehr bald weniger sichtbar, die Bemühung, dem Leser den Glauben beizubringen, es habe sich nicht bloß das ehemalige bischöfliche Fürstenthum Trient, welches vom Kaiser Franz säcularisirt wurde, sondern das ganze „Trientinische", worunter eben das heutige Wälschtirol verstanden werden soll, einer solchen Selbständigkeit erfreut, daß das Verlangen, dieselbe wieder herzustellen, nichts weiter als eine Forderung der Gerechtigkeit sei. Wenn jedoch die Denkschrift in Bezug auf die Ethnographie falsche Daten liefert, so enthält auch ihr geschichtlicher Theil, wie Bidermann mit Recht sagt, nichts als falsche unverantwortliche Behauptungen. Man muß den Italienern auf die Finger schauen; sie sind an das Annektiren so gewöhnt, daß ihnen in juridischer Beziehung gar leicht ein quid pro quo passirt.

So übertragen sie den Namen „Trentino" mir nichts dir nichts auf ganz Wälschtirol und anticipiren sogar mit Liberi und den neuesten Karten

Italiens das Gebiet bis zum Brenner. Was ist denn aber das wahre Trentino? bei seiner Mediatisirung umfaßte das Fürstbisthum Trient nominell 65 Quadratmeilen, während das von den Italienern bewohnte Gebiet Tirols auf 106 und mit Einrechnung des ladinischen Sprachgebietes auf 113 Quadratmeilen veranschlagt wird, also nahezu doppelt so groß ist. Jene 106 Meilen, welche theilweise von deutschen Kaisern den Venetianern mit dem Schwert abgerungen wurden, schlagen die Italianissimi ohne weiteres zum Trentino. Aber auch das Fürstbisthum Trient war nicht unabhängig von Tirol, sondern trotzdem, daß die Bischöfe von Trient wahre unmittelbare Reichsfürsten waren, politisch an Tirol gebunden. Hätten doch die Verfasser der Denkschrift bei Abfassung ihrer Arbeit wenigstens ihren eigenen Landsmann Buffa: „De juribus domus austriacae in episcopatum Trentinum" studirt! Seit den Compaktaten von 1363 gehört Trient staatsrechtlich zu Tirol. Mögen die Herren das unangefochtene Landlibell des Kaisers Max nachlesen; mögen sie sich die Bedingungen ansehen, unter denen Maria Theresia 1765 das jus territoriale des Hochstiftes anerkannte. Die Kaiserin erklärte am Schluß derselben: „Da der Trientinische Stiftsbezirk allzeit einen integrirenden Theil des Landes Tirol ausgemacht hat, so bleibt es auch in Zukunft dabei." In dem Patente, mit dem Kaiser Franz am 4. Januar 1803 vom Fürstenthum Trient Besitz ergriff, heißt es: „daß er als gefürsteter Graf von Tirol in demselben ohnehin schon die vorzüglichsten Rechte der Landeshoheit besessen habe und es nun mit unbegrenzter durchaus unmittelbarer Landeshoheit mit dem übrigen Lande Tirol vollkommen vereinige". So stellen auch alle alten Landkarten, welche wir den Italienern für ihre neuesten Geographien zum Studium empfehlen, den Sachverhalt dar, wir verweisen auf die berühmte große Karte Peter Anichs vom Jahre 1774: „Tyrolis sub felici regimine Mariae Theresiae rom. imper. Aug. chorographice delineata". Die „Fürstenthümer" Brixen und Trient sind in dieser Aufschrift gar nicht einmal namentlich angeführt.

Da geschah wohl den Wälschtirolern Gewalt, daß ihr Schmerzensschrei noch in unser Jahrhundert forthallt? — Im Gegentheile! Sie selbst betonten stets ihre Zugehörigkeit zu Tirol, beschickten den Landtag durch Abgeordnete und ihr Bischof zählte einfach zu den Ständen desselben. Besonders lehrreich ist der Landtag von 1790. Damals waren es die Deutschtiroler, welche die innige Gemeinschaft ablehnen wollten. Im Gegensatz zu den heutigen Abgeordneten des sogenannten Trentino erschienen, wie die veröffentlichten Protocolle ausweisen und Bidermann scharf hervorhebt, die damaligen Abgeordneten nicht etwa bloß zur Abgabe einer Verwahrung gegen die Rechtsbeständigkeit des Landtages, insofern derselbe Italiener so gut als Deutsche zu repräsentiren sich beimaß, noch erklärten sie aus dem

tirolischen Provinzialverbande ausscheiden zu wollen. Sie bewarben sich im Gegentheile um die förmliche und desto nachhaltigere Einverleibung in diesen Verband. Es genügte ihnen nicht mehr, bloß von Zeit zu Zeit bei einem offenen Landtage durch ihr Erscheinen vom Bewußtsein der Zugehörigkeit und von ihrem Wunsche, als Tiroler zu gelten, Zeugniß abzulegen. Ja aus Mißtrauen gegen die Deutschtiroler, welche so viel Intimität nicht begehrten, wendeten sie sich sogar zur Erreichung ihres Zweckes auf einem Umwege an den Kaiser Leopold II. Das „Trentino" ist eine Erfindung der Italianissimi und als solche kaum 30 Jahre alt, zu stützen versucht man sie mit den frechsten Fälschungen, den ehrenrührigsten Verläumdungen.

So liegen die Thatsachen. Das deutsche Publikum muß sie kennen, damit nicht wieder einmal aus falscher politischer Sentimentalität und Rührseligkeit Sympathien dort verschwendet werden, wo sie nicht hingehören. Das deutsche Volk darf nur an sein Interesse denken und die Sicherung der Grenzen in den Südalpen ist ein vitales. Wollte das deutsche Volk dem Beispiele der Italianissimi folgen, dann müßte es geradezu das Festungsviereck fordern. Deutschland und Italien haben gemeinsame Interessen, sie sind in mehr als einer Beziehung auf einander angewiesen. Man lerne endlich in Italien die Lage der Dinge unbefangen würdigen. Warum reclamirt man denn nicht auch Nizza, Corsika, Malta? Warum erschrak man in den diplomatischen Kreisen Roms so sehr über die Rede Piccons? — Soll gegen Oesterreich alles erlaubt sein? darf man nur rufen „Tischlein deck dich" und es liegt Istrien, Tirol bis zum Brenner und allenfalls auch Dalmatien darauf? — Bei Gott nein! da wollen und werden die Heerschaaren Deutschlands auch mitthun und mannhaft für das Recht Oesterreichs eintreten.

Die Denkschrift der „Abgeordneten aus dem italienischen Theile der Provinz Tirol" ist nur ein Schritt, eine Etappe nach Italien — trotz aller loyalen Verklausulirungen und Verkleisterungen. Nicht was diese Herren, die recht wohl wissen, daß man heute nicht mehr fordern darf als einen separaten Landtag, und dieses in der mehrfach erwähnten Dentschrift klug und vorsichtig thun, vorbrachten, muß man in Rechnung ziehen, sondern was die Partei der Italianissimi denkt und Schritt für Schritt zu erreichen beabsichtigt. Das Programm des Centralwahlcomités für das Trentino, welches am 18. Juni 1873 aufgestellt und von mehreren jener Reichsrathsabgeordneten unterzeichnet wurde, ließ schon mehr durchblicken und gab die Parole: „Vollkommene Lostrennung von Tirol und Landesautonomie des Trentino." Es ist eben die Fabel von der Artischocke.

Wäre das Trentino preußisch gewesen, es hätte nie eine wälschtirolische Frage gegeben; gehörte es zum deutschen Reiche, so würde sie in zwei, drei Dezennien spurlos von der Tagesordnung verschwunden sein.

Auch unter dem höchstseligen Kaiser Franz würde sie schwerlich aufgetaucht sein.

Wir wissen nicht voraus, wie sich Reichsrath und Regierung zu dieser Frage stellen werden; davon sind wir jedoch überzeugt, daß Deutschland jeden Schritt, die Rechte Deutschösterreichs gegen sezessionistische Tendenzen zu schirmen, mit freudiger Theilnahme begrüßen wird und andrerseits den Welschtirolern gewiß jenes Maß von Autonomie herzlich gönnt, das mit dem Interesse Oesterreichs verträglich ist. Tedesco di Lamagna.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Kunstleben. Aus Wien. — In unserer Künstlerwelt gährt es gewaltig. Vor einem Jahre noch saßen sie alle hoch zu Roß, Maler, Bildhauer, Architekten. Jeder Baumeister, der nur halbwegs seine Tüchtigkeit erprobt hatte, wußte sich vor Aufträgen nicht zu retten, ja von den Bauschulen holte man die jungen Männer weg, um sie bei den Gesellschaften mit Gehalten anzustellen, die sie pecuniär einem Minister gleichstellten. Und wer ein eigenes Haus baute, wollte auch des statuarischen Schmuckes, der Fresken in Stiegenhäusern und Empfangssälen nicht entbehren, fast jeder Börsenmann war Kunstmäcen geworden, kaufte Bilder zusammen, alt und neu, was ihm gefiel, oder was der Kunsthändler ihm geschickt anzupreisen wußte. Jetzt liquidiren die Baugesellschaften, lassen die gewesenen Reichen die Häuser unvollendet stehen, oder verzichten doch auf künstlerische Ausstattung derselben, die Kunsthändler haben die schon verkauften Gemälde massenhaft wieder zurücknehmen müssen und denken nicht mehr daran, auf Speculation zu kaufen. Die magere Zeit ist da. Plötzlich besinnen sich die Architekten darauf, daß wenigstens ein Bauherr noch Arbeiten zu vergeben habe, der Staat. Früher riß man sich nicht eben um dessen Kundschaft, denn bei Privataufträgen wurde mehr und rascher verdient, hatte man es in der Regel nicht mit so complicirten Aufgaben und nicht mit dem umständlichen amtlichen Geschäftsgange zu thun. Aber besser als gar nichts ist auch eine Kaserne, ein Spital, eine Schule. Und eben jetzt soll ein Bau vergeben werden, bei welchem zwar nicht großer Ruhm, doch ein gutes Stück Geld zu verdienen ist: der Justizpalast. Die Justiz hat nicht den Ehrgeiz, in einem Hause zu wohnen, so prächtig wie die Theater und Museen, das Parlamentshaus und das Rathhaus, nur wohnen will sie einmal, während sie jetzt genöthigt ist, ihre verschiedenen Geschäfte in den verschiedensten Stadttheilen zu besorgen. Für das Project ist ein beschränkter Concurs ausgeschrieben worden, be-

schränkt, weil die jüngsten Erfahrungen mit allgemeinen Concursen nicht sehr ermuthigend sind und weil man sagt, Architekten, denen ihre Zeit etwas werth ist, lassen sich auf die Lotterie eines allgemeinen Concurses überhaupt nicht mehr ein. Dagegen hat sich nun ein Sturm erhoben. Man wittert hinter der beschränkten Concurrenz ein abgekartetes Spiel, von den sechs Berufenen seien fünf nur Strohmänner; man verlangt mit Heftigkeit, daß nicht nur in diesem einen Falle, sondern stets wenn auf Staatskosten gebaut wird, die Arena jedem Kampfmuthigen ohne Unterschied offen stehen solle. Denn wie könnten sonst unbekannte Talente bekannt werden! Der Reichsrath ist angegangen worden, auf gesetzliche Regelung des gesammten Concurswesens in diesem Sinne zu dringen, hat aber die Petition vorläufig bei Seite gelegt.

Natürlich sind es die jüngeren Architekten, welche mit diesem an sich nicht unbilligen Wunsche hervortreten. Und wenn sie jugendlich über das Ziel hinausschießen, die freie Concurrenz als Panacee proklamiren und in der Leidenschaft nach mehr als einer Seite ungerecht werden, so ist dabei nichts gefährliches. Einen unangenehmen Beigeschmack erhält erst die Sache durch das eifrige Schüren anscheinend unparteiischer Kunstverwandter. Die Baujugend soll als Sturmbock benutzt werden gegen die auf dem Felde der bildenden Künste neugeschaffenen Zustände und gegen die Personen, welche die erbgesessene Impotenz aus ihrer Behaglichkeit aufgestört haben. Auf eine derartige Gelegenheit wurde längst gelauert. Die Reform der Akademie der Künste ist es eigentlich, was böses Blut gemacht hat und jetzt den aufgeregten Architekten so warme Freunde zuführt. Diese Akademie führte Jahrzehnte lang inmitten des regsten künstlerischen Schaffens in Wien ein völlig beschauliches Dasein. Das Organisationsstatut wurde wiederholt um und um gekehrt, bald sollte die Akademie nur Schule sein, bald Kunstbehörde und Schule, aber in der einen wie in der andern Form blieb sie unfruchtbar. Die talentvollern Schüler liefen davon, um in München und Düsseldorf malen oder in Dresden modelliren zu lernen, oder stellten sich so früh als möglich auf eigene Füße, die Getreuen aber bevölkerten jahraus jahrein die Kunstausstellungen mit Arbeiten, von denen sich nichts Gutes und nichts Schlechtes sagen ließ. Endlich sah man doch ein, daß das beste Statut nichts nütze, wenn nicht Lehrer vorhanden, welche wirklich den jungen Leuten als Meister gegenüberstehen, anregen nicht allein durch das Wort, sondern mehr noch durch die That. Und in dem Punkte war es traurig bestellt. Rahl, der früher von der Akademie Verstoßene, war wohl wiederberufen worden, aber leider bald darauf gestorben. Führich's bewundernswürdiges Talent ist so individueller Natur, daß nur ihm geistesverwandte Schüler mehr von ihm annehmen konnten, als Manier, und das Malen war

nie seine starke Seite. Für den Kupferstich hatte man vor zehn Jahren in Louis Jacoby eine tüchtige Kraft gewonnen. Auch das Baufach war durch Hansen für die Antike und Friedrich Schmidt für die Gothik auf's beste vertreten, außerdem lehrt Ferstel am Polytechnikum Architektur. Dafür gab es auf dem Gebiete der Plastik nur einen Professor für die sogenannte „kleine" einschließlich der Graveurkunst. Es mußten, sollte aus der Akademie wieder etwas werden, Maler, vor allem Historienmaler, und Bildhauer herangezogen werden. Das geschah. So weit es thunlich, bevorzugte man die Einheimischen, wie den Bildhauer Kundtmann (Schüler Hähnel's), dessen Schubert unbestritten eine höchst glückliche Leistung ist; den Historienmaler Eisenmenger, einen der begabtesten Schüler Rahl's; den bisherigen Director der Prager Kunstschule, Trenkwald, für die religiöse Malerei, den Landschafter Lichtenfels. Allein man griff auch über die Grenze, berief Anselm Feuerbach aus Rom und Kaspar Zumbusch aus München — und das war natürlich ein Capitalverbrechen, welches sobald als möglich den „Fremden" und denen, welche sie hereingerufen, eingetränkt werden mußte.

Die Gelegenheiten kamen auch bald. Um einen der wenigen freien Plätze im neuen Wien vor dem Verbautwerden zu retten, hatten einige Bürger das Capital für ein Standbild Beethoven's zusammengeschossen und drei Künstler zur Concurrenz eingeladen: Benk (ebenfalls aus Hähnel's Schule), Wagner (bekannt durch seine hübsche Brunnenfigur „das Gänsemädchen") und Zumbusch. Damals hatte Niemand etwas gegen die beschränkte Concurrenz einzuwenden; aber nun Zumbusch sich den beiden Anderen so weit überlegen zeigt, ist Feuer im Dach. Um die Logik kümmern sich die Schreier nicht viel. In einem Athem wird Zumbusch's Entwurf als ganz verfehlt, als ganz erbärmliches Machwerk hingestellt und behauptet, Benk und Wagner seien nur pro forma aufgefordert worden, da man Zumbusch's Sieg vorausgesehen habe. Der Lärm kann allerdings an der Sache schwerlich etwas verderben, auch nicht das ganz geschickte Manoeuvre, alle drei Entwürfe für unausführbar zu erklären. An dem Entwurf von Zumbusch läßt sich mancherlei ausstellen. Die Architektur ist etwas dürftig und wird außerdem noch durch einen Reigen von — übrigens prächtig componirten — Putten auf dem Sockel beeinträchtigt. Aber das sind Dinge, die sich leicht ändern lassen und die wahrscheinlich der Künstler selbst schon so gut erkennt, wie die Beschauer. Aber daß hier einmal Beethoven in seinem Wesen erfaßt ist, kann nur böser Wille leugnen. Jene Putten bilden die Verbindung zwischen zwei an den Seiten des Postaments angebrachten Figuren, links der gefesselte Prometheus, rechts eine Victoria, in erhobener Hand den Kranz haltend, und droben sitzt der Meister, in dem es sichtlich arbeitet und kreißt, der energisch die titanisch stürmenden Gedanken meistert. Das ist Beethoven,

sagt ein Jeder, das sagen auch diejenigen, welche ihn noch gekannt haben. Dazu sind die Sockelfiguren von einer Schönheit, die in der modernen Plastik so leicht vor keinem Vergleiche zu zagen braucht. Wir wollen den beiden anderen Entwürfen keineswegs ihre achtbaren Eigenschaften bestreiten, allein die Jury hätte seltsam zusammengesetzt sein müssen, welche in ihrer Wahl auch nur zweifelhaft gewesen wäre. Wir halten diese Arbeit von Zumbusch für ganz unvergleichlich bedeutender als sein Maxmonument.

Allerdings gibt grade dieser Beethoven neuerlich Anlaß die Frage zu erörtern, ob es denn überhaupt richtig sei, den Denkern, Dichtern, Musikern u. s. w. Porträtstatuen zu errichten. Einzelne Tadler sagen, dieser Beethoven dominirt persönlich nicht genug, er ist sozusagen eine Figur inmitten des allegorischen Tableaus. Das geben wir zu, meinen aber, daß eben damit der Künstler sich dem richtigeren Wege genähert habe. In Beethoven's gewöhnlicher Erscheinung liegt noch am wenigsten ein Hinderniß für den Plastiker; allein wir erinnern uns der bitteren Noth, welche vielleicht zwanzig Concurrenten mit dem bezopften Haydn hatten (dessen Denkmal dann nicht zur Ausführung kam), wir denken an die zahllosen langbeinigen, brustkranken Schiller, welche jetzt Deutschland bevölkern, wir stellen uns vor, was es Kundtmann gekostet hat, den dickbäuchigen Schubert zu bewältigen u. s. w. Mit wie viel größerer Freiheit könnte der schöpferische Genius sich regen, wenn ihm die Aufgabe würde, dem großen Geiste ein Denkmal zu errichten, ohne sich mit dessen körperlicher Hülle und all' ihren unschönen Zufälligkeiten herumbalgen zu müssen. Als das hiesige Comité die Concurrenz für ein Schillermonument ausschrieb, haben wir fruchtlos der Idee das Wort geredet, eine Portraitstatue nicht gradezu zu verlangen, hier, wo noch dazu keinerlei persönliche Erinnerung mit ins Spiel kam, wo der Dichter nicht selbst gewandelt ist. Der seitdem verstorbene Maler Bitterlich hatte auch im Widerspruch mit den Concurrenzbedingungen einen Entwurf eingereicht, welcher machtvoll für jenen Gedanken eintrat: es war die Freude, welche dem Dichter den Becher credenzt. Die Wirkung dieser Composition war gewaltig — leider konnte sie dem Programm nach nicht gewählt werden. Doch hoffen wir noch zu erleben, daß man sich von dem jetzigen Schema lossagt — vorausgesetzt, daß nicht endlich aus Mangel an geeigneten Plätzen die Manie des Denkmalsetzens überhaupt erlischt.

Weniger glücklich ist mit seinem ersten Debut Anselm Feuerbach gewesen. Der mildeste Beurtheiler kann dem Maler den schweren Vorwurf nicht ersparen, daß er mit einer äußerst flüchtigen Arbeit sich einem Publicum vorgestellt hat, welches von ihm Großes erwartete — oder befürchtete. Das wäre lediglich seine Sache, wenn er freiwillig seinen Aufenthalt in Wien gewählt haben würde. Allein er ist berufen und zwar als Lehrer berufen,

und muß nun der Gegner hämische Bemerkungen dulden über Verzeichnungen, Compositionsfehler, grelle Geschmacklosigkeiten, welche an einem Schüler gerügt werden müßten. Daß auch seiner „Amazonenschlacht" gegenüber wieder das Kind mit dem Bade verschüttet wurde, ist evident. Mit Recht sagten die Vertheidiger, daß gegenwärtig wenige Maler fähig wären, ein solches Bild, auch mit seinen Fehlern, zu malen, daß bei der Seltenheit von Talenten für große Composition nicht in so mörderischer Manier über eines von den wenigen hergefallen werden dürfe. Indessen bleibt einmal wahr, daß die Amazonenschlacht gänzlich einer klaren Handlung ermangelt, daß wohl ein Ringen nach Energie ersichtlich ist, aber diese selbst nicht, und daß das Proportionen und Stellungen vorkommen ganz wider die Natur. Das Bild war ein Unglück, denn vor demselben triumphirten die sogenannten Pfründner, welche ihr lebelang nie etwas zustandegebracht haben, und die sich zurückgesetzt wähnende Mittelmäßigkeit. Zum Theil ist freilich die Scharte schon wieder ausgewetzt, von Feuerbach selbst, der gleich hinterher eine Wiederholung seines „Gastmahl des Plato" brachte, ein Bild von feinster und lebensvollster Charakteristik, und dann von denjenigen seiner Widersacher, welche die diesjährige „internationale Ausstellung", eine der dürftigsten, die je erlebt wurden, beschickt haben.

Da ist nun die freieste Concurrenz, die Bahn ist frei, aber es wird nicht gelaufen, sondern gehinkt! Der Coalition der verletzten Eitelkeit, des Unmuthes der Knownothings, der Furcht der Privilegirten vor dem Weitergreifen reformatorischer Maßregeln auf bis jetzt geheiligte Gebiete der Kunstpflege konnte wahrlich nichts schlimmeres begegnen, als daß in dem Augenblick, wo sie unter dem Schild der Concurrenzfrage den verhaßten Neuerern einen tödtlichen Streich zu versetzen hoffte, offenkundig der Beweis geführt wird, daß freie Concurrenz nicht vermag die Impotenz zur Potenz zu erheben. Falls in der nächsten Reichsrathssession die Frage zur Erörterung kommen sollte, wird wohl die Stimmung allerseits eine nüchternere sein; die Petenten selbst werden erkannt haben, daß in dem Schlagwort freie Concurrenz noch nicht das Heilmittel für alle künstlerischen und Künstlerschmerzen gefunden ist, und werden zufrieden sein, wenn, wie wir hoffen, die competenten Behörden ihnen auf halbem Wege entgegenkommen. Der Ausweg ist ja längst gefunden: man lädt die schon bewährten Künstler unter Zusicherung eines angemessenen Honorars ein, Entwürfe zu machen, und schließt übrigens Niemand von der freiwilligen Betheiligung aus.

Von etwas Erfreulicherem! In den „Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance", die hier bei Braumüller erscheinen, bisher den Heraclius, Cennini, Lodovico Dolce, Dürer's Tagebücher und Briefe, Condivi's Michel Angelo gebracht haben und Pietro

Aretino, Lionardo, Karel van Mander, Hoogstraaten u. a. m. demnächst zu bringen verheißen, ist soeben die erste deutsche Ausgabe des Theophilus erschienen, jenes kunstverständigen Mönches, auf welchen vor nahezu hundert Jahren Lessing die Welt wieder aufmerksam gemacht hat, — oder vielmehr der erste Band dieser Ausgabe, enthaltend den in allen bekannten Handschriften verglichenen Text mit gegenüberstehender Uebersetzung und als Anhang ein von Professor Hermann Hagen in der Berner Bibliothek aufgefundenes und edirtes Manuscript eines Anonymus des elften oder zwölften Jahrhunderts über die Bindemittel und das Coloriren der Initialen. In dem zweiten Bande, den Commentar zum Theophilus enthaltend, gedenkt der Herausgeber, Dr. Albert Ilg, den Beweis zu führen, daß Theophilus „qui et Rugerus" der Mönch Rogkerus in Helmarshausen im Hessischen sei, von welchem der Domschatz zu Paderborn einen Tragaltar besitzt.

Die Ausgrabungen in Olympia. Aus Athen. Ende April. — Die Uebereinkunft der kais. deutschen Regierung mit der kgl. griechischen zum Zwecke gemeinsamer auf dem Boden des alten Olympia vorzunehmender Ausgrabungen, zu deren Abschluß Professor Ernst Curtius vor etwa 14 Tagen hier angekommen war, ist heute unter Vorbehalt der Beistimmung der respectiven parlamentarischen Gewalten von den beiderseitigen Bevollmächtigten unterzeichnet worden. Somit dürfte die Ausführung eines Unternehmens, das in ganz eminentem Sinne der Erkenntniß des Alterthums förderlich zu werden verspricht, gesichert sein. Denn es ist nicht anzunehmen, daß die Ratificirung eines Vertrags, der Griechenland nur Vortheile bringt, ohne fühlbare und nennenswerthe Lasten aufzulegen, in der griechischen Kammer auf Widerstand stoßen wird. Es wird Jedem, der mit Interesse Griechenland und griechische Verhältnisse kennen gelernt hat, der aus Erfahrung weiß, wie die Erben der alten Hellenen, durch eine trübe Vergangenheit belehrt, mit einem bis zu einem gewissen Grade ohne Zweifel berechtigten Mißtrauen alle fremden Unternehmungen auf dem von ihren Urvätern ererbten Boden betrachten, wohlthuend zu beobachten sein, wie diesmal die neuen Griechen neidlos deutsche Kraft und deutsche Wissenschaft in ihrem Vaterlande arbeiten zu lassen gewillt sind. Es wird auch hier laut anerkannt, wie Deutschland ohne eigenes Interesse bloß zum Nutzen und Frommen der Wissenschaft, der griechischen Wissenschaft, Hand und Geld an's Werk legt, um die Schätze zu Tage zu fördern, die, hoffen wir es, in ungeahnter Fülle die deckende Erde birgt, und deren Besitz Griechenland in keiner Weise streitig gemacht werden soll. Auch die archäologische Gesellschaft in Athen hat sich in den letzten Jahren durch so manche topographisch und historisch wichtige Entdeckungen im Umkreise der alten Stadt verdient gemacht, sie ist

noch immerfort mit den auch in kunstgeschichtlicher und epigraphischer Beziehung erfolgreichen Ausgrabungen am Dipylon beschäftigt; um so mehr verdient die Thatsache Anerkennung, daß auch sie, die Herren Philippos Johannes, Stephanos Kumanudes und vor allem der Generalconservator der Alterthümer in Griechenland Eustratiades an der Spitze, sich freudig bereit gezeigt haben, in Olympia fremde Hände und fremde Mittel im Interesse der Wissenschaft thätig zu sehn.

Professor Curtius ist mit dem Baurath Adler auf einem in liberalster Weise von der griechischen Regierung zur Disposition gestellten Kanonenboot über Patras nach Katakolo, dem Hafen von Olympia abgereist, um an Ort und Stelle die nöthigen Vorbereitungen für den im kommenden Herbst in Aussicht genommenen Beginn der Erdarbeiten zu treffen.

Der deutsche Reichstag, der in der nächsten Session die Gelder zu dem hoffentlich in der Bedeutung des Gegenstands entsprechender Weise auszuführenden und zu leitenden Unternehmen bewilligen soll, wird diesmal gewiß nicht knickern; wo es das Interesse deutscher Wissenschaft und humaner Bildung galt, da haben bei uns von jeher alle Parteien einmüthig zusammen gestanden.

So wird denn in den Herbstmonaten in der sonst menschenleeren, aber von der Natur mit vielen Reizen ausgestatteten Ebene des alten Olympia wiederum ein neues reges Leben beginnen; Zelte und Hütten werden entstehen, eine Menge Menschen wird in dauernder Bewegung rastlos thätig sein, deutsche und griechische Commandoworte werden gemeinsam erklingen, um das alte tief schlummernde Leben zu wecken. Gar manches olympischen Siegers Name, von Zeitgenossen und Nachwelt hoch gefeiert, wird der Vergessenheit vielleicht wieder entrissen werden und sein Träger eine fröhliche Auferstehung feiern. Denn wir rechnen nicht auf goldschimmernde Schätze, auch die goldelfenbeinerne Statue des Zeus, von Phidias' Hand, gefertigt und erst neulich mit deutscher Gründlichkeit wieder einmal erläutert, überlassen wir mit Resignation den raubgierigen Schaaren byzantinischer Feldherrn oder den Horden des wilden Attila. Aber architektonische Reste werden in Menge zu Tage kommen und uns ein lebendiges Bild geben von der äußeren Beschaffenheit jenes Centralpunkts griechischen Lebens, auf dem sich in regelmäßig wiederkehrenden Perioden ganz Griechenland Jahrhunderte lang zu großartigen Festen versammelte. Sculpturen von Marmor, Reliefs werden sicherlich nicht ausbleiben, namentlich Geschichte und Leben, Kunst und Wettkämpfe erläuternde Inschriften werden uns die lang ersehnte Antwort geben auf viele ungelöste und jetzt unlösbare Fragen; Waffenschmuck, Panzer und Helme, Beinschienen, Schilde, Schwerter und Lanzen werden nicht fehlen.

Rufen wir dem Unternehmen, dessen Ausführung deutsche Geisteskraft nunmehr dreißig Jahre lang hartnäckig angestrebt hat, dessen endliche Inangriffnahme unter dem Schutze des deutschen Reiches der erhabenen Initiative des deutschen Kronprinzen und dem freundwilligen Entgegenkommen des jungen Griechenlands und seines liebenswürdigen Königs verdankt wird, aus ganzem Herzen das alte bergmännische Glückauf! zu. Otto Lüders.

Berliner Wochenschau: Berliner Kirchenpolitik; Julius Caesar. — Die kirchenpolitischen Debatten im Abgeordnetenhause haben ihr Ende erreicht.

Viel Neues ist nicht gesagt worden und konnte auch nicht gesagt werden, da der Gegenstand schon längst nach allen Seiten erschöpft war. Die Theilnahme des Publikums an den Verhandlungen war daher auch schon seit geraumer Zeit, wie ich Ihnen kürzlich schrieb, nur eine mäßige. Um so erfreulicher ist es, daß noch in letzter Stunde einer unserer verdientesten Historiker und sachkundigsten Kenner der römischen Frage, der Abgeordnete Heinrich v. Sybel, es unternahm, durch scharfe Hervorhebung des für das politische Urtheil entscheidenden Momentes der öffentlichen Meinung den eigentlichen Charakter des römischen Kampfes überzeugend darzulegen und durch Anführung einer Fülle einzelner Belege die Dringlichkeit desselben auf's neue nachzuweisen. Ein würdigerer Schlußstein konnte der Debatte nicht gesetzt werden. Jeder, der die Rede Sybel's aufmerksam liest, wird in ihr alles beisammen finden, dessen er bedarf, um die Bedeutung der gegenwärtigen Zeitlage und den Zweck der neuen Kirchengesetze zu verstehen. Vor allem den Berlinern ist diese Lektüre sehr dringend zu empfehlen, denn Berlin hat nicht allein das traurige Vorrecht, in rein politischen Fragen lediglich den Gesichtspunkten seiner durchaus eximirten Intelligenz zu folgen und sich im Widerspruch mit den liberalen Majoritäten in den Provinzen zu bewegen, sondern die Residenz treibt auch ihre eigene Kirchenpolitik und hat ihre innige Freude an diesem ureigenen wahrhaft autochthonen Gewächs. Die Grundlage derselben ist eine zwiefache: erstens ein recht unerquicklicher Bodensatz der alten Berliner Aufklärung, der völlig in das Radikale oder eigentlich Abstrakte umgeschlagen ist und sich auf das gewissenhafteste gehütet hat, die schöne Eigenartigkeit seiner intellektuellen Unfehlbarkeit durch Aufnahme irgendwelcher empirischer Kenntnisse zu stören, und zweitens die fröhlichste und vollkommenste Ignoranz in kirchenpolitischen Dingen überhaupt und in den Sachen der römischen Kirche insbesondere. Dem einträchtigen Zusammenwirken beider Factoren dankt es die überwiegende Mehrzahl der Berliner, daß sie das Wesen des heutigen Streites im Grunde fast eben so genau verkennt, wie die Bevölkerung ultramontaner westfälischer Bauerhöfe. Denn beide verkennen den eminent politischen Charakter der Kampfes, und beide halten ihn in erster Linie für einen religiösen. Das klingt freilich wunderbar, aber es ist doch so. Freilich wünsche ich nicht in dem Sinne verstanden zu werden, als ob ich den Berlinern hätte sagen wollen, daß sie sich für die Erhaltung gewisser, vermeintlich gefährdeter Freiheiten der römischen Kirche zu erwärmen vermöchten. Das liegt ihnen allerdings sehr fern. Aber sie glauben die hierarchischen Uebergriffe durch ihre Kritik der römischen Glaubenssätze und durch die Ueberlegenheit ihrer eigenen rationalistischen Lehren erfolgreich bekämpfen zu können, d. h. sie leben noch immer in der Meinung, sich in einem Widerstreite rein geistiger, religiöser Anschauungen zu befinden. Da scheint ihnen denn freilich der Sieg eben so sicher, als sie von der Superiorität ihrer geistigen Potenzen überzeugt sind und zuweilen auch vielleicht überzeugt sein dürfen.

Aber wie verhängnißvoll ist solche mißverständliche Auffassung, und wie tief sitzt sie den Berlinern im Fleisch! Ich hoffte, Sybel's Worte würden ihnen Veranlassung bieten, sich aus dem Wuste dieser und ähnlicher unklarer Ansichten zu einem den Thatsachen entsprechenden Standpunkte hindurchzuarbeiten. Ich glaubte, man würde zu Sybel's neuer Broschüre über die kleri-

kale Politik greifen und daselbst den sehr drastischen Satz finden und beherzigen, daß ebenso wenig wie man eine Million Thaler oder ein Regiment Soldaten widerlegen, sondern nur bekämpfen kann, man an eine Widerlegung des römischen Gegners statt seiner Bekämpfung denken dürfe. Aber so leicht gehen auch in der Metropole der Intelligenz die neuen Gedanken nicht in die Köpfe und Herzen. Es scheint sogar, als ob das vorläufige Unvermögen, die Sybel'schen Ideengänge zu wandeln, die öffentliche Meinung hieselbst in dem Glauben an die Ueberlegenheit ihrer bisher erlernten und gepflegten Weisheit bestärken wolle. Wenigstens läßt sich ein sehr einflußreicher Journalist in dem Feuilleton einer vielgelesenen hiesigen großen Zeitung in dieser Richtung vernehmen, und ich glaube, daß seine abfällige Kritik Sybel's ihm den aufrichtigen Dank seiner Leser eintragen wird, denn sie denken gewiß alle wie er und haben nun sicherlich ihre herzliche Freude daran, zu sehen, wie viel weiser sie doch eigentlich sind, als der große Historiker. Jener Artikel aber bewegt sich ungefähr in folgenden, für den Geist, die Logik und die historische Bildung des Berlinerthums unvergleichlich bezeichnenden Sätzen. Zuvörderst wird dem humanen Geist der Sybel'schen Rede, welche die Kluft zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen schließen wolle, das gebührende Lob gespendet. Dann aber glaubt der Verfasser in der Beurtheilung der Folgen, welche eine schärfere Kontroverse zwischen der katholischen und evangelischen Kirche haben würde, mit Sybel nicht übereinstimmen zu können. Im Gegentheil wäre eine solche Verschärfung der Gegensätze nur wünschenswerth, da sie den doch unvermeidlichen Zersetzungsprozeß des Christenthums beschleunigen und schließlich unsere Selbstkritik wachrufen würde. Uebrigens ist diese ganze, gewiß ebenso einfache als nothwendige Procedur nach Ansicht des Verfassers auch ziemlich harmlos. Denn: „ein Religionskrieg, ein Bürgerkrieg um Glaubenssätze und Kirchenbräuche ist nicht mehr denkbar, weil die Zahl kühler Zuschauer zu groß geworden ist. Der Gläubige wird gereizt durch den Spott des Andersglaubenden, aber er wird entwaffnet durch das Gelächter des Unbetheiligten, der auch die andere Partei verlacht .... Die Kritik, die Vernunft würde am meisten gewinnen bei verschärften Differenzen zwischen Katholiken und Protestanten; die größte Gefahr für die Zukunft unserer Nation barg die Eintracht, die Solidarität zwischen Jesuiten und Muckern, eine Zwingburg des Geistes, die sich kurze Zeit unter dem Schutze des Staates drohend erhob, jetzt aber zum Schafstall herabgesunken ist, auf dessen Schwelle weinend der alte Gerlach sitzt!" Ja, einen Schafstall sehe ich auch, aber den alten Gerlach bemerke ich darin weniger als die lieben Gesichter vieler verehrter Mitbürger, welche der Verfasser eben als „kühle Zuschauer und Unbetheiligte" bezeichnet. Sollte man es für möglich halten, daß so viele logische und politische Ungereimtheiten mit so viel Emphase vorgetragen werden können, unmittelbar nachdem Wochen und Monate lang die besten Köpfe der Nation im Parlament und an den Stätten der Wissenschaft fast Tag für Tag Ursprung, Ziel und Charakter des heutigen Kampfes erläutert haben! Tausendfach ist es abgelehnt worden, die Fragen der Religion in diesen rein politischen Kampf hineinzuziehen, und hier wird sogar die Schärfung der confessionellen Gegensätze zum Zwecke der Zersetzung des Christenthumes angerathen! Als ob das etwas ganz selbstverständliches wäre, oder

mindestens etwas, das sich wohl der Mühe lohnte, wahrscheinlich im Interesse der großen Zahl der kühlen Zuschauer, deren Händen der Verfasser das Palladium der Zukunft anvertrauen will. Ich halte im Gegentheil dafür, daß schon die Gegenwart genug durch diese gänzlich unproductiven „Unbetheiligten" gelitten hat, ich verspreche mir von ihrer, die Gegner „entwaffnenden" Kraft für die Zukunft nicht sehr viel. Uebrigens täuscht sich der Verfasser wohl über die Zahl dieser erleuchteten Anhänger der reinen Vernunft, oder er übersieht wenigstens die furchtbare Macht der ihnen gegenüberstehenden armen Ignoranten, die nach Sybel's Rede glauben, daß man dem Papst den Bauch aufschneiden wolle, und die vor dem 15. Mai heirathen, weil sie an diesem Tage den Schluß aller christlichen Kirchen gewärtigen. Möge uns doch der Verfasser lehren, wie das Gelächter der Unbetheiligten die Mächte dieses Fanatismus entwaffnen wird. Anderenfalls möge er aber darauf verzichten, in der römischen Frage das Wort zu ergreifen, wenigstens nicht, ehe er sich aus Sybel das unentbehrliche Rüstzeug der thatsächlichen Kenntnisse und der auf ihnen beruhenden politischen Anschauung geholt hat.

Die römischen Dinge beherrschen übrigens augenblicklich fast unser gesammtes öffentliches Leben, sowohl in der Politik wie in der Kunst, sowohl auf der Tribüne wie auf der Bühne, wie der Theaterzettel lehrt. Der Carneval in Rom und Julius Cäsar werden allabendlich den zahlreichen Besuchern des Friedrich-Wilhelmstädtischen Doppeltheaters geboten. Ueber die Strauß'sche Operette vermag ich Ihnen aus eigener Anschauung nichts zu sagen, desto mehr aber von der Musterdarstellung der Meininger Schauspieler. Denn eine solche ist allerdings ihre Aufführung des Julius Cäsar, die nun schon vierzehn Tage lang Abend für Abend eine ganz außerordentliche Anziehungskraft bewährt. Habe ich vorhin den Berlinern unliebsame Dinge über ihre Auffassung des neuen Roms sagen müssen, so freut es mich um so mehr, ihrem Verhalten zum alten das unbedingte Lob spenden zu können. Aber die Meininger haben auch in der erfreulichsten Weise dafür gesorgt, daß das historische Interesse die reichste Nahrung und fast vollendete Befriedigung findet. Ausstattung, Inscenirung, Costüme und nicht zum wenigsten Spiel und Bewegung der Schauspieler selbst, alles zeugt von sorgfältiger Wahrung der historischen Treue, und niemals auf Kosten der dramatischen Wirkung, sondern fast stets zu deren wesentlicher und erwünschter Steigerung. Ja vielfach wird das richtige Verständniß überhaupt erst durch diese vollendete Gesammtwirkung erschlossen. Den vorzüglichsten Genuß, den diese Vorstellung bietet, habe ich aber darin gefunden, daß sie wie so leicht keine andere den unmittelbaren, ergreifenden und erhebenden Eindruck einer welterschütternden und weltbewegenden Staatsaction im Gemüthe des Zuschauers hervorbringt. Man erfaßt tief und ohne Mühe die Bedeutung des Mannes und des Gedankens, deren Bahn hier durch feindliche Gewalten gekreuzt und scheinbar für immer verschüttet wird. Man fühlt, daß der Gedanke seinen Träger überleben wird und muß, daß letzterer wohl vom Strudel der Leidenschaften hinabgerissen werden, daß aber jener, irdischer Macht unfaßbar und unerreichbar wie ein Schatten dem Sturm der aufgeregten Elemente entgehen und in die Regionen einer besseren Zukunft ungehindert entgleiten konnte. Solche Empfindungen danken wir natürlich zunächst dem Genius des Dichters selbst, der es so meisterlich verstand, die Idee in den Kampf

mit der feindlichen Wirklichkeit zu verflechten und sie dann aus den Banden menschlicher Enge zu lösen, wir verdanken sie aber auch der scenischen Anordnung und den Schauspielern, welche in treuer Hingabe an den Geist der Dichtung und vermöge der vollendeten Naturwahrheit ihrer Darstellung von der folgerechten Verkettung der kleinen und großen Gedanken und Thatsachen überzeugten, die zur Katastrophe des Helden und zur Rettung seines Werkes führten. Hier kann man sehen, was ein gutes Ensemble vermag, wenn es bis zum letzten Bürger, Diener oder Soldaten hinabreicht. Denn hier spielt Jeder. Jeder nimmt Theil an der Handlung und bewegt sich in jedem Augenblicke nach den Erfordernissen derselben. Auf dieser gleichmäßigen Durchbildung und Durchführung aller Neben- und Statistenrollen beruht die Wirkung dieser dramatischen Leistung entschieden viel mehr als auf den Talenten der Darsteller der Hauptheldeu, obgleich wir dieselben keineswegs herabsetzen wollen. Aber wir haben schon bessere Schauspieler in den Rollen des Cäsar, Antonius und Brutus gesehen als die Herren Nesper, Barnay und Hellmuth, sie konnten jedoch nicht annähernd gleich diesen wirken, da ihnen eine solche Unterstützung, wie sie hier geboten wird, versagt war. In dieser Hinsicht ist die Leichenrede des Antonius im dritten Acte vielleicht der Glanzpunkt des Stückes. Inmitten einer treuen und geschmackvollen Decoration des Forums bewegt sich um die Rostra des Antonius eine bunt bewegte, jedem Wort des Redners mit ausdrucksvoller und genau entsprechender Miene und Geberde folgende Menge. Das wiederholte allseitige Hindrängen zum Redner, die der von ihm emporgehobenen Testamentsrolle entgegenfliegenden Hände, die Tumulte an der Leiche Cäsars bieten ganz unübertrefflich schöne gruppirte Bilder, auf Grund deren das Spiel und die Rede des Antonius außerordentlich wirksam wird. Ebenso geschickt sind die Schlachtscenen des letzten Actes arrangirt, die nichts des Lächerlichen an sich hatten, das uns sonst bei solchen Gelegenheiten geboten wird, vielmehr einen durchaus ernsthaften und überzeugenden Eindruck machten. Wahrhaft ergreifende Stimmungsbilder boten die Verschwörung im Garten des Brutus, die Ermordung Cäsars in der Curie des Pompejus und endlich die Erscheinung seines Geistes im Zelte des Brutus vor Sardes. Alle diese Scenen brachten uns Situationen von edelster theatralischer Wirkung. Jedenfalls wird das Gastspiel der Meininger nicht ohne wohlthätige Rückwirkung auf die Verhältnisse unserer Hofbühne bleiben. Indeß scheint es doch geboten, vor allzu sanguinischen Hoffnungen in dieser Hinsicht zu warnen und vor allem darauf hinzuweisen, daß man es unserer Intendanz doch schwerlich zumuthen kann, alle Stücke ihres klassischen Repertoirs mit solchem Kostenaufwande auszustatten, wie dieses Paradestück der Meininger, das vielleicht in ihrer Heimath auch als solches angesehen wird, und dem sich voraussichtlich höchstens nur diejenigen Dramen ebenbürtig zeigen werden, die man zur Reise nach Berlin einstudirt hat. Doch gestehe ich gern, über diese Frage nicht genügend unterrichtet zu sein. —

Ausgegeben: 15. Mai 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der Schöffen Niedergang.

Da dieſe Zeitſchrift unſres Wiſſens in der deutſchen Publiciſtik die erſte geweſen iſt, welche den Plan einer Verdrängung der Geſchworenengerichte durch Schöffengerichte für die zukünftige deutſche Gerichtsverfaſſung öffentlich zu erörtern in der Lage war, mag es uns heute vergönnt ſein, durch Mittheilung der Motive, welche im Bundesrath zum Scheitern der faſt drei Jahre mit beſonderer Vorliebe gehegten Reformpläne des preußiſchen Juſtizminiſteriums geführt haben, den Schöffen den Epilog zu halten und damit, ſoviel an uns liegt, die Discuſſion der von der Parteien Haß und Gunſt übermäßig verzerrten Streitfrage zum Abſchluß zu bringen. Denn wenn auch die dem Juſtizminiſter Leonhardt naheſtehenden Kreiſe ſich mit der Ausſicht tröſten ſollen, die deutſche Geſetzgebung würde nach einigen Jahren ſchließlich doch noch wieder auf die Schöffen zurückgreifen, ſo erſcheint uns ſolche Hoffnung, wäre ſie wirklich ernſthaft gehegt, als eine arge Selbſttäuſchung. Ein ſo einzig günſtiger Moment für eine organiſch ſchöpferiſche Geſetzgebung, wie ihn dieſe erſten Jahre der Reichsentwickelung uns Deutſchen geboten haben, kehrt in alle Zeiten nicht wieder; was wir dieſer Minute ausgeſchlagen, bringt auch uns keine Ewigkeit zurück. Der kennt nicht das eigentliche Geheimniß der Popularität und Vulgarität der Geſchworenengerichte, und den allen mechaniſchen Geſtaltungen und Anſchauungen zugeneigten Grundzug unſeres Zeitalters, der ſich einbildet, der deutſche Strafprozeß, einmal erſt in dem behenden Räderwerk des Juryapparats aufgezogen, werde aus eigenem Antriebe jemals wieder in die Romantik der Schöffenideen zurückfallen.

Bekanntlich war der Württembergiſche Juſtizminiſter Herr v. Mittnacht im Juſtizausſchuſſe des Bundesraths mit dem Referat über den im preußiſchen Juſtizminiſterium ausgearbeiteten, von einer Reichscommiſſion deutſcher Juriſten begutachteten Entwurf einer deutſchen Strafprozeßordnung beauftragt, und auf ſeinen Antrag wurde bei den entſcheidenden Sitzungen des Ausſchuſſes in den letzten Februartagen beſchloſſen: 1) dem Vorſchlage nicht zuzuſtimmen, wonach die erkennenden Gerichte erſter Inſtanz in allen drei Ordnungen Schöffengerichte ſein ſollen, 2) dafür ſich auszuſprechen, daß als Gerichte höchſter Ordnung Geſchwornengerichte erkennen. In Folge dieſer Beſchlüſſe iſt ſeitdem eine Subcommiſſion deutſcher Miniſterialräthe in

haftiger Thätigkeit, die Entwürfe des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung umzuarbeiten. In ersterer Beziehung hat sie dem Vernehmen nach ihre Aufgabe bereits beendigt, und der Justizausschuß ist im Begriff, die neuen Grundzüge der Strafgerichtsordnung zu approbiren. Der Entwurf der Strafprozeßordnung steht noch aus. — Herr v. Mittnacht ist ein so feiner und kühler Juristenkopf, so sehr disponirt, vermeintliche „Prinzipienfragen" mit weltkluger Ironie abzuthun, daß es wohl interessiren mag, die Gründe zu hören, die ihn in seinem dem Bundesrath schriftlich erstatteten und unter den Vorlagen zum Abdruck gelangten Bericht bestimmt haben, den Geschworenengerichten das Wort zu reden. Mit Hinweglassung unwesentlicher Partien enthält das Mittnacht'sche Exposé folgenden Gedankengang.

„Das als Strafgericht oberster Ordnung mit unerheblichen Ausnahmen überall in Deutschland bestehende Geschwornengericht ist allerdings aus dem Auslande genommen, insofern es entweder unter der französischen Herrschaft eingeführt und nach deren Beiseitigung beibehalten wurde, oder, wo es in anderer Weise von 1848 an eingeführt ward, in der Hauptsache der französischen Jury nachgebildet worden ist. Indessen wird auf diesen Umstand durchschlagendes Gewicht für die Entscheidung der schwebenden Gesetzgebungsfrage kaum gelegt werden wollen. Unsere Rechtszustände würden sich eigenthümlich gestalten, wenn man aus ihnen Alles entfernen wollte, was außerhalb Deutschlands seinen Ursprung genommen hat. Thatsache ist, daß das Geschworenengericht in dem weitaus größten Theile Deutschlands als gesetzliche Einrichtung theils schon seit Anfang gegenwärtigen Jahrhunderts, zum anderen Theile — mit Ausnahme von Sachsen — seit beiläufig fünfundzwanzig Jahren besteht. Seit lange hat die deutsche Wissenschaft das Institut in ihrem Geiste selbständig durchzuarbeiten sich zur Aufgabe gemacht, und es wird nicht gesagt werden können, daß sie ihre Arbeit mit dem Verdikt unheilbarer Mangelhaftigkeit und Unbrauchbarkeit des Geschwornengerichts abgeschlossen hätte. Thatsache ist, daß es sich nicht um eine untergeordnete juristisch-technische Frage, sondern um eine Institution handelt, für welche als einen wichtigsten Bestandtheil des öffentlichen Rechtszustandes man in weiten Kreisen der Nation sich interessirt. Zugegeben wird auch von den Gegnern des Geschworenengerichts, daß dasselbe jedenfalls in einem großen Theile von Deutschland Wurzeln gefaßt und „eine gewisse Popularität erlangt" hat. Mit solchen historischen Thatsachen wird man doch rechnen müssen, und es wird kaum angehen, in dieser Frage ausschließlich vom theoretischen und rationellen Standpunkt des juristischen Fachmanns aus die Entscheidung zu treffen. Die Aufhebung des Geschworenengerichts kann nur dann beantragt werden, wenn dafür wirklich zwingende und die

öffentliche Meinung zu überzeugen geeignete Gründe sich geltend machen lassen.

Daß die Verpflanzung des Geschworenengerichts aus England nach Frankreich wesentlich aus politischen Gründen erfolgte, ist bekannt. Auch bei der Einführung der Institution in Deutschland diesseits des Rheins wurde ihr durch den historischen Hergang der Charakter einer vorzugsweise politischen Einrichtung aufgedrückt. ..... Nur allmählich gewann die Anschauung mehr Boden, daß das Geschworenengericht in erster Linie als eine Rechtsanstalt zu betrachten sei, und bei Beurtheilung seines Werths der Gesichtspunkt vorangestellt werden müsse, welche Garantien dasselbe für die Erzielung von den Anforderungen der Gerechtigkeit entsprechenden Urtheilssprüchen biete. — Eben diese als Thatsache hinzunehmende Geschichte der Entstehung des Geschworenengerichts in Deutschland konnte die Hoffnung kaum aufkommen lassen, es werden die im Vordergrund stehenden politischen Anhänger der Einrichtung sich dabei beruhigen, daß im Schöffen- wie im Geschworenengericht Laien an der Rechtsprechung theilnehmen, sie werden als über etwas Unerhebliches hinwegsehen über die qualitativ und quantitativ so verschiedene Art dieser Theilnahme, insbesondere über die Zurückführung der Berufsrichter in das bisher so sorgfältig verschlossene Berathungszimmer der Geschworenen. Wer die Frage vornehmlich aus dem Gesichtspunkt der Vertheilung, der Abwägung von Geltung und Einfluß zwischen dem volksthümlichen und dem staatsrichterlichen Element im Strafgericht beurtheilt, der wird daran, daß die Einführung des Schöffeninstituts das bisherige Gewichtsverhältniß zum Nachtheil des Laienelements erheblich ändere, stets festhalten, und in der ganzen Begründung des neuen Projektes das Bestreben finden, das Laienelement unter dem Schein voller Gleichberechtigung zum unschädlichen Gehilfen des prävalirenden Staatsrichters herabzudrücken".

Nachdem das Referat sodann in Kürze bemerkt, daß die allerseits getheilte Voraussetzung einer nothwendigen „Mitwirkung des Volkes bei der Strafrechtspflege" nicht weiter erörtert werden solle, geht dasselbe in folgendem auf die Widerlegung des Satzes über, daß in der Vertheilung der verschiedenen im Richteramt enthaltenen Befugnisse und Obliegenheiten zwischen den rechtsgelehrten Richtern und der Geschworenenbank der schwurgerichtlichen Mitwirkung des Laienelements besondere im Schöffengericht nicht enthaltene Mängel ankleben sollen.

„In Frankreich wird diese Vertheilung der richterlichen Gewalt mit der Formel bezeichnet, daß die Geschworenen die Thatfrage, der Gerichtshof die Rechtsfrage zu entscheiden habe.

Auch in Deutschland ist früher in den Gesetzgebungen und in der Rechtsübung die Geneigtheit bemerkbar gewesen, die Geschworenen auf die

Feststellung konkreter Thatsachen zu beschränken. In den „Motiven" (zum Gerichtsverfassungsgesetz) wird aber mit allem Grund hervorgehoben, daß die Theorie der Trennung der That- und der Rechtsfrage in Deutschland als eine überwundene betrachtet werden dürfe, daß man wie in England, so auch bei uns den Kern des Geschworeneninstituts grade darin erblicke, daß die Geschworenen über die ganze Schuldfrage, also namentlich darüber zu entscheiden haben, ob die Handlung der Angeklagten eine strafbare, oder mit anderen Worten, ob letzterer vor dem Gesetze schuldig sei.

Wie die hier dargelegte Ansicht, daß auch die Rechtsfrage der Entscheidung der Geschworenen nicht entzogen sei, bereitwilligst anerkannt wird, so ist dies auch der Fall hinsichtlich des anderen Satzes, welchen die „Motive" demselben als „zweite Prämisse" an die Seite stellen, daß in einer mehr oder minder großen Zahl von Straffällen der Laie außer Stande ist, ohne den Rath und Beistand von Rechtsverständigen die Rechtsfrage richtig zu entscheiden.

Nicht in gleicher Weise kann dagegen der Schlußfolgerung zugestimmt werden, welche aus den beiden Prämissen gezogen wird. „„Die Unmöglichkeit"" behaupten die „Motive", „„beiden vorgedachten Prämissen zugleich gerecht zu werden, d. h. einerseits die Entscheidung der gesammten Schuldfrage den Geschworenen zu übertragen, und andererseits doch die richtige Anwendung des Gesetzes zu sichern, diese Unmöglichkeit stellt das unheilbare Gebrechen dar, an welchem das Geschworenengericht leidet"".

Auch die Schöffen urtheilen über die ganze Schuldfrage und wenn sie die Mehrheit im Gerichte haben, ist doch nur die Hoffnung, nicht eine Garantie dafür begründet, daß sie von dem Rathe und der Mitwirkung der Rechtsverständigen sich werden bestimmen lassen. Auch die Geschworenen sind nicht ohne Rath und Beistand von Rechtsverständigen, in deren Händen insbesondere die einflußreiche Direktive der Fragestellung liegt; nur erhalten die Geschworenen den ihnen gebotenen Rath nicht im Wege der Debatte zwischen zwei hiefür gerade nicht ebenbürtigen Elementen, und tritt ein Moment ein, wo die Geschworenen sich selbst überlassen beschließen und sich entschließen müssen, während der Schöffe vom Anfang bis zum Ende den sorgenden Richter neben sich und auch die Gelegenheit hat, dem Erfahrenen und Rechtsverständigen sich anzuschließen und auf ihn die Verantwortung zu legen. Ob man sich nicht zu viel verspricht von der Vereinigung der Rechtsgelehrten und der Laien zu einem Kollegium? Durch den Hinzutritt von besser Befähigten werden diejenigen, bei welchen es weniger der Fall, für sich nicht vorzüglicher qualifizirt, es ist nur wahrscheinlich und wünschenswerth, daß die Ersten die Arbeit für sich machen. Ist es richtig, was die „Motive" ausführen, daß die richtige Handhabung des Strafrechts sachver-

ständige Einsicht in das Wesen und den Zusammenhang der strafgesetzlichen Vorschriften, Kenntniß des Rechtssystems und der allgemeinen Grundsätze wie der besonderen Bestimmungen des Strafrechts voraussetzt, so ist doch nicht anzunehmen, daß es den Berufsrichtern gelingen könnte, ihre Kenntniß, ihre Wissenschaft, die Frucht langer Studien, in der für die Berathung eines Rechtsfalls zugemessenen Zeit auf die Laienkollegen zu übertragen, und geschieht dies nicht, hat der Nichtrechtsgelehrte eben hinzunehmen, was auf seinem Gebiete der Rechtsverständige aufstellt, so hat man ja doch insoweit wieder ein bloß äußerliches, wenn auch räumlich nicht getrenntes Zusammenwirken, wieder die Arbeitstheilung, wenn auch nicht dieselbe Vertheilung. Bleibt man nicht vor der Thüre des Berathungszimmers des Schöffengerichts stehen mit der Beruhigung, daß die dort Vereinigten nun auf's Beste zurecht kommen und den Prozeß innerer Verschmelzung zweier ungleichartiger Elemente schleunigst vollziehen werden, so würde man wohl finden, daß so ziemlich dieselben Operationen, welchen die Geschworenen behufs der Lösung ihrer Aufgabe sich zu unterwerfen haben, auch den Schöffen gegenüber sich vollziehen, bis auf die Frageſtellung hinaus, mit dem Unterschied allerdings, daß im Schöffengericht nicht das Einzelne als besonderer Prozeßakt äußerlich und öffentlich hervortritt.

(Folgt eine Vertheidigung der Frageſtellung im schwurgerichtlichen Verfahren, wobei man jedoch in der Rechtsbelehrung „vielleicht etwas bestimmter und entschiedener, als man gewöhnlich für zulässig hält, zu Werke gehen dürfte", und wird dann fortgefahren:)

„Darf man .... davon ausgehen, daß die Strafsachen, welche vor die Geschworenen gehören, in der Verhandlung aus allen überhaupt möglicherweise in Frage kommenden Gesichtspunkten erörtert worden sind, so hat weder die Beschränkung der Laien auf die Beantwortung bestimmter Fragen das Bedenkliche, welches darin gefunden wird, noch ist es als ein dringendes Bedürfniß zu erkennen, daß die Rechtsbelehrung seitens des Gerichts den Laien über die Schwelle des Berathungszimmers folgt. In letzterer Beziehung kann nicht verkannt werden, daß ein gewisses Mißtrauen gegen das richterliche Element bezüglich seiner Widerstandsfähigkeit regimineller Beeinflussung gegenüber zu der Forderung von Volksgerichten wenigstens mit Veranlassung gegeben hat und noch giebt. Es ist zu bezweifeln, daß der Glaube an die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Laienelements, welcher eine wesentliche Voraussetzung der Autorität der Volksgerichte ist, den Schöffengerichten in gleichem Maaße zur Seite stehen werde wie dem Geschworenengericht. Der Zweifel ist in der Zusammensetzung des Schöffengerichts begründet und in der Einrichtung der gemeinsamen Berathung. Daß durch letztere die Ausübung einer gewissen Pression auf das Laienelement

ermöglicht wird und die Laienrichter einer größeren moralischen Selbständigkeit bedürfen, um den Einwirkungen ihrer an dialektischer Gewandtheit und Rechtskunde überlegenen Kollegen gegenüber eine abweichende Meinung festzuhalten, ist nicht wohl in Abrede zu stellen. Es scheint daher das Verlangen nicht ungegründet, daß nicht noch im Berathungszimmer — in Abwesenheit der Parteienvertreter und ohne die Kontrole der Oeffentlichkeit, — eine die unmittelbaren Eindrücke der Laien leicht verwischende Erörterung über Gesammtbild und Ergebniß der Verhandlung und eine Belehrung über die Rechtspunkte stattfinden solle. Was die gemeinsame Berathung und Beschlußfassung anbelangt, so mag noch auf die mißliche Lage hingewiesen werden, in welcher die Laienrichter dann sich befinden, wenn über Rechtsfragen Meinungsverschiedenheiten zwischen ihren rechtsgelehrten Kollegen hervortreten, worüber zu entscheiden nunmehr den Laienrichtern zufällt. Zur Theilnahme an der Prozeßleitung sind sie ohnedem nicht legitimirt, und auch ihre Mitentscheidung über das Strafmaß unterliegt der hier nothwendigen gleichmäßigen Handhabung wegen schweren Bedenken. — Was endlich die Erfahrungen anbelangt, welche mit dem einen oder anderen Institut gemacht sind, so kann nicht gesagt werden, daß die mit den Geschworenen gemachten Erfahrungen so ungünstige seien, daß hierdurch die Aufhebung des Instituts geboten wäre. — Den Schöffengerichten stehen mehr nur negativ günstige Zeugnisse zur Seite. Nicht unbeachtet darf jedenfalls bleiben, daß in zwei Staaten, in denen die Schöffengerichte bereits neben den Geschworenengerichten bestehen (Sachsen und Württemberg?), die Abgeordnetenkammern mit großer Mehrheit für Erhaltung des Schwurgerichts sich ausgesprochen haben.

Die Zulassung von Laien im Gericht ist eine Maßnahme, die eine gewisse Entschließung jedenfalls fordert. Bedenken und Mißstände werden bei keiner Form ganz beseitigt werden. Aber naturgemäßer und richtiger scheint es zu sein, für den Laien einen bestimmten, ihm passenden Wirkungskreis abzugrenzen, als ihm die ganze Funktion des Berufsrichters aufzulegen. Darunter, daß er ihr in gewissen Theilen nicht gewachsen ist, muß seine ganze Stellung leiden.

Der Beweis, daß das Schöffengericht erheblich besser, als das Geschworenengericht, wird als erbracht nicht anzunehmen und deßhalb für die Beibehaltung des Geschworenengerichts sich zu entscheiden sein.

Allerdings hätte das Schöffengericht die Möglichkeit geboten, die Strafgerichte aller Ordnungen nach einem einheitlichen Princip zu organisiren. Von einer Annahme der Form des Geschworenengerichts auch für die Gerichte mittlerer und niederster Ordnung kann ja doch aus praktischen Gründen nicht die Rede sein, obwohl an sich die Idee wenigstens der Annahme in den mittleren Gerichten nicht zu verwerfen ist.

Hält man mit den „Motiven" die Frage der Theilnahme der Laien an der Rechtsprechung in Strafsachen für endgültig bejaht durch die Rechtsüberzeugung des deutschen Volkes, so bleibt nichts übrig, als neben der vollkommneren Form des Geschworenengerichts die minder vollkommne und mehr summarische des Schöffengerichts einzuführen, ein Auskunftsmittel, wie es in ähnlicher Weise auch bei anderen Gestaltungen der Gerichtsbildung sich findet". —

So Herr v. Mittnacht. Sein Vorschlag, das „summarische" Laienthum als „Auskunftsmittel" auch für die Gerichte mittlerer Ordnung sich gefallen zu lassen, scheiterte bekanntlich an dem Widerspruch Preußens, welches neben den Geschworenengerichten mit dem noch übrigen Vorrath qualificirter Laienelemente sparsamer haushalten zu müssen erklärte. Nur auf dem Gebiet, wo nach den Erfahrungen aller Kulturvölker die Laien absolut entbehrlich, und nach den berufensten Ueberzeugungen deutscher Praktiker unbedingt vom Uebel sind, wo sie nach Gneist's*) treffender Kritik zur Plage für das ohnehin mühselige Amt der Polizeirichter werden, sollen sie in „kleinen Schöffengerichten" fortwesen. — Nach diesen Bundesrathsbeschlüssen werden sich demgemäß die deutschen Strafgerichte in folgender bunten Architektonik aufbauen: 1 Amtsrichter mit 2 Schöffen, darüber Strafkammern mit 5 rechtsgelehrten Richtern, darüber das Geschworenengericht mit 3 rechtsgelehrten Richtern und 12 Geschworenen. — Wer Vieles bringt, wird allen etwas bringen! —

Die afrikanische Gesellschaft.

„Es war ein kühner Gedanke in Berlin (im Jahre 1828), eine geographische Gesellschaft zu gründen. Wenn man im Hafen von Liverpool über den Wald von Masten blickt, wenn man die riesigen Dampfschiffe sieht, die wie eine fliegende Brücke die neue Welt mit der alten verbinden, so mag man wohl meinen, hier, wo die Fäden eines die ganze Erde umspannenden Netzes der Verbindung zusammenlaufen, möge die Stelle sein, einen solchen Verein zu gründen. Ein Blick auf die bescheidene Aepfelflotte, welche am Fuße des königlichen Schlosses vor Anker liegt, ermuthigt wenig zu einem solchen Unternehmen". — Diese Betrachtung stellte H. W. Dove an die Spitze seines Rückblicks auf die Thätigkeit der geographischen Gesellschaft bei der Feier ihres 25jährigen Stiftungsfestes im Jahre 1853. Seitdem sind noch keine 25 Jahre wieder verflossen, und ein noch kühnerer

*) Gneist, Vier Fragen zur deutschen Strafproceßordnung S. 175.

Gedanke rief im April 1873 in demselben Berlin „die afrikanische Gesellschaft" in's Leben. Beseelt von idealem, wissenschaftlichem Streben hat dieselbe keine geringere Aufgabe, als die Erforschung des äquatorialen Binnenlandes von Afrika.

Es ist diese Aufgabe neben der Erforschung der nördlichen Polarzone das zweite große geographische Problem, zu dessen Lösung deutsche Männer im Bewußtsein der neuerrungenen nationalen Machtstellung ihre besten Kräfte einsetzen. Denn wie der einzelne Mensch mit seinen höheren Zwecken, so wächst auch mit der politischen Geltung eines Volkes die Höhe seiner Verpflichtung zur Lösung der Culturaufgaben. Für die Förderung des geographischen Wissens haben beide Probleme, das polare wie das afrikanische, völlig gleiche Bedeutung, denn beide sind die wichtigen Endglieder in der Vergleichungsreihe geographischer Areale. Ob die Fragen, die am Pol und die am Aequator ihrer Antwort harren, gleichwerthig seien, ob physikalische am Pol, ob Fragen über das organische Leben am Aequator eine reichere Ausbeute versprechen, ist zur Zeit noch gar nicht abzuschätzen. In der Erkenntniß des Erdganzen sind die Lücken am Pol ebenso empfindlich, wie die am Aequator, und beide Probleme nehmen gleiches Interesse in Anspruch.

Zwei Momente hatten indeß den afrikanischen Unternehmungen lebhaftere Theilnahme zugeführt. Seit der Stiftung der Londoner African Association, 1788, und namentlich seit den letzten Jahrzehnten hatten deutsche Männer hier ein zahlreiches, theueres Kontingent zu den Opfern der Entdeckungen geliefert. Die Todtenliste der Reisenden in Afrika nennt in besten Ehren die Deutschen Hornemann, Röntjen, Kummer, Burckhardt, Hemprich, Liman, Overweg, Reitz, Schönlein, Vogel, Knoblecher, v. Neimans, Vierthaler, Roscher, v. Barnim, Harnier, Bilharz, v. Beurmann, Steudner, Schubert und noch manche andere. Und nicht minder groß ist die Reihe deutscher Pioniere der Wissenschaft, welche glücklich von Afrika heimgekehrt. Mit Freude zählen wir Männer, wie Barth, Rohlfs, v. Heuglin, Hartmann, Nachtigal, Schweinfurth zu den unseren, welche theils vom Nilthale, theils von der Syrte aus das Innere Nordafrikas erschlossen haben; mit Freude blicken wir auf die Namen Fritsch, Mauch, Hahn, die Südafrika zum Schauplatz ihrer von rühmenswerthen Erfolgen begleiteten Thätigkeit gewählt. Das Gefühl einer gewissen Ehrenschuld gegen die Namen der Gefallenen, deren Unternehmungen noch der Vollendung bedurften, der Eifer, an den Entdeckungen und Forschungen der Ueberlebenden thätigen Antheil zu nehmen, ward noch entschiedener belebt, als unerwartet eine bedeutsame Wendung in der Entdeckungsgeschichte des räthselhaften Erdtheils hinzutrat.

Es war im Sommer 1872, als zuerst wieder lange ausgebliebene Nachrichten von dem schon verloren geglaubten Livingstone eintrafen und zu-

gleich die früheren Reisen Schweinfurth's mit seiner Heimkehr nach Deutschland besser bekannt wurden. Aus der Combination der beiderseitigen Berichte ergab sich, daß Livingstone und Schweinfurth mit den letzten Ausläufern ihrer Wanderungen in eine von der früheren ganz verschiedene Natur, in ein und dasselbe geographisch eigenthümliche Gebiet eingetreten waren, obwohl beide von fast entgegengesetzten Ausgangspunkten aufgebrochen, Schweinfurth von Nordosten, Livingstone von Südosten her. Flora, Fauna, Menschenleben boten dieselben neuen Erscheinungen und die Flußläufe wiesen unleugbar darauf hin, daß das neubetretene Gebiet hydrographisch der Westküste zugehöre. Livingstone und Schweinfurth müssen also Wasserscheiden passirt haben, welche die zum indischen oder mittelländischen Meere und die zum atlantischen Ocean abströmenden Flüsse sondern, Livingstone war in das weitverzweigte Flußsystem des Lualaba hineingerathen, das er anfangs mit dem Nil zu verbinden geneigt war. Da er indeß die Wasserscheiden bereits gekreuzt hatte, schien es richtiger, darin nach Westen strömende Flußläufe anzunehmen, und hierzu lehrte uns Schweinfurth einen Fluß, den Uëlle, kennen, dessen Richtung es thatsächlich unmöglich macht, daß Livingstone's Flüsse und Seen mit dem Nil zusammengehören könnten. Ob nun der „Lualaba" der obere Kongo oder ein Zufluß desselben ist, ob der „Uëlle" mit dem in den Tschadsee mündenden Schari oder mit dem in den atlantischen Ocean mündenden Ogowai in Verbindung steht, das sind die brennenden geographischen Fragen des Tages, deren Lösung man von der Westküste des Erdtheils entgegenzugehen beschlossen. Denn alle Entdeckungen von Süden, Norden und Osten drängen die terra incognita auf das Gebiet des Congo zusammen.

Diese neuen Anschauungen erweckten in geographischen Kreisen die rührigste Thätigkeit. England schickte im November 1872 eine Expedition unter Lieutenant Grandy nach der Küste Niederguineas, von wo dieser ostwärts mit Livingstone Verbindung suchen sollte. Die Franzosen nahmen ihre Kolonien am Gabun als Basis einer Operation, um von hier aus Du Chaillu's frühere Wanderungen weiter zu verfolgen. Die geographische Gesellschaft in Berlin verband sich zunächst mit Delegirten der andern deutschen geographischen Gesellschaften von Dresden, Leipzig, Halle, Frankfurt a. M., München und constituirte im April 1873 die „deutsche Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Afrikas" oder mit kürzerem Namen die „afrikanische Gesellschaft". Alsbald wurden die Statuten entworfen, die Ziele und Zwecke berathen, Aufrufe zur Theilnahme erlassen, die nächsten Unternehmungen festgesetzt und in kurzer Zeit waren auch hinlängliche Mittel und geeignete Personen zur Ausrüstung einer Expedition vorhanden. Das Unternehmen trat als ein spezifisch deutsches auf; ein Jahr ist seitdem ver-

flossen, es möge nun eine wenn auch nur flüchtige Ueberschau über das, was bereits geschehen, zur Ausdauer und nachhaltigen Anstrengung ermuthigen.

Das Ziel der Expedition ist die Loangoküste vom 5. Grad nördlicher bis zum 5. Grad südlicher Breite. Hier — vom Ogowai im Norden bis zum Congo im Süden reicht die unbekannte Region fast bis an das Meer — hier muß die Expedition schon nach den ersten Tagemärschen auf unbetretenen Boden stoßen. Zum Führer derselben wurde Dr. Güßfeldt, ein Berliner, gewählt, der zuletzt Privatdocent in Bonn als Mathematiker von Fach für astronomisch-geographische Ortsbestimmungen die beste Befähigung besitzt und sich auch im letzten Kriege durch Energie und Tapferkeit Anerkennung erworben hat. Seinen Eifer für die Expedition bestätigte er außerdem durch einen Beitrag von 6000 Thlr. aus eigenen Mitteln. Als Begleiter wurden gewählt v. Hattorf, ehemaliger preußischer Officier aus Hannover als Zoolog, v. Gerschen, der 7 Jahre als Feldmesser im Dienste der holländischen Regierung auf Java, Sumatra, Borneo beschäftigt gewesen, und später wurden noch der Militärarzt Dr. Falkenstein, der Mechaniker Otto Lindner, der mit der Reparatur von Instrumenten und Waffen vertraut ist, und Herr Soyaux als Botaniker nachgeschickt, denen Dr. Lenz als Geolog folgen wird mit der bestimmten Aufgabe, zunächst sich nach dem Ogowai und den angeblichen Vulkanen im Norden zu begeben und sich erst dann der Expedition an der Loangoküste anzuschließen.

Bereits am 16. Mai 1873 begaben sich Dr. Güßfeldt und v. Hattorf nach Liverpool, wo sie sich am 30. Mai auf dem Dampfer „Nigretia" einschifften, und in Bananas, am nördlichen Mündungsufer des Zaire ans Land gehen wollten. Nur wenige Tage später ging auch Dr. Bastian auf eigene Kosten über Bordeaux nach Lissabon und schiffte sich hier mit Herrn v. Gerschen auf dem portugiesischen Dampfer „Congo" nach Cabinda ein, um selbst eine Operationsbasis für die Expedition zu gewinnen. — Güßfeldt hatte das Unglück in der Nacht des 14. Juni bei Freetown (Sierra Leone) auf der „Nigretia" zu scheitern, doch war es noch immerhin günstig, daß das Schiff so nahe der Küste strandete, daß die Menschen gerettet wurden. Die Instrumente und ein Theil der Reiseeffecten gingen zwar verloren, der Schade ward indeß von der Versicherungsgesellschaft in Liverpool bereitwilligst ersetzt, und von Berlin aus kamen in kürzester Frist vollständige und zweckmäßige Ergänzungen. Während Güßfeldt und Hattorf die Umgebungen der Sierra-Leoneküste recognoscirten, und sich dann in Bananas und Cabinda einrichteten, erreichte Bastian gegen Ende Juli Ponta negra und unternahm verschiedene Orientirungsreisen, namentlich am Quillu landeinwärts bis zur holländischen Station Mayombe, welche die besten Hoffnungen erweckten.

Als Stützpunkt für die späteren Operationen wurde an der Küste die erste deutsche Station Chinchoncho eingerichtet. Sie liegt unter dem 5. Grade südlicher Breite, zwischen Cabinda und Loango, etwa 1½ Meilen nördlich von Landana. Hier befindet sich nur noch eine holländische Factorei. Der Grund und Boden bildet ein Rechteck von 73 und 82 Schritt, das von einem Bambuszaun eingefaßt ist. Das Häuschen besteht aus Mattenwänden und wird gedielt. Das Beste aber ist die gesunde, frische Lage und die Nähe guten Trinkwassers. Auch ist hier der Verkehr nach dem Innern nicht selten. In einem späteren Briefe vom 8. October 1873 schreibt Güßfeldt aus Landana: „Die Station in Chinchoncho ist jetzt so weit hergestellt, daß sie bewohnt wird. Der disponible Raum ist freilich ein beschränkter, da uns nur ein Eßzimmer und drei kleine Schlafzimmer zur Disposition stehen; indeß hoffe ich noch ein Zimmer mehr herstellen zu können, was für den Fall, daß die hier anwesenden und noch zu erwartenden Mitglieder der Expedition gleichzeitig in der Station anwesend sein sollten, geradezu eine Nothwendigkeit werden wird; denn bei den hiesigen klimatischen Verhältnissen empfiehlt es sich nicht, in so kleinen Räumen zu mehr als einer Person zu schlafen, und außerdem ist noch für die Unterkunft eines jungen Portugiesen, den ich vorläufig als eine Art Hausmeister engagirt habe, Sorge zu tragen. Um das Haus herum gruppiren sich die Küche, ein kleines Magazin, die Hütte (Chimbek) des Linguisters, und die verschiedenen Schutzdächer (Moança, portugiesisch Somóra) der im Dienst befindlichen Schwarzen. — Im Ganzen besteht das Dienst-Personal der Station aus folgenden Personen: einem portugiesischen jungen Verwalter (impregado), einem schwarzen Ober-Aufseher (linguister), einem Waschmann (lavandeiro), einem Koch (cozinheiro), zwei Hausdiener (muleks), und zehn Arbeitsburschen (moços); die moços haben hauptsächlich den wichtigen Dienst der Hängematte (tipoja) zu versehen, ohne welche ein Weißer längs der Küste nicht reist, und wofür man sehr hohe Zahlung zu leisten hat, wenn man fremde Schwarze (d. h. solche, die nicht monatlich fest engagirt sind) annehmen muß. Die nothwendigsten Gegenstände für die innere Einrichtung der Station habe ich zum Theil durch den stellvertretenden Hauptagenten in Bananas, Herrn van Oort, theils durch den Agenten des holländischen Hauses in Landana, Herrn Biervant erhalten. Beide Herren sind mit einer seltenen Bereitwilligkeit unsern Wünschen entgegengekommen und haben uns dadurch zu großem Dank verpflichtet; selten gewiß sind wissenschaftliche Reisende von einem großen Hause in so aufrichtiger, in jeder Richtung fördernder Weise in der Ausführung ihrer Pläne unterstützt worden, wie uns dies Glück von Seiten der afrikanischen Handels-Vereinigung durch die Initiative ihrer Directoren, der Herren Kerdyk und Pincoffs in Rotterdam zu Theil geworden ist". Hiermit ist buchstäblich der

erste feste Grund und Boden für die deutschen Forschungsreisen in Afrika gewonnen. Selbstverständlich kann hier auf einzelne Details nicht näher eingegangen werden. Das „Correspondenzblatt der afrikanischen Gesellschaft", welches im Auftrage des Vorstandes von Prof. Koner in zwanglosen Heften herausgegeben wird, gewährt in dieser Hinsicht schnelle und lehrreiche Befriedigung.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalt am untern Congo ist Bastian mit reichen Sammlungen ethnographischer, naturhistorischer, technischer und gewerblicher Objecte glücklich nach Berlin zurückgekehrt. In einem Bericht über den bisherigen Verlauf der Expedition läßt er sich ungefähr also aus: Das Klima hat sich, wie im Voraus vermuthet, als für Afrika ausnehmend günstig bewiesen, besonders in der Cazimba oder trocknen Zeit, doch soll auch die Regenzeit dort weniger heftig sein, und die oft viele Jahre an der Küste verweilenden Holländer bewahren durchschnittlich, bei vernünftiger Lebensweise, die beste Gesundheit, so daß wir auch für unsere Reisenden gute Hoffnungen hegen dürfen. Daß allerdings trotz alledem der Heimtücke des afrikanischen Klimas nicht allzu sehr zu trauen ist, weiß Bastian aus eigener Erfahrung zu wohl, da er bereits 1857 bis Ambassi (das portugiesische S. Salvador) vorgedrungen war. Unsere Reisenden kennen die Gefahren, denen sie entgegengehen, und im Hinblick auf den hohen Zweck, haben sie sich opferwillig bereit erklärt, das Wagniß zu unternehmen. Bei der Abreise Bastian's fand sich Güßfeldt in ausgezeichneter Gesundheit. Er hatte zwei leichte Fieberanfälle überstanden, und wenn diese bald nach der Ankunft eintreten, gelten sie an den Küsten für ein gutes Zeichen baldiger Acclimatisaton, da sie vor später schwereren Krankheitsfällen zu bewahren pflegen. Bastian verlebte die letzten acht Tage vor seiner Abreise mit Güßfeldt zusammen und war überrascht zu sehen, wie rasch sich derselbe in die Besonderheiten des neuen Lebens hineinfand und den ihn gestellten Anforderungen genügte. Die künftigen Pläne wurden dahin festgestellt, daß die Operationsbasis für die ersten Versuchsreisen ins Innere zwischen Quillu- und Cacongo-Fluß gewonnen werden muß, entweder auf der Factorei Chissambo, von wo Güßfeldt bereits einen Vorstoß bis Konde gemacht hat, und in deren Nähe der Gorilla gejagt werden kann, oder den Quillu-Fluß aufwärts, den, wie schon bemerkt, Bastian über die Kataraкten von Gotua hinaus bis auf das Hochland recognoscirt hatte. Hier ist das Waldland von Mayombe, das an den Grenzen der drei Königreiche (an denen Loango's durch die Holzwand des Mambuk abgeschnitten) hinläuft, bereits durchschritten.

Es eröffnet sich so die Aussicht, die Route von unserer Küste mit den äußersten von Du-Chaillu erreichten Punkten zu verknüpfen und dadurch einen erweiterten Ueberblick über die Möglichkeit eines östlichen Vordringens

zu gewinnen. Bis ins Land Shintetje stimmen die Nachrichten der eingeborenen Händler in der Hauptsache meist überein, dann folgt aber eine Reihe herodoteischer Fabelwesen. Zunächst wird von einem Volke der Zwerge gesprochen, und es ist jetzt in der That eine diminutive Menschenrace im aequatorialen Afrika constatirt; sodann von Leuten, die unter dem Wasser leben und in Calabassen oder großen Fruchtschalen schlafen, welche auf der Oberfläche des Wassers schwimmen (vielleicht sind damit Bewohner von morastigen Gegenden gemeint). Hinter diesen kommen die Schwanzmenschen, die beim Niederhocken für den steifen Rückenansatz einer vorbereiteten Höhlung bedürfen, eine weit nach Osten verbreitete Sage. Dann folgen die Dickköpfe, die stets eine Pfeife bei sich führen um Hilfe herbeizurufen, weil sie, wenn sie fallen, sich ohne Hilfe nicht erheben können. Und immer märchenhafter werden dann einäugige, einarmige Völker genannt; Leute, die den Mund in der Schulterhöhle haben, andere, die ihre Kleider sich aus dem eigenen Bauchfell zubereiten, ... kurz wir stehen hier vor Fabelländern, die an Solinus, Haldingham, Nickel Klimm erinnern. Zunächst sollte Güßfeldt einzelne Orientirungstouren in diese Fabelländer unternehmen, was auch nach den neuesten Nachrichten glücklich geschehen. Er selbst wie die andern Mitglieder der Expedition unterhalten mit dem Vorstande der „Afrikanischen Gesellschaft", mit Verwandten und Freunden eine lebhafte Correspondenz. Seit der Heimkehr Dr. Bastian's sind bereits mehrere Briefe eingetroffen mit geographischen und meteorologischen Beobachtungen, zahlreichen Photographien von Landschaften und Leuten jenes zwerghaften Menschenstammes. Der letzte Brief datirt vom 2. März 1874.

Nicht minder lebhaft ist der Eifer, mit dem der Vorstand die Theilnahme für das Unternehmen zu erhalten und zu steigern bemüht ist. Abgesehen von dem schon genannten „Correspondenzblatt" brachte die rühmlichst bekannte „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" einen trefflichen Artikel ebenfalls von Koner über den „Antheil der Deutschen an der Entdeckung und Erforschung Afrikas" und eine Karte von Kiepert, welche die Entdeckungen der einzelnen Nationalitäten während des 19. Jahrhunderts sehr augenfällig veranschaulicht. Oeffentliche Vorträge von Bastian, Neumayer, Virchow, Hartmann, Fritsch, Brehm haben durch Reichhaltigkeit in hohem Maße angezogen und der Expedition auch materiell wesentlich genützt. Endlich ist auch so eben der erste Band eines ausführlichen Werkes erschienen: „Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Nach persönlichen Erlebnissen von A. Bastian", worin über die Reise des Verfassers und die Verhältnisse, unter denen sich die Expedition befindet, eingehend Bericht erstattet wird. So ist denn in der kurzen Frist eines Jahres ein guter Grund gelegt worden.

Digitized by Google

Das Unternehmen, von den geographischen Gesellschaften Deutschlands ins Leben gerufen, ist dennoch im besten Sinne ein internationales durch seine rein wissenschaftliche Tendenz, es verspricht für den Aufschluß des aequatorialen Afrikas und für unsere geographische Kenntniß dieses Continents bedeutungsvoll zu werden; möge ihm die Theilnahme des deutschen Publikums behülflich erhalten bleiben. J. Löwenberg.

Die Muttergotteserscheinungen in Elsaßlothringen.

V (Schluß.)

Ein genauer Bericht von dem Beginn einiger Erscheinungen belehrt uns, welcher Art nicht selten die fromme ekstatische Stimmung war, an welche die Vision sich knüpfte. Eine Erzählung wie die der alten Wittwe von Schleithal hat auch für uns etwas Rührendes, so sehr wir diese falsche Richtung der Frömmigkeit bedauern mögen. „Ich ging", — so giebt sie an — „am Samstag Abend um die Zeit des Gebetläutens in unsern Garten hinter'm Haus spazieren und dachte mir, wo wird denn jetzt die liebherzige Mutter Gottes sein, wird sie vielleicht wieder in Riedselz sein, werde ich sie dann auch einmal sehen? — Als ich eine Weile dastand, sah ich in die Höhe und es kam mir alles hell und farbig vor; ich sah dann neben einem Baum in der Luft schwebend die Mutter Gottes, angethan mit einem blauen Kleid, so blau wie der Himmel und hatte eine weiße Krone, es sah aus wie ein Strauß, es war aber eine Krone. Nebenan war eine Wolke, worin eine Figur sichtbar war, die entweder ein Engel oder der heilige Vater war, ich glaube aber, es war der heilige Vater. Es kamen hinzu meine Tochter und unser Nachbar und sahen alles genau wie ich" ꝛc. Der Nachbar sah leider nicht alles genau wie die Alte. Ihm trug die Mutter Gottes ein ganz weißes Kleid und eine gelbe Krone auf dem Kopf. Als man ihn auf den Widerspruch in der Bezeichnung der Farben aufmerksam machte, meinte er: „O, die Mutter Gottes kann die Farben „schanschiren" wie und wann sie will".

Diese naiven Visionäre haben unsere Sympathie. Es liegt ein Hauch von Poesie über ihnen; man fühlt sich erinnert an jene Abendbesuche der Engel im Haine Mamre, und das Herabsteigen der homerischen Götter zu den Menschen. Ganz anders wirken aber die meisten der übrigen Berichte auf uns ein. Hören wir zuerst den Beginn der Erscheinungen von Walbach. Die hist.-pol. Blätter zeichneten diesen in folgenden Worten: „Zu gleicher Zeit geschah es, daß ein kleiner Knabe, der mit einem älteren Burschen ein Gefährte über einen Berg begleitete, plötzlich einen Freudenschrei

ausstieß und betend niederkniete, sprechend: „Sehet ihr die Mutter Gottes?" Sein Begleiter sah sie auch, und bald einige andere, stets an derselben Stelle". Es war, wie man zu sagen pflegt — fast so, nur ganz anders. Ein Bursche von 23 Jahren, Sohn des damaligen Bürgermeisters, nahe verwandt jenem Wirthe, auf dessen Rebstück später die Kapelle gebaut werden sollte, ging am Osterdienstag (15. April) stark betrunken*) von Weier i. T. nach Walbach und trifft Nachts 11 Uhr am Eingang des Ortes einen älteren Bauernburschen angeblich betend auf der Straße stehen. Dieser fragt den Heranwankenden, ob er nicht auch die Mutter Gottes in den Lüften sehe. Der Angeredete stiert in die Wolken und sieht nichts. Er leitet das Ergebniß dieser astronomischen Betrachtung mit einer seit Goethe's Götz von Berlichingen klassisch gewordenen Aufforderung ein: „Bei Gott, ... ich sehe nichts". Er will weiter gehen, wird aber nach wenigen Schritten von übernatürlicher Gewalt niedergeschmettert und betäubt. Alsbald erwachend sieht er einen hellen Schein, und nach einigen Augenblicken im Nußbaum die Mutter Gottes in strahlendem Gewande. Er betet, erhebt sich langsam, wird von der Mutter Gottes an sein elterliches Haus geleitet und weckt seine Eltern, die mit ihm hinauseilen, aber nichts sehen. Am andern Morgen hatte ein religiös überspannter, oft von epileptischen Anfällen heimgesuchter Bursche Namens Hoffert, der schon zweimal mit der Madonna in Gereuth verkehrt hatte, dieselbe Erscheinung, die besonders gern Abends im Mondschein sichtbar wurde, und in wenigen Tagen (27. April) schon konnte, Dank der Haltung des Bürgermeisters, eines Theiles des Gemeinderathes und des Pfarrers die Versammlung auf 5000—6000 angeschlagen werden.

Was nun gar den Vorgang in Leime betrifft, so würden wir, wäre die Sprache nicht auch gegeben um einer Injurienklage zu entgehen, uns nicht begnügen zu sagen, eine psychologische und pathologische Erklärung sei uns hier undenkbar, ein zerbrochenes Glas spricht für die Anwesenheit ganz anderer Dinge. Im untersten Winkel des Sundgaues war es, in Leime bei Kiffis, Kr. Altkirch; dorther drangen (Mitte März 1873) Berichte, daß in der Kirche die heilige Maria und der heilige Vater in der Größe eines Brustbildes erschienen sei. Einer der Meßknaben deponirt darüber in Gegenwart des dortigen Bürgermeisters: „Am Sonntag, den 9. d. Mts, habe ich mit H. N. (14 Jahre alt), F. J. H. (12 Jahre alt) und A. R. (12 Jahre alt), dem Herrn Pfarrer während der Nachmittagsandacht gedient. Als wir demselben vor dem Schlusse der Andacht am Altar den Weihrauch reichten, sagte er zu uns so leise, daß es Niemand außer uns hören konnte, während er den Weihrauch in das Rauchfaß that: „Sehet ihr nichts in der

*) Nach der Bozener Broschüre selbst: „ziemlich benebelt".

Monstranz?" Wir schauten hin und sahen, daß das runde Glas in der Monstranz gesprungen war, daß es einen Riß hatte und daß hinter demselben, wo sonst die Hostie ist, ein weißes Brustbild von einem Manne mit einem schönen Gesicht und einem großen Barte war, welcher etwas wie eine Dornenkrone auf dem Kopfe hatte. Als der Herr Pfarrer nachher das Tabernakel herumdrehte, sah das Brustbild seitswärts nach der Kanzel und es wurde immer kleiner, bis es verschwand. Der Herr Pfarrer hat nun weiter nichts gesagt, als wir es aber nachher erzählten, sagten einige Leute, es könnte der Heiland gewesen sein. Seitdem ist die Monstranz fort, es soll ein neues Glas hineingemacht werden". — Derber und offenbarer Betrug spekulirt mit viel Kühnheit auf die vorhandene Stimmung und findet, so plump er sein mag, Gläubige.

Schlecht freilich ging es am 3. Mai 1873 auf einem Bauernhof bei Schneckenbusch Kr. Saarburg, wo plötzlich eine Stimme über den Hof rief: „die Mutter Gottes kommt, die Mutter Gottes kommt". Ehe die Bewohner des Hofes sich ihrem gläubigen Schrecken hingeben konnten, hatte der rationalistische Kettenhund, der eben frei lief, die weiße Erscheinung niedergerissen, und diese verschwand unter Hinterlassung höchst realistischer Blutspuren. Die erste Erscheinung von St. Quirin (im selben Kreise in nicht großer Entfernung von Schneckenbusch gelegen) läßt in legitimer Weise auf ähnlichen Betrug schließen, leider war hier kein Kettenhund zur Stelle. Der sie sah, ist ein 67 Jahre alter, äußerst kurzsichtiger strenggläubiger Herr aus Halmoze. Er ging am 20. Mai 1873 durch das Niederholz von St. Quirin. Er berichtete — lassen wir ihn selbst reden: „Plötzlich sah ich eine weiße Gestalt, die mit größter Schnelligkeit auf mich zugelaufen kam, das verhüllte Haupt hin- und herbewegend und gleichsam gleitend; die Gestalt verschwand, als sie auf 10 Meter (!) Entfernung von mir war". Der Mann hielt die weiße Gestalt anfangs für eine Confirmandin, die erst jetzt — am 18. war Firmung gewesen — von ihren Verwandten nach Hause ging. Am 23. Mai schon ist der Vikar Henriot von St. Quirin bei ihm, fragt ihn aus, und hat unmittelbar nach der Besprechung im gleichen Walde zur gleichen Stunde eine überaus glänzende Erscheinung, und schon am 26. Mai sehen zwei der Communikantinnen im Walde die Erscheinung mit ihm. Wenige Wochen vorher kam ganz in der Nachbarschaft in Hesse ein Taglöhner vom Felde mit der üblichen Erzählung von der Madonnenerscheinung. Groß und Klein zog an die Stätte, ohne jedoch etwas zu sehen. Bald ergab sich, daß der Geisterseher ein eben aus dem Zuchthause von Nancy entlassenes auch als Gewohnheitssäufer bekanntes Individuum war, der sich durch die Hilfe der Himmlischen selbst wieder akkreditiren wollte. In Reichshofen (Kr. Hagenau) sammelten sich (28. Mai 1873) plötzlich größere Trupps an der Kreuzstelle

am Jägerthaler Wege. Ein sechzehnjähriges Mädchen war aufgetreten und hatte erzählt, die Jungfrau sei ihr erschienen und habe gesagt: „Ich bin die Mutter der Barmherzigkeit, du sollst mich in der nächsten Frohnleichnamsprozession tragen; die weißen Kleider werden dir die Reichshofener schon geben". Wie schon erwähnt, trat hier der Pfarrer selbst dem Schwindel, der rasch empfängliche Ohren und Herzen fand, entgegen; jenes Mädchen war von der Ehre, das Marienbild in der Frohnleichnamsprozession tragen zu dürfen, wegen seines nicht tadellosen Rufes ausgeschlossen worden und die Unbefleckte selbst sollte nun den Beschluß des Pfarrers corrigiren. Uebrigens hatte sich eine fromme Wittwe schon bereit erklärt, ihr die weißen Kleider und die Stiefelchen zu leihen.

Der Pastor von Rimlingen war seit Frühjahr 1873 gegen das in seiner Nähe — Giesingen-Bettweiler — besonders wüste Erscheinungstreiben auf der Kanzel und im Beichtstuhle vorgegangen. Einen Theil der Pfarrkinder hatte er auf seiner Seite, ein andrer Theil, darunter ein Conventikel von Betschwestern, die mehr mit einem benachbarten Pfarrer alliirt waren, der es in Betreff der Erscheinungen anders hielt, stand gegen ihn, der Pastor von Rimlingen sollte durch die Mutter Gottes selbst eine derbe Lection erhalten. Am 27. November erschien sie während der Wandlung bekleidet mit einem blauen Rock mit goldnen Sternen einem 13jährigen Mädchen aus der Gesellschaft und Verwandtschaft jener Betschwestern, und überreichte demselben ein verschlossenes Büchlein, wobei die Madonna sagte: „gieb es dem Herrn Pastor, derselbe soll es aufmachen, und dir, dem Joseph Höllinger und seiner Frau vorlesen". Das Büchlein, enthielt für den Joseph Höllinger die Nachricht, daß sein Sohn Nikolaus, der vor zwei Jahren in Amerika gestorben war, im Fegefeuer sei, und daß sein Kind noch nicht getauft sei. Es seien deßhalb für jenen Messen zu lesen und das Kind in Marienthal zu taufen; für den Herrn Pastor aber stand darinnen zu lesen, daß die Johanna — so hieß das Mädchen — die Mutter Gottes allerdings alle Tage sehe. Wir theilen aus dem zweiten Brief wörtlich und buchstäblich einen Abschnitt mit. Es heißt dort: „Das Kind seht allen Tag die Wahrhaft Mutter Gottes o Hochgeehrter Herr Pastohr das ist hart wenn Mann sagt das ist der wahr Täufel o we wenn Mann nicht Weis obs die Mutter Barmherzigkeit nicht ist. O hochgeehrder Herr Pastohr das ist ein Glück wen Mann so Kind in seiner Pfarrei hat O Hochgeehrter Herr Pastohr ich bin doch das ihr der Himmelskönigin seine Schrift nicht ver Werfen so denke an den Tod o hochgeehrter Herr Pastohr an der Erscheinung haben sich Menschen schon verzinnig das sies nicht verantworten könnten wen sie aufs Todbett Kommen so mussen Sie das Kind um verzeihung bitten". Es stellte sich rasch heraus, daß das Büchlein in der Hamant'schen Handlung in Rohrbach sammt den

Bildchen gekauft, und von dem Mädchen vollgeschrieben worden sei, — wie sie selbst gestand — um ihre Familie zu Ansehen zu bringen. So offen der Betrug war, so fand er dennoch bei einem großen Theile des Dorfes hingebenden Glauben.

Wir würden nicht vollständig sein, faßten wir nicht auch einen Factor ins Auge, welcher außer der krankhaften Stimmung einerseits und der agitatorischen Mache andrerseits von Bedeutung für die Heftigkeit und Zähigkeit des Treibens an einigen der Erscheinungsstätten wurde. Das ist das Motiv der Rentabilität einer Wallfahrt für die Einwohner des Wallfahrtsortes. Was wäre Altötting ohne seine Wallfahrt zur „schwarzen Mirl"? Ein kleines Dorf, dessen Name man schon in München kaum wüßte, während jetzt stattliche Gast- und Bräuhäuser, Kloster an Kloster sich erheben, die Wägen der Lohnkutscher in endloser Zeile stehen, die Läden der Broschüren-, Bilder- und Medaillenhändler von einer kaufenden Menge umlagert sind. Als mir jener biedere Landschneider auf die Frage: was soll denn das werden? die schlaue Antwort gab: „eine Wallfahrt", warf ich noch einen Blick zurück auf das arme Weberdorf mit seinem „weißen Rößlein" und gönnte ihm fast den Profit, der dann kommen mußte, wenn dieses Krüth das elsässische Lourdes werden würde. In der That verstanden auch die Krüther ihren Vortheil gut, jeder wußte auch ungefragt den Fremden Wunderbares zu berichten, um jeden Preis sollte eine Wallfahrtskapelle erbaut werden. „Die von Petersholz haben eine, warum sollen wir nicht auch eine haben?" das hörte ich selbst. Die Verkäufer von Eß- und Trinkbarem hatten, solange die Gendarmen nicht hinderten, guten Absatz; als für den 1. und 2. Mai eine Finsterniß prophezeit war, machten die Wachszieher gute Geschäfte, eine Frau von Weiler verkaufte sogar geweihte Zündhölzer. Die Wirthe waren bei einigen der Erscheinungen eifrige Parteigänger für die Wahrhaftigkeit derselben. In Ranzweiler (Kreis Mühlhausen) war man bereits mit dem Bau einer Kapelle beschäftigt „zum Dank dafür, daß die Mutter Gottes sich in der Gemarkung hat sehen lassen"; man sprach offen aus, eine Wallfahrt werde den kleinen Ort in größere Wohlhabenheit bringen. Die Töchter des dortigen Wirthes K. wußten am schönsten und unermüdlichsten von der Erscheinung zu berichten. Als zwei Gendarmen im Orte stationirt und die Wirthschaften so lange geschlossen wurden, als die Ansammlungen dauerten, verschwand auch plötzlich die Erscheinung. In Walbach war es die Schenkwirthschaft Dieringer, eines Rebmannes und Schwagers des Bürgermeisters, in welcher bei Bier und Wein die Visionen des Hoffert am eifrigsten colportirt wurden. Der Wirth Dieringer war es auch, der auf seinem Rebstücke die Kapelle aufschlagen ließ, deren Namen Hoffert angegeben hatte. „Solltet ihr" — sagte er — „mit der Erbauung dieser Kapelle, die den Namen Mariakapelle am

Rhein haben ſoll, zögern, ſo werden ſchreckliche Dinge paſſiren, es wird 4 Jahre hindurch Mißwachs der Ernte ſein und es werden Erdbeben und Peſtilenz ins Land kommen, und einige Länder werden ſogar gänzlich untergehen". Ein in der Nähe von St. Quirin ſiedelnder Gaſtwirth faßte ſeinen Standpunkt der eben beginnenden Erſcheinung gegenüber doppelſinnig in die Worte: „C'est de la bêtise, ditez-vous? Croyez-vous donc que c'est de la bêtise pour tout le monde?"

Selbſtverſtändlich trat als Begleitung und Gefolge der Erſcheinungen in gemiſchten Bezirken eine ſtarke confeſſionelle Erregung hervor, wie denn überhaupt und von jeher, beſonders aber ſeit dem Kriege die confeſſionellen Gegenſätze in Elſaß-Lothringen ſchärfer ſind und tiefer greifen, als dies bis vor Kurzem in vielen Gegenden des deutſchen Reichs der Fall war. Nirgends war dies ärger als in dem Hügellande an der nördlichen Grenze des Elſaß, wo die Cantone Lützelſtein, Drulingen und Saarunion ſich in lothring'ſches Land hineinſchieben. Dort hauſt vorwiegend eine proteſtantiſche Bevölkerung mit reichem Ackerbau, längs der hiſtoriſchen Grenze und jenſeits derſelben arme Walddörfer, meiſt katholiſch, zu einem anſehnlichen Theile aus Fabrikarbeitern beſtehend. Zu den wirthſchaftlichen, ſocialen und religiöſen Gegenſätzen geſellt ſich hier die alte Abneigung zwiſchen Elſäſſern und Lothringern.*)

April und Mai 1873 fanden die ſtarkbeſuchten Erſcheinungen am Fuchthalerhof bei Wimmerau ſtatt. Die politiſche und confeſſionelle Seite der Vorgänge wurde in den zahlreichen Verſammlungen ſtets hervorgekehrt. Der lothring'ſche Canton Bitſch und die Fabrikdörfer der Umgegend hatten ein ſtarkes Contingent geſtellt. An einem Sonntag (27. April) war die Anſammlung durch die Patrouillen zerſtreut worden, Abends gab es heftige Schlägerei in Roſteig, der Streit hatte mit Auseinanderſetzungen über die Erſcheinung begonnen. Im Anfang Mai gingen drohende Gerüchte. Der Mordanfall auf den braunſchweig'ſchen Unteroffizier — man bezeichnete allgemein die Thäter als „Lothringer" — hatte die ganze Gegend aufgeregt. Man erzählte ſich von häufigen Zuſammenkünften katholiſcher Geiſtlicher, die bis in die Nacht hineinwährten; die Angſt mag wohl, was dieſe Einzelnheiten betrifft, aus kleinen, vielleicht unſchuldigen Vorgängen zuviel geſchloſſen haben. Im Volke zog man bereits die äußerſten Conſequenzen; Katholiken ſtießen heftige Drohungen aus: jetzt werde es einen Religionskrieg geben; die Proteſtanten fürchteten einen Angriff der Lothringer. Die einen glaubten, das

*) Der beſte Kenner der Landesgeſchichte, ein Katholik, mit dem ich mich über die Gründe dieſer merkwürdigen Abneigung beſprach, führte ſie auf die furchtbaren und perfiden Metzeleien zurück, welche die Lothringer unter den elſäſſiſchen Bauern im Bauernkriege bei Zabern und Scherweiler angerichtet haben.

„lothringer Chorus" werde in der Nacht einzelne der paritätischen Dörfer überfallen und soviel Schaden als möglich stiften, die anderen fürchteten eine förmliche „Bartholomäusnacht". Um die Zeit des 4. und 5. Mai gab es in den Cantonen Lützelstein und Drulingen Ortschaften, in denen die Protestanten nicht zu Bett zu gehen wagten oder doch die ganze Nacht hindurch Licht brannten. Man suchte sich zu bewaffnen so gut als möglich. Die Revolver in den Läden von Saarunion wurden ausverkauft.

Vorgänge, wie die geschilderten, sind immer unendlich traurig. Sie zeigen die Phrase von der vielgerühmten Civilisation des 19. Jahrhunderts in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, zeigen wie viel finsteres Heidenthum sich unter der dünnen Hülle der christlichen Cultur birgt, und wie ungeheure Schichten der Sonnenstrahl jenes Wortes nicht getroffen hat, daß Gott ein Geist sei. Auf der anderen Seite glauben wir doch auch hier einen Fortschritt zu bemerken, der für eine „Geschichte der Aufklärung" zu registriren wäre. Ist es in den Thatsachen begründet, oder ist es nur unsere Art, auch bei den schlimmsten Dingen den Muth nicht zu verlieren und den Glauben an eine Entwickelung der Menschen zur Freiheit festzuhalten — wir meinen, daß, wenn wir den Verlauf dieser Volkskrankheit mit dem ähnlicher Erscheinungen von ehedem vergleichen, eine bedeutende Abnahme an innerer Kraft und Ausdehnungsfähigkeit zu verspüren ist. In früheren Zeiten, oder in Gegenden unseres Vaterlandes, welche von den letzten drei Jahrhunderten vollständig unberührt geblieben sind — wie einige Bezirke Niederbaierns oder Tyrols etwa — würde ein mildes Eingreifen der staatlichen Gewalt die Sache verschlimmert, ein energisches Eingreifen die blutigsten Conflikte veranlaßt haben; daß es die Motoren des Treibens dahin mit allen Mitteln nicht bringen konnten, daß im Gegentheil die staatliche Autorität in Elsaßlothringen diesen Kampf mit den angeblichen „Mächten des Himmels" und mit der Dummheit ruhig zu Ende bringen konnte, das zeigt, daß der wüste Aberglaube nicht mehr die ganze Seele des Volkes füllt, daß es nicht mehr wie sonst vollständig dem unbewußt wirkenden Naturgrunde hingegeben ist, daß einige, wenn auch wenige Vernunftschlüsse in dem armen Gehirn Platz gefunden haben. Das ist wenig, aber es ist doch etwas und erweckt die Hoffnung auf mehr. Beseitigung der Schulbrüder und Schulschwestern und tüchtiger Laienunterricht ist nicht das einzige, wohl aber das bedeutendste Moment, das diese Hoffnung ihrer Erfüllung näher führen kann.

Dr. August Schricker.

Goethe unter den Naturforschern.

Neue Mittheilungen aus Joh. Wolfg. v. Goethe's handschriftlichem Nachlasse. I. Theil. Goethe's naturwissenschaftliche Correspondenz. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus 1874.

Von zwei Seiten ist dieser Tage die hohe Gestalt Goethe's neu beleuchtet worden: über die Thätigkeit, welche der junge Dichter als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt geübt, hat uns der kundige Frankfurter Archivar, Dr. Kriegk, zum ersten mal aus den Dokumenten selbst Aufschluß gegeben; aus dem lange scheu geborgenen handschriftlichen Nachlasse des Greises haben die Erben seines Namens endlich ein erstes Bündel Briefe vor uns ausgebreitet, dessen Inhalt durch die Aufschrift „Goethe's naturwissenschaftliche Correspondenz" im ganzen zutreffend bezeichnet wird. Von der Kriegk'schen Publikation wird vielleicht in diesen Blättern noch besonders zu reden sein, wir ziehen sie heut nur beiläufig heran, um den Gegensatz, der zwischen der juristischen Beschäftigung Goethe's und seinem naturwissenschaftlichen Treiben obwaltet, mit wenigen Worten in Erinnerung zu bringen. Zum Rechtsstudium führte den Dichter seine Herkunft, es erschloß ihm einen Weg des äußeren Daseins, den er eine Zeitlang, ohne Vorliebe aber mit offenem Sinne gewandelt ist; wollte man den Ertrag ausfindig machen, den ihm die bald abgebrochene Arbeit im Gerichtswesen doch eingebracht, so müßte man seine mannichfache Bemühung im späteren Amtsleben, seine erfolgreiche Verwaltung nach ihrer formellen Seite ins Auge fassen; in seiner Dichtung, wo man danach gar nicht hätte suchen sollen, würde man Spuren seiner juristischen Kenntniß und Uebung nur dann antreffen, wenn er eine mehr dramatische Natur gewesen wäre; als Lyriker, wie er auch im Drama meist erscheint, that er nur wohl, wenn er die Welt des Rechtes, in der allein der sittliche Verstand die Herrschaft führt, so gut wie völlig außer Acht ließ. Zur Naturwissenschaft zog ihn dagegen ein innerer Hang seines Wesens, der sich zuletzt bis zur leidenschaftlichen Hingabe des Geistes steigerte; ohne strenge Vorbildung genossen zu haben, die längste Zeit über ohne Förderung oder Zustimmung zu erfahren, ja vielfach von Abneigung umringt, durch Widerspruch bedrängt, hielt er mit aller Gewalt seines heiteren Ernstes unerschütterlich an diesen Studien und Ideen fest, bis sie denn doch am Ende die zum Theil beifällige Achtung noch der Mitwelt errangen, die er so gern genoß, gerade weil er sie nicht dringend begehrt hatte. Der bestimmte Gang seines Lebens ward, einen wie breiten Raum darin auch dies freie Thun des äußerlich Unberufenen einnahm, davon doch nimmermehr aus der Bahn gebracht; in die Poesie aber seiner späten Jahre sind gar manche Widerscheine jener fremdartigen Gedanken und Bestrebungen gefallen, die man um der Reinheit der Kunst willen daraus hinwegwünschen möchte, der einheit-

lichen Anschauung dieses wundervollen Genius zuliebe jedoch auch da wohl gelten lassen wird.

Wesentliche Züge zu dem Bilde der naturforschenden Thätigkeit Goethe's nachgetragen zu sehen durfte man freilich kaum noch erwarten. Auch über sie hat er es an offenen Bekenntnissen, sachlichen und persönlichen, bei Lebzeiten nicht fehlen lassen. In Briefwechseln und Gesprächen seiner letzten Jahre, die erst nach seinem Tode, doch aber seit geraumer Zeit ans Licht gekommen sind, wurden uns erwünschte Ergänzungen jener Bekenntnisse zutheil; nichts weiter als abermals eine solche Ergänzung stellt die gegenwärtig im Auftrage der Hinterbliebenen des Dichters von F. Th. Bratranek herausgegebene Briefsammlung dar. Von den etwa 800 Stücken der gesammten naturwissenschaftlichen Correspondenz Goethe's aus den Jahren 1784—1832, die der Herausgeber in einer nützlichen Tabelle chronologisch verzeichnet hat, waren schon mehr als die Hälfte vordem gedruckt; was jetzt dargeboten wird, sind 375 Briefe, unter denen doch nur ungefähr ein Fünftel von Goethe ausgegangen, die übrigen an ihn gerichtet sind. Die Sammlung ist verständig geordnet, über die auftretenden Correspondenten orientiren regestenartig aufgereihte Aussprüche Goethe's, die Leistung des Herausgebers verdient überhaupt Lob, sobald man von dem recht mangelhaften Aufsatz über „Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung" absieht, den Herr Bratranek zur Einleitung vorausgeschickt. Leider vermißt man noch die mit Alexander von Humboldt gewechselten Briefe, die einer späteren Sonderedition vorbehalten scheinen, zum Schaden des vorliegenden Buches, das in seinen zwei Bänden des wirklich Interessanten doch herzlich wenig enthält.

Daß dem so ist, erklärt sich leicht aus der Zeit und Natur dieser Briefe. Nur zehn nämlich sind älter als 1820 — die frühesten stammen von 1812 —, die große Masse gehört dem letzten Jahrzehnt des goethe'schen Lebens an; kein Wunder, daß sie meist den gleichen, nicht eben sehr merkwürdigen Charakter an sich tragen. Wir wurden durch sie lebhaft an die im Nachlasse Alexander v. Humboldt's vorgefundene Correspondenz erinnert. Dem durch unvergleichliches Verdienst hoch über seine jüngeren Zeitgenossen emporgerückten Greise naht sich eine Schaar von verehrenden Männern, eifrig ihm zu dienen, unermüdlich, ihm zu huldigen, beglückt seine Theilnahme zu gewinnen. Dann und wann erwidert der Gefeierte, dankend, einstimmend, auffordernd, stets in der taktvoll abgemessenen Form, die man bei allen seinen Briefen dieser Jahre gewohnt ist, freilich immer noch mit lebendigen Worten voller Gedanken. Dabei läßt sich jedoch nicht verkennen, daß damals die Tage seiner eigenen produktiven Kraft auch in der Naturforschung bereits hinter ihm liegen; man sieht ihn daher seine Kenntnisse noch erweitern, nach Bestätigung seiner Anschauungen suchen, sie nachdrücklich empfehlen oder be-

scheiden vertheidigen, aber die schöpferische Conception dieser Anschauungen ist in Wahrheit und Irrthum die That einer früheren Epoche. Er zeigt sich uns hier als Greis in dem edlen solonischen Sinne, daß er noch täglich zu lernen beflissen ist, aber doch eben als Greis, insofern er wohl noch neues hinzulernt, nicht jedoch altes umlernt und vor allen Dingen nichts neues mehr zu lehren vermag. Trotz einzelner wahrhaft goldener Sprüche sittlicher und wissenschaftlicher Lebensweisheit, die uns in den von Goethe selber stammenden Schreiben und Billeten der Sammlung hie und da aufstoßen, läßt sich ein aktives geistiges Element doch fast nur in den Zuschriften unterscheiden, die er empfangen, ganz abgesehen von deren weit überwiegender Anzahl; wiewohl sich auch unter ihnen ganz unbedeutende Stücke in Menge finden, als gemeine Empfehlungsbriefe, formelhafte Begleitzeilen zu überreichten Schriften, frachtbriefartige Kaufmannsnotizen über Sendungen von Gesteinen, Geschäftsberichte von der mineralogischen Societät zu Jena und dergleichen Nichtigkeiten mehr. Den tiefsten Eindruck hinterläßt uns ein Brief Johannes Müller's vom 5. Februar 1826, der erste, den er an Goethe gerichtet, zugleich der einzige, der hier mitgetheilt wird; er athmet den ganzen Ernst der denkenden Liebe zu dem Genius des Dichters, durch welche die jugendliche Entwicklung des großen Anatomen so glücklich befördert worden. Die Antwort Goethe's, so freundlich sie gehalten, betont doch eher ausweichend die nothwendige Divergenz der Forschung in ihren einzelnen Trägern; nicht ohne Bedauern sieht er, mit näherliegenden Arbeiten — der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke — beschäftigt, die weiter strebende Wissenschaft an dem Punkte, wo er selbst ausruhend Halt gemacht, rastlos vorübereilen. Unter den übrigen Correspondenten erfreut der alte Blumenbach durch die joviale Frische seiner kurzen Freundeszeilen, Martius stets und zuweilen Nees von Esenbeck durch die Fülle interessanten Stoffs in ihren Mittheilungen, während bei dem letzteren auch allgemeinere literarische und persönliche Beziehungen reichlich hervortreten, wie ähnlich bei dem tüchtigen Hoff, dem anhänglichen Seebeck, dem treu ergebenen d'Alton und dem weitschweifigen Loder. Recht häßlich stellt sich der Dresdener Carus dar, der in demselben Athem dem jungen Preller den „Sinn für Auffassung im Ganzen von Form und Farbe" abspricht und eine Anzahl selbstverfertigter Gemälde, Erzeugnisse eines verblendeten Dilettantismus, der neuen Gallerie zu Weimar als Geschenke aufzudringen sucht, über deren höflich ablehnende Rücksendung er dann nicht wenig betreten ist. Doch wenden wir uns lieber dem Mittelpunkte dieses Kreises wieder zu, der in so mannichfacher Anstrahlung doch immer als derselbe erscheint.

Das Urtheil über Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung kann nach dem Gesagten durch den Inhalt des vorliegenden Buches in keiner Weise

geändert werden. Bestimmt und einsichtig hat in dieser Sache vornehmlich Helmholtz gesprochen, dessen schönen und aufklärenden Vortrag („Populäre wissenschaftliche Vorträge" I, S. 33 fg.) Bratranek vor allem für seinen Aufsatz hätte benutzen sollen, anstatt uns Auszüge aus Virchow's breiter Abhandlung über denselben Gegenstand und ähnlichen, weniger präcisen Darstellungen vorzulegen. Helmholtz zeigt uns nicht nur den positiven Werth der Forschung Goethe's im Bereiche der organischen Natur, den negativen seiner physikalischen Studien — in der Farbenlehre — auf, er führt uns auch an die gemeinsame Quelle hier des Mißrathens, dort des Gelingens, indem er darthut, wie dieselbe wesentlich dichterische Anschauung dazu angethan war, in der wechselvollen Gestaltung der belebten Körper ein Gesetz, wenn auch nicht zu begründen, so doch zu erahnen, die richtige Erklärung der rein physikalischen Phänomene des Lichtes und der Farbe dagegen gänzlich zu verfehlen, ja sogar die schon gegebene blind von sich abzuweisen, weil der Poet befangen blieb in dem Kreise sinnenfälliger Erscheinung, hinter dem erst die wahrhaft hervorbringenden Kräfte thronen, unverborgen allein vor dem mathematischen Verstande. Wie klar übrigens Goethe selbst Art und Schranken seines wissenschaftlichen Talentes vor Augen hatte, beweist ein Dankschreiben an den wackeren Naumann, der ihm seinen Grundriß der Krystallographie übersandt, Nr. 205 der vorliegenden Sammlung, eines ihrer wichtigsten Stücke. Die einleitenden Erläuterungen las der Dichter wiederholt mit Vergnügen, vor dem mathematisch demonstrirenden Theil aber blieb er stehen als an der Grenze, welche „Gott und Natur" seiner Individualität bezeichnen wollen. „Ich bin", ruft er aus, „auf Wort, Sprache und Bild im eigentlichsten Sinne angewiesen und völlig unfähig, durch Zeichen und Zahlen, mit welchen sich höchst begabte Geister leicht verständigen, auf irgend eine Weise zu operiren". Und keineswegs war es doch bloß die geschriebene Sprache der Mathematik, ihr Formelalphabet sozusagen, was ihn als unlesbar zurückschreckte, wie oft und energisch hat er vielmehr seine Abneigung gegen das innere Wesen dieser quantitativen Denkweise selbst bekannt, wie fremd blieb er immerdar ihrer ganzen Methode, ja aller Deduction überhaupt! Es ist besonders merkwürdig zu sehen, wie und was er bei dieser Sinnesart von der Lehre des Spinoza sich aneignete, eine Frage, die überall, wo es sich um Goethe's naturwissenschaftliche Richtung handelt, nicht zu umgehen ist, da nicht die dichterische Naturbetrachtung allein, wie sie Helmholtz so schön charakterisirt, sondern ebensowohl eine halb philosophisch, halb religiös pantheistische Grundanschauung, wie sie gerade Spinoza darbieten konnte, jene Richtung bestimmt hat.

Die Weltansicht des großen jüdischen Denkers, in einem Zeitalter entworfen, das die Mechanik des Himmels der menschlichen Einsicht aufthat,

stellt nicht allein die körperliche Welt als einen einzigen Mechanismus dar, sie überträgt die mechanische Erklärung sogar auf die geistig-sittlichen Phänomene, die sie zwar nicht aus den materiellen Processen hervorgehen läßt, dafür jedoch durch einen eigenen Mechanismus unter einander verknüpft denkt, sodaß im Grunde beide Welten ihr als ein und dieselbe erscheinen, die nur nach verschiedenen Seiten anders — hier materiell, dort geistig — sich offenbare. Es ist klar, daß die materialistische Seite dieses Systems sich ohne Schwierigkeit mit jeder wahren Naturwissenschaft, der es ja lediglich um mechanische Erklärung aller einzelnen materiellen Erscheinungen zu thun ist, vertragen wird. Nicht diese Seite des Spinozismus jedoch war es, die auf Goethe's Naturbetrachtung Einfluß gewann; sie mußte ihn weit eher abstoßen, wie ihm ja einst das système de la nature um seines materialistischen Charakters willen als „grau, cimmerisch, todtenhaft" so widerwärtig gewesen war; auch verhehlt er wahrlich nicht, wie durchaus fremdartig ihn die mathematisch demonstrirende Methode Spinoza's anfangs berührt habe. Was er aber ein für allemal dessen System entnahm, war, abgesehen von der sittlichen Mahnung zur Resignation, vornehmlich jene vollkommene Gleichsetzung der äußeren Natur und der göttlichen Welt des Geistes — in der oben angezogenen Briefstelle begegnet uns die Lieblingsformel „Gott und Natur", die er sich zum Ausdrucke für den Glauben an solche Identität erfand —, und dann die niemals kräftiger als eben von Spinoza betonte Immanenz dieser Gott-Natur in allen Einzelwesen und -dingen. So erhielt Goethe den Antrieb, durch die Anschauung dieser natürlichen Einzeldinge und -wesen selber sich die Einsicht in die ihnen schöpferisch innewohnende, nur in ihnen erscheinende Substanz zu erwerben. „Hier bin ich auf und unter Bergen", schreibt er einmal — am 9. Juni 1785 — an Jacobi, gegen den er sich am deutlichsten über sein Verständniß des Spinoza ausgesprochen, und „suche das Göttliche in herbis et lapidibus". Das Göttliche in Kräutern und Gesteinen! man sieht, es ist ihm nicht etwa nur um die Substanz als Materie zu thun, auf deren mannichfach bewegtes, doch an sich einfaches Wesen er durch mechanische Erklärung alle besonderen Erscheinungen der betrachteten Körper zurückführen könnte; zugleich soll sich ihm in diesen auch die geistige Seite der Natur enthüllen, jeder einzelne dieser Körper gilt ihm zugleich für einen Naturgedanken, den die Fülle des göttlichen Denkens schaffend durchleuchte. Die Einheit aber der geistigen und materiellen Erscheinung der Natur — der Attribute des Denkens und der Ausdehnung, um spinozistisch zu reden — erblickt der Dichter bei den Einzeldingen in der Gestalt.

In diesem Lichte ist, wenn wir nicht irren, seine Morphologie der Pflanzen und Thiere aufzufassen; es geht durch sie ein Zug, der an die

physiognomischen Bestrebungen erinnert, welche der Jüngling einst mit Lavater getheilt. Noch im Jahre 1826 betrachtet er den Schädel Schiller's in solchem Sinne und thut über ihn den völlig spinozistischen Ausruf:

Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!

Wie aber die Gestalt des menschlichen Individuums, so verehrt er auch die des thierischen und des pflanzlichen Organismus, ja die Gestalt — wenn man das Wort im weiteren Sinne der sichtbaren Bildung überhaupt nimmt — auch des einzelnen Gesteins oder der Wolke als den Ausdruck eines bestimmten göttlichen Naturgedankens, als ein so oder so fest gewordenes Geisteserzeugniß und versinkt in ihrer Anschauung in jenes rührend fromme Staunen, welches das wahre Pathos seiner ganzen Naturauffassung bildet. Selbst in dem wirklich Gestaltlosen in eigentlicher Bedeutung, in der Welt der Farben, weiß er dann doch jene Urwesen des Lichten und Trüben und die „Urphänomene" ihrer Verbindungen ausfindig zu machen, denen er die nämliche Funktion unmittelbar sinnenfälliger Kundgebung eines göttlichen Allgeistes beimißt.

Freilich blieb er bei der Betrachtung des Einzelnen in seiner Besonderheit nicht stehen, überall sucht er ernstlich nach dem Allgemeinen, aber nicht in der Richtung der Tiefe, sondern nach der Breite der Erscheinung zu; er verfolgt nicht die mechanische Kette der Ursachen bis zu ihrem letzten erkennbaren Gliede, der Kraft, er sieht vielmehr in jedem Einzeldinge als nächste und fernste Ursache seines Daseins und Wesens die schöpferische Natur selbst gegenwärtig, in der Modifikation die Substanz. Doch geschieht ihm jenes unmittelbare Hervorbringen der Natur nach gewissen *Gewohnheiten* — nur solche, und nicht Gesetze, zu denen es der Ergründung des causalen Zusammenhangs bedurft hätte, enthüllt uns seine Entdeckung der Metamorphose: und auch dabei wird man entschieden an die unendlichen Modi bei Spinoza gemahnt, jene allgemeinen Regeln für den unendlichen Erscheinungswechsel der Substanz in den endlichen Dingen. Bei dieser Erfassung eines seitlichen Zusammenhangs zwischen den einzelnen Organismen oder Phänomenen beruhigte sich Goethe; war es nicht aber mindestens ebenso sehr seine metaphysische Grundansicht wie seine poetisch-künstlerische Begabung, was ihn so in der Sphäre der Sinnlichkeit Befriedigung seines Forschens finden ließ? Es ist nicht undenkbar, daß ihm deswegen die völlig mechanistischen Tendenzen der modernen Thier- und Pflanzenphysiologie ganz ebenso widersagt hätten wie die Farbentheorie Newton's; seine Urpflanze wenigstens konnte vor jenen so wenig bestehen wie seine optischen Urphänomene vor dieser. Dagegen

wäre er wahrscheinlich, wie man oft behauptet hat, der Darwinischen Hypothese willig entgegengekommen, denn allerdings nahm, wie er schon 1812 an Jacobi schreibt, seine Denkart „im Alter eine historische Wendung", wozu vornehmlich seine Theilnahme an der Entwicklung der geologischen Lehren beigetragen haben wird: er führte das Princip der Steigerung in seinen Pantheismus ein und trat so selbständig von Spinoza zu Ideen hinüber, die denen Schelling's und seiner Anhänger verwandt erscheinen.

Nach alledem kann von Naturwissenschaft, wie wir sie heut verstehen, bei Goethe streng genommen gar nicht gesprochen werden, sondern allein von Naturanschauung in dem zwiefachen Sinne, daß er ein ausgezeichneter Beobachter des sinnlichen Bereiches der Naturvorgänge und zugleich ein pantheistischer Naturphilosoph war und blieb. Seine vorzügliche Begabung nach jener Seite hat ihn vor so abenteuerlichen Verirrungen in dieser Richtung bewahrt, wie sie die Naturphilosophen von Fach — wenn man so sagen darf — sich zu Schulden kommen ließen, aber in das innere Heiligthum der Wissenschaft vermochte er damit allein ausgerüstet doch nicht einzudringen. Es war mehr zu Ehren des noch lebenden „Patriarchen vaterländischen Ruhmes", als zu historisch gerechtem Urtheile gesprochen, wenn Humboldt 1828 in öffentlicher Rede von Goethe rühmte, daß ihn „die großen Schöpfungen dichterischer Phantasie nicht abgehalten hätten, den Forscherblick in alle Tiefen des Naturlebens zu tauchen"; daß er sein klares Auge sinnvoll über alle Gebreite des Naturlebens habe hinschweifen lassen, so viel würden noch wir heute sagen dürfen. Eben dies kam auch seiner Dichtung zu allen Zeiten wohl zu statten, und ihr steht selbst die naturphilosophische Mystik seines Spinozismus nicht selten schön und bedeutsam zu Gesichte; mit gelehrten Anspielungen auf geologische Meinungen des Tages oder gar auf seinen eigenen optischen Krieg mit dem großen Schatten Newton's hat er sie bisweilen recht unerquicklich entstellt. Diese Elemente hätte Herr Bratranek in der Erscheinung der Naturpoesie Goethe's sorgfältig sondern sollen anstatt uns mit einem Vergleiche der die Wolkengestaltung behandelnden Stellen bei Homer, Shakespeare und dem deutschen Dichter zu langweilen, um uns am Ende den räthselhaften Satz aufzubürden, daß Goethe allein „die höchste Wahrheit dieser Naturerscheinung, nämlich deren volle Vermenschlichung(!) erreiche".

Kehren wir nach solchen allgemeinen Erwägungen zu der vorliegenden Briefsammlung zurück, so gewährt es ein liebenswürdiges Bild, wie der Greis auch jetzt noch den frischen Blick über die zahllosen ihm merkwürdigen Erscheinungen der Sinnenwelt umhersendet, wie die forschenden Freunde ihm an Gaben der Beobachtung, des Fundes, des Nachdenkens darbringen, was sie nur vermögen. Von wahrhaft produktiver Arbeit an den Problemen der

natürlichen Welt ist, auch in den Schranken, die wir inzwischen Goethe's naturforschendem Sinne überhaupt gezogen, wie gesagt, hier nichts mehr zu spüren. Aber daß er in gewissem Betracht doch auch zu den ihren gehöre, davon sind alle diese Briefwechsler aufrichtig überzeugt. Goethe unter den Naturforschern ruft uns die alte biblische Geschichte vom jungen Saul ins Gedächtniß: „Und da sie kamen an den Hügel, siehe, da kam ihm ein Prophetenhaufe entgegen; und der Geist Gottes gerieth über ihn, daß er unter ihnen weissagete. Da ihn aber sahen alle, die ihn vorhin gekannt hatten, daß er mit den Propheten weissagete, sprachen sie alle unter einander: Was ist dem Sohne Kis geschehen? Ist Saul auch unter den Propheten? . . . Und da er ausgeweissaget hatte, kam er auf die Höhe".

Alfred Dove.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Briefe eines Deutschparisers. Die Krisis; Militärisches; Kunst. — Paris 17. Mai. — Sie sind zurückgekehrt. Gewitzigt? Das wissen die Götter. Vor der Hand reißt sich das Volk weidlich um frischbedrucktes Zeitungspapier. Man verhieß ihm, sofort energisch und frank vorzugehen auf dem Wege der Entscheidung. Und hielt man Wort? Freilich, im Lager der Royalisten schien es mit der Eintracht schlecht bestellt zu sein; bezüglich des Septennats machte sich in dem Lager eine anständige Wetterfahnengemüthlichkeit geltend; der Graf von Chambord harrte mit gewohnter Bravour im Prätendentenwinkel des günstigen Momentes. Der Toast, den auf seinem Schloß in Eure der Vicepräsident des Ministerrathes ausbrachte, war bezeichnend: „Auf das Wohl des Herrn Marschalls und Präsidenten der Republik!" Der gute Duc irrte sich zweifelsohne; er glaubte des Beifalls der Legitimisten nicht zu entrathen, und die Legitimisten perhorresciren das Septennat. Da mußte, des Beistandes der früheren guten Freunde nicht verlustig zu gehen, Zeit gewonnen, die Rolle des Zauderers noch weiter gespielt werden. Keck brachte demnach vorgestern de Broglie den Gesetzentwurf, die zweite Kammer betreffend, ein, keck beantragte er die Ueberweisung desselben an den Dreißigerausschuß. Der Antrag ward angenommen, und — der Zweck war erreicht. Aber noch einen Punkt galt es durchzusetzen: das Kammerwahlgesetz mußte vor dem Munizipalgesetz besprochen werden. An der Klippe sollte der Nachen der regierenden Jesuitensippe scheitern. Das Ergebniß der gestrigen Sitzung: der Sturz des Ministeriums de Broglie ist für Frankreich bedeutungsvoll; wie, kann erst die nächste Zeit lehren.

Mit wahrem Feuereifer wird indeß aller Orten im Lande der edlen Kriegskunſt gehuldigt. „Die Deutſchen arbeiten als Männer, Ihr verbringt die Zeit mit Schwatzen, gleich alten Waſchweibern", ſchrieb unlängſt ein Franzmann ſeinen Landsleuten aus Straßburg. Davon will Chauvin nichts wiſſen, und er hat das Mal nicht ganz unrecht. Alle Tage lieſt man in den Zeitungen intereſſante Berichte über kriegeriſche Uebungen, Neuerungen, Verbeſſerungen, dieß und das Manöver- und Exercierplatzbegebniß. Bei Cherbourg verſucht man mit einem Rieſentorpedo, der 1000 Kilogramm Pulver enthält, ein altes Wrack in die Luft zu ſprengen. Zu Tours legt der Marſchall de Mac Mahon den Grundſtein zu neuen Kaſernen, hält eine Truppenmuſterung ab; zu Saumur beſucht er die Kavallerieſchule. „Ich weiß, meine Herren, Sie arbeiten tapfer", ſpricht er zu den Lehrern in Uniform, „und ich danke Ihnen dafür im Namen des Vaterlandes und der öffentlichen Wohlfahrt". Früher hatte der Duc de Magenta den Saint-Cyrianern ſchon ſeine hohe Anerkennung gezollt. Streng behält man die Mannszucht im Auge. Mit väterlicher Sorgfalt wacht der Gouverneur dieſer Hauptſtadt über die „moraliſche" Integrität der Garniſon. Die Kaſerne ſoll als ein militäriſches Sanktuarium betrachtet werden, das kein reißender Wolf vom Radikalenheere durch ſeine Gegenwart fürder entweihen, in dem auch nicht das geringſte Demagogenblatt mehr Zulaß finden ſoll. Und wie energiſch wird zur Aufſtellung der famoſen Territorialarmee geſchritten! Vorläufig werden allerdings nur die Amtsregiſter belaſtet, und ſoll auch noch viel ſäumiges Volk unter der Schaar der Dienſtpflichtigen ſein. Was thut's! Der Kriegseifer wird durch die Bewegung trotz alledem in Etwas gehoben. Dann die Berichte über die Küſtenbefeſtigungen, das Treiben in den Kanonengießereien, die Tragkraft und Präziſionsgüte der neuen Reffyekanone, die unerhörte Thätigkeit in den Gewehrfabriken! Man ſollte meinen, es gälte, in Reffye und Chaſſepot die Welt zu erobern. Ferner der verheißende Rapport über den franzöſiſchen Feldherrenſtamm: Frankreich beſitzt jetzt 128 Diviſions-, 201 Brigadegenerale, einen Reſerveſtamm von 74 Diviſions- und 165 Brigadegeneralen. Endlich der tröſtliche Bericht über die neue Regimenteraufſtellung; im verwichenen Jahre wurden neu aufgeſtellt: 18 Linieninfanterieregimenter, 6 Dragoner-, 6 Jäger-, 2 Huſaren-, 8 Artillerieregimenter, 1 Trainregiment; das ergiebt überhaupt: 144 Linieninfanterie-, 26 Dragoner-, 20 Jäger-, 12 Huſaren-, 38 Artillerie- und 4 Trainregimenter.

Selbſt die Lyceumsſchüler betheiligen ſich an dem kriegeriſchen Treiben. Im Beiſein verſchiedener Generäle, Herrn de Fourtou's, des Unterrichtsminiſters, und anderer angeſehener Perſönlichkeiten exercirten dieſer Tage im Hofe des Lyceums Henri IV 400 Scholaren. Man muß leſen, in welch aufmunternder Weiſe die anweſenden competenten Richter den kleinen

Vaterlandsvertheidigern und Revancheträgern ihren Beifall zu erkennen gaben, mit welchem Ernst sie, indeß das Musikcorps der Republikanergarde seine hinreißendsten Weisen spielte, das „Corps der Rache" musterten! Zu guter letzt gab natürlich Herr de Fourtou einen kleinen Gelegenheitsspeech zum besten. Daß der Herr Minister darin rühmend eines seiner Vorgänger im Amte, Duruy's, gedachte, befremdet Keinen. Duruy ist der eigentliche Stifter der Lyceums-Soldatenspielerei, auch er wohnte der Revue an.

Bedeutende Rührigkeit legt Frankreichs jetziger Unterrichtsminister überhaupt an den Tag. Er will, wie es den Anschein hat, in Bezug auf Reformen im Schulwesen seinen Vorgänger Jules Simon total verdunkeln. Seine jüngste Reformatorthat ist bekannt. Die von 1803 datirende, später durch „Bourbon" ersetzte Benennung „Bonaparte" war bei einem gewissen Lyceum der früheren republikanischen Regierung ein Gräuel gewesen, und sie hatte es, gleich der Regierung von 48 auf den Namen „Condorcet" getauft. Da kommt de Fourtou an's Ruder. All' sein Dichten und Trachten gilt der Schulreform. Auf einmal verletzt etwas sein royalistisches Zartgefühl. Wie? es sollte ein Lyceum Condorcet geben? Ein Lyceum Louis-le-Grand, Henri-Quatre, Saint-Louis — à la bonne heure! Aber ein Lyceum Condorcet?! Rasch ist sein Entschluß gewonnen. In der „Amtszeitung" erscheint ein von ihm unterzeichneter Erlaß und fortan können die Monarchisten, des Aergernisses quitt, sich ruhig auf's Ohr legen, denn sie haben ein Lyceum Fontanes. Der Akt ist an und für sich unbedeutend; bezüglich der Ansichten, des Wollens der Gewalthaber ist er bezeichnend. Es liegt darin eine Würdigung der beiden Persönlichkeiten, um deren Namen es sich handelt. Condorcet war wohl ein ausgezeichneter Gelehrter, aber auch ein gesinnungstüchtiger Republikaner und Bekämpfer des Königthums; Fontanes glänzte als Schriftsteller nicht als Stern erster Größe, aber er war das Vorbild der politischen Charakterlosigkeit, ein Held, der mit gleicher Unterthanen-Lovalität Napoleon I seine Huldigung darbrachte wie Ludwig XVIII.

Die kriegerischen Regungen in der Brust des Unterrichtsministers erinnern uns daran, daß wir der Vertretung des Mars auf der am 1. d. M. im alten Industriepalast eröffneten Kunstausstellung noch keine Beachtung geschenkt haben. Auch im Salon sieht es heuer für Chauvin hinsichtlich der Gloireseligkeit etwas tröstlicher aus als in den beiden verwichenen Jahren. Den Ehrenplatz im großen Mittelsaale nimmt das von René Princeteau gemalte lebensgroße Bildniß des Duc de Magenta ein. Der Generalissimus ward vom Künstler dargestellt, wie er auf einem prächtigen Rappen an der Spitze seines Stabes einherreitend die Truppen mustert. Sehr elegant, der Wahrheit die Ehre! Welcher Patriot sollte sich nicht freuen, einen so stattlichen Kavalier zum Herrn und Gebieter zu haben! Daß das Bild aber

auch nur einen succès de curiosité erzielte, mit nichten! Um Mac Mahon's Popularität ſieht es längſt nicht mehr zum Beſten aus. Die Gelegenheitsbeſuche im Faubourg Saint Antoine, und anderwärts ſcheinen bis jetzt in der Hinſicht verteufelt wenig gefruchtet zu haben. Der Blick des gemalten Kriegsherrn fällt auf die Küraſſierſchwadron, mit der ein belgiſcher Maler, Caſtellani, in dem gegenüber hangenden Rahmen uns eine Epiſode vom Schlachtfelde bei Sedan vorführt. Ein intereſſanter Anknüpfungspunkt zu Betrachtungen über den Wechſel der Zeiten und Dinge.

Die vielgerühmten Wörth-Küraſſiere lieferten auch heuer verſchiedenen Künſtlern Stoff zu einer heroiſch-patriotiſchen Pinſeläußerung. Der Pariſer Detaille, übrigens ein gewiegter Darſteller, brachte ein ganzes Regiment Panzerreiter, welches durch das Dorf Morsbronn eine Charge vollführt, vor die Büchſenläufe deutſcher Schützen, und lieferte damit eine gelungene Perſiflage auf die Feldherrntüchtigkeit gewiſſer franzöſiſcher Truppenbefehlshaber, allerdings wohl in der Weiſe von Molière's bürgerlichem Edelmanne, der ſich in Proſa ausdrückte, und es nicht wußte. Der Bordeleſer Duvaux läßt auf Leinwand ein franzöſiſches Küraſſierregiment in der Schlacht bei Gravelotte eine Anzahl deutſcher Panzerreiter und Uhlanen vernichten; wenigſtens hat er die Abſicht, im Kataloge ſteht's, vor dem Bilde glaubt man nicht daran. Nicht beſſer ergeht es dem Pariſer Jean Beaucé mit ſeiner beabſichtigten Aufreibung eines deutſchen Uhlanenregimentes ſeitens franzöſiſcher berittener Jäger. Emile Briſſet belegt die Tapferkeit ſeiner Landsleute in Uniform an einer deutſchen Huſarenpatrouille, die hinterrücks von etlichen franzöſiſchen Fußſoldaten mit Flintenſchüſſen begrüßt wird. Die großartigen Mobilgardiſten fanden in Alphonſe de Neuville einen Verherrlicher, in einer ganz vorzüglichen, die kriegeriſche Aktion wohl zur Anſchauung bringenden Leiſtung. Natürlich blieb auch die Heldenbande der Franctireurs nicht unberückſichtigt. Das höchſte in der Kadavermalerei lieferte ein gewiſſer Lançon mit ſeinen bei Bazeilles gefallenen Marinefüſilieren. „Morts en ligne", lautet der Titel. Da liegen ſie in einer Reihe, mauſetodt, ein treffendes Seitenſtück zu einer Leichenausſtellung in der Morgue. „Die armen Teufel", höre ich vor dem Bilde ein ſentimentales Dämchen flüſtern. „Und dieſe verdammten Pruſſiens!" brummt ein patriotiſcher Epicier. Lançon hat nicht umſonſt ſeine Kadaver gemalt; aber die Kritik iſt wenig erbaut davon.

Mit dem Elſaßjammer und der davon bedingten Thränendrüſenſentimentalität iſt es, dem Himmel ſei Dank, im Salon vorbei. Dagegen hat der Revanche-Wahnſinn im Atelier des jüngeren Couturier eine recht nette Blüthe getrieben. „Die Rekruten der Revanche", benamſete dieſer Held ſein Bild. Ort der Handlung: eine Wirthshausſtube. Mitten in dem Raume ſteht in Hemdsärmeln ein militärpflichtiger Jüngling und trägt ein Revanchelied vor.

Nebenan sind noch Zwei, ein vierschrötiger Kohlenmann aus der Auvergne und ein sozial ihm verwandtes Menschenkind, als Sänger dargestellt. Rings an den Tischen sitzt die zuhörende Versammlung. Recht plebejisch interessant. Nur im Punkte des Angeheitertseins hätte der Künstler etwas dreister malen dürfen. Couturier's Konskriptions-Jünglinge erinnern mich an die lustige Rekrutenschaar, welche neulich vor dem Reiterstandbilde der Jeanne d'Arc auf dem Pyramidenplatze niederkniend die „Marseillaise" absang. Das Schauspiel sei erhebend gewesen, berichteten die Blätter.

Auf dem hiesigen Bildermarkte ging es in den jüngsten Wochen recht lebhaft her. Die Auktionen im Hotel Drouot boten für den Kunstfreund ein nicht geringes Interesse dar. Zu den Glanzpunkten zählte u. a. ein Bild, das um den hübschen Stüber von 140,000 Francs der bekannte Finanzherr Greffülhe käuflich an sich brachte. Das Bild war ein echter Murillo: „Das Knäblein Jesus als Hirt" (El pastor citto). Es gehörte dem alten Guizot: anläßlich der Vermählung des Herzogs von Montpensier hatte es ihm die Königin von Spanien geschenkt. Die Veräußerung hat eine eigenthümliche Geschichte. Sie erinnern sich des Wortwechsels, der vor der endgültigen Akademikerweihe Emile Ollivier's im Beisein der Diskurskommission zwischen dem Exminister Napoleons III. und Guizot stattfand? Ollivier machte dabei, wie es scheint, mit gewohnter Breitstirnigkeit Anspielungen auf ein ansehnliches Darlehen, Andere sagen: Geldgeschenk, das Guizot's minorenner Sohn vor etlichen Jahren von dem Kaiser angenommen hatte. Guizot wußte nicht um den Punkt; denke man sich seine Bestürzung! Die Geldsumme, 50,000 Francs, mußte nebst den Zinsen unverzüglich an die Exkaiserinwittwe zurückerstattet werden! Nothgedrungen gab der Vater das kostbare Bild unter den Hammer. Damit ist aber die Sache noch nicht zum Abschluß gebracht. Madame Eugénie will das Geld nicht annehmen. Guizot hat sich veranlaßt gesehen, im Namen und als Vormund seines minderjährigen Sohnes bei dem hiesigen Civilgericht eine Klage gegen sie anhängig zu machen, und darauf zu dringen, daß sein Geldanbieten für gültig erklärt, d. h. der wirklichen Zahlung gleich erachtet werde. Mit dieser Erklärung wird die Familienehre gewahrt sein. Der Kläger will die Geldsumme, die er in Chiselhurst nicht los werden kann, den Armen schenken. Bravo!

Handel mit Rußland; Provinztheilung. A. d. Pr. Preußen. — Das Promemoria des Vorsteheramtes der Königsberger Kaufmannschaft über Erleichterungen im Grenz- und Handelsverkehr mit Rußland, wovon auch an dieser Stelle Mittheilung gemacht wurde, ist vielfach von russischen Zeitungen besprochen worden und scheint auch bei den russischen Behörden nicht unbeachtet geblieben zu sein. Ob die Hoffnung, daß der Besuch des Kaisers

Alexander in Berlin und insbesondere bei Bismarck auch in dieser Richtung sich fruchtbringend erweisen werde, zutreffen wird, mag dahingestellt bleiben. Unser Nachbar entschließt sich nur langsam zu Aenderungen in seiner Handelspolitik, aber zu den Unmöglichkeiten zählt in diesem Falle nicht ein gewisser bescheidener Erfolg, da das Noli-me-tangere der jenseitigen Anschauungen über das eigene Interesse, der Zolltarif, ausdrücklich diesmal unberührt gelassen ist. Jedenfalls handelt es sich um Forderungen, die über kurz oder lang, nach heftigerem oder gelinderem Sträuben, gewährt werden müssen, da die realen Verhältnisse mächtiger sind, als die Prinzipien. Rußland kann, der ganzen civilisirten Welt und der Wissenschaft zum Trotz, seinen alten Kalender beibehalten und die Zeit 13 Tage zurückdatiren, aber in der Stunde, in der dort der erste Spatenstich zu einer Eisenbahn gemacht wurde, war auch die zwingende Nothwendigkeit einer Veränderung der Vorschriften über den Grenzverkehr gegeben, und die dortigen Machthaber müßten mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie sich nicht überzeugen wollten, wie jede Engherzigkeit die eigenen Interessenten schädigt. Selbst die Beseitigung der verschiedenen Spurweite der Eisenbahnen hier und dort kann nur eine Frage der Zeit sein. Wer sieht, welche ungeheure Massen von Getreide täglich über die Grenze per Bahn eingeführt werden und bedenkt, daß lediglich jenes Umstandes wegen an den Grenzorten eine Umladung stattfinden muß, die Hunderte von Waggons betrifft, wird nicht im Zweifel sein, daß die Waare dadurch eine Vertheuerung erleidet, die schließlich doch hauptsächlich den Producenten zur Last fällt, während der Gewinn, der den Arbeiterverbindungen aus dieser an sich ganz unfruchtbaren Arbeit entsteht, nicht in Betracht kommt, da die verwendeten — man möchte sagen: vergeudeten — Kräfte, viel günstiger an anderer Stelle genutzt werden können. Dreißig, auch nur zwanzig Jahre zurück — welch ein anderes Bild des Handelsverkehrs! Da wurden im Innern Rußlands in jedem Winter Baumstämme aus den meilengroßen Wäldern an den Flüssen aufs Wasser gebracht und zu gewaltigen Flößen oder zu flachen Fahrzeugen, Wittinnen genannt, zusammengezimmert, um dann im Frühjahr mit Getreide beladen und unter Aufsicht eines Juden mit schwarzem Kaftan und schwarzer Locke unter der Pelzkappe von den flachshaarigen, halbnackten Dsjinaken in vielen Wochen oder gar Monaten nach den preußischen Hafenplätzen befördert zu werden. Der Rücktransport dieser Fahrzeuge lohnte nicht: sie wurden zerschlagen und als Holz verkauft, während die anspruchslosen Fährleute zu Fuß heimwärts wanderten. In den preußischen Städten aber füllten sich nun die sechs und acht Etagen hohen Speicher, und das Getreide lagerte dort, bis es zur günstigen Zeit von den „Sackträgern" zur Seeverladung wieder auf die Schiffe hinabgebracht werden konnte. Heute ist das Holz, die Zeit und die Menschen-

kraft theuer geworden; man findet es vortheilhafter, das russische Getreide nach den Eisenbahnstationen zu schaffen, auf Wagen zu verladen und ohne Zögerung so schnell als möglich nach dem Seeplatz zu transportiren. Winter und Sommer erfolgen nun diese Zufuhren ohne Unterbrechung. Ist die Schiffahrt im Gange, so geschieht, wenn es irgend sein kann, die Umladung sofort aus dem Waggon in das Schiff, und riesige Dampfer liegen immer bereit, sich mit Hunderten von Lasten zu erfüllen. Es ist noch lange nicht alles geschehen, was zur Erleichterung des Kaufmanns geschehen könnte. So muß Königsberg zur Zeit noch um die Legung von Schienensträngen vom Bahnhof bis zum Wasser petitioniren. Jetzt müssen die Waggons eine weite Strecke vom Fluß entleert werden. Lastfuhrwerke schaffen diese ungeheuren Massen von Getreide von dort durch die Stadt zu den Speichern oder zu den Schiffen; kein Steinpflaster ist diesen unausgesetzten Strapazen gewachsen, und die Straßen befinden sich deßhalb meist in der traurigsten Beschaffenheit. Oft ist aber auch der Zudrang so groß, daß das Getreide auf freiem Felde ausgeschüttet werden muß; erst in letzter Zeit ist wenigstens für hölzerne Schuppen nothdürftig gesorgt, und wie wenig sie dem Bedürfniß genügen, lehrt recht bezeichnend die jüngst lautgewordene Klage, daß das nicht abgeräumte, auf der Lagerstelle faulende Getreide einen pestilenzialischen Geruch verbreite und für einen Theil der Stadt gesundheitsgefährlich werden könne. Dem Quantum nach nimmt die Einfuhr und Ausfuhr von Getreide fast die Hälfte der Gesammteinfuhr und -ausfuhr von Königsberg in Beschlag (1872, einem Mitteljahr, über 4½ Millionen Centner), dem Werthe nach freilich nur c. ein Fünftel. Im J. 1872 betrug nach dem Bericht des Vorsteheramtes der Gesammtwerth der Königsberger Einfuhr über 71 Mill. Thaler (darunter über See nur etwa 30 Mill., also weniger als die Hälfte) die gesammte Ausfuhr 60½ Mill. (darunter über See nur 19 Mill. also weniger als ein Drittel). Von den über 11½ Mill. Centnern der Einfuhr haben mehr als 6 Mill. die Eisenbahnen herangeschafft, und auch an den 8½ Mill. Centern Ausfuhr participiren sie mit mehr als 4 Mill. Diese Zahlen können eine Andeutung von dem Umfange des Handelsverkehrs geben. Ein weiterer Aufschwung ist zu erwarten, wenn unser Eisenbahnnetz, Dank der 50 Mill. Anleihe, vervollständigt und das Material an Wagen auf den wirklichen Bedarf gebracht sein wird.

Nicht zum wenigsten diese Erweiterung des Königsberger Handels hat die Bemühungen hervorgerufen, die namentlich von Danzig her aufgewendet werden, um eine Theilung der Provinz Preußen in zwei gesonderte Provinzen Ost- und Westpreußen durchzusetzen. Danzig war während der Ordenszeit weitaus die mächtigste Handelsstadt des ganzen Landes, eine der mächtigsten und reichsten Hansestädte überhaupt und Vertreterin der sieben preußischen Hansestädte auf den Tagfahrten zu Lübeck. Damals hatte Königsberg kaum die Bedeutung von Thorn oder Elbing. Später unter polnischer Oberhoheit wuchs wo möglich noch Danzigs Ansehen, welches der Exportplatz für das große Binnenland wurde, dem die Erhaltung dieses Besitzes an der offenen See von so großem Werth war, daß seine Regierung gern die ausgedehntesten Handelsprivilegien ertheilte. Waren es doch vorwiegend die Handelsinteressen gewesen, die den Abfall des Landes vom Orden veranlaßten! Auch als Elbing und Thorn schon durch die polnische Wirthschaft arg geschädigt waren, behauptete Danzig noch seine Macht, stärkte sie gerade-

zu durch jene Schädigung, und so sahen wir diese Handelsstadt auch noch während der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Königsberg weit voraus. Erst die Eisenbahnverbindung mit dem Westen und mit Petersburg, dann mit Warschau und Odessa bringt dem letzteren Platz ein ganz neues Leben. Danzig wird nicht ausgeschlossen, aber es erhält einen Rivalen selbst auf dem Handelsgebiet, das es sich als sein ausschließliches Hinterland seit vielen Jahrhunderten anzusehen gewöhnt hatte. Eine leicht erklärliche Eifersucht erwacht, und man sucht nun dort die Gründe dieses Aufschwunges auf der einen, dieses Stehenbleibens oder Zurückgehens auf der anderen Seite nicht mehr unparteiisch da, wo sie allein zu finden sind: in der Verschiebung des Schwerpunktes durch die an sich nothwendige Verlegung und Umgestaltung der großen Handelswege. Man glaubt in Danzig schon deßhalb Königsberg im Vortheil, weil sich in ihm der Sitz des Oberpräsidiums befindet und somit der Kaufmanschaft ein unmittelbarer und gleichsam persönlicher Verkehr mit dieser obersten, dem Ministerium am nächsten stehenden Verwaltungsbehörde eröffnet ist. Ein Oberpräsident für Westpreußen mit dem Amtssitz in Danzig würde, so scheint es, energischer und nachdrücklicher die besonderen Interessen des westlichen Theils der Provinz und namentlich der großen Handelsstadt am Ausfluß der Weichsel nach oben hin vertreten können. Deßhalb agitirt Danzig so eifrig für die Theilung. Aber man steht nicht einmal in dem ganzen Westpreußen in diesen Bestrebungen auf seiner Seite, und namentlich will Elbing von einer Trennung nichts wissen. Sie würde auch in der That ihre großen Bedenken haben. Es ist zwar richtig, daß die Provinz Preußen den größten Flächeninhalt von allen preußischen Provinzen hat, aber an Volkszahl wird sie von anderen übertroffen, und der einheitlichen Verwaltung bieten sich jetzt weniger Hindernisse, als je, nachdem die Communicationsmittel in jeder Richtung verbessert sind und räumliche Entfernungen kaum noch mitsprechen. Im Verhältniß zum ganzen Staate fehlen auch für Westpreußen die Bedingungen, welche die Abgrenzung eines besonderen obersten Verwaltungsbezirks erfordern könnten, und gerade politisch wäre diese Lösung aus dem alten Verbande nicht unbedenklich, weil das im Süden von Westpreußen stark vertretene polnisch-katholische Element dadurch ein größeres, am wenigsten in jetziger Zeitlage zu unterschätzendes Gewicht erhielte. R—s.

Berliner Wochenschau: Lasker und Putbus; Sixtus V. — Das Pfingstfest soll in diesem Jahre mit dem Ende der parlamentarischen Saison zusammenfallen. Lange Zeit schien es zweifelhaft, ob die Feiertage unsere Abgeordneten bereits im Zustande der Freiheit finden würden, aber seitdem das Herrenhaus die kirchlichen Gesetze, den Synodalentwurf und das Expropriationsgesetz überwunden hat, liegt das Land der Verheißung in greifbarer Nähe vor den Augen des hartgeprüften Landboten und mit doppelter Hast fliegt der Schwarm großer und kleiner Gesetzesvorlagen durch das Walzwerk der parlamentarischen Maschine. Das Witzwort „Gesetzfabrik" ist so unzutreffend nicht, nur daß ich den tadelnden Sinn ablehnen möchte, in dem es unsere Gegner erfanden und gebrauchen. Vielmehr freuen wir uns des Aufschwunges der Zeit, die soviele und wichtige Aufgaben so dringlich und unabweislich der Gesetzgebung stellen konnte. Doch fehlt es inmitten

dieser anstrengenden Geschäftsthätigkeit nicht an pikanten Zwischenfällen, welche die ermüdeten Geister in Spannung und Erregung versetzen. Die hohe Politik hat überhaupt in letzter Zeit Wege eingeschlagen, auf denen sie der Unterhaltungslust des Publikums wirksamer zu Hülfe kam, als der schönste Leihbibliotheksroman. Kaum ist das Duett Arnim's und Bismarck's zu Ende, so hebt schon ein neuer Wechselgesang an und Lasker's und Putbus' Namen sind auf Aller Lippen. Und diesmal ist der Chor der Betheiligten und Unbetheiligten, welche das Concert durch ihre Mitwirkung verstärken, natürlich noch erheblich größer, denn es ist klar, daß die Interessen, welche die Gründung einer Eisenbahn begleiten, dem Gemüthe der Allgemeinheit näher liegen, als die Vortheile, welche sich aus der Discussion über die Werthschätzung zweier Staatsmänner ergeben können. Im großen und ganzen ist aber die Resonanz, welche die Lasker-Putbus'schen Reden im Publikum erweckt haben, eine im hohen Grade unerfreuliche, und geradezu unreine, denn der Gegenstand der Verhandlung ist, wie gesagt, von so durchaus praktischem und persönlichem Interesse, der indirekte Einfluß der Debatte so weitgreifend und für Viele so peinlich, daß eine leidenschaftslose Auffassung der Sachlage nur selten anzutreffen ist. Freilich über den durch den Abgeordneten Lasker festgestellten objectiven Thatbestand kann wohl Niemand auch nur den allergeringsten Zweifel hegen und diejenigen, welche dennoch einen solchen äußern, stehen wohl in dem dringenden Verdachte, gegen ihre eigene bessere Ueberzeugung zu sprechen, oder sich mindestens besserer Information absichtlich verschlossen zu haben. Die ganze Gründungsgeschichte der Nordbahn ist der bedenklichsten Art und ist auch von jeher innerhalb der Untersuchungscommission und auch sonst als ein leuchtendes Prototyp des Gründungsschwindels angesehen und behandelt worden. Die Handlungsweise des Fürsten Putbus und des Prinzen Biron unterscheidet sich in dieser Hinsicht offenbar von der des anrüchigsten Börsenjobbers durch nichts. Es hat auch Niemand öffentlich gewagt, für sie einzutreten oder nur ein Wort der Entschuldigung einzulegen und die weichgestimmten Seelen, die da von der angeblichen Geschäftsunkenntniß des Fürsten zu erzählen wissen, welche ihn dem Treiben böser Genossen urtheilslos preisgegeben hätte, verfallen dem allgemeinen Gelächter. Aber dieser Punkt wird eigentlich auch in der privaten Discussion nur nebenher berührt; ein viel zweckmäßigeres Operationsterrain bietet die Doppelfrage, war die Ablehnung der Zinsgarantie für die Prioritätsanleihe der Nordbahn im Interesse der betreffenden Landestheile zu verantworten und war es ferner nöthig zum Behufe der Herbeiführung dieser Ablehnung die ganze so bedenkliche Vorgeschichte dieser Bahn noch einmal in dieser Weise öffentlich zur Sprache zu bringen? Für meinen individuellen Geschmack sind auch diese Fragen zu sentimentaler Natur. Lasker mußte offenbar auf die Gründungsgeschichte zurückgreifen, wenn er das Abgeordnetenhaus verhindern wollte, durch die Unterstützung eines arg compromittirten Unternehmens einen sehr gefährlichen Präcedenzfall zu schaffen, und das Haus seinerseits konnte die Zinsgarantie trotz des augenblicklich entgegenstehenden Interesses der berührten Landestheile getrost ablehnen, da es feststeht, daß auch die neue Anleihe durchaus nicht ausgereicht hätte, um den Ausbau der Bahn zu bewirken. Fürst Putbus will 8 Millionen in das Unternehmen gesteckt haben, der Finanzmini-

ster veranschlagte den Werth auf 7 Millionen, während unbetheiligte aber durchaus nicht uncompetente Stimmen sich sogar dahin vernehmen lassen, daß auch nicht einmal 2 Millionen wirklich auf die Bahn verwendet seien. Wozu also sich für eine noch dazu unzureichende Hülfeleistung mit dem Odium der Gemeinschaft an so übeln Manipulationen belasten? Die Hülfe wird ja nicht ausbleiben, denn entweder wird der Staat die Bahn nach beendetem Concurse der Gesellschaft an sich bringen, oder die letztere versteht es, den Concurs zu vermeiden und durch eine Reduction der Actien das Unternehmen auf eine neue gesunde Basis zu stellen. Beispiele dieser Art liegen vor und weisen durchaus befriedigende Resultate auf. Das Hüttenwerk Phönix und das Bochumer Bergwerk sind z. B. auf diesem Wege einst dem drohenden Bankerott entgangen und zu ertragreichen Instituten geworden. Die öffentliche Meinung ist indeß bisjetzt weder über diese praktische noch über jene vorhin berührte persönliche Seite der Angelegenheit vollständig im Klaren. Ueber die endliche Lösung des wirthschaftlichen Problems braucht man sich jedoch keine Sorge zu machen. Eine solche vollzieht sich alsbald ohne unser Zuthun nach dem Gesetz der Nothwendigkeit und nach dem Vollzuge vermag auch das blödeste Auge die Berechtigung desselben einzusehen. Anders und bedenklicher steht es aber mit der persönlichen, moralischen Streitfrage, denn wer überhaupt angesichts so überzeugender Belastungsgründe in seinem Urtheile über die handelnden Personen noch schwanken kann, der will sich nicht überzeugen lassen und hat jedenfalls seine guten Gründe dazu. Das ist freilich weder neu noch erstaunlich, denn so einfach auch oft ein moralisches Verdict zu fällen ist, so schwierig ist es, demselben die wünschenswerthe und nothwendige Anerkennung in den Kreisen zu sichern, deren sonstige und an sich gewiß durchaus berechtigte Interessen ihr instinktiv widerstreben. Die Macht der sittlichen Idee an sich ist gewiß groß und unüberwindlich, aber sie wirkt doch nur langsam und vermag nicht im Augenblicke den Widerstand realer feindlicher Elemente zu brechen, ja sie vermag nicht einmal zu verhindern, daß während des Kampfes das eigentliche Ziel desselben verschoben wird und der Widerstreit der Grundsätze und Interessen vor der Hand ein Resultat ergiebt, das ursprünglich gar nicht beabsichtigt war. Diese unerfreuliche Wirkung äußert sich aber im bisherigen Verlaufe des Lasker-Putbus'schen Streites. Jedermann konnte es nur erwünscht sein, daß ein moralisch verwerfliches Treiben die gebührende öffentliche Verurtheilung fand, Niemand aber kann einen Gefallen daran haben, wie das in der Person des Fürsten Putbus tiefgekränkte Standesinteresse der adeligen Gesellschaft und die gleicherweise sehr unangenehm berührte Finanzwelt sich zum Kampfe rüsten. Zum Kampfe gegen wen? Zunächst gegen die öffentliche Meinung, die auf Seiten Lasker's steht, dann aber gegen einander. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß nach einigen verschämten Versuchen, die Handlungsweise des Fürsten Puttbus zu rechtfertigen, man auf dieser Seite von solch hoffnungslosem Unternehmen abstehen und sich statt dessen mit verdoppelter Kraft auf den unglücklichen Alliirten werfen wird, wie das nach unglücklichen Feldzügen nicht selten zu geschehen pflegt. Es kann nun zwar nur mit Freude begrüßt werden, wenn bei dieser Gelegenheit die für beide Theile und die ganze übrige Gesellschaft gleich schädliche Intimität der Aristokratie und Hautefinance ein wenig gelockert und viel-

leicht gar unheilbar zerstört wird, aber man kann es doch nur im höchsten Grade bedauern, daß dieser Bruch voraussichtlich nicht erfolgen wird, ohne daß beide Theile die nachtheiligsten Anschauungen gegenseitig über sich erhalten und verbreiten, und da in der Hautefinance Bestandtheile unserer besten bürgerlichen Gesellschaft vertreten sind, wird diese Auseinandersetzung mehr und mehr den Charakter eines Klassenstreites annehmen, der gewiß der socialen Uebel größtes ist. Die Keime desselben sind aber bereits vollständig erkennbar. Noch freilich agitiren die aristokratischen Salons ebenso wie die Börsenblätter hauptsächlich gegen Lasker. Beide suchen Putbus zu bewegen, sich eine persönliche Genugthuung zu verschaffen, Bestrebungen die übrigens Lasker durch die ganz unnöthige Anspielung auf den militairischen Charakter des Fürsten unendlich erleichtert hat. Die albernen Verdächtigungen der Integrität Lasker's hütet man sich freilich dem fürstlichen Redner nachzusprechen, ebenso wenig glaubt man natürlich eine persönliche Feindschaft beider als den eigentlichen Grund des ganzen Vorganges angeben zu können. Dagegen wird das dem Finanzminister entschlüpfte Wort „Rancune gegen den Fürsten Putbus" erfolgreich verwerthet, und in dem Sinne erweitert, als ob es hier auf eine geflissentliche Compromittirung hochstehender Persönlichkeiten abgesehen sei, natürlich nicht ohne daß das persönliche Ansehen des Abgeordneten Lasker durch diesen ganzen Feldzug eine entsprechende Vermehrung habe erfahren sollen. Da man eigentliche Beweise für diese Unterstellungen natürlich nicht beizubringen vermag, so glaubt man sich an Indicien halten zu müssen, als deren stärkstes man gewöhnlich die Art und Weise anführt, in der Lasker des Großherzogs von Mecklenburg Erwähnung gethan hat. Seitdem aber Fürst Putbus durch seine unglückliche Erwiderung im Herrenhause seinen Freunden die letzte Hoffnung genommen hat, ihn als verläumdete Unschuld darzustellen, hat man seine Sache stillschweigend aufgegeben und verbreitet sich jetzt bereits mit um so freierer Entrüstung über die bürgerlichen Gründer, in deren Gesellschaft sich so viele der lieben Standesgenossen bisher unbegreiflicher Weise befanden. Damit ist denn der Anfang gemacht, sich in einen sehr unerfreulichen Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft überhaupt zu setzen. Denn da die deutsche Aristokratie sich nicht wie die englische vorzugsweise denjenigen industriellen Unternehmungen zuwandte, welche das allgemeine, von den besten finanziellen Kräften getragene Interesse verfolgten, sondern sich vielmehr stets an denjenigen betheiligte, welche einen ganz unverhältnißmäßigen persönlichen Gewinn erstrebten, so konnte es nicht ausbleiben, daß unsere speculirenden Aristokraten sich alsbald in der übelsten Gesellschaft befanden, nach deren Usancen sie nunmehr das ganze Bürgerthum, so weit es kaufmännische Geschäfte treibt, zu beurtheilen nicht verfehlen werden. Daß die sociale Physiognomie unserer Stadt bei solcher Verkennung und daraus folgender gegenseitiger Verfeindung nur leiden kann, ist selbstverständlich. Mit diesem Uebel aber werden wir voraussichtlich die ökonomischen und moralischen Vortheile der Laskerschen Operation einstweilen zu bezahlen haben. Möge man sich damit trösten, daß es weder in politischen Dingen noch sonst überhaupt möglich ist, etwas Gutes zu schaffen ohne ein neues Leiden gleichzeitig heraufzuführen, das erst allmählich wieder schwindet.

Mit Freude bemerkte ich übrigens kürzlich, daß der Abgeordnete Lasker

nicht gänzlich von den Mühen seiner parlamentarischen Thätigkeit in Anspruch genommen wird, sondern Zeit und Lust behält, um auch die Leistungen der Kunst im Auge zu behalten. Wenigstens kann ich nicht annehmen, daß das Vergnügen an klerikalen Streitfragen ihn und eine große Anzahl von Abgeordneten in die Vorstellung von Mindings Papst Sixtus dem Fünften gelockt habe, welche die Meininger Schauspieler kürzlich im Friedrich-Wilhelmsstädtischen Theater ihren Cäsar-Aufführungen folgen ließen. Sie hätten nur bei ihrem Julius Cäsar verbleiben sollen. Nachträglich scheint ihnen übrigens selbst diese Einsicht gekommen zu sein, denn zur allgemeinen Befriedigung haben sie den Cäsar wieder auf das Repertoir gesetzt, und spielen ihn allabendlich vor ausverkauftem Hause, als ob das Stück hier noch niemals aufgeführt worden wäre. Indeß wäre es irrthümlich anzunehmen, daß Sixtus der Fünfte ein vollständiges Fiasco gemacht hätte. Durchaus nicht. Die Betheiligung des Publikums war durchaus befriedigend, die Anerkennung der Leistungen eine sehr bereitwillige. Auch war die Vorstellung keineswegs uninteressant, denn hier wurde noch augenfälliger als im Julius Cäsar der stricte Beweis geführt, daß bei gutem Zusammenspiel, sorgfältiger Einstudirung und guter Inscenirung selbst mit durchaus mittelmäßigen Kräften ein genügender Erfolg zu erringen ist. Herr Barnay, der uns das vorige Mal in der Rolle des Marcus Antonius eine so gute Meinung von seinem Talente beigebracht hatte, wirkte diesmal gar nicht mit, Herr Hellmuth und Herr Nesper waren in untergeordneten Rollen verwandt und die übrigen Schauspieler zeigten sich von durchaus mittelmäßiger, zum Theil sogar völlig unzureichender Begabung. Vor allem war Herr Weilenbeck den Kraftanstrengungen, welche die Rolle Sixtus des Fünften erfordert, in keiner Weise gewachsen. So lange er den kränkelnden Cardinal Montalto vorstellte, bereiteten ihm seine unzureichenden Mittel freilich keine Schwierigkeiten, als er aber nach der Erhebung zum Papste sich als den imposanten, seiner höchsten Kraft bewußten Herrscher der Christenheit zeigen sollte, da versagte ihm die Kraft. Das Stück selbst unterstützte offenbar die Darsteller sehr wenig. Es ist völlig undramatisch angelegt, ohne eigentliche Entwickelung und Verwickelung, und zerfällt in eine endlose Reihe rein äußerlich neben einander gestellter Scenen, die meistens recht ermüdend sind, obgleich ihr Inhalt keineswegs uninteressant ist. Vielmehr bemerkte ich eine reiche Fülle historischen Stoffes und daran geknüpfter politischer und philosophischer Raisonnements, die uns gewiß bei der Lectüre außerordentlich willkommen sein würden, die aber bei der Aufführung nur zur Verschleppung der Handlung beizutragen schienen. Dramatisch wirksam ist nur eine dieser dialogisch gehaltenen Scenen, die Unterredung des Papstes mit dem General der Jesuiten, durch dessen Hülfe er zur päpstlichen Macht gelangt ist, und dessen Anspruch auf Mitregierung er durch eine wahrhaft grandiose Abfertigung der jesuitischen Anmaßung zu beseitigen weiß. Nochmals muß ich die Gediegenheit der historischen Auffassung rühmend hervorheben, deren Spuren das Stück durchgehends in der erfreulichsten Weise aufweist. Es ist entstanden in den vierziger Jahren und ist vollkommen in den Anschauungen geschrieben, die die meisten von uns in den kirchlichen Dingen erst sehr viel später auf Grund der mannigfachen practischen Erfahrungen, welche die letzten Jahre brachten, erwarben. Leider wird dieser Vorzug für sich allein wohl nicht im

Stande sein, das Stück auf dem Repertoir unserer Bühnen dauernd zu erhalten. —

Literatur.

„**Jenaer Literaturzeitung**". — Mehr als ein Quartal der literarisch-kritischen Wochenschrift liegt nun vor uns, die seit Anfang des Jahres „im Auftrage der Universität Jena" von Anton Klette in Mauke's Verlag herausgegeben wird, und wir freuen uns, daß das junge von glänzenden Erinnerungen der Vergangenheit beseelte Unternehmen in dieser Prüfungszeit sich durch eigenthümliche Vorzüge als lebensfähig auch für die Zukunft bewährt hat. Haltung und Richtung der einzelnen, fast durchgängig muthig mit vollem Namen gezeichneten Artikel sind des ernsten, dem Dienste der Sache ergebenen Geistes einer deutschen Universität wohl würdig; doch führt keineswegs die thüringische Hochschule einseitig das Wort in diesen kritischen Verhandlungen; die fleißige Theilnahme ihrer Lehrer bietet der Zeitschrift inneren Halt und verbürgt ihr äußere Dauer, aber sie laden gastlich alle Wortführer deutscher Forschung auch von anderen Seiten zu freier Mitarbeit ein. Da wir in all' unserer Journalistik, auch der gelehrten, soweit die Form in Betracht kommt, immer noch beim Auslande in die Lehre gehen müssen, so darf man hervorheben, daß das Jenenser Blatt in der Gesammtcomposition erfreulich an die englische Academy erinnert, während andererseits von den einzelnen Artikeln der deutschen Zeitschrift noch kaum einige die Eleganz französischer Aufsätze etwa in der Revue critique d'histoire et de littérature erreicht haben. An Vollständigkeit steht das neue Journal hinter dem alteingelebten „literarischen Centralblatt" zurück, wohl vornehmlich deshalb, weil zunächst auch die wichtigeren Werke der jüngsten Vorjahre verdiente Rücksicht erfahren; sobald ein ebener Gleichschritt zwischen Erscheinungen und Besprechungen hergestellt ist, wird auch dieser Mangel schwinden. Sehr dankbar würden wir sein, wenn auch die gelehrte Literatur der anderen Nationen, womit bisher allerdings schon der Anfang gemacht, entschiedener in den kritischen Gesichtskreis gezogen würde. Verschiedenen Recensenten wäre vom Standpunkte der Leser, also auch der Redaktion aus zu rathen, daß sie von der gewissenhaften, aber schwerfälligen deutschen Gewohnheit abließen, wiederholt darauf hinzuweisen, was in solcher Besprechung nicht geleistet, an diesem Orte nicht erwartet werden könne; es geht durch derlei entschuldigende Redensarten unnütz Zeit und Raum verloren. Wir wünschen der frisch begonnenen und glücklich eingeführten Wochenschrift von Herzen Fortgang und Gedeihen. a/D.

Note zu „der Schöffen Niedergang".

Zu dem Schlusse des Artikels „der Schöffen Niedergang", S. 807, ist zu bemerken, daß inzwischen der Justizausschuß im Bundesrath die Berathung der 3 großen Justizgesetze beendet und eine andere Zusammensetzung der Strafgerichte mittlerer Ordnung beschlossen hat, als die von der Subkommission vorgeschlagene von 5 Rechtsgelehrten.

Ausgegeben: 22. Mai 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Baur und Strauß.

Im Jahre 1830 beging die Universität Tübingen die dritte Jubelfeier der Uebergabe der Augsburger Confession. Das Programm war von einer Umständlichkeit und Reichhaltigkeit, wie man es an einem solchen Ehrentage des Protestantismus erwarten konnte. Es fehlte nicht an einer Festrede in der großen Aula der Universität; das Stift, die berühmte Pflanzschule der württembergischen Geistlichkeit, hatte seine besonderen Feierlichkeiten; die kleine Kirche in dem hochgelegenen alten Pfalzgrafenschlosse, die damals, wie heute noch, den Uebungen des evangelischen Predigerseminars diente, war ebenso wie die ehrwürdige, damals noch flachgedeckte St. Georgenkirche, welche allsonntäglich die Gemeinde versammelt, die Stätte eines feierlichen Gedächtnißakts. Damit auch die Muse nicht fehle, hatte ein Zögling des Stifts, der nachmals als Mitglied der schwäbischen Dichterschule bekannt wurde, einen poetischen Beitrag zur Feier des denkwürdigen Ereignisses gestellt.

Ein anderer Candidat der Theologie, der Primus des Stifts, hielt am Haupttage der Feier, am 24. Juni, die Festpredigt in der genannten Schloßkirche; ein zarter, aufgeschossener Jüngling mit braunen, leuchtenden Augen. Offenbar war es ihm heute darum zu thun, für den Glauben, den er demnächst den Gemeinden verkündigen sollte, ein lautes Zeugniß im Namen der Commilitonen abzulegen. Derselbe Jüngling war nicht lange zuvor, angelockt durch den Wunderruf des Geisterhauses zu Weinsberg, bei Justinus Kerner gewesen, und hatte mit dem um 22 Jahre älteren Dichter in den romantischen Zaubergärten, mit der Seherin von Prevost in den grundlosen Tiefen der Mystik und des Somnambulismus geschwärmt. Als den wissensdurstigen Adepten der Geisterseher zum erstenmal mit der Wunderfrau in Rapport setzte, überkam denselben ein unnennbares Gefühl, von dem er später selbst mit den Worten sich Rechenschaft gab: „ich erinnere mich keines gleichen Augenblicks in meinem Leben; fest überzeugt, daß, sobald ich meine Hand in die ihrige legte, mein ganzes Denken und Wesen offen vor ihr daliegen würde, kein Rückhalt, keine Ausflucht mehr, wenn etwas in mir wäre, das ich zu verbergen Grund hätte: es war, wie wenn man mir das Brett unter den Füßen wegzöge und ich in's Bodenlose versänke, als ich ihr die Hand gab". Uebrigens bestand er die Probe gut. Sie rühmte den Glau-

ben des Jünglings, und auf seine Frage, was das Eigenthümliche seines Glaubens sei, gab sie zur Antwort: daß er nie zum Unglauben werden könne.

Diesem Ausspruch der Seherin machte nun der Redner in der Schloßkirche alle Ehre. Er predigte über die Worte des Herrn: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht". In kräftigen, überzeugungsvollen Sätzen legte er seinen Zuhörern die Unvergänglichkeit der Herrenworte an's Herz. „Was aber", rief er aus, „was war die echte Lehre Jesu, was der Fels, auf welchen Luther und die Seinigen sich so fest stützten, und an welchem sie unerbittlich zugleich alles Menschenwerk zerschmetterten? Die heilige Schrift war es! in ihr finden wir die Worte des Herrn und derer, die aus seinem Geiste geredet haben, und dies sind die Worte, welche nie vergehen ... Das ist aber besonders in unseren Tagen wohl zu beherzigen, da von so manchen Seiten die Weisheit dieser Welt ihre Flitter als Gold, ihr Glas als Edelsteine in den Bau des christlichen Glaubens einschieben möchte; es ist von uns zu bedenken, meine Alters- und Berufsgenossen, daß wir nicht unsere Hände entweihen durch Theilnahme an so sträflichem Geschäft; es ist von der ganzen Gemeinde zu bedenken, daß sie nicht statt eines reinen göttlichen Tranks nach gefälschtem greife, welcher betäubt, statt Kraft zu geben".

Der Jüngling, welcher so laut für das Wort des Herrn zeugte und ein gewaltiger Prediger vor dem Herrn zu werden versprach, war der Sohn eines Kaufmanns zu Ludwigsburg und hieß David Friedrich Strauß.

Niemand konnte damals ahnen, welches Aergerniß nach wenigen Jahren der Kirche von diesem Namen kommen werde. Der Candidat wußte sich offenbar vom Zweifel unberührt. Wenn wir freilich heute die — damals gedruckte — Rede inquisitorisch durchsuchen, um vielleicht doch Spuren zu begegnen, welche auf die künftige Entwicklung des gläubigen Predigtamtscandidaten deuten, so fehlt es nicht ganz an Stellen, welche einem argwöhnischen Gemüth schon damals einigen Anstoß hätten geben können. Nach den eben angeführten Worten fuhr der Redner fort: „Wenn wir aber vor Allem jene Frechheit und Leichtfertigkeit in Einmischung von menschlichem Witz unter die göttliche Wahrheit zu fliehen haben: so wollen wir doch auf der anderen Seite nicht in jene Aengstlichkeit verfallen, welche in unseren Tagen manche ergriffen hat, die jede Lehre fürchten und verwerfen, welche ihnen nicht mit ebenso vielen Worten in den heiligen Büchern aufgezeigt werden kann. Als der Herr mit seinen Jüngern von dem Tröster sprach, der sie in alle Wahrheit leiten werde, da verhieß er ihnen nicht einen Buchstaben, sondern den Geist, der ihn in ihnen verklären sollte". Und fast noch bezeichnender erscheint uns heute folgende Stelle: „Alles, was in der evan-

gelischen Kirche gelehrt wird, erhält seine Geltung nicht durch Alter oder Ansehen eines menschlichen Lehrers, sondern allein dadurch, daß es als reiner Nachhall sich erweist von den göttlichen Worten der heiligen Schrift. Doch auch ob es dieses sei, kann nicht auf geistlose Weise, durch bloßes Nebeneinanderstellen der Worte erkannt werden: der Geistige nur mag Geistiges beurtheilen, er wird unter den verschiedensten Worten oft denselben Geist, sowie in gleichen Worten oft ganz verschiedene Geister erkennen". Die letzten Worte, wie scheinbar unverfänglich immer, verrathen uns mit einmal den wirklichen Zustand, in welchem damals der wahrheitsuchende Jüngling sich befand. Es giebt Lehren, die nach den Worten ganz anders lauten, die aber gleichwohl dasselbe sind, wie das Wort Gottes — das ist die Formel, mit welcher Strauß in jener Uebergangszeit zwischen Glauben und Wissenschaft sich zurecht fand und den leise aufdämmernden Zwiespalt sich selber verdeckte. Er hatte allerdings an den Brüsten der „Weisheit dieser Welt" in vollen Zügen gesogen, aber was sie ihm darbot, erschien ihm eben nicht als „Einmischung von menschlichem Witz in die göttliche Wahrheit", wie er im Stil der romantischen Schule eifert, sondern es erschien ihm nur als ein anderes Gewand der göttlichen Wahrheit selbst. Er war in eine Periode der Gährung eingetreten, ohne noch selbst zu ahnen, was aus derselben hervorgehen werde. Durch die Zweifel hindurch, welche die Schleiermacher'sche Kritik in ihm geweckt hatte, war er eben im Begriff, in das Hegel'sche System sich zu versenken, welches diese Zweifel wieder beruhigte, aber freilich auf eine Weise beruhigte, die den baldigen gänzlichen Bruch im Schoße trug. Doch für jetzt schickte er sich in voller Freudigkeit an, dem geistlichen Beruf, den er mit freien Willen ergriffen hatte, praktisch zu dienen; mit gutem Gewissen predigte er das Evangelium, während er sich gleichzeitig mehr und mehr der Hegel'schen Philosophie ergab: er wußte, daß Religion und Philosophie denselben Inhalt haben, jene in Form der Vorstellung, diese in Form des Begriffs. In diesem Bewußtsein sah er kein Arg darin, der Gemeinde in ihrer Sprache vorzutragen, was er in seinem Sinne verstand. Er konnte dabei zugleich hoffen, bei vorsichtiger Behandlung die Gemeinde allmählich wenigstens in die Nähe seines feineren und reiferen Standpunktes zu erheben. Aber freilich Strauß war am wenigsten der Mann, sich auf die Länge bei dieser künstlichen Auskunft zu beruhigen. Das Bedürfniß geistiger Klarheit ließ ihn nicht bei einem Compromiß verweilen, der ihm je länger je mehr eine Zweideutigkeit gegenüber der Gemeinde und noch mehr gegen sich selbst erschienen wäre. Dazu kam, daß er aus der Hegel'schen Spekulation bald ganz andere Consequenzen zog, als die unmittelbaren Schüler des Meisters. Fünf Jahre nach jener Predigt ging aus einer der kleinen Repetentenstuben des Stifts das geharnischte

Werk hervor, das eine Umwälzung in der Theologie wie in der Philoſophie hervorbrachte, und abermals nach fünf Jahren war die Glaubenslehre geſchrieben, deren Verfaſſer erklärte, daß ein Philoſoph nicht mehr Theolog, ein Hegelianer nicht mehr Geiſtlicher ſein könne.

Noch eine andere, ſpäter hochgefeierte Berühmtheit finden wir unter den damaligen Rednern beim Jubiläum der Augsburger Confeſſion. Auch dem ordentlichen Profeſſor der Kirchengeſchichte, Dr. Ferdinand Chriſtian Baur war ſeine Rolle zugewieſen, und zwar hatte er als erſter Frühprediger an der St. Georgenkirche der Gemeinde die Bedeutung des Feſtes auseinanderzulegen. Er ſprach „über die heilige und hohe Bedeutung, mit welcher in dem evangeliſchen Chriſten das Bewußtſein ſich ausſpricht, ein Chriſt zu ſein"; und ſchon dieſes Thema verräth, daß es Schleiermacher'ſche Gedanken und Ausdrücke waren, in welchen dieſer Redner ſich bewegte, deſſen Name damals, obwohl er um 16 Jahre älter war, faſt noch ſo unbekannt war, als des jungen Strauß, ja ſpäter erſt als der des frühreifen Schülers der Welt bekannt werden ſollte. Von dem, was man poſitives Chriſtenthum zu nennen pflegt, iſt in Baur's Rede entſchieden weniger anzutreffen, als in derjenigen von Strauß; dafür iſt ſie von einer gewiſſen mäßigen, religiöſen Wärme durchdrungen, die unverändert zeitlebens ausgehalten hat, während die lodernde Flamme des Straußiſchen Bekenntnißeifers bald ſich in ſich ſelbſt verzehren ſollte. In der That hat Baur, auch als ſeine großen Unterſuchungen über das Urchriſtenthum längſt an's Tageslicht getreten waren, nicht aufgehört, als erſter Frühprediger ſeines Amtes zu walten. Es waren geiſtreiche, gediegene, freilich etwas trockene und farbloſe Reden, die aber von reiferen Geiſtern gern gehört wurden. Wie geſagt, nach Schleiermacher'ſchem Vorbild gearbeitet, ſpannen ſie mit dialektiſcher Kunſt die Folge der Gedanken aus dem Text oder vielmehr aus dem Thema heraus, doch ſo, daß bei beſonderen Anläſſen doch die Wärme der Ueberzeugung durch die Sprödigkeit der Form ſiegreich durchzubrechen vermochte. Erſt im beginnenden Alter ließ er ſich von einem Amte dispenſiren, in welchem freilich der Schwerpunkt ſeiner eigenthümlichen Begabung keineswegs gelegen war. Bis dahin hatte er als Kanzelredner ausgehalten, auch als Strauß längſt ſein Anathem über die Philoſophen ausgeſprochen hatte, die zugleich Diener des Evangeliums zu ſein fortfuhren. Merkwürdig — jener peinliche Zwieſpalt, aus welchem Strauß durch einen Sprung ſich herausrettete, war für Baur's religiöſes Gemüth gar nicht vorhanden.

Beide Männer in ihrer Eigenthümlichkeit und zugleich in der Wechſelwirkung ihrer Lebensarbeit ſich vorzuſtellen, gewährt einen eigenen Reiz. Bei der größten Verwandtſchaft bildeten ſie zugleich den merkwürdigſten Gegenſatz. Der Eine der Schüle des Anderen, aber in raſch gereifter Selbſtän-

digkeit dem Meister weit voraneilend, und dann doch wieder dessen Arbeit voll Anerkennung in sich aufnehmend; der Meister durch den Schüler wesentlich gefördert und seinerseits ihn wieder überholend, beide sich wechselweise anregend und doch verharrend in der geschlossenen Eigenthümlichkeit ihres Wesens — so bieten sie das Schauspiel eines wohl einzigartigen Verhältnisses in der Wissenschaft dar. Beider Forschungen bewegen sich auf dem gleichen Gebiete, doch so, daß jeder einen anderen Ausgangspunkt nimmt und jeder ein ganz eigenes Feld sich wählt und anbaut. Schon der Umstand, daß unter den zahlreichen Bildnissen, welche Strauß dem Andenken näher und entfernter stehender Landsleute gewidmet hat, dasjenige von Baur sich nicht befindet, weist auf eine tiefe Differenz, die zwischen beiden war, und doch bildet der Eine die Ergänzung zum Anderen und die Geschichte wird die beiden Tübinger zusammen nennen, von welchen ein gewaltigerer Umschwung der theologischen Wissenschaft datirt, als er von Schleiermacher ausging, auf dessen Schultern sie stehen.

Von der Art, wie Baur auf dem Katheder vortrug, kann man sich aus seinen Schriften nur eine unzureichende Vorstellung machen, obwohl ein Theil derselben nach seinem Tode nach den Vorlesungsheften herausgegeben wurde. Demjenigen, der sie selber angehört hat, ruft das gedruckte Wort zugleich die Persönlichkeit des Vortragenden in die Erinnerung zurück, und wie ganz anders wirkte doch damals das gesprochene Wort als heute das gedruckte zu thun vermag! Es ist freilich nicht leicht klar zu machen, worin die seltene Anziehungskraft des Baur'schen Vortrags bestand. Er war durchaus schlicht und anspruchslos; nichts von absichtlicher Kunst; jeder rhetorische Schmuck, auch der erlaubteste, blieb ferne, es war ganz nur die Sache selbst, die sich Gehör erzwang. Der Vortrag getraute sich nicht, von dem vorliegenden Collegienhefte sich zu entfernen, und die einförmige, mit mäßig erhobener deutlicher Stimme fortgesponnene Rede war von ebenso einförmiger Bewegung des linken Arms begleitet, die an den Takt eines Ruderschiffes erinnern konnte. Und dennoch lag in diesem kunstlosen Vortrag eine begeisternde Kraft, ein Zauber, der Allen unvergeßlich ist, und der auch diejenigen festhielt, welche schon damals nur mit innerem Widerstreben den Lehrer auf seinen kühnen kritischen Feldzügen begleiteten. Dem Eindruck konnte sich keiner verschließen, daß nicht ein Wort aus diesem Munde kam, das nicht der Ausdruck innerster wohlerworbener Ueberzeugung, das Ergebniß gewissenhaftesten Suchens der Wahrheit war. Der Ernst einer gewaltigen, ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit zog die Lernbegierigen mächtig an, prägte sich ihnen für's Leben ein und imponirte auch den Widerwilligen. Und zuweilen, wenn auch selten, geschah es nun doch, daß die Rede wärmer wurde, die Stimme sich hob und der trockene Vortrag durch eine ironische Wendung, die gleich-

falls trocken vorgetragen doppelt wirksam war, unterbrochen wurde, oder daß mit einemmal eine tiefere persönliche Erregung unwillkürlich sich verrieth. Das waren dann die schönsten, bedeutendsten Momente in Baur's Vorlesungen, und ein solcher war es, wenn er auf das Leben Jesu von Strauß zu reden kam.

Sie ist mir noch heute auf's lebendigste gegenwärtig, jene Stunde, in welcher die Vorlesung über neueste Kirchengeschichte an das vielberufene Buch und die Epoche, die es bezeichnet, gelangte. Wir wußten, daß heute Baur über Strauß reden werde, und standen schon vor Beginn der Vorlesung in höher gespannter Erwartung als sonst vor dem „Repetentengang", der halb einer fliegenden Arche Noä, halb einer Zugbrücke ähnlich von dem kastellartigen Stiftsbau über den tiefen Graben nach der sonnigen Neckarhalde hinüberführte. Ich glaube, wir vergaßen heute sogar die Brezeln, die uns der gegenüberliegende Bäckerladen in den Pausen zwischen den Vorlesungen sonst zu spenden pflegte. Vor diesem Gange, der inzwischen auch der Alles benagenden Zeit zum Opfer gefallen, und heute durch eine moderne, zierlichere doch minder würdige Eisenbrücke ersetzt ist, standen wir, bis wir von der nahegelegenen „Hölle" — so nannte man Baur's Amtswohnung — die ehrwürdige Gestalt sich herbewegen sahen, hoch und mächtig aufgebaut, doch schon vom Alter etwas gebeugt, die Haare weiß, aber noch in dichten Locken die feingebildete Stirn einfassend. So schritt er langsam dem Gange zu, durch den er in den Hörsaal gelangte. Und wie er nun hier anhub zu schildern, wie der jugendliche Strauß aus einer bescheidenen Stube eben dieses Stiftsbaues heraus in das morsche Gebäude der Orthodoxie den zündenden Funken warf, durch welchen der schon lange zusammengehäufte Brennstoff in lichterlohe Flammen gerieth, wie er eine Vorstellung von der Wirkung dieses Buchs zu geben versuchte, von der leidenschaftlichen Bewegung, die dasselbe hervorrief, da fühlte man, wie er selbst in der Erinnerung an jene Zeit sich verjüngte. Die Stimme hob sich, selbst die stereotype Armbewegung wurde lebendiger, und das Auge schweifte, heller glänzend und wie verständnißsuchend über die dichten Zuhörerreihen hin. Man empfand: Baur war nicht blos von der Erinnerung an den geschichtlich denkwürdigen Moment erregt; er verrieth, daß dieser Moment für ihn selbst und seine Studien von eingreifender Bedeutung gewesen war.

Baur sah das Leben Jesu unter seinen Augen entstehen, er stand mit dem Verfasser desselben in freundschaftlichem Verkehr; waren ja doch die persönlichen Beziehungen beider schon von längerer Dauer. Seit dem J. 1817 war Baur Professor an dem niederen Seminar zu Blaubeuren, und im Herbst 1821 trat diejenige Promotion, d. h. Altersklasse, daselbst ein, welcher Strauß angehörte. Der Unterricht in diesen Lehranstalten, deren es

bekanntlich in Württemberg vier giebt, und in welchen eine Promotion je 4 Jahre (vom 14. bis zum 18. Lebensjahre) verweilt, ist ein vorzugsweise klassischer. Baur selbst trug die griechischen und römischen Prosaiker, Livius, Tacitus, Thukydides, dazu alte Geschichte und Mythologie, später noch Platon vor. Der Lehrer, der an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte, muthete auch seinen jungen Schülern nicht wenig zu; es war, wie Strauß sagt, in seinem Unterricht des Geistes zu viel, des Buchstabens zu wenig. Die fähigeren Köpfe aber empfingen davon die fruchtbarsten Anregungen, auf geist- und geschmackvolle Weise wurden sie in die Kenntniß des Alterthums eingeführt, sie nahmen Theil an den Entdeckungsreisen, die Baur in jener Periode auf dem Feld der vergleichenden Mythologie und der historischen Kritik unternahm, und der wissenschaftliche Charakter des Meisters blieb für sie ohnedem Zeitlebens ein verehrtes Vorbild, ein Ideal. Im Herbst 1825 siedelte die Strauß'sche Promotion in das höhere Seminar zu Tübingen über, und es war für sie, die an den seitherigen Lehrern der Hochschule wenig Geschmack fand, ein Glück und eine Herzensfreude zugleich, daß schon im folgenden Jahre Baur und sein Blaubeurer College Kern nach Tübingen berufen wurden, wo sie entschlossen das Banner der Schleiermacher'schen Theologie aufpflanzend, der theologischen Facultät sofort einen neuen Geist einhauchten. Die nächsten Jahre brachte Baur damit zu, mit riesigem Fleiß sich in die beiden Hauptfächer seines Lehramts einzuarbeiten, die Kirchen- und die Dogmengeschichte. Aber außer diesen beiden Vorlesungen und der Symbolik hörte Strauß bei Baur noch solche über die Apostelgeschichte und über die Korintherbriefe, und in diesen exegetischen Uebungen war es, wo Baur zum erstenmal, wenn auch noch behutsam, weil selber langsam vorschreitend, die Umrisse einer neuen Ansicht über das apostolische Zeitalter durchblicken oder doch die Ahnung einer neuen kritischen Methode in seinen Schülern aufdämmern ließ. Damals zog er die ersten Linien zum Behuf einer regelmäßigen Belagerung, war aber freilich noch weit von der Verwegenheit entfernt, mit welcher Strauß wenige Jahre später mit einer Handvoll Kerntruppen einen Sturm auf die Mauern Zions unternahm.

Dieses Bild, von Strauß selber gebraucht, kennzeichnet treffend den Unterschied der beiden Kritiker und läßt zugleich ahnen, wie sehr sie sich in die Hände arbeiten und eines Tages einander ergänzen werden. Aber auch die Unabhängigkeit des Einen vom Anderen liegt darin ausgesprochen. Mit Recht hat Baur stets nachdrücklich betont, daß er zu seinen Forschungen nicht erst durch das Leben Jesu angeregt wurde, daß er vielmehr „lange vor Strauß" und an einem ganz anderen Punkt seine Untersuchungen begonnen hatte. Zunächst das Studium der Korintherbriefe hatte ihm die Ueberzeugung aufgedrängt, daß das Verhältniß des Apostels Paulus zu den älteren

Aposteln keineswegs das einer ungetrübten Harmonie war, wie man bis dahin sich vorgestellt hatte, daß vielmehr ein Gegensatz des heidenchristlichen und des judenchristlichen Elements vorhanden war, welcher schon dem Apostel Paulus persönlich das Leben sauer machte, der dann auf die Bildung der Petrussage und auf die Composition der Apostelgeschichte einen wesentlichen Einfluß hatte, der noch das ganze nachapostolische Zeitalter beherrschte, und dessen allmähliche Abschleifung und endlichen Ausgleich wir noch in den einzelnen kanonischen sowohl wie nichtkanonischen Schriften des zweiten Jahrhunderts, welche die verschiedenen Stadien dieses Vermittlungsprozesses bezeichnen, verfolgen können. Im Jahr 1831 hatte Baur die grundlegende Abhandlung veröffentlicht: „Die Christuspartei in der korinthischen Gemeinde, der Gegensatz des paulinischen und des petrinischen Christenthums, der Apostel Petrus in Rom". Gleichzeitig mit Strauß' Leben Jesu erschien dann von Baur die Schrift über die Pastoralbriefe, worin der nichtpaulinische, spätere Ursprung dieser Briefe nachgewiesen ist, und hieran reihten sich die weiteren Untersuchungen, welche auch die Aechtheit der anderen paulinischen Briefe — mit Ausnahme der 4 Hauptbriefe — in Frage stellten. Alle diese bisherigen Untersuchungen sind dann in das zusammenfassende Werk über den Apostel Paulus aufgenommen, das 1845 erschien, — „das Resultat von Forschungen, welche mich ganz unabhängig von der Straußischen Kritik auf diesen Standpunkt gestellt haben".

Aber die gleiche Unabhängigkeit durfte Strauß für sich in Anspruch nehmen; sie liegt im Grunde schon darin, daß Baur seine Arbeit so scharf von der des ehemaligen Schülers scheidet. Welchen indirekten Antheil am Leben Jesu Baur sich selbst zuerkennen mochte, hat er stillschweigend zu verstehen gegeben, wenn er in seinen Vorlesungen über neueste Kirchengeschichte sagt: „Man sieht es gewöhnlich als ein Erzeugniß der Hegelschen Schule an. Allein den kritischen Geist, aus welchem das Werk hervorging, hatte Strauß nicht aus der Hegelschen Schule, die schon lange existirte, ohne ein kritisches Element dieser Art aus sich zu entwickeln". Diesen kritischen Geist hatte Strauß in der Schule Schleiermacher's sich zu eigen gemacht, und in derjenigen Baur's, welcher so eben angefangen hatte, die kritische Methode aus der Alterthumswissenschaft in die Theologie zu übertragen. Zu derselben Zeit war es, daß Baur seine religionsphilosophischen und dogmengeschichtlichen Untersuchungen auch auf Schleiermacher und Hegel ausdehnte; seine Gnosis erschien ebenfalls im Jahre 1835, und in diesem Werke findet sich eine eingehende Kritik von Schleiermacher's Christologie, worin zwischen dem urbildlichen und dem geschichtlichen Christus streng unterschieden und ausgeführt wird, daß die Urbildlichkeit eine religionsphilosophische Idee, keineswegs aber eine geschichtlich erweisbare Thatsache sei. Hier ist in der That der

nächste und genau gleichzeitige Berührungspunkt mit Strauß, dessen Schlußabhandlung zum Leben Jesu um dasselbe Problem sich dreht. Allein dies Wenige ist nun auch Alles, was als eine Anregung von dieser Seite sich bei Strauß wird nachweisen lassen. Je genauer man der Entstehungsgeschichte des Lebens Jesu nachzugehen versucht, um so mehr drängt sich die Wahrnehmung auf, daß hier eine geniale That vorliegt, schöpferisch nach Entschluß, Idee und Ausführung; mit einemmal ist sie da, gerade wie ein originales Dichtwerk. Oft genug hat man wiederholt, das Leben Jesu habe nichts wesentlich Neues gehabt; es sei, wie Baur sagt, „durch die Nothwendigkeit der Sache selbst hervorgerufen geworden". Allein, wenn die Anwendung des Mythusbegriffs auf die neutestamentliche Geschichte auch durch die seitherige Entwickelung der Wissenschaft vorbereitet und herausgefordert war, so ist darum das Verdienst dessen nicht geringer, der wirklich die That ausführte. Gerade in der unerbittlich logischen Consequenz der Ausführung lag das Neue und daß sie als ein Neues empfunden wurde, beweist die Ueberraschung, die Rathlosigkeit, mit welcher die kirchliche Theologie dem Buche gegenüberstand.

Für Baur war das Buch keine Ueberraschung; er hatte, wie er selbst sagt, „mit dem Verfasser oft genug darüber gesprochen", und man darf wohl vermuthen, daß diese Gespräche vorzugsweise eben um jenen religionsphilosophischen Punkt sich gedreht haben. Allein bezeichnenderweise fährt dann Baur fort: „Ich hätte ebensowenig für als gegen dasselbe auftreten können, da mir damals die dazu nöthigen tieferen Studien noch fehlten. Erst nachdem ich das johanneische Evangelium zum Gegenstand von Vorlesungen gemacht hatte, sah ich mich in der Lage, eine neue selbständige Stellung in Hinsicht der evangelischen Geschichte einzunehmen". Mit anderen Worten: Baur blieb der Bewegung, die sich an das Buch anschloß, vollständig fern, er ließ sich durch dieselbe in keiner Weise stören im Verfolg der Studien, die er selbständig begonnen hatte und die er unbekümmert um den Lärm, der sich über das Leben Jesu erhob, ruhig weiterführte. Nur in Einem ist die Wirkung, die er selbst vom Leben Jesu empfing, unwidersprechlich, wenn er auch ihrer vielleicht nicht vollständig bewußt war. Wenn er immer kühner und freier in seinen Forschungen und in seinem Verhalten zu den Büchern des Canons wurde, so lag dies zum Theil allerdings schon im Gang seiner langsam reifenden Forschungen selbst, aber es lag doch auch darin, daß das Leben Jesu wie ein gewaltiger Mauerbrecher gewirkt hatte in der Umwallung, die er nach wie vor regelrecht zu belagern fortfuhr. Nach dem Vorgang von Strauß, den Niemand zu widerlegen vermochte, durfte die Kritik gegenüber dem Canon sich freier fühlen, und that es unwillkürlich. Insofern darf gesagt werden, daß die negative Arbeit von Strauß dem positiv histo-

rischen Werk der Tübinger Schule auch ihrerseits hilfreich den Weg gebahnt hat.

Allein Baur hatte nun doch eine ganz bestimmte und zwar amtliche Veranlassung, zum Leben Jesu Stellung zu nehmen. Er war Mitglied des Inspectorats über das evangelische Seminar, und kaum war der erste Band des Lebens Jesu erschienen, so lief bei demselben ein Erlaß des k. Studienraths in Stuttgart ein, worin die Ansicht ausgesprochen war, daß der Verfasser eines Buches, das die geschichtliche Stellung des Christenthums untergrabe, nicht geeignet sei, die theologischen Studien der künftigen christlichen Religionslehrer des Volks zu leiten und zu beaufsichtigen. Dieser Anstoß, — so war in dem merkwürdigen vom Direktor Flatt unterzeichneten Erlaß weiter zu lesen — „lasse sich nicht hinwegräumen, wenn gleich der Inhalt der Schrift selbst, welcher abgesehen von ihrer Tendenz in der That unter der Erwartung stehe, wozu die Talente und Kenntnisse des Verfassers zu berechtigen schienen, so beschaffen sei, daß es keinem wahrheitsliebenden und wahrheitsuchenden Seminaristen schwer werden könne, seine besseren Ansichten und Ueberzeugungen gegenüber von den unhaltbaren, oft beinahe aus der Luft gegriffenen Ideen dieser Schrift zu sichern und festzuhalten". Die Stellung Baur's zu dem Falle, der natürlich ungeheures Aufsehen machte, war um so schwieriger, als der Verdacht einer gewissen Mitschuld nahe lag. Mit seiner freisinnigen Ansicht, welche die wissenschaftliche Berechtigung des Strauß'chen Buches unumwunden anerkannte, stand er unter den Mitgliedern des Inspectorats allein, trotzdem machte er sie nachdrücklich geltend, und so gestaltete sich der Bericht des Inspectorats vom 20. Juni 1835 zu einem Compromiß, dessen Fassung deutlich verrieth, daß weit auseinanderliegende Ansichten mit Mühe in dieser Fassung zusammengebracht worden waren. Doch empfahl das Gutachten, wie Baur später erzählt,*) auch in seinem strengeren Sinne genommen, Vorsicht und Schonung.

Auch Strauß selbst war vom Studienrath zu einer Erklärung aufgefordert worden. In seiner Antwort setzte er auseinander, wie das angefochtene Werk nicht aus jugendlicher Uebereilung, sondern aus der begriffenen Nothwendigkeit des Entwicklungsgangs der Theologie in unserer Zeit hervorgegangen sei; er zeigte, wie eine so wesentliche Richtung der jetzigen Theologie an einem theologischen Seminar wohl repräsentirt werden dürfe, erinnerte daran, daß einstige Kantianer auch nicht viel kleinere Ketzer gewesen und doch im Kirchendienst geblieben seien, machte ferner auf die Gefahr aufmerksam, welche die Ausschließung der freien Kritik aus dem geistlichen Stande der Kirche bringe, und schloß mit der freudigen Hoffnung, der Studienrath

*) In K. Klüpfel's Geschichte der Universität Tübingen. Tüb. 1849. S. 413.

werde seine Sache nicht anders entscheiden, als wie es das vereinigte Wohl der Kirche und der Wissenschaft erfordere. Statt aller Antwort traf ein Erlaß des Studienraths vom 28. Juli ein, durch welchen Strauß seiner Stelle als Repetent am Seminar enthoben wurde. Dieser mag wohl ein noch nachdrücklicheres Eintreten Baur's für seine Sache erwartet haben. In jedem Falle verdachte er es ihm, daß bei dem allgemeinen Sturm, der nun wider das Leben Jesu losbrach, der Lehrer sein autoritätsvolles Wort nicht für dasselbe in die Wagschale legte. Baur fuhr fort zu schweigen und Niemand nahm sich des verfehmten Werkes an, für das nun sein Verfasser allein in den glänzendsten Turnieren, die unsere Literatur neben Lessing kennt, in die Schranken trat. Es fehlt nicht an Anzeichen, daß der freundschaftliche Verkehr zwischen dem Lehrer und dem plötzlich selbständig gewordenen Schüler von da an aufhörte oder doch in Stocken gerieth. Noch viele Jahre später wiederholte Strauß mit Bitterkeit die Anklage, daß er damals allein im Kampfe gelassen worden sei. Jedenfalls trennten sich nun Beider Wege, obwohl sie gerade in den nächsten Jahren noch an verwandten Aufgaben arbeiteten. Denn Baur fuhr, jetzt dem Hegelschen System immer breiteren Zugang verstattend, in seinen gründlich gelehrten dogmengeschichtlichen Untersuchungen fort; nach der Gnosis schrieb er die Geschichte der Versöhnungslehre, welcher sich dann die Lehre der Dreieinigkeit anschloß, zu derselben Zeit, als Strauß das gesammte Gebiet der Dogmengeschichte durcharbeitete und seine Glaubenslehre schrieb, ein Werk, das nicht minder eine vollendet künstlerische Leistung ist wie sein Leben Jesu. Aber damit nahm nun Strauß überhaupt für längere Zeit von der Theologie Abschied: Baur dagegen stand erst im Beginn seiner epochemachenden Wirksamkeit. Während seiner dogmengeschichtlichen Arbeiten hatte er jene kritischen Untersuchungen über das neue Testament fortgeführt, immer einzelne Punkte in's Licht setzend, die sich ihm aufdrängten, einzelnen neutestamentlichen Schriften sich zuwendend, deren Tendenz und schriftstellerische Eigenthümlichkeit er zu ergründen suchte, aber auf diesem langsamen Wege allmählich zu Resultaten aufsteigend, die sich merkwürdig übereinstimmend erwiesen und zuletzt zu einer zusammenhängenden durchaus neuen Geschichtsansicht über das apostolische und nachapostolische Zeitalter sich gestalteten.

Erst nachdem dieser erste Kreis seiner Untersuchungen mit dem Werk über den Apostel Paulus seinen Abschluß gefunden hatte, wandte sich Baur den Evangelien zu. Es war, als ob er von den entlegenen Außenwerken vordringend, langsam aber in unerbittlichem Siegerschritte dem Centrum sich nähern wolle, auf welches Strauß seinen raschen Sturmlauf gerichtet hatte. Noch im Jahre 1836, als ihn die evangelische Kirchenzeitung beschuldigte, daß er ohne Zweifel auch in der Verwerfung des Johannesevangeliums mit

Strauß einverstanden sei, hatte Baur diese Behauptung als eine Verläumdung entrüstet zurückgewiesen. Ueber die geschichtliche Autorität des johanneischen Evangeliums, entgegnete er Hengstenberg, habe er sich kein Urtheil erlaubt, nicht nur weil seine Untersuchungen bisher sich noch nicht auf dasselbe erstreckt haben, sondern auch weil er gar kein Interesse habe, ihm seine geschichtliche Autorität abzustreiten.*) Eben dieses Evangelium, zu dessen Verständniß am wenigsten der mythische Standpunkt ausreicht, das vielmehr nur als eine kunst- und absichtsvolle Composition verstanden werden kann, unterzog Baur nunmehr einer analytischen Untersuchung, deren Resultat, die Abhandlung von 1844, anerkanntermaßen einer der glänzendsten Triumphe der deutschen Kritik ist. Und nun ging es in ununterbrochenem Zuge auch an die Untersuchung der drei anderen Evangelien, so daß schon im J. 1847 das zusammenfassende Werk: Kritische Untersuchungen über die Evangelien, erscheinen konnte, welches zur Grundlage aller folgenden Evangelienkritik gedient hat und dienen wird. Und erst jetzt, nachdem er unabhängig die Evangelien durchforscht und seine selbständige Ansicht gewonnen hatte, schickte er sich zu einer Kritik des Straußischen Werkes an. Er that es in der Einleitung zu dem eben genannten Buche, 9 Jahre nach dem Erscheinen des Lebens Jesu. Es kennzeichnet seine Art vollkommen, daß er nicht eine subjective Meinung über dasselbe hatte aussprechen wollen, sondern daß er zurückhielt, bis eine höhere Stufe der wissenschaftlichen Erkenntniß erstiegen war, folglich ein objektives Urtheil ausgesprochen werden konnte. Ein wirkliches Urtheil schien ihm überhaupt jetzt erst möglich, nachdem das von Strauß angeregte Problem an einem anderen Punkte weiter geführt war. Die Kritiken, mit welchen das Leben Jesu bei seinem Erscheinen überschüttet wurde, waren in der That ohne Werth gewesen, weil sie, meist blos subjective Gegenbekenntnisse, die Probleme nicht weitergeführt hatten: Unsterblichkeit verdanken sie lediglich den Gegenschriften von Strauß. Was aber Baur inzwischen vor sich gebracht hatte, war eine fortlaufende Berichtigung und Ergänzung zum Leben Jesu gewesen und indem er nun von seiner gereiften und allseitig begründeten Geschichtsansicht aus eine Kritik über dasselbe schrieb, wies er ihm zugleich seine historische Stellung an. Es liegt in der Natur der Sache, daß er nicht ohne Selbstgefühl hierbei des Unterschieds seiner Art von Kritik von der Straußischen vollbewußt war; er war es so sehr, daß er offenbar nicht in vollem Maße würdigte, was er selbst der befreienden That von Strauß verdankte, der, indem er die Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte auf's gründlichste erschütterte, zugleich derjenigen Kritik auf's wirksamste vorarbeitete, welche darauf ausging, die Tendenzen dieser

*) E. Zeller, Vorträge und Abhandlungen, Leipzig 1865, S. 418.

Schriften zu ergründen, um aus ihren Elementen Bausteine für die geschichtliche Construction des urchristlichen Zeitalters zu gestalten.

„Die größte Eigenthümlichkeit des Werkes" — so faßt Baur sein Urtheil zusammen — „ist, daß es eine Kritik der evangelischen Geschichte ohne eine Kritik der Evangelien giebt. Eine solche Trennung der Kritik der Geschichte von der Kritik der Schriften war nur auf der damaligen Entwicklungsstufe der neutestamentlichen Kritik möglich, und das Strauß'sche Werk ist daher in allem demjenigen, was es auf eine so charakteristische Weise auszeichnet, der treueste Reflex, in welchem sich das kritische Bewußtsein jener Zeit abspiegelt. Wie jene Trennung der Kritik der Geschichte von der Kritik der Schriften die größte Einseitigkeit der Strauß'schen Kritik ist, so ist sie auch der Punkt, von welchem aus diese Kritik mit dem inneren Triebe einer weiteren Entwicklung über sich selbst hinausführt". So scharf indessen Baur in der geistvollen, mit Hegel'scher Dialektik eindringenden Beurtheilung die kritische Auffassung des Lebens Jesu von seinem eigenen Standpunkt unterscheidet, so läßt er doch wieder der Genialität der Leistung alle Gerechtigkeit widerfahren. Er zeigt namentlich, wie das Strauß'sche Buch sich zum Mittelpunkt des ganzen kritischen Zeitbewußtseins gemacht habe. Und treffend wendet er auf Strauß jenes Wort an, das einst Schelling über Fichte äußerte: „Hat ihn die Zeit gehaßt, so ist es, weil sie die Kraft nicht hatte, ihr eigen Bild, das er, kräftig und frei, ohne Arg dabei zu haben, entwarf, im Reflex seiner Lehre zu sehen". Man hat auch Strauß gehaßt, fügt er hinzu, weil der Geist der Zeit sein eigenes Bild, wie er es in treuen, scharf ausgeprägten Zügen ihm vorhielt, nicht zu ertragen vermochte.

Kurz nachdem Baur gestorben war (im J. 1860) wandte sich Strauß zur Theologie zurück, gleich als ob es gälte, in die gerissene Lücke einzutreten, die allerdings damals um so empfindlicher war, als Baur, was seine wissenschaftliche Stellung betrifft, in den letzten Jahren seines Lebens beinahe völlig vereinsamt gestanden war. Waren doch auch seine unmittelbaren Schüler meist aus der Theologie verdrängt und hatten sich inzwischen auf anderen Gebieten angesiedelt. Doch war es unverkennbar, daß eben um jene Zeit die Tübinger Kritik, bis dahin glaubenseifrig verdammt oder hochmüthig über die Achsel angesehen, anfing sowohl in den Reihen der zünftigen Theologie rasche und unwiderstehliche Propaganda zu machen, als auch außerhalb der gelehrten Welt die gebildeten Kreise in stärkerem Grade anzuziehen. Das Wiedererscheinen von Strauß fiel überhaupt in eine Zeit, da die öffentliche Meinung angelegentlicher, als seit lange der Fall war, sich wieder den religiösen Fragen zuwandte. Im Jahre 1862 ließ er seinen Reimarus, im Jahre 1864 das zweite Leben Jesu erscheinen. Und nun zeigte es sich, daß Strauß, obwohl geraume Zeit abgewandt stehend, doch den Untersuchungen

der Tübinger Schule aufmerksam gefolgt war und nicht anstand dieselben sich anzueignen. Und zwar waren es speciell die Arbeiten Baurs selbst, obwohl im Einzelnen modificirt, gemildert und weiter geführt, mit welchen er jetzt seine Bearbeitung des Lebens Jesu bereicherte und ergänzte. Was Baur als seine Einseitigkeit erkannt hatte, nämlich daß er eine Kritik der evangelischen Geschichte ohne vorläufige Kritik der Quellen versucht hatte, holte er jetzt nach. In der vorausgeschickten Abhandlung über die Evangelienkritik stellte er sich ganz auf den Standpunkt Baur's, den er zugleich mit seinem eigenen auf fruchtbare Weise combinirte. Denn wenn er einestheils an dem Begriff des Mythus festhielt, was ihm nicht im Widerspruch zu sein schien mit dem Nachweis absichtlicher Tendenz der einzelnen Schriften, so schritt er nun zugleich dahin fort, der allmählichen Bildung des Mythus nachzugehen und die stufenweise Entwicklung der sagenhaften Gebilde zu verfolgen. Die Kritik des Mythus hat nicht mehr blos den Zweck, den ungeschichtlichen Charakter der Erzählungen zu erweisen, sondern sie will zugleich das allmähliche Wachsthum des Mythus in den geschichtlichen Zusammenhang einreihen. Damit aber vereinigen sich die beiden Richtungen, in welchen sich bisher die neutestamentliche Kritik bewegte, die eine von Strauß vertreten, die andere von Baur, die eine auf die Enthüllung der mythischen Bestandheile im Leben Jesu ausgehend, die andere auf den Nachweis der Ideenentwicklung im apostolischen und nachapostolischen Zeitalter, sie vereinigen sich hier, wie zwei Ströme, die an verschiedenen Orten entsprungen, verschiedene Gegenden durchliefen, endlich ihre Fluthen mit einander vermischen. Der ungeschichtliche Schmuck, der dem Christusbild abgerissen ist, wird der Phantasie der ersten Gemeinde als ihr Eigenthum zurückgegeben. Die Kritik ist zugleich aufbauend, sie ist zu einer geschichtlichen Analyse des urchristlichen Bewußtseins geworden.

Strauß selbst hat an seinem zweiten Leben Jesu später keine rechte Freude gehabt. Er war damit auf ein Gebiet gerathen, auf dem er sich nicht ganz mit der gewohnten Sicherheit bewegte. Dies gilt allerdings weniger von der Phänomenologie des christlichen Mythus, als von dem erzählenden Theil, von dem positiven Lebensbild Jesu, das er aufzustellen versuchte. Dieser Lebensabriß ist eine höchst besonnene, umsichtige und innerhalb der durch die Natur der Quellen gesteckten Grenzen vollendete Leistung. Allein, eben die Beschaffenheit der Quellen zog für einen so nüchternen, unbestechlichen Kritiker beengendste Schranken: er konnte nicht aus dem Vollen arbeiten, wie bei seinen anderen Lebensbildern, und er befand sich doch nicht in seinem Element als Kritiker wie im ersten Leben Jesu. Schon die Anlage des Buchs ist charakteristisch; für die Wiederherstellung des kritisch Zerstörten war in der ersten Bearbeitung blos die Schlußabhandlung übrig

geblieben, jetzt mußte sie sich sozusagen mit der Einleitung begnügen. Das Hauptgewicht fiel doch auch diesmal auf den negativen Theil, und Strauß selbst läugnete es auch gar nicht, daß ihm die Auftrennung des Mythengewebes wichtiger war, als die geschichtliche Darstellung. Es kam ihm auch hier alles darauf an, Jesus des übermenschlichen Charakters, der ihm in der Ueberlieferung beigelegt ist, zu entkleiden. Auch der Versuch eines geschichtlichen Charakterbildes stellt sich von vornherein unter den Gesichtspunkt des Gegensatzes zum kirchlichen Christus. Bezeichnend ist, daß Strauß den Gedanken, als ob den Forschungen über das Urchristenthum überhaupt ein lediglich historisches Interesse zu Grunde liegen könne, eifrig abwehrt. „Ja", ruft er aus, „wer über die Herrscher von Ninive oder die ägyptischen Pharaonen schreibt, der mag dabei ein rein historisches Interesse haben; das Christenthum dagegen ist eine so lebendige Macht, und die Frage, wie es bei seiner Entstehung zugegangen, schließt so eingreifende Consequenzen für die unmittelbare Gegenwart in sich, daß der Forscher ein Stumpfsinniger sein müßte, um bei der Entscheidung jener Frage eben nur historisch interessirt zu sein". Eben darum erklärt er es auch für verhältnißmäßig unwichtig, daß in den Fragen der Evangelienliteratur noch so wenig Einstimmigkeit des Urtheils herrsche. „Denn das vor allem", sagt er, „läßt sich unabhängig von diesen Fragen erkennen, wie wir uns die evangelische Geschichte nicht vorzustellen haben. Und dieses Negative ist für unseren, nicht blos historischen, überhaupt nicht rückwärts, sondern vorwärts gerichteten Zweck gerade eine — um nicht zu sagen die — Hauptsache. Es besteht aber darin, daß in der Person und in dem Werke Jesu nichts Uebernatürliches, nichts von der Art gewesen ist, daß nun mit dem Bleigewicht einer unverbrüchlichen, blinden Glauben heischenden Autorität auf der Menschheit bleiben müßte". In diesen Sätzen ist die gegen Baur gerichtete Spitze nicht zu verkennen: denn diesem war es in der That lediglich um das geschichtliche Begreifen der christlichen Urzeit zu thun, während Strauß darauf ausging, möglichst Viele zu einer geistigen Freiheit heranzuziehen, welche der Autorität den Gehorsam kündigte. Insofern stand Strauß allezeit mehr unter dem Banne der Theologie als Baur, welcher sich ganz auf den Boden der Geschichte stellte, während Jener es immer mit den Glaubensmeinungen zu thun hat und seine Wirkung mehr auf die religiösen Ansichten der Menschen richtet, als auf die Erweiterung und Berichtigung des geschichtlichen Wissens.

So vertheilt sich denn der Wirkungskreis beider Männer überhaupt derart, daß der Eine in der Geschichte der Glaubensmeinungen, der Andere in der Geschichtswissenschaft seine Stelle findet. Die Kritik war das Feld beider Tübinger, und beide haben dieselbe an den gleichen oder doch ver-

wandten Gegenständen geübt; aber Baur verwandte die Resultate der Kritik sofort zum geschichtlichen Aufbau, während Strauß den größeren Werth darauf legte, daß, durch die Fackel der Kritik erleuchtet, die Menschheit lange gehegten Wahn von sich weise und eine höhere geistige Stufe erklimme. Darum war das Zauberwort, mit welchem der Eine das Räthsel des Urchristenthums löste, der Mythus: er stellte damit die Ueberlieferung des Christenthums auf eine Stufe mit den anderen Religionssagen des Alterthums. Baur dagegen suchte in der Sage die Tendenz, er drang in die geschichtlichen Verhältnisse ein, unter welchen die Sage sich bildete, und gewann damit auch der ungeschichtlichen Erzählung eine Seite ab, durch welche sie ein geschichtliches Moment wurde. Damit hängt es zusammen, daß, wie Zeller fein bemerkt, Strauß mit seiner Kritik sich sofort gegen die Schriften wendet, in welchen ihn das Wunderbare und Unwahrscheinliche am meisten stört, nämlich gegen die Evangelien, während Baur vor Allem eine haltbare Unterlage für seine geschichtlichen Combinationen sucht und daher seinen festen Standort in denjenigen Büchern der neutestamentlichen Sammlung nimmt, wo man sich auf sicherem historischem Boden befindet, nämlich in den pauliniſchen Briefen. Und damit hängt das Weitere zusammen, daß Baur nur sehr zögernd, nur nachdem jeder Schritt geprüft ist, dem entscheidenden Mittelpunkt, der Person Jesu, sich zubewegt. Langsam schritt er von der Peripherie gegen das Centrum vor, auf welches Strauß sofort mit jugendlicher Lust sich gestürzt hatte. Als Baur bei den Korintherbriefen, bei der Apostelgeschichte, bei den Pastoralbriefen seine Untersuchungen begann, kam ihm noch gar nicht der Gedanke, daß dieselben einst unvermeidlich auch den Mittelpunkt des christlichen Glaubens treffen könnten und müßten. Die Person Jesu lag ganz außerhalb seines Gesichtskreises. Er selbst ist geständig, daß seine Untersuchungen zu Ergebnissen führten, an die er anfangs noch gar nicht dachte. Durch die Evangelienkritik rückte er dann dem Centrum näher, aber auch hier ging er zunächst einzig darauf aus, die Evangelien oder ihre einzelnen Bestandtheile nach den Motiven der schriftstellerischen Composition, nach ihrer Tendenz zu untersuchen, und daraus die Folgerungen für die Parteiverhältnisse der urchristlichen Zeit abzuleiten. Erst als er in den letzten Jahren das zusammenfassende Werk über das Christenthum der drei ersten Jahrhunderte schrieb, schritt er, über den Parteigegensatz der apostolischen Zeit hinaufsteigend, bis zu der ursprünglichen Gestalt des Christenthums vor, die jene Gegensätze noch in ihrem Schoße trug, und zog auch Person und Lehre Jesu in den Bereich seiner Darstellung. Und hier ist er nun freilich mit Strauß darin vollkommen einverstanden, daß in der Geschichte das Wunder keinen Platz hat. Er faßt das Christenthum als geschichtliche Erscheinung auf, das „als solche sich auch gefallen lassen

muß, geschichtlich betrachtet und untersucht zu werden". Allein um das Wunder zu beseitigen, richtet er wiederum nicht seine Kritik gegen die kirchliche Auffassung der Person Christi, sondern er versetzt sich inmitten der großen geschichtlichen Perspectiven jener Zeit, er weist das Christenthum nach „als eine dem Geist der Zeit entsprechende und durch die ganze bisherige Entwicklungsgeschichte der Völker vorbereitete allgemeine Form des Bewußtseins". Das Christenthum enthält, wie er in diesem Zusammenhang fortfährt, „nichts, was nicht längst auf verschiedenen Wegen vorbereitet und der Stufe der Entwicklung entgegengeführt worden ist, auf welcher es uns im Christenthum erscheint, nichts, was nicht, sei es in dieser oder jener Form, auch zuvor schon als ein Resultat des vernünftigen Denkens, als ein Bedürfniß des menschlichen Herzens, als eine Forderung des sittlichen Bewußtseins sich geltend gemacht hätte". In dieser Weise, als Historiker, verbannte er das Wunder als zur Erklärung des Christenthums überflüssig; dagegen vermied er sichtlich in das christologische Problem sich einzulassen, sei es aus einer gewissen Scheu vor den letzten Mysterien der Religion, sei es weil er die Gebiete streng auseinanderhaltend der Ansicht war, daß jene Fragen außerhalb der geschichtlichen Untersuchung und Darstellung liegen. Bekannt sind die eigenthümlich erscheinenden Worte Baur's über die Auferstehung: „Nur das Wunder der Auferstehung konnte die Zweifel zerstreuen, welche den Glauben in die ewige Nacht des Todes verstoßen zu müssen schienen. Was die Auferstehung an sich ist, liegt außerhalb des Kreises der geschichtlichen Untersuchung. Die geschichtliche Betrachtung hat sich nur daran zu halten, daß für den Glauben der Jünger die Auferstehung Jesu zur festesten und unumstößlichen Gewißheit geworden ist. Was für die Geschichte die nothwendige Voraussetzung für alles folgende ist, ist nicht sowohl das Faktische der Auferstehung Jesu selbst als vielmehr der Glaube an dasselbe". Wenn nun aber Baur fortfährt, daß keine psychologische Analyse in den geistigen Prozeß einzudringen vermöge, durch welchen im Bewußtsein der Jünger ihr Unglaube beim Tode Jesu zum Glauben an seine Auferstehung geworden ist, so setzte er hier eine Schranke, welche die fortschreitende Wissenschaft nicht anerkennen konnte. Allerdings, die Geschichte des Christenthums beruht nicht auf der Thatsache der Auferstehung, sondern auf dem Glauben der Jünger an sie. Aber das Wunder ist an diesem entscheidenden Punkte doch erst dann beseitigt, der rein geschichtliche Zusammenhang erst dann gewahrt, wenn auch die Entstehung dieses Glaubens, wo nicht nachgewiesen, so doch durch geschichtliche Combination erklärt ist, wie dies hernach von den Schülern Baur's geschah, deren Untersuchungen Strauß in seine meisterhafte Darstellung des Auferstehungsmythus aufgenommen hat.

Es ist keine Frage: Strauß war die reicher und glänzender begabte Natur.

Seine Werke tragen den Stempel der urſprünglichen That, wie ſie dem Genius gelingt. Da iſt keine Mühe des Suchens, der Vorarbeit mehr ſichtbar. Frei und losgelöſt vom Stoffe ſtellen ſie ſich dem Auge dar wie Gebilde der Kunſt. Mit dem erſten Werke, das er ausgehen läßt, iſt er ſozuſagen fertig. Was er ſpäter ſchreiben mag, kann kaum ſeinen Ruf vermehren. Er bleibt und wird bleiben „der Verfaſſer des Lebens Jeſu". Er ſelbſt empfand es, da er die zweite Bearbeitung unternahm. Als er daran ging, — ſchreibt er einmal in einem Briefe — „las ich zum erſtenmale ſeit 20 Jahren wieder das alte Buch, und ich muß ſagen, ich bekam ordentlichen Reſpekt davor. Seine Mängel konnte ich nicht verkennen, aber das Machwerk daran fand ich ſo gut, wie man oft an einem alten aus der Mode gekommenen Rock doch den Zeug unzerreißlich findet. Der 56jährige Autor wurde eiferſüchtig auf den 27jährigen und zweifelte oft ſtark, ob er es jenem noch würde gleich thun können. Nun, er hat gethan, was möglich war".

Baur's Werke umgekehrt ſtellen ein langſames, ſtetiges, ununterbrochenes Wachsthum dar. Gerade diejenigen Unterſuchungen, die ſeinen Namen verewigen, beginnen an entlegenen Punkten mit unſcheinbaren Reſultaten, ſie bleiben faſt unbemerkt, ihr Urheber ſelbſt ahnt nicht wohin ſie führen, aber indem er von den erſten ſicher gewonnenen Stellungen aus den Kreis der Forſchung ausdehnt, ſchließt ſich Eines an das Andere in unerbittlicher Folge, ſein Blick wird freier, allmählich bricht er ſich Bahn durch das geſammte Gebiet der urchriſtlichen Literatur, bis zuletzt, nachdem die Grundlagen wiederholt geprüft und überall geſichert ſind, eine wohlgefügte, zuſammenhängende, überraſchend neue Anſchauung von der Entwicklung des Urchriſtenthums ſich herausſtellt, das Reſultat einer langen, mühevollen Lebensarbeit. Nur langſam hat ſich der Name Baur's Bahn gebrochen, dafür iſt er aber auch vor dem unerfreulichen Geſchick des ſchnell berühmten Schülers bewahrt worden. Dieſer hat durch ſein erſtes Buch ſofort die Orthodoxie gegen ſich in Harniſch gerufen und iſt ihr zum Opfer geworden. Gegen Baur hat zwar ſchon damals, da er als 34jähriger als Profeſſor nach Tübingen berufen wurde, gleichfalls die Orthodoxie ahnungsvoll ihre Bedenken geäußert, doch ſchienen ſeine Abweichungen noch nicht allzuerheblich, und ſo verblieb er auch ſpäter in ſeinem Lehrſtuhl, theils wegen der allgemeinen Verehrung, die ihn hier umgab, theils aber weil keine einzelne ſeiner Schriften ein ſo einſchneidendes Moment in ſeiner Entwicklung war, daß eine Ketzeranklage auf großen Erfolg hätte rechnen können. Er gewöhnte die theologiſche Welt langſam an die Tragweite ſeiner Forſchungen. Sie ſind der kirchlichen Lehre ſo tödtlich geworden wie diejenigen von Strauß, aber ſie hielten ſich ſtrenger in den Grenzen der gelehrten Discuſſion, ſie entbehrten des populär propagandiſtiſchen Elements, und ſie boten nirgends beſtimmten Anlaß dar, einem akademiſchen

Lehrer etwas anzuhaben, deſſen ausgezeichnete Lehrthätigkeit ſich allgemeine Anerkennung erzwungen hatte. In der Reaktionszeit der fünfziger Jahre ſah man ſcheel genug auf den erſten Lehrſtuhl der Theologie zu Tübingen, der von einem ſo „deſtructiven" Kritiker eingenommen war, welcher zudem in ſeinen eindringlichen Vorleſungen auch die politiſche Reaktion gelegentlich nicht verſchonte. Man konnte ſich damit tröſten, daß der Alternde wenigſtens allein ſtand, nachdem man ſeine Schüler unſchädlich gemacht und die anderen Lehrſtühle mit ungefährlichen Doctoren beſetzt hatte. Und außerdem gereichte es der verblendeten Reaktion zur Beruhigung, daß Baur ja längſt „widerlegt" war und der geiſtliche Nachwuchs, ſelbſt wenn er bei Baur im Hörſaal geſeſſen war, mehr und mehr ſeine theologiſchen Anſichten aus ganz anderen Quellen bezog.

Auch die vielſeitiger begabte Natur war Strauß. Er hätte ebenſo gut ein eminenter Kunſtforſcher oder Literarhiſtoriker werden können. Jedes Fach der Philoſophie oder der Culturgeſchichte wäre ihm offen geſtanden. Was er angriff, behandelte er ſo, als ob er eben hierauf das Studium ſeines Lebens concentrirt hätte. Er griff nach den verſchiedenſten Gegenſtänden und entließ doch nichts in die Oeffentlichkeit, wenn er nicht durch ſorgfältige Sammlung des Materials wie durch kritiſche Beherrſchung deſſelben eine Sache ſich gründlich angeeignet hatte. Die Leichtigkeit des Talents, mit welcher der Kritiker der evangeliſchen Geſchichte beim Hutten in die Reformationszeit, ſpäter in die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ſich einlebte, iſt ſtaunenswürdig. Der künſtleriſche Trieb zumal war in ihm beſonders entwickelt, während Baur der Sinn für die Kunſt faſt gänzlich gefehlt zu haben ſcheint. Univerſell war er nur inſofern, als er die geiſtigen Richtungen, wie ſie die verſchiedenen Zeitalter beherrſchten, ſcharfſinnig zu erkennen und darzulegen verſtand, freilich ſo, daß er ſie ſtets als Momente im Selbſtentwicklungsproceß der Idee anſchaute und dadurch in Gefahr ſtand ſie in ihrer Eigenheit wieder zu verwiſchen, während Strauß unbefangener in die verſchiedenen Zeiten und Menſchen ſich zu verſetzen weiß; er iſt die gegenſtändlichere Natur, jedes Ding hat bei ihm die blühende Localfarbe. Die Art, wie Baur Alles in das Element des philoſophiſchen Proceſſes untertaucht, iſt überaus großartig und geiſtreich; Strauß dagegen zeigt, indem er frühzeitig die Feſſeln der philoſophiſchen Schule abſtreift, einen hervorſtechenden Sinn für das Individuelle, der ihm dann vornehmlich bei ſeinen mannigfaltigen biographiſchen Bildern zu ſtatten kam. Was die Kunſt der Darſtellung betrifft, iſt er ohnedem ſeinem älteren Rivalen — wenn wir denn doch einmal das Wort gebrauchen wollen — weit überlegen. Auch hier erſcheint Strauß mit einemmal als der vollendete Meiſter, während Baur, wenig Werth auf dieſe Seite des Schriftſtellerthums legend, erſt all-

mählich, zugleich mit den reifenden Resultaten seiner Untersuchungen, auch im schriftstellerischen Ausdruck zu größerer Reife gelangt und von der rein gelehrten Erörterung zu gemeinverständlicheren Darstellungen fortschreitet. Und doch wird er bis zuletzt eine gewisse Unbeholfenheit des Stils nicht los; weniger in dem Sinne, daß der einzelne Ausdruck unklar oder schwerfällig wäre, aber so, daß er sich von stereotypen Wendungen und Satzformen nicht zu befreien vermag, die immer wiederkehren und im Augenblick ihren Verfasser verrathen. Man kennt den hübschen Scherz von Strauß, zu welchem Baur's Mißachtung des Semikolon, das, Lessing's Liebling, den Sätzen erst die rechte Taille giebt, Anlaß gegeben hat; einen Scherz, worin aber Strauß zugleich seiner Verehrung des „herrlichen Manns", des „nächsten Geistesverwandten des Antigöze" warmen Ausdruck verleiht.

Und so erscheint auch die Persönlichkeit von Strauß freier entwickelt als diejenige Baur's, dessen äußeres Leben auf's einfachste verlief und in solider Beharrlichkeit dem Berufe gewidmet blieb. Man kann nicht sagen, daß es eine harte Schale war, unter welcher die edlen und liebenswürdigen Eigenschaften Baur's verborgen waren, aber offen zu Tage lagen sie nicht; nicht leicht zugänglich, von schweren Umgangsformen, war er für Jüngere weniger gewinnend, als vielmehr der Gegenstand aufschauender Verehrung; nur den eifrig Mitstrebenden schloß er sich in herzlicher Mittheilung auf, und der nähere Umgang erst lehrte erkennen, wie der Mensch war, der in dem ernsten Gelehrten steckte. Was freilich den wissenschaftlichen Charakter betrifft, so wäre es schwer dem Einen von ihnen einen Vorzug zuzuerkennen. Denn eiserner Fleiß, rastlose Forschung, Gewissenhaftigkeit der Untersuchung, geistvoller Spürsinn und eine Wahrhaftigkeit, die keine äußeren Rücksichten kannte, das Alles war Beiden in gleichem Maße gemein. Und wenn nun dennoch zuletzt Baur's Erscheinung den gediegeneren und sozusagen substantielleren Eindruck macht, so darf man dies wohl auf eine doppelte Ursache zurückführen. Einmal nämlich erschwert eben die Vielseitigkeit der Straußschen Leistungen den Ueberblick über die Totalität derselben; man wird nicht mit einemmal in eine durchschlagende und bleibende Stimmung versetzt, das Bild wirkt gleichsam unruhig wegen des Reichthums an glänzenden Lichtern. Baur's Lebensarbeit dagegen ist wie ein gewaltiges, ruhig dahinschreitendes Epos, eine großartige Einheit, in deren Erscheinung nichts Fremdartiges stört. Alle Kräfte sind auf Einen Zweck gerichtet, welchen beharrliche Arbeit in gleichmäßigem Flusse fördert. Die glänzenden Einzelheiten treten nicht für sich selbst blendend hervor, sie sind nur Theile des in gemessener Entwicklung fortschreitenden Ganzen, das in der That als ein Ganzes in der Wissenschaft fortwirkt. Dazu kommt aber noch ein Anderes. Durch seine akademische Stellung hatte Baur's Wirksamkeit eine feste Basis, welche Strauß

entbehren mußte. Als Lehrer und Berather der Jugend, als Mitglied des akademischen Körpers, als Inspector des Seminars, als Stifter und Haupt einer Schule, die ihn verehrte und mit welcher er neidlos Hand in Hand weiter strebte, — so war er in eine Reihe bedeutsamer sittlicher Verhältnisse gestellt, in welchen die verehrungswürdigen Eigenschaften seines Charakters erst zur vollen Reife, erst zur vollen Bethätigung gelangten. Selbst in der Zeit, da er mit schon ergrautem Haupt die Einsamkeit seiner theologischen Stellung schmerzlich empfand und kleine Geister es wagen durften die Tübinger Schule voreilig zu den Todten zu werfen, konnte er ihnen mit dem Apostel Paulus das stolze Wort entgegenrufen: ὡς ἀποθνήσκοντες, καὶ ἰδοὺ ζῶμεν! denn die tiefen Wurzeln seiner Wirksamkeit wußte er trotz augenblicklicher Ungunst der Verhältnisse für immer gesichert. Daß eben diese solide Basis des Wirkens Strauß versagt blieb, hat Niemand bitterer gefühlt als dieser selbst. Nach seinen ersten glänzenden Vorlesungen in Tübingen war er von der zünftigen Philosophie, nach dem Leben Jesu von der Theologie ausgestoßen worden. Es fehlte ihm fortan an einem ethischen Verhältniß zur Mitwelt. Seine Hoffnung war allein die Zukunft. Er durfte sich als ein modernes Gegenstück seines Ulrich von Hutten betrachten. Sein Leben blieb ein Fragment und der Anblick desselben ist um so schmerzlicher, als Niemand in höherem Maaße, als Strauß, darauf angelegt war und das Bedürfniß empfand, sein Leben zu einem harmonischen Kunstwerk gestaltet zu sehen. Wilhelm Lang.

Deutsche Consuln im Auslande.

Zu den wichtigsten Errungenschaften, welche uns das neue deutsche Reich gebracht hat, gehört unstreitig die Organisation einer gemeinsamen consularischen Vertretung für alle deutschen Staaten im Auslande. Nirgends trat zu den Zeiten des alten Bundes die Zerrissenheit Deutschlands in einer so auffälligen und man möchte sagen so karrikirten Form hervor, als in jenen zahllosen Consulaten und Consulatchen der Einzelstaaten, welche nur ausnahmsweise ihren Angehörigen einen wirksamen Schutz zu geben vermochten, und dabei durch gegenseitige Eifersüchteleien so oft den Spott der fremden Nationen herausforderten. Was wollte denn ein kurfürstlich-hessisches Consulat in den Vereinigten Staaten, oder ein königlich-sächsisches in China bedeuten?

Diesem unerfreulichen Zustande ist durch die Verfassung des deutschen Reichs grundsätzlich ein Ende gemacht worden, indem unter die Angelegen-

heiten, welche der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Reichs unterliegen, auch die Anordnung gemeinsamer consularischer Vertretung aufgenommen ist. Der Artikel 56 der Verfassung, welcher im besonderen vom Consulatwesen handelt, ist keineswegs nur auf dem Papiere geblieben, sondern wie fast kein zweiter Vertragsartikel durch Schaffung von Reichsconsulaten, durch Ausführungsgesetze und Verordnungen im öffentlichen Leben zur Geltung und Anwendung gekommen.

Die Einheit des deutschen Consulatwesens ist schon heute geschlossener, als man nach dem Wortlaute des Artikel 56 geneigt sein könnte anzunehmen. Denn während es dort nur heißt, daß in dem Amtsbezirke der deutschen Consuln keine neuen Landesconsulate errichtet werden dürfen, die Aufhebung der bestehenden dagegen von einer die Vertretung der Einzelinteressen aller Bundesstaaten verbürgenden Vollendung der Organisation der Reichsconsulate abhängig gemacht ist, hat man in praxi diese Vollendung anticipirt, d. h. es sind seit dem Bestehen der Bundesverfassung nicht nur überhaupt keine neuen Landesconsulate im Auslande creirt, sondern auch die vorhandenen sind von den Regierungen der Einzelstaaten zu Gunsten der deutschen Reichsconsulate eingezogen worden. Man fühlte, daß es denn doch ein zu großer Anachronismus wäre, in irgend einem fremden Lande, wo zufällig eine consularische Behörde des Reichs noch nicht eingerichtet sein sollte, ein hamburgisches oder mecklenburgisches Consulat in's Leben zu rufen, oder ein solches an demselben Orte neben einem Reichsconsulate fortbestehen zu lassen, was nach den Worten des Art. 56 ja allerdings möglich ist. Damit die Interessen der Einzelstaaten bei diesem Zustande nicht leiden, ist die Vereinbarung getroffen, daß der Kaiser überall da Consuln ernennt, wo die Verhältnisse auch nur eines einzelnen Bundesstaates es verlangen, und sind solche Ernennungen auf partikularen Wunsch mehrfach z. B. in Helsingfors für Lübeck, in Santa fé de Bogotá für Bremen vorgekommen.

In dieser Hinsicht bietet die Organisation des Consulatwesens einen erfreulichen Gegensatz zu den augenblicklichen Verhältnissen der deutschen Gesandtschaften. Bekanntlich halten verschiedene Bundesstaaten noch heute in gewissen Ländern selbständige Gesandte neben den Reichsgesandtschaften zur Wahrung partikularer Interessen, und hat Baiern in dem Schlußprotokoll zur Reichsverfassung sogar das Zugeständniß errungen, daß seine Gesandten an den Höfen, wo solche beglaubigt sind, Vollmacht haben, die Bundesgesandten in Verhinderungsfällen zu vertreten, wogegen die baierischen Gesandten bei allgemein deutschen Interessen den Bundesgesandten erforderlichen Falls ihre Beihülfe zu leisten haben! Glücklicher Weise hat man dies für einen einheitlichen Bundesstaat, wie das deutsche Reich, doch mindestens anomal zu nennende Verhältniß nicht auf die Consulate übertragen, in deren

Wirkungskreise es ja wohl keine von den allgemein deutschen verschiedene baierische Interessen zu schützen gab, sondern man kennt im Auslande nur noch kaiserlich deutsche Consuln.

Der erste Schritt zur Ausführung der Bestimmungen des Art. 56 war der Erlaß des Gesetzes vom 8. November 1867 betreffend die Organisation der Bundesconsulate, sowie die Amtsrechte und Pflichten der Bundesconsuln (später zum Reichsgesetz erklärt) nebst einer erläuternden allgemeinen Dienstinstruction, welche unter dem 22. Februar 1873 einen Nachtrag erhielt, der namentlich durch die Bestellung der deutschen Consulate zu Seemannsämtern im Auslande nöthig geworden war. Für die kaiserlichen Consularbehörden im türkischen Reiche, China und Japan erging außerdem eine Spezialinstruction, deren Bestimmungen wohl auch auf die drei künftigen Consulate in Persien, welche in dem jüngst mit diesem Reiche erneuten Handelsvertrage vorbehalten sind, Anwendung erhalten werden.

Das deutsche Consulatgesetz ruht vorzugsweise auf dem preußischen Consularrechte, wie sich dies aus dem Reglement Friedrich Wilhelm's II vom J. 1796 und den seitdem hinzugekommenen Nachträgen und ergänzenden Bestimmungen entwickelt hatte. Es werden Wahlconsuln (electi) und Berufsconsuln (missi) unterschieden, von denen die ersteren vorzugsweise dem Kaufmannsstande entnommen werden, letztere dagegen, welche eine Besoldung erhalten, keine Handelsgeschäfte betreiben dürfen, und im Fall sie nicht eine bestimmte juristische und consularische Laufbahn hinter sich haben, einer Staatsprüfung unterliegen. Sämmtliche Consuln ressortiren vom auswärtigen Amte in Berlin unter Aufsicht des Reichskanzlers. Hinsichtlich der Amtsrechte und Pflichten sind keine verschiedenen Bestimmungen für consules missi und electi erlassen.

Außer diesen Vorschriften seitens der einheimischen Gesetzgebung ist die völkerrechtliche Stellung der deutschen Consuln im Auslande theils in Consularconventionen, theils in Handelsverträgen präcisirt worden.

Eigentliche Consularconventionen hat das Reich bisher drei, mit Italien, Spanien und Nordamerika abgeschlossen. Die Verträge mit den beiden ersten Staaten sichern den Berufsconsuln die für diplomatische Agenten üblichen Vorrechte zu, wie Befreiung von Steuern aller Art, von Militäreinquartirung und persönliche Immunität, ausgenommen bei strafbaren Handlungen, während den Wahlconsuln solche Privilegien nicht eingeräumt sind. Uebrigens besitzt das deutsche Reich zur Zeit nur Wahlconsulate in Spanien und Italien, dagegen halten diese Länder in Deutschland auch Berufsconsuln. Der Reichstag verlangte im Jahre 1872 ein Berufsconsulat in Rom (wohl nicht gerade der geeignetste Platz) und erklärte drei weitere besoldete Posten in den Haupthandelsplätzen Italiens für wünschenswerth.

Die neueren Vorgänge in Spanien werden auch wohl dort, und namentlich in den spanischen Kolonien, wie auf Cuba und den Philippinen die Bestellung von consules missi beschleunigen. Der Consularvertrag mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat die Vorrechte der Freiheit von Militärlasten und direkten Steuern, sowie von Personalarrest in Civilsachen auch auf Wahlconsuln ausgedehnt, wofern diese weder Staatsangehörige des Landes ihrer Thätigkeit sind, noch Handelsgeschäfte betreiben. Für Deutschland freilich, dessen Wahlconsuln in den Vereinigten Staaten bis jetzt durchgängig Kaufleute sind, ist diese Vergünstigung unwesentlich. Das einzige deutsche Berufsconsulat in Nordamerika befindet sich in New-York, ein weiteres sehr wünschenswerthes stellte die Kommission des Bundesraths in der Reichtagssession von 1872 für San-Franzisco in nahe Aussicht.

Die wesentlichen Befugnisse der deutschen Consuln sind in den drei bestehenden Conventionen auf ziemlich übereinstimmende Weise umgränzt. Es steht denselben darnach in den fremden Häfen die Aufrechthaltung der innern Ordnung an Bord der deutschen Handelsschiffe zu, sie können Verträge zwischen Deutschen und den Angehörigen des Landes, wo sie residiren, aufnehmen, von ihnen vollzogene Notariatsurkunden haben auch bei den fremden Gerichten Kraft und Gültigkeit u. s. w. Nur bei Regelung des Nachlasses verstorbener Reichsangehörigen hat der deutsche Consul in Amerika nicht die gleiche selbständige Stellung als eigentlicher Liquidator des nachgelassenen Vermögens, wie in Spanien und Italien, sondern nur das Recht, den Amtshandlungen der amerikanischen Behörden als gesetzlicher Vertreter von Erben oder Gläubigern beizuwohnen.

Rechte und Pflichten der deutschen Consuln in allen andern Ländern, mit denen keine besonderen Conventionen bestehen, sind gewöhnlich in den betreffenden Handels- oder Schiffahrtsverträgen mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit festgesetzt, mitunter ist, wie in dem Vertrage mit Oesterreich, nur gesagt, daß die Consuln der contrahirenden Staaten dieselben Vorrechte und Befugnisse, wie diejenigen der meist begünstigten Stationen genießen sollen. Wo hinsichtlich der consularischen Behörden vertragsmäßig nichts bestimmt ist, wie z. B. in den Handelstraktaten mit Großbritannien, Belgien und der Schweiz, muß das allgemeine internationale Gewohnheitsrecht entscheiden.

Eine besondere Stellung und Bedeutsamkeit haben die Consuln bei gewissen nicht-christlichen Nationen des Orients, welche in ihrem öffentlichen Leben und besonders in Verwaltung und Justiz noch nicht die Stufe moderner Civilisation erreicht haben. Hierhin gehört vor allen Dingen die Türkei mit ihren Vasallenstaaten, wo seit dem dreizehnten Jahrhundert die europäischen Mächte durch Kapitulationen und Verträge ihren Angehörigen

Exemtion von den Lokalgerichten und Stellung unter die Gerichtsbarkeit der eigenen Consuln erwirkt haben. In den letzten Jahrzehnten, seitdem auch der fernere Osten dem Weltverkehre erschlossen ist, ist eine analoge Jurisdiktion den Consuln in Persien, Japan, China und Siam vertragsmäßig zugestanden.

Das deutsche Reich hat mit allen diesen Staaten Verträge, welche das erwähnte Privileg in verschiedenem Umfange enthalten. Neuerdings sind in Aegypten und Japan Bestrebungen zu Tage getreten, die Consulargerichtsbarkeit abzuschaffen und die Landesgerichte auch bei Streitigkeiten mit und unter Ausländern für allein competent zu erklären. Bieten die Gesetze und richterlichen Behörden dieser Länder wirklich erst einmal Garantien für eine unparteiische Justiz, so würde sich gewiß nichts gegen die Aufhebung der Consularjurisdiktion, die in so entfernten Gegenden namentlich bei schweren Strafrechtsfällen durch die bei jeder Apellation an heimische Gerichte ins Unendliche ausgedehnte Untersuchungshaft mannigfache Uebelstände im Gefolge hat, einwenden lassen.

Die Gerichtsbarkeit der deutschen Consuln wird zur Zeit nach Maßgabe des über die Gerichtsbarkeit der Consuln in Preußen erlassenen Gesetzes vom 29. Juni 1865 ausgeübt. Ein für diese Materie verheißenes Reichsgesetz wird erst nach Einführung einer allgemeinen deutschen Proceßordnung und Organisation der Gerichtsverfassung in Angriff genommen werden können. Die jetzt geltenden Vorschriften schließen sich vielfach dem Vorbilde der französischen Consularjurisdiktion an, welche im 18. Jahrhunderte für Handels-, und Civilsachen durch die Edikte von 1778 und 1781, und für strafrechtliche Fälle durch ein neueres Gesetz vom 28. Mai 1836 geregelt worden ist.

Eine spätere Entwicklungsgeschichte des deutschen Consularwesens wird vermuthlich eine stetig zunehmende Zahl der Berufsconsuln zu registriren haben, denn zu dieser Form der consularischen Vertretung drängt das heutige Verkehrsleben und die Tendenz der Zeit unverkennbar. Der Berufsconsul befindet sich den ausländischen Behörden gegenüber in einer ganz unabhängigen und daher richtigeren Stellung als der Wahlconsul, der unter der Aufsicht eben dieser Behörden Handel treibt und dadurch in oft unliebsame Berührungen mit einheimischen Unterthanen geräth. Der consul missus genießt ferner unter seinen Landsleuten im Auslande, vor denen er nicht als Concurrent in Handels- oder sonstigen Berufsgeschäften, sondern einfach als vorgesetzte Behörde auftritt, eine ungleich größere Achtung. Es sind nicht seine Kenntnisse in kaufmännischen Dingen, welche ihn seinen Landsleuten so schätzbar machen, sondern, was man oft übersieht, seine Vertrautheit mit den heimischen Verhältnissen, und vor allem mit der heimischen Gesetzgebung.

Für kleinere Plätze innerhalb eines geordneten Staatswesens sind kaufmännische Consulate natürlich vollkommen ausreichend, und selbst die vielfach bedenklich befundene Bestellung fremder Unterthanen zu deutschen Wahlconsuln ist oft durch die Verhältnisse geboten, und, da der Wirkungskreis solcher Honorarconsuln ein sehr beschränkter zu sein pflegt, praktisch ohne Nachtheile. Abgesehen ferner von den unleugbaren Vorzügen der dem Handelsstande angehörigen Consuln für rein commerzielle Zwecke werden Wahlconsulate im Ressort eines consul missus, der in schwierigeren Fällen zu Rathe gezogen werden kann, durchaus zweckmäßig und eine Umwandlung in Berufsconsulate nicht erforderlich sein. Nur darf das Ressort des consul missus natürlich nicht so weit ausgedehnt sein, daß eine schnelle Communikation der Unterconsuln mit demselben unmöglich ist, wie z. B. beim Generalconsulate in New-York, dessen Ressort schlechtweg „die Vereinigten Staaten" sind. Eine allmähliche Vermehrung der deutschen Berufsconsulate wird daher unstreitig eintreten müssen, wenn auch nicht rasch, wie die Ungeduld unserer Landsleute im Auslande wohl mitunter wünschen mag.

Das deutsche Reich zählte am 1. Januar nach offiziellen Angaben 606 Consulate mit 720 consularischen Beamten einschließlich der etatsmäßig bei den Consulaten angestellten Viceconsuln, Kanzler, Sekretäre und Dragomans. Unter diesen 606 Consulaten waren nur 39 Berufsconsulate, nämlich 17 in Europa, 13 in Asien, 2 in Afrika (Aegypten) und 7 in Amerika, letztere sämmtlich Generalconsulate, deren Inhaber mit Ausnahme des Generalconsuls in New-York zugleich als diplomatische Vertreter bei den verschiedenen amerikanischen Republiken akkreditirt sind. Das amerikanische Consularcorps bestand zur selben Zeit nach dem Diplomatic and Consular Register aus 640 Personen, von denen 130 besoldete Generalconsuln oder Consuln waren, denen nicht gestattet war, kaufmännische Geschäfte zu betreiben. Die übrigen 510 hatten zwar Erlaubniß zum Handelsbetrieb, bezogen dabei jedoch, verschieden von unsern consules electi, vielfach ein festes Salair von 1000 bis 2000 Doll. oder einen bestimmten Betrag von den eingehenden Consulatsgebühren. Läßt man nun auch nur die ersten 130 Beamten als volle Berufsconsuln nach deutschem Systeme gelten, so ergiebt sich doch immer als Resultat, daß Amerika deren eine vierfach größere Zahl besitzt als Deutschland.

Noch stärker sind die consules missi in englischen Diensten vertreten. Nach Ausweis des diplomatic and consular handbook vom 1. Jan. 1873 waren im ganzen 31 Generalconsuln, 144 Consuln, 399 Viceconsuln und 49 Consularagenten, zusammen 623 Personen, angestellt, wobei die Dragomans, Sekretäre ꝛc. nicht eingerechnet sind. Bei diesen Ziffern ist nicht zu vergessen, daß die englischen Consulate sich auf einen kleineren Raum ver-

theilen, als die deutschen, da für erstere die ausgedehnten englischen Kolonien in Abzug kommen, auf denen das deutsche Reich zur angegebenen Zeit allein 62 Consulate besaß.

Es waren nun besoldet und missi von den 31 Generalconsuln Großbritanniens 29 (die beiden unbesoldeten in Berlin und Leipzig), von den 144 Consuln 138, von den 399 Viceconsuln 76, während die Consularagenten sämmtlich sogenannte electi und aus den Angehörigen fremder Staaten genommen waren. Man sieht also, daß im englischen Consulardienste in den höheren Chargen Wahlconsuln die Ausnahme und Berufsconsuln die Regel bilden.

Ob dies System das einzig richtige ist, steht dahin. Die Engländer haben mit demselben jedenfalls vortreffliche Erfahrungen gemacht und finden, daß die natürlich sehr bedeutenden Summen, welche der Unterhalt eines so großen Beamtenpersonals erfordert, im Interesse ihres Handels gut angelegt sind. Aber auch abgesehen von den commerziellen Vortheilen hat das Vorhandensein ständiger Consulate in allen Theilen der bewohnten Erde gewiß nicht wenig dazu beigetragen, bei den Engländern das lebhafte Nationalgefühl, welches sie charakterisirt, wach zu halten, während die Deutschen im Auslande, denen ein solcher Halt lange fehlte, so oft das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit der Heimath verloren haben. Auch in dieser Beziehung also ist eine Vermehrung der Berufsconsulate von großer politischer Wichtigkeit für Deutschland, und bietet sich den Berufsconsuln ein weiteres schönes Feld ihrer Thätigkeit, indem sie die Aufgabe haben, durch Pflege deutschen Sinnes und deutscher Denkart den geistigen Zusammenhang mit den großen nationalen Ideen unseres Volkes und Anhänglichkeit und Liebe zum Vaterlande unter den Deutschen im Auslande zu erhalten. Kr.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Reichslandesbericht. Vom Oberelsaß. — Seit jener letzten Aprilwoche, in welcher die Debatte — wenn man so den Monolog des ehemaligen Redacteurs des wegen Staatsfeindlichkeit während des Krieges unterdrückten Rixheimer Boten, des katholischen Geistlichen Simonis nennen will — über den elsaßlothring'schen Verwaltungsbericht stattgehabt hat, war in den Reichslanden in sämmtlichen Kreisen eine starke Spannung aller Gemüther; es handelte sich aber dieses Mal um keine politische Aufregung, vielmehr ist zu behaupten, daß allen Eindruck, den jene Rede in hiesigen Kreisen etwa hätte

haben können, die Besorgniß um das Wetter unmöglich machte. Aengstlich wartete man jeden Morgen auf den Bericht der Rebbergbesitzer, inwieweit der Frost bei Sonnenaufgang die Aussichten auf eine gute Weinernte zerstört haben möchte. „Seitdem die Preußen da sind", sind bisher jedesmal die Hoffnungen der Winzer durch Ende April eingetretene Kälte vernichtet worden; der rasch gestiegene Absatz der einheimischen Weine nach Deutschland, die Steigerung der Preise, für oft recht mittelmäßige Landweine um fast 100 Procent, konnte ihnen keinen Nutzen bringen, wenn der Ertrag oft kaum $^1/_{10}$ eines durchschnittlichen Gewinnes erreichte. Die Freude über die prächtige Entwicklung seit Mitte März war allgemein und kam überall so vorherrschend zum Ausdruck, daß die Politik kaum noch berührt wurde. Wenn nun auch auf Erfüllung der vor Eintritt der kalten Nächte gehegten Hoffnungen nicht mehr gerechnet werden kann, so ist doch der wirkliche Schade an den Weinstöcken lange nicht so groß, als man bei einer Temperatur, welche bis zu 4° unter dem Gefrierpunkt herabsank, und bei der bereits weit vorgeschrittenen Entwicklung nach den ersten Berichten annehmen mußte. Wenn sonst nicht die dritte Maiwoche noch einen Rückfall gebracht hat, so dürften sogar viele Besitzer von Weinbergen noch recht gute Aussichten haben und nur wenige Gemeinden des Oberelsaß in ihrer ganzen Flur die Hoffnungen auf eine selbst mittelmäßige Ernte aufzugeben gezwungen sein. Nur die jungen Reben an vor dem Wind geschützten feuchten Stellen, namentlich in den Bodensenkungen werden gewiß für dieses Jahr keinen Ertrag geben. Wer namentlich in ländlichen Kreisen zu verkehren hat, konnte sich in diesem Frühjahr in den Reichslanden überzeugen, daß eine politische Mißstimmung doch nur verhältnißmäßig kurze Zeit gegenüber einer glücklichen Lage der Lebensverhältnisse, gegenüber einem materiellen Wohlbefinden bestehen kann. Die Erfahrung der letzten Wochen beweist, daß, wenn erst in Elsaßlothringen Landwirthschaft, Handel nnd Industrie aus der anomalen Lage, in welche sie durch ungünstige Witterungsverhältnisse, durch das Abschneiden alter Geschäftsbeziehungen, durch Verringerung der Nachfrage in Folge der Börsen- und Finanzverhältnisse gerathen sind, befreit sein werden, der Agitation ihre Schärfe genommen sein wird. Aus diesem Grunde war es erlaubt, in einem politischen Bericht des Weiteren über die Bundesgenossenschaft zu schreiben, welche der deutschen Sache zunächst das Wetter verspricht. Eine reiche Ernte (der Weinbau ist aber von weitaus überwiegender Bedeutung) wird uns wesentlich rascher auf der Etappe anlangen lassen, um welche es sich bei der Germanisation doch zuerst lediglich handeln kann: den Blick und die Gedanken der Elsaßlothringer von Frankreich abzuwenden. Man kann heute noch wenig daran denken, daß man bei dem Gang zu diesem ersten Ziele gleichzeitig auch dem zweiten näher kommt: daß die „wiederge-

wonnenen Bundesbrüder" sich damit beschäftigen werden, die Verhältnisse des deutschen Reiches kennen zu lernen. Mit Ausnahme der Militairfrage dürfte noch keine deutsche Angelegenheit irgend einem größeren Kreise von Einheimischen ein Interesse erregt haben, die Behandlung jener im Reichstage mußte aber hier nothwendiger Weise die vorhandene Verworrenheit in den Ansichten über deutsche Verhältnisse noch vergrößern; denn konnte man die Opposition gegen das Militairgesetz anders auffassen, als daß das deutsche Volk gewillt war durch Verweigerung des zur Zeit nothwendigsten Mittels der staatlichen Existenz sich selbst um diese zu bringen, einen politischen Selbstmord zu begehen? Weil aber nach hiesiger Anschauung eine solche Annahme nicht möglich war, so blieb eben die ganze Sachlage unbegreiflich.

Ich bin übrigens zweifelhaft, ob die Jeremiade des Herrn Simonis in Elsaßlothringen Beachtung gefunden haben würde, auch wenn die Gefahren der Nachtfröste nicht vollständig allein die einheimischen Kreise beherrscht hätten. In denjenigen Gesellschaften, welche überhaupt Politik treiben und welche daher auch solche Verhandlungen lesen — was namentlich auf dem Lande noch nur sehr selten der Fall ist —, sind die Thatsachen, welche derselbe vorbrachte, längst und oft erörtert worden; man weiß daher, daß dieselben übertrieben, zum Theil unwahr oder wenigstens bereits erledigt sind. Vor Allem aber zweifelt man nicht, daß das Vorbringen der in den Kreis- und Bezirkstagen geäußerten Wünsche für den Redner doch nur den Deckmantel abgeben sollte für die einzige Beschwerde, welche ihm am Herzen liegt, daß nämlich der Staat sich allein die Schulaufsicht beigelegt und so der Herrschaft der Geistlichkeit über Lehrer und Jugend ein wesentliches Hinderniß bereitet hat. Ich habe vor einigen Monaten darauf hingewiesen, daß die Regierung auf dem Gebiete des Primärunterrichtes — im directen Gegensatz zu dem Secundärunterricht — von Anfang an den richtigen Weg betreten hat, ich machte aber auch aufmerksam, daß große Erfolge nur deßhalb sobald nicht erzielt werden würden, weil es noch gilt, mit einem sehr zweifelhaften Material zu arbeiten. Nicht nur die deutsche Methode, selbst die deutsche Sprache war dem bei weitem größten Theil des vorhandenen Lehrerpersonals völlig fremd, so daß den Kreisschulinspectoren neben der laufenden Verwaltung, neben der umfassenden Thätigkeit, welche erforderlich ist, um die allgemeine Schulpflicht möglich und wirklich zu machen, wobei es sich ebenso um Ueberwindung passiven Widerstandes der Gemeinden als auch um eigenes Eingreifen bei Bauten u. dgl. handelt, neben der Sorge überhaupt noch für die trotz der seit zwei Jahren erfolgten Aufbesserung der Gehälter schlecht dotirten Stellen Candidaten zu finden, noch die Aufgabe obliegt, die Lehrer selbst auszubilden. Die Resultate scheinen aber noch günstiger zu sein, als ich damals glaubte, wenigstens spricht dafür die wachsende

Aufregung des Klerus gegen die Schulpolitik der Regierung; in der Simonis'schen Rede dürfte gerad in dem betreffenden Theil kaum ein Satz zu finden sein, welcher nicht eine Entstellung oder eine Unwahrheit enthielte.

Es wäre aber völlig unnütz auf die Einzelheiten jener Rede einzugehen und wir glauben, daß selbst die Antwort des Bundescommissars Herzog derselben zu viel Ehre angethan hat. Ich hoffe auch, daß der Herr Abgeordnete Löwe, wenn er nach seinen Studien der Berichte der Generalräthe auch mit den jetzt factisch vorhandenen Verhältnissen sich bekannt gemacht haben wird, sich davon überzeugen wird, daß die Bedeutung jener Samstagsabendsitzung ganz wo anders zu suchen ist. Bereits beweisen die Aeußerungen der Blätter aller Parteien, daß man in dieser ersten sachlichen Debatte über elsaßlothring'sche Angelegenheiten einen wichtigen Wendepunkt in den Geschicken der Reichslande zu suchen hat. Man wird kaum noch auf einer Seite ernsthaft leugnen können, daß für den Reichstag die absolute Unmöglichkeit besteht für Elsaßlothringen eine andere Stellung verfassungsmäßig zu haben, als gegenüber anderen Theilen des Reiches. Selbst wenn der Reichstag nicht in seiner jetzigen Zusammensetzung sich als unfähig gezeigt hätte für Vorlagen von geringerer Bedeutung eine anständige Zahl von gegenwärtigen Mitgliedern aufzutreiben, selbst wenn man außer Betracht lassen wollte, daß schon jetzt das parlamentarische Leben des Reichstages und der Sonderlandtage einen Zeitraum beansprucht, welcher eine wirkliche Volksvertretung unmöglich machen, einen neuen Berufsstand von Abgeordneten schaffen wird, so ist gar nicht abzusehen, wie die Deputirten von 40 Millionen Deutschen in der Lage und auch Fähigkeit sein sollen, über die Bedürfnisse von weiteren 1½ Millionen ein nur leidlich sachgemäßes Urtheil zu fällen, noch dazu wenn die Verhältnisse derselben sich seit 200 Jahren in ganz verschiedener Weise entwickelt haben und es sich jetzt darum handelt ohne Schaden für das Einzelne und für das Ganze eine Gleichheit der Gesetzgebung mit dem alten Reiche in dem Augenblick herbeizuführen, wo auch dieses in jeder Session die wichtigsten Fragen nach neuen oder wenigstens abweichenden Grundsätzen regelt. Ist doch die eine Behauptung des Herrn Abgeordneten Simonis nicht zu bestreiten, daß je höhere und entscheidendere Stellung die Beamten haben, desto fremder ihnen die den Einwohnern zur Gewohnheit gewordene französische Praxis, die wahre Stimmung und die wirkliche Sachlage noch heute ist. Freilich auch der jugendliche Herr Redner ermangelt noch der nöthigen Sachkenntniß. Immerhin ist anzuerkennen, daß er seine Rede auf sachlichem Gebiet gehalten hat. Wie nahe mußte die Versuchung liegen, durch einige pathetische Phrasen seiner Rede nicht nur in den Reichslanden, wo wenigstens nicht genannte Damen Herrn Teutsch mit einer Adresse und Geschenk sich zu empfehlen nicht unterließen, sondern auch in den noch immer maßgebenden französischen

Blättern sich bekannt zu machen. Dieses Auftreten beweist, daß man im Lande eine Discussion seiner Beschwerden wünscht und den bekannten drei Protestcandidaten keineswegs mehr zustimmt. Die für die Herbstsession bevorstehende Berathung des elsaßlothringschen Budgets wird zeigen, wie zahlreich die Begehren der Bevölkerung sind; freilich darf schon heut versichert werden, daß durch den Mund der Geistlichen wegen mangelnder Information die Klagen noch naiver und eigenthümlicher werden vorgebracht werden, als man sie in den Kreisen der zunächst Betheiligten zu hören bekommt und daß man den eigentlichen Grund aller Klagen, nämlich das System und die Personen des jetzigen Verwaltungsapparates, unberührt lassen wird.

Um sich vor Wiederholung derartiger Debatten über rein locale Fragen zu schützen, wird der Reichstag nicht anders können, als auf die Frage der staatsrechtlichen Stellung der Reichslande einzugehen. Es ist nicht zu erwarten, auch augenblicklich vielleicht nicht wünschenswerth, daß das Princip dieser Frage jetzt festgestellt werde; aber auch ohne sich für Personalunion oder Einverleibung entscheiden zu wollen — die Gründung eines selbständigen Staates kann wohl für Deutsche als von jeder Erörterung ausgeschlossen gelten — wird die Beantwortung schwierig genug sein, denn wie schon im Dezember 1871 in einem Schreiben ausgeführt wurde, welches Sie aufnahmen, obwohl Sie das Ziel desselben nicht billigen, wird es bei einer derartigen Auseinandersetzung auch nothwendig werden, zu bestimmen, welche Einnahmen und welche Ausgaben resp. welche jetzt bestehenden Einrichtungen der eigenen Verfügung des Reichslandes, welche der Centralbehörde übertragen werden müssen. Der Autonomie des ersteren scheint man jetzt jenseits des Rheines freilich wenig gewogen; man ist verstimmt über das Fernbleiben der Lothringer und der drei sogenannten Protestcandidaten. Man vergißt, daß das jenseits der Vogesen belegene, zum größten Theil dem französischen Sprachgebiet angehörige Deutschlothringen sich noch lange Zeit ebenso fern dem Elsaß als dem übrigen Deutschland fühlen wird, daß diese drei gutmüthigen, aber durchaus unbedeutenden Herren lediglich Werkzeuge gewandter französischer Agitatoren sind, daß deren Wahl nur durch den Terrorismus der mit dem Klerus verbündeten ligue d'Alsace möglich war, daß endlich das sicherste Mittel für Wiederholung der Wahlen vom 1. Februar mit gleichem Resultate das Verbleiben Elsaßlothringens in einem Ausnahmezustand ist. Wenn die Ueberzeugung gewonnen werden wird, daß begründete Anträge der Landesvertreter Erfolg haben, so werden schon solche gewählt werden, welche sich an Demonstrationen nicht betheiligen. Damit bleibt freilich nicht ausgeschlossen, daß die Landesvertreter noch lange Zeit zu einer Opposition gegen das ihnen fremd gegenüberstehende preußische Beamtenthum und in Folge dessen auch gegen alle von demselben geplanten

Vorschläge geneigt sein werden; sie werden stets der Ansicht zugänglich sein, daß die ihnen liebgewordenen Gebräuche dem unbekannten Etwas vorzuziehen sind, welches in Berlin geplant wird. Bei den Bahnen, auf welchen jetzt die deutsche Gesetzgebung wandelt, ist aber vorauszusehen, daß dieses Mißtrauen gegen die Preußen nicht so viel Jahrzehnte dauern wird, als seiner Zeit in der preußischen Rheinprovinz. Jedenfalls wird die Regierung darauf bedacht sein müssen, daß nicht kleinliche, systematische Nergelei der Verwaltung jährlich neue Hindernisse bereitet und selbst die wesentlichsten Organisationen z. B. bei Bewilligung der Gehalte in Frage stellt.

Als eines der zu diesem Ziel führenden Mittel erachte ich die Uebernahme gewisser staatlicher Organisationen auf das Reich, wie es heute ja bei der Post, Telegraphie und der Reichseisenbahn bereits der Fall ist. Freilich ist in Betreff letzterer früher davon gesprochen worden, daß sie den Reichslanden gegen Zahlung des Selbstkostenpreises überlassen werden sollten. Wenn in der letzten Zeit derartige Aeußerungen nicht mehr an die Oeffentlichkeit treten, so mag dieses unter dem Eindruck der Thatsache der Fall sein, daß die Generaldirection das Kunststück fertig gebracht hat, von dieser unter der Verwaltung der französischen Ostbahn rentabelsten Linie eine Rente von angeblich noch nicht $2^1/_2$ Procent zu erzielen und zwar zu einer Zeit, wo umfassende Reparaturen und Erneuerungsbauten aus besondern Mitteln bestritten werden, dadurch aber die zur laufenden Unterhaltung nothwendigen Summen, welche aus den Betriebseinnahmen zu entnehmen sein würden, sich vorläufig verringern. Man gewinnt mitunter den Eindruck, als seien die Reichseisenbahnen zur Versuchsstation für allerlei kostspielige Experimente bestimmt, da das Reich sich einen solchen Luxus gestatten könne. Jedenfalls ist das Publikum bisher dabei recht schlecht gefahren, obgleich anerkannt werden soll, daß der Wagenraumtarif sich bewährt und die Herabsetzung der früher sehr hohen Personenfahrsätze eine wesentliche Erleichterung gebracht hat. Der Statistik des Reichseisenbahnamtes verdankt Altdeutschland die Kenntniß der uns längst bekannten Erfahrung, daß die hiesigen Bahnen mit zu denjenigen gehören, auf welchen die meisten Zugverspätungen stattfinden. Interessant aber würde es auch sein, welches die Stellung derselben unter den deutschen Bahnen im Verhältniß der Zahl der eingelaufenen Reclamationen wäre. Wenn man nach der Zahl der Prozesse schließen darf, müßte man annehmen, daß sie auch hierin eine hohe Stellung einnehmen. Ich mache Herrn Eugen Richter auf den Posten Gerichtskosten bei Prüfung der Rechnung ebenso aufmerksam, als auf den ferneren Posten: Entschädigungen an verunglückte Beamte und Reisende, sowie endlich auf die Verluste an Material bei Entgleisungen u. dgl. Vielleicht kann er auch ermitteln, wie viele von ihren Prozessen die Generaldirection gewonnen hat, wie viele da-

gegen von ihr verloren sind. Allerdings erfreut dieselbe sich bei den zumeist und zunächst mit den Streitigkeiten befaßten Handelsgerichten keiner besonderen Sympathie; dieselben sind jedoch in dieser Hinsicht nur ein schwacher Ausdruck der Stimmung des gesammten Publikums, welches einmal eine so große Anzahl von beschädigten und verspäteten Ablieferungen nicht, dagegen eine von beiden Seiten mit Coulanz und beiderseitigem Entgegenkommen fast stets eintretende gütliche Abwicklung der Differenzen gewohnt war. Wer ein Monopol der Eisenbahnen nicht anerkennen will, mag seine Erfahrungen in den Reichslanden sammeln; die in das Belieben der Direction gesetzte Verlängerung der Fristen hat dasselbe ebensowohl zur Voraussetzung, als thatsächlich der Geschäftsverkehr und die Abneigung gegen theure Prozesse zur vorbehaltslosen Annahme der Frachten veranlaßt. Nachdem enorme Summen für Neubeschaffung von Material und Ausbau der Bahn schon längst bewilligt sind, nachdem bereits fast vier Jahr das Personal sich mit den ihnen damals fremden Verhältnissen hat bekannt machen können, fallen die früher vorgebrachten Gründe weg. Daß eine große Anzahl tüchtiger Bahnbeamte, namentlich in Folge ungünstiger materieller Stellung und anscheinend auch persönlicher Beschwerden wieder den Reichsdienst verließen resp. gern verlassen möchten, ist bekannt. Eine neueste Maßregel beweist die Geschicklichkeit, sich dem Publicum zu verfeinden: die Vorschrift, daß wenn Güter aus den Ländern der Frankenrechnung ankommen — man bedenke, daß die Reichseisenbahnen nach drei Seiten von solchen umgeben sind — die Fracht nur in Frankengeld gezahlt werden darf. Ich übergehe dabei das Gesetzwidrige, indem nach geltendem Recht die preußischen Thaler als Landesmünze anerkannt sind. Das Frankengeld ist in den Reichslanden jetzt zur Seltenheit geworden und zwar nicht am wenigsten durch die Maßregeln der deutschen Regierungen in Folge der Operationen zur Durchführung der Münzreform, so daß hier französisches Papiergeld und Gold eine seltene und wegen der Verbindungen mit Frankreich gesuchte Waare ist. Der Empfänger von Frachtgütern, die aus jenen Landen, mitunter nur im Durchgangsverkehr kommen, muß nun für die doch verhältnißmäßig keine allzugroßen Beträge darstellenden Frachten sich französisches Geld, natürlich mit Unkosten zu verschaffen suchen. Da doch nicht anzunehmen ist, daß die an den einzelnen Kassen für solche Sendungen vereinnahmten Beträge — wobei übrigens auch der eigene Antheil ja mit begriffen ist, — speziell an die fremden Bahnen gesandt werden, so erscheint der Grund, daß mit letzteren in Franken abgerechnet werde, mindestens hinfällig. Auch meine ich, daß die Kassen bei Bezahlung anderer Sendungen immer noch genug französisches Geld einnehmen, ohne dabei dessen höheren Werth zu berücksichtigen. Das von den Handelskammern angerufene Reichskanzleramt wird, falls nicht schon vorher der

Schutz der Gerichte geholfen haben sollte, jene Maßregel beseitigen, die Mißstimmung wird aber bleiben und zwar, weil solche kleinliche Maßregeln in alle Kreise eingreifen, wohl lange Zeit.

Andern Wünschen an die Generaldirection wird wohl endlich Genüge geschehen; so dem Ausbau der längst bewilligten Strecke Colmar-Altbreisach zum Anschluß an die seit 1871 fertig gestellte Strecke Neubreisach-Freiburg. Die Verhandlungen verzögerten sich wegen der gegen die ursprünglichen Pläne von der Reichsmilitairverwaltung verlangten Mehrausgaben von Brückenbauten. Die Bewohner Colmars, welche wohl neben Metz am meisten durch Auswanderung reicher französischer Familien gelitten haben, welche von je mit einigem Neid die raschere Entwicklung Mülhausens und die den dortigen Industriellen seitens des Staates gewordene Berücksichtigung betrachteten, hoffen von jener Bahn einen Aufschwung ihrer Stadt. Es ist ihnen zu wünschen, obwohl an Begründung ihrer Hoffnungen gezweifelt werden kann, so lange wenigstens eine Höllenthalbahn frommer Wunsch ist. Der badische Staat hat sich bereits durch die Schwarzwaldbahn Offenburg-Triberg-Villingen im Interesse des Reiches eine große Last aufgelegt, da bei den enormen Kosten der wirklich großartigen Kunstbauten auf eine leidliche Rentabilität nicht zu rechnen ist. Die Last wird um so drückender, als gleichzeitig die elsaßlothringschen Bahnen, bei denen nach Rentabilität nicht scheint gefragt zu werden, durch niedrigere Tarife eine starke Concurrenz machten, so daß der Lieblingswunsch vieler Badenser: daß das Reich ihnen die drückende Sorge für ihre Eisenbahnen abnehme, jedenfalls berechtigt und der Befürwortung zu empfehlen ist. Es kann dem badischen Land, welches ohnehin für Deutschland in der Zeit der Verwirrung aus eigenen Mitteln schwere Opfer zur Erfüllung seiner Pflicht als Grenzmacht gebracht hat, nicht fernere eine größere Belastung zum Vortheil des Ganzen zugemuthet werden.

Berliner Wochenschau: Rennen; Landtag. — Am Pfingstfeste fühlt der Berliner die unabweisliche Verpflichtung, dem städtischen Gewühl entfliehend das Freie und Grüne zu suchen. Das hat indeß seine Schwierigkeiten, denn der Freiheit steht zwar in der Berliner Umgegend durchaus nichts im Wege; will man aber in Berlin Grünes sehen, so muß man nach Potsdam fahren. Führt man jedoch diesen löblichen Entschluß an einem Feiertag aus, so trifft man Wälder und Fluren an der Havel lärmend und dicht bevölkert. Als ich daher am zweiten Feiertage der Völkerwanderung ansichtig wurde, die dem Potsdamer Bahnhof entgegenfluthete, verzichtete ich sofort darauf, mich von dieser Woge tragen zu lassen und trat seitwärts, um indeß von einer anderen erfaßt zu werden, die mich in entgegengesetzter

Richtung nach Hoppegarten, dem deutschen Epsom, entführte. Grün ist es gerade dort durchaus nicht, einsam auch nicht, aber äußerst lehrreich. So fuhr ich denn von dem Wunsche beseelt, den deutschen Sport zu besichtigen, zum Frühjahrs-Meeting. Ich hatte seit zehn Jahren keine Berliner Rennbahn gesehen. Damals befand sie sich noch in erreichbarer Nähe auf dem Tempelhofer Felde am Kreuzberg. Jetzt liegt sie in Hoppegarten 3 Meilen von der Stadt, mitten im Sande der Mark. Die Kundigen des Sports behaupten, diese Verlegung sei im Interesse der Trainirung der Pferde nothwendig gewesen, in Tempelhof habe man die gehörigen Anstalten nicht errichten können. Wenn jedoch die Pferde mit diesem Ortswechsel zufrieden sind, die Menschen sind es nicht, und meinen, daß die Sportsmen die ihnen so unentbehrliche Theilnahme des Publikums auf keine härtere Probe stellen konnten. Es gehört wirklich ein ganzes Conglomerat von persönlichen Tugenden dazu, um den Rennplatz zu erreichen. Zunächst muß man den Muth haben, Berlin der ganzen Länge nach zu durchreisen, um endlich nach Ueberwindung der entlegensten und unerquicklichsten Stadtgegenden den Ostbahnhof zu erreichen. Auf dem Perron befindet sich ein einziger Extrazug, den die Verwaltung der königlichen Ostbahn in ihrer unaussprechlichen Güte den Rennfreunden zur Verfügung gestellt hat. Nach und nach findet sich ein ansehnlicher Theil der fashionablen Welt Berlins dort zusammen, die Botschafter mit ihren Frauen und Töchtern, Damen der Hofgesellschaft und der Großindustrie, Officiere, Herrenhäusler und ein großes Contingent von Börsianern. Einsteigen und Beschaffung der Plätze gleicht einem erbitterten Kampfe, aus dem man nur vermöge großer persönlicher Tapferkeit und vermittelst eines erheblichen Aufwandes von List siegreich hervorgehen kann. Auch die Damen betheiligen sich nach altgermanischer Sitte an dem Gefecht, und scheinen den Kampf in der Wagenburg besonders erfolgreich studirt zu haben, davon überzeugte mich die Entschlossenheit, mit der sie halbvolle Coupés gegen den Ungestüm andrängender Semiten zu vertheidigen wußten. Endlich befindet sich jeder auf irgend eine Art in einem Wagen. Alle Gesichter weisen Spuren der Erbitterung und Erschöpfung auf. Mancher, der bisher seinen Freund für ein Muster der Opferfreudigkeit gehalten, gesteht wehmüthig seine Enttäuschung. Die Thüren werden geschlossen, der Zug aber bleibt stehen, weshalb, weiß ich nicht; wahrscheinlich um die bureaukratische Herrlichkeit der auf dem Perron frei wandelnden Beamten den eingesperrten Rennkulis gehörig zum Bewußtsein zu bringen. Sobald der Zugführer glaubt, daß dieser Zweck in wünschenswerther Weise erreicht sei, ist er großmüthig genug, die Leiden der Gefangenschaft abzukürzen und wenigstens der drohenden Gefahr ausbrechender Krankheiten zeitig vorzubeugen und giebt das Signal zur Abfahrt. Nach einer

halben Stunde hält der Zug, die geretteten Insassen fallen sich in die Arme und dann alle zusammen in den Sand, durch den sie zum Rennplatze hindurchwaten. Lang ist die Reise nicht, aber gefährlich; scheu streift der Blick den Boden, ob nicht hier oder dort das bleichende Gebein des verunglückten Wüstenreisenden dem Auge begegne; und auf der Tribüne angelangt, erwartet man weniger die Abhaltung eines Frühjahrs- als eines Dank-Meetings, so allgemein ist die Stimmung, dringender Lebensgefahr glücklich entronnen zu sein. Jetzt beginnt das Vergnügen: Verkaufsrennen, Schlußrennen, Troß-Handicap, Offizier-Steeple-Chase. Die Betheiligung ist nicht allzustark, auch die Zahl der Zuschauer keineswegs imposant. Von lästigem Pöbel keine Spur, vielmehr kann sich die elegante Welt vollkommen gesichert ihrem eigenen Treiben überlassen. Man macht die Cour und wettet. Die Damen amüsiren sich vortrefflich und die Herren verlieren viel Geld, denn die Wetten sind recht erheblich geworden, seitdem die Aufhebung der Banken in den Bädern das Spiel vorzugsweise in die Renn- und Spielclubs getrieben. Entsprechend dieser veränderten Weltlage hat man sich auch beeilt, dem größeren Publikum durch die Rennen einen Ersatz für das zu bieten, was es an dem Roulette und trente et quarante verloren. Diesem Zwecke dient der sogenannte Totalisateur, ein Institut, das sich gegen Erhebung von 5% Provision der Mühe unterzieht, Einzahlungen von Wettbeträgen auf die einzelnen Pferde entgegen zu nehmen, und den Gewinnern die Antheile nach Verhältniß sämmtlicher dagegen eingelegter Wettsummen auszuzahlen. Diese Unterhaltung ist aber eigentlich nur für das profanum vulgus. Die Eingeweihten und Kenner wetten unter sich. Sehr viel Vergnügen macht diese Beschäftigung augenscheinlich dem jugendlichen Israeliten, welcher beständig in sein grünes Wettbuch hineinschreibt und dazu sehr aufgeregt englisch spricht. Ob die Herren nicht schließlich vielleicht Course notirt haben, vermag ich nicht zu sagen. Uebrigens sind die Verdienste der Börse um den Sport keineswegs zu unterschätzen. Auch gestern zeigten die Leistungen der den Finanziers gehörigen Pferde und die gute Meinung, welche dieselbe von vornherein für sich hatten, daß unsere Aristokratie auch dies Feld nicht mehr ausschließlich beherrscht. Bei weitem das größte Interesse erregte die Armee-Steeple-Chase, die auch in der That selbst dem Laien die Trefflichkeit unserer Kavallerie einleuchtend vor Augen stellte.

Die auf dem Programm vermerkte wehmüthige Notiz: „Preis 1500 Mark, bewilligt vom Union-Klub zum Ersatz der pro 1874 vom Hause der Abgeordneten abgelehnten Staatsrennprämien", erinnerte auch mich schmerzlich an den unerbittlichen Richter, der die Rennfreunde zu so unfreiwilliger Großmuth verurtheilte, und mahnt mich heute an die Pflicht, ihm und seinen Genossen einen kurzen Nachruf zu widmen. Denn sie sind heimgegangen in

dieser Woche, die Vertreter des Volkes, heimgegangen nicht grade ins Land der Verheißung, sondern in den Kreis ihrer Wähler, denen auch Hr. Richter viel zu erzählen haben wird von den schwer bewegten Zeiten dieses Winters. Still ging diese wichtige Session zu Grabe. Nach der übermenschlichen Arbeit der letzten Wochen sahen die letzten Tage bereits ein stark gelichtetes Haus, vor spärlich besetzten Bänken verlas Hr. Camphausen im festlichen Gewande die königliche Ordre. Unser Volk wird sich hoffentlich bereit finden, die reichen Ergebnisse der Session selbst zu prüfen, zu überdenken und an ihrer praktischen Durchführung mitzuwirken. Denn weder das Civilehegesetz, noch der Synodalentwurf, noch die kirchlichen Ergänzungsgesetze können die gewünschten Segnungen bringen, wenn nicht das Volk die ihm dargebotenen Mittel zur Befreiung von Priesterherrschsucht zu gebrauchen versteht. Dem Landtage aber, dessen angestrengter Thätigkeit wir solche Errungenschaften verdanken, werden wir ein erkenntliches Gedächtniß bewahren.

Der Geburtsort Papst Innocenz' III.

Nirgends bewahrt man so lebendig wie in Italien das Andenken bedeutender Menschen gerade an der Stätte ihrer Geburt; einzig bei den großen Päpsten provinzieller Herkunft trifft das nicht zu, die vielmehr in Rom selbst erst die wahre Heimat gefunden haben. Daß ein bäuerlicher Emporkömmling wie Gregor VII der toskanischen Ackerhuse seiner Väter gern vergaß, um schon den Zeitgenossen vielfach für einen echten Römer zu gelten, nimmt nicht Wunder; von Lothar Grafen von Segni sollte man erwarten, daß er auch als Innocenz III der Grundherrschaften seines reichen Hauses eingedenk geblieben sei. Und allerdings hat noch der weitgebietende Papst manchen Monat der Erholung in ihrer Mitte verbracht, an den Bischofssitzen der heimischen Landschaft: in Segni, Anagni oder Ferentino. Wie er — nicht frei von Nepotismus — seinen Bruder Richard mit ansehnlichem Lehnbesitz ausgestattet, hat er diesem ohne Zweifel auch die gesammten Familiengüter überlassen. Aber so bekannt deren Lage im allgemeinen ist, den eigentlichen Geburtsort des Papstes vermochte man bisher nicht zuverlässig anzugeben. Potthast beginnt seine eben erscheinenden Regesten der Päpste von 1198—1304 zwar mit der schlichten Behauptung, Anagni sei die Vaterstadt des Innocenz, doch entstammt diese Meinung lediglich dem Ciaconius, einem unkritischen Pontifikalgeschichtsforscher erst des 17. Jahrhunderts, den wohl der Umstand verführte, daß die Conti — so nannten sich die Nachkommen Richard's — später unter den vornehmsten Familien Anagni's auftreten. Hurter vermuthet ebenso grundlos, sein hierarchischer Held sei in der ewigen Stadt selber geboren; anderen Vorschlägen sind wir neuerdings nicht begegnet. Die große gleichzeitige Biographie gewährt keine Auskunft, wohl aber die kurze vita Innocentii, die Muratori (Script. III 480) aus der Handschrift des Limousiners Bernard, Guido's Sohn, mitgetheilt, welcher i. J. 1331 eine Papstgeschichte compilirte. Bernard entnahm jene vita einer Fortsetzung der Chronik Richard's von Cluny, und da diese Fortsetzung gerade mit Innocenz abschloß, wird sie hier zeitgenössische Kunde geboten haben; der dürftige, aber knapp bestimmte Inhalt der kleinen vita

verräth zudem lokalrömischen Ursprung. Wenn nun sie den Papst als einen Campaner von Herkunft, und zwar „de castro Saumani" bezeichnet, so hat wohl allein der augenscheinlich verderbte Name verschuldet, daß man diese Nachricht nicht ernstlich beachtet hat. So gewiß aber niemals in der Campagna — so heißt im 13. Jahrhundert bloß die Landschaft südöstlich der Stadt, vom Teverone durch das Saccothal bis zum Garigliano — ein Burgflecken des Namens Saumano bestanden, so leicht konnte, wie jeder Kenner mittelalterlicher Schrift weiß, Saumani aus Gavinani, ja vielleicht unmittelbar aus dem streng richtigen Gaviniani verlesen werden, ein Fehler, der — nach der anlautenden Silbe zu schließen — wohl schon dem Südfranzosen Bernard zur Last fällt. „Gabiniano" erscheint unter den Hausgütern, welche der Enkel oder Urenkel des Grafen Richard durch eine von Gregorovius (Rom im M. A. V 63) im Archiv Conti-Ruspoli aufgefundene Urkunde v. J. 1287 zum Fideikommiß einrichtet. „Gavignano" heißt noch heut ein Dorf von 1300 Einwohnern, nur eine halbe Stunde östlich unter Segni am triftenreichen Abhange des Volskergebirgs über dem schönen Thale des Sacco und der Bahn Rom-Neapel, schräg gegenüber Anagni, gelegen. Dort mag im alten Hernikerlande das antike Plebejergeschlecht der Gabinier zwischen den kyklopisch ummauerten Bergstädten einen grünen Landsitz erworben haben; im Mittelalter sammelte sich dann auch da zu Füßen der langobardischen Herrenburg ein Flecken, um nun das Schloß zu überleben, in welchem 1160 oder 61 der größte Politiker unter allen Kirchenfürsten das Licht der ihm zum Machtbereiche beschiedenen Welt erblickte. Insofern aber Innocenz III. diese Weltherrschaft italienischen Geistes auf der nationalen Grundlage des unabhängigen Italiens errichtet hat, dürfen auch heut noch unsere Freunde jenseit der Berge, die Gefährten unseres Kampfes wider die Hierarchie dieser Tage, das bescheidene Hirten- und Bauerndorf Gavignano mit ehrfürchtiger Erinnerung betrachten. Alfred Dove.

Preisaufgaben der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft:

I. Aus der Geschichte und Nationalökonomik.

1. Für das Jahr 1874. Mehrere der bedeutendsten Vertreter der neuern Sprachwissenschaft, namentlich Jacob Grimm und Schleicher, haben sich zu der Ansicht bekannt, daß die germanischen Sprachen zu der slawisch-litauischen Sprachengruppe in einem engern Verwandtschaftsverhältnisse stehen, als eins dieser beiden Gebiete zu irgend einem andern, ohne daß bisher diese, auch in kulturhistorischer Beziehung wichtige Frage zum Gegenstand einer umfassenden und tiefer dringenden Untersuchung gemacht wäre.

Die Gesellschaft wünscht deshalb

eine eingehende Erforschung des besondern Verhältnisses, in welchem innerhalb der indogermanischen Gemeinschaft die Sprachen der litauisch-slawischen Gruppe zu den germanischen stehen.

Dem Bearbeiter bleibt es überlassen, ob er seiner Schrift die Form einer einzigen Gesammtdarstellung geben, oder eine Reihe von Specialuntersuchungen vorlegen will, durch die einige besonders wichtige Seiten der Frage in helles Licht gestellt werden. Von solchen Wörtern, welche nachweislich von dem einen Sprachgebiet in das andere hinübergenommen sind, ist gänzlich abzusehen. Ueberhaupt muß die Untersuchung mit den Mitteln und nach der strengen Methode der jetzigen Sprachwissenschaft geführt werden. Der Gebrauch anderer Alphabete als des lateinischen mit den nöthigen diakritischen Zeichen und des griechischen ist zu vermeiden, vielmehr sind die Laute der slawisch-litauischen Sprachgruppe nach dem von Schleicher befolgten System zu bezeichnen. Preis 60 Ducaten

2. Für das Jahr 1875. Während die politischen Ereignisse, welche die Begründung der deutschen Herrschaft in Ost- und Westpreußen herbeiführten, sicher festgestellt und allgemein bekannt sind, fehlt es an einer gründlichen Darstellung, in welcher Weise zugleich mit ihnen und in ihrer Folge die deutsche Sprache dort mitten unter fremden Sprachen sich festsetzte nnd zur Herrschaft gelangte. Es ist dieser Proceß ein um so interessanterer, als sich die beiden Hauptdialekte des Deutschen an demselben betheiligten. Die Gesellschaft wünscht daher

> eine Geschichte der Ausbreitung und Weiterentwickelung der deutschen Sprache in Ost- und Westpreußen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf die Betheiligung der beiden deutschen Hauptdialekte an derselben.

Es darf erwartet werden, das die Archive außer dem bereits zerstreut zugänglichen Materiale noch manches Neue bieten werden; die Beachtung der Eigennamen, der Ortsnamen, der gegenwärtigen Dialektunterschiede wird wesentliche Ergänzungen liefern. Sollten die Forschungen zur Bewältigung des vollen Themas zu umfänglich werden, so würde die Gesellschaft auch zufrieden sein, wenn nach Feststellung der Hauptmomente die Veranschaulichung des Einzelnen sich auf einen Theil von Ost- und Westpreußen beschränkte. Der Preis beträgt 60 Ducaten; doch würde die Gesellschaft mit Rücksicht auf die bei der Bearbeitung wahrscheinlich nöthig werdenden Reisen und Correspondenzen nicht abgeneigt sein, bei Eingang einer besonders ausgezeichneten Lösung den Preis angemessen zu erhöhen.

3. Für das Jahr 1876. Indem die Gesellschaft den

> Häringsfang und Häringshandel im Gebiete der Nord- und Ostsee

als Thema aufstellt, glaubt sie mit dieser allgemeinen Fassung desselben nur die Richtung andeuten zu sollen, in welcher sie handelsgeschichtliche Forschungen anzuregen wünscht. Sie überläßt es den Bearbeitern, den Antheil einzelner Völker, Emporien oder Gruppen derselben, wie etwa der hanseatischen, am Häringsfang und Häringshandel zu schildern. Sie wünscht der Aufgabe auch nicht bestimmte zeitliche Grenzen zu stecken, und würde ebenso gern eine auf den Urkundenbüchern und anderen Geschichtsquellen begründete Darstellung des mittelalterlichen Häringshandels, wie eine mehr statistische Bearbeitung des modernen hervorrufen. Preis 700 Mark.

4. Für das Jahr 1877. Der hohe Reiz der italienischen Geschichte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters beruht großentheils darauf, daß sich hier bei dem zuerst gereisten Volke unter den neueren, schon eine Menge von Bedürfnissen, Grundsätzen und Anstalten der höheren Culturstufen wahrnehmen läßt, während daneben in Italien selbst und mehr noch im übrigen Europa so viel Mittelalterliches noch fortdauert. Auch in der italienischen Volkswirthschaft finden wir denselben Contrast echt moderner Fortschritte auf einer noch wesentlich mittelalterlichen Grundlage. Die Gesellschaft wünscht daher

> eine quellenmäßige Erörternng, wie weit in Ober- und Mittel-Italien gegen Schluß des Mittelalters die modernen Grundsätze der agrarischen, industriellen und mercantilen Verkehrsfreiheit durchgeführt waren.

Sollte sich eine Bewerbungsschrift auf den einen oder andern italienischen Einzelstaat beschränken wollen, so würde natürlich ein besonders wichtiger Staat zu wählen sein, wie z. B. Florenz, Mailand oder Venedig.

Da wir hoffen, daß vorstehende Preisfrage namentlich auch in Italien selbst Anklang finden wird, so erklären wir uns für diesen Fall ausnahmsweise bereit, auch in italienischer Sprache abgefaßte Bewerbungsschriften zuzulassen. Preis 700 Mark.

II. Aus der Mathematik und Naturwissenschaft.

1. Für das Jahr 1874. Das Problem der electrischen Vertheilung auf einem Conductor von gegebener Gestalt ist durch die bisher in Anwendung gebrachten Methoden nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen zur definitiven Lösung gelangt oder einer solchen zugänglich geworden. Um die genannten Methoden ihres speciellen Charakters zu entkleiden und wo möglich auf ein allgemeineres Niveau zu erheben, scheint es zu-

nächst wünschenswerth, wesentlich neue Fälle in den Kreis der Untersuchungen hereinzuziehen. Demgemäß stellt die Gesellschaft folgende Preisaufgabe:

Auf einem Rotationskörper, dessen Meridian durch die Lemniscate (Cassini'sche Curve)

$$(x^2+y^2)^2-2a^2(x^2-y^2)=b^4-a^4$$

dargestellt ist, soll die Vertheilung der Electricität unter dem Einflusse gegebener äußerer Kräfte ermittelt werden.

Die Beantwortung des Specialfalles a=b würde durch die Methode der reciproken Radien (Methode der sphärischen Spiegelung) auf den Fall eines Hyperboloids reducirbar, und für die Erlangung des Preises unzureichend sein. Preis 60 Ducaten.

2. Für das Jahr 1875. Die Frage nach der Lage der Schwingungsebene des polarisirten Lichtes ist trotz mannigfacher Bemühungen bis jetzt nicht entschieden worden. Die Gesellschaft stellt daher die Aufgabe:

Es ist durch neue Untersuchungen die Lage der Schwingungsebene des polarisirten Lichtes **endgültig** festzustellen.

Preis 60 Ducaten.

3. Für das Jahr 1876. Trotz der meisterhaften Arbeiten Leverrier's über die Bewegung des Merkur kann die Theorie dieses Planeten noch nicht als endgültig abgeschlossen betrachtet werden. Die Gesellschaft wünscht eine ausführliche

Untersuchung der die Bewegung des Merkur bestimmenden Kräfte,

mit Rücksicht auf die von Laplace (in der Mécanique céleste), von Leverrier (in den Annales de l'Observatoire und den Comptes rendus de l'Académie des sciences), von Hansen (in den Berichten der Kön. Sächs. Gesellsch. d. W. vom 15. April 1863) und von Wilhelm Weber (vergl. Zöllner über die Natur der Cometen S. 333) angedeuteten Einwirkungen. Außer der vollständigen Berechnung der Störungen ist eine Vergleichung mit den Beobachtungen unerläßlich, um zu zeigen, bis zu welchem Grade der Genauigkeit sich die eingehenden Constanten bestimmen lassen. Die Construction von Tafeln zur Ortsberechnung behält sich die Gesellschaft vor zum Gegenstand einer späteren Preisbewerbung zu machen. Preis 700 Mark.

4. Für das Jahr 1877. Der nach Encke benannte und von diesem Astronomen während des Zeitraumes von 1819—1848 sorgfältig untersuchte Comet I, 1819, hat in seiner Bewegung Anomalieen gezeigt, welche zu ihrer Erklärung auf die Hypothese eines widerstehenden Mittels geführt haben. Da indessen eine genauere Untersuchung der Bahn nur über einen beschränkten Theil des Zeitraums vorliegt, über welchen die Beobachtungen (seit 1786) sich erstrecken, so ist eine vollständige Neubearbeitung der Bahn des Encke'schen Cometen um so mehr wünschenswerth, als die bisher untersuchten Bewegungen anderer periodischen Cometen keinen analogen widerstehenden Einfluß verrathen haben. Die Gesellschaft wünscht eine solche vollständige Neubearbeitung herbeizuführen, und stellt deshalb die Aufgabe:

die Bewegung des Encke'schen Cometen mit Berücksichtigung aller störenden Kräfte, welche von Einfluß sein können, vorläufig wenigstens innerhalb des seit dem Jahre 1848 verflossenen Zeitraums zu untersuchen.

Die ergänzende Bearbeitung für die frühere Zeit behält sich die Gesellschaft vor, eventuell zum Gegenstand einer späteren Preisbewerbung zu machen. Preis 700 Mark.

Die Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besonderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Couvert begleitet sein, das auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1874 Prof. Dr. G. Curtius) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

Ausgegeben: 29. Mai 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Jesuiten und die Republik Venedig.

Je mehr die Jesuiten sich darin gefallen, ihre Vertreibung aus dem deutschen Reiche als völlig ungerechtfertigt darzustellen, sie als einen unmotivirten Akt der Gewalt zu bezeichnen, desto eher möchte wohl der Anlaß vorliegen, auf Grund historischer Dokumente nachzuweisen, bei wie vielen Gelegenheiten schon in der Vergangenheit ihre Staatsgefährlichkeit erkannt und verurtheilt worden ist. Es sei uns gestattet, hier auf eine weniger bekannte Episode der Geschichte des Jesuitenordens hinzuweisen, nämlich auf sein Verhältniß zur Republik Venedig und die Kämpfe, die sich zwischen ihm und diesem Freistaate entspannen. Wir werden uns, der Unparteilichkeit halber, sorgfältig enthalten, Parallelen mit den Vorgängen der Gegenwart zu ziehen; aber dieselben werden sich dem aufmerksamen Leser von selbst in großer Zahl ergeben. Es wird ihm sowohl die starre Konsequenz in dem Verhalten des Ordens auffallen als auch die Strenge und Schärfe, mit welcher in früheren Jahrhunderten ein durchaus katholisches Staatswesen gegen Uebergriffe der Priesterschaft einschritt. Und diese Beobachtungen möchten bei manchem dazu dienen, ihn den jetzigen kirchenpolitischen Maßregeln des Staates gegenüber zu einer gerechteren und vorurtheilsfreieren Würdigung zu führen.

Man kann durchaus nicht sagen, daß Signorie und Senat von Venedig den Jesuiten mit feindseligem Vorurtheil entgegengekommen wären. Vielmehr war Venedig die erste Stadt Italiens, welche den im Jahre 1540 von Papst Paul III genehmigten Orden aufnahm. Denn schon 1550 erhielt Ignaz v. Loyola selbst von der Freigebigkeit des Nobile Andrea Lippomano die Kirche Santa Maria dell' Umiltà mit einigen zugehörigen Grundstücken, um hier eine Niederlassung seiner im Entstehen begriffenen Gesellschaft zu begründen. Kaum hatten auf diese Weise die Jesuiten im Gebiete des heiligen Markus Fuß gefaßt, als sie sich mit der ihnen eigenen Geschicklichkeit in demselben auszudehnen begannen. Indem sie als gewandte und nachsichtige Beichtväter sich der Leitung der Gewissen bemächtigten und die Söhne der angesehensten Familien in ihre Schulen zogen, wußten sie sich durch Geschenke und Legate große Reichthümer zu erwerben. So besaßen sie bereits im Anfange des 17. Jahrhunderts Konvente, Kollegien und

einträgliche Güter in ſehr vielen Städten und Flecken der Republik in größerem Umfange, als alle anderen religiöſen Korporationen, die doch ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten ſich daſelbſt anſäſſig gemacht hatten.

Dies ſchnelle Anwachſen der Beſitzthümer der Jeſuiten rief zuerſt den Gegenſatz ſeitens der Staatsgewalt wider ſie hervor. In den Jahren 1602 bis 1605 erfolgten mehrere Geſetze, welche jede Vermehrung des Beſitzes der todten Hand ſowie die Errichtung neuer Kirchen und Klöſter verboten und die zunächſt gegen die Jeſuiten gerichtet waren. Die letztern beklagten ſich über dieſe Reſtriktivmaßregeln bei dem Papſte. Der damalige Nachfolger Petri, Paul V, ein Mann, der überhaupt von der Herrlichkeit der Kirche und zumal des heiligen Stuhles die höchſte Vorſtellung hatte und zugleich eine ſehr geringe Kenntniß der wirklichen Weltlage beſaß, forderte die Republik zur Zurücknahme jener Geſetze auf. Der Konflikt zwiſchen Venedig und dem Papſte verſchärfte ſich, als die venezianiſchen Behörden, den ſtets in der Republik gültigen Geſetzen gemäß, einige gemeiner Verbrechen ſchuldige Prieſter vor ihr Forum zogen, während der Papſt deren Auslieferung an die geiſtliche Gerichtsbarkeit verlangte. Im dieſem Streite zwiſchen weltlicher und geiſtlicher Gewalt nahmen die Jeſuiten mit allem Eifer für die letztere Partei. Die Schärfe, mit welcher ſie, in ſogleich näher zu bezeichnender Weiſe, ſich gegen die überlieferten Rechte des Staates erklärten, hatte ihre Verbannung aus venezianiſchem Gebiet auf ewige Zeiten zur Folge, durch Beſchluß des Senates (der Pregadi) vom 14. Juni 1606. In dieſem Dekrete wurde feſtgeſetzt, daß eine Rückberufung der Jeſuiten nur mit fünf Sechsteln der Stimmen in einer Verſammlung von wenigſtens 180 Senatoren beſchloſſen werden könne, und daß ein Buch angelegt werden ſolle, in das von Staatswegen alle Vergehungen der Jeſuiten gegen die Republik einzutragen ſeien, und welches dann bei jeder etwaigen Berathung über die Rückführung jener Geſellſchaft dem Senate vorgelegt werden müſſe.

Dieſe merkwürdige Sammlung von Dokumenten iſt jetzt von dem als hiſtoriſcher Kompilator ſchon vielfach thätigen Abbate Giuſeppe Cappelletti veröffentlicht worden*). Das Buch enthält, außer einer kurzen Vorrede und Anmerkungen, kein einziges Wort des Herausgebers, keine Schlüſſe oder gar Hypotheſen, ſondern eben nur die auf Befehl des Senates geſammelten Abſchriften der die Jeſuiten betreffenden Aktenſtücke. Um ihre Glaubwürdigkeit zu ſichern, hat der Herausgeber die einzelnen Nummern dieſes im Generalarchiv in Venedig befindlichen Manuſkriptbuches mit den Originalien ſelbſt verglichen und dabei, abgeſehen von einzelnen Auslaſſungen die Ab-

*) J Gesuiti e la repubblica di Venezia. Documenti diplomatici publicati dal Cav. pr. Gius. Cappelletti. Venezia 1873, a spese dell' autore. 452 S. 8°.

schriften völlig wortgetreu erfunden. Dieser Publication hat Herr Cappelletti dann noch einige weitere, den venezianischen Archiven entnommene Aktenstücke über die Verhältnisse der Jesuiten in Venedig angehängt. Die unmittelbare Veranlassung zu dieser ganzen Veröffentlichung ist das hundertjährige Jubiläum der Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV gewesen. Es ist das Buch Cappelletti's also ein Quellenwerk, dem wir bei der folgenden Darstellung getrost folgen dürfen. Dasselbe greift noch einige Monate vor den Erlaß des Ausweisungsdekretes zurück.

Da Venedig sich den Ansprüchen Paul's V nicht freiwillig unterwarf, suchte er dieselben durch Zwang durchzusetzen. Am 17. April 1606 belegte er in vollem Consistorium das gesammte venezianische Gebiet mit dem Interdikte, wenn der Senat nicht binnen 24 Tagen seine angeblich kirchenfeindlichen Anordnungen rückgängig mache. Sofort bethätigte sich der Eifer der Jesuiten, mit allen Kräften den Papst in diesem Kampfe zu unterstützen. In Bologna war es allein dieser Orden, welcher das Interdikt von der Kanzel verkündigte und an seiner Kirche anschlug, während selbst der Erzbischof dieser Stadt dessen Veröffentlichung verweigerte. In Venedig selbst wurde inzwischen den Geistlichen die Publication jeder päpstlichen Zuschrift untersagt; dann berief man die Obern aller geistlichen Körperschaften zum Dogen, der ihnen befahl, mit gänzlicher Nichtachtung des Interdiktes die kirchlichen Ceremonien weiter zu üben. Alle Geistlichen, sowohl des Welt- wie des regulären Klerus, erklärten ihren Gehorsam; nur die Jesuiten erwiderten unter vielen Betheuerungen ihrer Ergebenheit gegen die Republik, daß sie auf ausdrücklichen Befehl ihrer Obern in Rom das Abhalten der Messe einstellen müßten; die übrigen — weniger wichtigen — religiösen Ceremonien dürften und wollten sie fortsetzen (8. Mai 1606).

Wenn sie gehofft hatten, mit dieser heuchlerischen Erklärung ungestraft wegzukommen oder doch wenigstens ihre Besitzungen zu behalten, so sahen sie sich bitter getäuscht. Es wurde ihnen nur die Wahl gelassen, entweder die kirchlichen Gebräuche unverändert fortzuüben oder sofort mit Rücklassung ihrer ganzen Habe das venezianische Gebiet zu räumen. Da sie auf das erstere nicht eingehen wollten, mußten sie sich wohl zu dem letzteren entschließen. Schon drei Tage nach ihrer Erklärung wurde ein Inventar ihrer beweglichen Habe in der Hauptstadt selbst aufgenommen. Doch fand sich so wenig vor, daß trotz des entschiedenen Leugnens der Patres die staatlichen Kommissäre sofort den Verdacht faßten, es müßte der beste Theil des Geldes und der Kostbarkeiten vorher in aller Eile heimlich fortgeschafft worden sein. Es scheint, daß der spanische Botschafter, dessen Barke von dem Jesuitenconvent aus mit mehreren großen Kassetten beladen wurde, hierbei hülfreiche Hand leistete. Auf dem Speicher des Klosters fand man nachher,

sorgfältig verborgen, Tiegel zum Einschmelzen des Metalles: der beste Beweis, daß sie Kirchenkostbarkeiten in bequemere Formen zum Wegschaffen gebracht hatten. So übertraten die Jesuiten ungescheut den strengen Befehl des Senates und ihre eigenen wiederholt abgegebenen feierlichen Versicherungen. Ebenso fand man in Vicenza das Kloster nächtlicher Weile von den Jesuiten verlassen und dabei fast völlig ausgeplündert; nur zum Scheine hatten sie wenige Hausgegenstände und Bücher in einigen Kisten zurückgelassen. In Padua reisten die Jesuiten nicht allein selbst ab, sondern verleiteten auch einige Stiftsherren, ihrem Beispiele zu folgen. Auch in Verona und Brescia zogen die Jünger Loyola's die Verbannung dem Gehorsame gegen die Gesetze vor, in letzterer Stadt gleichfalls mit Verletzung des über ihre Güter verhängten Sequesters.

Aber die Jesuiten begnügten sich nicht, durch ihr Beispiel zur Feindseligkeit gegen die staatlichen Anordnungen aufzufordern, sie suchten vielmehr auch durch eifrige Ermahnungen die übrigen Orden zur Räumung des interdicirten Gebietes zu veranlassen. So machten sie es den Kapuzinern, die bei den übrigen Mönchen großen Ansehens genossen, zur heiligsten Gewissenspflicht, Venedig zu verlassen. Auch gingen sie paarweise in die andern Klöster, um hier gleichfalls ihre aufrührerischen Lehren auszustreuen. Es glückte ihnen dies aber nur zum kleinen Theile. Am 15. Mai entfernten sich die Kapuziner und Theatiner aus Venedig. Die übrigen Orden jedoch und die gesammte Pfarrgeistlichkeit — mit wenigen Ausnahmen — schlossen sich der Anschauung der Behörden an und betrachteten das Interdikt als null und nichtig. In Bergamo und Brescia blieben selbst die Kapuziner ruhig zurück*). Nicht minder suchten die Jesuiten vor ihrem Weggange noch das Volk aufzustacheln. Sie ermahnten ihre zahlreichen Gläubigen und Beichtkinder, nicht fürder in die Messe und zur Konfession zu gehen, da alle im Venezianischen zurückbleibenden Priester als excommunizirt und in Todsünde befindlich anzusehen sein. Besonders die Frauen, über die sie eine große Herrschaft ausübten, und welche ihre Kirchen zu füllen gewohnt waren, suchten sie zu Aposteln dieser Anschauung zu machen: nicht nur in Venedig, sondern auch in den Städten der Terra ferma, des venezianischen Besitzes in der Lombardei. Noch ist u. a. der Brief der Gattin eines venezianischen Staatsbeamten — des Gemeindekanzlers Zuambatista Andrusio — vorhanden, in welchem sie demselben auf das naivste die ihr von den Jesuiten gegebenen Instructionen auseinandersetzt und ihn um Gottes und seines eigenen Seelenheiles willen anfleht, sich von den dem Papste ungehorsamen Priestern fernzuhalten. Die auf der fernen, damals Venedig

*) Vgl. Paolo Sarpi, Historia particolare (ed. Lyon 1624, 4°) p. 69.

zugehörenden Insel Kandia befindlichen Jesuiten hatten sich zunächst geneigt erwiesen, den Befehlen der Republik nachzukommen; allein auch sie zeigten bald feindselige Gesinnung. Was das dalmatische Gebiet Venedig's anbetrifft, so hatte in der Hauptfestung Zara schon im April 1606 ein Jesuit, noch dazu Vicar des dortigen Erzbisthumes, es gewagt, in Predigt und Beichte gegen die Einrichtungen des Staates zu wühlen und zu eifern.

Auf diese Feindseligkeiten der Gesellschaft Jesu erwiderte der Senat mit der Festigkeit, die er überhaupt in diesem Streite bewiesen hat. Am 14. Juni erfolgte der schon erwähnte Beschluß der vollständigen Verbannung der Jesuiten aus dem venezianischen Territorium und zwar unter Bestimmungen, welche den Sinn hatten, die Rückrufung derselben so gut wie unmöglich zu machen. Motivirt war diese Maßregel durch die Undankbarkeit und Staatsgefährlichkeit, die aufrührerischen Umtriebe und die Unterschlagungen, welche die Jesuiten sich hätten zu Schulden kommen lassen.

Die vertriebenen Patres zogen sich nach Ferrara, Bologna und Mantua zurück, also nach Städten, von denen aus sie immer leicht mit Venedig in Verbindung bleiben und ihre gefährliche Thätigkeit gegen diesen Staat ausüben konnten*). Ueberhaupt kaum war das Verbannungsdekret ergangen, als die Jesuiten von allen Seiten einen erbitterten Krieg gegen die Republik begannen, deren Lage in der That gefährdet war, da nicht allein der Papst, sondern auch Spanien Miene machten, den zu wenig empfundenen geistlichen Strafen schwere weltliche, materielle folgen zu lassen, und eifrig gegen Venedig rüsteten. Im Venezianischen selbst blieben einige verkleidete Jesuiten zurück, predigten unter anderm Gewande und suchten vor allem die Landleute von den Aushebungen zurückzuschrecken, welche die Republik zur Sicherung gegen die vom Papste und von Spanien ihr angedrohten Feindseligkeiten veranstaltete. In Rom weigerten sich die Jesuiten und, auf deren Anstiften, auch die Franziskaner, irgend einen Venezianer zu absolviren, der nicht versprach, sich fürder von dem Gottesdienste in seiner Heimat fern zu halten. Noch ein Jahr später handelten die Jesuiten in Nancy ganz auf dieselbe Weise: ein Beleg dafür, daß dieses Verfahren auf Vorschriften von Seiten der Ordensobern beruhte.

Besonders thätig gegen Venedig waren die Jesuiten in der unmittelbaren Nähe dieses Staates. Zumal in Mantua, das fast rings von venezianischem Gebiete umgeben war, zeigten sie sich unermüdlich in ihren Angriffen. In der Dreifaltigkeitskirche der Stadt Mantua selbst schmähte ein bologneser Jesuit so heftig auf die venezianischen Behörden, die er als Ketzer darstellte und auf die er den Zorn Gottes herabrief, daß selbst einer der

*) Sarpi a. a. O. p. 70.

aus Padua vertriebenen Jesuiten, Lodovico Gagliardo, sich erhob und ihn ermahnte, sich von den politischen auf die religiösen und moralischen Gegenstände zurückzuwenden. Aber hierauf kehrte sich der Prediger gegen Gagliardo, den er u. a. mit den Hunden verglich, deren Pflicht es ist zu bellen, die aber schweigen, weil der Dieb sie gefüttert hat. Erst als der Gouverneur der Stadt, Fulvio Gonzaga, dem Redner befahl, das Evangelium zu predigen oder die Kanzel zu verlassen, gehorchte der Jesuit. Er wurde dann von der mantuanischen Regierung, die sich wohl hütete, es mit ihrer mächtigen Nachbarin zu verderben, sofort aus dem Gebiet des kleinen Herzogthumes verwiesen. Nun fiel aber der Zorn der Ordensobern auf Gagliardo, der es zuerst gewagt, jenen Pater zu unterbrechen. Er wurde gezwungen, Widerruf zu leisten, indem er von derselben Kanzel herab gegen die Venezianer donnerte, und um sein früheres Vergehen in vollem Umfange wieder gut zu machen, verglich er Venedig mit Sodom und stellte ihm liebreich ein gleiches Schicksal in Aussicht. Darauf wurde auch er aus Mantua verwiesen, in Venedig aber als aufrührerischer Unterthan geächtet.

Indeß diese Ausweisung der kühnsten unter den in Mantua weilenden Jesuiten vermochte die übrigen nur vorsichtiger zu stimmen, nicht im mindesten aber von ihren Umtrieben gegen die Ruhe des venezianischen Staates abzuhalten. Besonders mit dem benachbarten veronesischen Gebiete hatten sie engen Verkehr. Theils kamen viele ihrer Anhänger aus jenem nach Mantua und empfingen dann in den Predigten und freundschaftlichen Zusammenkünften die stets wiederholte Aufforderung, sich dem Interdikte zu unterwerfen; theils standen die Jesuiten mit zahlreichen Veronesen in Briefwechsel. Die Rektoren von Verona sahen sich schließlich genöthigt, bei Strafe des Lebens und der Einziehung der Güter jeden brieflichen oder persönlichen Verkehr mit den Jesuiten zu untersagen. In der That begannen schon einige Pfarrer, die Austheilung des Sakramentes zu verweigern, und konnten nur durch die hier angedrohte strengste Züchtigung zum Gehorsam geschreckt werden.

In Ferrara, welches zum Kirchenstaate gehörte, durften die Jesuiten natürlich offener und kühner auftreten. Der Pater Gondi bezeichnete Venedig als eine verruchte Stadt, wo es 10,000 Hebräer, 10,000 Schismatiker, 20,000 Dirnen, unzählige Ketzer und Banditen gebe. Noch übler kamen der Doge selbst und seine Räthe weg. Sie müßten Gott danken, fügten die Patres hinzu, endlich in eine christliche Stadt gekommen zu sein. Ebenso predigten die Jesuiten in Bologna allsonntäglich gegen Venedig. Parma war zwar nicht vom Papste abhängig, stand aber als Vasall Spanien's gänzlich auf päpstlicher Seite. Dies benutzten die Jesuiten, um in der Hauptstadt in Wort und Schrift das venezianische Gebiet als ein Land der

Lutheraner, ja Scythen zu schildern; man müsse für dasselbe in der Weise beten, wie man für die Feinde der Kirche bete. Und außer der Oeffentlichkeit wurde dort noch auf allen möglichen privaten Wegen die Stimmung des Volkes gegen Venedig erbittert.

Da Spanien klärlich für den Papst Partei nahm, so konnten die Jesuiten in den spanischen Besitzungen auf der Halbinsel ihre ganze Feindseligkeit gegen Venedig zum Ausdrucke bringen. In Neapel forderten sie laut die Vernichtung der Republik durch eine Art Kreuzzug wider dieselbe. In Predigten und Gesprächen entwickelten sie dieses Thema mit zahlreichen Anführungen aus der h. Schrift und den Canones. Daneben bearbeiteten sie das abergläubische neapolitanische Volk mit Vorbringung angeblicher Wunderzeichen und Prophezeiungen, welche den Untergang der Republik vorherverkünden sollten. In der apulischen Hafenstadt Bari suchten sie es dahin zu bringen, daß den Venezianern der Hafen gesperrt, jeder Verkehr mit ihnen verboten werde. Und wie im Königreich Neapel, so verfuhren sie auch auf Sizilien. In Palermo hörte man von den Jesuitenkanzeln nur Vorwürfe gegen Venedig, ja gegen die republikanische Regierungsform überhaupt; auch hier wurden die venezianischen Behörden geradezu als verabscheuungswürdige Ketzer bezeichnet. In Spanien selbst bemühten die Jesuiten sich, den venezianischen Gesandten von dem Eintritt in die Kirchen auszuschließen: jedoch ohne Erfolg, da die spanische Regierung sich nicht zu einem so offenen Akte der Feindseligkeit entschließen wollte, um nicht die Republik gänzlich in die Arme Frankreich's zu treiben, das ihr bereits seine Unterstützung angeboten hatte. Der Kardinal-Erzbischof von Toledo ermahnte vielmehr selbst die Patres zur Ruhe und Vermeidung aller Demonstrationen, so daß sie sich begnügen mußten, im Geheimen gegen Venedig zu wühlen, und dem kranken venezianischen Gesandten die Sakramente zu versagen, die derselbe aber von den Dominikanern erhielt.

Dem Senate schien es an der Zeit, dieser so unverhüllten Feindseligkeit der Jesuiten jede Einwirkung wenigstens auf das eigene Territorium zu versperren. Am 18. August wurde durch Dekret der Pregadi jedem Unterthan, mit Einschluß der Frauen, jeder persönliche oder briefliche Verkehr mit den Jesuiten untersagt, sowie denjenigen, welche Söhne von den Jesuiten unterrichten ließen, befohlen, dieselben sofort zurückzurufen; bei Strafe der Verbannung, ja, nach Umständen, der Vermögenskonfiskation und der Galeeren. Diese entschiedene Haltung des Senates, die wenig Hoffnung auf die früher erwartete Selbstdemüthigung desselben übrig ließ, erbitterte die Gesellschaft Jesu in steigendem Maße. In Verona verweigerte am Tage Mariä Himmelfahrt ein ehemaliger Jesuit, jetzt Erzpriester der großen Gemeinde San Stefano, die Austheilung der Sakramente, und sein Kaplan

suchte die Gläubigen im Sinne des Interdiktes zu bearbeiten. Aber auch hier griffen die Behörden mit Entschlossenheit ein. Der Kaplan wurde sofort verhaftet, der Erzpriester, welcher vorher entflohen war, bei Todesstrafe aus dem Gebiete der Republik verbannt. In Rom suchten die Jesuiten den Papst, über den und dessen Nepoten sie eine große Herrschaft übten, immer mehr gegen den Staat des heil. Markus einzunehmen. Der bekannte Jesuit Possevin, eines der eifrigsten und thätigsten Mitglieder des Ordens, in der Geschichte Polen's und Schweden's wohl bekannt, ließ eine Menge giftiger und verläumderischer Schmähschriften gegen die Republik erscheinen.

Allein die Jesuiten waren noch nicht am Ende ihrer Enttäuschungen angelangt. Im April 1607 schlossen unter französischer Vermittelung der Papst und die Republik einen Frieden, in welchem diese dem h. Vater einige augenblickliche Conzessionen machte, im ganzen aber sowohl den vom Beginne des Streites an von ihr innegehaltenen Standpunkt als auch ihre überkommenen kirchenpolitischen Gesetze vollständig wahrte. Man muß diesen Frieden als einen nur wenig beschränkten Sieg Venedig's über den h. Stuhl bezeichnen.*) Wenn die Kirche sich zu rühmen pflegt, daß der Ausgang aller mit ihr geführten Kämpfe schließlich stets ein für sie günstiger sei, so traf das hier gewiß nicht zu. Und die dabei erhaltene Lehre machte einen solchen Eindruck, daß nie wieder ein Papst das Interdikt über irgend ein Land verhängt hat. Die herbe Niederlage der klerikalen Interessen sprach sich auch darin aus, daß der Friede geschlossen wurde, ohne daß die Rückberufung der Jesuiten in das venezianische Gebiet ausgemacht worden wäre; dem festen Willen der Signorie in dieser Beziehung hatte der Papst sich nach einigen schüchternen Versuchen fügen müssen. Für die Jesuiten war das natürlich ein überaus harter Schlag. Sie boten deshalb alles auf, um noch im letzten Augenblicke die Aufhebung des gegen sie gerichteten Verbannungsdekretes zu bewirken. Zunächst wandten sie sich an die fromme spanische Regierung um deren Intervention, indem sie vorstellten, daß das Ansehen Spanien's und der Kirche gleich sehr unter einem solchen Triumphe der Republik über die getreuen Vorkämpfer des Papstthumes leiden würde. Allein so kirchlich gesinnt auch die Machthaber in Madrid waren, liebten sie doch keineswegs die Jesuiten, da auch sie dieselben für allzu leidenschaftliche Gegner der Staatsgewalt hielten. So setzten die Jesuiten hier nichts durch. Und nicht viel mehr Erfolg hatten sie in Paris. Heinrich IV zeigte sich zwar geneigt, Fürbitte für sie einzulegen; aber dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Senates, die Jesuiten nicht aufzunehmen, gegenüber ließ er seine Verwendung bald fallen. Denn dieser skeptische Monarch war am wenigsten gesonnen,

*) Romanin, Storia documentata di Venezia VII. 57 ff.

um der Gesellschaft Jesu willen eine Störung des europäischen Friedens in einer seinen Interessen geradenwegs zuwiderlaufenden Weise herbeizuführen.

Dieser Ausgang betrübte die Jesuiten tief. Nicht allein hatte die von ihnen verfochtene Sache eine schlimme Niederlage erlitten, welche die andern Staaten in einem etwaigen Konflikte mit dem Papste außerordentlich ermuthigen mußte. Ihr Orden selbst war durch die Aufrechterhaltung des Verbannungsdekretes, während die venezianischen Behörden fast allen andern ausgewanderten Geistlichen die Rückkehr gestattet hatten, mit einem besondern Makel behaftet. Ferner hatte die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen, die Intervention Frankreich's und Spanien's zu ihren Gunsten zu erlangen, bewiesen, daß ihr Einfluß in jenen Staaten bei weitem nicht so groß war, wie sie ihn darzustellen liebten. Wie stand doch der Ausgang dieser Angelegenheit in so diametralem Gegensatze zu den Hoffnungen, die sie bei deren Beginne gehegt und während des fernern Verlaufes derselben zu behalten sich den Anschein gegeben hatten! Natürlich bewahrte die Gesellschaft darüber der Republik einen Haß, der dieser aber wenig schaden konnte. Mochten immerhin die Jesuiten in Sevilla gegen die Venezianer als Schismatiker und Verkleinerer der römischen Kirche predigen (1607); mochten sie es versuchen, durch verschiedene Verläumdungen den französischen König gegen die Republik aufzustacheln (1609): solche Unternehmungen mußten bei der allgemeinen Lage der Dinge stets einen für die Jesuiten selbst mehr oder minder schimpflichen Ausgang nehmen. Sie hatten nur die Folge, von Seiten des Senates eine Erneuerung seiner strengen Dekrete gegen den Besuch auswärtiger Jesuitenschulen hervorzurufen (1612).

Da also die Jesuiten erkannten, daß es auf gewaltsamem Wege ihnen nicht gelingen wolle, ihre Rückkehr in ihre venezianischen Besitzungen zu erwirken, so suchten sie durch ein friedliches und unterwürfiges Verfahren zu diesem Ziele zu gelangen: natürlich mit dem Vorbehalte, später, wenn sie ihren Zweck erreicht, auf ihre frühern Bestrebungen wieder zurückzukommen. Es fehlte ihnen hierbei nicht an einem mächtigen Protektor. Gern hätte der Papst Paul V. selbst sich für sie verwandt, die für ihn litten; aber da er es natürlich scheuen mußte, zumal in dieser Angelegenheit, eine Fehlbitte bei der Signorie zu thun, so übernahm es sein Nepot, der Kardinal Borgheſe, das demüthige Ersuchen der Jesuiten dem venezianischen Gesandten in Rom, Contarini, vorzutragen, nicht ohne die Bemerkung, daß mit Erfüllung desselben auch dem Papste ein großer Gefalle geschehen werde. Contarini machte aber dem Kardinal keine Hoffnung, daß sein Anliegen irgend einen Erfolg haben werde. Wirklich erhielt derselbe umgehend die Antwort, daß „jetzt mehr als je der Entschluß bei allen Mitgliedern des Senats feststehe, die Jesuiten nicht wieder einzulassen wegen eben derselben wichtigen und sehr

einflußreichen Gründe, trotz unseres Bedauerns, hierin nicht Seiner erlauchtesten Herrlichkeit und den Wünschen Sr. Heiligkeit Genüge thun zu können". (December 1613.) In der That, so lange die Republik sich kräftig fühlte, hatten die Jesuiten mit ihrem Anliegen durchaus keinen Erfolg. Schon im December 1614 machte Kardinal Borgheſe einen zweiten Versuch, indem er den Senat bat, den Jesuiten wenigstens den Durchgang durch das venezianische Gebiet zu gestatten. Aber auch diese bescheidene Bitte hatte keinen Erfolg. Der Senat begnügte sich, zur Antwort auf die Strenge der Gesetze zu verweisen, welche den Jesuiten auch nur das Betreten des venezianischen Gebietes untersagten.

Nach dieser wiederholten herben Zurückweisung begannen die Jesuiten den kleinen Krieg gegen Venedig von neuem auf allen Seiten. Zur großen Beunruhigung des Senates gründeten sie in unmittelbarer Nachbarschaft des venezianischen Gebietes Unterrichtsanstalten, auf die sie die venezianischen Jünglinge zu locken suchten: so in Castiglione auf mantuanischem Boden, gerade halben Weges zwischen Verona und Brescia; so auf der andern Seite in Görz, wo sie von einem Herrn von Cobenzl einen Palast zu ihrem Convikt und zu Schulen kauften, in welche letztere sie junge Leute von der Terra ferma sowohl wie von den dalmatinischen Besitzungen der Republik zu ziehen hofften. Bald fand die Gesellschaft einen bedeutenderen Gegenstand, um ihre Rachsucht gegen Venedig auszuüben. Erzherzog Ferdinand von Steier gerieth mit der Republik in Streit; und nun ließen die Jesuiten nichts unversucht, um ihn zum Beginne eines offenen Kampfes gegen dieselbe zu bewegen (Anf. 1616). Sie stellten ihm vor, daß die Unterthanen Venedig's höchst unzufrieden seien und ein Angriff seinerseits auf Friaul deshalb von schnellem Erfolge gekrönt sein werde. Es ist bekannt, einen wie großen Einfluß die Jesuiten gerade auf diesen Fürsten — den spätern Kaiser Ferdinand II. — hatten, der stets aus ihrem Orden sich den Beichtvater wählte. In der That brach der von den Jesuiten geförderte Krieg noch im Frühjahre 1616 aus, wurde aber, da er auf keiner Seite Entscheidung brachte, schon im nächsten Jahre durch den Frieden von Madrid beendet. Inzwischen waren aus Rom und aus Madrid Meldungen an die Signorie gekommen, wie an beiden Höfen die Jesuiten alles aufgeboten hatten, um dieselben in den Kampf gegen Venedig mit fortzureißen. Wie wenig dieses letztere gesonnen war, seinerseits in dem unabläſſigen Kriege mit den Jesuiten zu kapituliren, ersieht man aus einem Senatsdekrete vom 5. Nov. 1619, welches alle schon gemachten oder noch festzusetzenden testamentarischen Legate zu Gunsten der Jesuiten für ungültig erklärte. —

Länger als dreißig Jahre hindurch ist nun in das auf Befehl des Senates angelegte Buch nichts mehr verzeichnet worden. Die Gesellschaft

mochte wohl einstweilen die Hoffnung, ihre Rückkehr nach Venedig zu erschmeicheln oder zu erzwingen, aufgegeben haben. Auch war sie anderseitig dringender beschäftigt; der dreißigjährige Krieg und alle die Unruhen und Umwälzungen, welche derselbe im Gefolge hatte, nahmen sie im höchsten Grade in Anspruch. Anderntheils bot jetzt Venedig weniger Anhaltspunkte zur Feindseligkeit, als früher, denn die Republik hielt sich mit einer Vorsicht, die an Feigheit grenzte, mehr und mehr von der Einmischung in die großen Europa bewegenden Angelegenheiten zurück. Es war dies nur eine Folge von dem Gefühle der zunehmenden innern Schwäche, das sich Venedig's bemächtigte. Seit der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien und seit der Kolonisation jener Länder durch andere europäische Völker hatte sich der Welthandel gänzlich von Venedig fort nach Sevilla, Lissabon, Havre, Amsterdam und London gezogen. Die Kriege mit den Türken seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zerstörten den Verkehr Venedig's mit der Levante vollständig. So verödete der einst so belebte Hafen der Stadt, versiegten die einst so reichen Hülfsquellen der Republik. Inzwischen wuchsen im Innern der Luxus, die Käuflichkeit bei Vornehm und Gering, die Gleichgültigkeit gegen das Wohl des Staates, die Zwietracht inmitten der leitenden Familien selbst. Mit engherziger Hartnäckigkeit und mißtrauischer Grausamkeit klammerte sich die entartende und verarmende Aristokratie an Einrichtungen, die sich längst überlebt hatten. Wirkliche und vorgebliche Verschwörungen, wahrhafte und lügnerische Denunciationen beunruhigten unaufhörlich Behörden und Volk.

Dieser Verfall des venezianischen Staates enthüllte sich in dem Türkenkriege, der i. J. 1645 ausbrach. Trotz vieler Thaten persönlichen Muthes zeigte die Republik sich ihrem Gegner nicht gewachsen und mußte den Frieden des Jahres 1667 mit der Abtretung des größten Theiles von Kreta erkaufen. Die bedrängte Lage derselben wußten die Jesuiten auf das geschickteste zu benutzen. Im August 1653 richtete der Jesuitengeneral Nickel an den Senat ein Schreiben, in dem er die lebhafte Dankbarkeit seiner Gesellschaft für Venedig wegen der früher von diesem Staate genossenen Wohlthaten betheuerte und sein und seiner Untergebenen Leben und Besitzthum für denselben zu opfern bereit erklärte. Zum Beweise dafür bot er dem Senate eine Unterstützung von 150,000 Dukaten für den Türkenkrieg an. Diese Gabe annehmen, hieß offenbar mit den Jesuiten Frieden schließen; und deshalb antwortete der Senat durchaus ablehnend. Noch einmal hatte derselbe so seine Festigkeit dem verhaßten Orden gegenüber bewiesen. Aber inzwischen zog sich der Türkenkrieg in die Länge und forderte von dem Staate finanzielle Opfer, welchen derselbe kaum noch gewachsen war. Immer schwieriger wurde es der Signorie, die benöthigten Gelder und Mannschaften gegen

so überlegene Feinde, wie die Türken waren, aufzubringen. Papst Alexander VII. kam der Republik zur Hülfe, indem er ihr die Aufhebung einiger Klöster und den Verkauf von deren Besitzungen zu ihren eigenen Gunsten gestattete. Allein zugleich beschloß der Papst, den Jesuiten sehr zugethan und von ihnen noch besonders gedrängt, diese Gabe zu benutzen, um die Aufhebung des Verbannungsdekretes gegen die Gesellschaft zu erwirken. In einem Breve vom 29. Juli 1656 stellte er diese Forderung auf das dringendste und unterstützte sie theils durch Hinweisung auf die von ihm der Republik schon gewährten Vortheile, theils durch das ausdrückliche Versprechen einer weitern beträchtlichen Geldhülfe für den Türkenkrieg. Der Nunzius hatte diese Verheißungen noch besonders zu betonen.

Dieser Lockung vermochte der venezianische Senat nicht zu widerstehen. Trotz der Einreden mehrerer angesehener Senatoren wurde zunächst beschlossen, mit 108 Stimmen gegen 82, daß, bei der besondern Dazwischenkunft des h. Vaters, nicht innerhalb der durch das Dekret vom 14. Juni 1606 vorgeschriebenen Beschränkungen, sondern durch einfache Stimmenmehrheit über die Rückkehr der Jusuiten entschieden werden sollte. Man sieht, die Minorität war sehr bedeutend. Bei der Abstimmung über das päpstliche Verlangen selbst stimmten 116 für die Jesuiten, 53 gegen dieselben, 19 blieben unentschieden, folglich 116 gegen 72. Es blieb also immer eine starke Minorität, die unter keinen Umständen mit den Jesuiten paktiren wollte. Der Beschluß der Rückführung wurde übrigens ausdrücklich gefaßt in Hinsicht auf „jene Gunstbeweise an Hülfe und Unterstützung, welche mit gutem Grunde von dem Wohlwollen Seiner Heiligkeit erhofft werden können". (19. Jan. 1657.) Papst und Jesuiten ergingen sich in feurigen Danksagungen — aber schließlich sah die Republik sich vollständig getäuscht. Von den großen Geldsummen, die Alexander VII. als Lohn für die Wiederaufnahme der Jesuiten in Aussicht gestellt hatte, erhielt sie nicht einen Dukaten, indem der Papst den wenig ehrenvollen Vorwand gebrauchte, daß das Verbannungsdekret vom J. 1606 nicht förmlich und wörtlich aufgehoben und für nichtig erklärt worden sei! Diese feine Unterscheidung macht ganz den Eindruck, als ob sie dem Papste von den Jesuiten selbst an die Hand gegeben worden wäre.

Wie dem aber auch sei, die Gesellschaft Jesu hatte wieder legale Existenz auf venezianischem Boden. Sie kaufte zunächst von dem Staate das zu dessen Gunsten aufgehobene Kloster der Kreuzesträger für 50,000 Dukaten an, und zwar schon im Februar 1657. Bereits zehn Jahre später war ihnen diese Räumlichkeit zu eng, und sie erweiterten dieses Kloster bedeutend; die Kosten wurden durch die Almosen ihrer Freunde und Anhänger aufgebracht. Die Zahl der in der Hauptstadt selbst befindlichen Jesuiten schwankte zwischen 28 und 30, unter denen sich in jener Zeit nur drei Venezianer

befanden. Besondere Gunst wußten die Jesuiten bei dem Volke und auch bei den gebildeten Klassen durch ihre Lehrthätigkeit zu gewinnen, so daß mehrere Städte bei dem Senate um ihre Einführung in die Schule petitionirten, reiche Privatleute bedeutende Kapitalien zur Begründung von Jesuitenschulen stifteten, die Stadtbehörden selbst hierzu beitrugen: wie in Belluno, Treviso u. a. In den untern Schulen, deren Cursus jährlich am 1. November begann, wurde der Unterricht den Kindern der Aermeren völlig unentgeltlich ertheilt: solche Schulen gab es i. J. 1773 in Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Brescia und Belluno. Ihre höheren Anstalten, Collegien genannt, begannen das Schuljahr am 15. November; i. J. 1773 besaßen sie zwei Collegien in Brescia und eines in Belluno und außerdem eine zahlreich besuchte Akademie in Verona. Ferner übten die Jesuiten die Seelsorge in den Gefängnissen und auf den Galeeren aus. Acht Ordenshäuser erhoben sich in Venedig und dessen Gebiet. Das feste jährliche Einkommen dieser Häuser betrug ungefähr 19,000 Dukaten, abgesehen von den Geschenken, den Meß- und Schulgeldern u. s. w., und abgesehen von dem Werthe der Immobilien des Ordens und der in dessen Häusern und Kirchen enthaltenen Geräthe. Die Zahl aller im venezianischen Gebiete befindlichen Jesuiten war im J. 1773 nur 101 Köpfe, doch wird ausdrücklich bemerkt, daß sie vorher viel bedeutender gewesen sei.

Die Jesuiten gaben sich nicht mit dieser materiellen Ausdehnung innerhalb des venezianischen Territoriums zufrieden, sie versuchten auch bald wieder sich über die Gesetze zu erheben und eine herrschende Stellung über dem Volk einzunehmen, „durch neue Einrichtungen in Sachen der Religion und der Sitten" — wie sich der Proveditor von Orzinovi in einem Bericht an den Senat ausdrückt — „die Welt an der Nase zu führen". Sie predigten auf den öffentlichen Plätzen der Städte von Fenstern und Balkonen der Privathäuser herab. Dann zogen ihre Prediger durch die Dörfer, vor ihnen Trommelschläger, hinter ihnen die Gläubigen prozessionsweise geordnet. In diesen Prozessionen wurden reine Komödien aufgeführt: da sah man lebende Personen an das Kreuz gebunden, andere an eine Säule befestigt und zum Scheine mit Ruthen geschlagen; wieder andere trugen große Kreuze auf der Schulter, einige Dornenkronen und Ketten und dergl. Alles Dinge, um die Neugier der Menschen zu fesseln, die sich bisweilen in der Zahl von 20—24,000 Köpfen um diese Schaustellungen versammelten. Dem entsprachen dann auch die Predigten, die voll von Kraftwörtern und burlesken Redensarten waren. So sahen die Behörden sich frühzeitig wieder zu beschränkenden Maßregeln gegen die Gesellschaft genöthigt. Es war klar, daß die Jesuiten sich eines Einflusses auf die Bevölkerung bemächtigten, der unter Umständen den Interessen des Staates sehr gefährlich werden konnte. So wurden zuerst, im

Juni 1676, die Predigten der Jesuiten unter freiem Himmel verboten, die Prediger auf die Kirchen beschränkt, die lautesten und gewaltsamsten unter ihnen aus dem Staatsgebiete verwiesen. Einen Monat später wurde verordnet, daß die Rektoren der Klöster und Collegien der Jesuiten im Venezianischen entweder venezianische Unterthanen sein oder, wenn Fremde, die besondere Erlaubniß des Senates einholen müßten. Zeitweise wurde der Gesellschaft der Jugendunterricht ganz entzogen. Andere Gesetze schrieben einen häufigen Wechsel des Aufenthaltes für jeden einzelnen Jesuiten vor, beschränkten die Zahl der jesuitischen Niederlassungen und machten die Staatsgenehmigung zur Bedingung für jede Schenkung, jede testamentarische Verfügung und jeden Verkauf an die Jesuiten. Binnen kurzem also hatten die letztern wieder zum reizbarsten Mißtrauen von Seiten des Staates Veranlassung gegeben.

Um so weniger hatte die Gesellschaft Jesu dann auf die Gunst des venezianischen Staates zu rechnen, als mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehr üble Zeiten für sie eintraten. Schlag auf Schlag betraf sie. Im September 1759 wurde der Orden in Portugal aufgehoben. Im März 1764 erfolgte seine Aufhebung in Frankreich. Dem von dem Haupte des bourbonischen Hauses gegebenen Beispiele folgten bald dessen einzelne Glieder: zuerst (1767) der König von Spanien, dann Neapel und Parma, zum größten Kummer des Papstes Klemens XIII, welcher erst 1765 den Orden von neuem bestätigt hatte. Schon bei der Ausweisung der Jesuiten aus Portugal hatte der Senat beschlossen, keinem unter jenen fremden Patres den Aufenthalt in dem Gebiete der Republik zu gestatten, und dieser sein Wille war durch den Gesandten in Rom dem Jesuitengeneral eröffnet worden (Nov. 1759). Allmählich näherte das Verderben, welches zahlreiche Glieder des Ordens betroffen hatte, sich dem Herzen desselben. Nach dem Tode Klemens' XIII (1769) wurde durch den Einfluß der bourbonischen Höfe der Kardinal Ganganelli auf den heil. Stuhl erhoben, nachdem er zuvor die Verpflichtung eingegangen war, den Jesuitenorden aufzulösen. Lange sträubte sich Klemens XIV — so hieß der neue Papst — gegen die Erfüllung seines Versprechens; endlich als die Höfe immer heftiger drängten, der Jesuitengeneral Ricci selbst die versuchte Umwandlung des Ordens zurückwies, mußte der heil. Vater an's Werk gehen. Im September 1772 wurde das von den Jesuiten geleitete Collegio Romano auf Befehl einer vom Papste eingesetzten Untersuchungscommission geschlossen; und am 21. Juli 1773 erfolgte die berühmte Bulle Dominus ac redemptor noster, welche unter den härtesten Vorwürfen gegen die Gesellschaft deren Aufhebung anzeigte.

Man darf nun nicht glauben, daß die venezianischen Behörden sich sofort ganz einverstanden mit dieser Bulle erklärt hätten. Freilich die Aufhebung

Digitized by Google

der Gesellschaft Jesu entsprach viel zu sehr der Richtung des Jahrhunderts und der Stimmung der leitenden Kreise Venedig's im Besondern, als daß die letztern sie nicht gern angenommen hätten. Mit 143 Stimmen gegen nur 14 verneinende und 20 ungewisse sprach der Senat am 23. Sept. 1773 die Unterdrückung des Ordens auch im venezianischen Gebiete aus und notifizirte dies sowohl dem päpstlichen Nunzius als den eigenen Provinzialbehörden; allein schon drei Wochen früher (4. Sept.) hatte er eine außerordentliche Deputation ad pias causas — nach der technischen Bezeichnung in der venezianischen Verwaltung — eingesetzt, theils um die Ausdrücke und Anordnungen der betreffenden päpstlichen Verfügungen im einzelnen zu prüfen, theils um die Ausführung der Aufhebungsmaßregeln selbständig zu übernehmen. Die Deputation übertrug zunächst die Prüfung der Bulle und des Breves vom 13. August, das ihre Ausführung ordnete, dem gewöhnlichen Revisor der Breven, Natal Dalle Laste, der ihr schon am 17. September seinen Bericht vorlegte. Derselbe konstatirte, daß diese wie die meisten andern päpstlichen Aktenstücke eine absichtliche Verwirrung der Grenzen der beiden Gewalten, der geistlichen und der weltlichen, aufwiesen; sie enthielten Bestimmungen, die eine offenbare Verletzung der souveränen Rechte des weltlichen Fürsten ausmachten. Wenn eine Congregation von Kardinälen eingesetzt sei, um über die fernere Verwendung der Güter des eingezogenen Ordens zu bestimmen, wenn dieselbe sich direkt mit Vorschriften an die einzelnen Landesbischöfe wende: so sei dies unzweifelhaft eine Beeinträchtigung der staatlichen Gerechtsame. Auch über die Schulen hätten sich zwar „in den Jahrhunderten der Unwissenheit und des Aberglaubens" — man sieht, ganz der Styl des 18. Jahrhunderts! — die Päpste die Gewalt angemaßt, aber das sei jetzt nicht mehr zu dulden. Wie dürfe der Papst den Bischöfen Vorschriften über die Verwendung der bisherigen Jesuiten machen, da es doch das erste und wesentlichste Recht der Bischöfe, welches sie vom h. Geist und nicht vom Papste empfangen, sei, über die Priester ihrer Diözese frei zu verfügen? Deßhalb müßten das Breve vom 13. August und die Rundschreiben der vom Staate nicht anerkannten Kardinalkongregation für unverbindlich für das Gebiet der Republik erklärt werden.

Diesem Gutachten schloß sich die außerordentliche Deputation ad pias causas in ihrem Berichte an den Senat vom 25. September vollständig an. Sie erklärte es ferner für höchst gefährlich, wenn der Papst sich „über die Völker und Königreiche die unbegrenzte Macht zuschreibe, auszureißen und zu zerstören, zu Grunde zu richten und zu zerstreuen, zu bauen und zu pflanzen". Dem Staate liege es ob, seine Unterthanen in ihren Rechten zu schützen, und deshalb dürfe man die willkürliche Verfügung des Papstes über die einzelnen Angehörigen des aufgehobenen Ordens nicht dulden. Ebenso

wenig, daß der Papst unter Androhung strenger kirchlicher Strafen verbiete, über die Aufhebung der Gesellschaft Jesu in diesem oder jenem Sinne zu sprechen oder zu schreiben; das könne man bei der allgemeinen Erhitzung der Geister unmöglich untersagen. Auch lasse sich die Abwickelung der Vermögensverhältnisse des aufgehobenen Ordens sowie seine Ersetzung in der Lehrthätigkeit und in der Seelsorge in den Gefängnissen und auf den Galeeren nur langsam ausführen, so daß die vom Papste getroffenen Anordnungen vielfach unmöglich seien. Man solle deshalb nur der Bulle vom 21. Juli das Exequatur ertheilen, und auch dieses nur „mit gänzlichem Vorbehalte der bischöflichen Jurisdiktion, mit stetem Vorbehalte der souveränen Rechte, der Gesetze und der Gewohnheiten der Republik, und mit Ausschluß der Exkommunikationsandrohungen". Das Dekret des Senates vom 29. September entsprach diesem Berichte der Deputation vollständig. Der Bulle vom 21. Juli wurde nur unter den von der Deputation vorgeschlagenen Einschränkungen das Exequatur gewährt. Das Breve vom 13. August wurde nicht anerkannt und sofort in das Archiv unter die Schriftstücke gleichen Schicksales gelegt. Vielmehr übernahm die Republik die Auflösung des Ordens in ihrem Gebiete und die Abwickelung von dessen Vermögensverhältnissen selbst, indem sie die einzelnen Mitglieder zur Disposition des betreffenden Diözesanbischofes stellte. Es ist rühmend anzuerkennen, daß die Republik den ehemaligen Jesuiten viel reichlichere Entschädigungen gewährte, als die Kongregation von Kardinälen ihnen hatte zugestehen wollen. —

Dies ist die Geschichte des Jesuitenordens in der Republik Venedig. Wir sehen in der letztern einen Staat, der sich frühzeitig der Fülle staatlicher Rechte, gegenüber den geistlichen Anmaßungen, sehr bewußt ist und keinen Augenblick zögert, gegen kirchliche Uebergriffe sofort die strengsten staatlichen Repressionsmittel zu gebrauchen. Mit hartnäckiger Feindschaft verfolgt sie den Jesuitenorden, weil er sich zum getreuen Diener der päpstlichen Herrschaftsgelüste macht. Nur die äußerste Noth zwingt sie, denselben wieder aufzunehmen, aber sofort umgiebt sie ihn auch mit streng beschränkenden Bestimmungen. Ebensowenig scheut sie sich, wider den Nachfolger Petri selbst die Machtsphäre des Staates zu schützen. Das Recht des königlichen Exequatur ist in ihrer Hand keine bloße Chimäre, sondern sie handhabt es mit Nachdruck. Sie bestimmt, welche päpstliche Anordnungen von den venezianischen Geistlichen zu befolgen seien und welche nicht; und der venezianische Klerus ist hinreichend patriotisch und unabhängig gesinnt, um sich mehr der vaterländischen Behörde als dem Papste verpflichtet zu fühlen. Uebrigens hatten ihm auch die Vorgänge des Jahres 1606 bewiesen, daß der Senat gesonnen sei, seinen Befehlen bei der Geistlichkeit unbedingten Gehorsam zu sichern, und einzelne Vorfälle seit jener Zeit legten Zeugniß

dafür ab, daß in dieser Beziehung wenigstens der alte Geist im Senate noch fortlebte. Verbannung, Vermögensconfiscation, Gefängniß waren die Strafen, mit denen im 17. und 18. Jahrhundert in Venedig gegen widerspenstige Geistliche vorgegangen wurde! Und man weiß, wie viel gerade diese Republik sich auf ihre kirchliche Frömmigkeit zugute that.

Einzelne Aktenstücke des von Cappelletti veröffentlichten Buches beziehen sich nicht auf Venedig, sondern schildern das Treiben der Jesuiten in andern Staaten und das Verhalten der letztern zu ihnen. Möge es uns gestattet sein, zum Schlusse auf einige dieser Angaben hinzuweisen. Die berühmteste theologische Fakultät der Welt, die pariser Sorbonne, widmete der Gesellschaft Jesu gleich von deren Beginne an eine Feindschaft, die sich später nie verleugnet hat. Schon im Jahre 1554 fällte sie über dieselbe folgendes Urtheil: His itaque atque aliis diligenter examinatis et perpensis, haec Societas videtur in negocio fidei periculosa, pacis Ecclesiae perturbativa, monasticae religionis eversiva, et magis in destructionem quam in aedificationem.

Nicht allein in Frankreich, auch in dem streng kirchlichen Spanien waren die einflußreichsten Männer — wie schon vorübergehend erwähnt ist — den ehrgeizigen Vätern S. J. keineswegs günstig gesinnt. Als unter der Regierung Alba's in den Niederlanden die Jesuiten sich ganze bedeutende Vermögen zum Nachtheile der natürlichen Erben zu erschleichen wußten, trat jener Herzog, dem man doch gewiß nicht laue Katholicität vorwerfen kann, dazwischen und stieß alle jene Testamente um, indem er den Jesuiten nur jedes Mal eine gewisse, nach der Höhe des Vermächtnisses wechselnde Geldsumme festsetzte. Philipp II von Spanien beschwerte sich über die Gesellschaft bitter bei Papst Sixtus V, nicht nur in seinem eigenen Namen, sondern auch in dem der Inquisition, die an dem Verfahren und der Denkweise jener vieles auszusetzen fand, und verlangte eine apostolische Visitation des Ordens. In der That hatte Sixtus V bereits einen Visitator sowie zur Ueberwachung desselben eine Kongregation von Kardinälen ernannt, als er plötzlich starb; und sein Nachfolger Gregor XIV war ein ergebener Freund des Ordens. Noch frömmer, als Philipp II, war dessen Sohn Philipp III; und auch er sah sich genöthigt, um das Jahr 1602 gegen die Jesuiten einzuschreiten. Dieselben hatten in Spanien so bedeutende Güter erworben, daß, da sie für dieselben die geistliche Steuerfreiheit in Anspruch nahmen, die weltlichen Besitzer der betreffenden Distrikte die diesen zuertheilten Abgaben nicht mehr tragen konnten. Es wurde deshalb im Rathe von Kastilien entschieden, daß ohne Rücksicht auf die kanonischen Vorschriften die Jesuiten für die von Laien erworbenen Güter ebensoviel an Steuern entrichten müßten, wie die Laien, wenn sie dieselben noch besäßen.

Ueberhaupt nahmen im Beginn des 17. Jahrhunderts die Klagen gegen die Gesellschaft so sehr überhand, daß diese selbst darüber erschrak und eine Aenderung in ihrem Verhalten durchzuführen sich entschloß. In der fünften Generalversammlung des Ordens, im Jahre 1606, wurde bestimmt, daß, um den innern Streitigkeiten der Gesellschaft und besonders der Unzufriedenheit und den Klagen vieler Fürsten gegen dieselbe ein Ende zu machen, allen Jesuiten „ausdrücklich und streng verboten sein solle, sich auf irgend eine Weise in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen". Dieses Schuldbekenntniß der Gesellschaft — sie gab selbst wörtlich zu, daß sie „durch die Schuld und durch den Ehrgeiz oder unpassenden Eifer einiger" in üblen Ruf gekommen sei — wurde von derselben sogar dem Papst Paul V mit der Bitte um Bestätigung des gefaßten Beschlusses übermacht und von jenem in seinem Breve vom 4. Sept. 1606 buchstäblich wiederholt. Wie weit aber die Jesuiten davon entfernt waren, dies selbstgegebene Gesetz zu bewahren, davon legt die Geschichte hinreichendes Zeugniß ab. Gerade im 17. Jahrhundert spielte der Orden in dem katholischen Europa eine hervorragende und zumal für Deutschland sehr unheilvolle Rolle. Im 18. Jahrhundert hat er bekanntlich in dem damals portugiesischen Theile Amerikas einen förmlichen Priesterstaat begründet. Alle diese Bestrebungen hat er auf seiner Generalversammlung vom Jahre 1606 selbst im voraus verurtheilt. Gewiß hat Cappelletti Recht, indem er in seiner Vorrede (S. 19) sagt: „daß, wenn keine unter den vielen übrigen religiösen Körperschaften jemals Gegenstand der feierlichen Verurtheilung seitens der Regierungen, der theologischen Fakultäten, der Versammlungen des hohen und niedern Klerus, der Inquisition, der Päpste selbst geworden ist; — dies bei den Jesuiten an den irrigen und frivolen Lehren, nicht an diesem und jenem Individuum, sondern an der ganzen Gesellschaft liegt; hierin allein besteht der innere und wesentliche Grund der Abneigung, die ihr von den unterrichteten und gewissenhaften Männern aller Völker und aller bürgerlichen Klassen entgegengebracht wird". Kein Wunder also, fügt der Verfasser hinzu, daß die heutigen Jesuiten noch derselben Art sind, wie vor hundert Jahren, als Klemens XIV unter den schwersten Anklagen ihren Orden aufhob, und wie vor 168 Jahren, als die Republik Venedig sie aus ihrem Gebiete zu verbannen für nöthig befand!

Martin Philippson.

Die Erhöhung der Eisenbahntarife.

Schreiber dieser Zeilen hat sich seiner Zeit große Mühe gegeben, in Tagesblättern, Broschüren und verschiedenen Zeitschriften eine reformatorische

Ermäßigung der Eisenbahntarife durchzusetzen. Er machte kein Hehl daraus, daß eine solche Reform der Eisenbahntarife, welche er von höchster Bedeutung für die Hebung des Volkswohlstandes und für die gesammte Staatswirthschaft erachte, nur durchführbar sei, wenn alle Bahnen in das Eigenthum und die Verwaltung des Staates übergingen. Er suchte möglichst große Kreise des Publikums darüber aufzuklären, wie wünschenswerth, ja wie unerläßlich nothwendig, überhaupt im allgemeinen Interesse der Uebergang zum reinen Staatsbahnsysteme sei. Sein Fürwort für Tarifermäßigung fiel jedoch zunächst auf wenig fruchtbaren Boden; das größere Publikum war nicht für die Sache zu erwärmen. Die deutschen Regierungen, in deren Händen sich große Staatsbahncomplexe befinden, hätten erfolgreich vorgehen können; das würde aber mit unausweislicher Konsequenz zur Beseitigung der Aktienbahnen (Privatbahnen ist eine völlig falsche Bezeichnung) geführt haben. Die Regierungen von Sachsen und Preußen erkannten dies vermuthlich und unterließen es, Tarifreformen anzustreben, weil sie sich noch nicht entschließen konnten, die angedeutete Consequenz praktisch in's Auge zu fassen. Damals herrschte noch in den Zeitungen und den Anschauungen des Publikums die fabelhafte Theorie von den Wirkungen, welche die „Conkurrenz" der Eisenbahnen auf die Ermäßigung der Tarife ausüben werde. Schon vor Jahren wies Verfasser auf die Unhaltbarkeit dieser Theorie hin, welche in Deutschland namentlich durch den jetzigen Geh. Oberregierungsrath im Reichskanzleramte, Dr. O. Michaelis, ausgebildet und verbreitet worden ist, und suchte zu zeigen, wie, nach der Natur der Sache die sogenannte „Conkurrenz" der Eisenbahnen einerseits auch ihre großen Nachtheile habe, welche man gänzlich übersah, und andererseits überhaupt sehr bald der Coalition oder Fusion der „Conkurrenten" weiche. In neuester Zeit kommt die Erfahrung selbst jener Beweisführung auf das eklatanteste zu Hülfe.

Auf den frühern preußischen Handelsminister, Herrn v. Itzenplitz, mochten die beständigen Anbohrungen in Betreff der Tarifermäßigung inzwischen doch Eindruck gemacht haben; Thatsache ist, daß im Sommer 1872 die folgende Notiz plötzlich durch die großen und kleinen Blätter Deutschlands lief: „Der Handelsminister hat unterm 3. d. M. ein Rescript an die Directionen der Staatseisenbahnen erlassen, welches für das reisende Publikum von großem Interesse ist. Während die Tarife für den Güterverkehr im Laufe der Zeit erheblich herabgesetzt sind*), haben die Tarife für den Per-

*) Ist nur für eine Anzahl Massenartikel richtig, welche nicht in Folge der „Conkurrenz", sondern der Agitation der Bergwerks- und Hüttenbesitzer im Tarif erniedrigt wurden. Eilgut kostet noch immer 10—11, Normalgut 4—5 Pf. pr. Ctr. u. Meile.

sonenverkehr noch eine unverhältnißmäßige Höhe. Bereits in früheren Erlassen vor dem Kriege von 1866 hatte der Handelsminister eine Ermäßigung derselben befürwortet, der Ausbruch jenes Krieges aber und die darauf folgenden Verkehrsschwierigkeiten hatten die Durchführung des Planes verhindert. Die äußerst erfreulichen Verkehrsverhältnisse seit dem letzten Kriege indeß haben den Minister veranlaßt, die Angelegenheit jetzt wieder aufzunehmen. In der Verfügung desselben wird auf die weit geringeren Tarifsätze Elsaßlothringens und Süddeutschlands hingewiesen und die Nachahmung der dortigen Praxis, namentlich auch der Wegfall des Freigepäcks, empfohlen, dagegen vorgeschlagen, die Preise für die vier Wagenklassen auf je 5, $3^1/_2$, $2^1/_2$ und $1^1/_2$ Sgr. pro Meile mit einem Zuschlage von 20% für Schnellzüge herabzusetzen. In Elsaßlothringen werden für die drei Wagenklassen 5, 3 und $1^1/_4$ Sgr. und in Süddeutschland 5, $3^3/_4$ und $2^1/_4$ Sgr. bezahlt. Die Königlichen Directionen sind angewiesen, sich über die betreffende Ermäßigung binnen längstens 6 Wochen gutachtlich zu äußern und hierbei zugleich den voraussichtlichen finanziellen Effect zu erörtern". Es dauerte nicht lange, so meldeten die Blätter mit erfreulicher Uebereinstimmung, die Staatsbahnen hätten sich unisono für Tarifermäßigung ausgesprochen. Plötzlich verstummten diese Nachrichten total, und statt dessen ward die wichtige Entdeckung gemacht, daß die Löhne, Kohlen- und Eisenpreise so stark gestiegen seien, daß dadurch eine bedeutende Erhöhung der Eisenbahntarife bedingt werde*). Die Börsenreporter unserer bedeutenderen Blätter waren von dieser wichtigen Entdeckung schon länger in Kenntniß gesetzt: offiziell ward dieselbe in einer Sitzung des „Vereins für Eisenbahnkunde" in Berlin durch den Abtheilungsdirigenten für Eisenbahnsachen im preußischen Handelsministerium, Herrn Geh. Oberbaurath Weißhaupt, der Welt mitgetheilt. Gleichzeitig ging in der ganzen politischen Großpresse ein offenbar wohldirigirter publicistischer Feldzug in Scene, welcher den Zweck haben mußte, das Publikum allmählich auf eine bevorstehende Erhöhung der Eisenbahntarife — man sprach gleich von 20% — vorzubereiten und nach und nach an diesen Gedanken zu gewöhnen. Es lag vermuthlich mit in diesem Plane, daß Mitte und Herbst 1873 diese Erhöhung als eine bereits beschlossene, demnächst bestimmt bevorstehende Maßnahme in der Presse

*) Beiläufig sind die abnormen Steigerungen der Preise in den letzten Jahren ganz bestimmt zum größten Theile auf die Einwirkungen des Aktienwesens zurückzuführen. Die Steigerung des Preises der Lebensbedürfnisse führt ganz konsequent zur Steigerung der Löhne, resp. zur Erzwingung dieser Steigerung durch die Striker. Die jüngste plötzliche Steigerung der Kohlen- und Eisenpreise in England wird sogar von einem der bedeutendsten englischen Nationalökonomen als Folge einer Coalition der Kohlen- und Eisenhüttengesellschaften nachgewiesen.

mitgetheilt und besprochen ward. Schreiber dieser Zeilen suchte gleich damals in verschiedenen Zeitungen die bedrohliche Bedeutung der eingetretenen Wendung klarzustellen und wies besonders darauf hin, daß in der Reichsverfassung im Artikel 45 die ausdrückliche Bestimmung enthalten sei: „dem Reiche steht die Controle über das Tarifwesen zu. Dasselbe wird namentlich dahin wirken: daß die möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt werde". Wie man dazu kommen sollte, „Herabsetzung" als gleichbedeutend mit „Erhöhung" anzusehen, ist in der That nicht abzusehen. Uebrigens liegt auch dieser Angelegenheit jene größere Prinzipienfrage, ob Staats- oder Aktieneisenbahnen, zum Grunde.

Man darf als ganz sicher annehmen, daß, wenn man einerseits den Schwindel im Eisenbahnbau auf Aktien unmöglich machte und andererseits den Aktieneisenbahnen die Möglichkeit nähme, ihren Tarif so hoch zu normiren, wie ihnen das für ihre Tantieme und Dividende wünschenswerth scheint, das „Privatcapital sich vom Eisenbahnbau zurückziehen würde"*) — wie die Formel lautet. Man wäre dann also einfach in die Nothwendigkeit versetzt, alle fernern Eisenbahnen auf Staatskosten auszuführen. Auch würde dann bei den bestehenden weniger rentirenden Aktienbahnen das Publikum von selbst dahin drängen, daß der Staat ihm seine Aktien abnähme. Damit wäre dann schon der Uebergang zum Staatsbahnsystem entschieden. Die Sache liegt also ganz einfach so, daß die Regierung entweder dem Wunsche der Aktienbahnen, die Tarife zu erhöhen, entsprechen, oder aber, wenn sie das nicht will, unverweilt zum Staatsbahnsystem hinüberlenken muß. Freilich gibt es dann aber auch noch eine Partei, welche sich bisher noch wenig gerührt hat, die Partei nämlich, welche zunächst die Erhöhung der Tarife nicht wünscht, im übrigen aber noch kein bestimmtes Programm bezüglich der Zukunft unseres Eisenbahnwesens hat. Es ist dies die Partei unserer Kaufleute und Industriellen. Von den bedeutenderen Handelskammern hat sich meines Wissens nur Cöln bereits vor einiger Zeit gegen eine Erhöhung der Eisenbahntarife ausgesprochen. Neuerdings hat sich die Handelskammer in Dresden diesem Proteste angeschlossen. Die deutschen Kohlen- und Eisenindustriellen, welche sich seiner Zeit mittelst kräftiger Agitation den sogenann-

*) Man wird sich nach und nach wieder an die Anschauung gewöhnen müssen, daß die Eisenbahnen keineswegs eine Maschinerie sein dürfen und sollen, um Kapital zu verzinsen und zu verdividendiren. Man vergißt leider auch immer wieder, daß die wirklichen Bau- und Ausrüstungskosten der Bahnen ganz und gar nicht identisch sind mit dem jetzt sogenannten „Anlagekapital". Wo würde es ferner z. B. hinführen, wenn man grundsätzlich statuirte, daß Bahnen, wie etwa die Rhein-Nahebahn ihren Tarif so hoch sollte stellen dürfen, wie dies für nothwendig gehalten wird, um eine „angemessene Rente" des „Anlagekapitals" zu erzielen? Was ist überhaupt „angemessene Rente" des Anlagekapitals?

ten Pfennigtarif für Kohlen erkämpften, suchen einer Erhöhung der Eisenbahntarife natürlich auch zu widerstreben. Der „mittelrheinische Fabrikantenverein", der „Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen" (wunderbarer Titel!) die schlesischen Montan-Industriellen, vertreten in ihrer durch Ad. Frantz tüchtig redigirten „Zeitschrift für Gewerbe, Handel und Volkswirthschaft" (Beuthen O. S.), haben sich gegen eine Erhöhung der Tarife ausgesprochen. Präsident W. T. Mulvay in Düsseldorf hat in einer besondern Broschüre „Deutschlands Eisenbahntariffrage", welche als Referat für den vorerwähnten rheinisch-westfälischen Verein gedruckt ist, die Erhöhung bekämpft. Einerseits geräth aber in diesen Kreisen das Interesse, welches die Einzelnen an verwaltungsräthlichen Tantiemen und an den Dividenden der Aktienbahnen haben, vielfach in Conflikt mit dem Interesse des industriellen Betriebes und Verdienstes; andererseits würde die Opposition dieser Kreise durch Partialzugeständnisse seitens der Eisenbahnen vielleicht lahm zu legen sein. Jedenfalls ist die Opposition der kaufmännischen und industriellen Kreise gegen die Tariferhöhung bisher nur sehr lau gewesen; erst ganz nachträglich scheint sie etwas lebendiger werden zu wollen.

Mit staunenswerther Rührigkeit und Geschicklichkeit verfolgten dagegen die Leiter der deutschen Aktienbahnen und der mit ihnen theils identischen, theils verbündeten Finanzkreise das Ziel der von ihnen gewünschten Eisenbahntariferhöhung. Im Laufe des vorigen Jahres theilten die Blätter mit, der neue preußische Handelsminister, Dr. Achenbach, sei einer Erhöhung der Tarife nicht geneigt, er wolle seine neue Amtsführung nicht mit der Sanktionirung einer derartigen Maßnahme beginnen. Außerdem zeigte Dr. Achenbach Neigung, sich für den von den Actienbahnen so sehr bekämpften Wagenraum- und Collotarif zu interessiren. Da ward zunächst das Reichseisenbahnamt geschaffen, und so oft Preußen Miene machte, in Eisenbahnsachen selbständig vorzugehen, ward ihm stets die Autorität des Reiches und seines neuen Amtes entgegengehalten. Dann brachten die Zeitungen die nach allen Seiten colportirte Nachricht, der preußische Handelsminister habe seinen Widerstand gegen die Tariferhöhung aufgegeben. Der Finanzminister Camphausen zeigte sich, wie zu erwarten war, der Erhöhung der Tarife ohnehin geneigt, und nun sollte der Bundeskanzler noch das einzige Hinderniß der Erhöhung bilden. Ein Rescript ward mitgetheilt, in welchem er sich wenigstens bedingt gegen eine solche Erhöhung aussprach. Inzwischen fielen die Course der Eisenbahnaktien allgemein. Der Wiener und Berliner Börsenkrach wirkte mächtig auf Consum und Verkehr zurück. Die Eisenbahnbruttoeinnahmen stellten sich in Folge dessen schon Anfang 1874 erheblich niedriger als im Vorjahre und jedermann, welcher am Ertrage von Eisenbahnaktien

oder überdies an Tantiemen der Eisenbahnverwaltungsräthe und -direktionen betheiligt ist, mußte sich selbstredend lebhaft für die Erhöhung der Tarife interessiren. Bei Geschäftsleuten konnte dies Interesse in ganz eigenthümlichen Conflikt mit dem Geschäftsinteresse gerathen und der Ausschlag mußte je nach der Höhe des Aktienbesitzes, resp. der Tantieme erfolgen. Das Interesse am Aktienertrage umfaßt nun zwar nur eine kleine Minorität der Bevölkerung: es ist dies aber just die maßgebende Minorität und es reicht das Aktieninteresse nicht nur in die Tagespresse, sondern auch in die Ministerien und bis zu den höchsten Schichten hinauf.

Die am meisten in dieser Frage interessirte Partei ist ohne Zweifel die der Leiter unserer Aktienbahnen und der Finanzkreise überhaupt. Es handelt sich bei ihnen nicht nur um Dividenden, sondern auch um ganz bedeutende Tantiemen und sonstige Einkünfte und Vortheile. Sehr interessant ist es in diese Beziehung die Verzeichnisse unserer Eisenbahndirektoren und Verwaltungsräthe durchzugehen. Sie setzen sich zusammen aus den Spitzen der Staatsverwaltungen, der städtischen Verwaltungen, der Finanzkreise, des Handelsstandes und der Industrie. Selbst richterlichen Beamten begegnen wir da neuerdings. Der kürzlich erfolgte Eintritt des Polizeipräsidenten v. Madai in Berlin in den Verwaltungsrath der Berlin-Anhaltischen Bahn wird der Verwaltung dieser letztern gewiß sehr zu Statten kommen. Vor einigen Jahren ward die Tantieme für die Verwaltungsräthe dieser Bahn von der „Berliner Revue" auf über 10,000 Thaler geschätzt. Das Einkommen des Vorsitzenden des Verwaltungsrathes der Berlin-Anhaltischen Bahn hat in den letzten Jahren 30—40,000 Thaler betragen. Bemerkenswerther Weise wird der Betrag der verwaltungsräthlichen Tantieme bei den Eisenbahnverwaltungen in den Rechnungslegungen in der Regel nicht speciell aufgeführt. Es wäre doch wichtig zu wissen, auf wieviel Millionen Thaler jährlich sich die Tantiemen der Direktoren und Verwaltungsräthe deutscher Bahnen belaufen. Nach den vorjährigen Reichstagsdebatten über das Reichseisenbahnamt scheint man übrigens die Verwaltungsräthe der Eisenbahnen nicht als „beschäftigt", sondern nur als „betheiligt" bei der Verwaltung anzusehen. Dafür ist das Honorar denn in der That ganz ersprießlich. Freie Eisenbahnfahrt und Anderes bilden sehr annehmliche Zugaben dieser finanziellen Situation. Da die „Generalversammlungen" auch bei den Eisenbahnaktiengesellschaften nur officielle Comödien sind, so gewährt die Stellung der Direktoren eine ganz außerordentliche, höchst einflußreiche und weitreichende Macht, welche thatsächlich jeden Widerstand niederzuwerfen im Stande ist, und welche voraussichtlich auch das Ziel der Tariferhöhung erreichen wird. Dazu kommt, daß auch die finanziellen Kreise nach dem jüngsten Börsenzusammenbruche nunmehr das lebhafte Bedürfniß empfinden, eine Zeit lang

wieder die Eisenbahnaktien in den Vordergrund des Börsenspieles zu schieben, um dies Feld der Ausbeute nicht allzusehr verloren gehen zu lassen, denn es wird immerhin noch einige Jahre dauern, bis man den eben wieder abgespielten Börsen- und Aktienschwindel von neuem in Scene setzen kann.

Doch dies nur beiläufig zur Charakteristik der sich in dieser Frage einander gegenüberstehenden Interessen. Was die von den Zeitungen gemeldete Abneigung des Fürsten Bismark gegen die beabsichtigte Erhöhung der Eisenbahntarife betrifft, so ist auch sie nunmehr überwunden, wie aus dem Anschreiben desselben an den Bundesrath vom 5. Mai d. J. hervorgeht. Der preußische Handelsminister hatte sich schon zuvor im Herrenhause dahin geäußert, daß das preußische Gesammtministerium die Frage der Tariferhöhung zunächst von dem Betriebsergebnisse des Jahres 1873 und dessen genauerer Ermittelung abhängig machen wolle.

Inzwischen sind die Interessenten der Tariferhöhung offenbar ungemein thätig gewesen. Wie die größere Tagespresse seit Ende 1872 dazu benutzt ward, die Gedanken des Publikums von der in Aussicht genommenen Ermäßigung der Personentarife erst abzulenken und dann allmählich auf das Gegentheil vorzubereiten, suchte neuerdings die ganze Tagespresse mit allen Mitteln unablässig auf Bevölkerung und Regierung im Sinne der Tariferhöhung einzuwirken. Namentlich schien, so hieß es, das Reichseisenbahnamt sich der Bemühungen um Tariferhöhung gern anzunehmen. Zuletzt ward sogar in den Blättern mitgetheilt, die Erhöhung der Tarife sei „im Reichseisenbahnamte bereits vollzogen".

Es dürfte hierbei zunächst zu bemerken sein, daß das Reichseisenbahnamt an sich überhaupt nicht befugt ist, über die Tarife der Eisenbahnen nach Belieben zu disponiren. Schon daß dem preußischen Handelsminister beim Uebergang Preußens zur constitutionellen Regierungsform die alleinige Disposition über das Eisenbahntarifwesen verblieb, war eine constitutionelle Anomalie: diese Dispositionsbefugniß mußte, als ein sehr wesentlicher Theil des Budgetrechtes, an die gesetzgebenden Faktoren übergehen. Und wenn seit 1867 die Verfassung des deutschen Reiches diesem letztern die „Controle" über das Tarifwesen vindicirt, so kann weder damit, noch durch das Gesetz vom 27. Juni 1873 betreffend das Reichseisenbahnamt, gemeint sein, dieser aus wenigen Personen bestehenden Behörde die Dispositionsbefugniß über das Eisenbahntarifwesen einzuräumen. Nach den Principien des constitutionellen Staatswesens und wenn der Art. 45 der Reichsverfassung überhaupt etwas bedeuten soll, würden nur die gesetzgebenden Faktoren des Reiches gemeinsam über die Tarife bestimmen dürfen. Was das im Reichseisenbahnamte ausgearbeitete Projekt eines Reichseisenbahngesetzes in dieser Beziehung vorschlägt, geht hier wie in allen andern Punkten darauf hinaus, jenem

Amte in Verbindung mit unsern Eisenbahndirektionen die thatsächliche, dem Bundesrathe die formelle Entscheidung in Eisenbahntarifsachen zu übergeben und den Reichstag dabei ganz außer Betracht zu lassen.

Im Bundesrathe schien übrigens vorläufig überhaupt noch eine wohlberechtigte Opposition gegen das Eingreifen des Reiches in die Normirung der Eisenbahntarife sich geltend zu machen, da diese reichsseitige Normirung der Tarife ganz einfach einen Eingriff in einen wichtigen Theil des Budgetrechtes der Bundesstaaten und ebenso einen Eingriff in die Dividendenverhältnisse der Aktienbahnen involviren würde. Soll aber die einzige aktive Befugniß des Reichs in Tarifsachen darin bestehen, nur Tariferhöhungen herbeizuführen, so muß doch vorerst der Art. 45 der Reichsverfassung entsprechend abgeändert werden. Sollte der Bundesrath bei der für diese Tage angesetzten Berathung diese verfassungsmäßigen Gesichtspunkte nicht geltend machen, so wird es Sache des Reichstags wie der Landtage sein, von ihnen aus die etwaigen Beschlüsse des Bundesrathes kritisch anzufechten.

Was die thatsächlichen Gründe für und gegen eine allgemeine Erhöhung der Eisenbahntarife betrifft, so weit solche aus der momentan veränderten Lage der wirthschaftlichen Faktoren abgeleitet werden, so ist bekannt, daß die in Folge des allgemeinen Aktienschwindels der letzten Jahre eingetretene Preissteigerung, namentlich die Steigerung der Löhne, Kohlen- und Eisenpreise und die hieraus sich ergebende Steigerung der Betriebsausgaben den Vorwand für die in Rede stehende Forderung abgeben muß. Bekanntlich sind aber zur Zeit, nachdem die Aktienschwindelhausse zusammengebrochen, auch alle Preise, darunter namentlich die Löhne, Kohlen- und Eisenpreise wieder im Rückgang begriffen. Normalere Verhältnisse werden sich schon in den nächsten Jahren ergeben, es liegt also die Frage, auch wenn man über das Allernächstliegende nicht hinaussehen will, ganz einfach so, ob die im Gefolge der Schwindelkrisis anrückende schwere Zeit mittelst einer Tariferhöhung von den Finanzkreisen und Eisenbahnaktionären abgewälzt und dafür dem gesammten Landesverkehr, dem Handel und der Industrie der ganzen Nation aufgebürdet werden soll. Denn daß eine allgemeine Erhöhung der Tarife Handel, Verkehr und Industrie, namentlich in so schwieriger Zeit, nur noch weiter einschränken, die Absatzgebiete der Waaren und Industrieerzeugnisse noch mehr verengen würde, als dies die Umstände seit dem „Krach" leider mit sich bringen, leuchtet unmittelbar ein.

Uebrigens hat in den Tagen der frühern Schwindelperiode und ihrer Abwickelung von 1855 bis 1858 ganz dieselbe Erscheinung einer starken Steigerung der Betriebsausgaben vorgelegen. Von $56_{,8}$ % der Bruttoeinnahme im Jahre 1855 stieg bei den preußischen Bahnen der Antheil der Betriebsausgaben auf $59_{,1}$ % i. J. 1858, sank dann aber in den 4 folgen-

den Jahren schnell auf 54, 51, 50 und 48 % zurück. Aehnliches wird sich auch jetzt wieder ereignen. Wenn nun diesmal, entsprechend der größern Intensität der Antheil der Betriebsausgaben bei den preußischen Bahnen auf 60,9 % der Bruttoeinnahmen i. J. 1872 gestiegen ist und 1873 vermuthlich einen noch höhern Prozentantheil erfordert hat, so ist einfach vorauszusehen, daß ganz ebenso, wie früher der Rückschlag nunmehr pro 1875 beginnen wird. Die bezüglichen thatsächlichen und ziffernmäßigen Anhalte findet man ganz vortrefflich in einer kleinen mir soeben zugehenden Broschüre zusammengestellt, welche den Titel hat: „Gegen die Erhöhung der Eisenbahntarife. Aus dem demnächst erscheinenden Jahresberichte der Handelskammer zu Köln". Für diese sehr zuverlässig gearbeitete, mit den für die Beurtheilung der vorliegenden Frage werthvollsten Zahlen- und Sachangaben ausgestattete, gut gefaßte kleine Schrift, dürfen wir wohl dem von der Münzfrage her bekannten Sekretär der Kölner Handelskammer, Assessor Weibezahn, verbunden sein.

Solche Stimmen aus dem Handelsstande, die sich mehren werden, sobald etwa der Bundesrath im Sinne der durch Reichskanzler und Reichseisenbahnamt vertretenen Wünsche der Interessenten für Tariferhöhung sich entschlossen haben sollte, wird man nicht überhören dürfen. So verhängnißvolle Entscheidungen wie diese, wenn sie auf irgendwelche Dauer Anspruch machen wollen, können nicht einseitig, ohne Vernehmung auch der Sachverständigen des anderen Theils, eben der Handelskammern, getroffen werden.

Rostock im Mai 1874. F. Perrot.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Briefe eines Deutschpariſers. Nach dem Kabinetswechsel. 31. Mai. — Es war ein tiefes Aufathmen nach dem Sturze der Sippe. Jubel ging durch's ganze Land. Manche gaben sich überschwänglichen Hoffnungen hin; viele stellten die kühnsten Hypothesen auf; alle blickten erwartungsvoll nach Versailles. Ach, es blieb stille dort. Kein entscheidender Schritt, kein heroischer Entschluß ward offenbar. Verdutzt, aber soldatenfest behauptete man den alten Standpunkt. Da — gleich der Schöpfung — nach sechs Tagen und sechs Nächten ununterbrochenen Combinirens entstand das Ministerium de Cissey: es muß ein gutes Ministerium sein.

Die Wahrheit zu sagen, man wird nicht viel davon gewahr. Die neuen Patrioten, welche dasselbe bilden, zählen sammt und sonders zur mo-

narchiſchen Rechten. De Fourtou, der bisherige Unterrichtsminiſter, verleugnet als Miniſter des Innern ſeinen Reformeifer nicht, nachdem das erſte, was er in ſeiner neuen Stellung vornahm, die Auflöſung des Generalrathes in Bouches-du-Rhône war. Man nimmt an, er ſei de Broglie's würdiger Nachfolger im Amte. Von Decazes, dem beibehaltenen Miniſter des Aeußern, läßt ſich nichts melden, als daß er ein guter Orleaniſt und eine liebenswürdige, charmante, in diplomatiſchen Kreiſen gern geſehene Perſönlichkeit iſt. Der Bonapartiſt Magne bleibt Finanzminiſter. Tailhand, der 64jährige Juſtizminiſter, iſt ein tüchtiger Rechtsgelehrter, aber ein höchſt mittelmäßiger Redner und ſchwärmt mit dem Feuer eines Kreuzritters für die königliche Volksbeglückung durch Heinrich V. Zu den ſogenannten „Bärenmützen", die vor zwei Jahren als Delegirte der Rechten einen Sturm auf die Politik des Präſidenten Thiers unternahmen, zählte de Cumont, der jetzige Unterrichtsminiſter und frühere Journaliſt. Advokat iſt Grivart, der neue Handelsminiſter und Jüngſte unter den Neun; zu Thiers' Regierungszeiten war er einmal nahe daran, vom rechten zum linken Centrum überzugehen, aber nach dem 24. Mai v. J. ſtritt er um ſo eifriger für die de Broglie'ſche Politik. Caillaux, der Bautenminiſter, war vor dem 24. Mai Mitglied des linken Centrums und iſt einer der Ueberläufer, die unter dem Kommando Target's, des nachherigen famoſen Haag-Diplomaten, Adolf Thiers ſtürzten. Der Admiral de Montaignac, Marineminiſter, hierſelbſt im Jahre 1811 geboren, zählt zu den Berühmten, von denen die Geſchichte ſchweigt; doch ward er an de Laſteyrie's Statt Präſident der Heeresreformkommiſſion. Alle dieſe Kabinetsmitglieder haben eine mehr oder weniger erkennbare politiſche Meinung; nur de Ciſſey, der Kriegsminiſter und Präſident des Miniſterrathes, leidet an einer gewiſſen Farbloſigkeit. Was ſchadet es! er iſt ein biederer Haudegen, gleich Mac Mahon, ſeinem Kameraden. Hegt Frankreich jetzt noch Befürchtungen für die moraliſche Ordnung im Lande, ſo iſt Hopfen und Malz an ihm verloren.

Pikant iſt dem Allerweltskabinet gegenüber das Auftreten, die Sprache der verſchiedenen Parteien. Die Legitimiſten nennen es bedeutungslos und wollen ſchon dafür ſorgen, daß es nicht erſtarke. Sie haben ja im Grunde die Macht in Händen, können nach Belieben den Ausſchlag geben; übrigens bauen ſie auf Chambord und den lieben Herrgott und, gewinnen ſie nur Zeit, ſo iſt Volk und Monarchie gerettet. Die Orleaniſten könnten niedergeſchlagen ſein — welch' garſtiger Strich ward ihnen durch die Rechnung gemacht — und ſind es nicht. Sie erblicken darin, daß die Mitglieder des Kabinettes aus ihrer Mitte gewählt wurden, eine Verheißung für die Zukunft, rüſten zu einem neuen Sommerfeldzuge und ſetzen ihre Hoffnung auf die Zeit und das linke Centrum, mit deren Hülfe ſie wieder als Majorität auftreten zu

können gedenken. Unbändiger Freude giebt sich der Konservative, der meinungsverschwommene reine Mac-Mahonien, hin; das Säbelgerassel der beiden Generalissimi dünkt ihm lauteres Sphärengetön. Betrübt schauen auch just nicht die Republikaner drein; sie wissen wohl, etwas Dauerhaftes ward mit dem neuen Kabinet nicht geschaffen, all' das Vorgehen der regierenden Gewalten ist eitel verlorene Mühe, die Volkssache muß trotz alledem endgültig triumphiren. Am lustigsten geberden sich die Bonapartisten. „Wir haben ja unsern Magne d'rinnen", meinen sie öffentlich, „und Magne ist ein verläßlicher Parteimann". In der Stille gedenken sie hoffend Mac Mahon's und de Cissey's, wer weiß, ob nicht mit Recht. Was seit der Neubildung des Kabinettes der regierende Duc selber hofft und vorhat, darüber schweigt die Ortschronik. Fest steht, daß er ausdrücklich verlangt hat, man solle durch gewisse Mittel seiner Regierung einen festeren Halt verleihen. Wird er es dabei bewenden lassen?

Verdächtig kommt es Vielen vor, daß die Regierung keine Verwahrung gegen das Beginnen des Kandidaten einlegte, der in Nièvre als Verfechter des Septennats und des Kaiserreiches den Wählern sich vorstellte und mit einem Mehr von dreitausend Stimmen gegen den Republikaner Gudin den Sieg davon trug. Die confuse Weise, in der nachträglich die offiziösen Blätter sich über den Punkt auslassen, macht das Ding nur noch verdächtiger. Die amtliche Verwarnung, mit der man vor vier Tagen dem „Gaulois", der erklärt hatte, die Bonapartisten dürften füglich die Entsetzung der napoleonischen Dynastie als nicht erfolgt betrachten, da dieselbe nur auf dem Wege einer allgemeinen Abstimmung beschlossen werden könne, in den Worten entgegentrat, die Regierung dürfe die Veröffentlichung ähnlicher die Machtvollkommenheit der Nationalversammlung anfechtender Artikel nicht dulden, belegt höchstens ein gewisses Anstandsgefühl. Der Baron de Bourgoing wußte wahrscheinlich wohl, was er that, als er in den Rundschreiben an die Wähler herzhaft seinen Titel: vormaliger Ecuyer des Kaisers, exhibirte. Uebrigens hatte de Broglie mit seinem Präfekten-, Bürger- und Bauermeisterwechsel, der fast lauter Beamte aus der schönen Kaiserzeit ans Ruder brachte, ihm tüchtig vorgearbeitet. Nimmt man an, daß das Wirken dieses „eminenten" Staatsmannes in allen Provinzen so segensreich gewesen, so kann man es den Bonapartisten nicht verargen, wenn sie Jubellieder anstimmen und heftiger denn je auf einen Volksbeschluß betreffs der Regierungsform dringen. Herr de Bourgoing erinnerte in einer Dankepistel an seine Wähler an „les prospérités d'autrefois", und begab sich unverzüglich nach Chiselhurst, vermuthlich nicht, um den „Kleinen", der unlängst bei der Schulprüfung in Woolwich glänzend durchgefallen, zu seinem Lerneifer zu gratuliren. Herr Foliès, Oberingenieur der Mamers-Saint-Calais-Bahn,

telegraphirte beim Eintreffen der Nachricht von dem Wahlſiege von hier aus ſofort nach Calais, man ſolle die Front des Hauſes der Bahnverwaltung feſtlich illuminiren. Auf allen Punkten poſaunen und ſchalmeien Schildhalter des Imperialismus übermüthig ihren Triumph aus. Die Leute finden das zum Verwundern! Unbegreiflich. Was Thiers gut gemacht hat, hat de Broglie verdorben.

Die Opferfreudigkeit des geſtürzten „großen" Vicepräſidenten belegt mancher Zug. Den rührendſten erzählte jüngſt ein bekanntes Blatt. De Broglie ſuchte höchſt eigenmündig den Duc Decazes zu bewegen, auf ſein Portefeuille nicht zu verzichten. Dieſer erklärte, er wolle ſeiner Miniſterſtellung entſagend dem Lande darthun, daß auch er die Verantwortlichkeit für die Reſolutionen übernehme, welche den Sturz des Kabinettes herbeigeführt. Dankdurchdrungen bot ihm de Broglie als Beleg zu dem Einvernehmen, das nach wie vor zwiſchen ihnen obwalte, ſeinen Sohn, den Prince de Broglie, zum Kabinetschef an. Herr Decazes ſoll ſich, ſo ſehr er ſich auch durch das Anerbieten geehrt fühlte, nicht ſofort zur Annahme des Opfers haben entſchließen können. Die Orleaniſten-Blätter nennen Herrn de Broglie uneigennützig; ich möchte wiſſen, was ſie darunter verſtehen. — Das Zeug zu einem gerechten Richter ſcheint der Ex-Kriegsminiſter du Barail zu haben. Im Juli v. J. legte der Herausgeber der „France républicaine" gegen den Machtſpruch des Generals Bourbaki, der das Blatt hatte eingehen laſſen, Berufung ein und ſtellte dem Kriegsminiſter die Akten zu, die derſelbe binnen vierzig Tagen dem Staatsrath zu unterbreiten hatte. Und du Barail behielt die Akten als einer der Herren im Lande durch 180 Tage!!

Eine der letzten Heldenthaten der Beſchirmer der moraliſchen Ordnung unter de Broglie ereignete ſich zu Tarascon im Süden, in der „Stadt der Wahlurnen mit doppeltem Boden", wie man es nennt. Dort ſollte am Sonntag vor acht Tagen eine Pariſer Schauſpielertruppe die Lecoq'ſche Oper „Die Tochter der Frau Angot" geben. Den Abend vorher geht dem Acteur Bracier, der den Pomponnet ſpielt, vom Polizeikommiſſar ein Billet folgenden Inhalts zu: „Herr Bracier wird hiermit erſucht und aufgefordert, die in ſeiner Rolle vorkommenden Worte „mein ſüßer Jeſus" wegzulaſſen". Für den Fall der Weigerung drohte der Kommiſſar dem Direktor mit Vorenthaltung des Leuchtgaſes. So geſchehen i. J. des Heils 1874.

Intereſſanter noch als dieſe Präfekten-Proceſſe iſt vom monarchiſch-ultramontanen Standpunkte die Kommunionspredigt des frommen Pfarrers zu Hemcen, deren Wortlaut ein algeriſches Blatt bringt. Hier in Uebertragung eine Probe daraus: „Betet für Gott den Unfehlbaren, den Papſt und König, den armen Gefangenen im Vatikan, den Gekreuzigten zu Rom, für Den, der vor einigen Tagen, eine Deputation von 400 Franzoſen em-

pfangend, die in der ganzen Presse wiederhallenden Worte sprach: Ich segne Frankreich, damit es uns die Freiheit der christlichen Lehre gebe, damit seine Regierung die Brandpresse verstümmele. Ich segne Frankreich, auf daß es eine Regierung bekomme, die ich nicht namhaft machen will, weil man mich beschuldigen würde, Politik zu treiben".

Mit welchem Feuer stritt endlich im alten Versailler Schauspielhause Monseigneur Dupanloup von Orleans anläßlich der Diskussion über das Regimentspfarrer-Gesetz für die Verbreitung des religiösen Fanatismus unter dem Heere! Vergebens mühten sich ein paar Generäle, dem Bischof begreiflich zu machen, die Soldaten seien mit Seelenspeise hinlänglich versorgt: in den Garnisonsstädten gehen sie mit den Bürgersleuten zur Kirche, im Zeltlager werde von Feldpriestern besonderer Gottesdienst gehalten. Monseigneur beschwört die Versammlung, dem Heere nicht vorzuenthalten, was am geeignetsten sei, es opferfreudig zu machen. Er hätte den Punkt nur etwas deutlicher motiviren und z. B. sagen sollen: Was thut dem protestantischen Deutschland gegenüber den Soldaten vor Allem noth? Auch hätte er angezeigt finden dürfen, seine Behauptungen mit ein paar Beispielen aus der französischen Geschichte zu belegen. Eine einfache Hinweisung auf die Pariser Bluthochzeit z. B. hätte die Macht des von ihm befürworteten Fanatismus treffend dargelegt.

Im Gebiet der Kulte und des öffentlichen Unterrichts werden bald genug neue Glanzpunkte auftauchen: Herr de Cumont ist glaubenseifriger Christ und umsichtiger Patriot. Schon stiftete er verschiedene neue Preise für Lyceumsschüler, die sich im Studium der deutschen Sprache hervorthun. Man kann nicht wissen, es kommt ihnen doch vielleicht einmal zu Statten. Monsieur de Cumont kennnt seine Leute. Preise und Orden sind in Frankreich das nothwendigste der Uebel. Auch die großartige Schwindelagentur, welche die Polizei hier dieser Tage entdeckte, und die, nach Fama, bereits Hunderte von eitlen Gecken gegen Entrichtung der geforderten Geldsumme zu unächten Ordensrittern machte, beweist das.

Während zu Havre Franzosen und Britten in Chassepot und Snider nach der Scheibe schossen, bei einer Bowle Punsch sich gegenseitig hoch leben ließen und Brüderschaft tranken, fraternisirten in dieser Hauptstadt Ungarn und Deutsche an wohlbesetzter Banketttafel beim Restaurateur Ledoyen. Die Deutschen nennen sich „Oesterreicher", bilden seit drei Jahren mit den hier lebenden Ungarn eine vom deutschen Hülfsverein getrennte Gesellschaft und haben damit, wie ein hiesiges Blatt sich ausdrückt, „zwischen sich und die Deutschen eine unübersteigliche Schranke gelegt". Die ausgebrachten Toaste waren „natürlich" für Frankreich sehr schmeichelhaft; galant nahm sogar ein Gast die Französinnen gegen den in Deutschland gäng und gäben Vorwurf

der Flatterhaftigkeit in Schutz, mehr konnte man doch nicht verlangen. Das Toastiren der Deutschen aus Oesterreich erinnert mich an die patriotische Rede, welche Anno 65 anläßlich des deutschen Turnfestes hierselbst im Elysée Montmartre Ludwig Simon aus Trier hielt, und die ihm Julius Stettenheim in den „Wespen" mit dem väterlichen Rathe verwies: „Zieh' reine Wäsche an, Simon!"

Vom Hof und vom Landtage. Aus Stuttgart. — Unmittelbar nach dem Schlusse des Reichstags schon hätte unser Landtag wieder zusammentreten sollen, um die wenig erheblichen Geschäfte noch zu erledigen, die ihm aus seiner Wintersession noch übrig geblieben waren. Indessen trat noch ein kleiner Aufschub ein, weil man die Festlichkeiten zuvor verrauschen lassen wollte, mit denen die Vermählung des Herzogs Eugen von Württemberg, des Sprossen einer Nebenlinie des königl. Hauses, mit der Großfürstin Vera gefeiert wurde, und welche unsere officielle Welt stark in Anspruch nahmen. Denn diese Vermählung wurde fast in einer Weise begangen, als ob es sich um ein Thronfolgerpaar handelte, was sich aus dem Umstande erklärt, daß die Braut, eine Tochter des Großfürsten Constantin, seit ihren Kinderjahren am hiesigen Hofe erzogen worden und der Liebling ihrer Muhme, der kinderlosen Königin Olga ist. Indem nun auch der Aufwand der Vermählung, bei welcher die kaiserlichen Verwandten aus Rußland mit großem Gefolge zugegen waren, sowie die Ausstattung des Paars und die Herstellung geeigneter Sommer- und Winterresidenzen für dasselbe ganz auf die königlich württembergische Civilliste kamen, so erwuchs dieser eine nicht unerhebliche Last, und es war vielleicht nicht ganz zufällig, daß um eben diese Zeit in der Umgebung des Königs gewisse finanzielle Plane erwogen wurden, welchen die persönliche Abneigung des Königs gegen das Hoftheater entgegenzukommen schien. Das Stuttgarter Hoftheater wird nämlich gemäß altem Vertrage aus den Mitteln der Civilliste erhalten, zwar mit einem Zuschuß aus Landesmitteln, der aber heutzutage nur einen geringen Beitrag zu dem wirklichen Aufwand darstellt. Theils diese bedeutenden Kosten bei einer nur mäßigen Civilliste, theils aber, und mehr noch, die Unlust aller Art, die mit dem Besitz eines Hoftheaters verbunden zu sein pflegt, hatte längst im König den Wunsch erregt, sich des kostspieligen und lästigen Besitzes zu entledigen. Man erinnert sich, daß in der vorigen Session der Landtag plötzlich mit einer ministeriellen Botschaft überrascht wurde, welche den Entschluß des Königs ankündigte, seine Hand vom Theater zurückzuziehen. Damals wurde nach langwierigen Verhandlungen zwischen den Ministern und einer von der Kammer niedergesetzten Commission ein Ausweg darin gefunden, daß eine Erhöhung der Civilliste bewilligt wurde, zufälligerweise ganz in demselben

Maßstab, in welchem damals auch alle Beamtenbesoldungen erhöht wurden, nämlich so, daß der süddeutsche Gulden zu dem östreichischen Gulden oder zu 2 Mark gestreckt wurde. Eine ausdrückliche Bedingung, daß der König nun wie bisher das Theater aus den Mitteln der Civilliste erhalten und im Rang eines Hoftheaters fortführen werde, war nicht an jene Bewilligung geknüpft, aber sie verstand sich nach den vorausgegangnen Verhandlungen von selbst und wurde indirect auch von den Ministern zugestanden. Um so peinlicher mußte es berühren, als gleichwohl nach kurzer Zeit das Gerücht auftauchte, der König sei, in seiner unüberwindlichen Abneigung gegen das Theaterwesen, nun doch entschlossen, den Tempel der Musen definitiv aus der Hand zu geben und zwar an eine Privatunternehmung zu verpachten. Der Plan wäre ohne Zweifel für die Civilliste sehr ersprießlich gewesen, aber er fand ganz und gar nicht den Beifall der öffentlichen Meinung, die sogar im Gedanken an die Erhöhung der Civilliste in eine gewisse Erregung gerieth. Durch diese hatte, glaubte man, den Bestand des Hoftheaters definitiv gesichert; die Leistungen desselben hatten zwar schon seit Jahren viel zu wünschen übrig gelassen, die Glanzzeiten von Schauspiel und Oper waren längst vorüber, aber nun war die Befürchtung nicht zu unterdrücken, daß das Theater, in die Hände von Privatunternehmern gerathen, noch weniger auf der Höhe und in dem Rang sich behaupten werde, den bisher die königliche Anstalt eingenommen hatte. Offenbar war König Karl nicht zum Besten berathen, wenn er einen Augenblick solchen Vorschlägen sein Ohr lieh. Das Ansehen der königlichen Souveränität, das ohnedies in unseren Tagen sorgsam geschont sein will, hätte eine erhebliche Einbuße erleiden müssen, und zwar bei dem Theil der Bevölkerung, der den Werth einer königlichen Residenz noch am willigsten anzuerkennen bereit ist. Gleichwohl war die entschiedene Dazwischenkunft des eben damals aus Berlin zurückkehrenden Ministers Mittnacht und seines Collegen Sick erforderlich, welche sogar, wie man sagt, entschlossen waren ihre Portefeuilles zur Verfügung zu stellen, wenn man das peinliche Project nicht zuletzt hätte fallen lassen.

Diese kleine Ministerkrisis, wenn man sie so nennen will, war glücklich vorüber, als der Landtag am 18. Mai wieder zusammentrat. In der ersten Woche waren seine Sitzungen fast ausschließlich von Eisenbahnangelegenheiten eingenommen, ein Gegenstand, der begreiflicherweise die Bevölkerung der verschiedenen Landestheile ganz anders zu beschäftigen und aufzuregen pflegt, als die wichtigste politische Verwicklung. Diesmal kam eine seit vielen Jahren vielbestrittene Frage glücklich zur endgiltigen Entscheidung, nämlich die directe Verbindung Stuttgart's mit dem oberen Schwarzwald, und merkwürdigerweise, so viele Gegner und Tadler dieses Project aus allerlei Gründen bisher gefunden, so entschied sich doch zuletzt die Kammer fast ein-

ſtimmig für eine Bahn, deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit allerdings vom Vertreter der Regierung wie vom Berichterſtatter der Kammer auf's überzeugendſte dargethan wurde. Außerdem war es erfreulich, daß die Regierung einen mit Baden abgeſchloſſenen Staatsvertrag vorlegen konnte, der auf der Halbkreislinie, mit welcher das Nachbarland uns umklammert, fünf neue Eiſenbahnanſchlüſſe für die Zukunft ſichert; ein bedeutender Gewinn für unſer Bahnnetz, das zwiſchen Baiern und Baden, früher nicht immer willfährigen Nachbarn, hilflos eingeklemmt dringend bedarf, daß ihm mehr Luft geſchafft werde. Minder erfreulich war, daß bei der Debatte über die Eiſenbahnen ein Oberbaurath der Eiſenbahndirection und der Vorſtand der letzteren, welche beide als Mitglieder der Kammer angehören, über techniſche Fragen aneinander geriethen, und den Streit, der zuvor in den Bureaus geführt worden war, nunmehr in die öffentliche Arena des Halbmondſaales zerrten. Herr v. Mittnacht, der oberſte Chef des Verkehrsweſens, trat zwar als Jupiter tonans dazwiſchen, aber das Exempel einer bedauerlichen Disciplinwidrigkeit war einmal gegeben, und wurde nun die Veranlaſſung, daß die Frage der Wahl von Beamten in die Volkskammer von einem neuen Geſichtspunkt und nicht immer in wohlwollendem Sinne erörtert wurde, wozu umſo mehr Veranlaſſung war, als in der That in der gegenwärtigen Kammer die Staatsbeamten eine ganz unverhältnißmäßige Anzahl von Sitzen einnehmen. Zum Theil iſt letzteres eben die Folge davon, daß unſer Land noch in der Eiſenbahnperiode ſteckt. Unſere Bezirke haben bei den letzten Wahlen vielfach weniger auf die politiſche Geſinnung der Candidaten ihr Augenmerk gehabt, als vielmehr darauf ſich beſonnen, welche Wahl ihnen die ſicherſte Ausſicht auf den Genuß einer erſehnten Eiſenbahn- oder Poſtverbindung eröffnen würde. Sonſt wäre es ſchwer erklärlich, daß plötzlich Baurāthe, Poſträthe und höhere Eiſenbahnbeamte bei den Wahlen in die Kammer ein ſo beliebter und geſuchter Artikel wurden. Uebrigens war jener Vorfall nicht der einzige ſeiner Art. Noch bei einer ſpäteren Gelegenheit hielten es zwei Beamte des Verkehrsdepartements für angemeſſen, ihre Wäſche vor der Kammer auszubreiten. Der Direktor des Poſtweſens gerieth nämlich mit dem Direktor des Eiſenbahnweſens in die Haare, und jener ließ, von dem geſteigerten Selbſtgefühl des gebildeten Poſtbeamten beſeelt, den minder gebildeten Eiſenbahndienſt und deſſen Beamte ſeine unverhohlene Mißachtung fühlen: eine Scene, welche gleichfalls mehr Unluſt als Heiterkeit in der Kammer erweckte. Man war der Meinung, derlei Scenen könnten ſich nicht ereignen, wenn im Departement der Verkehrsanſtalten die Gewalten beſſer geregelt und die Verantwortlichkeit klarer definirt wäre, was freilich ſo lange ſeine Schwierigkeiten hat, als der nominelle und verantwortliche Chef des Verkehrsweſens derſelbe Herr von Mittnacht iſt, der als Juſtiz-

miniſter, als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und des königlichen Hauſes, als Präſident des Geheimen Raths und als Hauptbevollmächtigter Württembergs im Bundesrath einigermaßen zu entſchuldigen iſt, wo ſeine Verkehrsbeamten, wie der Fall zu ſein ſcheint, die ſichere Hand eines wirklichen Chefs vermiſſen.

Von den übrigen Gegenſtänden, mit welchen ſich die Kammer bis dahin beſchäftigt hat, iſt ein Geſetzentwurf hervorzuheben, der eine veränderte Organiſation der Handels- und Gewerbekammern des Landes bezweckt. Die Abſicht iſt, dieſe Vertretung der kommerciellen und induſtriellen Intereſſen zu einer lebensfähigen und erſprießlichen Inſtitution dadurch zu erheben, daß ſie von dem Abhängigkeitsverhältniß befreit werden, in welchem ſie bisher zu der königl. Centralſtelle für Handel und Gewerbe, alſo einer Staatsbehörde ſtanden, eine Abhängigkeit die dadurch noch empfindlicher geworden war, daß der Vorſtand der genannten Centralſtelle bei allen ſonſtigen Verdienſten im Rufe eines ſehr eigenwilligen Herrn von bureaukratiſchen Manieren ſteht. Die Handels- und Gewerbekammern, bisher blos auf einer miniſteriellen Verordnung beruhend, erhalten künftig eine geſetzliche Grundlage, der Modus der Wahlen zu denſelben wird freiſinniger eingerichtet, ſie werden in finanzieller Beziehung unabhängig vom Staate geſtellt, ihre Befugniſſe werden erweitert, insbeſondere ein unmittelbarer Verkehr mit den Behörden ihnen zugeſtanden. Ob ihnen auch ein unmittelbarer Verkehr mit den Reichsorganen zuſtehen oder vielmehr ausdrücklich im Geſetz zugeſprochen werden ſolle, darüber erhob ſich eine kleine politiſche Debatte, die mit der verdienten Niederlage der Particulariſten endigte. Auf eine ausdrückliche Beſtimmung in dieſem Sinne konnte die nationale Partei um ſo weniger verzichten, als gerade dieſes Recht den Handelskammern bisher willkürlich verkümmert war und zudem die Particulariſten in der Kammer Miene machten, daſſelbe auch für die Zukunft zu beſtreiten. Der Miniſter des Innern vermied es zwar ſich den Particulariſten zuzugeſellen, ſprach ſich aber doch nicht mit wünſchenswerther Deutlichkeit aus und widerrieth, jene Beſtimmung in das Geſetz aufzunehmen, was freilich unter den vorliegenden Umſtänden nur ein weiteres Motiv ſein konnte auf derſelben zu beſtehen. Man machte hierbei die Bemerkung, daß in den heiklen Dingen, welche das Verhältniß zum Reich betreffen, doch Herr v. Mittnacht, der allerdings auch die größere Uebung für ſich hat, geſchickter und klüger ſich zu benehmen weiß und ein größeres Führertalent in Bezug auf die Kammermehrheit entwickelt. Uebrigens hatte ſich jene politiſche Debatte unerwartet und faſt zufällig entſponnen; unſere Particulariſten haben ſich doch allmählich an einige Reſignation gewöhnt, die ihnen freilich dadurch erleichtert wurde, daß die Sturmläufe wider das Reich, welche in früheren Seſſionen unternommen worden

sind, regelmäßig mit Schaden und Spott für die Unternehmer geendigt haben.

Die katholischen Volksvereine. Vom Niederrhein. Die Filialvereine des „Mainzer Katholikenvereins" sind seit dem energischen Vorgehen der Regierung gegen die staatsfeindlichen Umtriebe dieser ultramontanen Genossenschaft verpönt, oder wenigstens wegen der unangenehmen Folgen, welche ihre Mitgliedschaft mit sich brachte, und der häufigen Collisionen mit der Staatsanwaltschaft, etwas anrüchig geworden in den katholischen Städten des Niederrheins. Statt dessen bilden sich jetzt allenthalben daselbst sogenannte „katholische Volksvereine" mit derselben Tendenz, wie die ehemaligen Mainzer, nur unter anderer Firma. Sie stehen unter sich in engster Verbindung und gegenseitiger Solidarität, vermeiden aber durch ihre scheinbare, nach außen hervortretende Selbständigkeit und Unabhängigkeit das Gehässige der frühern Zweigvereine. Der ausgesprochene Zweck dieser heuer schon über das ganze linke Rheinufer und das katholische Westfalen wie ein großes Spinnennetz ausgespannten Volksvereine ist: Anregung zur eifrigsten Theilnahme an der Ausübung der staatsbürgerlichen und communalen Rechte durch gesellige Unterhaltungen über alle Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, — alles natürlich in craß-ultramontanem Sinne. Mitglied des Vereins kann jeder unbescholtene, großjährige Katholik werden, und wird als solcher bei seiner Aufnahme ausdrücklich verpflichtet, für die Zwecke des Vereins in obgedachtem Sinne mitzuwirken. Dabei ist es in erster Linie auf katholische Laien aus dem mittlern Bürgerstande abgesehen; Geistliche pflegen grundsätzlich diesen Vereinen oder wenigstens deren Vorstande fernzubleiben, wenngleich sie selbstverständlich im Hintergrunde die eigentlichen „Macher" und Leiter sind.

Von außen nimmt sich ein solcher Verein ungemein friedlich und liebenswürdig aus. In den periodischen Versammlungen herrscht der bekannte, den Rheinländern eigenthümliche lebhafte Conversationston, wobei dem reichlich fließenden Wein- und Bierstoff wacker zugesprochen wird. Hier und da wird die allgemeine Unterhaltung durch einen christlich-ästhetischen Vortrag unterbrochen, den jeder der Anwesenden, welchen „der Geist treibt", zur Erbauung seiner Mitbrüder halten kann. Das Ganze hat etwas Quäkerhaftes an sich, zumal die Anrede bei solchen Vorträgen gewöhnlich lautet: „Geliebte Brüder in Christo dem Herrn!" und alle Reden meist von Liebesphrasen à la Zinzendorf triefen. Schreiber dieses wohnte an einem stillen Abend einer solchen Versammlung bei, wo zufällig ein erleuchteter Laie das Wort ergriffen hatte und sich in salbungsvollen Ergüssen über die Heilsamkeit und die hohe sinnbildliche Bedeutung der öffentlichen Prozessionen und Wallfahrten erging. Redner hatte dabei u. a. die naive Entdeckung gemacht, daß das paarweise Gehen in solchen Prozessionen das Symbol der christlichen Liebe sei. Die rechte Seite bedeute die Liebe zu Gott, die linke die zum Nächsten gemäß dem christlichen Gebote: Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst!

Aber dies alles ist, wie gesagt, nur der äußere Schein. Grade diese äußerlich so unschuldigen und lammfrommen katholischen Volksvereine sind es, in denen die Keime und ersten Ansätze der zeitigen Umtriebe der

Klerikalen gegen die liberale Strömung unserer Gesetzgebung sich entwickeln. Hier wird dem gedankenlosen und gedankenfaulen großen Haufen durch Wort und That systematisch die Lehre eingeimpft, daß die Uebertretung staatlicher Gesetze, weit entfernt eine Sünde und ein Frevel gegen die gesellschaftliche Ordnung zu sein, vielmehr ein Gott und dem Klerus wohlgefälliges Werk sei. In diesen Vereinen werden die Ovationen und Triumphzüge organisirt, welche von den Gemeinden ihren gesperrten und eingesperrt gewesenen Geistlichen bei deren Entlassung aus den Gefängnissen dargebracht werden; ferner die Prozessionen und Wallfahrten zu irgend einem wunderthätigen Madonnen- oder Heiligenbilde, das Hülfe bringen soll in den zeitigen Bedrängnissen der heiligen Mutter Kirche. Von hier aus werden die zahlreichen, das Volk der untern Schichten fanatisirenden Broschüren, Traktätchen und Flugblätter colportirt, womit allwöchentlich Städte und Dörfer des Rheinlandes und Westfalens überfluthet werden. Hier endlich werden die Beiträge gesammelt zur Unterstützung der ultramontanen und staatsfeindlichen Presse. Ueberhaupt bilden diese neugebackenen katholischen Volksvereine nur eine zweite vielfach verbesserte Auflage der alten Mainzer Filialvereine.

Charakteristisch für den gesellschaftlichen Standpunkt dieser Vereine sind die oft an den höhern Blödsinn grenzenden Beschlüsse in den Generalversammlungen. Bekannt ist die neulich durch die Presse auch in weitem Kreise verbreitete Resolution des katholischen Volksvereins in Köln, wonach sich die Mitglieder verpflichten, während des kirchlichpolitischen Conflictes nebst Familie weder Theater zu besuchen noch an Tanzbelustigungen und öffentlichen Vergnügungen theilzunehmen und namentlich solche Wirthshäuser zu meiden, in welchen neben kirchenfeindlichen nicht wenigstens ein katholisches Blatt aufliegt. Jetzt werden also sogar die Wirthe verantwortlich gemacht für die Sünden des Klerus und deren gerechte Bestrafung. Aehnliche Beschlüsse wurden in andern Volksvereinen gefaßt. So kann man beispielsweise seit einigen Wochen in den rheinischen Lokalblättern zahlreiche kuriose Anzeigen lesen, des Inhalts, daß die und die Dorf- oder Stadtgemeinde in diesem Jahre die Frühkirmeß oder das Schützenfest, diese echtrheinischen, muntern Volksfeste nicht abgehalten werden wegen der „politischen Zeit". Woher diese Glöcklein läuten, ist leicht zu errathen. Man sieht, welche Mittel und Wege angebahnt werden, um das arme katholische Volk immer mehr in Aufregung zu setzen. Religiös-sanguinische Fanatiker träumen dabei immer weiter von diocletianischen Christenverfolgungen, von Blutvergießen, Religionskrieg und Revanche, wobei die Franzosen, die sich indessen von dem jüngsten Schlage wieder völlig erholt hätten, ihre guten Dienste leisten und dann mit offenen Armen aufgenommen werden würden. Auch Pio nono hofft bekanntlich auf die Franzosen: warum sollten die ultramontanen Christen nicht gleichfalls dort ihren Rettungsanker suchen, wo ihn der Vater der Christenheit unfehlbar zu finden hofft? Die Prophezeiungen der seligen Katharina von Emmerich, die sich namentlich gern auf politischem Gebiete ergehen und an die das untere Volk am Niederrhein steif und fest glaubt, die ekstatischen Erscheinungen einer erst seit kurzem neugebackenen Heiligen, der stigmatisirten Louise Lateau in dem Dörfchen Bois d'Haine in Belgien, Bisthum Namur, die heuer in allen Sonntagsblättchen dem Volke als hell-

glänzendes Muster der Heiligkeit dargestellt, und als die von Gott begnadete Jungfrau des 19. Jahrhunderts gepriesen wird — alle diese saubern Mittelchen werden nebenbei angewandt, um weiter zu wühlen und aufzuregen.

Ein Gegengift scheint sich allerdings in neuester Zeit gegen alle diese Wühlereien zum Theil in den deutschen Volks- und Bildungsvereinen gefunden zu haben, deren in den letzten 3 Monaten etwa 20 in den Provinzen Rheinland und Westfalen neu entstanden, resp. in der Organisation begriffen sind. So in Paderborn, Bielefeld, Lippstadt, Haspe, Emmerich am Niederrhein, Düren, Euskirchen, Schleiden in der Eifel ꝛc. Jedoch ist die Betheiligung an diesen Vereinen, welche sich den Zweck gesetzt haben, die deutsche Gesinnung im rheinisch-westfälischen Volke wieder zu beleben, einstweilen noch sehr schwach und deren Mitgliederzahl ziemlich gering im Verhältniß zu den Tausenden, welche den katholischen Volksvereinen anheimgefallen sind. R. M.

Berliner Wochenschau: Französische und deutsche Rüstungen. — Daß in diesem Jahre die Epoche der politischen sauern Gurke der der vegetabilischen bedeutend vorangeeilt ist, kann und wird Niemand bestreiten, der als aufmerksamer Zeitungsleser die Signatur beobachtete, welche das ihm angestammte Blatt, welches es auch sei, seit einigen Tagen angenommen hat. Oede Langeweile gähnt ihm aus den Spalten entgegen, gewissenhafte Auseinandersetzungen über ganz entlegene Fragen setzen ihn in unwilliges Erstaunen, auch die Sensationsnachrichten von der neuen spanischen Throncandidatur und einer zweiten Dreikaiserzusammenkunft nöthigen ihm nur ein mißvergnügtes Lächeln ab. Niemand giebt sich hier die Mühe, solche müßigen Dinge ernstlich zu besprechen. Sobald die Parlamente geschlossen sind, ruht hier die politische Discussion überhaupt, die staatsmännischen und parlamentarischen Größen entfliehen der Residenz sehr schnell, und dieselbe sinkt dann in politischer Hinsicht für einige Monate auf ein sehr tiefes Niveau herab. Berlin nimmt um diese Zeit einen ganz anderen und zwar vorwiegend militärischen Charakter an. Jeder Tag bringt militärische Durchzüge, Paraden, Rekruten und Reservistenmärsche. In diesem Frühjahr ist dieses Treiben ganz besonders bemerkbar, da die Einführung des neuen Mausergewehrs fortwährende Reservisteneinstellungen nothwendig macht.

Ihr Deutschpariser hat kürzlich in diesen Blättern der französischen Kriegsvorbereitungen gedacht. Gestatten Sie, daß ich gleicher Weise hier einiges Allgemeine über den Lauf und den gegenwärtigen Standpunkt der französischen und der deutschen Rüstungen mittheile. Dem Fachmanne und Eingeweihten werde ich nichts Neues bieten, schon weil das Beste aus leicht begreiflichen Gründen zurückbehalten werden muß. Ich meine aber doch dem Leser willkommen zu sein, wenn ich ihm einige sehr wissenswerthe Notizen über diese Angelegenheit mittheile und zugleich einige Anschauungen verbreite, wie sie hier über diesen und jenen Punkt an den competenten militärischen Centralstellen ausgesprochen werden. Sehr beachtenswerth ist in dieser Hinsicht zunächst die hier militärischerseits überall laut bekundete Ansicht, daß die Anstrengungen der Franzosen behufs des Retablissements ihrer Armee in den letzten drei Jahren zu den größten Leistungen gehören, die jemals

von einem Volke zur Vorbereitung eines Rachekrieges erbracht worden sind. Diese Arbeiten umfassen die gesammten Gebiete des Militärwesens, und sind um so folgenschwerer, als ihre Vorzüge der glücklichen Nachahmung unserer militärischen Institutionen zu danken sind, die Ueberlegenheit derselben mithin theilweise paralysiren, während ihre augenscheinlichen Schwächen wunderbarer Weise vielfach derartig sind, daß sie die Franzosen gelegentlich sogar vor Irrwegen und Schaden behüten können. Die Anlage der französischen Armee ist schon überaus großartig. Durch die acht Dekrete vom 28. December 1873 wurde nach dem Gesetz vom 24. Juli 1873 die Errichtung von 18 Armeecorps zur Besetzung der 18 Regionen Frankreichs beschlossen. Ein 19. Corps steht in Algerien, außerdem ist noch die Beschaffung einer sogenannten Territorialarmee von 1,800,000 Mann in Angriff genommen worden. Man erkennt in dem Ganzen ohne weiteres eine Nachahmung unseres Corps- und Landwehrsystemes. Ob es den Franzosen gelingen wird, die eigentlichen Vorzüge unserer deutschen Organisation, die bekanntlich durchaus nicht in der schematischen Aufstellung allein liegen, sich anzueignen, dürfte allerdings sehr zweifelhaft sein. Indeß ist es ihnen in einigen Punkten unbestreitbar gelungen, sogar über diese Vorzüge hinauszukommen. Unsere Kavallerie operirt beispielsweise im Kriege bekanntlich in der Weise, daß je eine Brigade als sogenannte Divisionskavallerie dem Corps beigegeben ist, während die übrigen Kavallerieregimenter als sogenannte Kavalleriedivisionen sich selbständig bewegen. Diese Organisation existirte bisher aber bei uns nur für den Krieg, im Frieden besteht eine ganz andere, die man erst ganz kürzlich seit dem letzten Besuche des Kaisers von Rußland jener Kriegsformation näher zu bringen begonnen hat. Die Franzosen haben gleich von vornherein ihre Friedensformation bezüglich der Kavallerie nach der preußischen Kriegsweise eingerichtet. Einen zweiten Vorzug haben sie sich auf diesem Gebiete dadurch zu sichern gewußt, daß sie ihre sämmtlichen Kavalleriedivisionen, welche nach preußischer Methode die Bewegungen der eigenen Armee gleich einer Wolke zu verdecken und die der feindlichen blitzähnlich aufzuklären bestimmt sind, hart an die Ostgrenze gelegt haben, d. h. sie haben uns in dieser Beziehung den bisherigen Vorsprung von 8 Tagen, den uns unser Mobilmachungsplan sicherte, abgewonnen. Denn diesen Zeitraum brauchen unsere Kavalleriedivisionen, um kriegsmäßig formirt die Grenze zu erreichen. Ich bemerke nochmals, daß man unsererseits bereits Hand an das Werk gelegt hat, um diesen Vortheil zurückgewinnen, sowie daß das Gardecorps und das sächsische bereits früher auch im Frieden Kavalleriedivisionen besaßen. Beiläufig sind wir den Franzosen um etwa 100 Escadrons überlegen.

Dagegen sind wir um ein bedeutendes in der Artillerie überflügelt, wenigstens was ihre numerische Stärke anlangt. Die Franzosen besaßen früher 24 Regimenter und haben heute deren 38. Wir verfügen freilich ebenfalls über 36, aber eigentlich nur auf dem Papiere, da bei den Würtembergern, Baiern und Badensern noch so viele Batterien fehlen, daß sich die augenblickliche Ueberlegenheit der Franzosen auf dreißig bis vierzig Batterien stellt. Was die Leistungsfähigkeit der Waffe anlangt, so ist zunächst zu bemerken, daß die Franzosen durch Einführung unserer Percussionsgranate einen wesentlichen bisherigen Nachtheil ausgeglichen

haben. Die französischen Granaten des letzten Krieges, die bekanntlich nicht beim Aufschlagen crepirten, sondern sich durch sogenannte Zeitzünder entladen sollten, unterließen das zum Heile unserer Soldaten sehr häufig ganz oder vollbrachten es auf sehr unschädliche Weise und erfreuten sich mithin im allgemeinen keiner besonderen Achtung. Das wird künftig freilich anders sein. Sodann haben die Franzosen bei manchen ihrer Geschosse, durch ihre Studien auf dem Gebiete der innern Ballistik, eine Anfangsgeschwindigkeit erzielt, die wir nicht erreichen. Ferner haben sie bei ihren canons tubés und frettés die Widerstandskraft des Rohres durch Umlegung von Mänteln auf das 6 bis 8fache gesteigert. Im allgemeinen läßt sich aber über das noch nicht vollendete leichte französische Feldgeschütz nicht viel Positives sagen, aus dem einfachen Grunde, weil es bisher absolut unmöglich war, sich die betreffenden Materialien zu verschaffen. Es ist dies ein Punkt, der große Beachtung verdient. In Frankreich hat die Furcht vor der preußischen Spionage seit dem letzten Kriege derartig zugenommen, und alle Thüren so fest verschlossen, daß unsere Agenten häufig ganz rathlos dastehen. Kürzlich verlangte man von hier Aufklärungen über die canons de cinq und de sept, deren letzteres die künftige Hauptmasse der französischen Feldartillerie werden soll. Ueber das erste Geschütz konnte man überhaupt nichts erfahren, von dem zweiten erhielt man nur das Reglement und die Notiz, daß 2000 Kanonen fertig gestellt seien. Dagegen ist die vielleicht unerwartete Thatsache zu constatiren, daß die Franzosen über unsere artilleristischen Neuerungen vollständig orientirt sind, und das ganze Material inclusive aller secreten Zeichnungen ꝛc. vollständig in Händen haben.

Diese unsere Neuerungen sind nun durchaus fundamentaler Natur, und stellen wahrhaft riesige Anstrengungen dar, welche eine totale Umänderung des gesammten Materials zur Folge hatten. Denn die artilleristischen Studien und Versuche haben das Gesammtgebiet dieser Wissenschaft einer gründlichen Untersuchung unterzogen, sie richteten sich gleichzeitig auf Verlängerung der Wirkungssphäre des Geschosses, auf die Herstellung einer gestreckteren Flugbahn, einer vervollkommneten Construction und einer vergrößerten Anfangsgeschwindigkeit. Nach allen diesen Richtungen hin hat man sehr erhebliche Resultate erzielt, namentlich ist es gelungen eine dreifache Steigerung der Ladung der Feldgeschütze so wie eine Vermehruug der Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses von über 100 Metern pro Sekunde zu erreichen. Da der große artilleristische Streit zwischen Geschoß und Panzerung sich im allgemeinen mehr und mehr zu Gunsten der Ueberlegenheit des erstern zu entscheiden scheint, so hat dieser Entwickelung entsprechend auch die deutsche Eisenindustrie bei der Herstellung der Geschütze ihre größten bisher noch unerreichten Triumphe gefeiert. Herr Krupp in Essen hat sich erboten ein Geschütz zu construiren, das ein Kaliber von 46 Centimeter, ein Rohrgewicht von 2500 Centnern und ein Granatgewicht von 20 Ctr. haben soll, das mithin die größten Riesengeschütze des Mittelalters weit überflügelt und höchstens noch durch das von Bessemer in England proponirte Geschütz übertroffen werden kann, dem er 76 Centimeter Kaliber und 50 Centner Granatgewicht zu geben gedenkt. Im großen und ganzen, hebe ich nochmals hervor, basirt unsere artilleristische Reform auf ganz neuen Principien und Konstructionen, deren Einführung eine totale Umänderung des

gesammten Materials im verwegensten Sinne des Wortes herbeigeführt hat. Es ist nur eine sehr geringe Uebertreibung, wenn man sagt, daß in Folge dessen kein Rohr und keine Laffette sogar bei der Belagerungs- und Küstenartillerie in seinem bisherigen Bestande geblieben sei.

Die französische Infanterie ist an Zahl der unsrigen ziemlich gleich, ihre Bewaffnung ein verbessertes Chassepotgewehr, mit dessen Herstellung die Franzosen so eifrig vorgingen, daß sie im vergangenen Jahre bereits die Reserven mit demselben ausrüsten zu können gedachten. Man zweifelt hier freilich, daß dies geschehen sei. Wir sind bekanntlich mit der Beschaffung unserer neuen Mausergewehre langsamer vorgegangen und konnten dies auch, da uns das aptirte Zündnadelgewehr sowie die erbeuteten Chassepots im Nothfalle genügenden Ersatz boten. Mithin konnte man auch bei der Wahl der neuen Schußwaffe mit sorgfältigster und gründlichster Erwägung aller einschlagenden Fragen verfahren, und hat demgemäß auch ein Gewehr hergestellt, das von den Sachverständigen als das unbedingt beste der Welt bezeichnet wird. Dieses Mausergewehr oder wie es eigentlich correcter bezeichnet werden müßte, dieses Gewehr M. 71 wird sich im Verlaufe dieses Jahres bereits in den Händen der ganzen Armee befinden.

Die Frage der französischen Landesbefestigung ist noch ungelöst, und wird auch voraussichtlich nicht sobald zu einer practischen oder auch nur theoretischen Erledigung kommen. Dieser Nachtheil ist für die Franzosen indeß geringer, als es scheint, und ist einer von denen, die ich vorhin als geeignet bezeichnete, sie gelegentlich vor Fehlern und Katastrophen zu bewahren. Für den Fall nämlich, daß ihr Befestigungssystem nicht zu Stande kommt, werden sie bei einer deutschen Invasion genöthigt sein, im Felde zu verbleiben, und die Wiederholung ihres Fehlers, sich mit ganzen Armeen in feste Plätze zu werfen, selbstverständlich vermeiden können und müssen. So könnte es geschehen, daß ihre unvollkommene Fortification sie sogar vor den Gefahren ihrer militairischen Centralisationsgelüste sichert.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, im Vorliegenden auch nur eine annähernde Erschöpfung des Gegenstandes zu versuchen. Ich enthalte mich auch jedes zusammenfassenden Urtheils über die Resultate und muthmaßlichen Wirkungen der beiderseitigen Rüstungen. Ich bemerke nur, um Mißverständnissen vorzubeugen, daß nach dem Mitgetheilten die militairische Lage Frankreichs zu günstig erscheinen muß, jedenfalls günstiger als wenn ich alles genügend hervorgehoben hätte, was man auf deutscher Seite geleistet hat, und wenn ich derjenigen Institutionen gebührend gedacht hätte, die den Sieg mit Gottes Willen hoffentlich stets an die deutschen Fahnen knüpfen werden. Ich habe das nicht gethan, denn der deutsche Leser kennt diese Institutionen, ihren Geist und ihre Kraft. Ihn mit rein technischen Fortschritten bekannt zu machen, schien mir an dieser Stelle unzulässig und unnöthig. Und wenn auch die Franzosen sehr viel von uns wissen, alles wissen sie doch nicht und brauchen es auch nicht zu erfahren. Ich wollte hier nur einige wichtige Thatsachen dem Leser zur weiteren eigenen Erwägung anheimgeben.

Ausgegeben: 5. Juni 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der moderne Gehalt in Hamerling's Poesie.

I.

Zu den modernen Dichtern, die unser Zeitalter gegen den Vorwurf glänzend zu rechtfertigen im Stande sind, daß seine Poesie die Spuren des Verfalls, des schwächlichen Epigonenthums an sich trage, gehört unzweifelhaft Robert Hamerling. Seine Dichtungen sind von modernen Ideen vollständig durchtränkt; weit entfernt aber, seine Muse kahl und dürftig zu machen, verleihen ihr diese Ideen einen kühnen Schwung, ein edles Feuer, das alle von ihr geschaffenen Gestalten mit dem Glanze des Unendlichen durchstrahlt und sie so zu Repräsentanten des weltgeschichtlichen Geistes veredelt.

Zunächst möge uns Hamerling als Lyriker entgegentreten. Hätte er weiter nichts als seine lyrischen Gedichte „Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern, 1860" veröffentlicht, so würde er zwar entschieden über die Mittelmäßigkeit emporragen, doch aber nicht zu den Größen der Dichtkunst gezählt werden können. Zwar hören wir aus seiner Lyrik bereits die großartigen Ideengänge seiner epischen Dichtungen heraus und ebenso finden wir in den Naturschilderungen seiner Gedichte jene Farbenpracht, die wir so oft in seinen größeren Dichtungen bewundern: doch läuft allzuviel Unbedeutendes, ja Unschönes und Prosaisches mit unter, und öfters bemerkt man die Unfähigkeit, einen gedanklichen Inhalt poetisch flüssig zu machen.

Hamerling's Lyrik ist wesentlich durch den Gedanken vermittelt. Jene volksthümlich innige, naive Weise des Empfindens, die uns nicht erst durch Reflexion auf sich selbst sagt, daß sie dies und jenes fühlt, sondern die sich ohne die Vermittlung dieses absichtsvollen Sagens, und doch unfehlbar richtig, gleichsam aus dem Herzen des Dichters in das unsere hineinschmiegt, steht Hamerling fast gar nicht zu Gebote. Wo er etwas anmuthig Leichtes schaffen will, wo weder dithyrambischer Schwung der Gefühle, noch ein ernster Gedankenhintergrund seine Lyrik hebt, gelingt ihm meist nur Unbedeutendes, ja Triviales (z. B. „Meine Lilie", „Ach wüßtest du"). Hamerling's Lyrik wird erst da bedeutend, wo sie höhere, weihevollere Töne anschlägt. Sie bewegt sich darum mit Vorliebe in Sonetten, Oden und Hymnen. In der Ode „Um Mitternacht" tritt uns eine gedankenvolle, energische

Liebe entgegen, die sich mit dem höchsten Sein so innig verknüpft weiß, daß sie sich als Schöpferin der ganzen bunten Welt ringsum ansieht. Auch das Sonett „Verlorene Liebe" ist von heiliger, gleichsam in's Große gehender Liebe inspirirt. Dagegen erscheint uns das Liebesgedicht „Besänftigung" gewunden und gezwungen. Sehr schön ist das „Rosenlied": Die Rosen sind die an's Licht tretenden Offenbarungen der in den dunklen Welttiefen waltenden ewigen Liebe.

Unserm Dichter gaben nicht, wie wir dies bei Hermann Lingg und Felix Dahn treffen, historische Stoffe, sondern gewöhnlich die Natur oder Herzenserlebnisse das Gewand, aus dem er seine Ideen hervorleuchten läßt. Doch besonders in jenen Fällen, wo nicht allgemeine philosophische Gedanken, sondern bloß auf persönliche Verhältnisse sich beziehende Reflexionen den Mittelpunkt der Gedichte bilden, gelingt es Hamerling nicht immer, den spröden Stoff mit der dichterischen Form und der poetischen Weise des Empfindens in Harmonie zu setzen. Oefters ist die prosaische Reflexion vorherrschend („Natalie" „An Marie" II), der Gedanke allzu gekünstelt und herausgeklügelt („Regen im Walde", „Die Brücke"), oder sichtlich in das Bild hineingezwungen („Die Sonnenblume"). Die dichterischen Formen handhabt Hamerling im Ganzen mit Gewandtheit, oft mit Meisterschaft; nur stören öfters unreine Reime und in den Hymnen eine allzulange Folge langathmiger Verszeilen.

Mit besonderer Virtuosität schildert Hamerling die Natur. Mit feinem Sinne weiß er aus jeder charakteristischen Naturgestalt das ihr geistig Correspondirende herauszufühlen. Selbst im Unbedeutenden, wie in einer Genziane oder in einem geblendeten Vogel, sieht er erhabene Gedanken zu concreter Anschauung gebracht. Besonders versteht er die Farbenpracht des Südens, seine schwellende Lebenslust und üppige Schlaffheit zur lebendigsten Anschauung zu bringen. Vorzüglich gelungen ist die „Romanze aus Neapel": die Wonne des Todes im Liebesrausche konnte keine passendere Beleuchtung finden als die blaue, feuchte Gluth der Felsengrotte zu Capri. Doch auch seine Schilderungen der nebligen, formlosen Natur der Sümpfe und Moore, der Schwermuth und Müdigkeit des herbstlichen Naturlebens beweisen, daß sein Auge sofort das für den jedesmaligen Totaleindruck Charakteristische bis in seine kleinsten Ausläufern aus der Natur herauszuheben weiß. Freilich kommen auch in seinen schönsten Oden zuweilen nüchterne, allzu episch breit ausgesponnene Stellen vor. Oefters fehlt ihnen trotz aller Schönheit das energisch Packende, der die Gedanken kraftvoll zusammenraffende Ausdruck, der die Bilder ohne ängstliche Verbindung in grandioser Einfachheit trutzig hinstellt.

Fragen wir nach dem Ideengehalte von „Sinnen und Minnen", so ist

zunächst hervorzuheben die hohe Begeisterung für das Ewigschöne. Das Evangelium der Schönheit ist Zukunftsevangelium; die Schönheit ist unmittelbar dem Urlicht entsprungen. Glücklich sind jene, die den Gipfel der Betrachtung erreichen, von wo aus auch das Häßliche „einklingt in die Lebenschöre des Allseins". Auch hier schon beschäftigen den Dichter jene die Welt im Tiefsten anfassenden Fragen nach der Stellung der Lust zur Schönheit und zu allem Idealen, des unendlichen Lebensdranges zu den einengenden Schranken der Endlichkeit — Fragen, die den Gedankenmittelpunkt seiner größeren Dichtungen bilden, und deren Widersprüche der Menschheit gerade heute wieder am innersten Marke zehren. Das Ideal der Schönheit ist dem Dichter nichts Fahles, Unsinnliches; das Streben nach dem Schönen ist zugleich Verlangen nach höchster Lebenslust und Liebesgluth. Die schäumende Lust ist ihm schon an sich etwas Göttliches. Nur im glühenden Süden gedeiht die Schönheit, im frostig grauen Norden erbleicht sie. Ja, in „Sirocco" nennt Hamerling die holde südliche Schlaffheit, die „himmlische Müdigkeit" Mutter des Schönen. Zwar verehrt der Dichter mit Innigkeit die blumenhafte, ruhige Schönheit, das „Reinentwickelte". Doch aber weiß er, daß unsere Zeit nicht mehr der Boden für solche unschuldige Schönheit ist. Gedenkt er ihrer auch mit tiefer Wehmuth, so spricht er doch in dem Gedichte „Vor einer Genziane" mit echt modernem Bewußtsein aus, daß die Blume zwar, „ein träumendes Kind, am Mantelsaume des Höchsten" ruht, zu seinem Herzen aber allein der kämpfende, qualvoll ringende Mensch vordringt. Böses und Schmerz muß es geben, weil sonst nur „langweilige Reife, aber kein Werden, keine Blüthe" vorhanden wäre.

Damit sind wir in den Kern der Weltanschauung Hamerling's vorgedrungen. Die Menschen sind zwar Göttersöhne; Göttliches erfüllt und befeuert sie; allein es lebt in ihnen als bloße unbestimmte, unfaßbare Ahnung, als ein ewig Fremdes. Im Menschen sind Ewiges und Vergängliches, Urlicht und grauenhaftes Dunkel zu innigem Bunde gemischt: daher das Schwanken und Zweifeln, das ewige Emporstreben und Zurückfallen, das Glück und Unglück der Menschheit. Wer in die Tiefen des schönen, sonnigen Lebens hinunterblickt, sieht seinen düstern, dunklen Grund. Diesen Urwiderspruch des Lebens und der Welt stellt der Dichter bald mehr, bald weniger pessimistisch dar. Besonders schön zeigt er ihn in der Ode „Das Leben". Der Mensch, im tiefsten Weltkerne wurzelnd, strebt wie der Springquell zum Unendlichen hinan. Doch wie der Wasserstrahl zu tausend strahlenden Tropfen versprüht, so zersplittert sich auch das menschliche Streben, bevor es „des Urlichts Quellen" erreicht, in eine zahllose Menge momentaner Annäherungen an das Unendliche, und nur in solch vorübereilenden Augenblicken genießt der Mensch die Lust des Ewigen. Ganz an Schopen-

hauer erinnert es, wenn Hamerling vom Menschenleben sagt, daß es Befriedigung nur als dauerlosen Moment zwischen Sehnsucht und Sattheit aufzuweisen habe, und im Geiste Byron's ist es, wenn er das Weltgespenst, diese „hellgleißende Lebenslüge im Reiche des Todes", anruft:

Von welchem vermoderten Gottesreich sind wir die bleichen Gespenster?

Dagegen erinnert es mehr an den Hegel'schen Satz von der sich nur im Verdauen der härtesten Widersprüche zeigenden Größe des Geistes, wenn er sagt:

. . . . . Wen am rauhesten
Des Schmerzes Stachel berührt, ihn durchschauert am süßesten auch
Die ewige Liebeswonne. Wo tief die Schatten, da weilen
Auch am liebsten die Lichter, und nur wenn's nachtet, blickt
Mit tausend Liebesaugen der Himmel in die Tiefen.

Tritt uns Hamerling's Weltanschauung in „Sinnen und Minnen" als in eine bunte Menge farbiger Lichter gebrochen entgegen, so stellt sie sich uns in seiner Erstlingsdichtung „Venus im Exil" (1858) in einheitlichem Zusammenhange dar. Dieser Zusammenhang ist, wie es das Wesen der Dichtung fordert, kein Stillstehen eines schon anfangs auf der Höhe menschlichen Begreifens erscheinenden Geistes, sondern das allmähliche Hinanstreben eines noch von Widersprüchen zerrissenen Jünglings zu dieser Höhe. Es ist, als ob sich in den Jüngling, wie der erste Gesang ihn zeigt, der Schopenhauer'sche „Wille zum Leben" mit aller Macht, mit der ganzen Wucht seines Schmerzes, hineingeworfen hätte. Von unermeßlichem Lebensdurste erfüllt, möchte der Jüngling das ganze unendliche Leben des Alls, wie er es in Bäumen, Wogen, Sternen pulsiren und hervorsprühen sieht, in seine Brust aufnehmen. Sein Drang ist ein „unerfaßlich glühend Streben", ein „Allverlangen", eins mit dem Sehnen nach Glück und Liebeslust. Der Mensch aber ist bloße Creatur, und als solche endlich. Endlich ist daher auch Alles, was er in sich aufnehmen kann. Daher die ewige Unbefriedigung, das nie gestillte Sehnen. Daher das geheime Todesbeben, das sich stets in die höchste Lebenswonne mischt. Daher das Zerrinnen der hochgehenden Lebensfluth in Nichts als Thränen und Träume.

Denn Leben ist ja Schmerz, und Schmerz ist Leben.

Wenn wir behaupten, daß Hamerling mit diesen Ideen ganz und gar im modernen Zeitgeiste stehe, so können wir uns auf etwas viel tiefer Liegendes, als das Schopenhauer'sche System es ist, berufen. Denn der „blinde, allmächtige Wille" konnte nur in einem Zeitalter als Theorie auftreten, das ihn in seiner ganzen Realität in seinem Schoße trägt. In

unserer Zeit finden wir wirklich eine fieberhaft gesteigerte Lebensgier und athemlose Lebenshast, eine Sucht, jeden Augenblick das Leben in möglichst intensiver und vielseitiger Weise zu durchkosten. Immer mehr schwindet das ruhige, harmlos heitere, in sich gefüllte Dasein, das Sichbegnügen mit freundlichen, vom Gifte der Erschlaffung freien Genüssen. Zum Gefühle und Genusse seines Daseins gelangt der moderne Mensch nur in der Hetzjagd des Lebens, die seine Kräfte und Sinne in möglichst aufregender Weise, nach möglichst vielen, immer neue Abwechselung bietenden Seiten in Anspruch nimmt und ihm so die Spannkraft seines Wesens, seine Lebensfülle bewährt und bestätigt. Der immer mehr sich steigernde Goldhunger, das grassirende Börsenspiel, das Glück und Genuß von der launenhaftesten und darum aufregendsten Macht, dem Zufalle, abhängig macht, die immer raffinirter werdende Genußsucht, ja selbst scheinbar ganz unbedeutende Erscheinungen, wie das heißhungrige Verschlingen von Zeitungen und Romanen, das überhand nehmende Bedürfniß nach dem lärmenden Wirthshausleben, alles dies erhält erst von hier aus seine richtige Beleuchtung. Der Proceß, durch welchen der Mensch sich die Kräfte und Producte der Natur dienstbar macht, wird immer mehr beschleunigt: die Vervollkommnung der Maschinen geht ins Unglaubliche, eine Erfindung jagt die andere. Auf industriellem Gebiete herrscht ein allgemeiner „Kampf ums Dasein", eine ungeheure Anspannung aller Kräfte; um sich zu erhalten, sucht Jeder es allen Concurrenten zuvorzuthun. Der Puls der ganzen Weltgeschichte geht rascher: eine Revolution folgt der anderen, die großen Ereignisse drängen sich, aus allen Tiefen ringen sich gährende Elemente zu neuer Gestaltung empor. In dieser allgemeinen Lebenshast, in dieser Entfesselung des Egoismus, in diesem Jagen nach Lust erkennt zwar der tiefer Blickende den Zusammenhang mit dem Fortschritt der Idee; allein zunächst bleibt dieser Zusammenhang verborgen, und es erscheint das Treiben der Zeit als sinnlos, blind, tumultuarisch. Schopenhauer's blinder, lebensgieriger Wille ist nun weiter nichts als der gedankliche Reflex dieser durch und durch realen Zeiterscheinung in ihrer noch unbegriffenen Einseitigkeit. Und ebenso hängen Hamerling's Darstellungen der unendlichen Sucht nach Leben, Lust und Willensbethätigung mit dieser Seite unserer Zeit zusammen. Dies ist kein Vorwurf, da Hamerling in dieser Einseitigkeit nicht stecken bleibt, sondern sie als etwas nur relativ Berechtigtes und daher zu Ueberwindendes behandelt.

Dem verzweifelnden Jünglinge erscheint Aphrodite, die seit dem Erscheinen des Christenthums von der Erde verbannt ist. In dem Genusse der Schönheit und Liebe verkündet sie ihm Heilung seiner Schmerzen und Sehnsucht. Der dritte Gesang stellt uns die Wanderung des Jünglings durch das Reich der Schönheit dar. Doch sieht er hier erst die sinnliche,

irdische Schönheit. Die höchste Stufe, die er hier erreicht, ist die selige Befriedigung im Anschauen der schönen Form, der im Weibe verkörperten Melodie und Poesie. Die früher feindselige Schranke ist hier „holdes Maß" geworden, durch welches sich Himmlisches mit Irdischem vereinigt.

Hier halten sich umschlungen,
In seligstem Verein,
Materie, nachtentsprungen,
Und reinstes Geisterseln.

Doch die bloß sinnliche Schönheit, die nur als Reaction gegen den alles Irdische und Endliche überfliegenden Drang nach Unendlichem berechtigt war, kann den Jüngling für die Dauer nicht befriedigen. Er erwacht aus seinem Rausche und erkennt, daß selbst das höchste Liebesglück gegen das Ideal gehalten all seinen Zauber verliert. Viel schärfer als früher fühlt er den alten Widerspruch des den Schranken zum Trotz ins Unendliche gehenden Strebens und des ewigen Zurückfallens in die Gebundenheit des Endlichen. Der Tod scheint ihm der einzige Ausweg aus dieser widerspruchsvollen Qual; denn im Tode befreit er sich von seiner Schranke, dem Ich. Das Streben nach Lust wird zur Todeslüsternheit. Da die Lust überall mit Widerspruch behaftet ist, wird, ähnlich wie bei Schopenhauer, nun in der Verneinung der Lust und des Lebens die einzige Lust empfunden. Doch Hamerling bleibt bei dieser negativen Lösung nicht stehen. Dem Jünglinge, der die stille Meerestiefe zu seinem Grabe machen will, erscheint Venus, nicht mehr mit dem Rosenkranze, sondern mit dem Sternendiadem, nicht mehr von verlockenden Mädchen umgeben, sondern als Urania zu den Herrlichkeiten des Universums emporschwebend. Die Schranken von Raum und Zeit fallen von dem Geiste des Jünglings: er sieht die Weltenharmonie, hört den Sphärengesang und blickt in eine Zukunft, wo auf der Erde sich Stoff und Idee zu neuem glücklichen Bunde vereinigen werden. Dies künftige Menschheitsglück fühlt der Jüngling als das eigene; das unendliche Allleben, das zu jenem seligen Ziele kommt, fühlt er auch schon in sich thätig. Sein „endliches Sein zum Allsein erweiternd", bejaht er in dem künftigen Glücke der Welt sein eigenes Ich. So wird also die drohende Lebensverneinung der Creatur, durch die Abstreifung des Egoismus und durch das Bewußtsein, mit der zu glücklichem Ziele führenden Weltentwicklung auf's Innigste verwachsen zu sein, in die freudige Bejahung ihres Lebenswillens umgestimmt.

Mein eigner Wille billigt mein Geschicke.

Man sieht, im Grunde ist es die Hegel'sche Idee der Weltentwicklung, wodurch Hamerling aus seinem Schopenhauer'schen Gedankenkreis herauskommt. Freilich ist die Versöhnung des Einzelnen mit dem Allleben durch

den Glauben an eine vernünftige Weltentwicklung nur unklar angedeutet. Der Einzelne muß sich als Glied der rastlos vorwärts drängenden Idee, als Arbeiter fühlen, der, gleichsam im Auftrage der Idee, zur Erreichung des Endzieles das Seine beizutragen hat. Erst so ist der Einzelne mit seinem ganzen Wesen bei der Erreichung jenes Zieles engagirt und kann darum das zukünftige Menschheitsglück als sein eigenes vorausempfinden. Diese Nothwendigkeit der rastlosen Mitarbeit an dem Menschheitsfortschritt tritt zu wenig heraus. Wir weisen auf diesen Punkt darum mit Nachdruck hin, weil, wie sich besonders in den epischen Gedichten zeigen wird, die Hamerling'sche Weltanschauung wirklich an diesem Punkte eine entschiedene Fortbildung, und zwar zunächst im Sinne des Hegel'schen Entwicklungsprincipes, findet. Ehe wir uns jedoch zur Betrachtung dieser epischen Gedichte wenden, sei noch auf einen ästhetischen Mangel der eben besprochenen Dichtung hingewiesen. Ebenso dürfte hier der beste Ort sein, einiger kleinerer Dichtungen Hamerling's in Kürze zu erwähnen, damit wir uns dann ungestört der Betrachtung seiner Hauptdichtungen widmen können.

Es will uns scheinen, daß der Dichter im dritten Gesange, der die Wanderung des Jünglings durch das Reich der Schönheit darstellt, den Gedankenstoff poetisch nicht zu bewältigen vermochte. Am Ende des zweiten Gesanges verheißt ihm Venus einen stufenweisen Aufgang bis zum höchsten Schönen, und ruft ihm zu, daß nur in stetem Streben der Mensch sich des Glückes bewußt werde. Der Jüngling kommt nun auf seiner Wanderung zwar an verschiedenen Repräsentantinnen der Schönheit vorbei: an Elfen, Bacchanten, Musen, Nymphen, Eroten und Amoretten, bis ihm zuletzt die Stimme der Venus selbst von ihrem irdischen Throne entgegentönt. Allein in dem, was diese Gestalten darstellen, ist kein sicherer, deutlicher Fortschritt erkennbar. Alles fließt in diesem Reiche des absolnten Lichts in einander über; vor lauter Licht, Glanz, Seligkeit, singendem und klingendem Schweben und Wiegen kommt es zu keinen compacten Gestalten mit festem Kerne. Es fehlt eben die bestimmte Heraushebung des Schattens, des Mangelhaften in den niederen Gestalten der Schönheit. Ihre Mängel und Einseitigkeiten hätten dem Jüngling als ungenügend erscheinen, seine Unbefriedigung hervorrufen und ihn so auf die nächst höhere Stufe des Schönen treiben müssen. So wäre auch das, was jetzt als müheloses, nur wie durch Zufall ans Ziel gelangendes Umherschweifen erscheint, zu einem wirklichen Streben nach dem höchsten Ziele geworden.

In enger Beziehung zu „Venus im Exil" steht „Ein Schwanenlied der Romantik" (1862). Jene glückliche Zukunft nämlich, in der Menschliches und Göttliches ihre volle Versöhnung und Ineinsbildung in der Schönheit finden sollen, hat einen immer drohenden Feind in der zunehmenden Prosa

unserer Zeit, in der immer einseitiger hervortretenden Verstandesbildung, in dem praktischen Materialismus, der nur auf glänzenden Schein, auf eine gleißende Außenseite geht. Das „Schwanenlied der Romantik" stellt diesen Widerspruch auf das Schärfste heraus und weist zugleich auf das deutsche Volk hin, das den Beruf habe, ihn zu versöhnen. In schwungvollen Strophen, die zugleich das ehern Unerbittliche, das schneidig Rücksichtslose des modernen Fortschrittes in Wissen und Naturbezwingung athmen, feiert Hamerling den modernen Geist. Er weiß, daß durch die moderne Bewußtseinssteigerung und Verstandesschärfung die ungeheure Macht des Geistes über die unfügsame, eigenwillige Realität der Natur zum glänzendsten Ausdruck gekommen sei. Nur die Consequenzen dieser einseitig gepflegten Richtung sieht er dem Cultus des Schönen, dem Gedeihen von Phantasie und Gemüth, dem gesammten idealen Ringen der Menschheit tödtlich gefährlich werden. In grandiosen Bildern zeichnet der Dichter diesen ursprünglich segensreichen Geist der Gegenwart als einen Dämon, der die ganze Menschheit mit dem erstickenden Schlamm des Gemeinen und Niedrigen umgebe, der mit seinem eisigkalten, skeptisch frivolen Lächeln alle Poesie und Liebe verscheuche.

Und immer grinsender lächelt das lauernde Riesengebild:
Es hält vor's blühende Leben des Hohnes Gorgoschild,
Zuletzt wie es weggelächelt die Träume, die Liebe, die Lust,
Weglächelt's vom Himmel die Sterne, den Herzschlag aus der Menschenbrust.

Wir brauchen kaum an den Philosophen des „Unbewußten" zu erinnern, der gerade eine solch' ausgetrocknete, sang- und klanglose Zeit verkündigt. Ganz im Sinne Hartmann's spricht unser Dichter aus, daß, je höher das Bewußtsein steige, der Mensch sich um so weiter von dem ewig frischen Feuerquell des Unbewußten entferne, der allein die heilige Flamme im Künstler und Dichter zu nähren vermöge:

Je mehr des Geistes Leben sich auf sich selbst besinnt,
So ärmer wird der Brunnen, aus dem der Quell der Dichtung rinnt.

Es altert die holde Tochter des Himmels, die Phantasie;
Verstandeshauch durchkältet die Kunst, die Poesie:
Vor seinem Scepter schwindet, wie vor dem Tag die Nacht,
Des Herzens unbewußte, schöpferische Zaubermacht.

In einer Reihe von Gedichten, die von himmelstürmendem Schwunge, von voll und weit sich aussprechender und doch kräftigster Empfindung getragen sind, stellt nun Hamerling dem modernen Lichte die „uraltheilige Saat der Empfindung", der Nüchternheit die begeisterte Trunkenheit, dem grellen, zänkischen Tag die weiche, liebereiche Nacht, dem sich trotzig und eigensüchtig auf sich stellenden Leben das selige Sterben im All, als unendlich

Höheres entgegen. Man sieht, vor den Schrecken der Bewußtseinsschärfung flüchtet Hamerling in das Extrem eines an Fr. Schlegel und Novalis erinnernden, übertriebenen romantischen Mysticismus. Doch der Dichter will nicht die einseitige Herrschaft dieses Extrems, sondern die Versöhnung beider Richtungen. Allein gerade diese Versöhnung weiß er uns nicht aus dem Wesen der Sache darzustellen. Denn wenn er sich bei der Erinnerung an sein Vaterland von dem Glauben beseelt zeigt, daß Deutschland „des Geistes Leuchte zu nie gesehenem Glanz entfachen" und doch auch Herz und Phantasie treu und innig pflegen werde, so steht dieser Ueberzeugung eben jene von ihm selbst so scharf betonte Unversöhnlichkeit zwischen Bewußtseinssteigerung und Schönheitscultus unwiderlegt gegenüber, und das Gespenst einer Zukunft, welche, wie jener König im „Sommernachtstraum", des „Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend", in gleiche Linie mit dem Hirn des Tollen stellt, der überall Teufelsspuk zu sehen glaubt, droht jetzt wie zuvor.

„Ein Schwanenlied der Romantik" ist, wohl mit Rücksicht auf den das mittelalterliche Princip verherrlichenden Inhalt, in Nibelungenstrophen gedichtet. Die um eine Hebung längere Schlußzeile scheint uns wegen der hierin liegenden Verzögerung ganz gut zu den sich nach der Vergangenheit gleichsam hindehnenden Gefühlen dieser Dichtung zu stimmen. Ebenso ist der ganze Bau der Nibelungenstrophe geeignet, das Energievolle der Gefühle zu unterstützen. Andererseits freilich steht jene schleppende Schlußzeile mit der fortreißenden Begeisterung der Dichtung im Widerspruche, und ebenso paßt der mit dieser Strophenform verbundene Mangel an Glätte und Fluß, das Ungefüge und Alterthümliche an ihr nicht recht zu der ächt modernen Gefühlsweise des „Schwanenliedes".

An den Schluß des „Schwanenliedes" schließt sich der in Canzonenstrophen gedichtete „Germanenzug" insofern enge an, als er ausschließlich die Sendung, zu welcher Hamerling das deutsche Volk berufen glaubt, zu seinem Inhalte hat. Fichte sah in den Deutschen das Volk, in dem „der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt", das vor allen bestimmt ist, „die großen Verheißungen eines Reiches des Rechts, der Vernunft und der Wahrheit" der Erfüllung zuzuführen, das Volk, mit dessen Versinken die ganze Menschheit mit versinkt. Ganz von demselben Glauben ist Hamerling beseelt: aus solcher Ueberzeugung sprang diese Dichtung kühn und frei hervor. Sie trägt durchaus das Gepräge der Großheit, ein heiliger, feierlicher Ernst durchweht sie.

Die Kehrseite dieser beiden Dichtungen bildet gewissermaßen das viel später (1872) geschriebene Drama „Teut". Wird dort das deutsche Volk verherrlicht, so wird es hier geradezu degradirt. „Teut" ist ein entschieden schwaches Machwerk, ideenarm, in seiner Form zuchtlos, ohne Logik und — was

bei einem „Scherzspiel" noch fataler ist — meist ohne Witz. Teut, der Ahnherr der Deutschen, erzählt zu Anfange des ersten Aktes, daß bei dem Wanderzuge der Deutschen von Asien nach Europa ein Packet in Verstoß gerathen sei, in dem sich der politische Verstand der Deutschen befunden habe. Und zu Ende des zweiten und zugleich letzten Aktes verkündet dem Teut ein Bote Wodan's, daß ein Geier jenes Packet geraubt, in die Lüfte getragen und es in Pommern fallen gelassen habe, wo es eben im tiefen Sande von dem Eigenthümer des Gutes Varzin aufgefunden worden sei. Bismarck ist also der erste und einzige, der zu politischem Verstande gekommen ist; das deutsche Volk ist an seiner politischen Größe ganz unbetheiligt. Was zwischen jener Erzählung Teut's und der Verkündigung Wodan's geschieht, steht mit der Geschichte vom Packet in gar keinem Zusammenhange. Und es geschieht im Grunde herzlich wenig. Der schweigsame Hermann besiegt den Varus im Teutoburger Walde, ohne daß diese die Erhebung des deutschen Volkes ankündende „That", wie es doch sein sollte, irgendwie durch das Auffinden des Packets hervorgerufen wäre. Was wir sonst noch zu sehen bekommen, sind derb realistische Scenen im Lager des Varus, bei einer Kneiperei und bei einem patriotischen Zweckessen der Deutschen, und außerdem eine Scene zwischen Varus und der für römische Galanterie schwärmenden Thusnelda. Es fällt uns nicht ein, von dem Dichter eines Scherzspieles strenge Chronologie zu verlangen; doch Hamerling treibt es gar zu bunt. Die willkürliche Zusammenmischung und Ineinanderschiebung der Römerzeit und der Gegenwart geht in's Unglaubliche. Das deutsche Volk, das uns Hamerling vorführt, ist nicht nur von allem politischen Verstande, sondern auch von allem idealen Streben, von aller reinen Begeisterung entblößt. Es ist ein kindisches, läppisches, bornirtes Volk von Schreiern und Biertrinkern. Und wie breit, trivial und witzlos schildert uns nicht Hamerling die Kleinkrämerei der Deutschen, ihr pedantisches Herumgrübeln in Nichtigkeiten, über die sie die Hauptsachen vergessen, ihr albernes Spielen mit parlamentarischen Formen u. s. w. Auf 12 Seiten wird die Frage der deutschen Nationalfarbe in ermüdender, geschmackloser Weise erörtert. Teut selbst wird in solch' unerquicklicher Gesellschaft zu einer lächerlichen Figur. Auch die gehobenen ernsten Stellen entbehren durchaus jenes Schwunges, den wir sonst bei Hamerling treffen. Selbst in den Schlußanapästen vermag sein Genius die Lahmheit seiner Flügel nicht loszuwerden. Wir können uns die Geburt dieses mißrathenen Kindes der Hamerling'schen Muse nicht anders erklären, als daß Hamerling, um die Vielseitigkeit seines Talentes zu erfahren, hierbei aber sein eigenes nur auf die ernsteren, stilvolleren Dichtungsarten hin angelegtes Wesen verkennend, auch einmal etwas durch und durch Humoristisches schreiben wollte. Um nun die spielende Leichtigkeit

des Humors zu erzielen, löste er seine Phantasie, ohne dies zu wissen, überhaupt von dem ideenhaltigen, gestaltungskräftigen Kerne derselben ab. Was daher übrig blieb, waren nur die dürren, poesielosen Ausläufer seiner Genialität, welche nun freilich nichts Anderes als jenes triviale, platt phantastische Durcheinander des „Teut" produciren konnten.

Wir verlassen damit den nationalen Ideenkreis Hamerling's, von dem wir kaum zu erwähnen brauchen, daß er durch und durch der modernen Zeitrichtung angehört. Hamerling selbst erkennt der nationalen Frage nur vorübergehende Bedeutung zu: die allgemein menschlichen Fragen werden bald wieder in den Vordergrund treten und alle Kräfte der Menschheit in Anspruch nehmen. Solche Fragen nun behandelt Hamerling wieder in seinen drei größten Dichtungen: im „Ahasver in Rom" (1866), im „König von Sion" (1869) und in dem Drama „Danton und Robespierre" (1871), die uns im Folgenden beschäftigen werden. Johannes Volkelt.

Preßpolizei im fünfzehnten Jahrhundert.

Was heutzutage die Zeitungen sind, das waren im Mittelalter vor Erfindung der Buchdruckerkunst die Lieder der Fahrenden, nach 1450 aber die fliegenden Blätter und Blättchen, die, aus verschiedenen Officinen hervorgehend, in den Städten, auf den Märkten und an den Straßen feil geboten wurden. Ob man die Fahrenden verfolgt und ihre Lieder verboten, so sie Unliebsames enthielten, wissen wir nicht. Sicher ist, daß mancher Sänger, der zum ritterlichen Stande zählte, die Gunst seines fürstlichen Schützers und Brodherrn verlor, weil er ihm zu sehr die Wahrheit sagte. Die Straßenliteratur des fünfzehnten Jahrhunderts aber hatte von Seiten der fürstlichen und städtischen Verwaltungen mancherlei Anfechtungen zu erfahren, wofern sie deren Maßnahmen allzu freimüthig besprochen oder, wie es oft geschehen mochte, dem Spotte preisgegeben. Freilich war man in jenen derberen Zeiten noch nicht so feinfühlig gegenüber der lachenden Kritik, die sich in jenen Blättchen aussprach, und wenn sich nicht gerade die eine oder andere einflußreiche Persönlichkeit speciell verletzt fühlte, die dann auf ein summarisches Verfahren drang, so geschah nichts gegen die kecken Dichter, Drucker und Verkäufer. Einen öffentlichen Ankläger und etwas dem bekannten Haß- und Verachtungsparagraphen Entsprechendes gab es noch nicht, ebenso wenig ein gerichtliches Verfahren in dergleichen Fällen. Erschien die Unterdrückung eines Blättchens nothwendig, so wurde einfach

wie noch heute, der Verkauf verboten, der oder die Verkäufer dingfeſt gemacht, der Reſt confiscirt und auf den Dichter und Drucker gefahndet.

Ein intereſſanter Fall dieſer Art ereignete ſich in Würzburg im Anfang des letzten Jahrzehnts des genannten Jahrhunderts. Biſchof Rudolf II von Scherenberg war ein alter Mann geworden. Sein langes Regiment war für das Stift glücklich geweſen; er hatte dem drohenden finanziellen Ruin rechtzeitig zu ſteuern und die bedeutende Schuldenlaſt beträchtlich zu vermindern gewußt. Dennoch betrug dieſelbe gegen Ende ſeiner Regierung, wie er ſelbſt angiebt, mehr als eine Million Gulden, und es bedurfte, trotz der brillanten Einkünfte des Stiftes, immer noch eines ſparſamen Haushalters, um der wirthſchaftlichen Bedrängniß ein Ende zu machen. Um ſo unbequemer kam dem Kapitel eine Bewerbung um den vorausſichtlich bald erledigten Biſchofsſitz, die von einer höchſt beachtenswerthen Stelle ausging.

Herzog Albrecht von Sachſen war damals vielleicht der beſte Politiker, entſchieden der geſchickteſte Feldherr und gewandteſte Organiſator unter den Fürſten des Reichs. Im kölniſchen Kriege 1475 war er mit Markgraf Albrecht Achilles der geheime Geſchäftsträger Kaiſer Friedrich's III, der die Verhandlungen mit Karl dem Kühnen leitete, die, freilich nicht zum Frommen des Reichs und ſeiner Angehörigen, zum plötzlichen Abbruch der Feindſeligkeiten führten. Noch größeren Dank erwarb er ſich von König Maximilian, dem er in den verwickelten niederländiſchen Angelegenheiten mit Rath und That zur Seite ſtand. Er führte im Auftrage des energieloſen Kaiſers 1488/89 den Rachekrieg für Maximilian's Vergewaltigung gegen die Flandrer und beendete ihn mit den erreichbar günſtigſten Reſultaten. Dafür ward er zum Generalſtatthalter der Niederlande ernannt und führte als ſolcher die Verwaltung für Erzherzog Philipp, den Sohn Maximilian's und Erben der burgundiſchen Hinterlaſſenſchaft, mit Kraft und Geſchick, freilich nur in ſeinem und ſeiner Auftraggeber perſönlichem Intereſſe. Er war ein Feind der Städte und ihrer freiſinnigen Entwickelung, erfinderiſch in Mitteln, ihnen zu ſchaden, wie die Chroniſten jener Zeit erzählen, und allzeit auf Erweiterung ſeiner fürſtlichen Macht bedacht.

Dieſer Herzog Albrecht hatte einen Sohn Friedrich, der zu Siena ſtudirte, und für den er, da er nicht erben konnte, ein für ſeinen Stand und Namen paſſendes Unterkommen ausfindig zu machen ſuchte. Bald warf er ſein Auge auf die bevorſtehende biſchöfliche Vacanz in Würzburg. Es war dies ein beliebtes Mittel bei den fürſtlichen Häuſern damaliger Zeit, die reich dotirten Pfründen der geiſtlichen Stifter, die fetten Bisthümer mit ihrem nicht unbedeutenden politiſchen Einfluß boten eine günſtige Gelegenheit, jüngere Söhne ſtandesgemäß zu verſorgen, den geſunkenen Finanzen mit fremdem Gelde aufzuhelfen und für ihre politiſchen Zwecke neue Hebe

in Bewegung zu setzen. Herzog Albrechts Absichten wurden durch die Gunst, in der er beim römischen König stand, nicht wenig unterstützt. Zunächst gelang es seinem Ansehen, einen der Würzburger Domherren, Georg von der Kehr, zu bewegen, daß er seine Pfründe dem Herzog Friedrich abtrat. Michaelis 1493 kam er selbst auf der Durchreise nach Würzburg, um Bischof und Kapitel seinen Zwecken günstig zu stimmen. Darauf im December desselben Jahres erschien eine Gesandtschaft des Königs und des Herzogs, bestehend aus den Bischöfen von Merseburg und Zeitz nebst einem Grafen von Querfurt als Räthen des Herzogs und dem Grafen von Anhalt, einem Herrn von Lindau und Dr. Georg von Neideck als Abgesandten des Königs. Letzterer führte das Wort und trug am 18. December, einem Mittwoch, dem Bischof und versammelten Kapitel des Herzogs Anliegen nebst des Königs empfehlendem Ersuchen vor, den jungen Friedrich zum Coadjutor des alternden Bischofs zu erwählen, aber die Herren zeigten sich, aus den oben genannten Gründen, wenig geneigt, darauf einzugehen. Sie fürchteten, das Stift mit einer kostspieligen Hofhaltung zu belasten und seine Einkünfte einem Fürsten in die Hand zu geben, der sie vielleicht für seine und seines Hauses Politik verwendete. Als am nächsten Morgen die Boten, um eine definitive Antwort zu erhalten, zum Morgenimbiß auf dem bischöflichen Schlosse, das auf dem Marien- oder Frauenberge am linken Ufer des Mains lag, sich einfanden, erhielten sie durch den Domprobst Dr. Kilian nebst vielen Complimenten einen ablehnenden Bescheid.

Die Weigerung des Kapitels erregte begreiflicherweise ebenso viel Anstoß in hohen Kreisen, als sie Beifall bei der Stadt und der Landschaft fand. Dieser gab sich kund in einem fliegenden Blättchen, das ein paar Monate nachher in Würzburg von einer unbekannten weiblichen Person verkauft wurde. Es war in Bamberg gedruckt und enthielt eine Beleuchtung des mitgetheilten Vorganges von ziemlich beißender Manier.

Der Bischof ließ sogleich die Colporteurin festhalten und die vorgefundenen Exemplare vernichten, aber der Vorfall kam dennoch dem Herzog von Sachsen zu Ohren und erregte seine ganze Empfindlichkeit. Er klagte den Bischof und das Kapitel aufs Bitterste beim Kaiser an und drang darauf, daß eine Untersuchung gegen die Kapitelherren eingeleitet werde, unter denen sich der Verfasser jenes pamphletischen Spruchgedichtes wohl finden würde. Eine desfallsige, an ihn ergangene kaiserliche Aufforderung beantwortete der vorsichtige Bischof dahin, es sei eine strenge Untersuchung eingeleitet worden, auch gegen die gerade abwesenden Domherren, dieselbe habe aber ergeben, daß das Kapitel dem Gedicht vollständig fremd sei; auch sei der Bischof von Bamberg um Bestrafung des Druckers, wofern derselbe ausfindig zu machen, ersucht worden. Damit mußte sich der stolze Herzog zufrieden geben, und

die Angelegenheit der Coadjutorschaft war erledigt. Eine Abschrift des incriminirten Gedichtes scheint jedoch der damaligen Preßpolizei entgangen zu sein und hat sich in einer der Hamburger Stadtbibliothek gehörigen, allerlei Wirceburgensia enthaltenden Handschrift erhalten, aus der es v. Liliencron in seiner Sammlung „historischer Volkslieder der Deutschen" im 2. Bande mittheilt. Wir wiederholen hier, nicht seines poetischen Werthes, sondern seines historischen Interesses wegen und weil es eines der ersten Erzeugnisse der deutschen Presse ist, an dem ein rigoroses Polizeiregiment seine Macht versuchte, das Gedicht in einer möglichst getreuen und allgemein verständlichen neudeutschen Uebertragung:

Eigennutz, verborg'ner Haß, untreuer Rath
Troja und Rom zerstört hat.
Mainz und Lüttich,
Würzburg und Nürnberg hüt dich!
O Würzbnrg, wie wird es dir ergehn?
Ich fürchte, du bekommst der Bischöf' zween;
Kommt der dritte darzu,
Im Land zu Franken behalten wir keine Kuh
Und gewinnen dazu groß' Unruh.
Nun merket, liebe Herren
Das machte Herr Jörg von der Kehren,
Daß er seine Pfrund hat resignirt,
Deß nun das Stift wohl innen wird.
Auch hab' ich gar wohl vernommen,
Daß der Bischof von Zeitz ist gekommen,
Dazu der Bischof von Merseburg
Und auch ein Herr von Querfurt
Durch des römischen Königes Gewalt
Ein edler Herre von Anhalt
Mit Rittern und Knechten ließ sich schauen:
Herr Jacob Ritter von Lindauen,
Auch ein Herr von Neidenecken;
Der meint', er wollt' sie erschrecken
Mit seiner Sage
Am Mittwoch vor Sanct-Thomastage,
Als man zählte, das ist wahr,
Tausend vierhundert dreiundneunzig Jahr
Sie wollten nicht länger Aufschub leiden
Thäten auf den Marienberg reiten
Und wollten haben Audienz,
Dazu brachten sie mit ein Credenz*)
Von dem römischen Reiche.
Sie wollten, traun! vom Stift nicht weichen,

*) Creditiv, Beglaubigungsschreiben.

Der Biſchof wär' ein alter Mann,
Müßt' einen Coadjutor ha'n,
Das thäten ſie nur dem Stift zu Gut.
Nun hätten ſie das edle Blut
Herzog Friedrichen von Sachſen,
Der thät in großen Tugenden wachſen.
Wär' er des Stifts ein Gliede,
Es könnt' behalten das Frankenland in Frieden.
Er thät zu Seins (Siena) ſtudiren,
Wie er das Stift zu Würzburg ſollt' regieren.
Nähmen ſie den an,
So thäten ſie König Maximilian
Und dem Herrn von Meißen*) einen großen Gefallen daran.
Da ſie die Rede hatten gethan,
Da thät' man ihnen zeigen an,
Daß ſie des Morgens frühe wiederkämen
Und ihre Antwort entgegennähmen,
Des Morgens hätten ſie ſich deß vermeſſen,
Thäten mit dem Biſchof zu Würzburg eſſen.
Da ſtund ein hochgelehrter Mann,
Domprobſt von Bibra, Doctor Kilian,
Der die Sach' wohl reden und rathen kann.
Er thät ſich bücken und neigen,
Ihnen große Reverenz erzeigen:
Mitſammt den andern Franken
Thäten ſie ihnen gar ſehr danken,
Daß ſie dem Stifte wollten beiſtehen.
D'rauf mocht' er der Sache näher gehen
Und ſprach von unſerm Herrn und dem Kapitel,
Sie wollten ſich behelfen mit ihrem Titel;
Wiewohl der Biſchof wär' ein alter Mann,
Jedoch hätt' er dem Kapitel große Treue gethan,
Deß männiglich müſſe ſagen,
Sie hätten bisher noch keine Noth getragen.
Wollt' man einen Coadjutor ha'n,
So hätt' das Kapitel vierundzwanzig Mann:
Es wäre ein altes Herkommen,
Man hätt' einen aus dem Kapitel genommen,
Wer in's Kapitel will treten ein,
Der ſoll im Stifte wohnhaft ſein
Vorher zum mindeſten ein Jahr,
Das iſt ſicherlich wahr.
So dann ein Biſchof ſtirbt,
Und ein Kapitel ſich bewirkt
Nach Geſetz und Herkommen,
Um einen andern Biſchof zu bekommen,

*) Herzog Albrecht von Sachſen, Herr zu Meißen.

So ſollen ſie jurieren
Und bei den Heiligen ſchwören,
Wenn man die statuta thut aufzählen;
Darnach ſollen ſie einen Biſchof wählen,
Der ſich des Bisthums getreulich möge annehmen. —
Das ſollten ſie für eine Antwort nehmen.
O ihr freien Franken, jungen und alten,
Helft dieſes löbliche Stift behalten
Vor den Fürſten und vor den Sachſen,
Laßt ſie in das Land nicht wachſen.
Thut ihr das überſehen,
Es wird in Wahrheit geſchehen,
Daß jetzund keiner im Kapitel thut leben,
Der in ſolchen Ehren würde ſchweben,
Als Biſchof Rudolf von Scherenberg thut.
Euer wär' weder Inful noch Hut,
Weder casula noch Stab,
Wär's nicht von Gott 'ne beſondere Gab'.
Eure Namen würden vergeſſen und verſchwiegen,
Von eurer Herrlichkeit würdet ihr vertrieben.
D'rum ſollt ihr feſt bei einander bleiben,
Laßt euch die Fürſten nicht vertreiben,
Folgt mir, das iſt mein Rath!
Dazu helf' euch Gott und Sanct Colonat
Und auch die ſüße Himmelsmaid,
Daß ihr ſtets fein fürſichtig ſeid. —

H. S.

Moralſtatiſtik und Todesſtrafe*).

Unter den vielen unerwarteten Ergebniſſen moderner Wiſſenſchaft hat nichts ſo gerechtes Erſtaunen erregt, wie die Reſultate der Moralſtatiſtik. In den ſcheinbar willkürlichſten und unregelmäßigſten menſchlichen Handlungen wurde durch die in gleichen Perioden mit geringen Abweichungen wiederkehrenden Ziffern derſelben eine unerbittliche Conſtanz nachgewieſen und ſelbſt dieſe Abweichungen verſchwindend gemacht, indem man die compenſative Tendenz momentaner Störungen in größeren Zeitabſchnitten aufzeigte. Geburt, Ehe und Tod, Verbrechen, Wahnſinn und Selbſtmord zie-

*) Die Redaktion bringt dieſen Aufſatz nicht als ein Votum für Abſchaffung der Todesſtrafe — denn praktiſch ſteht die Sache bekanntlich für den Augenblick nicht zur Verhandlung —, wohl aber als einen theoretiſchen Beitrag zur künftigen Löſung der Frage, der, wie es ihr ſcheint, einen neuen Geſichtspunkt für deren Betrachtung eröffnet.

hen in rythmischer Weise an unseren Augen vorüber und wir finden das vertraute Gesetz in diesen Bewegungen, die uns bisher noch ziel- und zwecklos erschienen waren. Mag manches heute noch nicht vor dem Richterstuhl strenger Wissenschaftlichkeit bestehen, mögen die Mittel, die Zahl der socialen Handlungen der Menschen genau zu fixiren, oft noch unzulänglich sein, das uns bereits vorliegende Ziffermaterial birgt schon die überwältigende Gewißheit, daß wir vom ersten bis zum letzten Athemzuge unter der Herrschaft großer, socialer Gesetze stehen, nach denen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden müssen.

Diese Thatsachen haben bei den meisten Forschern dieser Wissenschaft das alte unentwirrbare Problem der Willensfreiheit wieder rege gemacht und der Kampf zwischen Determinismus und Freiheit entbrannte mit Heftigkeit auf einem Gebiete, das bisher fast nur vom Auge des Mathematikers, selten von dem des Philosophen betrachtet wurde. Bald wurde die prästabilirte Harmonie zwischen dem göttlichen Willen und dem freien Thun der Menschen bewundert, bald die fatalistische Idee aus dem dunkeln Schattenreiche heraufgeholt, bald auch das menschliche Handeln zum willenlosen Gegenstande blinder mechanischer Causalität gemacht. Mit mehr philosophischer Tiefe als seine Vorgänger machte endlich Alexander von Oettingen den Versuch, eine Socialethik zu begründen, eine Ethik, welche nicht vom Individuum ihren Ausgangspunkt nimmt, sondern die Entstehung der sittlichen Gesetze in der Gesellschaft nachweisen will, von der sie der Einzelne durch Erbschaft und Erziehung erhält. Allein der Theolog verdirbt, was der strenge, philosophische Forscher begonnen hat, und so läuft die vorsichtig und umsichtig unternommene Untersuchung in lauter unglückliche theologische Schrullen aus, welche die bereits gewonnene Einsicht von Grund aus wieder zerstören. An Stelle des überwundenen Determinismus erhalten wir den leidigen Gottseibeiuns, und indem wir dem Fatum glücklich entronnen sind, fallen wir unerbittlich dem Satan in die Hände.

Es ist hier nicht unsere Absicht, den großen metaphysischen Kampfplatz zu betreten, um für die eine oder andere Anschauung Partei zu ergreifen Für unseren Vorsatz genügt es, von dem Grundsatze auszugehen, auf dem thatsächlich unsere socialen, vor allem unsere rechtlichen Institutionen beruhen, von dem Grundsatze, daß das normale Individuum verantwortlich ist für seine Handlungen. Mag der entgegengesetzte Standpunkt auch theoretisch höchst interessante Resultate zu Tage fördern, es dürfte sich kaum ein Gesetzgeber finden, der ihn bei seiner legislatorischen Thätigkeit einzunehmen und praktisch durchzuführen wagte. Und von eminent praktischer Bedeutung ist der Gegenstand, den wir hier berühren wollen. Es gilt zu sehen, welche Stellung die Moral-, speciell die Criminalstatistik einnimmt zu einer der

vielbesprochensten strafrechtlichen Fragen unserer Tage. Vom juristischen, vom ethischen, vom Standpunkte des Gefühls und der Nützlichkeit hat man Gründe geltend gemacht gegen die Todesstrafe. Wie lautet die Antwort, welche die Moralstatistik dem Strafrechte auf diese Frage geben muß?

Die regelmäßige Wiederkehr derselben Anzahl von Verbrechen in denselben Zeitabschnitten, der sichtliche Einfluß, den außerordentliche sociale Vorgänge auf die Häufigkeit der verschiedenen Delicte ausüben, die Constanz des percentualen Verhältnisses der Rechtsverletzungen bei den Geschlechtern, den Alters- und Berufsklassen, sie müssen uns entweder als ein unerklärliches Wunder erscheinen oder wir sind genöthigt, auf eine Mitwirkung socialer Momente bei jedem einzelnen Verbrechen zu schließen. Vernachlässigte Volkserziehung, schlechte Polizeiverwaltung, ungeordnete Armenpflege, geringe Bezahlung der Beamten, entfesselte Volksleidenschaften, überreiztes Ehrgefühl gewisser Stände, laxe öffentliche Moral, Geringschätzung der Familie und des Familienlebens oder was die tausend staatlichen und gesellschaftlichen Einflüsse sonst sein mögen, wirken mit schrecklicher Gewalt auf das Individuum und ihre Herrschaft giebt dem penchant au crime bestimmten Inhalt und die Richtung auf die That. Die folgenschwere Erkenntniß der Existenz socialer Schuld bringt uns die Criminalstatistik mit voller Evidenz zum Bewußtsein. Man muß ein jedes Verbrechen nothwendigerweise als das Product zweier Factoren begreifen, des socialen und des individuellen. Daß überhaupt verbrochen wird, ist die Schuld des ersten, daß gerade dieser Mensch das Verbrechen ausübt, die Schuld des zweiten. Socialschuld und Individualschuld, in diese beiden Momente zerfällt vor dem prüfenden Auge des socialphilosophischen Forschers die strafbare Handlung, welche dem gewöhnlichen Verstande und den herrschenden Strafgesetzen noch als eine einheitliche und untheilbare erscheint.

Die klare Einsicht in diesen Satz führt uns mit zwingender Nothwendigkeit zu einer allgemeinen Forderung in Bezug auf die Strafe. Mögen wir uns auf den Standpunkt irgend einer absoluten oder relativen Strafrechtstheorie stellen, mögen wir die Strafe als abschreckende Drohung, als Sühne, Vergeltung oder Besserungsmittel auffassen, mögen wir die Gerechtigkeit oder die Nützlichkeit für das Hauptmoment bei Setzung der Strafe erklären, dies eine ist uns durch das heutige Rechtsgefühl geboten, daß das Maß der Strafe nur bestimmt werden kann nach dem Maße der Verschuldung. Allein diese Verschuldung ist eine zwiefache, wie wir gesehen haben. Unmöglich kann und darf der Staat und die Gesellschaft ein Individuum für das züchtigen, was eigentlich sie selbst verbrochen haben. Es ist eine absolute Forderung des Rechtsprincipes, daß nur die Individualschuld bestraft werde. Die getheilte Schuld verlangt eine theilbare Strafe.

Es wurde der Todesstrafe schon oft der Vorwurf ihrer Untheilbarkeit gemacht, deren Consequenz die Unmöglichkeit ist, die Schuldunterschiede der einzelnen Fälle zu berücksichtigen. Allein dieses Argument konnte nicht gegen jene gerichtet werden, welche die Capitalstrafe nur für die allerschwersten und eclatantesten Fälle beizubehalten wünschen. Von dem neu gewonnenen Gesichtspunkte jedoch steht die Sache anders. Auch bei dem schwersten Delicte darf die schwerste Strafe, die wir über einen Menschen verhängen können, nicht angewendet werden. Auch in dem schrecklichsten Verbrechen tritt die sociale Schuld zu Tage, die an dem Einzelnen nicht bestraft werden darf, nicht bestraft werden kann. Theilung der Strafe ist in jedem Falle vorzunehmen und getheilte Todesstrafe ist eben keine Todesstrafe. In dem Momente, wo der Kopf eines Mörders vom Schaffote rollt, gleicht die Gesellschaft einem Flagellanten, der sich selbst den Körper zerfleischt für seine eignen bösen Gedanken und Handlungen.

Die Vertheidiger der Todesstrafe haben unter anderem für ihre Sache angeführt, daß der Staat unmöglich für ein Individuum weiter sorgen dürfe, welches die Grundlagen der sittlichen Ordnung durch das scheußliche Verbrechen des Mordes in so entsetzlicher Weise negirt habe. Während der redliche Arbeiter oft im Schweiße seines Angesichtes nicht sein Brod finden könne, müßte man in den meisten Fällen den unverbesserlichen Sünder auf öffentliche Kosten bis an sein Ende pflegen und dem Volke zumuthen, die Mittel zu produciren, die nöthig sind, das elende Leben des todeswürdigen Verbrechers zu fristen. Hier wird uns nun gerade die Art gezeigt, auf welche die Gesammtheit ihren Antheil an der Einzelschuld abzubüßen hat. Gerade dadurch, daß sie Strafhäuser erbaut, daß sie versucht, auch auf die entmenschten Meuchelmörder sittlichend und bessernd einzuwirken, daß sie die Sorge übernimmt für diejenigen, welche sich so schwer gegen die Grundbedingungen sittlicher und staatlicher Existenz vergangen haben, sühnt sie das sociale Moment des Verbrechens und so wird auch der Besserungszweck der Strafe eine Forderung der Gerechtigkeit.

Auf den ersten Blick erscheint es befremdend, daß gerade Oettingen, der die Mitwirkung der Gesellschaft bei allen, also auch den verbrecherischen Handlungen der Menschen aufs schärfste hervorhebt, ja dem Nachweise dieser Mitwirkung eigentlich den größten Theil seines Werkes gewidmet hat, nicht nur nicht zu den einfachen logischen Folgerungen aus diesem Principe in Bezug auf die Strafe gekommen ist, sondern die Berechtigung einer Rücksicht auf dasselbe bei der Strafbestimmung direkt leugnet, und die Todesstrafe als das einzige Mittel ansieht, durch welches „die Gesammtschuld, welche in der einzelnen That zur Erscheinung kommt, und die Mitschuld der Gesammtheit an jedem einzelnen verbrecherischen Morde gesühnt werden kann". Allein ihm

hat die Stelle 4. Mos. 35, 33 mehr beweisende Kraft, als das große Material, das er selbst mühsam zusammengetragen, und so darf uns seine Stellung zur Todesstrafe nicht Wunder nehmen. Alle Gründe, durch welche er seinen theologischen Blutdurst zu rechtfertigen sucht, sind nicht wissenschaftlichem Boden entsprungen. Nur wer die Erbsünde als das beherrschende und bewegende Gesetz in der Geschichte ansieht, kann in den wehmüthigen Ruf ausbrechen: „das Schaffot wird erst beim Untergange des Menschengeschlechtes — leider Gottes! — fallen können und dürfen". Dem alten pessimistischen Glauben von der uranfänglichen Verschuldung der Menschheit können wir den ebenso alten an die Macht des Menschengeistes, sich aus eigener Kraft zu immer steigender Vollkommenheit emporzuarbeiten, ruhig entgegensetzen.

Auf dem Gebiete der sogenannten Geisteswissenschaften bereitet sich allmählich ein großer Umschwung vor. Während der Mensch bisher fast immer nur als Einzelwesen betrachtet wurde und die Geschichte daher die Erzählung der Thaten großer Individuen, das Recht und der Staat der Boden war, wo nach der Ansicht der Jurisprudenz die Einzelpersönlichkeit zu voller Geltung kam, die Psychologie das Empfinden und Denken in jedem Individuum ab ovo entstehen ließ, die Sprachforschung die geheimen Gesetze der Sprachbildung, die sie gefunden, nicht zu deuten wußte, so lange sie ihren Gegenstand als bewußtes Product menschlicher Willkür auffaßte, tritt in neuerer Zeit immer mehr und mehr der Gedanke hervor, daß das innerste Agens und Movens der Geschichte, des Rechtes und Staates, der Bildung der Sprache und der Richtung des Vorstellungsverlaufes des Menschen nimmermehr das Individuum, sondern die staatlich oder national geartete Gesellschaft sei. Dem Nominalismus der bisherigen Forschung tritt ein neuer tiefer Realismus entgegen. Die Geisteswissenschaft wird Socialwissenschaft.

Besonders das Strafrecht ist es, welches die Einwirkungen dieser neuen Richtung bald und kräftig erfahren muß. Es ist die große und schwierige Aufgabe der Zukunft, den Weg zu finden, auf dem man die richtige und genaue Trennung der beiden Schuldmomente überall durchführen kann, und diese Trennung auf dem Gebiete der Strafe zu verwirklichen. Daß nicht nur der sociale Forscher, sondern auch der Jurist die präcise Feststellung der individuellen Schuld als das Ziel der Rechtsentwicklung hinstellt, bezeugen uns die Worte eines großen Rechtslehrers: „Nach dem Maße, wie das Recht das Moment der Schuld in den einzelnen Rechtsverhältnissen zu der ihm gebührenden Geltung bringt, bestimmt sich die Culturstufe desselben. Wer mit dieser Rücksicht die Geschichte des Rechtes verfolgen will, wird finden, daß der Fortschritt derselben im Wesentlichen in einer fort und fort ver-

vollkommneten und verfeinerten Anwendung des Maßſtabes der Verſchuldung beſteht. Denn das iſt ja das höchſte Ziel der Gerechtigkeit, wie in der einen Wagſchale das Verdienſt, ſo in der andern die Schuld richtig abzuwägen, das Gleichgewicht herzuſtellen zwiſchen dem Verdienſt und der Schuld auf der einen und dem Lohn und der Strafe auf der anderen Seite".

Wenn wir nun in die eine Wagſchale das todeswürdige Verbrechen, in die andere die Todesſtrafe legen, ſo ſinkt dieſe und jene ſteigt. Es iſt hoffentlich noch der Geſetzgebung unſeres Jahrhunderts vorbehalten, den Händen der Themis das allzuſchwere Gewicht zu entreißen und die Richtſtätte zur dunkeln, verklungenen Sage zu machen.

Georg Jellinek.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Schickſal und Streben der Sachſen. Aus Siebenbürgen. — In Nr. 8 dieſer Zeitſchrift iſt eingehend über die ſogenannte Territorialfrage berichtet worden, durch welche der magyariſche Chauvinismus die ſächſiſche Rechtsfrage in ganz eigenthümlicher Weiſe zu löſen gedenkt. Es handelt ſich dabei einfach darum, die Zuſicherungen, welche noch 1868 und 1869 durch die ungariſche Reichsgeſetzgebung den Sachſen in Siebenbürgen gegeben worden, gegenſtandslos zu machen, indem man die ſächſiſchen Kreiſe ſelbſt in ihrem territorialen Beſtande und Zuſammenhange auflöſt und derart mit nichtſächſiſchen zuſammenkoppelt, daß eine beſondere municipale Rechtsſtellung faſt zur Unmöglichkeit werden müßte. Wir wollen nicht eben behaupten, daß die ganze Idee der politiſchen Neueintheilung Ungarns von vorne herein vom Miniſterium bloß zu dem Zwecke dem Abgeordnetenhauſe vorgelegt worden ſei, um ſie zuletzt einzig in Siebenbürgen in Ausführung zu bringen. Als der bezügliche Geſetzentwurf im Hauſe eingebracht wurde, waren es Rückſichten der einfacheren und billigeren Verwaltung, welche den Motivenbericht ſchmückten; aber dieſe Rückſichten traten ſofort in den Hintergrund, als von allen Seiten in ſeltener Einmüthigkeit die Oppoſition dagegen anbrauſte, und heute hat das Miniſterium ſelbſt darauf Verzicht geleiſtet, ihn in ſeiner ganzen Ausdehnung aufrecht zu halten, ſondern läßt ihn zu einem Specialgeſetz für Siebenbürgen zuſammenſchrumpfen. Niemand kann behaupten, daß gerade hier die öffentliche Verwaltung ſchwieriger, koſtſpieliger, ſchlechter ſei als in den Comitaten des eigentlichen Ungarns; die Comitate, Stühle und Diſtricte, in welche Siebenbürgen eingetheilt iſt, ſind ebenſo hiſtoriſch geworden, geſetzlich begründet, durch eine lange Geſchichte zuſammengewachſen,

wie jene; sie bilden überdies kraft des Gesetzes zugleich die Reichstagswahlbezirke des Landes und gehören somit zur Grundverfassung des Reiches; — warum wäre also gerade hier die Nothwendigkeit der Aenderung so brennend, daß sie schon für sich allein in Angriff genommen und durchgeführt werden müßte, während man den geschichtlichen Traditionen jener Monstrecomitate in Ungarn so schonend begegnet, für die man eigne Räubercommissäre aufstellen und Jahraus Jahrein die bedeutendsten Ausgaben für materielle und geistige Cultur aus dem Staatsschatze bewilligen muß? Von 7,6 Millionen Gulden, welche das Staatsbudget 1873 für Bau und Erhaltung von Straßen notirte, entfallen auf Siebenbürgen nur etwa 300,000 Gulden; und während der Staat in Ungarn 17 Realschulen mit 259,668 Gulden erhält oder unterstützt, muß Siebenbürgen sich mit 21,100 Gulden für drei solche Anstalten begnügen. Trotzdem muß die Verwaltung in Siebenbürgen so „verrottet" sein, daß ihr nur durch die Radicalcur einer neuen politischen Eintheilung mehr zu helfen ist.

Auf diese Begründung werfen die Verhandlungen in jener Commission interessante Schlaglichter, welche unlängst der Minister des Innern um sich versammelte, um ihre Aeußerungen über die Neueintheilung Siebenbürgens zu vernehmen. Schon das war sonderbar, daß er bloß Mitglieder der Deakpartei dazu berief; sonderbarer noch, daß er dieß erst jetzt that, nachdem er bereits lange vorher den fertigen „Accordirungsgesetzentwurf" dem Hause vorgelegt; am allersonderbarsten aber, wie er selbst während der Commissionsberathungen sich zur ganzen Frage stellte. Was früher als Hauptmotiv für die ganze Staatsaction angeführt worden, daß viele Comitate nicht im Stande seien, selbst mit bedeutenden Subventionen des Staates die Kosten ihrer Verwaltung zu decken, trat jetzt so weit zurück, daß der Minister naiv genug war zu erklären, daß er Bedenken hege, die Kreise über die ganze Sache zu befragen, weil zu befürchten stehe, daß gerade einige von denen, welche um des Staatsinteresses willen aufgehoben werden müßten, erklären würden, die Kosten ihrer Verwaltung auch weiterhin decken zu können und decken zu wollen. Mit dieser Enthüllung hat die ganze Frage aufgehört eine Frage des Rechtes und des Verwaltungsinteresses zu sein und ist ganz nur das geworden, was sie vielleicht von Anfang an werden sollte, eine neue Maßregelung der nichtmagyarischen Nationalitäten durch die magyarische Gesetzgebung. Sie ist damit vollständig in den Zauberbann der magyarischen „Staatsideen" gerückt, und Niemand mehr berechtigt, diejenigen zu verdammen, die dem Angriffe auf das Recht mit der Berufung auf das Recht entgegentreten und sich in Erörterungen der administrativen Zweckmäßigkeit nicht mehr einlassen wollen. Gegen den Schluß der berührten Commissionssitzungen hat zwar auf vielfaches Drängen auch von magyarischer Seite der

Herr Minister erklärt, einzelne siebenbürgische Kreise in dieser Sache wohl noch befragen zu wollen; daß darin mehr als eine bloße Formalität wenigstens den sächsischen gegenüber sich äußere, wenn es überhaupt noch geschieht, wird Niemand glauben.

Nach dem diesen Commissionssitzungen zu Grunde gelegten neuen ministeriellen Vorschlage würde das Gebiet der sächsischen Kreise in 5 Stücke zerschlagen, von denen jedes so mit andern, welche bisher nicht dazu gehört, verbunden werden soll, daß in jedem eine sächsische Majorität fernerhin unmöglich wäre, vielmehr die Zahl der Romänen (Walachen) überwöge. Der Gedanke dieser auf den ersten Anblick räthselhaft erscheinenden Schöpfung scheint der zu sein, in dem Streite zwischen Sachsen und Romänen, den man voraus und nicht ungern sieht, die Entscheidung in die Hand der Handvoll Magyaren zu legen, für welche ebenfalls überall in den neuen Comitaten gesorgt ist. Die nächste Wirkung dieser Offenbarung entspricht allerdings der Hoffnung nicht; denn es begannen sofort darnach sich Fäden zwischen Sachsen und Romänen anzuspinnen, welche unter der Erkenntniß der gemeinsamen Gefahr möglicherweise zu einem modus vivendi zwischen beiden führen könnten, der den regierenden Herrn schon in seinen ersten Aeußerungen höchst unbequem geworden ist.

An Klarheit hat überhaupt in den letzten Monaten die Stellung der Sachsen in Ungarn sehr gewonnen und ist damit gewiß nicht schlechter geworden. Seit ihrem Eintritt in den ungarischen Reichstag, der nur einem ausdrücklichen Wunsche des Königs gemäß erfolgte, hatten die sächsischen Abgeordneten ohne Ausnahme sich der „Deakpartei" angeschlossen, d. h. die Idee des sogenannten „Ausgleichs" und der dualistischen Form der österreichisch-ungarischen Monarchie war von ihnen rückhaltslos angenommen worden. Auch in innern Fragen stimmten sie fast immer mit dieser Partei; viele von ihnen gehörten auch dem Deakklub an und standen unter der Parteidisciplin desselben. Es entsprach das einigermaßen auch den historischen Traditionen des sächsischen Volkes, das, zu klein, um in großen Dingen eine selbständige Politik treiben zu können, und seiner Natur nach freiconservativ, seine Aufgabe niemals in einer Opposition um jeden Preis gesucht, sondern sich begnügt hat, solange ihm nur irgend die Bedingungen seines nationalen Fortbestandes ungestört gelassen wurden, in den großen Staats- und Parteikämpfen nur eine untergeordnete Rolle zu spielen. Nur zweimal ist es aus dieser Stellung im Laufe der neuern Geschichte herausgetreten: im 16. Jahrhundert während des langen und blutigen Thronstreites zwischen Ferdinand I und Johann Zapolya, und 1848, indem es beidesmal hervorragend und bis zur eignen Erschöpfung für das deutsche Herrscherhaus und gegen die überfluthende nationale Erregung der magyarischen Race

ſich in die Schranken warf. Auch jetzt ſtand es denn auf der Seite, wo ihm maßvolleres Vorgehn in den größern Fragen des Staates zugleich für das eigene Recht mehr Sicherheit zu gewähren ſchien. Mehr als einmal trugen die ſächſiſchen Stimmen weſentlich zum Erfolge bei. Aber niemals iſt Treue ſchnöder belohnt worden. In regelmäßigen Pauſen war es das Miniſterium oder waren es Mitglieder der Deakpartei, welche die für den Beſtand der ſächſiſchen Nationalität ſchädlichſten und ihr Recht tief verletzenden Anträge im Hauſe einbrachten. Die Gefügigkeit ihrerſeits erhöhte nur den Muth der Bedränger. Als dieß ſoweit ging, daß im Wege miniſterieller Ordonanz der ſächſiſchen Nationaluniverſität, deren Beiſtimmung ehedem ſogar für Staatsanträge für erforderlich geachtet wurde, jedes Recht auch nur zur Beſchwerdeführung in politiſchen Angelegenheiten abgeſprochen wurde und als auf die darauf hin im Reichstag erfolgte Interpellation dieſer dem Miniſter ohne auch nur zu unterſuchen Beifall jauchzte, da ging ein Sturm der Entrüſtung durch das ſonſt ſo ruhige ſächſiſche Volk, und ein Theil ſeiner Reichstagsabgeordneten beugte ſich ſeinem lautausgeſprochenen Willen, indem ſie die unnatürlich und unwürdig gewordene Stellung zur Deakpartie löſten. Leider ſchloſſen dieſem Schritte nicht alle ſich an: ein Theil, dem eignen Volke durch ihre amtliche Stellung ſeit längerer Zeit ſchon weiter gerückt oder ohne ſtärkeres Gefühl für die ſittliche Verpflichtung des Abgeordneten im conſtitutionellen Staate, meinten in jenem Rufe aus der Heimat blos eine künſtlich in Scene geſetzte Agitation beſchränkten Verſtandes oder perſönlicher Rancune ſehen zu dürfen und ſind dadurch in eine durchaus ſchiefe und für beide Theile unerquickliche Stellung zu ihren Wählern gerathen, welche zu Tauſenden ihnen ihren Willen ſeither auch ſchriftlich zu erkennen gegeben haben. Die aus der Deakpartei Ausgetretenen haben ſich keiner andern Partei im Reichstag angeſchloſſen, ſondern nahmen zu jeder darin zur Entſcheidung kommenden Frage ihre Stellung unabhängig und bloß nach Gründen des Rechtes und der allgemeinen Zweckmäßigkeit. Was ſie ablehnen, iſt die Idee eines abſolut in Ungarn herrſchenden Stammes; wenn im Reichstage einmal eine wirklich politiſche und nicht bloß nationale Parteigruppirung ſtattfinden ſollte, würden ſie unbedenklich ſich einer liberalen Bürgerpartei anſchließen. Gegenwärtig, wo von der Majorität jeder Anlaß benutzt wird, um das kümmerliche Recht, welches das ſogenannte Nationalitätengeſetz in Ungarn den faſt 10 Millionen Nichtmagyaren noch gewährt hat, weiter zu beſchränken, müſſen ſie ſich damit begnügen, ihre vereinzelt erklingende Stimme meiſt erfolglos verhallen zu laſſen. Als aber unlängſt im Notariatsgeſetz der Sprachenzwang wieder eine Vermehrung erfahren ſollte, indem nach der Regierungsvorlage der Notar nur mit beſonderer miniſterieller Genehmigung Urkunden in einer andern als der „Staats-

sprache" sollte ausstellen dürfen, erhielt der Widerspruch der Sachsen fast unerwartete Unterstützung auch von anderer Seite und erfolgte wenigstens eine Modification jenes Vorschlages im Interesse des allgemeinen Wohles und des ungehinderten Verkehres Ungarns auch mit dem Auslande, so daß das ärgste für diesmal noch abgewandt wird.

Schwere Kämpfe nach dieser Seite stehen wahrscheinlich den Sachsen bevor, wenn der Mittelschulgesetzentwurf im Abgeordnetenhause an die Tagesordnung kömmt. Wenigstens lassen die Wandlungen, welche diese Vorlage bereits durchgemacht hat, befürchten, daß auch sie von Seiten der Racenpolitiker nur dazu benutzt werden will, durch neue Suspensionen des Nationalitätsgesetzes oder Interpretationen desselben im Sinne ihrer Gelüste auch die Schule ganz nur zum Werkzeug der Magyarisirung zu machen. Der ungarische Staat befindet sich in der eigenthümlichen Lage, fast gar keine Staatsschulen zu haben. Er zählt nur zwei Universitäten, darunter Clausenburg nicht vollständig, 5—6 Gymnasien und 14 Realschulen, welche aus dem Staatssäckel erhalten werden, und mit dieser Leistung läßt sich die Forderung schwer vereinigen, daß die zahlreichen, dem Staate unentbehrlichen Anstalten, welche von kirchlichen oder sonstigen Korporationen gegründet sind und erhalten werden, in allem Wesentlichen unbedingt und ungefragt den Anordnungen der Staatsorgane sich zu fügen haben. Die Finanzlage Ungarns giebt der Hoffnung wenig Raum, daß jene materiellen Leistungen in nächster Zeit schon bedeutend steigen werden. Darum gewährte das Gesetz und die Rücksicht auf die Interessen der Kultur bisher diesen Anstalten innerhalb der nicht bestrittenen staatlichen Oberaufsicht eine freiere Bewegung, insbesondere auch im Betreff der Unterrichtssprache, der Lehrergehalte, der Lehrerprüfungen ꝛc. Noch das vielberufene Nationalitätsgesetz „verpflichtete" den Minister für öffentlichen Unterricht in den Staatslehranstalten „dafür zu sorgen, daß die Bürger einer jeden Nationalität des Landes, wenn sie in größern Massen zusammenleben, in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend sich in ihrer Muttersprache bilden können, bis dahin, wo die höhere akademische Bildung beginnt". Das aber hinderte nicht, daß der Landesunterrichtsrath in seinem Mittelschulgesetzentwurfe vorschlug, in Gymnasien und Realschulen von der fünften Klasse angefangen die magyarische Sprache überall und selbst in nichtstaatlichen Anstalten als ausschließliche Unterrichtssprache einzuführen, für die Lehrer auch dieser Anstalten ein sehr hohes Gehaltsminimum (1300 Gulden und Quartiergeld) festzusetzen und das ganze Lehrerprüfungswesen ausschließlich für den Staat in Anspruch zu nehmen. Das Ministerium milderte einiges an diesen ausschweifenden Vorschlägen; aber schon die Berathungen in den Sectionen des Abgeordnetenhauses haben gezeigt, daß der Unterrichtsrath auch noch überboten werden kann, ohne daß

die Regierung sich genöthigt fühlen müßte, für Gerechtigkeit und Mäßigung auch nur das Gewicht ihres Wortes in die Wagschale zu legen.

Es ist wahrscheinlich, daß, wenn nicht ganz besondere Umstände der Sache einen günstigeren Verlauf verschaffen, für die deutsch-evangelische Schule in Ungarn und Siebenbürgen eine schwere Leidenszeit in nächster Aussicht steht.

Tröstlich ist dabei nur, daß zwei Interpellationen in den Delegationen, welche beide die „sächsische Frage" betrafen, dem Grafen Andrassy als gemeinsamem Minister des Aeußern den Anlaß nahe gelegt haben, diese Frage selbst auch eingehender zu studiren und in Erwägung zu ziehen, ob, was vom Magyarismus in den letzten Jahren an den Deutschen in Ungarn gethan worden, gerecht und ob es klug gewesen sei. Den Aufklärungen, welche er in der ungarischen Delegation besonders der deutschen Presse gegenüber zu geben und zu veröffentlichen versprach, sieht man in den sächsischen Kreisen Siebenbürgens nicht ohne Hoffnung, jedenfalls aber mit jener Spannung entgegen, mit welcher die Zusicherung officieller Wahrheit erfüllen muß. Die Sachsen sind noch nicht dort angelangt, woher ein südslavisches Blatt unlängst sich äußerte, „das Schicksal Ungarns ist den (nichtmagyarischen) Nationalitäten gleichgültig geworden"; aber von der Rechts- und Wahrheitsliebe vieler ihrer magyarischen Staatsgenossen haben ihnen in der That die Erfahrungen dieser Jahre eine solche Vorstellung einflößen müssen, daß sie in einer wahrheitsgetreuen, aktenmäßigen und nach allen Seiten gerechten Darstellung der sächsischen Frage nur einen Bundesgenossen gegen den magyarischen Chauvinismus erwarten müssen. Sollten ihre Erwartungen sich nicht erfüllen, so werden sie nicht unterlassen, auch dem officiellen Worte gegenüber und nicht Deutschland allein die Wahrheit zu sagen.

Unsere Finanzen. Vom Eriesee. — Fast fünf Monate hat unser Congreß die Finanzlage des Landes unter Berathung gehabt und wir befinden uns am Ende grade auf demselben Standpunkt wie nach der Finanzkrisis im letzten September. Fast fünf Monate stritt man sich im Senat wie im Repräsentantenhause in der bittersten Weise herum, ob das Land mit mehr papiernen, uneinlösbaren Geldversprechen (Greenbacks) überschwemmt werden oder man endlich zur Wiederaufnahme der Baarzahlung zurückkehren solle. Die Debatten, die über diese Frage geführt wurden, füllen einen mehreren Fuß hohen Stoß des „Congressional Record", d. h. des officiellen stenographischen Berichts über die Congreßversammlungen aus, der neben mir aufgeschichtet liegt. Wenn ein deutscher Lehrer der Volkswirthschaft und Finanzwissenschaft einen Blick in diese gedruckte Masse werfen könnte, er würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen ob des Un-

sinns und Blödsinns, der in unsern nationalen Gesetzgebungshallen über Finanzen geäußert wurde.

Der Congreß theilte sich in dieser Frage ohne Unterschied der politischen Parteistellung in zwei Parteien, in die sogenannten „Inflationisten" und „Contraktionisten". Mit dem ersten Ausdruck bezeichnete man die, welche das uneinlösbare Papiergeld, die durch den Krieg nothwendig gewordene Zwangsanleihe, als das „beste Geld in der Welt" ansahen und deßhalb die Regierungsmaschine in Bewegung gesetzt zu sehen wünschten, um die papiernen, uneinlösbaren Geldversprechen in infinitum zu fabriciren. Die „Contraktionisten" dagegen wünschten, das sich im Umlauf befindende Papiergeld allmählich so weit einzuziehen, bis die Prämie auf Gold schwinden werde und man wieder zur Goldbasis oder Baarzahlung zurückkehren könnte. Die „Inflationisten" wiederum fanden die hauptsächlichsten Vertreter in den westlichen und südlichen Senatoren und Repräsentanten, während die „Contraktionisten" sich hauptsächlich aus dem Osten und Norden und den Pacific-Staaten recrutirten. Die Finanzfrage war somit hauptsächlich eine faktionelle und die Begründung dafür liegt in dem Umstande, daß der Westen und Süden dem Osten stark verschuldet ist. Wenn nun der Courant durch eine übermäßige Papierausgabe entwerthet wird, dann verringert sich auch der Werth der Schulden. Das war die Berechnung der westlichen und südlichen Demagogen und aus diesem Demagogenstreich wollten sie natürlich, wenn es gelinge, für sich persönlich politisches Capital schlagen. Das „après nous le déluge" war das nur zu fadenscheinige Motto unserer John Laws im Congreß. Um dieser so eingefleischten amerikanischen Heuchelei den moralischen Heiligenschein zu verleihen, warfen sich diese demagogischen „Inflationisten" als Beschützer der „Schuldner-Classe" gegenüber dem grausamen, hartherzigen, aussaugenden Capitalisten auf. Die Verschuldung des Westens und Südens an den Osten aber ist eine natürliche, durch die Verhältnisse dieses Landes unumgängliche. (Die Pacific-Staaten kommen dabei nicht in Betracht, da diese die Goldwährung haben und davon selbstverständlich nicht ablassen wollen.)

Unser Westen treibt fast ausschließlich Ackerbau. Hunderttausende, ja Millionen Acker Landes sind zudem noch mit einer einzigen Getreideart besäet, und die Erfahrung lehrt, daß ackerbautreibende Staaten, zumal wenn die Absatzmärkte tausende von Meilen entfernt und die Communicationsmittel zur Wegschaffung der Produkte nicht ausreichend sind, nie sich zu einem besonderen Nationalreichthum emporschwingen. Unser Osten dagegen ist der Sitz der Industrie und eines bedeutenden Theiles des Welthandels. Pennsylvanien liefert Kohlen und Eisen, die Neu-Englandstaaten die Produkte der Industrie und Boston, New-York, Philadelphia und Baltimore ver-

mitteln ihrer günstigen Lage wegen den ganzen Handelsverkehr der Union. Es ist daher nur zu natürlich, daß das Capital sich im Osten zusammenzieht und sich dort lohnender und schneller verwerthen läßt, als irgendwo anders. Der Westen muß vom Osten sämmtliche Geräthschaften zur Bearbeitung seines Bodens, zur Bewirthschaftung seiner Farm, zur Ausstattung seines Haushalts beziehen. Er muß seine Produkte nach den östlichen Marktplätzen absetzen, um von dort her den Werth derselben einzulösen. Und wenn man dem Westen noch so viele Millionen Papierzettel giebt, es würde in diesem Verhältnisse nicht ein Jota ändern, d. h. man kann ihn nicht um einen wirklichen Dollar reicher machen. Nur vollständigere und wohlfeilere Transportmittel und eine rationellere Betreibung der Landwirthschaft können unsern westlichen Farmern einen größern und lohnendern Ertrag von ihrer Produktion einbringen. Das sieht jeder vernünftige Mensch ein; nur unsere Demagogen können oder wollen es nicht einsehen.

Weit unglückseliger ist das Verhältniß des Südens. Die Wunden, die der Bürgerkrieg der Prosperität dieses sonnigen Landstriches geschlagen, werden nicht so bald, wenn überhaupt je wieder, geheilt werden. Hunderte und Tausende der fruchtbarsten Baumwollen- und Zuckerplantagen liegen noch verödet und verwüstet da aus Mangel an Arbeitskräften, aus Mangel an Kapital. Und beide scheuen sich dahin einzuwandern, um die goldenen Früchte von den Feldern einzuheimsen wegen der politischen Unsicherheit in den meisten südlichen Staaten — ein Erbstück der Prätorianerhorden, die den siegreichen Unionsheeren aus dem Norden nach dem Süden folgten und dort ein beispielloses Aussaugungsregiment installirten. In Südcarolina z. B. liegt die ganze staatliche Gewalt, legislative wie exekutive, in Händen, welche dem ehrlichen und arbeitsamen Bürger den letzten Dollar für Steuern ausrauben. Die farbige Gesetzgebung votirt Millionen in idiotischer Verschwendungssucht für die lächerlichsten Dinge zur Befriedigung persönlichen Eigennutzes und launischer Eitelkeit. Der Neger, der von der Hand in den Mund lebt, wie der italienische Lazzarone, der fühlt den unermeßlichen Steuerdruck nicht, wohl aber die wenigen Landbesitzer, die ihr ererbtes Gut hoch halten und durch ihrer Hände Arbeit sich ehrlich zu ernähren redlich bestrebt sind. Wie fürchterlich der Druck dieser Negerherrschaft sein muß, läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß die stolzen, aristokratischen Südländer sich so weit herabließen, nach Washington zu gehen und den Präsidenten Grant zu bitten, er möge ihnen doch eine Militärdiktatur geben, welche sie recht gern ertragen wollten, nur solle man sie von der Herrschaft der Negerhorden befreien! Natürlich wurde ein solches gesetzwidriges Ansinnen vom Präsidenten zurückgewiesen. Aber dieses Ansinnen kennzeichnet hinreichend die Lage. In Louisiana, einem andern Südstaate, ist gar keine legitime Staatsregierung. Zwei

Gouverneure und zwei Legislativen beanspruchen die im Jahre 1872 rechtmäßig erwählten zu sein. In Arkansas wurde erst vor einigen Tagen der de facto Gouverneur von einem Gegencandidaten an die Luft gesetzt und beide sein wollende Gouverneure führen nun in der Hauptstadt jenes Staates, Little Rock einen kleinen Krieg um die Staatsherrschaft.

Wo solch' politisch unsichere, ja grauenhafte Zustände herrschen, hat natürlich das Kapital kein Zutrauen, und mehr Greenbacks werden das Vertrauen auch nicht herstellen. Dem Leserkreis dieser Wochenschrift brauche ich wahrlich nicht die Vorzüge der Baarzahlung und der Goldwährung und den Fluch eines uneinlösbaren Papiergeldes auseinanderzusetzen; aber die Majorität unseres Congresses konnte die einfachsten Prinzipien einer gesunden und logischen Finanzwissenschaft nicht begreifen. Vergeblich hielt Senator Schurz zwei der meisterhaftesten Reden über die Finanzfrage im Senate. Alles was Senator Oliver P. Morton von Indiana, der Führer der Inflationisten Carl Schurz darauf erwidern konnte, war, daß er (Schurz) seine Gelehrsamkeit aus den Büchern zusammengeschrieben habe, und daß die Büchergelehrsamkeit gut für die Hunde sei; ferner, daß die Doctrinen der politischen Oekonomie nicht kosmopolitisch, sondern national seien und daß der Senator von Missouri (Schurz) das Land nicht kenne, in dem er lebe und das ihn zu Ehren gebracht! Mit diesem bornirten Nativismus glaubt ein amerikanischer Senator die ganze Wissenschaft, die Erfahrung von Jahrhunderten und die Erfahrung aller europäischen Staaten todt machen zu können. Weil zweimal zwei vier ist jenseits des Oceans, deßhalb muß zweimal zwei fünf sein diesseits desselben — das ist das Staatswesen und die Logik unserer Gesetzgeber. Es gehört aber mit zu den Eigenthümlichkeiten einer leider großen Majorität unserer Volksvertreter, daß sie mit grandezzahafter Verachtung auf alles das herabblicken, was nach Wissenschaft und ausländischer Erfahrung schmeckt. Was in Europa grade ist, muß hier verkehrt sein, Amerika muß in Allem der Gegensatz zu Europa sein. (Daher die Verrücktheit, daß man den Leuten partout vorschreiben will, daß sie nur Wasser saufen sollen, und daß man selbst den Herrgott in diese Verrücktheit hineinzieht). Daß aber auch die Vereinigten Staaten bitterböse Erfahrungen mit dem Papiergelde gemacht haben, darum kümmern sich eben die Herren nicht, oder wissen es nicht. Denn wenn, wie Goethe sagt, wer keine fremde Sprache kennt, auch die eigene Muttersprache nicht recht verstehen kann, so kann auch die Geschichte des eigenen Landes nicht verstehen, wer die anderen Länder mit voller Verachtung behandelt.

Sehr lehrreich ist in Bezug auf die Geschichte unseres Papiergeldes ein soeben erst erschienenes Werk, das sich betitelt: A History of American Currency with chapters on English Bank-Restriction and Austrian Paper

Money. By Wm. G. Summer, Professor of Political and Social science in Joll College. New-York: Henry Holt & Co. 1874. Dieſes Werk bringt wieder in Erinnerung, daß das Land während der Revolution mit dem „continentalen" Papiergeld überfluthet war, welches damals von denjenigen, die es emittirten, grade, wie es heute geſchieht, als das „beſte Geld, welches die Welt je geſehen", in den Himmel erhoben wurde, aber nicht lange darauf vollſtändig reſicirt wurde. Dann kam die Periode der Bankemiſſionen, welche mit dem Krach vom Jahre 1814 endeten; ſodann die Inflation der Brüderbanken und der Krach von 1819; dann mehr Inflation und der Krach von 1824; dann noch mehr Bankinflation begleitet von Speculationen im Grundeigenthum und der Krach von 1836; immer mehr Inflation und der Krach von 1839, welcher die Suspenſion der United States Bank zur Folge hatte; endlich noch eine Inflation und der Krach von 1857. Darauf folgte der Krieg und eine neue Fluth von Papiergeld und anſtatt dieſe Fluth einzuengen und einzudämmen, wollte man ſie wieder ſchrankenlos ſich über's Land ergießen laſſen.

Und das alles im Angeſicht folgender Thatſachen: 1) hat der 41. Congreß am 18. März 1869 ein Geſetz, betitelt „den öffentlichen Kredit der Vereinigten Staaten zu ſtärken" angenommen, welches die Einziehung von 2 Millionen Greenbacks per Monat anordnete. Es wurden kraft dieſes Geſetzes 44 Millionen eingezogen, da aber rief der Congreß Halt und anſtatt dieſe 44 Millionen zu vertilgen, behielt ſie der Finanzminiſter als „Reſerve", von der er jeden Herbſt nach eigenem Gutdünken einen Theil wieder emitirte, um, wie er ſagte, die „Ernten fortzuſchaffen" (to move the crops). Solch' discretionäre Gewalt, den ganzen Finanzmarkt zu reguliren, in die Hände eines Einzelnen zu legen, kommt wohl auch nicht ſo leicht in andern conſtitutionellen Staaten vor. 2) Hat Präſident Grant ſeit ſeinem erſten Präſidentſchaftstermin in jeder von ihm an den Congreß geſandten Jahresbotſchaft die Rückkehr zur Baarzahlung auf das dringendſte anempfohlen. 3) Hat die republikaniſche Partei durch die Nationalconvention zu Philadelphia im Jahre 1872 in ihrem politiſchen Glaubensbekenntniß (platform) erklärt, daß das Edelmetall der einzig richtige Werthmeſſer und es die heiligſte Pflicht der Nation ſei, das auf den Greenbacks verpfändete Ehrenwort der Baarzahlung einzulöſen. Auf dieſe Platform hin iſt die Majorität des Congreſſes errichtet worden und untreu dem verpfändeten Wort der Partei, untreu den Empfehlungen des Präſidenten und untreu dem Geſetze vom 18. März 1869 und dem Geiſte wie dem Wortlaute der Conſtitution, welche kein anderes als Metallgeld anerkennt, ſuchten unſere Demagogen im Congreß mit Gewalt die financielle Entehrung des Landes heraufzubeſchwören und uns geradezu die Repudiation aufzuhalſen. Erklärte doch

Ben Butler, der Führer des nationalen Repräsentantenhauses offen und rund heraus, daß es für unsere Nation keine weisere Finanzpolitik gäbe, als unsre Schulden nicht zu bezahlen und so die Juden an der Frankfurter und Berliner Börse um ihre amerikanischen Werthpapiere zu betrügen!

Doch die Opposition war zu stark und so standen die „Inflationisten" von ihrem ursprünglichen Vorhaben einer schrankenlosen Papieremission ab, setzten aber am Ostermontag eine Bill durch, die bestimmte, 1) daß der Maximumbetrag der Bundesnoten 400 Millionen sein solle und 2) daß der Banknotenumlauf um 46 Millionen vermehrt werden solle. Es beträgt nämlich der Geldbetrag in den Vereinigten Staaten:

Greenbacks	Doll.	356,000,000
Banknoten	„	354,000,000
Papierne Scheidemünzen (fractional currency)	„	50,000,000
Reserven	„	44,000.000
Gold und Silber	„	125,000,000
Total	Doll.	929,000,000,

Davon müssen die Reserven an Gold und Papiergeld abgezogen werden

	Doll.	200,000,000
Rest	Doll.	729,000,000

Das im Umlauf befindliche Papiergeld solle somit auf 800 Millionen erhöht werden, im Ganzen um 90 Millionen. In Wirklichkeit hätte diese Erhöhung etwas weniger betragen, da von den oben erwähnten Reserven 26 Millionen, um die Effekte der Panik zu paralysiren, reemittirt waren. Doch war diese Reemission eine ungesetzliche Handlung, die unter keinen Umständen geduldet werden durfte. — Das Land befand sich nach der Annahme obiger Bill in fürchterlicher Aufregung.

Doch Präsident Grant hat den Demagogenplänen, wie sie bereits längst wissen, durch sein mannhaftes Veto einen gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht. Wie er erst die politische Ehre der Republik auf dem Schlachtfelde gerettet, so hat er durch sein Finanzveto vom 22. April die financielle Ehre der Republik gerettet und in der Kriegs- wie Civilgeschichte dieses Landes wird sein Name ewig glänzen. Der Congreß kann über sein Veto nicht hinweggehen, da er keine zwei Drittel Majorität dagegen hat. Das Ehrenwort der Republik ihrem Gläubigern gegenüber muß also in Gold eingelöst werden.

Die altkatholische Bewegung unter den rheinischen Lehrern. Vom Rhein. — In der Bewegung gegen die Infallibilität hatte schon während des Concils der höhere Lehrerstand am Rhein einen bedeutenden Faktor ge-

bildet; mehrfache Kundgebungen gegen dieſelbe waren von Lehrern ausgegangen, welche wie der ſel. Stumpf in Coblenz, nicht ſelten bis dahin als Stützen des Ultramontanismus gegolten hatten. Seit jener Zeit haben ſich die Anhänger des Altkatholizismus oft unter Umſtänden, die beſondern Muth erforderten, ſtetig wenn auch langſam gemehrt, ſo daß ſie den wirklichen Infallibiliſten an Zahl gleich kommen und mit dieſen über ein Drittel der Geſammtheit der Lehrer ausmachen mögen. Die Uebrigen, die auch die Infallibilität leugnen, zerfallen in mehrere Gruppen. Eine große Zahl bilden diejenigen, die dem Indifferentismus huldigen, der in dieſem Stande um ſo erklärlicher iſt, als derſelbe philoſophiſche Vorbildung beſitzt und zu einem bedeutenden Theile aus frühern Theologen beſteht, die vor den Principien der heutigen römiſch-jeſuitiſchen Lehren zurückbebend das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet haben mögen. Dieſe ſind im allgemeinen der Bewegung nicht abhold und werden ſicherlich, wenn ſie Kinder haben, deren Zukunft ihnen am Herzen liegt, ſchon um dieſer willen über kurz oder lang ſich anſchließen; mancher wird ſich auch durch das wiedererwachende religiöſe Bedürfniß dazu angetrieben fühlen. Nur wenige von dieſer Kategorie, und dieſe ſind die ſchlimmſten Gegner der Bewegung, gehen in ihrem Haſſe gegen alles, was Bekenntniß heißt, ſo weit, daß ſie bei jeder Gelegenheit mit mephiſtopheliſchem Lächeln ſich über den Altkatholizismus luſtig machen; dabei wird es ihnen jedoch leicht, wenn die jährliche Gewohnheit oder ein Wink des Direktors oder der Wille der Gattin es erheiſcht, mit fromm gefalteten Händen zum Abendmahl zu gehen. — Andere, und dieſer ſind nicht wenige, haben ſich aus äußern Gründen bis jetzt noch nicht öffentlich erklärt. Dieſe poltern gewaltig am Biertiſche über Papſt und Jeſuiten und erklären ſich mit der Bewegung vollſtändig einverſtanden; fragt man ſie dann, weshalb ſie ſich fernhalten, ſo iſt ihnen jede Entſchuldigung recht, um ihre Muthloſigkeit zu decken: ſie könnten doch den häuslichen Frieden nicht ſtören, es mit dem Schwiegervater oder der reichen vom Kaplan beherrſchten Tante nicht verderben. — Eine weitere Species bilden die Streber, welche noch keine handgreiflichen Beweiſe haben, daß der Staat die altkatholiſche Bewegung unterſtützt, Leute, die nichts mehr bedauern, als daß ſie nur zwei Schultern haben und je nach dem Laufe der Dinge eben ſo gute Infallibiliſten wie Antiinfallibiliſten werden, wenn ſich etwas damit erreichen läßt.

Denn eine principielle Unterſtützung der Bewegung von Seiten des Staates iſt trotz der Erhitzungen ultramontaner Blätter nicht der Fall und bekundet derſelbe damit mehr Billigkeit, als die Gegner es verdienen und es ſeinem Intereſſe entſpricht. Denn in dem ausgebrochenen Kampfe iſt es für ihn doch nicht einerlei, ob einer ſich vollſtändig von der ultramontanen Kirche losſagt oder aber nur mit ſeiner Geſinnung zwar auf Seiten des

Staates steht, äußerlich aber die Zahl der Ultramontanen dadurch verstärkt, daß er in der Kirche bleibt und seine Kinder in jesuitischen Anschauungen groß ziehen läßt. Dieser Umstand wird selten erwogen und daher mag sich wohl die Erscheinung erklären, daß die höhern Beamtenkreise trotz ihrer bekannten innern Uebereinstimmung bis jetzt der altkatholischen Bewegung gegenüber eine kalte Zurückhaltung beobachten, die zum wenigsten wie Mißtrauen in ihre Entwickelungsfähigkeit aussieht und dieselbe in großem Maße hemmt. Und was das Schlimmste dabei ist, in diesem Verhalten sowie in der Thatsache, daß bis jetzt noch keinem Altkatholiken eine namhafte Beförderung zu Theil wurde, erblicken die Ultramontanen eine gewisse Furcht und gleichsam eine Anerkennung ihrer Rechte von seiten des Staates, der es mit ihnen nicht bis zum äußersten treiben und den Weg der Versöhnung offen halten wolle und darum in der Praxis anders verfahre, als es die zürnenden Worte von den Ministerbänken erwarten ließen.

Von Seiten der Direktoren erhält die Bewegung keine Förderung, im Gegentheil scheinen selbst die anerkannt liberal gesinnten die Entwickelung derselben an ihren Anstalten ungern zu sehen und lassen ihre infallibeln Religionslehrer vor wie nach schalten und walten, während die infallibilistisch gesinnten, die freilich nur ein paar sind, offen ihre Gesinnung bei Wahlen und andern Gelegenheiten zur Schau tragen und Unentschiedene und Schwache abschrecken; und was die Haltung des Direktors auf sich hat, sieht man wo ein protestantischer der Bewegung freundlicher Direktor eine Anstalt leitet, wie z. B. in Essen. Ein altkatholischer Gymnasialdirektor besteht bis jetzt am Rheine nicht; als sich vor einiger Zeit in Neuß Gelegenheit bot die Wahl eines solchen zu bestätigen, wurde davon Abstand genommen. Es wird sich bei der Besetzung der vakanten Direktorstelle in Bonn, wo die Mehrzahl des Collegiums altkatholisch ist, zeigen, ob in der vorerwähnten Thatsache, daß noch kein Altkatholik in eine höhere Stelle gerückt ist, System liegt und ob, wie in Mühler'schen Tagen die Gesinnungstüchtigkeit, so jetzt die Gesinnungslosigkeit in religiösen Dingen prämiirt werden soll. Geschähe dies, dann würde freilich die Bewegung an den höhern Lehranstalten ins Stocken gerathen.

Mit der Ernennung von weltlichen Kreisschulinspektoren, dem schlimmsten Paroli, das man dem Ultramontanismus biegen kann, ist man, von ein paar Fällen abgesehen, noch nicht vorgegangen. Wahrscheinlich liegt die Verzögerung an der Schwierigkeit, genügende Ersatzkräfte für die Gymnasien und Realschulen zu gewinnen, die den größten Theil der Inspektoren liefern. Von diesen sind, wie es heißt, ein volles Drittel erklärte Altkatholiken und kann man zu dieser Wahl der Regierung Glück wünschen. Denn diese Leute werden von vorn herein Klarheit in ihre Stellung bringen und den Elemen-

tarlehrern, die zum größten Theil innerlich liberal gesinnt sind, und auch da, wo dies nicht der Fall ist, sich aus der Zwangsjacke geistlicher Willkür heraus nach andern Zuständen sehnen, Luft und Licht schaffen und volles Vertrauen zum Ernst und Nachhalt der veränderten Regierungsmaximen erwecken. Dagegen scheint es bedenklich, Leute an jenen Posten zu stellen, die früher zu den Ultramontanen standen, wie das bei einer unlängst zum Kreisschulinspektor ernannten Persönlichkeit am Niederrhein der Fall ist. Wie sollen die liberalen Elementarlehrer zu einem Manne Vertrauen haben, der zur Zeit dem klerikalen Wahlcomité angehört, Wahlaufrufe der Schwarzen unterzeichnet hat und Vinzenzbruder gewesen ist? Da genügt unsres Erachtens nicht die Unterschrift der Ratiboradresse, wenigstens nicht nach unten, da heißt es vollständig mit der Vergangenheit brechen, d. h. in diesem Falle offener Uebertritt zum Altkatholizismus. J.

Berliner Wochenschau: Reichssecretär; Meininger; Strampfer. — Der politische Horizont prangt augenblicklich in erfreulichster Heiterkeit, und auch der nächsten Zukunft wird es noch vergönnt sein, vom Sonnenschein des allgemeinen Völkerfriedens beleuchtet zu werden. Internationaler Kriegsvölkerrechtscongreß, internationale Preßconferenz, internationale Gesundheitscommission, sie alle bezeugen das allseitige Streben, die Bande dauernder Eintracht zu befestigen. Auch im Innern des deutschen Reiches waltet nach den Aufregungen der letzten Wochen der tiefste Friede. Nicht einmal der auffällige Beschluß der bairischen zweiten Kammer in der Angelegenheit des Grafen Fugger vermochte eine nachhaltige Aufregung herbeizuführen, so allgemein ist das Bedürfniß nach Ruhe. Nur der Bundesrath arbeitet unermüdlich weiter und bereitet die wichtigen Vorlagen für die Herbstsession. Das Eisenbahntarifgesetz hat soeben die Ausschüsse passirt, die großen Justizgesetze werden noch in dieser Woche in denselben erscheinen. Inzwischen bewegt aber eine andere Frage von großer Bedeutung die öffentliche Meinung und die Presse, die Frage des sogenannten Reichssecretariats. Es handelt sich hiebei um die Herstellung einer Verbindung zwischen dem Reichskanzler und den Reichsbehörden, die gegenwärtig eine durchaus ungenügende ist. Als dieser Gedanke an die Oeffentlichkeit trat, fand er zunächst geringe Beachtung, dann aber, als man seine Bedeutung erkannte, wurde heftig widersprochen und bemerkt, daß die beabsichtigte Organisation die wünschenswerthe Errichtung verantwortlicher Reichsministerien in eine unerfreuliche Ferne rücke. Dieser Einwand scheint nicht unberechtigt, indeß wird sein Gewicht bedeutend vermindert werden, wenn es sich herausstellen wird, daß man die Bedeutung der ganzen Institution überhaupt erheblich überschätzt hat, und daß dieselbe daher keineswegs nach

irgend einer Richtung hin die Entwickelung unserer Reichsinstitutionen präjudiciell wird beeinflussen können. Solche Ueberschätzung liegt aber in der That vor, das beweisen die Analogien, die man zur Charakterisirung der neuen Einrichtung herbeigezogen hat. Man sprach von der Nothwendigkeit, für die Reichsangelegenheiten eine Verwaltungsinstanz von der frühern Kompetenz des preußischen Staatsministeriums schaffen zu müssen, man bezeichnete den künftigen Reichssekretär auch wohl geradezu als einen Reichs-Camphausen. Beides trifft nicht zu. Die frühere Bedeutung des preußischen Staatsministeriums lag in der Verbindung desselben mit dem Civilkabinet des Königs, der zufolge der erste vortragende Rath des Ministeriums zugleich Chef der zweiten Abtheilung des Kabinets war und in dieser Eigenschaft bei dem Könige den Vortrag in allen von dem Gesammtministerium ausgehenden Angelegenheiten hatte. Beiläufig bemerkt besteht diese Einrichtung seit dem Abgange des Geheimeraths Wagener nicht mehr; der erste vortragende Rath hat mit dem Civilkabinet des Königs nichts mehr zu schaffen, und von der früheren Bedeutung seiner Position kann heute nicht mehr die Rede sein. Daß dieselbe aber eine wesentlich andere war, als die des künftigen Reichssecretärs sein wird, ist ohne weiteres ersichtlich, da der letztere doch nur die Verbindung zwischen den Reichsbehörden und dem Reichskanzler, nicht aber die zwischen der Gesammtheit der Reichsorgane und dem Reichsoberhaupte aufrecht erhalten soll. Dieses müßte aber der Fall sein, wenn die Analogie mit dem ersten Rath des Staatsministeriums in seiner früheren Competenz wirklich zu Recht bestände. Ebensowenig paßt die Bezeichnung eines Reichs-Camphausen, denn der Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums vertritt den Ministerpräsidenten, ohne indeß durch die Verantwortlichkeit des letzteren gedeckt zu sein, vielmehr ist er in dieser Function grade so selbstverantwortlich, wie er es in seiner Eigenschaft als Ressortminister ist. In der Reichsverfassung steht aber bekanntlich der Reichskanzler als der allein verantwortliche Staatsmann da, ein ihn vertretender Reichssecretär würde mithin niemals die selbständige Verantwortlichkeit zu tragen haben, die mit der Stellung Camphausens verknüpft ist, grade so wenig wie der Präsident des Reichskanzleramtes oder des Reichseisenbahnamtes die verantwortliche Stellung eines preußischen Ressortministers inne hat. Es handelt sich hier aber in Wahrheit lediglich um die Beschaffung eines Adlatus, der dem Reichskanzler einen Theil der auf ihm ruhenden Geschäftslast abnimmt. Dies erhellt nicht nur aus der Bezeichnung „Secretär", sondern vor allem aus der Entstehungsgeschichte des Organisationsplanes selbst, zu dem die erste Anregung durch die Krankheit des Fürsten Bismarck gegeben wurde. Derselbe fühlte damals den Mangel einer constanten Verbindung zwischen ihm und den Reichsbehörden, respective

dem Reichstage, äußerst empfindlich und faßte unter dem Eindrucke dieses Uebelstandes zuerst den Plan, die Institution eines Secretariates in das Leben zu rufen. Mit seiner Genesung trat dieser Gedanke einstweilen in den Hintergrund, um aber sehr bald wieder aufzutauchen. Als es sich nämlich um die Besetzung der ersten Rathsstelle im preußischen Staatsministerium handelte, dachte man eine zeitlang daran, den Geheimen Legationsrath Bucher in diese Position zu versetzen, kam aber sehr bald davon zurück, da man seiner Thätigkeit in den Reichsangelegenheiten nicht entrathen konnte. Nachdem aber einmal die Bedeutung der Wirksamkeit dieses Beamten zur Sprache gebracht war, combinirte man diese Personalfrage mit der Frage des Reichssecretariates und gab dem Gedanken Raum, dem Legationsrath Bucher durch die Uebertragung desselben eine geeignetere und umfassendere Sphäre seiner Thätigkeit zu eröffnen. Man erkennt aus dieser Entwickelungsgeschichte des Planes ohne weiteres den Umfang der Functionen, die dem künftigen Secretär zufallen werden, und man sieht wohl auch, daß dieselben den Kardinalpunkt unserer Verfassungsentwickelung nur sehr indirekt berühren. Denn insofern der neue Secretär die Arbeitslast des Reichskanzlers zu mindern im Stande ist, insofern trägt seine Stellung natürlich auch dazu bei, den gegenwärtigen Zustand zu stützen und dem Kanzler auch ferner die Uebernahme der Alleinverantwortlichkeit zu ermöglichen, aber doch nicht in der Weise, daß die Errichtung selbstverantwortlicher Reichsministerien dadurch wirklich verhindert werden könnte, wenn die Reichsvertretung sie einmal nachdrücklich fordern wird. Und sollte das wider Erwarten der Fall sein, so würde bei Gelegenheit einer so tief eingreifenden Reform diese Institution unschwer wieder zu beseitigen sein. Aber selbst auf diese Gefahr hin dürfte man ihrer Errichtung heute das Wort reden, da die Reichsministerialreform noch in weiter Ferne steht und es vor allem jetzt gilt, den dringenden Anforderungen einer arbeitsvollen Gegenwart zu genügen.

Diese Secretariatsdebatte ist die einzige bedeutendere Discussion, die unsere Reichshauptstadt gegenwärtig an ihre politischen Pflichten und Interessen erinnert. Was sonst geredet und geschrieben wird, gilt nicht der Politik sondern den Meiningern, welche nach wie vor die Winterbühne des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters siegreich und erfolgreich behaupten, trotzdem daß die Berliner Kritik seit einiger Zeit heftige Anwandlungen von Localpatriotismus bekommen hat und mit kassandrischem Schmerze auf den Verfall der Kunst hinweist, mit dem diese Meininger uns bedrohen. Gleichwohl hat man Lindners Bluthochzeit unter großer Theilnahme geben können, gleichwohl hat man den Julius Cäsar wieder hervorgeholt und spielt ihn vor ausverkauftem Hause. Natürlich könnte die Kritik trotzdem Recht haben. Es scheint mir aber, daß sie über das Ziel hinausgeschossen. Man entsinnt

sich, daß zu Anfang des Gastspiels Kritik und Publikum einig waren, daß die Meininger durch ihr vortreffliches Ensemble und durch die historische Treue ihrer Costüme und Decorationen unseren Dank verdient hätten. Es kann wohl sein, daß einige kritiklose Schwärmer in naiver Freude über diese Genüsse die erheblichen Fehler der Darstellung zu übersehen geneigt waren, und es war gewiß sehr an der Zeit, daß ein hervorragender Wortführer der Berliner Kritik auf diese Schwächen aufmerksam machte, auch einige Absurditäten innerhalb der Vorzüge der Inscenirung nachwies und vor allem davor warnte, in diesen Dingen allein das wahre Wesen der theatralischen Kunst zu suchen. Das war sicherlich wohlgethan und ist auch dem allgemeinen Urtheil sehr zu Statten gekommen. Leider ist man aber dabei nicht stehen geblieben, denn nun wuchs den diis minorum gentium der Muth, sie schrieen, der Erfolg der Meiniger beruhe überhaupt nur auf geschickt angelegter Reclame und warnten vor Nachahmung des von ihnen betretenen Weges, auf dem man zu einer ganz rohen Veräußerlichung des Kunstbegriffes gelangen müsse. Wozu diese Uebertreibungen? Wissen wir doch alle längst, daß den Meiningern die hervorragenden Kräfte fehlen, deren Leistungen natürlich in erster Linie den künstlerischen Genuß bedingen. Sollten aber deßwegen die vielen, meinetwegen auch nur untergeordneten, Vorzüge der Truppe nichts gelten und vor allem: sollten sie nicht auch bei uns einzubürgern sein und den überlegenen Kräften unserer Hofbühne eine willkommene Unterstützung und Ergänzung gewähren? Sollte die kühne Behauptung, daß das Meininger Gastspiel nichts aufzuweisen habe, das sich zur Nachahmung empfehle, nicht vielmehr ein gewagter Versuch sein, durch souveräne Nichtachtung dringend gestellte Anforderungen zum Schweigen zu bringen? Wozu hat denn Herr v. Hülsen dem Kaiser und dem Kronprinzen einen Bericht über das Gastspiel eingereicht, wozu erwähnt der sonst so schweigsame Reichsanzeiger der Meininger, wenn nicht hier bis in die höchsten Kreise hinauf eine sehr bemerkliche ästhetische Gährung das herrschende Kunstregiment in Unruhe versetzte? Wir sind sicher, daß dem so ist, und getrösten uns auch der Zuversicht, daß das wirklich Gute der meiningischen Theaterpraxis von dem Berliner Publikum so lange nachdrücklich fort und fort für unsere hiesigen Bühnen reclamirt werden wird, bis es, soweit es die Umstände gestatten, in deren Eigenthum aufgenommen sein wird.

Berlin ist augenblicklich überhaupt die Stadt der theatralischen Vergleiche. Während die Meininger mit der Hofbühne ringen, hat die Wiener Localposse im Victoria-Theater ihren Sitz aufgeschlagen und bietet willkommene Gelegenheit zu vielfachen Parallelen mit den Volksstücken des Wallnertheaters. Bis zur Feindseligkeit werden diese Gegensätze sich aber wohl kaum zuspitzen. Erstens erfreut sich die augenblicklich im Wallner-

theater herrschende Posse „Mein Leopold" eines so unbedingten und wohlbegründeten Ansehens, daß selbst die Leistungen der Wiener Strampfertheater-Gesellschaft dasselbe werden unerschüttert lassen müssen, und sodann ist der Charakter beider Possengattungen ein so grundverschiedener, daß ein friedliches Nebeneinanderbestehen durchaus möglich ist. Der Berliner findet bei Herrn Schweighofer und Fräulein Finaly keineswegs die Grundelemente der Berliner Komik, die ihm seinen Helmerding und Fräulein Wegener so werth machen, und er sucht sie dort auch nicht. Er freut sich über den wienerischen Dialekt, über den vortrefflichen Gesang und bemüht sich, so gut es angeht, in die Interessen des Wiener Lebens sich hineinzudenken, was allerdings seine Schwierigkeiten hat und dem Publikum in den meisten Fällen offenbar gar nicht gelingt. Ich sah das Stück „Nr. 28", das mir schon von früher her bekannt war, als dieselbe Gesellschaft vor zwei Jahren im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gastirte. Das Stück ist nach Aufhebung des österreichischen Concordates geschrieben und kehrt seine Spitze gegen die Intoleranz, und da nun in Oesterreich die kirchliche Bewegung neuerdings wieder in Fluß gekommen ist, wird es dort noch heute ebenso zeitgemäß sein wie bei uns. Gleichwohl war der Erfolg nach dieser Seite hin aus dem eben angeführten Grunde nur ein mäßiger. Vielleicht gelingt es der Gesellschaft mit anderen Stücken ihres Repertoirs sich eine lebhaftere Theilnahme des Berliner Publikums zu sichern.

Literatur.

Bei Publicationen über Italien sind wir allmählich anspruchsvoll geworden. Maler und Dichter, Geschichtsforscher und Archäologen, Feuilletonschreiber und andere Touristen haben das Land so nach allen Richtungen durchsucht und ausgebeutet und von ihren Funden so ausgiebige Mittheilungen gemacht, daß man einigermaßen mißtrauisch wird, wenn neue Werke angekündigt werden, von welchen wir im Voraus vermuthen, nichts anderes erwarten zu dürfen, als neue Variationen eines alten Thema. Für ein künstlerisch sehendes Auge sind freilich die Reize des Landes unerschöpflich; auch in Italien ist lange noch nicht Alles entdeckt, und selbst das Allbekannte, hundertmal Beschriebene rückt in eine neue Beleuchtung durch die Veränderungen, welche die Geschichte an diesem alten Culturstande vorzunehmen noch nicht aufgehört hat. Die politische Umwälzung hat die Physiognomie von Städten wie Florenz und Rom wesentlich verändert. Schon der Eintritt in das Land, der jetzt in der Regel mittelst des Dampfrosses geschieht, ist von anderen Empfindungen begleitet als vormals. Der Contrast einer ehrwürdigen Vergangenheit und einer neuen Renaissance des Staats- und Völkerlebens schafft wieder neue Reize, die doch wohl entschädigen für das, was an heimeliger Romantik etwa verloren gegangen sein mag. „**Italien, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna**" (Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn) ist der Titel eines neuen Werkes, das die unvergänglichen Schönheiten der Halbinsel im Bild festhalten und dabei in den Schilderungen des Textes die Eindrücke des gebildeten, auf die Gegenwart wie auf die Vergangenheit aufmerksamen Reisenden wiedergeben will. Die erste, starke Lieferung, welche ausgegeben ist, zeigt, daß nach beiden Seiten, nach der künstlerischen und nach der schriftstellerischen, tüchtige Kräfte zur Mit-

arbeit berufen sind. Der Text wird von Karl Stieler in München, Eduard Paulus in Stuttgart und Woldemar Kaden in Neapel geschrieben, und zwar so, daß der Erstere, durch seine Gebirgsschilderungen bekannt, die Alpenpässe und Oberitalien, Paulus, der gemüthvolle und humoristische Dichter, der sich durch seine „Bilder aus Italien" auch für die neue Aufgabe legitimirt hat, den Garten von Toscana, Kaden endlich Rom und Unteritalien zu bearbeiten unternommen hat — alle drei junge, begabte, frische und unterrichtete Schriftsteller, in deren Hände man gerne das Unternehmen gelegt sieht. Dabei sind die Schilderungen anspruchslos genug, wie es sich für ein Werk schickt, das doch in erster Linie ein elegantes Prachtwerk zu werden bestimmt ist. Was die vorliegende Lieferung an künstlerischen Proben von Gustav Closs, von Lindemann-Frommel, Bauernfeind, Skarbina bringt, verspricht das Beste. Neben zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten, welche Landschaften, Architektonisches aber auch Genreartiges bringen, sind einzelne im größeren Styl componirte Blätter in Tondruck beigegeben. Als mitwirkende Künstler sind außer den schon erwähnten genannt: beide Kaulbach, A. v. Werner, A. Calame, E. Kirchner, Fr. Preller, A. Metzner, L. Passini, P. F. Peters u. A. Die Zeichnung der Holzschnitte und ihre typographische Ausführung verdient das größte Lob; nur wäre bei einzelnen Bildern eine größere Leichtigkeit der Behandlung zu wünschen. Die durchsichtige Helle einer italienischen Landschaft mag wohl bei dieser Schwarzkunst, auch wenn sie noch so sorgfältig behandelt ist, besonders schwer wiederzugeben sein. Alles in allem ist hier ein Werk begonnen, dem es an Freunden nicht fehlen wird, zumal unter denen, welche die Erinnerung an das Selbstgeschaute im künstlerischen Bild in anziehender Schilderung gerne sich erneuern.

Im Anschluß an ein Werk, das die Reize des italienischen Landes und Lebens künstlerisch nachbildend zur Anschauung bringt, darf man wohl eines anderen gedenken, welches dem Reisenden beim eigenen Studium jener Schönheiten treulich Beistand leistet, so daß die Arbeit selbst zum Genusse wird. Den neuen Ausgaben der **Baedeker**'schen Reisehandbücher für Ober- und Unteritalien, deren wir uns vor zwei Jahren erfreuten, ist kürzlich (1874) die 4. Auflage von „Mittelitalien und Rom" gefolgt, die durchaus als ein reformirtes, in jeder Hinsicht dem Erforderniß der Gegenwart anbequemtes Werk bezeichnet werden darf. Nicht etwa bloß die politische und sociale Wandlung, welche die jüngste Epoche über die ewige Stadt und die umgebende Landschaft gebracht, spiegelt sich in der übersichtlichen Darstellung allenthalben deutlich wieder: auch Kunst und Alterthum sind in umfassendem Sinne abermals durcharbeitet worden. Zu der schönen Skizze der modernrömischen Kunstgeschichte von A. Springer hat R. Kekulé ergänzend einen an Stoff und Form werthvollen historischen Aufsatz über die antike Kunst geliefert; die fortschreitenden Entdeckungen auf dem antiken Boden Rom's haben ausführlich Rücksicht erfahren, wir verweisen dafür u. a. auf den Abschnitt über die Kaiserpaläste des Palatin, deren Beschreibung durch einen genauen Grundriß erläutert wird. Neben einer Anzahl sauberer Pläne erscheint auch ein Panorama der Stadt und Umgegend von S. Pietro in Montorio aus, zur willkommenen Orientirung im Gewirre der Kirchen, Ruinen, Hügel und umgrenzenden Gebirge. Neue Specialkarten in großem Maßstabe führen über die Campagna hinaus ins innere Heiligthum der

Albaner- und Sabinerberge. Vor allem aber ist auch für das menschliche Bedürfniß gerade des reisenden Deutschen liebevoll Sorge getragen, die deutsche Künstlerkolonie in Rom, deutsche Aerzte und Apotheker, Kaufläden und Wirthshäuser nach unseren Wünschen u. dgl. m. finden sich vollständig verzeichnet. Und daß alle diese Dinge mit übersichtlicher Klarheit geordnet, mit praktischer Kürze und Bestimmtheit abgehandelt worden, versteht sich bei Baedeker von selbst; zum Lobe der gesammten Leistung kann man zuletzt nichts bündigeres sagen, als daß in der neuen Ausgabe auch der römische Baedeker wie zuvor der oberitalienische sich der Vollkommenheit der Reisehandbücher der gleichen Firma für die Schweiz, Rheinlande, Holland und Belgien u. s. w. wesentlich angenähert hat.

Wo von Reisen und Verkehr überhaupt die Rede, stellt sich der Name **Stephan** von selbst ein als der eines Genius, der von krokusfarbenem Postschimmer umflossen über all unseren in die Ferne reichenden Wünschen und Verbindungen schwebt. Daß unser Generalpostdirektor wirklich eine geniale Natur ist, hat er außer in seiner überaus fruchtbaren Verwaltungspraxis, deren „genialischem Treiben" man nur dann und wann ein etwas bedächtigeres Tempo wünschen möchte, kürzlich auch durch den Vortrag über „Weltpost und Luftschiffahrt" bewiesen, der in diesem Frühjahr bei J. Springer in Berlin in erweiterter Gestalt erschienen ist. Man wird selten auf 75 Oktavseiten eine ähnliche Fülle interessanten Stoffs in geistreicher Behandlung vereint finden; culturgeschichtliche und statistische Daten werden mit gleicher Kunde gewandt zur Herstellung eines Gesammtbildes vom heutigen Weltpostverkehr verwerthet, dem der contrastirende Hintergrund vergangener Zustände überall eine historische Tiefe verleiht. Ueber die bisherige Ausbildung der Luftschiffahrt erhalten wir anziehende Belehrung, den kühnen Hoffnungen auf ihre künftige wirklich nutzbare Entwicklung vermag unsere vielleicht altmodisch langsame Besonnenheit jedoch nicht unbedingt zuzustimmen.

Die Weltpost führt uns zu einer Weltkarte über; in demselben Maßstabe wie die „chart of the world" von H. Berghaus, die, wie wir früher hervorhoben, den Weltverkehr vorzüglich versinnlicht, ist jetzt von dem gleichen bewährten Zeichner eine neue „physikalische Wandkarte der Erde in Mercator's Projektion" erschienen (Gotha, J. Perthes 1874), auf der die Meeresströmungen nach Verlauf, Geschwindigkeit und Temperatur sowie das Relief der Erdoberfläche über und unter Wasser — durch farbig markirte Höhenschichten —, endlich die Küstenlinien mit ihren namhaften Punkten überaus klar vorgestellt sind. Geschmackvolle Kartons geben die Beziehungen des Erdkörpers zu Sonne und Mond und das Verhältniß der Hauptgipfel der irdischen Gebirge bildlich an. Die entschiedene, sogar stellenweis grelle Deutlichkeit der Kolorirung verbunden mit der übersichtlichen Sparsamkeit in der Eintragung der Namen empfehlen die Karte besonders dem Gebrauch in Schulen aller Art, während die genannte ältere Weltkarte mit ihrem reicheren Kulturinhalt mehr dem Bedarfe des Kontors und des Gelehrtenzimmers entspricht. L. u. a/D.

Ausgegeben: 12. Juni 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Newton und seine Gegner.

Epochemachend in der Geschichte der Mathematik und der angrenzenden Wissenschaften nicht nur, sondern auch in der Geschichte der Wissenschaften überhaupt ist Isaac Newton (1642—1727). Seine Leistungen haben größte Anerkennung einerseits, größte Anfeindung andererseits gefunden; jene bedarf heute weniger der Begründung, als diese der Erklärung.

Newton's Entwickelung ist eine durchaus glückliche gewesen, seine vorwaltenden Neigungen wurden nicht behindert durch beschränkende Einflüsse, keine Leidenschaften haben das Gleichgewicht seines Geistes gestört, keine aufgedrungenen Studien oder Lohnarbeiten haben seine Forschungen unterbrochen. An dem Knaben Newton war besondre technische Geschicklichkeit bemerkbar, mit der er Spielzeug und allerlei Maschinen nach eigenen Entwürfen ausführte, und die ihn später zu Experimental-Untersuchungen vorzüglich befähigte. Newton bezog 1660 das Trinity-Colleg zu Cambridge, ward 1664 Student, 1665 Baccalaureus, Assistent und seit 1669 für die mathematischen und physicalischen Vorlesungen Stellvertreter seines Lehrers Barrow (Professor des Griechischen, der Mathematik und Physik, später der Theologie). Aus den Jahren 1666—68 stammen bereits die Entwürfe zur Optik, zur mathematischen Analysis, zu den Principien. Auf Grund seiner optischen Entdeckungen wurde Newton 1672 Mitglied der Royal Society und erstieg den Gipfel wissenschaftlichen Ruhmes 1687 durch die Herausgabe seiner Principia philosophiae naturalis mathematica, eines Buches, das in der Geschichte aller Wissenschaften seinesgleichen nicht hat. Oeffentliche Anerkennung fand ihren Ausdruck durch Newton's Erwählung zum Mitglied des Parlaments, welches 1689 das Urtheil über Jacob II zu fällen hatte, dann zum Münz-Aufseher 1695, zum Münz-Meister 1699. Seit 1701 wohnte Newton in London, ward 1703 zum Präsidenten der Royal Society erwählt, und 1705 von der Königin Anna zum Sir ernannt. Er war nicht verheirathet und bis zu hohem Alter von guter Gesundheit.

Von optischen Erscheinungen war im Alterthum die Reflexion an planen und sphärischen Spiegeln bekannt. Die Refraction war nicht unbeachtet geblieben, aber mit Prismen und Linsen hat erst im 13. Jahrhundert Roger Bacon sich beschäftigt. Porta's Camera obscura 1558 führte zum Verständniß des menschlichen Auges (Keppler 1604, Scheiner 1619). Das

in Holland 1608 erfundene Fernrohr ward von Galilei 1610, von Keppler 1611 ergründet. Das Refractionsgesetz selbst wurde von Snellius 1624 erkannt, der Regenbogen von Antonio de Dominis 1611 und von Descartes 1637 erklärt bis auf seine verschiedenen Farben. Gleichzeitig mit Grimaldi's Entdeckung der Diffraction 1665 beginnt Newton's Analyse des Sonnenstrahls durch das Prisma, die erste große Experimental-Untersuchung, das Vorbild der Arbeiten, durch welche die heutige Naturwissenschaft erbaut worden ist. Ergebnisse dieser Analyse waren die Zusammengesetztheit des Sonnenlichts, die Lehre von den Farben, die Verbesserungen des Fernrohrs, die Farben dünner Platten und der Pigmente, und, was von besondrer Wichtigkeit war, die genaue Unterscheidung des Thatsächlichen von dem Hypothetischen. Im Verfolg der Newton'schen Analyse sind die Fraunhofer'schen Linien und die Spectralanalyse gefunden worden. Keine der möglichen Hypothesen über die Natur des Lichts ist von Newton adoptirt worden, aber seine Messungen wurden in der Undulationstheorie ohne Weiteres zu Grunde gelegt.

Gleichzeitig mit den optischen Gesetzen erfand Newton für die mathematische Analysis den Gebrauch der unendlichen Reihen, um von zwei durch eine Gleichung verbundenen Größen eine durch Potenzen der andern unzweideutig auszudrücken; gleichzeitig schuf er die analytische Mechanik und als Instrument zu deren Diensten die Differential- und Integralrechnung.

Die von Archimedes gegründete Statik hatte im Lauf der Jahrhunderte nur geringen Zuwachs erhalten. Dagegen war die von den Griechen ausgebildete Astronomie von Copernicus 1543 durch die Hypothese des Sonnensystems an Stelle des Erdsystems wesentlich vereinfacht worden. Keppler leitete dann aus den vorhandenen Planeten-Beobachtungen 1609—18 seine berühmten 3 Regeln ab, nach denen die Planeten sich bewegen. Galilei fand 1638 die Regeln der Bewegung frei fallender und geworfener Körper, Huygens erklärte 1673, als Newton auf dem neuen Gebiet schon weit vorgedrungen war, die Pendelbewegung und die Centrifugalkraft. Newton's gewaltigem Genius war es beschieden, die gemeinschaftlichen Gesetze dieser und andrer Bewegungserscheinungen aufzudecken.

Von Newton datirt die Erkenntniß, daß man keine Antwort zu erwarten habe auf die Frage, warum ein Naturkörper eine bestimmte Geschwindigkeit hat, daß aber jede Veränderung seiner Geschwindigkeit (Beschleunigung) einer Ursache bedarf, welche außerhalb des Körpers zu suchen ist. Jeder Naturkörper auf der Erde ist schwer, d. h. er wird unaufhörlich vertical abwärts beschleunigt, so daß er fällt oder drückt oder zieht. Wer beschleunigt ihn? Von Newton haben wir gelernt, daß die Erde es ist, daß der Körper eine andere Fallbeschleunigung und ein anderes Gewicht haben würde, wenn an

Stelle der Erde der Mond oder die Sonne wirkte. Newton hatte ferner seit 1666 bewiesen, daß ein die Erde Kepplerisch umkreisender Trabant gegen das Erdcentrum beschleunigt wird umgekehrt proportional dem Quadrat seiner jedesmaligen Distanz. Er berechnete demgemäß die Beschleunigung, welche der Mond an der Erdoberfläche selbst erhalten würde und fand — nicht die erwartete Fallbeschleunigung der irdischen Körper, lediglich darum, weil damals die Länge des Erdradius noch viel zu fehlerhaft bestimmt war. Er mußte die weitern Folgerungen und die Vollendung der Principien 16 Jahre lang vertagen, bis daß er 1682 in einer Sitzung der Societät die Resultate der Picard'schen Gradmessung von 1679 erfuhr. Jetzt ergab sich die vermuthete Uebereinstimmung mit hinreichender Genauigkeit, und es war constatirt (nicht hypothetisch), daß ein Himmelskörper den andern umkreist, indem er fortwährend gegen ihn beschleunigt wird, wie ein fallender oder geworfener Stein gegen die Erde (Gravitationsgesetz). „Den Grund der erforschten Eigenschaften der Schwere", sagt Newton am Schluß der Principien, „habe ich aus den Erscheinungen nicht ableiten können, und Hypothesen bilde ich nicht. Hypothese ist Alles zu nennen, was nicht aus den Erscheinungen abgeleitet wird; Hypothesen sind in der Erfahrungswissenschaft unstatthaft".

Die Principien von 1687 enthalten eine große Reihe wichtiger Consequenzen der gewonnenen mechanischen Grundbegriffe, die Lehren von den Widerständen, von der Attraction der Kugeln (Sphäroide), von der Figur einer rotirenden flüssigen Masse, von Ebbe und Fluth der großen Meere, von der Präcession des Zodiacus, von der Bewegung der Planeten, der Kometen, des Mondes; Untersuchungen, welche von Euler in die jetzt übliche mathematische Ausdrucksweise sofort übersetzt werden konnten, und an welche die weitern Untersuchungen von den Bernoulli's, von Maclaurin, Euler, D'Alembert, Lambert, Lagrange, Laplace, Legendre, Gauß direct angeknüpft worden sind. Auch über die Natur der Säuren, über die Abkühlung, über die constanten Temperaturen, bei denen bestimmte Processe vor sich gehen, hat Newton seine Forschungen erstreckt.

Zur Erholung von schwerer Gedankenarbeit hat Newton während seines Aufenthalts in Cambridge mit Geschichte und Chronologie sich beschäftigt. Er verfolgt die alte Geschichte bis in ihre fabelhaften Anfänge und versucht dieselbe mit einer annehmbaren Chronologie auszustatten. Den frühsten Anhalt bot der Argonautenzug, welcher durch die Zeichen des Zodiacus verherrlicht worden sein soll, als das Sommersolstitium noch in der Mitte des Krebses gestanden hat. Auch die Weissagungen Daniels und der Apocalyse werden erörtert, und ihre religiös politischen Tendenzen entfaltet, nachdem im Daniel „dem klarsten unter den Propheten" der Schlüssel für die alle-

gorische Ausdrucksweise dieser Schriften gefunden war. Newton hat seine „mystischen Phantasien", wie er selbst sagt, aufgeschrieben, ohne je an deren Veröffentlichung zu denken. Gleichwohl ist Einiges davon durch Indiscretion schon bei Lebzeiten Newton's in Frankreich gedruckt, Anderes später in England aus dem Nachlasse hinzugefügt worden. Von besonderm Interesse sind in diesem Nachlasse eine Note über 2 Stellen neutestamentlicher Briefe und 4 Briefe an Bentley. Die Note betrifft die Einschaltung, welche von der lateinischen Kirche in dem ersten Brief Johannes (5, 7) gemacht worden ist und die Correctur (ὃς in Θς = θεος), welche in dem ersten Brief Paulus an Timotheus (3, 16) die griechische Kirche beliebt hat; sie constatirt bei beiden Textveränderungen die Absicht, das Trinitätsdogma biblisch zu begründen, und befindet sich in vollem Einklang mit der neuern Textkritik. Die 4 ausführlichern Briefe sind von Newton für seinen jungen Freund den Philologen Bentley geschrieben, als dieser 1692 die durch das Legat Boyle gestifteten Predigten zur Befestigung des Friedens zwischen Wissen und Glauben zu halten hatte.

Der Reichthum und die Tiefe dieses Denkerlebens sind in den hier gegebenen oberflächlichen Umrissen nur angedeutet. Newton selbst hat es gesagt, daß er seine Resultate langanhaltendem Nachdenken verdankte; die Zeitgenossen haben darum nicht verfehlt, von seiner „Zerstreutheit" Geschichten zu erzählen. Man rühmt die Einfachheit und Bescheidenheit des großen Mannes, der es liebte zu forschen, zu erleuchten vielmehr als zu glänzen, so daß mehrere seiner großen Arbeiten erst auf wiederholtes Anliegen und durch thätige Hülfe der Freunde in die Oeffentlichkeit gelangt sind. Von der hohen Verehrung, welche Newton in England zu Theil geworden ist, giebt das ihm in der Westminster-Abtei 1731 errichtete Denkmal Zeugniß, insbesondere durch die in großem Lapidarstil (von Bentley?) verfaßte Inschrift, welche mit den Worten schließt: Glücklich preisen mögen sich die Sterblichen, daß eine solche Zierde des Menschengeschlechts erstanden ist.

Wie war es möglich, daß derselbe Mann so angefeindet werden konnte, wie er von einigen Zeitgenossen, besonders aber in unserem Jahrhundert angefeindet worden ist? Das Auftreten eines großen Genius findet allezeit Widerstand bei den Zeitgenossen, welche es für unerlaubt halten, die anerkannten Größen zu übertreffen, welchen das Neue nicht neu erscheint, weil sie einen Theil davon zu wissen glauben, welche Widerspruch dagegen erheben, weil sie zu ruhiger Prüfung nicht aufgelegt sind. In England war es namentlich Hooke, der zuerst Newton manchen Verdruß bereitete. Hooke, Mitglied der Royal Society, ein Mann von starkem Ehrgeiz, von lebhaftem Geist und unzureichender Ausdauer, suchte Newton's optische Entdeckungen, ja sogar die Entdeckung der Gravitation für sich in Anspruch zu nehmen,

als wenn es um Aufstellung von Ideen, Vermuthungen, und nicht vielmehr um Erforschung der Regeln von Erscheinungen sich gehandelt hätte. Newton antwortete anfangs ihm und andern, später schwieg er und verlor die Lust zu kleinern Mittheilungen.

Von größern Dimensionen und von widerwärtigerer Art war der Streit gegen Newton, der um Leibnizens Rechte erhoben worden ist. Leibniz, 4 Jahr jünger als Newton, war ursprünglich Jurist, aber dauernd keiner Facultät zugehörig, weil es seinem Talent und seinem Ehrgeiz entsprach, nicht nur in allen Wissenschaften zu arbeiten und in allen zu glänzen, sondern auch im Dienste der großen Politik Entwürfe zu machen. Beweglichen Geistes, schneller Auffassung, reich an Ideen, Beschäftigung und Aufenthalt leicht wechselnd, Gründer von Academien und gelehrten Journalen, liebte er schnelle Publication und behielt bei vielseitiger Correspondenz nicht Zeit und Lust zur Feilung, Sichtung, Sammlung des Einzelnen. Auf Leibnizens mathematische und naturwissenschaftliche Studien ist von wesentlichem Einfluß einerseits sein Aufenthalt in Paris 1672—76 gewesen, wo damals der hervorragendste Mathematiker dieser Zeit Huygens lebte, mit dem Leibniz in lebhaften Verkehr trat; andrerseits das intime Verhältniß, welches Leibniz seit 1670 mit Oldenburg, dem Secretär der Royal Society in London, brieflich angeknüpft und bis zu Oldenburgs Tod 1677 unterhalten hat. Leibniz schrieb an Oldenburg über die Fortschritte der Wissenschaft auf dem Continent, über seine eignen Forschungen, erkundigte sich nach den Arbeiten der englischen Gelehrten, und wurde von Oldenburg und durch dessen Vermittelung auf das Beste berichtet. Anfang 1673 hat Leibniz von Paris aus London besucht, und ward im April desselben Jahres Mitglied der Royal Society, der er zwei Arbeiten (Hypothesis physica, Motus abstracti theoria) vorgelegt hatte. Mitte 1674 meldet Leibniz an Oldenburg seine Quadratur des Kreises (dieselbe, welche in den Leipziger Acten 1682 veröffentlicht ist), und erfährt von Oldenburg den 6. Dec. 1674, daß diese Quadratur umfassender von Gregory geleistet worden ist, und daß Newton schon länger im Besitz einer allgemeinen Methode ist, um aus der Gleichung einer Linie die Länge derselben, die Fläche u. s. w. zu berechnen. Auf weitere Anfragen giebt Oldenburg, nachdem er bei Collins Erkundigungen eingezogen, am 12. April 1675 und 26. Juli 1676 Antwort, und legt einen ausführlichen Aufsatz bei, welchen für Leibniz auf Oldenburg's Bitte Newton selbst über einen Theil seiner Methoden und Resultate verfaßt und am 13. Juni 1676 an Oldenburg abgeschickt hatte. Mit großer Befriedigung dankt Leibniz am 27. Aug. und theilt seine „Methode der Transmutationen" mit, durch welche er mehrere der Newton'schen Resultate sich erschlossen hat. Dieser Brief wurde Newton vorgelegt und von ihm so günstig aufgenommen,

daß Newton für Leibniz, der inzwischen vor der Abreise nach Hannover im October noch eine Woche bei Oldenburg und Collins in London zugebracht hatte, alsbald eine zweite ausführliche Auseinandersetzung geschrieben hat. Diese vom 24. Oct. 1676 datirte Schrift enthält eine große Reihe geometrischer und analytischer Resultate von Newton's Differential- und Integralrechnung, während die Grundlage selbst nur in verstellten Buchstaben angegeben ist, damit der Autor, der eben nicht in der Lage ist diese seine Arbeiten zu veröffentlichen, nicht später wegen Zusammentreffens mit Andern zur Umarbeitung genöthigt werde. Oldenburg hat die Abschrift dieses wichtigen Documents wegen damaliger Unsicherheit des Transports erst d. 2. Mai 1677 an Leibniz versendet. Aufrichtiger Begeisterung voll über den empfangenen Schatz sind die Briefe vom 21. Juni und 12. Juli 1677, in denen Leibniz (an Sluce's Methode der Tangenten vom Jahre 1672 anknüpfend) nun auch Anfänge seiner eignen Differentialrechnung beschreibt, überzeugt daß dieselbe von Newton's Geheimniß nicht weit sich entferne (abludere).

Diese Correspondenz wurde durch Oldenburg's Tod (Aug. 1677) beendet. Leibniz hat dann später in den Leipziger Acten 1682 seine Quadratur des Kreises, 1684 die Anfänge seiner Differentialrechnung, 1686 eine Fortsetzung veröffentlicht, die letztere mit Hinweis auf die gleichgerichteten immer noch nicht veröffentlichten Arbeiten Newton's. Zu derselben Epoche 1686 hat auch Newton die auf Grund seiner Differential- und Integralrechnung erbauten „Principien" druckfertig gemacht; in einer Anmerkung des zweiten Buches werden im Einklang mit der Oldenburg-Leibnizischen Correspondenz die mit Newton's Methoden zusammentreffenden Erfindungen Leibnizens erwähnt und anerkannt. In der That sind Newton's „Momente und Fluxionen der Fluenten" von Leibnizens „Differentialen und Differentialquotienten der Variablen" nicht verschieden; die Newton'sche Erfindung ist die ältere und umfassendere, aber die Leibnizische Bezeichnung war die günstigere, und die Newton'sche mehr beiläufige Beschreibung des angewandten Instruments war dem allgemeinern Verständniß weniger zugänglich. Nachdem seit 1690 Leibniz, Jacob und Johann Bernoulli weitere Früchte des neuen Calculs in den Leipziger Acten angesammelt hatten, gab Newton 1704 mit der Optik zugleich zwei größere mathematische Abhandlungen heraus, eine ältere über Integralrechnung und eine neuere über analytische Geometrie. Die erstere dieser Abhandlungen ist in den Leipziger Acten 1705 mit Worten angezeigt, welche, indem sie Leibnizens bisher unbestrittene Rechte zu wahren suchen, eine Ungerechtigkeit gegen Newton enthalten. Darüber entbrannte der leidige Prioritätsstreit, welchem Newton mehr als Leibniz fern stand, und der dazu führte, daß durch Urtheil der Royal Society 1712 die Rechte Newton's förmlich anerkannt wurden.

Der Streit erregter Leidenschaft war hiermit nicht aus der Welt geschafft. Lange nachklingend ist die gereizte Stimmung der Anhänger Leibnizens, vernehmlich bei Johann Bernoulli und Euler, bei den verbündeten Franzosen, welche die Ueberwindung der Carteſiſchen Naturphiloſophie durch den großen Engländer mit nationaler Empfindlichkeit erblickten. In unſerm Jahrhundert hat Biot in Folge von Einwänden Brewſter's gegen die Biographie Newton's, welche Biot 1822 in anerkennender Weiſe verfaßt hatte, 1832 und 1855 unter Berufung auf wenig ſaubre Quellen in einem Tone geſchrieben, der aus nationaler Eiferſüchtelei abgeleitet werden darf. Und im Jahre nach der Schlacht bei Sadowa kündigte Chasles der franzöſiſchen Academie an, daß er im Beſitz von Documenten ſei, welche Newton's Gravitation zum Eigenthum des Franzoſen Pascal machen. Es hat ſich bald ergeben, daß Chasles durch Falſificate älterer und neuerer Betrüger getäuſcht worden war.

Dem deutſchen Berichterſtatter fällt es ſchwer, unter den Widerſachern Newton's unſern Dichter Goethe nicht übergehn zu dürfen. Bald nach ſeiner italieniſchen Reiſe war Goethe zu dem „Apercü" gelangt, daß nicht im Licht die Farbe enthalten ſei, ſondern durch Miſchung von Licht und Finſterniß (Hell und Dunkel) Farbe erzeugt werde, und hielt es nun für ſein Erbtheil, den großen Newton'ſchen Farben-Irrthum aufzudecken und die wahre Farbenlehre zu gründen. Jahrelang hat er ſeine Unterſuchungen mit ausdauernder Leidenſchaft fortgeſetzt, unter vielfältigem Widerſpruch, der ihn auf dieſem Gebiet nur zu leicht reizte. Ein entſchiedenes Apercü, ſagt er ſelbſt, iſt wie eine inoculirte Krankheit; man wird ſie nicht los, bis ſie durchgekämpft iſt. Goethe iſt dieſe Krankheit nicht losgeworden, vier Bände ſeiner Werke geben Zeugniß von ſeinen Bemühungen; unter den Gelehrten, die ihm Beiſtand leiſteten, zählte er (nach ſeiner Angabe) Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philoſophen, hingegen keinen Phyſiker. Viele ſeiner guten Bemerkungen zur Aeſthetik und Phyſiologie der Farben würden bei den Kennern willigere Anerkennung finden, wenn der große Dichter ſich nicht hätte bis zu Schmähungen Newton's fortreißen laſſen, indem er zu vergeſſen ſchien, daß Wiſſenſchaft erſt da beginnt, wo das Meinen überwunden iſt.

Kein Wunder, daß die Goethe'ſche Verurtheilung Newton's von den neuern deutſchen Philoſophen Schelling, Hegel, Schopenhauer gebilligt und weit überboten worden iſt. Dieſe Anfeindungen, welche Newton von den genannten Philoſophen in ſteigender Progreſſion erfahren hat, zeugen von dem Scharfblick derſelben, mit dem ſie den vornehmſten Gegner ihrer wiſſenſchaftlichen Anſchauungsweiſe erkannten. In der That iſt Newton es geweſen, der die altherkömmliche Naturphiloſophie zertrümmerte, nicht durch Bekämpfung ihrer phantaſtiſchen Meinungen, ſondern durch Gründung wirk-

licher Naturwissenschaft, indem er die Erscheinungen analysiren lehrte, um Principien (nicht Hypothesen) zu gewinnen, von denen die Synthesis mathematisch fortschreiten könne. Auf den Trümmern hat Schiller die Götter Griechenlands gesungen, das Klagelied um den Sturz der alten Weltanschauung, dem zur Vollendung nur die Versöhnung fehlt, welche in der Poesie der Arbeit liegt.

Die alte Philosophie sinnend über den Urgrund (Anfang, principium) aller Dinge und Erscheinungen dichtete zuerst Cosmogonien und Theogonien. Dann von allgemeinen Begriffen ausgehend, und von den in der Sprache vorgefundenen Gegensätzen geleitet suchte sie durch Verkettung der Begriffe die wirkliche Welt zu begreifen. So hat aus kalt und warm, trocken und naß Aristoteles die 4 Elemente, die trocken-kalte Erde, das naß-kalte Wasser, die naß-warme Luft, das trocken-warme Feuer in Fortschreitung vom Schweren zum Leichten sich construirt; diese Elemente wurden mit Bewegungen ausgestattet, bei denen die Gegensätze natürlich und gewaltsam, gerad und cyklisch, vollkommen und mangelhaft sich geltend machen; zur Ergänzung wurde ein fünftes Wesen (Quintessenz), göttlicher als jene, erdacht, später verkörpert im Stein der Weisen zur trügerischen Heilung von Krankheiten und Veredelung von Metallen. Die unklaren Begriffe Dynamis, Energie, Entelechie, Idee u. s. w., recht im Geschmack späterer Scholastiker und neuerer deutscher Philosophen, führten ab von der Erkenntniß der Natur zu wortkramender Logik und Dialectik; man suchte nach Universal-Methoden des Denkens soviel werth wie Universalmittel zur Herstellung der Gesundheit, und erfand die Syllogismen zur instrumentalen (gedankenlosen) Gewinnung von Wahrheiten. Obgleich auch die Erfahrung, die Beachtung der Erscheinungen unter den Schulphrasen nicht fehlt, so ist doch aus diesen Bestrebungen kein Satz der Physik, keine physikalische Untersuchung entsprungen. Erfolgreich für die Wissenschaft waren vielmehr ganz anders geartete Arbeiten der Griechen: die Ausbildung der Mathematik und der Astronomie, die Anfänge der Optik, die Entdeckung der Pythagoreer, daß und wie die Tonhöhe der Saite von ihrer Länge und Spannung abhängt, die Ansammlung zoologischen Materials und die ersten Versuche einer Gruppirung der Thiere durch Aristoteles, die Schöpfung der Statik fester und flüssiger Körper durch Archimedes.

Der bessere Theil griechischer Wissenschaft in Athen und Alexandria erlag mehr und mehr dem Byzantinismus, seit Constantin in der mächtigen Christenpartei die Stütze seiner Herrschaft erkannt hatte. Julian, der apostatische Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, unternimmt es vergeblich, das alte Griechenthum wieder herzustellen. Justinian schließt die Philosophenschulen, die ketzerischen Philosophen flüchten gen Osten zu den Arabern und

lehren diese den Aristoteles interpretiren und commentiren. Im 8. Jahrhundert fängt man an, die christliche Dogmatik Aristotelisch zu organisiren. Im 11. Jahrhundert setzt sich der Romanismus an die Stelle des Byzantinismus, der römische Pabst gewinnt für die Kirche die Herrschaft über den Staat, der einst die Hülfe der Kirche angerufen hatte. Aristotelische Philosophie im Dienste der Kirche wird durch die Scholastik der Universitäten unbedingte Norm rechtgläubiger Wissenschaft; jede freiere Regung wissenschaftlichen Geistes stößt an die von der Kirche geweihten Fesseln und verfällt der lauernden Inquisition.

Erst im Zeitalter der Reformation beginnt die Befreiung, nachdem in Berührung mit dem Orient und mit den Arabern der wissenschaftliche Geist der Occidentalen wiedererweckt und durch den Bücherdruck genährt worden war. Wissenschaften und Künste treiben neue Blüthen, Columbus läßt sich nicht durch den hergebrachten Glauben beirren in der Voraussetzung von der Begrenztheit des Erdkörpers, Copernicus lehrt den Erdkörper begreifen als einen Theil des Sonnensystems, den Himmel als Weltensystem, Paracelsus bestreitet den medicinischen Aberglauben durch die Lehre von der chemischen Wirkung der Heilmittel, Luther erschüttert in siegreichem Kampfe die Grundpfeiler der päbstlichen Institutionen, die Humanisten heben die Schätze der Literatur und führen die Opposition wider den Aristoteles des Pabstthums. Noch im 17. Jahrhundert hatten die Aristoteliker der kirchlichen Inquisition Bruno in Rom, Viviani in Toulouse verbrannt, Galilei in den Kerker geworfen. Da erstand Newton, der von dem phantastischen Spiel mit Hypothesen über die Natur der Dinge und der Erscheinungen, welches trotz aller Mißerfolge unter dem Namen Naturphilosophie getrieben wurde, die Geister befreite, der durch Lehre und Beispiel den kommenden Geschlechtern zeigte, welche Wege die Naturforschung zu wandeln hat, um zu wirklicher Wissenschaft zu gelangen.

Unter den Vorläufern Newton's ist der Lordkanzler Bacon von Verulam nicht genannt worden. Dieser „Gesetzgeber der Wissenschaft" verurtheilte zwar das Aristotelische Philosophiren über die Natur, aber nur um es durch ein neues Organon der Wissenschaft zu ersetzen, durch eine neue Methode der Forschung, welche aus den Beobachtungen Zeugnisse sammelt, um schließlich der Natur den „Proceß zu machen". Auch diese Unternehmung ist wirkungslos geblieben, Bacon hat die Grenzen des Wissens nicht erweitert, zu wissenschaftlichen Untersuchungen nicht Anstoß gegeben. Seine hochfahrenden Reden über die Reform der Wissenschaften sind vergessen in der Naturwissenschaft, wie die Cartesischen Wirbel, wie Spinoza's Substanz mit ihren Attributen, wie Leibnizens Monaden mit prästabilirter Harmonie in bester Welt.

Unter denen, welche auf dem Continent Newton's Ruhm predigten, war Voltaire einer der erſten. Voltaire war vielleicht vermöge der Eindrücke, die er zu der Zeit als Newton ſtarb in England empfangen hatte, weniger als manche ſeiner Landsleute geneigt, fremdes Verdienſt geringzuſchätzen. O Velches mes compatriotes, ſagte er, vos compilateurs que vous prenez pour des historiens, vous appellent souvent le premier peuple de l'univers et votre royaume le premier royaume. Cela n'est pas civil pour les autres nations. Zurückgekehrt nach Frankreich ſchrieb Voltaire über Newton's Philoſophie Bücher, die im Ausland gedruckt wurden. Seine Freundin Marquiſe du Chatelet überſetzte Newton's Principien unter dem Beiſtand des berühmten Clairaut; die Ueberſetzung wurde von Clairaut nach dem Tode der gelehrten Frau veröffentlicht und von Voltaire mit einer glänzenden Vorrede begleitet. Darin begegnet man folgenden Aeußerungen. Ceux qui sçavent peu et ceux qui sçavent mal, s'imaginèrent que Newton n'avait fait autre chose que combattre Descartes; ils entendirent parler de ses découvertes, et ils les prirent pour un système nouveau. C'est ainsi que qnand Harvey eut rendu palpable la circulation du sang, on s'éleva en France contre lui: on appella Harvéistes ceux qui osaient embrasser la vérité nouvelle, que le public ne prenait que pour une opinion. Il le faut avouer, toutes les découvertes nons sont venues d'ailleurs, et toutes ont été combattues . . . Ceux qui ont appris le calcul infinitésimal, qui ont fait les expériences de la lumière, qui ont appris la loi de la gravitation, ne se sont point appellés Newtoniens: c'est le privilége de l'erreur de donner son nom à une secte. Si Platon avait trouvé des vérités, il n'y eut point eu de Platoniciens; mais parceque dans l'ignorance qui couvre la terre, les uns s'attachaient à une erreur, les autres à nne autre erreur, on combattait sous différents étendards: il y avait des Péripatéticiens, des Platoniciens, des Epicuriens, des Zénonistes, en attendant qu'il y eut des sages.

R. Baltzer.

Elf Briefe von Jeruſalem-Werther.

Hundert Jahre nach dem Erſcheinen des „Werther" wird die Veröffentlichung der folgenden Briefe wohl kaum noch irgendwie Anſtoß erregen: vielmehr werden ſie Manchem vielleicht als eine nicht unwillkommene Bereicherung der Werther-Literatur erſcheinen. Sie rühren von dem unglücklichen jungen Manne her, deſſen trauriges Geſchick und Ende dem großen

Dichter das äußere Gerüst zu seinem berühmten Romane geliefert hat. Daß Jerusalem*) kein unbedeutender Mensch, kein „leerer, eitler Bursche" gewesen, wie ihn Schlosser nennt, dafür zeugt, daß ihn Männer wie Lessing und Eschenburg ihrer Freundschaft für nicht unwerth hielten, selbst Goethe's Aeußerungen über ihn sprechen dafür, vor Allem aber seine nachgelassenen philosophischen Aufsätze, welche Lessing bald nach dem Erscheinen des Werther als eine Art von Protest gegen diesen veröffentlichte. Auch die hier mitgetheilten Briefe werden ihre Stimme in diesem Sinne erheben. Unter ihnen möchten die drei aus Wetzlar datirten, besonders aber der letzte, das meiste Interesse erregen. Wie seltsam, daß der Mann, der den Schreiber durch seine Dichtung unsterblich machen sollte, hier von demselben für einen Gecken erklärt wird! O. v. H.

1.

Göttingen, den 20. November 1767.

Was werden Sie von mir denken, daß Sie erst heute eine Antwort auf Ihren gütigen freundschaftlichen Brief erhalten? Werde ich Ihnen nicht sehr kalt, sehr unempfindlich vorkommen, daß ich die Versicherungen Ihrer Freundschaft, und die Nachricht, daß Sie vergnügt und mit Ihrem Aufenthalte in Braunschweig zufrieden sind, lesen kann, ohne Ihnen in mehr als vier Wochen über beydes meine Freude zu bezeigen? Gewiß, liebster Herr Eschenburg, Sie haben alle Ursache, mir die bittersten Vorwürfe zu machen, und ich kann mich durch nichts rechtfertigen als durch die bloße Versicherung, daß mein Herz an meiner Nachläßigkeit gar keinen Antheil hat. Wollen Sie diese auf mein Wort für aufrichtig annehmen, so sage ich Ihnen, daß Sie mir auf keine Weise ein größeres Vergnügen hätten machen können, als durch die Nachrichten, die Sie mir von Ihrer Zufriedenheit geben — Ihre Danksagungen für den Antheil, den Sie mir aus Gütigkeit daran zuschreiben, nehme ich nicht an, und ohne Eitelkeit kann ich sie nicht annehmen, denn ich verdiene sie nicht. Ich sehe sie aber an als Wirkungen Ihrer Freundschaft, und bin Ihnen daher von Herzen dafür verbunden. Sie wollen, ich soll mir mit dem Gedanken schmeicheln, die Zufriedenheit eines Freundes mit befördert zu haben, dem ich alle meine Hochachtung und Zärtlichkeit schuldig bin, und freylich würden mich Ihre Danksagungen sehr glücklich machen, wenn Sie mich hiervon überzeugen könnten. Aber, mein liebster Herr Eschenburg, ich weiß es zu gut, daß ich dazu, daß Sie jetzt ver-

*) Es mag hier zur Berichtigung der Angabe in Appelt, Werther und seine Zeit S. 71 bemerkt werden, daß Jerusalem nicht 1745 zu Braunschweig, sondern nach Ausweis des Kirchenbuches der Hofkirche in Wolfenbüttel am 21. März 1747 zu Wolfenbüttel geboren wurde.

gnügt sind, nicht das geringste mehr beygetragen habe, als jeder von Ihren Freunden, der das Glück hatte Sie zu kennen, dazu beytragen konnte. Ich bin daher vielmehr Ihnen Dank schuldig, daß Sie mir unter Ihren Freunden diesen Vorzug geschenket, und mir zugleich eine Gelegenheit gegeben haben, meinem Vater einen Dienst zu erzeigen, für welchen er mir noch in jedem Briefe danket*). — Ich hoffe übrigens, daß Ihnen Ihr Aufenthalt in Braunschweig noch immer angenehmer werden soll, und daß Sie, wenn Sie glücklich und zufrieden sind, mir auch ferner Ihr gütiges Andenken schenken werden, weil Sie davon überzeugt seyn können, daß niemand einen aufrichtigeren Antheil daran nehmen kann als ich. Ich bitte Sie darum und versichere Sie, daß ich nie aufhören werde, Sie mit der größten Hochachtung und Zärtlichkeit zu lieben. Empfehlen Sie mich allen, die die Gütigkeit haben, sich meiner noch zu erinnern und leben Sie wohl.

Jerusalem.

2.

Sie werden Sich wohl nicht darüber wundern, daß Sie erst heute einen Brief von mir erhalten. Sie kennen die Ursache. Ich bin faul: das ist die einzige, und daß ich es nun einmal bin, ist meine Entschuldigung: erwarten Sie also weiter keine. — Daß ich Sie recht von Herzen, recht aufrichtig liebe, das wissen Sie, aber wenn ich Sie auch noch zehnmal mehr liebte, so würde ich Ihnen doch nicht öfterer schreiben. Meine Freunde haben das Schicksal der Russischen Weiber. Diese schließen auf die Zärtlichkeit ihrer Männer von ihren Schlägen, und meine Freunde müßen die meinige aus meiner Faulheit beurtheilen. — Für Ihr liebes Briefchen danke ich Ihnen recht sehr. Sie wollen, ich soll Sie noch mehr lieben als ich schon thue? Mein liebster Eschenburg, das kann ich nicht: warum machen Sie, daß man Sie gleich ganz lieben muß, sobald man Sie nur kennt?

Neuigkeiten weiß ich nicht, sonst wollte ich sie Ihnen mittheilen. Es giebt hier gar keine Neuigkeiten. Hier ist nichts als soccatur. Daß Paulsen hier ist, wissen Sie vermuthlich. Er schimpft auf Göttingen aus vollem Halse. Der neue Professor Feder**) findet vielen Beifall. Er liest Logick und Metaphysick und ist kein Pedant. Was verlangen Sie mehr? Ist das nicht zur Bewunderung genug? — Kennen Sie einen gewissen

*) Eschenburg war im Jahre 1767 auf Veranlassung des älteren Jerusalem als öffentlicher Hofmeister an das Collegium Carolinum in Braunschweig berufen worden. Der jüngere Jerusalem, mit welchem er in Leipzig studiert hatte, war ihm durch Empfehlungen bei seinem Vater zur Erlangung dieser Stelle behülflich gewesen.

**) Johann Georg Heinrich F. geb. 1740, seit 1768 ordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, † 1821 zu Hannover.

Gotter*), den Duellanten-Besieger? Er ist jetzt hier als Hofmeister bey 2 Baron Rische aus Wien.

Vergessen Sie ja nicht, bester Eschenburg, mir das versprochene Duett zu schicken, so bald Sie können. Sie sollen auch noch nie einen freundlicheren Dank erhalten haben als wie Sie denn von mir erhalten werden. A propos, ich sollte ja auch ein Exemplar von Ihrem Hannichen und Lukas**) haben.

Leben Sie wohl, mein bester Eschenburg, der Himmel behüte Sie vor alle Seccatoren. Wenn Sie einmal im Kruge vorsprechen, so grüßen Sie unseren lieben Krug-Vater***) recht vielmal von mir und lieben Sie beständig

Ihren

Jerusalem.

Göttingen, den 3. Junius 1768.

3.

Osnabrück, den 21.

Mein liebster bester Freund!

Erst tausend Danksagungen für Ihren gütigen Brief und noch tausendmal so viele für Ihre zärtliche Freundschaft, ehe ich ein Wort weiter schreiben kann. — O, wie viel sind Sie mir, mein bester Freund! — Ich habe hier alles, was zur vierten Bitte gehört in Ueberfluß, und dennoch bin ich nicht zufrieden. Sie fehlen mir. Wäre ich doch schon wieder bey Ihnen — auf Ihrem Garten! — Doch keine weiteren Ausrufungen — Sie sollen nicht gähnen.

Nun Neuigkeiten — die schrieb ich Ihnen gern, aber wo soll ich in dieser sale patrie etwas finden, das für Sie interressant — Du Dausend†), von Wichtigkeit wäre. Doch ein Wort vom Rath Möser. Wirklich ein außerordentlicher Mann, ein Mann, der alles gelesen hat, alles weiß, nicht nur gewiße rothhöfigte Mercures de Bronsvic, sondern der über alles selbst gedacht und als Genie gedacht hat. Kurz, ein vortrefflicher Mann

*) Der bekannte Dichter Friedrich Wilhelm G. — Gotter traf später wieder mit Jerusalem in Wetzlar zusammen. Der Selbstmord des letzteren gab ihm bekanntlich die Veranlassung zu der einst viel bewunderten Epistel „Ueber die Starkgeisterei".

**) Lucas und Hannchen, eine Operette, nach dem Französischen der Madame Favart und Marmontels. Braunschweig, 1768.

***) Mit diesem Scherznamen ist Lessing's Freund und Eschenburg's Schwiegervater Conrad Arnold Schmid, Professor am Collegio Carolino in Braunschweig, gemeint. Sein gastfreies, heiter-belebtes Haus hieß unter den Bekannten, die dort ein- und ausgingen, scherzweise „der Krug".

†) Eine Anspielung auf eine Braunschweiger Persönlichkeit, die dem Herausgeber unbekannt ist. S. Nr. 11.

— denn er iſt mein Vetter*) — nur Schade, daß er das einzige Genie in Osnabrück iſt und vielleicht noch innerhalb 10 Meilen nach allen vier Winden gerechnet. Ein verführeriſcher Umſtand für die Beſcheidenheit, dem die ſeinige nicht ganz ausgewichen iſt. Ewig Schade!

C'est un peu d'être un guerrier, la modeste douceur
Donne un prix aux vertus et sied à la valeur.

Dieß gilt gewiß auch vom Genie — doch wer weiß das beſſer als Sie, mein liebenswürdiger Eſchenburg?

In Hannover habe ich den Gold-Schmidt kennen lernen, ein wahrer Schmidt**). Ich bin mehr als eine Stunde mit meinem Vater in ſeiner Werkſtadt geweſen. Er ſprach in einem ganz ſimpeln Tone von ſeiner Aſtronomie ſo gelehrt, daß wir ihn beyde anſahen, zu allem, was er ſagte, mit dem Kopfe nickten und uns beym Weggehen einer dem andern geſtehen mußten, daß wir ihn nicht verſtanden. Wären doch viele Schmidts in der Welt! Alles, was nur ſo heißt, iſt liebenswürdig gut, es mag Krug-Vater, Mamachen, Fiekchen oder Dörichen***) heißen, es mag ſpermatiſch oder aſtronomiſch ſeyn. — Ueber die Freude, die im Kruge über das zurückgekehrte Fiekchen geweſen ſein wird, habe ich mich ſelbſt von Herzen mit gefreuet. Wünſchen Sie Ihnen allen von mir 1000 Glück dazu — die guten Seelen möchten doch recht viele Thränen der Freude zu weinen haben.

Unſer Zimmermann†) reiſt alſo 200 Meilen, um ſich eine Frau zu holen, die er nicht kennt? — Horribile dictu! Sollte man nicht glauben, daß der Menſch auf einmal ein Enthuſiaſt geworden wäre und daß er aus blindem Zutraun auf die Vorſehung bey einer der wichtigſten Sachen alle menſchliche Klugheit aus den Augen ſetzte! — Möchte doch der Himmel beſſer für ihn ſorgen als er ſelbſt!

Von mir ſelbſt ſchreibe ich Ihnen nichts, weil ich jetzt keinen langweiligeren Gegenſtand kenne, als mich ſelbſt. — Ich ſchlafe, um eßen zu

---

*) Den Grad dieſer Verwandtſchaft hat der Herausgeber nicht ermitteln können. Beide Familien — auch diejenige Jeruſalem's war längere Zeit in Osnabrück anſäſſig, wo des Abtes J. Vater Superintendent und jener ſelbſt geboren worden war — ſtanden in nahem freundſchaftlichen Verkehr. Möſer's Tochter, die nachherige Frau von Voigt, die Herausgebe in der „Patriotiſchen Phantaſien", lebte als junges Mädchen längere Zeit in Jeruſalem's Hauſe zu Braunſchweig. S. Möſer's vermiſchte Schriften, herausgegeben von Nicolai II. 130.

**) Damit iſt wohl der Aſtronom N. Schmid gemeint, der i. J. 1772 eine Schrift „von den Weltkörpern" herausgab.

***) Conrad Arnold Schmid's Frau und beider Töchter Sophia und Dorothea.

†) Der berühmte Arzt und Verfaſſer des Buchs „von der Einſamkeit".

können, und eße wieder, bis ich ſchlafe. Auch heute muß ich ſchon wieder zu Gaſte gehn.

„O Himmel, der das Leben ꝛc.

Den künftigen Dienſtag reiſen wir von hier und in neun Tagen ſehe ich Sie alſo wieder — Was für Freude! Empfehlen Sie mich indeſſen allen, die ſich etwan von ohngefähr meiner erinnern, beſonders der ganzen Krug-Familie. Laßen Sie ſich von der ſchönſten der Krug-Jungfern ein volles Glaß geben und trinken Sie es auf meine Geſundheit, dann wollen wir ſie auch hier hochleben laſſen und abermals hoch und noch einmal hoch. — Der Himmel behüte und bewahre Sie vor aller Seccatur. Amen, Amen, und lieben Sie

Ihren

J.

Vergeben Sie mir mein unerträgliches Geſchmiere. Ich ſchreibe beym Friſiren.

4.

Sonntag Morgen*).

Mein liebſter Eſchenburg,

Ich bin gebeten, für Jemand in dem Hamburger Lotto Loſe auf die Nummern 27, 8 und 61 zu nehmen und ſie nach Gutdünken zu beſetzen. Ich bin aber ſelbſt mit der Einrichtung nicht bekannt genug; ich bitte Sie alſo, es für mich zu übernehmen; nur muß der Einſatz nicht zu hoch ſeyn. Ich denke, es iſt noch Zeit. — Soll ich Sie denn nicht bald einmal hier bey mir ſehn? Nicht bey dieſem guten Wetter? O kommen Sie doch, liebſter Eſchenburg, ſobald Sie können. Doch nun wird Ihnen vielleicht Ihre ganze Seccatur wieder einfallen — ſo gehen Sie geſchwind zu Kruge und vergeſſen Sie; es iſt ja da ſchon manches vergeſſen. Wenn ſie hingehn, ſo nehmen Sie 1000 Grüße mit. — Bleiben Sie mir indeſſen gut; ſagen Sie es mir aber nicht wieder mit einer ſo zweydeutigen Miene, wie neulich.

Ihr

ewig getreueſter

E. W. J.

5.

Lieber Eſchenburg,

Mit Sehnſucht habe ich Sie geſtern erwartet und freue mich jetzt, daß ich vergebens gewartet habe, weil ich nun das Vergnügen noch vor mir ſehe, und hoffentlich bald. Nur auf morgen muß ich es verbitten. Ich bin auf morgen Nachmittag und Abend bey meinem Collegen Herrn v. Cramm**)

*) Der Brief iſt offenbar in Wolfenbüttel geſchrieben, alſo wohl aus d. J. 1770.

**) Franz Jakob von Cramm, Sohn des damals ſchon verſtorbenen Hauptmanns

engagirt, der eine Gesellschaft braunschweigischer Freunde bey sich bewirthet. Wie ich es ihm schon zugesagt hatte, erfuhr ich erst, daß Ackermann*) morgen hier spielen wird und ich Sie also wahrscheinlicher Weise hätte erwarten können. Traurig, traurig! — Laßen Sie es mir doch wißen, wenn Ihr Lukas und Hannchen oder Julie und Belmont noch einmal aufgeführet werden. Beyde Stücke möchte ich gern noch sehen. — Können Sie mir nicht einen Loke verschaffen? Ich glaube, Tünzel**) hat einen. Leyhen Sie ihn doch von ihm und schicken ihn mir mit nächster Gelegenheit. Leben Sie wohl, Liebster, Bester, und lieben Sie Ihren

getreuesten

Jerusalem.

Wolfenbüttel, d. 29. Aug. 1770. Eiligst.

6.

Sonntag Morgen.

Mein bester Eschenburg,

Tausend tausend Glück zu dem morgenden Tage! — Ich hatte schon lange auf das Vergnügen gerechnet, ihn hier mit Ihnen recht froh zubringen zu können; und ich würde Sie auch noch jetzt darum bitten, wenn ich eigennütziger wäre. Aber, liebster Eschenburg, Blum***) ist nach Blankenburg verreist, Schrader†), wie Sie wissen, auch: ich konnte Ihnen also morgen zu Ihrem Vergnügen keine Gesellschaft anbieten als die meinige, und das ist sehr wenig. Wollen Sie mir also das Vergnügen, Sie hier zu sehen, auf einen andern Tag ersparen und zwar in dieser Woche, denn morgen oder übermorgen kömmt Blum schon wieder, so werde ich es doppelt genießen, wenn ich hoffen darf, Sie auch vergnügt zu sehen. — Vale meque, ut amas, ama.

Eiligst. Jerusalem.

7.

Wenn Sie nicht Eschenburg wären, das heißt der Beste, der Nachsehendste von allen Freunden — O es heißt noch viel mehr! —, so wüßte ich nicht, wie ich mich bey Ihnen entschuldigen solte. Aber Sie können eine Unhöflichkeit verzeyhen; denn mehr als eine Unhöflichkeit ist es doch nicht. Hätte ich mich davon überreden können, daß ich Ihnen durch meine Gesell-

von Cramm, war, wie Jerusalem selbst, als Assessor bei der Justizkanzlei in Wolfenbüttel angestellt. Jerusalem ward am 31. Mai 1770 examinirt und am 15. Juni desselben Jahres eingeführt.

*) Konrad A., der bekannte große Schauspieler.

**) Professor der Rechte am Collegio Carolino zu Braunschweig.

*** †) v. Blum und v. Schrader waren damals mit dem Titel „Hofrath" Räthe bei der Justizkanzlei in Wolfenbüttel.

schaft das geringste Vergnügen entzöge, so versichere ich Ihnen, so wahr ich Ihr Freund — das heißt mir mehr wie beym Styx schwöhren — ich wäre wieder zu Ihnen gekommen. Aber was hätten Sie mit einem Seccator, wie ich war, machen wollen? Außerdem hatte ich in der That heftige Kopf-Schmerzen, das Wetter war schlecht geworden, ich mußte mich also anders anziehen — kurz, ich verließ mich darauf, daß Sie mir nicht böse werden würden, und blieb zu Hause. Und Sie sind mir doch auch in der That nicht böse geworden? O seyn Sie es um Gottes Willen nicht! —

J.

8.

Liebster Eschenburg,

Eine sehr große Gefälligkeit werden Sie mir erzeigen, wenn Sie mir den zweyten Theil von Greßet gleich mit der nächsten Post überschicken. Haben Sie ihn nicht selbst, so leyhn Sie ihn, wenn ich Sie bitten darf, von Ebert; und können Sie unter Ihren Büchern auch noch andere Lectüre für Frauenzimmer finden, sie sey deutsch oder französisch, die nicht schon gar zu bekannt ist, so legen Sie sie mit bey — Sie können dafür auf jede Gefälligkeit von mir Rechnung machen — Pudebis, sed licet redeas, wenn Sie es nur für sich thun wollen. Denn, theurer Freund, hodie mihi, cras tibi. Ganz der Ihrige

J.

W.(olfenbüttel), den 7. July 1771.

Ihr Besuch ist mir jederzeit sehr angenehm, nur nicht vor dem Donnerstag, denn einen von diesen Tagen ziehe ich um.

9.

Mein liebster bester Eschenburg

Sie glauben es mir doch, wenn ich es Ihnen auch nur in zwey Zeilen sage — denn zu mehreren habe ich jetzt nicht Zeit — daß ich Sie auch hier mit unaussprechlicher Zärtlichkeit liebe? — Ja, liebster theuerster Freund, dieß Herz, das für Sie schlägt, bleibt ewig das Ihrige! — Und Sie, Sie vergessen doch auch nicht Ihren wunderlichen Freund! — Vielleicht liebte er Sie weniger zärtlich, wenn er dieß weniger wäre. — Nächstens ein Mehreres. — Grüßen und küssen Sie in meinem Namen das ganze Schmidsche Haus, respective versteht sich. Auch Lessing empfehlen Sie mich ja recht sehr! — Gott, was habe ich alles verlohren! — O bleiben Sie nur Ihrem

Jerusalem

Die Einlage ist von Herrn Gotter, der sich Ihnen empfiehlt.

Wetzlar, den 4. October 1771. Eiligst.

10.

Wetzlar, den 26. November 1771.

Mein liebster Eschenburg,

machen Sie keine Entschuldigungen. Ich müste sie Ihnen machen, wenn ich nicht wüste, daß Sie für mich die Rechtfertigung gelten ließen, die Sie für Sich anführen. An keinem Orte in der Welt könnte ich Sie einen Tag vergessen, aber hier wahrlich am Wenigsten — Hier, wo ich ganz ohne Geschöpfe lebe, mit denen ich auch nur eine einzige Empfindung theilen kann. —

Für Ihre gütige Theilnehmung an meinem Schicksale danke ich Ihnen herzlich, bester Freund. Die Ursachen, warum ich so lange nicht geschrieben, wird Ihnen mein Vater zugleich mit dem übrigen Zusammenhang der ganzen Sache erzählen. — Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Wenn dem Esel die Löwenhaut umgehängt ist, so solte man freylich gegen die Ohren blind seyn, aber wenn das Thier mir nun damit auf der Nase spielen will! — Das einzige, was mich bey dem Vorfalle*) kränkt, ist die Unruhe, die er meinen Eltern verursacht hat; sonst wäre er mir jetzt mehr erwünscht als verdrießlich.

Herr Gotter hat mich schon 50mal nach einer Antwort von Ihnen gefragt — Unter allen meinen Erwartungen hat mich die, in diesem Menschen einen Freund zu finden, am meisten betrogen. Weil sein Schöpfer in sein Gehirn einige Reime neben einander gelegt hat, so hält er sich für ein Genie und glaubt sich dadurch zu allen Narrheiten berechtigt. —

Grüßen Sie Schmidts Tausendmale von mir und erhalten Sie da und in ihrem Herzen das Andenken

Ihres

Jerusalem.

P. S. Ich habe aus Ursachen meinen Brief an meinen Vater an Sie mit eingeschlossen. Lassen Sie ihn doch gleich bestellen.

11.

Seccopolis, d. 18. Juli 1772.

Sie haben mir, mein liebster Eschenburg, durch Ihren freundschaftlichen Brief eine recht unerwartete Freude gemacht. Unerwartet — denn ich habe Ihnen, wenn ich nicht irre, noch nicht einmal auf Ihren letzten Brief ge-

*) Diese Anspielung scheint sich auf den Verdruß zu beziehen, welchen Jerusalem zu Wetzlar in dem Hause des Kammergerichts-Präsidenten Grafen von Bassenheim erfuhr, eine Episode, die Goethe in jenem Briefe Werther's in seiner Weise ausgeschmückt hat, in welchem dieser seine Ausweisung aus der hochadeligen Gesellschaft bei dem Grafen von C... erzählt.

antwortet, und durfte mir also noch keinen zweyten von Ihnen versprechen. Von der Unveränderlichkeit Ihrer Freundschaft bin ich überzeugt, und daß ich es seyn kann, macht den größten Theil des Vergnügens aus, das mir noch übrig ist. Aber ich bin es nicht Ihres sophistischen Beweises wegen, den Sie aus der Analogie Ihrer Unveränderlichkeit im seltenen Briefwechsel hernehmen, sondern weil ich Ihr Herz kenne. Merken Sie es wohl: nicht Ihres sophistischen Beweises wegen, den ich Ihnen gern erlasse. — Wie sehr freue ich mich, mein Bester, daß Sie so vergnügt sind! Was bekümmern Sie sich doch, daß Sie es noch als Hofmeister sind? Vergnügt als Hofmeister oder vergnügt als Professor*) oder sonst, ist wohl sehr einerley — wenn ich es je wieder werde, es sey wie und wo es wolle, und es fällt mir dann ein, eine Veränderung zu wünschen, so mag der Himmel mir zur Strafe einen Höfler**) erwecken — doch ich hoffe zu seiner Ehre, daß es nicht noch einen giebt. — Glauben Sie aber darum ja nicht, mein liebster Eschenburg, daß ich Ihnen nicht eine baldige Veränderung, die Sie noch vergnügter macht, von ganzem Herzen wünsche. Ich habe gefürchtet, daß Sie auf des Fabricius***) seine Stelle einen Plan machen möchten; es ist mir aber Ihrer wegen lieb, daß Sie es nicht gethan. Helmstädt wäre kein Ort für Sie. —

Wie ich hier lebe, das können Sie leicht denken. Drey Stunden des Morgens und 3 Stunden Nachmittages arbeite ich täglich für die Nachwelt der Ratzen, im Herzogl. Braunschweigischen Archive — denn die allein werden es brauchen. Ein empfindsames schönes Geschäfte, vorzüglich im Sommer! — Es würkt auch vortreflich. Ich fühle mich so geistig, so gefühlvoll, wie ein Corpus juris cameralis. — Ob das Ding bald ein Ende nehmen wird, das weiß Gott. Wahrscheinlich ist es sehr — Meinen kleinen zierlichen Nieper habe ich nun auch nicht mehr hier. Er ist in Hannover Secretair bey der Geheimen Canzley geworden. Ein gutes bequemes Geschöpf, das ich ungern verlohren habe. — Jetzt ist unser kleiner Leipziger Consul Born (gegenwärtig von Born)†) hier, der auf seinen Reisen recht

---

*) Eschenburg erhielt erst 1773 eine außerordentliche Professur am Collegio Carolino und rückte 1777 an Zachariä's Stelle als ordentlicher Professor der schönen Literatur und Philosophie ein.

**) Jerusalem war als Sekretär des Braunschweig-Lüneburgischen Subdalegatus von Höfler nach Wetzlar gekommen, mit welchem er in keinem guten Verhältnisse lebte, da H. ein unzugänglicher, eingebildeter und launischer Mann war.

***) Rudolf Anton F., Professor der Philosophie an der Universität zu Helmstedt, † 10. Febr. 1772.

†) Es ist derselbe, der Goethe zuerst auf das Bedenkliche seines Umganges mit Charlotte Buff und Kestner aufmerksam machte und ihn dann bei seiner plötzlichen Abreise

artig geworden ist. Bey ihm ist sein Freund Göden*). Er war zu unserer Zeit in Leipzig und ein Geck, jetzt ist er noch außerdem Frankfurter Zeitungs-Schreiber**). Vielleicht erinnern Sie sich seiner noch. —

Auf Ihren Hurd***) freue ich mich recht sehr. Ich bin hier an dergleichen so arm. Der einzige Canal, wodurch ich noch dergleichen bekomme, ist der Professor Schmidt†) in Gießen beiläufig gesagt der unerträglichste Sekator, den je ein sterblich Weib gebahr — aber der Canal ist leider so seicht, daß nicht vielmehr als leichte Sächelchen von Gleim, Jakobi, Michaelis ꝛc. darin fortkommen können. Schicken Sie mir also Ihren Hurd ja bald, so bekomme ich zugleich auch wieder einen Brief von Ihnen. —

Wie mag doch „Du Dausend"††) jetzt stinken! Lessings Emilia und Klopstocks David haben gewiß seine Lauge in noch mehr Fäulniß gebracht. Empfehlen Sie mich ihm aber demungeachtet, vorzüglich aber Herrn Lessing und dem père de Chimene†††) nebst seiner ganzen Familie. Ich bin mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Glück und Ihr Vergnügen ewig der Ihrige.

Jerusalem.

Wölfe und Wolfsjäger an der Reichslandesgrenze.

Zum großen Leidwesen unserer Elsässer Nimrods, namentlich der aus Deutschland eingewanderten, giebt es im ganzen Oberelsaß, soweit es für Deutschland wiedergewonnen ist, keine Wölfe mit — wenn man so sagen darf — festem Wohnsitze mehr. Unmittelbar hinter der politischen Grenze dagegen, in den noch zum Elsaß und dem früheren französischen département du haut Rhin gehörigen Theilen der Kantone Belfort und Delle, welche bei Frankreich verblieben oder ihm nach dem Friedensschlusse wieder zugelegt worden sind, und wo sich ausgedehnte dichte Waldungen und nur spärliche

---

von Wetzlar bis gegen Braunfels zu Pferde begleitete. (S. den Briefwechsel zwischen Goethe und Kestner).

*) Jerusalem hat hier Goethes Namen nach der niederdeutschen Aussprache umgewandelt.

**) Es sind die Frankfurter Gelehrten Anzeigen gemeint, deren Mitarbeiter Goethe damals war.

***) Hurd's Commentar über die Horazischen Episteln an die Pisonen und den August. Mit Anmerkungen von Eschenburg. Leipzig 1772.

†) Philipp Heinrich Sch. „der (nach Goethe) in dem deutschen Literarwesen zwar eine sehr untergeordnete, aber doch eine Rolle spielte".

††) S. die Anmerk. zu Nr. 3.

†††) C. A. Schmid.

Lichtungen und Wohnstätten der Menschen befinden, dort hat der Wolf noch heute sein Standquartier aufgeschlagen und fordert seinen regelmäßigen Tribut, von den Thieren des Waldes sowohl wie von den vierfüßigen und geflügelten Hausfreunden der Menschen, in einzelnen Gehöften und selbst in größeren Dörfern. Selten nur, und fast ausschließlich in harten schneereichen Wintern, überschreiten einzelne — niemals ganze Rudel, — die deutsche Grenze, und statten den reichsländischen Kantonen Pfirt und Altkirch ihre verstohlenen und unliebsamen Besuche ab. Dann aber lassen sie auch fast regelmäßig ihre Visitenkarte zurück, welche in den unverkennbaren Spuren niedergerissener Rehe, getödteter und fortgeschleppter Schafe, Gänse und anderer Hausthiere selbst größerer Art, ja vielfach auch kleinerer und mittelgroßer Hunde bestehen. Verbreitet sich die Kunde eines solchen räuberischen Ueberfalles von Frankreich her, und ziehen unsere Jäger hinaus, den Missethätern den Weg zu verlegen und sie mit ihrem Felle ihre Unthaten büßen zu lassen, so sind die Räuber meist oder immer schon wieder viele Meilen von dem Schauplatze ihrer Verbrechen entfernt und längst in ihre heimischen Schlupfwinkel zurückgekehrt, wohin wir ihnen vor der Hand noch nicht folgen dürfen. Wenn der jagdfreundliche Fürst Bismarck diese Verhältnisse gekannt hätte — wer weiß ob nicht die Grenze eine andere geworden, und ob das uns, die wir ihm zunächst wohnen, sowieso sehr fatale Loch von Belfort so weit offen geblieben wäre! Doch verirren wir uns nicht in die Politik, wir wollen nur von Wölfen sprechen. Wie nun „drüben" die Wölfe zu einer wahren Landplage geworden sind und mit welchen Mitteln man sich ihrer zu entledigen sucht, geht aus einer uns zugekommenen authentischen Nachricht hervor, der wir der Hauptsache nach das Folgende entnehmen.

Trotz besonderer Gesetze und Reglements über die Vertilgung der Wölfe und anderer schädlicher Thiere, trotz Anstellung eigener Beamter, der Wolfsjagdmeister (lieutenant de louvetrie), der von diesen gehaltenen Piqueurs, Hundejungen und zahlreichen Meuten, hat es zu jeder Zeit Wölfe in der Umgegend von Delle gegeben. Dieselben kamen aber nur in bescheidenen, man möchte sagen normalen Mengen vor. So lange ihre Jagdgründe hinlänglich ergiebig sind, so lange großes und kleines Wild, gefallene Thiere, Alles was auf der Erde läuft und kriecht, ihre Speisekammer versorgt, hört man nicht von ihnen reden. Wenn jedoch durch Einwanderung aus benachbarten Landstrichen oder durch besonderen Familiensegen ihre Zahl so bedeutend wird, daß sie in keinem Verhältnisse zu ihren Unterhaltsmitteln steht, dann begiebt sich der Wolf nothgedrungen auf Raub, er streift die Felder ab, greift Hunde auf, „reißt" Hammel, und beunruhigt die Bevölkerung. An Menschen vergreift der hiesige Wolf sich selten. Nur ganz ausnahmsweise und unter besonderen Verhältnissen sind wohl hier und da Angriffe

oder gar Tödtung von Kindern oder Erschöpften erfolgt. Im Allgemeinen scheut der Wolf die Nähe des Menschen und dessen Uebergewicht zu sehr, um sich ohne Noth mit ihm einzulassen.

Der Mensch hat dem Wolfe eine Art heiligen Kriegs erklärt, und alle Mittel, die geeignet sind ihn zu vernichten, erscheinen gut, sei es die Flinte, seien es Fallen oder Gift. Hier aber beginnt die Schwierigkeit, denn es ist keineswegs leicht, dieser Bestie Meister zu werden. Ein lateinischer Schriftsteller hat in figürlicher Weise leicht sagen können: „teneo lupum auribus", ich halte den Wolf bei den Ohren, aber wir möchten den Burschen sehen, der uns einen Wolf auf diese Weise vorführte, es müßte denn ein ausgestopfter sein! Der Wolf besitzt eine außerordentliche Körperstärke. Er geht mit einem Hammel oder einem keineswegs kleinen Hunde im Rachen ab, ohne seinen Schritt zu mäßigen. Legt man ihm einen Pferdekadaver auf einer Lichtung hin, so wird es nicht lange dauern, bis er ihn in die Dickung gezerrt hat. Seine Klugheit und Vorsicht kommt seiner Muskelkraft gleich. Im Treiben eingeschlossen studirt er zuerst sämmtliche Maschen des Netzes, welches Schützen und Treiber um ihn gezogen haben, und weiß fast immer den schwächsten Punkt aufzufinden und zu entschlüpfen. Stellt man ihm eine Falle, so wittert er dieselbe sofort und untersucht sie auf das genaueste. Nur der wüthendste Hunger kann ihn bewegen, einen „Brocken" aufzunehmen, und dies thut er auch dann erst, wenn er manche Nacht um denselben herumgestrichen ist, und sich von seiner Unschädlichkeit überzeugt zu haben glaubt. Es gehört eine ganz besondere Gabe dazu, einen Wolf zu überlisten, mit dessen Klugheit und Mißtrauen die sprichwörtlich gewordene Schlauheit des Fuchses gar keinen Vergleich aushält. Den Wolf durch schnelle Hunde einholen und stellen oder würgen zu lassen, daran ist gar nicht zu denken. Freilich hört man wohl zuweilen, und liest es in Zeitungen, daß die Meute des Herrn So und So Wölfe gefangen hat, aber sicherlich waren dies keine starken und alten Exemplare, sondern Restwölfe oder höchstens ein Jahr alte. Die Chronik der Jagd erzählt wohl von einigen merkwürdigen Beispielen, daß auch alte Wölfe durch Hunde erjagt worden sind, doch nur mit sich ablösenden Meuten und Piqueuren, nach mehrtägiger Jagd, und viele Meilen entfernt vom Ausgang derselben. Auch dann noch, ermattet wie sie waren, wußten sie sich den Hunden gegenüber dergestalt zur Wehre zu setzen, daß ein Schuß ihnen erst den Rest geben mußte. Solche Jagden macht man auch nicht mehr in unserem Zeitalter.

Seit dem letzten Kriege nun haben sich die Wölfe in der Umgegend von Belfort außerordentlich stark vermehrt. Es ist dies nicht das einzige Beispiel in der Geschichte, daß die Oertlichkeit, wo große Menschenschlächtereien stattgefunden haben, eine besondere Anziehungskraft für Wölfe besitzt. Doch

ist zu konstatiren, daß sie sich erst dann an die menschlichen Kadaver machen, wenn sie keine, im Großen und Ganzen flacher verscharrten, Pferdeleichen mehr finden. Das Hauptquartier der Wölfe in hiesiger Gegend bilden die dichten Waldungen nordöstlich von Delle, zwischen den Ortschaften Courtelevant, Suarce und Boron. Zwanzig bis dreißig Stück dieser Bestien haben sich in jenen nur wenige hundert Hektaren großen, allerdings aber fast undurchdringlichen Forsten während des ganzen Winters aufgehalten, wie, nach einem frisch gefallenen Schnee, mit Sicherheit festzustellen war. Welche Aussicht für leidenschaftliche Jäger, deren es so viele in jener Gegend giebt, als erwachsene oder halbwüchsige Bewohner männlichen Geschlechts! An Fleiß und Mühe haben dieselben es auch wahrlich nicht fehlen lassen — mindestens einmal in jeder Woche wurden größere Treibjagden abgehalten —, aber wir haben allen Grund zu bezweifeln, daß das Geschick zur Veranstaltung von Wolfsjagden, die nöthige Vorsicht und Kaltblütigkeit diesen Waidmännern beiwohnte. Die französischen Jäger von heute haben vielleicht zu viel Leidenschaft, und bringen sich durch das Uebermaß derselben oft um jeden wirklichen Erfolg. Der deutsche gute Jäger ist kühler, er erwägt sicherer alle Zufälligkeiten, und trifft danach seine Anordnungen. Für ihn besteht das Hauptvergnügen darin, nach allen gern erduldeten Mühseligkeiten endlich zum Zweck gekommen zu sein und das Wild durch List, Ausdauer und Geschicklichkeit besiegt zu haben. Der Franzose will nebenbei auch äußeren Genuß; er erfreut sich an seinem mehr oder minder eleganten Jagdanzuge, an den Tönen des Hifthorns; er legt Werth auf ein feines, im Walde, beim knisternden Feuer, gemächlich zu verzehrendes Frühstück, und kann vor allen Dingen beim Anstellen, ja auf dem Stande selbst, eine animirte und geistreiche Unterhaltung nur schwer entbehren! Wir sprechen hier nur von der großen Mehrzahl der französischen Jäger, — die eben mehr „Lateiner" als „Jäger" sind, — und wollen nicht versäumen hinzuzufügen, daß es auch ganz ausgezeichnete wahre Waidmänner und Schützen unter ihnen giebt, die mit den besten deutschen Jägern rivalisiren können.

Die Jagdgesellschaft aus Delle, Belfort und Umgegend muß indessen zu der letzten Kategorie nicht gehören, sonst wäre es ihr doch im ganzen langen Winter wenigstens einmal gelungen von der Wolfsjagd mit einer Trophäe heimzukehren. Die Wölfe selbst schienen sich über ihre Nachsteller lustig machen zu wollen, sie heulten des Nachts in den Waldungen und in der Nähe der Gehöfte so durchdringend und schaurig, daß furchtsame Leute, Weiber und Kinder, nach eingebrochener Dunkelheit kaum mehr wagten den Fuß aus dem Hause zu setzen. Man hörte immer von neuen Räubereien an Schafen und besonders Hunden.. Sogar einen Hofhund mittlerer Größe, welchen der Eigenthümer einer abgelegenen Besitzung auf der Außenseite der das Gehöft

abschließenden Steinmauer angelegt hatte, um die Bestien während der Nacht zurückzuscheuchen, zerrissen sie, schleppten die Fetzen in den Wald, und verschlangen sie dort, wie am Morgen der Augenschein lehrte. Die aufgestellten Fallen und Eisen der verschiedensten Art wurden von den Wölfen auf das konsequenteste ignorirt oder vermieden, an vergifteten Stücken Fleisch vergriff sich wohl hin und wieder ein Fuchs, aber nicht ein einziges Mal ein Wolf. Als nun eines Tages ein Forstbeamter, der mitten im Walde wohnte und allnächtlich aus seinem Bette das Heulen der Wölfe in unmittelbarster Nähe hören konnte, mißmuthig und fast verzweifelt durch die Forsten strich, da er sich vor den Klagen und den höhnenden Bemerkungen der Umwohnerschaft nicht mehr zu retten wußte, gesellte sich ihm der Pächter eines am Walde gelegenen kleinen Vorwerks bei, und begleitete ihn eine Strecke Weges nach einem nahe gelegenen Holzschlage. Der Pächter, als Wilderer verdächtig und als eifriger Jäger bekannt, hatte ebenfalls schon sein Möglichstes gethan, und manche Nacht daran gegeben, um die verhaßten Bestien auf dem Anstande bei einem todten Stück Vieh zu belauern. Auch er war übellaunig und hatte Grund dazu, denn sein bester und bissigster Hofhund, den er vor einigen Tagen, ebenfalls auf einem Gange nach dem Holzschlage begriffen, mit in den Wald genommen hatte, war über einen mit Strychnin stark vergifteten „Brocken" gekommen, hatte denselben verschlungen, um in kurzer Zeit sein Leben auszuhauchen.

„Meine zwei anderen Hunde sind noch jung", klagte er, „und fürchten sich vor den Wölfen. Es soll mich nicht wundern, wenn diese nunmehr Nachts bis in mein Gehöft kommen und die Hunde selbst mitschleppen, wenn ich sie nicht ins Haus nehme. Dort war es", fuhr er fort, indem er auf ein dichteres Gestrüpp zeigte, „wo das arme Thier verreckte; ich sah bald, was die Glocke geschlagen hatte, und daß Hülfe zu spät käme. Ich ließ ihn auch liegen, wo er gefallen, denn der Erdboden war zu hart gefroren, sonst hätte ich ihm wohl ein ehrliches Grab gegraben!" — Einen Blick wollte der Trauernde aber noch auf die Leiche seines treuen vierfüßigen Freundes werfen und glaubte schon, er müsse sich dennoch im Platze geirrt haben, da er sie nirgends entdecken konnte, als dem Förster plötzlich die nur undeutlich abgedrückte Fährte eines starken Wolfes in die Augen fiel. „Halt" rief er, „hier erleben wir vielleicht etwas Neues, was mit dem Opfer Ihres Hundes nicht zu theuer erkauft wäre!" Und die Ahnung des Försters täuschte ihn nicht. Kaum 30—40 Meter die gefundene Fährte vorsichtig weiter verfolgend, erblicken sie unter einem dichten Eichenbusche den langgestreckten Kadaver eines mindestens vier Jahre alten Wolfes männlichen Geschlechtes. Daneben die nur zum kleinsten Theile verzehrte Hundeleiche. Im Triumph schleppte man den Wolf nach Delle, und nahm, mit der ausgesetzten Prämie,

die Lobeserhebungen der ganzen Einwohnerschaft in Empfang. Ueber die Art und Weise, wie sie des Wolfs habhaft geworden, beobachtete das Paar ein tiefes Geheimniß. Sie arbeiteten jedoch seitdem auf gemeinschaftliche Rechnung mit gutem Erfolg an der ferneren Vertilgung der Wölfe, und hatten bis Ende März bereits deren sieben, meist starke, oder doch ausgewachsene Thiere getödtet. Jeder Wolf freilich kostet einen Hund, der sie nichtsahnend in die Wälder begleitet, und dem erst auf der dazu auserwählten Stelle das verhängnißvolle Stück Hammel- oder Ochsenfleisch vorgeworfen wird.

Ebenso wie Gerard seiner Zeit Deputationen von den Arabern erhielt, um ihn zu vermögen die ihren Heerden verderblich werdenden Löwen zu tödten, so erhielten die beiden Wolfsvertilger dringende Aufforderungen aus der ganzen Nachbarschaft, auch ihre Gegend von diesen Bestien zu säubern. Die „Jäger" des Distrikts aber sind sehr kleinlaut geworden.

Aus dem preußischen Staatsrecht.

Das preußische Staatsrecht auf Grundlage des deutschen Staatsrechtes dargestellt von Dr. Hermann Schulze. Bd. II, Abtheilung 2. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1874.

Mit der neu vorliegenden Lieferung von Hermann Schulze's preußischem Staatsrecht, dessen erster Band schon in diesen Blättern (1872. I S. 909—12) besprochen ist, hat nun auch der zweite Band seinen Abschluß gefunden. Derselbe behandelt in seiner ersten, im Jahre 1872 erschienenen Abtheilung die öffentlich-rechtlichen Körperschaften, namentlich die Gemeinden — letztere mit möglichster Berücksichtigung der damals noch nicht zum Gesetze erhobnen, aber im Abgeordnetenhause schon durchberathnen Kreisordnung — sowie die Zusammensetzung und Stellung der preußischen Volksvertretung. Damit ist das Bild, welches von dem Staatsorganismus und seinen einzelnen Gliedern gegeben werden sollte, vollendet; es beginnt nunmehr in der zweiten Abtheilung die Darstellung der Thätigkeit dieses Organismus, des Zusammenwirkens der verschiedenen Organe zu geordnetem Staatsleben. Diese Thätigkeit nun tritt in doppelter Form auf, einmal als Gesetzgebung, d. h. in Gestalt allgemeiner Rechtsvorschriften der höchsten Staatsgewalt, sodann als Vollziehung, d. h. in Gestalt augenblicklicher auf den einzelnen Fall gerichteter Befehle. Damit war die natürliche Gliederung des Stoffes gegeben. — Im ersten Capitel behandelt der Verfasser zunächst das Gesetzgebungsrecht. Mit scharfer, rückhaltloser Kritik tritt er an die Bestimmungen des preußischen Staatsrechtes heran, deckt die Mängel der Verfassung auf und

zeigt die Wege zur Besserung. „Jedenfalls ist es besser, über den prekären, schutzlosen Zustand unseres Verfassungsrechts in Preußen die Wahrheit einzugestehen, als sich in Illusionen zu wiegen" (S. 230). Das ist der Grundsatz, von welchem der Verfasser sich bei seinen Ausführungen durchweg leiten läßt Dieser prekäre Zustand zeigt sich sogleich bei der wichtigen Frage nach der Abgrenzuug des königlichen Verordnungsrechtes. Hier fehlt es in der preußischen Verfassung vielfach an scharfen gesetzlichen Bestimmungen, so daß Conflikte zwischen Regierung und Volksvertretung darüber, ob eine Verordnung sich innerhalb des verfassungsmäßigen Rahmens gehalten oder denselben überschritten hat, leicht vorkommen können und in der That öfters eingetreten sind. Nach Art. 106 der V. U. steht allerdings den Kammern die Prüfung der Rechtsgiltigkeit gehörig verkündeter königlicher Verordnungen zu. Machen sie nun von diesem Rechte Gebrauch und finden bei einer derartigen Prüfung, daß eine Verordnung im Widerspruch mit den Bestimmungen der Verfassung steht, so ist das einzige Mittel zur Geltendmachung dieser Bestimmungen die in Art. 44 und 61 in Aussicht gestellte Ministeranklage. Diese beiden Artikel aber sind bis heute todte Buchstaben geblieben, das Gesetz, welchem „die näheren Bestimmungen über die Fälle der Verantwortlichkeit, über das Verfahren und über die Strafen" vorbehalten sind (Art. 61), ist bis zum heutigen Tage noch nicht erlassen. Dieser Mangel einer rechtlichen Ministerverantwortlichkeit macht sich bei jeder Gelegenheit wieder fühlbar; mit der sog. „politischen" Verantwortlichkeit ist nichts geholfen, sie bl.ibt entweder ganz wirkungslos oder sie führt zu einer stets schwankenden Partei- und Majoritätsregierung; nur die Verantwortlichkeit vor einem unabhängigen, dem Systemwechsel entzognen Gerichte kann die Sicherung des Rechtsstaats und die Stetigkeit der Verwaltung verbürgen. — Art. 63 verstattet für gewisse Nothfälle der Krone, Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen, verlangt aber deren sofortige Vorlegung beim Wiederzusammentritt der Kammern. Unterbleibt dieselbe trotzdem, so fehlt es wieder an einer Bestimmung, welche eine derartige Verordnung für ipso jure nichtig erklärt. Vielmehr ist, wie Schulze darthut, in Preußen „die Publikation durch die Staatsregierung für den Richter die einzig maßgebende Autorität". (S. 238) Auch in der so vielfach in der juristischen Literatur behandelten und von fast allen Autoritäten — v. Mohl, Gneist, Zachariä, v. Bangerow, Puchta, v. Wächter u. A., denen sich auch Schulze anschließt — bejahten Frage nach dem Prüfungsrecht des Richters darüber, ob ein Gesetz verfassungsmäßig zu Stande gekommen oder nicht, hat sich die preußische Verfassung im Art. 106 Al. 2 auf den von Linde, Stahl und Zöpfl vertretnen Standpunkt gestellt, welcher das Prüfungsrecht des Richters auf die formalen Erfordernisse der Publikation beschränkt.

Dies ſind die drei Hauptmängel, welche Schulze in dem Geſetzgebungsrecht der preußiſchen Verfaſſung nachweiſt. Es kann ihm nur als ein Verdienſt angerechnet werden, daß er ſich nicht bemüht, durch ſpitzfindige Interpretationen einen erfreulicheren Sinn aus den betreffenden Beſtimmungen herauszudeuten; nur wenn der ſchutzloſe Zuſtand unſres Verfaſſungsrechts zum allgemeinen Bewußtſein kommt, iſt auf ſeine Abhilfe zu hoffen. Alle künſtlichen Auslegungen werden doch bei einem ernſten Conflikte zwiſchen den maßgebenden Factoren hinfällig. — Aus den übrigen Ausführungen dieſes Capitels heben wir nur den Abſchnitt über die „Grenzen der geſetzgebenden Gewalt" hervor. Formell iſt die geſetzgebende Gewalt in einem ſouveränen Staat ſchrankenlos, materiell aber gibt es naturrechtlich-ſittliche Grenzen, über die das Geſetz nicht hinausgehen darf. Der Staat ſoll — das iſt Schulze's Standpunkt — „nicht eingreifen in die ſittliche und natürliche Ordnung der Dinge, in das innere Heiligthum des Einzelnen und des Familienlebens, in das Reich der Wiſſenſchaft und des Glaubens". Hält der Staat dieſe Grenzen nicht inne, kränkt er nicht nur wohlerworbne Rechte, ſondern befiehlt er auch, was gegen die Gebote des Sittengeſetzes und der Religion verſtößt, „ſo iſt für den Einzelnen Verweigerung des Gehorſams, paſſiver Widerſtand, eine höhere Pflicht, über deren Befolgung der Einzelne keinen andern Richter anerkennt, als ſein eignes Gewiſſen" (S. 254). Daß freilich das Individuum auch die Folgen einer derartigen Handlungsweiſe auf ſich nehmen muß, verſteht ſich von ſelbſt. Außer dieſen naturrechtlichen giebt es noch poſitive Grenzen, die theils in der eignen Verfaſſung des Staats, theils in der Verfaſſung eines höheren ſtaatsrechtlichen Organismus liegen. Was die erſteren betrifft, ſo wendet ſich der Verfaſſer mit Recht gegen die Unklarheit der naturrechtlichen Anſchauungen des vorigen Jahrhunderts, insbeſondere gegen den franzöſiſchen Pſeudoconſtitutionalismus, welcher die „ewigen Vernunftgebote" gefunden zu haben wähnte und ſie nun auch gegen alle Attentate der Nachwelt ſichern zu müſſen glaubte, daher jede Verfaſſungsänderung, ſoviel nur möglich, erſchwerte. Dem gegenüber fordert Schulze in Uebereinſtimmung mit Gefken („Reform der preußiſchen Verfaſſung" S. 1—10) die Beſeitigung aller erſchwerenden Formen der Verfaſſungsänderung. Ob das nicht nach der anderen Seite zu weit gegangen iſt, mag dahin geſtellt bleiben. Der Gedanke, gewiſſe Grundzüge des ſtaatlichen Lebens der beſtändigen Abänderung durch wechſelnde kleine Majoritäten zu entziehen, indem man dieſelbe von der Zuſtimmung eines größeren Bruchtheils der geſetzgebenden Verſammlungen abhängig macht, oder das übereilte Umſtürzen derartiger Beſtimmungen dadurch zu verhindern, daß man eine mehrfache Berathung in größeren Zwiſchenräumen anordnet, ſcheint uns doch nicht ganz ſo unberechtigt wie dem Verfaſſer. Wirkliche Bedürfniſſe nach

einer Verfassungsänderung werden in der Regel auch von der großen Masse des Volkes empfunden werden. Und wenn auch „in Tagen revolutionären Umsturzes dergleichen Bollwerke wie morsches Holz brechen", (S. 258) so können sie doch „in Tagen politischer Aufregung" Schutz gewähren, z. B. gegen eine Majorität, die unter dem Eindrucke glänzender auswärtiger Erfolge der Staatsregierung gewählt in der Freude über diese Ereignisse sich bewegen läßt, wichtige Garantien preiszugeben.

Das zweite Capitel handelt von der Vollziehung. Der Verfasser weist zunächst die Verkehrtheit der Lehre von der „Theilung der Gewalten" nach, wonach die einzige Aufgabe der Vollziehung, die dann mit Vorliebe als „Executive" bezeichnet wird, in der Ausführung der von der gesetzgebenden Gewalt, dem eigentlichen Souverän, ausgehenden Gesetze liegt. Diese ist zwar ein wesentlicher Bestandtheil der Vollziehung, aber nicht der einzige. Vielmehr ist gerade die Vollziehung die obrigkeitliche Macht, das imperium der Römer, die jurisdictio des Mittelalters. Im constitutionellen Staat steht diese Macht dem Könige zu, der aber in der Ausübung formell und materiell beschränkt ist: formell durch die Nothwendigkeit der Theilnahme verantwortlicher Minister an jedem Regierungsakte (Art. 44 d. V. U.); materiell durch Gesetze und Verfassung, auf welche der König eidlich verpflichtet wird (Art. 54), und über deren Beobachtung die Kammern zu wachen haben. — Einer der wichtigsten Bestandtheile der Vollziehung ist die Zwangsgewalt des Staates, ohne die ein geordnetes Staatsleben gar nicht denkbar wäre. Dieselbe steht, soweit sie eigentliche Strafgewalt ist, in Preußen nur den Gerichten zu. Nur untergeordnete Executiv- und Ordnungsstrafen können von den Provinzial- und Polizeibehörden aufgelegt werden. Die Execution endlich gebührt jeder Behörde innerhalb ihres Ressorts. Die Bestimmungen über die Erklärung des Belagerungszustandes und das Recht des Militärs zum Waffengebrauche, welche auf Gesetz vom 20. März 1837 und 4. Juni 1851 beruhen, sind, wie Schulze darthut, eine mit den Grundsätzen des Rechtsstaates unvereinbare, mindestens überflüssige Nachbildung napoleonischer Einrichtungen. Mögen sie bald dem würdigeren englischen Vorbilde weichen.

Eine sehr schwierige, bisher trotz mannichfacher Versuche noch nicht gelöste Frage ist die Unterscheidung der beiden Hauptzweige der vollziehenden Gewalt, der Justiz und der Verwaltung. Schulze erblickt den Fehler der bisherigen Untersuchungen in der Vermischung zweier ganz verschiedener Gegenstände: einmal nämlich ist der objective Unterschied zwischen Rechtssachen und Verwaltungsangelegenheiten festzustellen und dann ist gesondert davon der geschichtliche Scheidungsprozeß zwischen der Competenz der Gerichte und der der Verwaltungsbehörden nachzuweisen. Vermittelst dieser Scheidung

kommt der Verfasser zu dem Resultat, daß überall da, wo der Staat handelt, um ein Recht gegen eine geschehene Rechtsverletzung zu vertheidigen, eine Rechtssache vorliegt; wo indessen Culturinteressen irgendwelcher Art abgesehen vom Rechtsschutz in's Spiel kommen, da haben wir es mit Verwaltungsangelegenheiten zu thun. Diesem objektiven Unterschiede entspricht aber nicht der historische Prozeß der Competenzabgrenzung zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden. Dieser hat sich in den verschiedenen Territorien sehr verschieden vollzogen. — Es folgt nun als der letzte Abschnitt die Lehre von der Justiz. Die Unterscheidung in Gerichtsherrlichkeit, jurisdictio, und Urtheilsfindung, judicium, ist für Deutschland seit dem Untergange der Schöffenverfassung gegenstandslos geworden. Die Gerichte sind Träger der Gerichtsherrlichkeit und Urtheilsfinder zugleich. Ihre Stellung aber beruht auf vier Fundamentalsätzen, die als die schönste Frucht deutschen Rechtsinnes betrachtet werden können, deren wichtigster — die Unabhängigkeit der Gerichte — in Preußen jedoch bedenklich durch das Gesetz vom 7. Mai 1851 beeinträchtigt ist. Dieses Gesetz, welches die Dienstentlassung richterlicher Beamter unter Verlust des Titels und Pensionsanspruchs wegen „unwürdigen Betragens" auch außer dem Amte, wodurch die „Würde des Standes" geschädigt wird, gestattet, sollte der erste Angriffspunkt aller Freunde des Rechtsstaats sein. Die vier erwähnten Sätze sind: 1) Alle Gerichtsbarkeit geht vom Staate aus. 2) Die Gerichte sind unabhängig, Cabinetsjustiz ist unstatthaft, die Richter werden vom Könige auf Lebenszeit ernannt und können nur durch Richterspruch aus gesetzlichen Gründen ihres Amtes entsetzt oder zeitweilig enthoben werden. 3) Ein geordneter Instanzenzug gewährleistet die wiederholte Prüfung richterlicher Urtheile und 4) das Gerichtsverfahren ist öffentlich und mündlich.

Diese Grundsätze gelten für die Civil- wie die Criminaljustiz, deren historische Entwicklung in Deutschland und Preußen der Verfasser nun darstellt. Bei dieser Gelegenheit äußert er sich auch über zwei wichtige und oft ventilirte Fragen des Criminalprozesses: über das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft und über die Schwurgerichte. Das erstere, eine Schöpfung des Napoleonismus, die wir mit der ganzen centralisirten Organisation der Staatsanwaltschaft aus dem rheinisch-französischen Prozeß übernommen haben, verwirft er auf's nachdrücklichste. „Bei allen freien Völkern der alten und neuen Zeit, bei den alten Römern wie den alten Deutschen, bei den Engländern und Nordamerikanern galt und gilt das Recht der Privatanklage als unumstößliches Recht jedes Bürgers". (S. 339.) Um so gefährlicher wird dieses Anklagemonopol bei der abhängigen Stellung unserer Staatsanwaltschaft. Eine Geschichte der Handhabung unserer Preß- und Vereinsgesetze von der Mitte des Jahrhunderts bis auf unsere Tage könnte den

Beweis liefern. — Hinsichtlich der Schwurgerichte erkennt Schulze ihre Vorzüge an, einmal weil in ihnen der schlichte Verstand und das gesunde Rechtsgefühl gegenüber der „juristischen Finesse" zur Geltung kommen, sodann wegen der Popularität und des allgemeinen Vertrauens, welcher das Institut sich erfreut. Freilich ist eine Reform erforderlich, namentlich in Bezug auf die Bildung der Geschwornenliste und die den Geschwornen vorzulegende Schuldfrage. — Den Beschluß bildet eine Betrachtung der gerichtsherrlichen Rechte der Krone, insbesondere des Begnadigungsrechtes, und der Competenzstreitigkeiten zwischen Gerichten und Verwaltungsbehörden. Für die formelle Erledigung der letzteren ist bekanntlich ein besonderer Gerichtshof gebildet; doch steht nach französischem Muster das Recht zur Erhebung des Conflikts nur den Verwaltungsbehörden zu, nicht den Gerichten.

Aus der kurzen Skizze, die wir gegeben, wird der Leser ersehen haben, wie erschöpfend Schulze seinen Stoff behandelt hat. Wie alle Arbeiten des geschätzten Verfassers zeichnet sich auch diese wieder aus durch unparteiischen, echt wissenschaftlichen Geist, durch Gründlichkeit der Forschung, Schärfe der juristischen Auffassung und große Eleganz der Darstellung. Stets sind, soweit es erforderlich schien, die Verhältnisse des Reiches berücksichtigt, bei jedem Institut wird die Geschichte seiner Entwicklung in Preußen gegeben. Die Methode des Verfassers ist die der neueren historischen Schule, welche den geschichtlichen Gang der Rechtsentwicklung zu Grunde legend darüber doch den praktischen Zweck der Institute nicht aus den Augen verliert. Wir hoffen, die letzte Abtheilung des Werkes, welche den Rechtsschutz auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts behandeln soll — dasselbe Thema, welches der Verfasser in seiner Rectoratsrede kurz dargelegt hat —, bald begrüßen zu können. Je dringlicher und wichtiger die Aufgaben sind, welche der preußischen Gesetzgebung gestellt sind, desto erwünschter ist es, daß das Verständniß für diese Aufgaben durch Werke wie das vorliegende auch nichtfachmännischen Kreisen eröffnet werde. H. D.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Zur Luxemburger Frage. Aus Luxemburg. — Die Luxemburger Frage ist in der letzten Zeit einmal wieder in den Vordergrund getreten, und zwar angeregt von einer Seite, woher Deutschland, vornehmlich Preußen, wenig Sympathie und wenig Heil zu gewärtigen hat. Man beschuldigt Preußen neuerdings, es wolle uns verschlingen, vermuthlich aus Ermangelung

eines wirksameren Hetzmittels. Diejenigen Luxemburger, welche etwas von Politik verstehen und ihr Land und Volk näher kennen, wissen, wie wenig Deutschland einstweilen noch daran gelegen sein kann, das Großherzogthum Luxemburg zu annektiren. Es hat — wie das Wort, das man hier dem deutschen Reichskanzler in den Mund legt, lautet — der Läuse schon mehr als genug in seinem Pelze, um noch mehr zu verlangen. Auch ist die Luxemburger Bevölkerung im allgemeinen noch lange nicht auf der Stufe von geistiger Erziehung, Bildung und Freiheit angelangt, um als wirklich thätiges und nützliches Mitglied im deutschen Organismus mitzuwirken. Schon jetzt in Deutschland einverleibt, würde, bei dem überwiegenden klerikalen, oder besser jesuitischen Einfluß hier, das Luxemburger Volk das dunkle, bedenkliche Element in Deutschland nur vermehren, mit welchem die nationale Sache dort zu kämpfen hat. Und welches wäre dagegen wohl der Gewinn, der Deutschland durch die Annexion unsers Landes erwachsen würde? Wir sehen keinen, der ihm nicht so wie so gesichert ist. Wir sind bereits seit vielen Jahren mit Deutschland durch seinen Zollverein verbunden, und es stehen somit jenem alle wünschenswerthen Bezugsquellen bei uns offen. Die hauptsächlichste dieser Quellen ist wohl der Erz- und Roheisenreichthum unseres Landes. Früher, ehe noch Elsaß-Lothringen wieder zu Deutschland zurückgekommen, mochte diese Bezugsquelle für Deutschland weit nothwendiger gewesen sein, als sie's heute noch sein dürfte. Lothringen ist reich an Erzen und seine Eisenindustrie sehr bedeutend. Und dabei hat Deutschland allen Grund, diese seine Reichslande zu begünstigen und die Industrie, vornehmlich die Eisenindustrie und namentlich die Roheisenindustrie, zur höchstmöglichen Blüthe zu bringen. Nicht allein, daß es dadurch den deutschen Markt mit dem nöthigen Roheisen versorgt, es verbindet sich auch mehr und mehr seine Reichslande durch die Hebung ihrer Industrie. Auf diese Weise wird unsere Erz- und Roheisenindustrie immer entbehrlicher für Deutschland, ohne daß dafür der deutsche Markt für unsere Industrie entbehrlicher wird. Wir sind mit unserem Roheisen hauptsächlich auf den deutschen Markt angewiesen. Würde uns dieser Markt, sei es nun durch die Concurrenz mit den neuen Reichslanden, sei es durch irgend einen andern Umstand, unzugänglich gemacht, so wäre unsere Eisenindustrie großentheils ruinirt. Wohl entwickelt sich jetzt schon stärker die Einfuhr unseres Roheisens nach Belgien und nach dem Norden Frankreichs. Aber diese Abzugsquelle ist bei weitem zu schwach, um unsere Industrie, wir wollen nicht sagen zu heben, sondern auch nur auf ihrer gegenwärtigen Höhe zu erhalten, wenn Deutschland zurücktritt von uns. Und dennoch macht unsere Eisenindustrie gegenwärtig den Hauptreichthum unseres Landes aus. Unsere Tuch-, Leder-, Papier-, Steingut- und sonstige Fabrikation, was ist sie im Vergleich zu jener? Aber auch diese

verschiedenen Industriezweige sind auf den deutschen Markt angewiesen. Nur unsere Handschuhfabrikation greift mehr auf den englischen und den amerikanischen Markt hinüber, ohne dafür aufzuhören für den deutschen Markt zu produziren. Aus dem allen geht hervor, daß wir Luxemburger weit mehr Ursache haben, die Isolirung von Deutschland, als unsere Einverleibung in dasselbe, zu befürchten. Wenn uns Deutschland nicht auf Kosten seiner Reichslande klein hält, oder gar ruinirt, so haben wir das mehr seinem Wohlwollen gegen einen deutschen Bruderstamm, als seinem Eigennutz oder unsern Verdiensten zuzuschreiben. Daß Deutschland uns wohl will, hat es bewiesen, als es uns in seinen Zollverband aufnahm; und seitdem hat sich dieses Wohlwollen auf keine Weise verläugnet, ungeachtet der geringen Mühe, die wir uns geben, dasselbe zu verdienen. Daß uns Preußen nicht annektiren will, ist für den denkenden Politiker ebenfalls klar. Hätte es das jemals wirklich thun wollen, so war 1870—71 die günstigste Gelegenheit dazu; und wir zweifeln sehr, ob damals ein Hahn darnach gekräht haben würde.

Was Deutschland von uns will, und das Recht hat zu wollen, ist unsere strikte Neutralität. Dieser mußte es sich um jeden Preis versichern, damit deutschfeindliche Mächte nicht bei uns ihre Wohnstatt aufschlagen, wie das sowohl während des letzten Krieges als nach demselben wirklich geschehen ist. Zu diesem Behufe mußte Deutschland ein Sicherheitspfand von uns fordern. Dieses fand es in dem Betrieb unserer Eisenbahnen. Seitdem dieser Betrieb in deutschen Händen ist, und deutscher Einfluß sich auch von dieser Seite bei uns geltend machen kann, ist die Gefahr seitens der deutschfeindlichen Gewalten bei uns bedeutend vermindert. Ganz entfernt ist sie indessen noch lange nicht, und zwar so lange nicht, als unsere Jesuiten und Fransquillons noch hoffen dürfen, französischen, respective belgischen Einfluß bei uns zur Geltung bringen zu können. Einstweilen mag diese Hoffnung, die sich seit 1867 so sehr vermindert hat, nicht sehr begründet sein; aber die Jesuiten rechnen auch auf unvorhergesehne Umstände. Unthätig sind sie nicht, ebensowenig bei uns als sonst irgendwo in der Welt. Das mag die Nordd. Allgem. Zeitung recht wohl gewußt haben, als sie neulich unserer Regierung den Wink zukommen ließ, gegen die Ränke der Feinde Deutschlands in unserem ultramontanen Echternach auf ihrer Hut zu sein. Unsere Dunkelmänner wissen recht wohl, wie ihre deutschfeindlichen Intriguen unserem Lande, unserer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, Gefahr drohen. Doch für sie ist das das mindeste. Wenn sie nur dabei ihre persönlichen Zwecke fördern, oder auch nur die entfernteste Hoffnung ist, dieselben zu fördern, so mag unser Land zu Grunde gehen. Sind doch andere größere Länder für diese Zwecke geopfert worden, als wir. Was sie aus unserem armen kleinen Ländchen machen möchten, liegt für den Einsichtigen auf der

Hand: Luxemburg soll die Lunte sein, um das Pulverfaß des Ultramontanismus, welches Deutschland in die Luft sprengen soll, zu entzünden, oder die Fackel zu einem neuen europäischen Kriegesbrande.

In solcher Absicht geschieht es, daß man gegenwärtig die luxemburgische Frage mit der belgischen wieder auf's Tapet zu bringen sucht. Die Ruhe in Europa währt diesen Herren bereits zu lange. Die Revolte, die, wie sie hofften, allenthalben in der katholischen Welt durch ihre Hetzereien wider die liberalen preußischen und deutschen Reichsgesetze entstehen sollte, hat versagt; die Gemüther fangen im Gegentheil an sich wieder mehr und mehr zu beruhigen; die Massen lassen sich wohl noch erregen, aber nimmer fanatisiren, selbst nicht wegen der Einkerkerung ihrer Priester und Bischöfe. Wenn der Friede fortdauert und das Volk sich an diese Zustände gewöhnt, ja am Ende wohl gar seinen Vortheil dabei findet, dann ist es aus mit der Macht dieser Leute. Darum muß um jeden Preis ein Mittel gefunden werden, dem „faulen Frieden" ein Ende zu machen, und die Völker Europa's wieder aneinander zu hetzen. Und so wird denn versucht, ob nicht die luxemburgische Frage sich hier als Mittel gebrauchen lasse. Dies ist, wenn wir die Sache recht verstehen, der Grund der gegenwärtigen Hetzereien nach dieser Seite hin.

Zu den Helfershelfern der Jesuiten bei diesem dunkeln Treiben dürften gewisse einflußreiche Leute, Industrielle, „Gründer" oder faiseurs gehören, die nur der Eingeweihte besser kennt. Diese Leute, die auf nichts, als auf ihre eigenen persönlichen Interessen bedacht sind, liebäugeln mit aller Welt, hier offen und auf ostensible Weise, dort insgeheim und unter der Hand, und prellen wen sie können nach allen Seiten. Ohne sie, ohne ihre thätige und selbstsüchtige Gevatterschaft wäre die Macht der wirklichen Jesuiten bei uns nur gering, wenn nicht null. Diese Compères in liberaler Maske treiben dem Ultramontanismus die großen Massen, den einsichtslosen Haufen zu, und sogar solche, welche sich große Stücke auf ihren Liberalismus zugute thun, und um alles in der Welt nicht mit den „Schwarzen" gehen wollten. Wir könnten solche einflußreiche Leute hier namhaft machen. Doch auch ohne Namen zu nennen, wird ein Jeder, der die hiesigen Zustände genauer kennt, wissen, von welchen Persönlichkeiten die Rede ist. Verschiedene von den Herren haben Deutschland gegenüber ein gewagtes Spiel gespielt. Sie hatten gehofft, der deutschen Reichsgewalt Sand in die Augen streuen zu können, wie sie's mit so vielem Erfolg so oft nach anderen Seiten gethan: doch hier hatten sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht; die deutschen Staatsmänner durchschauten bald ihre erbärmliche Maske, und von dem Augenblicke an hat ihre Wuth auf Deutschland den höchsten Grad erreicht. Sie machen convulsivische Bewegungen, wie der Teufel in einem Weihwasserbecken, um sich für ihre Enttäuschungen an Deutschland zu rächen. Sie haben mächtige Con-

nexionen und Freunde sowohl in Frankreich als in Belgien. Diese Verbündeten machen alle möglichen Anstrengungen, um die industriellen Etablissements ihrer Compères so viel als möglich von Deutschland unabhängig zu machen, indem sie als Consumenten den guten Freunden als Produzenten unter die Arme greifen. Jedoch so lange keine innigere Verbindung zwischen unserem Lande und Belgien und Frankreich stattfindet, so lange wir mit unsern Erzeugnissen hauptsächlich auf den deutschen Markt angewiesen sind und Deutschland durch den Zollverein verbunden bleiben, können diese Anstrengungen keinen Erfolg haben. Das ist die Ursache, warum diese Ehrenmänner so sehr für die Vereinigung unseres Landes mit Belgien und mit Frankreich schwärmen, und weßhalb sie kein Mittel scheuen, selbst auf die Gefahr hin unser und ihr Ländchen zu ruiniren, für klerikale und französische Zwecke zu wirken. Sie wirken dadurch einfach für ihre eigenen persönlichen Interessen, die sie seit langen Jahren schon mit den Interessen des Jesuitismus vereinigt haben, zum größten Schaden unseres geistigen und sittlichen Lebens.

Käm' es uns nicht eben auf diese geistigen und sittlichen Interessen an, wir könnten wohl zufrieden mit unserem Lose leben. In materieller Hinsicht hat sich das Großherzogthum Luxemburg in den letzten 25 Jahren, vorzüglich seit dem Eintritt in den Zollverein, ungemein gehoben. Der Aufschwung unserer Groß-, vornehmlich unserer Eisenindustrie datirt von diesem glücklichen Zeitpunkte her. Auch unsere Eisenbahnen verdanken wir großentheils unserem Eintritt in den deutschen Zollverband, indem nur diese Entwicklung der Großindustrie die Eisenbahnen ermöglicht und unterhält. Unsere Erzländer, der Reichthum des Landes, sind um 1000 Proc. seitdem im Werthe gestiegen, und dürftige Bewohner der Erzgegenden sind sozusagen von heute auf morgen zu wohlhabenden Leuten geworden. In dem früher an Capitalien so armen Lande haben sich mächtige Gesellschaften mit bedeutenden Capitalien gebildet. Wo früher eine, höchstens zwei Banken sich kümmerlich rentirten, bestehen gegenwärtig sehr ansehnliche und mächtige Bankinstitute mit Capitalien von vielen Millionen. Die Rohmaterialien und die Arbeitslöhne sind auf das Drei- und Vierfache gestiegen, und täglich wird die Nachfrage nach Arbeitskräften größer. — Wo vor etwa 20 Jahren noch kaum ein paar ärmliche und unbedeutende Hüttenwerke kümmerlich vegetirten, erheben sich heute bis 20 Hochöfen erster Größe, heben den Verkehr, den öffentlichen Reichthum des Landes und bringen Arbeit und Verdienst bis in seine entferntesten Winkel. Auch unsere Eisengießereien haben sich vermehrt und haben an Großartigkeit und Bedeutung in noch weit höherem Maße zugenommen. Ein nicht unbedeutendes Walzwerk ist ebenfalls in der letzten Zeit hier in Betrieb gesetzt worden. Dasselbe, ist dicht am Central-

bahnhof bei Luxemburg gelegen und hat alle Aussicht, nach und nach zu hohem Flor zu gelangen. Sogar deutsche Hüttenbesitzer wollen sich bei uns und in unsern Erzländern anbauen.

Nach der Eisenindustrie kommen unsere Tuchfabriken. Auch diese haben in den letzten 10 bis 20 Jahren einen ungeahnten Aufschwung genommen. Viele neue Fabriken sind seitdem zu den frühern gekommen und gedeihen. So gedeihen ebenfalls unsere Papierfabriken, die allerdings in unserem kleinen Lande die Bedeutung anderer concurrirender Fabriken in den Nachbarländern nicht erreichen können. Unsere Bleichereien, so namentlich in Fels, haben sich ebenfalls ungemein gehoben und erweitert seit unserem Eintritt in den deutschen Zollverband. Die projektirte Zweigbahn, welche diesen so rührigen, industriellen Flecken mit unserem Bahnnetz in Verbindung setzen soll, wird später denselben zu einer der blühendsten Ortschaften unseres Landes machen. Auch unsere Lederfabriken haben durch unsern Anschluß an den deutschen Zollverein rüstigeres und regeres Leben gewonnen. Der Markt derselben ist vor Allem Leipzig, wo alljährlich ein bedeutendes Quantum von unserem Leder abgesetzt wird. Um den Lederfabriken im Oesling, namentlich in Wiltz, unter die Arme zu greifen, ist auch eine Zweigbahn nach diesem Flecken im Projekt von unserer Kammer votirt worden. Hand in Hand mit der Großindustrie wächst natürlich auch das kleinere Gewerbe.

Dazu nimmt Luxemburg, die Hauptstadt des Landes, immer größere Dimensionen an. Von Tag zu Tag verlängern sich die Straßen nach auswärts. Geschmackvolle Gebäude steigen eines nach dem andern wie aus dem Boden empor. Die Stadt scheint sich nach dem herrlichen Park, dem ehemaligen sogenannten „Generalsgarten" bewegen zu wollen, der sich an der sogenannten „Front der Ebene" hinzieht und die Stadt in einem großen Halbbogen begränzt. Bei den vielen und wohlgeleiteten Verschönerungsarbeiten, welche an diesem Park vorgenommen werden und wovon der größte Theil bereits ausgeführt ist, wird dieser öffentliche Spaziergang bald der Stolz des ganzen Landes, nicht allein der Hauptstadt, sein. Freundlichere und mannichfaltigere Aussichten, als man sie hier auf einem verhältnißmäßig sehr beschränkten Raume findet, giebt's kaum irgendwo; sie bequem zu genießen laden offene sowohl, als stille und lauschige Ruheplätze in Menge ein. Aber auch für die Verschönerung des Innern der Stadt wird Sorge getragen, soweit es die Finanzen der Stadtverwaltung erlauben. Eine Avenüe nach der andern wird durch die frühern, jetzt nach der ganzen „Front der Ebene" hin abgetragenen Festungswerke angelegt und führt die Spaziergänger durch den Park nach den nahegelegenen Ortschaften. Durch diese breiten, an beiden Seiten mit Trottoirs versehenen und mit Bäumen bepflanzten Avenüen strebt augenscheinlich die Stadt auf freundnachbarliche

Weise den umliegenden Ortschaften Limpertsberg, Rollingergrund, Eich, Hollerich, Merl, Bonneweg zu dereinstiger Berührung entgegen.

Doch was hilft aller äußere Wohlstand, wenn es im Innern so traurig aussieht wie bei uns! Was unser Schulwesen angeht, so steht freilich unsere Volksschule nicht ganz auf dem tiefen Niveau der französischen; der deutsche Geist, von dem denn doch ein Hauch wenigstens in unserem Schulgesetz zu spüren ist, hat es nicht so weit kommen lassen. Aber welche Mängel haften nicht doch diesem Gesetz und vor allem der Praxis in seiner Ausübung an! Wir haben weder Schulzwang noch sind unsere Schullehrer Staatsdiener; Lehrer wie Schulen stehen durchaus unter der Herrschaft des Klerus, direkt, oder indirekt, durch die meist von denselben Pfaffen geleiteten Gemeindeverwaltungen. Allerdings haben sich die Lehrer in jüngster Zeit besser zusammengehalten, einen größeren Verein gestiftet, auf verschiedenen Tagen ihre Interessen wie die der Volksschule berathen. Doch fehlt es ihnen noch gar zu sehr an Muth und Zuversicht; der Herren Professoren an unseren höheren Lehranstalten zu geschweigen, die sich noch weit ernergieloser und unselbständiger benehmen. Die Mädchenschulen sind ganz in Händen der schwarzen Schulschwestern, denen der Ressortminister Salentiny noch jüngst eine feurige Lobrede gehalten.

Und wie mit der Schule, ja noch weit schlimmer steht's mit unserer Presse. Ultramontane und Franzosenfreunde im Bunde leiten das „Wort für Wahrheit und Recht" und die „Indépendance Luxembourgeoise", von denen besonders das erstere Blatt die Alleinherrschaft auf dem platten Lande besitzt und dort unermüdlich gegen das neue Deutschland, gegen die Feinde der heiligen Kirche predigt, während jeder klerikale Exceß des französischen Volkes sein begeistertes Lob erhält. Die Opposition der „Luxemburger Zeitung" will mit ihrem phrasenhaften Scheinliberalismus, an dessen Ernst niemand glaubt, dem gegenüber wenig besagen.

Uns bleibt bei alledem nur die Hoffnung auf den stillen, fast unwillkürlichen Einfluß, den Deutschland durch seine Verwaltung unserer Eisenbahnen, Zölle, Posten und Telegraphen auf eine große Zahl hiesiger Beamter und Beschäftigter bereits auch geistig auszuüben beginnt. Wie die Feinde der deutschen Sache diesen Einfluß zu durchkreuzen suchen durch die so thöricht erneuerten Verleumdungen wegen angeblicher Annexionsgelüste, so würde ein wirkliches Auftauchen solcher Gelüste in der That nur die gleiche bedauernswerthe Störung jenes stillen und heilsamen Umwandlungsprocesses zur Folge haben; allein Gott sei Dank ist ja im Ernste von dergleichen deutschen Gelüsten nicht im mindesten die Rede!

ff.

Berliner Wochenschau: Nationalliberale; Reichsbehörden; Gärten. — Inmitten der allgemeinen Ruhe hat sich dieser Tage in unserer Stadt ein Ereigniß vollzogen, das man trotz der mäßigen Dimensionen, in denen es in die Welt trat, doch als den Ausgangspunkt für eine neue politische Entwickelung Berlins ansehen darf. Der kürzlich gegründete national-liberale Verein hat seine erste Sitzung gehalten und damit die Wirksamkeit begonnen, welche die hiesige Alleinherrschaft des Fortschrittes zu brechen und der im Lande vorherrschenden Partei auch den entsprechenden Mitbesitz an den Wahlmandaten der Hauptstadt zu sichern bestimmt ist. Zu diesem Zwecke ist dem Verein folgende Organisation gegeben worden: die Mitgliedschaft wird durch eine schriftliche Beitrittserklärung und die Zahlung eines jährlichen Beitrages von mindestens 3 Mark erworben. Der Vorstand besteht aus 15 von der ordentlichen Generalversammlung gewählten Mitgliedern, die sich durch Cooptation so weit ergänzen, daß im Vorstande jeder Reichstagswahlkreis und jeder Landtagswahlbezirk von Berlin mit wenigstens 3 Mitgliedern vertreten ist. Dieser Vorstand wird auf ein Jahr gewählt, verwaltet und leitet die Vereinsangelegenheiten und vertritt besonders den Verein nach außen. Die ordentliche Generalversammlung findet jährlich innerhalb der ersten vier Monate statt, eine außerordentliche kann der Vorstand zu jeder Zeit und muß sie berufen, wenn 30 Vereinsmitglieder unter Angabe des zu berathenden Gegenstandes darauf antragen. Der Verein zählt bereits 450 Mitglieder, darunter sämmtliche Abgeordnete der nationalliberalen Partei für den Reichstag und den Landtag und eine große Anzahl von Notabilitäten jedes Standes und Berufes. Wir erwähnen u. a. den Minister a. D. v. Bernuth, den Präsidenten des Reichseisenbahnamtes Scheele, die Professoren Droysen, Dernburg, du Bois-Reymond, Dove, Beseler, Nitzsch, die Prediger Lisco und Thomas, die Directoren Schaper und Gallenkamp, den Regierungs- und Baurath Hitzig, die Kaufleute Ferdinand Reichenheim, Robert Friedberg, die Buchhändler Dietrich Reimer, E. Reimer, Ferdinand Springer, Goßmann, Borstell, Reimarus, die Rechtsanwälte Krebs, Laue und Petersen, die Stadtgerichtsräthe Zöllner, Hagens und Beseler ꝛc. In den Vorstand sind u. a. gewählt worden die Abgeordneten Lasker und Miquel, Dr. W. Siemens, Stadtgerichtsrath Kowalzig und der Justizrath Lesse. Die Mißstimmung der fortschrittlichen Presse über diese neue gegnerische Parteiorganisation beweist klar ihre Bedeutung für die Gegenwart und die Zukunft. Unverkennbar tritt in den Aeußerungen der fortschrittlichen Organe die Besorgniß zu Tage, daß wahrscheinlich ihre Partei diesen Winter zum letzten Male alle sechs Berliner Wahlbezirke zu ihrer Verfügung gehabt habe und die nächsten Wahlen bereits eine wesentlich veränderte politische Stimmung in der Hauptstadt vorfinden werden. Ist doch

Berlin durchaus nicht zu allen Zeiten eine Domäne der Fortschrittspartei gewesen, diese hat vielmehr erst in den letzten 10—12 Jahren ihre Herrschaft hier erworben, wie ein hiesiges großes Blatt kürzlich eingehend und überzeugend nachgewiesen hat. Also wird es den Nationalliberalen bei gehörigem Kraftaufwande wohl nicht allzuschwer werden, das verlorene Terrain wiederzugewinnen, zumal wenn sie daran gehen, mittelst eines geschickt redigirten kleinen Lokalblattes auf die unteren Volksklassen zu wirken. Freilich wird es Mühe kosten, dort gegen die herrschenden fortschrittlichen und socialdemokratischen Strömungen aufzukommen, immerhin aber ist es durchaus unerläßlich, diesen Weg zu betreten und wenigstens zu versuchen, inwieweit der große Einfluß der gegnerischen Lokalpresse zu paralysiren ist. Auch durch Versammlungen, Vorträge und öffentliche Besprechungen wird und soll derart gewirkt werden, daß man bei den nächsten Wahlen auf kräftigen Beistand der Berliner zur Durchführung des nationalliberalen Wahlprogrammes wird rechnen können.

Im Bundesrathe beginnen in diesen Tagen die Berathungen über die großen Justizgesetze, über welche die Berichte der Ausschüsse bereits vorliegen und durch die Tagespresse zum größten Theile veröffentlicht sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Arbeiten und Verhandlungen vorläufig über den Kreis der Sachverständigen hinaus nur mit mäßiger Theilnahme verfolgt werden. Größeres Interresse erregen die fortdauernd umlaufenden Mittheilungen über bevorstehende Veränderungen unserer Reichsinstitutionen. Des Planes für ein Reichssecretariat habe ich schon kürzlich gedacht, neuerdings ist der Gedanke der Beschaffung eines Reichs-Justizamtes und eines Verkehrsministeriums zur Sprache gekommen und von der öffentlichen Meinung mit großer Lebhaftigkeit ergriffen worden. Beide Projecte sind bekanntlich keineswegs neu. Eine Behörde von der Competenz eines Reichsjustizamtes wurde schon im vorigen Jahre von Baiern dringend befürwortet, als man darüber Klage führte, daß den verbündeten Regierungen auf die neuen Gesetzentwürfe im Stadium ihrer Vorbereitung ein zu geringer Einfluß verstattet, deren Ausarbeitung vielmehr lediglich in die Hände der preußischen Ministerien gelegt sei. Neuerdings will man nun entdeckt haben, daß diese Ausarbeitung auch an sich viel zu wünschen übrig lasse, und ist daher auf die Forderung eines Reichsjustizamtes zur Vorbereitung neuer Gesetzentwürfe unter entsprechender Betheiligung der Bundesstaaten zurückgekommen. Man entsann sich, daß der Reichskanzler dem Projecte früher ein geneigtes Ohr geliehen und glaubte auch heute auf seine Zustimmung rechnen zu dürfen. Indeß dürfte diese doch nicht unbedingt zu erwarten sein, da ein Hinderniß mittlerweile durch die Steigerung der Forderung herbeigeführt ist. Vor Jahresfrist war nämlich lediglich davon die Rede, inner-

Digitized by Google

halb des Reichskanzleramtes eine neue Abtheilung zu dem gedachten Zwecke zu errichten, heute handelt es sich aber um die Errichtung einer neuen Centralstelle, einer selbständigen Behörde, die sich gleich den anderen schon bestehenden Reichsorganen zu einem künftigen Reichsministerium entwickeln soll. Dieser Gedanke hat den Beifall des Kanzlers entschieden nicht, wie er überhaupt die Frage der Reichsministerien keineswegs alsbald zu erledigen wünscht. Außerdem liegt hier noch die Schwierigkeit vor, daß die Besetzung dieser neuen Reichsbehörde eine Fülle persönlicher und staatlicher Sonderinteressen gegen einander ins Feld führen würde. Man hatte z. B. schon einen hervorragenden Justizbeamten eines Mittelstaates für die neue Stellung in Vorschlag gebracht, dadurch aber die preußische Beamtenwelt auf das heftigste allarmirt.

Besseren Fortgang wird vielleicht die Angelegenheit des neuen Verkehrsministeriums haben, oder correcter: die Errichtung eines Amtes, welches das Reichseisenbahnamt mit der bisher dem Reichskanzleramte unterstellten Post- und Telegraphenverwaltung vereinigt. Dieser Plan dürfte dem leitenden Staatsmanne schon deßwegen genehmer sein, weil er ihn der großen Sorge einer Neubesetzung des demnächst vacanten Präsidiums des Reichseisenbahnamtes entledigt, und weil in dem Generalpostdirector Stephan unschwer die Persönlichkeit zu finden ist, deren bewährtem Organisationstalente die Einrichtung des neuen Amtes anzuvertrauen wäre. Außerdem bestand dies Project schon, ehe das Reichseisenbahnamt von Geheimerath Scheele übernommen ward, und tritt folgerecht heut wieder zu Tage, wo sich derselbe von seiner Stellung zurückzieht und die Wahl seines Nachfolgers den größten Schwierigkeiten begegnet. Eine dieser Schwierigkeiten dürfte freilich auch der neuen Organisation sehr verhängnißvoll werden, das ist die jüngst dem Herrn Maybach aus Hannover im preußischen Handelsministerium zugewiesene Stellung als Director der neu creirten Abtheilung, welche die Staatsaufsicht über die Privatbahnen ausüben soll. Die Opposition, welche diese Ernennung gefunden hat, ist bekannt, man bezeichnet sie als ein schweres Hinderniß der dem Reichseisenbahnamt als Reichsbehörde zustehenden Aufsichtsbefugniß und als einen Eingriff des preußischen Particularismus in die Reichscompetenz. Ob dieser Vorwurf in ganzem Umfange aufrecht zu erhalten ist, soll hier nicht untersucht werden, daß indeß Maybach's Ernennung den Präsidenten Scheele indirect aus seinem Amte getrieben hat, ist ein öffentliches Geheimniß, und daß sie auch seinem Nachfolger, selbst wenn derselbe unter den Auspicien eines künftigen Reichsverkehrsministers seine Stellung antreten sollte, schwere Verlegenheiten bereiten wird, ist leicht ersichtlich. Indeß ist nicht zu übersehen, daß die Anstellung des Herrn Maybach einstweilen eine provisorische ist, und daß vielleicht das Votum des

preußischen Landtages zur Verminderung der gegenwärtigen Competenzschwierigkeiten beitragen wird.

Inzwischen haben die spärlichen Sommerreize Berlins eine erfreuliche Bereicherung erfahren. Die vielbesprochene und langersehnte „Flora" in Charlottenburg ist endlich eröffnet und dadurch unserer Stadt eine neue Stätte der Erholung geschenkt worden. Wir waren arm geworden an solchen. Die stetig fortschreitende Ausdehnung der Straßenanlagen hatte im Laufe der letzten zehn Jahre ein Etablissement des Thiergartens nach dem anderen vom Erdboden verschwinden lassen. Nur der zoologische Garten bot für sie einen allerdings glänzenden Ersatz. Jetzt hat sich ihm die Flora ebenbürtig an die Seite gestellt oder wird sich doch zu dieser Stellung aufschwingen, wenn sie vollendet ist, denn vorläufig hat man sie in durchaus unfertigem Zustande der Oeffentlichkeit übergeben. Das große Palmenhaus weist noch erhebliche Lücken auf, und seine vereinzelten Prachtexemplare vermögen noch keineswegs den Eindruck üppiger, tropischer Vegetation hervorzubringen, der uns im wohlbekannten botanischen Garten am Ende der Potsdamer Straße stets überwältigend entgegengetreten ist. Auch der Hauptsaal des Gebäudes ist noch nicht vollendet, seine Herstellung ist zurückgeblieben, da in einer Nacht des vorjährigen Frühlings die Decke zusammenbrach und alles von neuem begonnen werden mußte. Das Gebäude selbst ist ein hübscher Backsteinbau von wunderlichem aber gefälligem Stil. Die Gartenanlagen sind geschmackvoll und besonders der freien Bewegung des Publikums günstig, das hier nicht wie im zoologischen Garten zu seiner gegenseitigen Besichtigung auf die Benutzung eines einzigen Weges angewiesen ist.

In diesen Tagen ist den Berlinern auch die Aussicht auf ein ähnliches neues Institut, wenn auch erst in weiter Ferne, eröffnet worden. Man gedenkt einen dendrologischen Garten einzurichten. Der Magistrat will dem Staate zu diesem Zwecke die Kommunalländereien vor dem Landsberger Thore unentgeltlich überlassen. Auch hat der Stadt-Gartendirector Meyer bereits einen Plan zur Einrichtung dieses Institutes ausgearbeitet, und ist es der angestrengten Thätigkeit des Dendrologen Professor Koch gelungen, dazu die nothwendige Uebereinstimmung zwischen Regierung und städtischer Behörde herbeizuführen. Wenn die Stadtverordneten gleicher Weise dem Plane beitreten, so wird in Zukunft auch im fernen Osten unserer Stadt der Wissenschaft und der Erholung eine gemeinsame Pflegstätte bereitet werden.

Ausgegeben: 19 Juni 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der moderne Gehalt in Hamerling's Poeſie.

II.

Indem wir uns heut der Betrachtung der drei Hauptdichtungen Hamerling's zuwenden, heben wir zunächſt hervor, daß dieſelben auch inſofern einen Fortſchritt bezeichnen, als der Dichter in ihnen ſeine Ideen in beſtimmten weltgeſchichtlichen Perſonen individualiſirt und durch ihre Handlungen ſich expliciren läßt, er alſo zum Epos und Drama fortſchreitet und ſo jene ſeinen größeren lyriſchen Dichtungen anhaftende Unangemeſſenheit überwindet, daß nämlich höchſt complicirte, ſich ſtreng entwickelnde Gedanken- und Gefühlsproceſſe als bloß innerliche Vorgänge, ohne feſte, handelnde Träger dargeſtellt werden. Denn der Jüngling in „Venus im Exil" iſt kein concretes Individuum, ſondern nur der perſonificirte Gang der Idee.

Die am Schluß von „Venus im Exil" gegebenen Andeutungen über eine unaufhaltſam zu einem idealen Ziele fortſchreitende Entwicklung der Menſchheit zeigen ſich in den größeren Dichtungen in beſtimmteſter Weiſe weiter entfaltet. Am ſchönſten ſpricht Jan von Leyden den Glauben an eine ſolche Entwicklung aus. Höher als alle verbrieften Rechte ſteht „der Menſchheit Recht, ſich neu zu geſtalten", und dieſe Neugeſtaltung geht im tiefſten Grunde nicht aus der freien Initiative der Individuen hervor; vielmehr

> Mächtig iſt Eins nur auf Erden: die waltenden ewigen Mächte,
> Welche die Zeiten und Völker bewegen: und was in Verblendung
> Dieſen entgegen ſich ſtellt und verwegen auf menſchliche Macht trotzt,
> Oder auf göttliche hofft, ein Koloß iſt's auf thönernen Füßen!

Gemäß dieſem höchſten Menſchheitsgeſetze iſt Alles in ſtetem Wechſel begriffen: die Wahrheit, die zuerſt als Paradox beſpöttelt wurde, wird „alltägliche Luft für die Enkel". Die „Stimme des Geiſtes der Welt" kündigt ſich, wenn eine neue Zeit hervorbrechen ſoll, als tiefinnerſter, wenn auch nur halb bewußter Antrieb in den Individuen an. Und was aus dieſer Tiefe ſtammt und von hier aus an's Licht drängt, ſetzt ſich auch durch:

> Ewig der Streiter nur iſt's, der erliegt, doch nie der Gedanke!

Von ebendemſelben Glauben iſt Matthiſſon erfüllt: die Wahrheit verjüngt ſich ſtets; um ihr Unſterbliches zu retten, muß ſie kühn ihr ſterbliches Theil

verbrennen. Auch Robespierre glaubt an eine unfehlbare, wenn auch in den Meisten sich unbewußt und instinktiv vollziehende Annäherung der Menschheit an ein vernünftiges Ziel. Und ebenso erkennt Nero, daß der wunderbare Mutterschoß des menschlichen Gemüthes nie erschöpft ist. Zerfällt die abgelebte Welt in Staub, so tauchen neue welterlösende Gedanken aus Schwärmerhäuptern. Und nicht nur ausgesprochen wird dieser Glaube von den Helden der Hamerling'schen Dichtungen: diese Helden selbst sind ihrem innersten Gehalte nach, nichts als Verkörperungen gewisser aus dem Drange des Weltgeistes mit Nothwendigkeit zu bestimmter Zeit herausgeborener Ideen; der Genius der Menschheit lebt in ihnen und erreicht durch sie seine Ziele.

Noch in einer anderen Beziehung faßt Hamerling die Menschheitsentwicklung in einer an Hegel anklingenden Weise auf. Schon bei Besprechung von „Sinnen und Minnen" wiesen wir darauf hin, daß der Kern der Hamerling'schen Weltanschauung darin liege, daß das Ideale niemals in voller Reinheit sich auf Erden verwirklicht, sondern immer mit einengenden, verunstaltenden Schranken behaftet und in's Gegentheil herabgezogen erscheint. Dieser pessimistische Gedanke verbindet sich mit Hamerling's Entwicklungsidee, die ihrer Natur nach optimistisch ist, in der Weise, daß die Idee uns nun nicht als eine platt und eben fortschreitende, sondern als eine in sich selbst mit sich kämpfende und ringende erscheint, die durch trübe Gährungen, grelle Einseitigkeiten, unheilvolle Mißverständnisse ihrer selbst, hindurchgeht und, um von alledem befreit aufzuerstehen, zunächst in dieser unreinen, verzerrten Gestalt zu Grunde gehen muß. Nur weist Hamerling, anders als Hegel, der das die Idee Verunstaltende als eigenes Moment der Idee betrachtet, immer auf eine dieser feindliche, fremde Macht hin. Jan von Leyden stellt dem unendlichen Streben die wegen dieser Vermessenheit grollende, sie rächende „Natur", dies „Urweib" voll schmählichen Unbestandes, entgegen. Und an einer anderen Stelle sagt er, daß die unselige Chaosnacht kindesmörderisch das Licht ewig wieder verschlingt, das sie, vom Geiste befruchtet, geboren. Es fällt uns nicht ein zu behaupten, daß dieser an die Mystik Jakob Böhme's, Schelling's u. a. erinnernde Dualismus in voller theoretischer Präcision zum Glaubensbekenntnisse Hamerling's gehöre. So ist ja z. B. Nero von dem Dichter so dargestellt, daß alle seine Ausartungen nur die eigensten Consequenzen der in ihm sich offenbarenden, einseitigen, trotzdem aber göttlichen Idee sind. Doch aber muß, besonders da auch in seinen lyrischen Gedichten von dem dunklen Grund des Lebens die Rede ist, da ferner die Enthüllungen Ahasver's, zu denen des Dichters Weltanschauung wohl in den allernächsten Beziehungen stehen dürfte, auf eine solche finstere, das Leben der Idee in Tod verkehrende Macht schließen lassen und da in den „Sieben Todsünden" der Kampf der finsteren und lichten Mächte geradezu den einzigen Inhalt

bildet, die Vorstellung eines solchen Kampfes zweier Weltprincipien sich tief in des Dichters Ideengänge hineingearbeitet haben. Uebrigens wird sich uns die Unsicherheit in diesem Punkte darin zeigen, daß Hamerling die Zukunft des Menschengeschlechtes bald optimistischer, bald pessimistischer auffaßt.

Betrachten wir die geschichtlichen Stoffe, die Hamerling in seinen drei Hauptdichtungen bearbeitet, so werden wir finden, daß ihre Wahl wesentlich bestimmt ist durch diese letzte Seite seiner Weltanschauung, wonach die an sich hohe und göttliche Idee durch ihre Verwilderung, durch ihr Ausschlagen in's Widermenschliche, sich in sich selbst zersetzt und zerstört. Naturgemäß widerfährt dies Schicksal der Idee besonders dann, wenn gegen eine absterbende Zeit der neue Geist der Zukunft seine ersten Sturmläufe ausführt, also in Tagen des Umschwungs, der Revolution. Denn in solchen Zeiten tritt die neue Idee noch auf als unklare Gewalt, als ihrer noch nicht bewußte Macht, als elementarischer Stoff, voll explodirender Kräfte. So sehen wir, wie im „König von Sion" der Anabaptismus die reformatorische Idee von der Höhergeltung des rein innerlichen Glaubens gegenüber den äußeren Werken weit über sich selbst hinaustreibt, in merkwürdiger Intuition die allmähliche Entwicklung dieses Gedankens überspringt, mit feuriger Kühnheit sofort die moderne Idee des durch sein Inneres autonomen, autoritätslosen Subjectes aufstellt und sie im Kampfe gegen Katholicismus und Lutherthum zur Geltung zu bringen sucht, dabei aber freilich an der eignen bis in's Wüste und Wahnwitzige gehenden Unklarheit zu Grunde geht. In „Danton und Robespierre" ist es die sich ihrer Hoheit und zur Weltherrschaft bestimmten Macht energisch bewußte denkende Vernunft, die sich gegen die aus nur natürlichen Bestimmtheiten stammenden Vorrechte und Sonderstellungen des feudalen Staates aufbäumt, den Staat nach rationellen Principien organisiren will, dabei aber sich durch ihren extremen, einerseits blutigen, andererseits spießbürgerlich moralischen Terrorismus den Untergang bereitet. Etwas anders liegt die Sache im „Ahasver in Rom". Hier tritt die aufstrebende christliche Idee, die schon so weit erstarkt ist, daß sie einen siegreichen Ausgang verspricht, mehr in den Hintergrund. Im Vordergrunde steht der die untergehende römische Welt repräsentirende Nero, der die vollständige Leerheit seines riesigen Willens, in großartigem Mißverständnisse, für schrankenlose, absolute, göttliche Freiheit hält und sich selbst für den Beginner einer neuen Zeit ansieht, jedoch die Unwahrheit seiner Göttlichkeit und des Glaubens an seine welterneuernde Sendung nicht nur durch seinen Sturz, sondern auch an seiner eigenen inneren Zerrüttung erfährt.

Fassen wir zunächst „Ahasver in Rom" in's Auge. Im 2. Gesange verkündet Nero, der Held dieses Epos, als Dionysos verkleidet, den Gästen seines wüsten Bacchanals das Programm der mit ihm heranbrechenden neuen

Zeit. Ein neuer Prometheus, bringt Nero-Dionysos den Menschen die Lust, den Genuß. Diese Lust ist nicht idyllisch, harmlos, sondern sie wirbelt unser Wesen in seinen tiefsten Tiefen auf und befriedigt dadurch den Daseinshunger der Creatur. Und wie intensiv, so ist die Lust auch extensiv unendlich. Denn tausendmal gesättigt, erwacht die Begierde doch immer auf's neue: „nur die Begierde ist unsterblich". So führt denn die Lust den Menschen zur Göttlichkeit hinan, und Genießen ist allein sein echtes Thun. Noch nach einer anderen Seite entbehrt die Lust, wie sie Nero predigt, der Harmlosigkeit. Die Lust dieser neuen Zeit genießt den Gegenstand nicht unbefangen, gönnt ihn nicht anderen, sich an ihm zugleich zu erfreuen. Die Lust in Nero ist energisch, er will den Lust bereitenden Gegenstand in seine Gewalt bringen, als einen willenlos ergebenen besitzen und so in der Lust die unendliche Macht seines Willens erfahren. Gerade dieser ungeheure Egoismus der Lust giebt seiner Genußsucht eine gewisse Größe. Dies zeigt sich besonders in seinen Aeußerungen über die Liebe. Nero schmachtet nach einer Menschenseele, die sich ihm ganz, unbedingt, willenlos zu eigen giebt, nach einem Weibe, das in seiner Liebe kein eigenes Herz mehr besitzt.

Man könnte Hamerling den Vorwurf machen, daß er durch seine Darstellung auf die nackte, freche Lust den Schein des Großartigen, ja Göttlichen werfe. Der Inhalt dieses Vorwurfs ist wahr; nur ist diese Wahrheit kein Vorwurf. Die Lust, auch nach ihrer bloß formellen, leeren Seite, steht in der That mit dem Göttlichen, mit der Idee, in inniger Beziehung. Wer die Welt als Entwicklung der Idee und diese Entwicklung als eine durch Gegensätze hindurch sich zur Versöhnung emporarbeitende begreift, muß in der Lust als solcher den Bewußtseinsreflex der nach irgend einer Seite vorhandenen objectiven Versöhnung der Idee sehen. Was die in sich versöhnte Idee objectiv, das ist das in sich befriedigte Bewußtsein, die Lust, subjectiv. Wer sich daher seinen Gott als bewußt vorstellt, muß ihn, der die absolute Versöhnung aller Gegensätze ist, als in höchster Seligkeit schwimmend denken. Die Lust ist gleichsam der subjective Widerschein der zur Versöhnung hindurchgedrungenen also gewissermaßen in sich befriedigten Idee. Die Lust hat sich nun weiter mit dem Inhalt der Idee zu erfüllen. Dies aber unterbleibt bei Nero. Er erhebt das bloß formale Moment der Idee mit ungeheurer Einseitigkeit zum Ganzen und verkehrt hierdurch das Göttliche in sein Gegentheil. Aber selbst in dieser Verkehrung offenbart sich noch die Hoheit des Göttlichen. In der Lust findet Nero den unendlichen Lebensdrang befriedigt, die unendliche Intensität seines Ich bewährt. Auch sonst hebt Hamerling diesen göttlichen Ursprung der Lust hervor. So sagt Jan von Leyden:

Aber im Schmutze sogar, o Freude, du Tochter des Himmels,
Trägst du berauschend die Spur noch der hohen und himmlischen Züge!

Hamerling's Nero iſt nicht ohne Entwicklung. Das einzig Geſunde und Natürliche in ihm iſt ſein Glaube an die Mutterliebe. Da naht ihm ſeine Mutter Agrippina, als Göttin Roma verkleidet, und erregt mit raffinirter Berechnung durch ihre Reize ſeine lodernde Sinnlichkeit. Auf ſo widernatürlichem Wege will ſie ihn zum Spielzeug ihrer herrſchſüchtigen Pläne machen. Da bricht auch Nero's Glaube an die Mutterliebe zuſammen. Das letzte Band, das ihn an die Natur knüpfte, iſt zerriſſen; nun iſt ſein Ich ganz einſam, öde und trotz alles Lebensdurſtes weltentfremdet. Wie ſoll ſich da nun der ungeheure Daſeinshunger in Nero anders geltend machen, als dadurch, daß er ſein einſames Ich vergrößert und ihm das Gefühl der Allmacht gibt? Und dies Gefühl kann er ſich bei ſeiner totalen Inhaltsloſigkeit und Weltentfremdung nur dadurch geben, daß er die Welt als bloßes Spielzeug behandelt, ſie nur als Mittel zur Befriedigung ſeiner Laune anerkennt. Es iſt darum von Hamerling tief gedacht, daß Nero, unmittelbar nachdem er die Mutterliebe als Illuſion erkannt, den Entſchluß faßt, ſich an den Flammen Roms zu ergötzen.

Angeſichts des brennenden Rom verkündet Nero ſeine fortgeſchrittene Lebensauffaſſung. Die Luſt um jeden Preis, die unſterbliche Begierde, die den begehrten Gegenſtand beſitzen will, erklärt er vom Throne geſtoßen. Wer ſich an den Gegenſtand, den er genießt, hingiebt, ſich liebend mit ihm verbindet, iſt ein Narr, ein Schwärmer.

Nur der genießt, dem Alles nur ein Spiel!

Nur der ſteht „auf des Genuſſes wahrer Sonnenhöhe", der die Dinge erfaßt wie „Einer, der beim Schlemmermahl Brodkrügelchen zerkrümelt mit dem Finger", kurz, der alles nur aus dem einzigen Grunde thut, weil es ihm ſo beliebt. Es iſt der Standpunkt des extremſten, ſprödeſten Egoismus. Ein ungeheurer Abgrund trennt, wie Nero ſpäter ſagt, alle Weſen von einander; jedes iſt ein Selbſt, will nur ſich, kennt nur ſich, ruht nur auf ſich allein. Was bleibt da für das Ich übrig als nur ſich nach Wohlgefallen zu genießen und nie zu verſuchen, ſich einen feſten, dauernden Inhalt zu geben und ſo in conſequenten Zuſammenhang mit den ſpröden, zuſammenhangsloſen Dingen zu treten?

Wer ſpricht von Zweck und von Beſtimmung mir?
Nie will ich werden eines Zweckes Narr!
Und, wenn ich etwas thäte, weil's vernünftig,
So wär' ich ja der Sclave der Vernunft —
Vernunft? was iſt das? iſt's mein eignes Ich?
O nein! mein Wille nur — das bin ich ſelbſt!
Unendlich Wollen iſt unendlich Leben!

Gerade an dieser Stelle zeigt sich auf's deutlichste, wie Hamerling seine Helden, auch wenn sie längstvergangenen Zeiten angehören, auf einen durch und durch modernen Bewußtseinsstandpunkt, der allerdings immer in der Richtung ihres eigenthümlichen Charakters liegt, emporhebt. Aus Nero spricht hier das egoistische, kalte, „einzige Ich" Max Stirner's, das nur sich in seiner unaussprechlichen Einzigkeit und Punctualität genießen will, das jeden, der sich irgend welchen Ideen hingiebt, als einen Gespensterglaubigen, als einen von fixen Ideen Besessenen verspottet. Nur hat Nero's Standpunkt viel mehr Schwung, sein Egoismus ist titanischer. Stirner's „Einziger" verthut, verzehrt sein Ich; er genießt es, indem er es auflöst. Nero's Wille hingegen fühlt sich als intensiv unendlich, unvernichtbar. Indem Nero sich außer allen Zusammenhang mit der Welt gesetzt, sich bis zur Gespensthaftigkeit entleert hat, hält er dies sein ausgeleertes, entmenschtes, entweltlichtes Wesen für Gott. Und allerdings, wo aller Inhalt als verendlichende Schranke gilt und der Mensch andererseits das Bewußtsein der Unendlichkeit hat wie Nero, kann Gott nicht anders aussehen.

Die Einseitigkeit, die in der Selbstvergötterung des hohlen Daseinsdurstes liegt, kann nicht mehr übertroffen werden. Seit dem Brande Rom's beginnt Nero immer mehr die innere Unwahrheit und Nichtigkeit seiner Selbstvergötterung zu erfahren. Ahasver ruft ihm zu, sein unbändiges Wollen komme nur daher, daß sein Ich schaurig hohl, bettelarm, nichts als ein Gespenst sei. Und wirklich sehen wir Nero im 5. Gesange von der gräßlichsten Langenweile geplagt. Auf seiner Wanderung durch das goldene Haus findet er unter all seinen Schätzen nichts, was genügen würde, den Hunger seines Ich zu stillen. Als einziges Reizmittel bleibt ihm das Grausen übrig. Doch bei dem Geisterbeschwörer Apollonius von Tyana erfährt er eine neue Widerlegung seiner Göttlichkeit: bei dem Anblicke aller derer, die er gemordet, bricht er zusammen. Er, der sich durch die Macht seines Willens von allem Naturzusammenhange frei wähnte, kann sich der überwältigenden Macht der Natur nicht entziehen. Einige Stunden nachher meldet man Nero das siegreiche Vordringen des Vindex, den Abfall der Truppen und Roms selbst. Die ihm als bloßes Spielzeug geltende Welt läßt sich diese demüthigende Rolle nicht gefallen. Die fundamentalste Widerlegung aber erfährt Nero dadurch, daß er einsieht, die neue Zeit gehöre der christlichen Idee. Er hielt sich für den Anfänger einer neuen Zeit und nun sieht er, daß er nichts als der stolze Ausgang der alten ist. Dem Vertreter der Lust und des Egoismus enthüllt sich die Religion des Schmerzes und der Liebe als Zukunftsevangelium. Voll Tiefsinnes und ungemein lichtvoll ist der Gegensatz, in den Hamerling die entartete römische und die aufstrebende christliche Welt stellt. Der sich zur Unendlichkeit aufblähende

leere, hohle Mensch weicht dem sich dem Menschen incarnirenden, sich mit dem Endlichen in seiner herbsten Gestalt, d. i. mit dem Schmerze, erfüllenden Gotte; die Unendlichkeit, die das sich in Lust und Genuß bejahende Ich für sich in Anspruch nahm, fällt dem sich an's Jenseits entäußernden, der Welt entsagenden Ich zu. So mit seiner Göttlichkeit nach allen Seiten gescheitert, stößt Nero sich das Schwert in's Herz.

Wir ließen bisher mit Absicht die Person des Ahasver bei Seite. Er ist keine dem Nero coordinirte Person, er ist weit mehr. Er ist die in concrete Gestalt gebrachte Weltanschauung des Dichters, die Auslegung und tiefere Deutung der ideellen Vorgänge im Gedichte; in ihm ist das Thun des Weltgeistes, das in seiner tiefsten Bedeutung dem Nero wie den Christen unbewußt ist, als in's Bewußtsein hinaufgehoben dargestellt. Ahasver ist der Mund der richtenden Geschichte. Zwar spricht er den Fluch über Nero aus, doch aber erkennt er seine welthistorische Nothwendigkeit und seine Größe an. Er erklärt ihn für das Werkzeug, das die entartete Menschheit braucht, um sich selbst zu richten; für den Büttel und Henker, den sie, um sich so durch ihre äußerste Consequenz zu zerstören, aus ihrer Mitte gebiert. Er rechnet ihn zu jenen kühnen Menschensöhnen, die der Genius der Menschheit, weil sie in seinem Dienste sich verirren, mitleidig anblickt, ja er nennt ihn geradezu ein „Spiegelbild des ew'gen Götterdrangs der Menschenbrust".

Näher repräsentirt Ahasver das ewig ringende, ruhesehnende Herz der Menschheit, ihr qualvolles, durch Tod und Vernichtung hindurchgehendes Streben. Hier tritt Hamerling's Pessimismus zu Tage. Die Menschheit ist von dem höchsten Lebensdrang erfüllt, und doch ist, da ihr Streben nur ruhelose Qual erzeugt und sich nirgends befriedigt findet, dieser Lebensdrang in seiner Tiefe eins mit der Todessehnsucht, mit dem Streben nach einem letzten Ruheziel, das ihr doch nimmer zu Theil wird. Dies widerspruchsvolle Wesen der Menschheit, die fieberhaft vorwärts drängt und durch dies Drängen das Ziel ihrer Sehnsucht und ihres Drängens, die Todesruhe, vereitelt, dieser Widerspruch, der unbewußt in Nero wie im Christenthum pulsirt, konnte keine passendere Personification finden als in dem ruhelos wandernden Ahasver.

„Ahasver in Rom" ist ohne Frage die genialste Dichtung Hamerling's. Sie ist von kühnem Wurfe und bewundernswerther Ideenenergie. Der Fortgang der Handlung ist überall von der Idee dictirt. Durch die grelle Zerrissenheit und Wüstheit der dargestellten Welt geht beruhigend das in sich sichere Walten des Verhängnisses. Bedenklich erscheint uns nur die allzuhoch geschraubte Verfeinerung und Modernisirung von Nero's Bewußtsein und dann das Unternehmen, eine, allerdings naturgemäß, nicht handelnde Person wie Ahasver in das Epos aufzunehmen. Doch ist letzteres jedenfalls besser, als etwa, wie Byron thut, den Gang der Erzählung fortwäh-

rend durch subjective Erörterungen allgemeiner Gesichtspunkte zu unterbrechen.

„Der König von Sion" behandelt denselben Weltgegensatz wie „Ahasver". Auch hier handelt es sich um das Verhältniß der Subjectivität, der Innerlichkeit, der Lust, zu den objectiven Mächten der Sittlichkeit, Vernunft u. s. w. Nur wirft im „Ahasver" das Subject alle idealen, allgemeinen Mächte als unwürdige Schranken der Innerlichkeit, des „reinen" Wollens von sich, während im „König von Sion" von den Anabaptisten eine unmittelbare, ursprüngliche Einheit von Lust und Tugend, Gemüth und inhaltsvollem göttlichen Wollen angestrebt wird, wobei freilich die subjektive Seite, das ureigene Walten des Gemüths, jenen objectiven Gehalt aus sich herausgebären soll.

Matthisson, der Bäcker von Harlem, erklärt den Krieg allem Cultus, allen nach außen gehenden Bethätigungen des frommen Gemüthes. Die objective, durch Satzungen und Gebräuche festgestellte Seite der Religion gilt ihm als ein auf die Innerlichkeit des Subjectes ausgeübter Zwang, als „todtes Gepräng, aus welchem die Seele gewichen". Matthisson streitet für das Recht der Subjectivität, sich frei aus sich zu bestimmen und nur das durch sie selbst Geschaffene anzuerkennen; er will den Menschen auf eigene Füße stellen, allein das „innere Wort" zum bestimmenden Prinzip des Menschen machen und so das Gute und Rechte allein aus dem „inneren Feuer" hervorgehen lassen. Dieses „innere Wort" ist im Grunde das protestantische Prinzip. Freilich ist in ihm die protestantische Rechtfertigung des Subjects durch den Glauben bis zu jenen äußersten Consequenzen getrieben, durch die das Enge und Halbe an jenem Prinzipe längst überwunden ist. In der anabaptistischen Idee ist die Jahrhunderte währende langsame Entwicklung des Protestantismus zu den modernen Ideen hin mit der Kraft der Intuition anticipirt. Die modernen Ideen der auf die Autonomie des Subjects gegründeten religiösen, politischen und socialen Freiheit, der Gleichheit und Brüderlichkeit, der Völkerbeglückung und des ewigen Friedens sind keimartig, unentwickelt, in einfacher Ganzheit, in jenem ersten Aufleuchten der neuen Zeit enthalten und werden von Hamerling an passender Stelle den Vertretern des Anabaptismus in den Mund gelegt. Wie überall, so ist auch hier im Anfange viel mehr als in den vereinseitigenden Mittelstadien der Entwicklung die Idee in ihrer Ganzheit, bis in ihre letzten Consequenzen, gegenwärtig. Allerdings ist in diesem Keimzustande noch nichts fixirt, geklärt: das Bewußtsein hat den Stoff noch nicht verdaut und durchsichtig gemacht. Er existirt erst in der gährenden, trüben Form des Gefühls. Es ist kein nüchternes Denken, was die Sioniten treibt. Matthisson sucht überall die Schwärmerei, die Begeisterung aus des Gemüths Ur-

tiefen zu erwecken. Alles, was Geltung haben soll, muß in diese unterschiedslose Tiefe der Empfindung hinabgetaucht und aus ihr neu geboren werden. Allerdings kommt es zu keinen bestimmten Neugeburten; die bloße Innerlichkeit der Empfindung besitzt nicht die Expansion, die zur bestimmten Organisirung eines Reiches gehört, sie kann nur, wo sie aus sich herausgeht, alle Unterschiede verwischen, zerstören. Und wirklich thut sie dies in unserem Falle mit höchstem Fanatismus. Wo das Bewußtsein über eine Idee noch nicht Herr ist, da macht sie den Menschen zu ihrem blinden Sclaven. So glauben auch die Sioniten in ihren Verzückungen die Stimme Gottes zu vernehmen, die sie antreibe, sofort und allen äußeren Gewalten zum Trotz, das Recht der Innerlichkeit zu rücksichtsloser Geltung zu bringen. So zerstören denn die Anabaptisten die ganze Ordnung der Objectivität, alles, was als einengende Schranke der reinen Innerlichkeit erscheinen kann. Begonnen wird mit der Vertreibung aller Katholiken und Protestanten aus Münster, dann werden auf Matthisson's Befehl alle Unterschiede des Eigenthums aufgehoben und die Gütergemeinschaft errichtet. Die Zerstörung wendet sich hierauf gegen alle Bilder, Statuen und Kirchen und zuletzt werden alle Bücher und Urkunden zu Münster verbrannt. Der Zusammenhang dieser Zerstörungen mit dem eigensten Wesen des anabaptistischen Geistes tritt bei Hamerling überall auf's Klarste heraus. So weist Matthisson in seiner Aufforderung zum Verbrennen der Bücher hin auf „des Geistes bildlos sich in die Tiefen der Wahrheit tauchenden Augstern". All diese Bücher erscheinen ihm als „Wust, der die inneren Quellen verschüttet".

Nachdem der zuletzt vom Wahnsinn umdüsterte Matthisson vor den Thoren Münsters gefallen, tritt Jan von Leyden an die Spitze des Sionsreiches. In Jan zeigt sich der anabaptistische Geist in etwas anderer Gestalt als im Meister von Harlem. Wo das fühlende Subject Quelle und Maßstab alles Handelns ist, da muß der Mensch es als eine ihm zugefügte Verkürzung betrachten, wenn ihm zugemuthet wird, bei seinem Handeln von aller Lust und allem Genuß abzusehen. Diese Ergänzung des Subjectivismus durch die Forderung, Tugend und Lust zu vereinen, vertritt, dem puritanisch gesinnten Matthisson gegenüber, Jan, der „König von Sion". Die Kühnheit und Strenge der anabaptistischen Idee verbindet sich in ihm mit dem sehnsüchtigen Verlangen nach hellenischer Schönheit des Lebens. Sein Charakter steht uns daher viel näher als der des düstern, von wilder Gluth verzehrten Matthisson. Jan will ein Reich des Glücks und der Liebe, ein „Eden für Seele und Sinn" stiften; er will Freude und Heiterkeit in's Leben hineinbringen, doch nicht gemeine Lust, sondern jene Freude, die das Herz höher beflügelt und die Menschen veredelt. Ueber diese trübe, alle möglichen Accentuirungen zulassende Mischung von Lust und Tugend kommt

er nicht hinaus. Es ist keine Grenze da, wo das Uebermaß der Lust anfängt; ja das anabaptistische Fundamentalprinzip, die Selbstherrlichkeit des begeisterten Subjectes, drängt mit Nothwendigkeit dahin, jede Lust, die aus dem Innersten des Subjectes kommt, schon eben wegen dieser Abstammung aus dem ureigensten Gefühlsquell, für berechtigt anzusehen. Jene Begrenzung der Lust durch die Tugend ist also nur scheinbar; und wirkt nun gar eine freche, diabolische Natur wie Krechting anreizend und aufstachelnd, da können die furchtbarsten Verirrungen der zügellos gewordenen Lust nicht ausbleiben. Vielweiberei, ja schließlich Weibergemeinschaft werden bei den Sioniten eingeführt und saugen alles Mark aus den auch durch Hunger auf's Aeußerste bedrängten Vertretern jener erhabenen Ideen. Die andächtige Verzückung sinkt herab zur thierischen Lust.

Geräth nun auch Jan in diese Versumpfung hinein? Man sollte erwarten, daß Jan, der auch während der höchsten Ausartung an der Spitze der Sioniten bleibt und also seine Sache nicht von der ihrigen trennt, an ihren Ausschreitungen Theil genommen, ja sie wohl gar befördert habe. Statt dessen stellt Hamerling die Sache so dar, daß Jan das Treiben in Münster vollständig mißbilligt, für gährende Fäulniß hält und mit schmerzlicher Trauer sein Ideal des Reiches der „Freien und Reinen" in den Koth gezogen sieht. Doch läßt er die wüste Wirthschaft ruhig fortgehen, weil er das Wort gegeben, das demokratische Prinzip der Volkssouveränetät zu achten und sich zum „Sclaven der Freiheit" gemacht hat. Es bleibt ihm daher nur übrig, sich in eine dumpf grollende Passivität zurückzuziehen. Durch diese Darstellung wird der Character Jan's wie sein Verhältniß zur anabaptistischen Bewegung in der unklarsten Weise verschoben. Wir kennen Jan als einen Jüngling, in dem „ein königlich Wollen" lebt, der nur so lange zu herrschen gewillt ist, als alle der Macht seines Willens sich beugen. Wie verträgt sich hiermit die elende Rolle, die er als Scheinkönig spielt? Es ist der härteste Widerspruch, diesen stolzen Jüngling sagen zu lassen, daß er schon seit lange darauf verzichtet habe, „des Blicks und der Stimme Gewalt" zu gebrauchen. Es ist die äußerste Verleugnung seines Characters, daß er bei den provocirendsten Gelegenheiten, so z. B. als über die Weibergemeinschaft entschieden werden soll, und später, als die ausschweifenden Sioniten nach dem Blute der rebellischen auf strengere Sittlichkeit dringenden Minorität schreien, selbst seine Ueberredungsgabe nur sehr schwach zur Abwehr des drohenden Unheils gebraucht. Auf der andern Seite läßt sich aber Jan's Passivität auch aus seinem Festhalten am abstract demokratischen Prinzipe keineswegs erklären. Wäre er wirklich, im Widerspruche mit dem, wie sein Character in den ersten Gesängen sich zeigt, demokratischer Prinzipienreiter, so müßte er ja die heftigsten Scrupel darüber empfinden, an

der Spitze eines Volkes zu stehen, mit dessen Majorität er sich im flagrantesten Widerspruche befindet.

Allerdings läßt der Dichter den König von Sion, und sogar zwiefach schuldig werden. Die erste Schuld besteht in dem momentanen, gar nicht zur Ausführung kommenden Entschlusse, Tyrann zu werden; die zweite darin, daß Jan den raffinirten Verführungskünsten der lüsternen Divara einmal unterliegt. Doch hätte Jan im Gegentheile, wenn er bei der drohenden Entartung die Zügel straffer angespannt und zur Bekämpfung der verführerischen Elemente die ganze königliche Macht aufgewandt hätte, die ihm aus seinem Character und aus dem Drange der Zeit erwachsende Aufgabe gelöst. Die Tyrannis wäre nur insofern als seine Schuld anzusehen, als sie die Consequenz der in dem Versuche, die in sich unklare anabaptistische Idee zu realisiren, liegenden ursprünglichen Schuld wäre und so allerdings den Schuldcharacter jenes Versuches deutlicher enthüllte.

Die Schiefheit in der Entwicklung des zweiten Theiles zeigt sich noch nach manchen andern Seiten, so z. B. darin, daß Jan, der so gelassen die Rolle des Scheinkönigs spielt, seiner Gattin Divara zum Trotz, die ihn allein besitzen will, sich mit einer Schar Mädchen umgiebt, also in einer viel kleinlicheren Angelegenheit auch nicht den Schein einer Demüthigung ertragen will. Außerdem deutet dies Spielen mit der Form der Polygamie doch auf ein heimliches Wohlgefallen hin, das Jan an dieser Ausschreitung empfindet. Erwähnen wollen wir nur, daß dieselbe Unklarheit, die sich in der späteren Entfaltung von Jan's Character zeigt, sich auch in dem Character der Hilla findet.

Die Perspective, die der Dichter uns am Schlusse für die Zukunft der sionitischen Idee eröffnet, ist viel optimistischer als jene am Schlusse des „Ahasver". Der letzte Gesang zeigt uns den König von Sion hindurchgegangen durch die Entartung der sionischen Idee, hierdurch aber zugleich über diese Idee in ihrer bestimmten historischen Erscheinung hinausgehoben zu einem höheren, freieren Standpunkte, von wo aus jene bestimmte Gestaltung nur als ein kleines Glied in der Entwicklung des mit dem Fortschritte der Menschheit aufs innigste verflochtenen „sionischen großen Gedankens" erscheint. Mit lächelnder Heiterkeit und „göttlicher Ironie" kann Jan, bei jener im letzten Gesange meisterhaft geschilderten Orgie, auf die tollsten Consequenzen des „Fleisch gewordenen Wortes" herabschauen. Weiß er doch, daß der „sionische große Gedanke", trotz des Irrens seiner sterblichen Kämpfer, einst „von trüben Schlacken geläutert", siegen und für die Menschheit eine Zeit des Glückes heraufführen wird. Wurde diesmal auch das Ziel schmählich verfehlt, so ist doch eben damit, daß der Schwärmer das Ziel „mit dem Finger gewiesen", zugleich ein Schritt näher ans Ziel ge-

macht worden. Freilich fehlt in dieser Perspective auch das pessimistische Moment nicht, doch erscheint es hier, anders als im „Ahasver", dem Optimismus untergeordnet: nur durch immer tieferes Aufwühlen der Menschheit, durch immer heftigere Schmerzen hindurch vollzieht sich die Annäherung an das winkende Ziel.

Mag ein spät'res Geschlecht bergan aufs Neue den Felsblock
Schieben und unser gedenken, so oft er aufs Neue hinabrollt
Bei der Dämonen Gekicher, und nur noch tiefer den Abgrund
Wühlt, d'raus Mühsal keuchend von Neuem ihn ewig emporwälzt!

Es ist kaum nöthig darauf hinzuweisen, daß allen modernen freiheitlichen Bestrebungen in religiöser, politischer und socialer Beziehung der sionische Gedanke des von allen, seine Selbstthätigkeit hindernden, Schranken befreiten Subjectes zu Grunde liegt. Ueberall handelt es sich um die Frage, ob das Subject wohl im Stande sei, ohne eine fixe, ihm von außen octroyirte, objective Ordnung, in autonomer Weise, aus seinem Inneren die Ideale des Rechts, der Gerechtigkeit, Sittlichkeit, kurz die Vernunft zu realisiren.

Wenn „der König von Sion" durch die Schiefheit und Unsicherheit in der Entwicklung der Handlung hinter „Ahasver" zurücksteht, so bezeichnet er in anderer Beziehung einen entschiedenen Fortschritt. Wie Hamerling die Idee nicht in ihrer triumphirenden Reinheit, sondern in den Zuständen wüster Gährung und Entartung darzustellen liebt, so schildert er auch mit Vorliebe solche Scenen, in denen das Majestätsbewußtsein des Menschen, das Gefühl der Obmacht über alle Einschränkungen sich darstellt als einseitig die sinnliche Region der Seele ergreifend und so die sinnlichen Leidenschaften bis zur triumphirenden Verhöhnung aller mäßigenden Vernunftgesetze steigernd. Die Orgien, die Hamerling schildert, tragen, trotz der sich in ihnen offenbarenden Scheußlichkeit, das Gepräge des Großartigen, so besonders das wüste Bacchanal im 2. Gesang des „Ahasver", das durch die sinnbildliche Darstellung des Sturzes der alten Götter durch den neuen Gott des unbedingten Genusses eingeleitet wird. Man fühlt, es ist der unendliche Lebensdurst, was in dieser Emancipation des Fleisches, in dieser unersättlichen Gier nach Lust, zu Tage tritt. Durch Hamerling's Darstellungen im „Ahasver" weht eine schwüle Sinnlichkeit; die Atmosphäre, die über seinen Orgien lagert, ist erfüllt von den betäubendsten Gerüchen; alle Farben sind brennend heiß, grell gegeneinander abstechend und doch wieder in dem glühenden Feuer des allgemeinen Sinnenrausches verschwimmend. Trotz dieser Meisterschaft in derartigen Schilderungen fühlen wir ihre Häufung mit Mißbehagen: in jedem der drei ersten Gesänge begegnet uns das wüste Treiben der Orgie. Wir wollen zugeben, daß die Eigenart des Stoffes diese Häufung erfordere;

dann ist eben durch die Wahl dieses Stoffes selbst schon jener ästhetische Mangel mit bedingt. Schwerer noch dürfte sich die Ueberladung mit anderen Schilderungen rechtfertigen lassen. So wirkt die Schilderung des Anzugs der Agrippina und des goldenen Hauses, trotz aller ihrer Pracht, ermüdend

Von diesen Mängeln ist „der König von Sion" frei. Der Dichter verfährt hier in seinen Schilderungen maßvoller und überhaupt den Anforderungen des Epos entsprechender. Die Schilderungen zeigen viel mehr Abwechselung: bald befinden wir uns im Volksgetümmel am Markte, bald im Kampfe, bald im Lager, bald mitten in einer Volksbelustigung. Ueberall sucht Hamerling, und sicherlich meist mit Glück, den derb witzigen Ton jener Zeit mit seiner treffenden Schlagfertigkeit und Vorliebe für Sprüchwörter zu treffen. Eine prächtige Figur in dieser Beziehung ist der ehrliche Knipperdolling. Im „Ahasver" ist der Ton meist dithyrambisch, man hört allzu sehr die Begeisterung des Dichters heraus. „Der König von Sion" befleißigt sich viel größerer Objectivität in der Darstellung; an vielen Stellen erscheint hier epische Behaglichkeit und gesunde Naivetät, die dem „Ahasver" völlig abgeht. Die Zeit jener Geschichte, wie auch der eigenthümliche Volksschlag, unter welchem sie abspielt, sind eben für diese epischen Anforderungen weit günstiger als im „Ahasver". Indessen fehlt im „König von Sion" auch das düstere, unheimliche, spukhafte Element nicht. Das Gährende, Wüste, Ungeordnete in der neuen Idee, die ihrem ersten Auftreten nothwendig anhaftende Unreinheit konnte der Dichter nicht besser zum concreten Ausdruck bringen, als daß er diese Idee durch abenteuerliche, wilde, unheimliche Gestalten fördern und dem Untergang zutreiben läßt. In Divara und dem ganzen Zigeunerthum, das sich der neuen Bewegung anschließt, erscheint das wilde, zügellos subjective Moment der anabaptistischen Idee zu freier, isolirter Gestaltung gekommen. Indem sich diese „freiesten Söhne der Erde" mit ihrem Haß gegen die ganze menschliche Gesellschaft und ihre Satzungen der neuen Bewegung anschließen, tritt nur ihre eigene trübe Tiefe ihr als selbständiger Factor zur Seite. Sehr richtig sagt daher dem König von Sion sein Instinkt bald nach dem ersten Zusammentreffen mit Divara, daß der Kampf mit diesem dämonischen Weibe nicht nur für ihn, sondern auch in Sion die Losung sein werde. Und später sieht er in ihr geradezu die Verkörperung der allem idealen Streben grollenden, chaotischen „Natur", jenes als „Urweib" gedachten finsteren Urgrundes der Welt. Ja selbst der freche, schamlose Krechting vollzieht nur eine Consequenz der anabaptistischen Idee. Das „innere Wort" muß, da es in ihm zu keinem bestimmten Inhalt kommt und es also ohne Beweis hingenommen zu werden verlangt, als etwas Leeres, Erdichtetes erscheinen, sobald der bloße Verstand es betrachtet. Krechting nun spricht aus, daß das „innere Wort" ein zur Tyrannei der Menschen

erfundener blauer Dunst sei; die Zügellosigkeit der Lust müsse vielmehr mit kühlem Verstande in Scene gesetzt und genossen werden.

Stellte sich uns im „Ahasver" die Lust und das subjective Belieben in seiner völligen Freiheit von aller inhaltsvollen Vernunft dar, zeigten sich uns ferner im „König von Sion" beide Elemente in trüber Vermischung: so tritt in dem Drama „Danton und Robespierre" die nüchtern und kalt denkende Vernunft auf, die sich von allem auf Genuß ausgehenden Treiben rückhaltslos losgesagt hat. Auch Robespierre will das Subject von allen es unterjochenden Mächten befreien und es, wie Nero und Jan von Leyden, zum Herrn der Welt machen. Allein ihm gilt als tiefstes Wesen des Menschen weder das nackte Wollen noch das mystische Innere des Gemüths, sondern die bewußt denkende Vernunft. Hier wie im „König von Sion" wird von Freiheit und Gleichheit des Menschen, von Völkerverbrüderung u. s. w. gesprochen. Dort jedoch sind diese Ideen, sowohl im Kopfe ihrer Träger, wie auch insofern sie verwirklicht sind, in kindlich primitiver Weise vorhanden, während sie hier in viel bestimmterem Sinne genommen und als complicirte Organisation eines großen Volkes planmäßig realisirt werden.

Der Mangel, an dem die in Robespierre sich verkörpernde Idee zu Grunde geht, stammt, wiewohl er sich hier durchaus nicht wie im „König von Sion" als vage, trübe Begeisterung zeigt, doch wie dort daher, daß eine Idee zum ersten Male in die Wirklichkeit hineinbricht. Wo die Vernunft zum ersten Male sich mit klarem Bewußtsein als absoluten Maßstab der Welt, als ihren Herrn und Mittelpunkt ergreift, da muß sie zugleich von der Ueberzeugung erfüllt sein, daß damit etwas Ungeheures, eine die Menschheit wahrhaft erlösende That geschehen ist. Des Kopfes, in dem sich dieser sachlich so gewichtvolle Fortschritt vollzieht, muß sich die Gewißheit bemächtigen, daß auf ihn das Heil der Welt gestellt sei. Robespierre weiß, daß auf seinen Schultern die Freiheit und die Republik so ausschließlich ruhen, daß ohne ihn die ganze Revolutionszeit weder Sinn noch Zweck hat. Er fühlt „die Flamme der Menschheit in sich leuchten und brennen", nennt sich einen Sclaven des allverzehrenden Lichtes der Vernunft. „Der bessere Kopf", sagt er, „braucht nur hervorzutreten um zu herrschen", und er hält sich für fähig, durch einfaches Decret dem Volke einen Gott wiederzugeben.

Aber gerade darum, weil die Vernunft mit so ungeheurer Kraft an ihre ideelle Macht glaubt, wird sie zur materiellen Macht, zur Gewalt. Allerdings ist die Vernunft das im höchsten Maße existenzberechtigte, das allverzehrende. Allein es bedarf einer langen Entwicklung, ehe sie diese ihre Natur in der Weise auffaßt, daß sie auch die alten Mächte und Einrichtungen als sich verwandt und relativ vernünftig begreift und, im Bewußtsein ihrer Elasticität, Mannichfaltigkeit der Ansichten und Bestrebungen in sich duldet.

Im erſten Jubel über ihr Beiſichſein hingegen findet die Vernunft ihre allverzehrende Macht allein darin bewährt, daß ſie alles Andere entweder aufs Haar ſich gleich macht oder es für unwerth der Exiſtenz erklärt. Mag die Unvernunft in Geſtalt des Zufalls, der Geburt, der eigenſüchtigen Schlauheit oder rohen Gewalt auftreten, für Robespierre iſt ſie ein „Mißklang" und „Gräuel". Dagegen leitet er ſeine Unerbittlichkeit und ſeinen Haß direkt aus der Idee ab; denn die Idee iſt „grimmig" und ſetzt ſich „mit allen Mitteln" durch. Ihre Hauptwaffe iſt der „Schrecken", den Robespierre geradezu „göttlich" nennt. Mit kalter Trockenheit mäht er alles der Vernunft nicht Gleichartige hinweg. Durch den Schrecken aber ſoll die „Tugend" hergeſtellt werden. Der Vernunft als dem reinen Lichte erſcheint Luſt und Genuß irrational, unwürdig. Sie werden daher von ihr mit allen Mitteln verfolgt, und die Dantoniſten müſſen fallen.

Robespierre iſt befriedigt, weil, wie ihm das Feſt des „höchſten Weſens" zeigte, keine Würde, kein Titel, ſondern „ſiegende, allgewaltige Geiſtesmacht" allein ihn zum Lenker Frankreichs machte. Doch wie wir ſahen, hat ſich ihm die „Geiſtesmacht" in den Schrecken, in den mordenden Fanatismus der Unvernunft verwandelt. Die Hauptſchuld Robespierre's war, wie er ſelbſt ſagt, daß er ſich für unfehlbar hielt und „wiſſend an den Plänen der ewigen Mächte Theil zu haben" vermeinte. Dieſe Hauptſchuld rächt ſich, indem ſie durch ihre eigenen Conſequenzen in Widerſpruch mit ſich geräth. Robespierre drückt dies ſo aus: „Ein Soldatenvolk zu einem Volk von Bürgern machen wollt' ich — erſtrebt' ich — mit dem blutigen Richtſchwert in der Hand! Ja, mit dem Schwert — Ei, Robespierre, warſt du, mit dieſem Werkzeug in der Fauſt, nicht ſelbſt zu ſehr Soldat, zu ſehr Franzoſe?" Indem aber ſo die Vernunft ſich zur blutigen Gewalt verkehrt, hat ſie andererſeits doch auch nicht den Muth, das formell Vernünftige dabei aufzugeben: Robespierre will kein Haar breit vom Wege des Geſetzes weichen, er weiſt das letzte Rettungsmittel, die von den Jacobinern ihm angebotene Diktatur zurück und vollzieht ſo ſeinen Sturz. Zugleich aber liegt in dieſer Zuſchärfung des Widerſpruchs die Sühne Robespierre's: durch die ihn ins Verderben ſtürzende Selbſtloſigkeit erhält ſein Tod wahrhaft verſöhnende Bedeutung. Unter den Schlangen, die ihn im Tod umziſcheln, „fehlt die giftgeſchwellteſte: jene, die ins Ohr des letzten Schlummers ziſchelt: du warſt ein Selbſtling!"

Man ſieht, Robespierre's Charakter iſt auf den Gipfel des Tragiſchen emporgehoben. Ungerecht wäre der Vorwurf, daß in der erſten Hälfte des Dramas die coloſſale, vulkanartige Natur Danton's das Intereſſe von dem abſtracten, puritaniſchen Robespierre ablenke. Dieſer iſt von vornherein durch ſein dämoniſches Beſeſſenſein von der ihn treibenden Idee auf ein höheres Poſtament geſtellt als der genial liederliche, nur augenblicklichen Inſtinkten

folgende Danton, und gerade in dem Kampfe mit ihm zeigt sich Robespierre's Größe. In anderer Beziehung aber tritt der Mangel an einheitlicher, straffer Entwicklung sehr deutlich hervor, besonders in der zweiten Hälfte. Der Dichter scheint in Verlegenheit gewesen zu sein, durch welche concrete Einzelheiten er die Handlung fortführen solle. Die bei Rousseau's Einsiedelei spielende lange Scene im dritten Akt leidet an bedenklicher Zerfahrenheit, und überhaupt sticht die Dürftigkeit der Handlung im 3. und 4. Akt gegen das Uebrige sehr ab. Das Zusammentreffen mit Danton's Geist, das Erwachen der Liebe zu Leonore, ja auch die Zusammenkunft mit der Seherin Theot, greifen nicht streng und wesentlich in den Organismus des Ganzen ein. Ein weiterer Mangel, der allerdings schon dem historisch gegebenen Stoff anhaftet, liegt darin, daß die Robespierre stürzenden Männer kein von einem großen Gedanken getriebenes Ganzes bilden. Einzelne Scenen, wie das Gastmahl bei Danton und die Conventsscene im letzten Akt sind von hoher dramatischer Kraft, und trotz der sich gewaltig wider einander aufbäumenden Leidenschaften von maßvoller Strenge. Auch die Volksscenen, besonders die erste, sind gelungen. Die Gestalten sind in scharfen Umrissen gezeichnet. Der große eigenthümliche Gehalt — wo ein solcher da ist — verzweigt sich bei ihnen bis in die kleinsten Ausläufer ihrer Individualität. Die Sprache ist in ihrer Kürze, treffenden Schärfe und Schneidigkeit jener Guillotinenperiode ganz angemessen.

Zum Schlusse müssen wir noch der letzten poetischen Arbeit Hamerling's, der Cantate „die sieben Todsünden (1873)", gedenken. Mit ihr wandte sich der Dichter von den strengeren Formen des Epos und Dramas ab und wieder der hymnenartigen, in freiem Versmaße sich bewegenden Lyrik zu, die allerdings hier in andeutungsweise dramatische Formen gebracht ist. Den Kern der Cantate bildet jener Gedanke, den wir schon mehrmals als den tiefsten Punkt der Hamerling'schen Weltanschauung bezeichnet haben. Er ist hier zu einer großartigen Allegorie erweitert. Der erste Theil zeigt uns die Dämonen der Finsterniß sich rüsten, um im letzten entscheidenden Kampfe den Lichtwesen die Herrschaft über die Menschen zu entreißen. Im zweiten Theil führt jeder der sieben Dämonen ein Meisterstück in Menschenverführung aus; die Menschen verfallen den bösen Mächten und fluchen in stumpfsinniger Verzweiflung dem schalen, öden Dasein. Da wird durch das schöne Lied des Sängers in dem Herzen der Menschen ein tiefes Sehnen nach Verjüngung geweckt; die Lichtgeister erscheinen, besiegen die Dämonen und erlösen die schmachtende Menschheit.

Die Hauptmängel des Gedichtes, das sich durch wuchtige, sich gleichsam emporthürmende Sprache auszeichnet, liegt darin, daß, während wir einen Kampf zwischen den Dämonen und Menschen zu sehen vorbereitet werden,

die von den Dämonen angefallenen Menschen sich ohne den geringsten Versuch des Widerstands diesen ergeben. Das Gute im Menschen durfte doch nur allmählich den Verführungen erliegen. Die Lichtgeister werden eben während aller dieser Gräuel als ferne gedacht; sie erscheinen erst im dritten Theil und werden da allerdings nach kürzestem Kampfe mit den Dämonen fertig. Doch treten, gegenüber diesen kräftigen, durch und durch concreten, mit den gefährlichsten Waffen versehenen Mächten die Lichtgeister in solcher Einförmigkeit, Dürftigkeit und Blöße auf, daß wir an ihren raschen Sieg nicht recht zu glauben vermögen. Freilich hat der Dichter andererseits den bösen Mächten von vorn herein zu viel menschlichen Lebensinhalt als Eigenthum überliefert: die sieben Todsünden haben zum Theil sehr berechtigte Seiten an sich. Zorn, sinnliche Liebe, ja auch die „Ichsucht" sind bis zu einem gewissen Grade auf bestimmten Gebieten völlig am Platze.

Die Cantate schließt mit einem Anklang an Ahasver. Zwar wurden, nachdem der Mensch die Tiefe des gähnenden Abgrunds vollkommen ermessen, die finsteren Mächte besiegt. Doch ewig steht „die Sonne des Geistes über dem Abgrund", die blinden Triebe walten ewig in der Tiefe. Einen positiven dauernden Sieg des Lichtes stellt der Dichter nicht in Aussicht; er verkündet nur die endliche Todesruhe, ganz im Sinne Ahasvers. Die Menschen werden ewig siegen, erliegen und ringen,

Bis sie ruhn, wo dem Urlicht
Sich gattet die Urnacht
In der Stille des Alleins
Auf ewig erlöst.

Ein abschließendes Urtheil über Hamerling zu fällen, ist heute natürlich nicht möglich. So viel steht fest, daß wir an ihm einen Dichter von tiefem modernen Ideengehalte, dithyrambischem Gefühlsschwunge und entschiedener Gestaltungskraft besitzen. Das Bedeutendste hat er unstreitig auf epischem Gebiete geleistet. Doch wäre es gerade interessant, weitere dramatische Versuche von ihm zu erhalten. Da bei ihm stets die einheitliche Idee der Punkt ist, von dem aus alles Leben in die Hauptgestalten seiner Epen fließt, so scheint es doch nur einer energischen Anstrengung des Dichters zu bedürfen, um einen einheitlichen dramatischen Aufbau zu liefern und in alle Theile einer Handlung den raschen Pulsschlag einer fortschreitenden Idee zu gießen.

In der allgemeinen Art unserer Ausführungen glauben wir uns mit Hamerling selbst im Einklange zu befinden. Er sagt in seinem Epilog zur 2. Auflage des „Ahasver", daß das echte Dichterwerk geheimnißvoll tief ist wie ein Naturwerk, daß es sich daher für den Erklärer nicht darum handeln kann, was der Dichter mit Bewußtsein hineingelegt, sondern was überhaupt

darin liege, und daß über letzteres die Competenz des Dichters nicht größer ist als die jedes Anderen. Johannes Volkelt.

Die Heilstätte zu Loschwitz.

Wer das herrliche Dresden besucht und, von der Besichtigung seiner Kunstschätze ermüdet, sich hinaussehnt in die frische Natur, den führt der erste Weg meist stromaufwärts an den „Prinzenschlössern" vorüber nach dem anmuthigen Loschwitz, das von seinen sanften, rebenbewachsenen Höhen aus einen freundlich schönen Blick über die Elbe, die zahllosen Villen und Gärten längs der Ufer des Flusses und die Hauptstadt Sachsens bietet. Das Auge wird nicht müde, diese Landschaft, die wie ein einziger grünender Garten sich ausdehnt und durch die der glänzende Strom heiteren Laufes dahinwallt, zu überschauen und wenn es sich an dem von Dampfschiff und Dampfwagen belebten Bilde satt gesehen, ruht es mit Behagen auf den Häusern, Kirchen und Palästen, die elbabwärts den Gesichtskreis schließen, den genußreichen Sitz hauptstädtischen Lebens bezeichnend. Wie oft hört man da den sehnsüchtigen Ausruf: „Hier möcht' ich wohnen, hier in vollen Zügen Aug' und Gemüth erquicken, Körper und Herz gesunden lassen!" Von den Tausenden aber, die solchen Wunsch laut aussprechen oder still empfinden, ist es nur wenigen vergönnt, auf dieser Scholle rastend zu wohnen. Der Gedanke, hier ein Asyl zur Erholung und Genesung von den Leiden und Sorgen des täglichen Daseins zu finden, wird nur für die Glücklichen zur That, welchen „der große Wurf gelungen", eine Wohnung zu erringen, um sie für nicht geringe Opfer zeitweilig ihr eigen nennen zu dürfen. Die meisten müssen sich mit dem kläglichen Bewußtsein des Touristen begnügen, auch einmal „da gewesen" zu sein, oder mit dem kargen Ersatz, die Loschwitzer Höhen von dem gegenüber in der Niederung liegenden Blasewitz betrachten zu können.

Nach dem Gesagten wird es einleuchten, was es hieß, als „Mutter Simon" — so nennt sie der Volksmund — nach dem deutsch-französischen Kriege, in welchem sie, ebenso wie 1866, sich durch Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Felde, durch Aufopferung, Umsicht, Thatkraft und eminent praktische Begabung unvergängliche Verdienste erworben hatte, zu dem Entschlusse kam, hier, auf diesem wie dazu geschaffenen Fleck Erde, eine Heilstätte für deutsche Invaliden verbunden mit einem Daheim für alleinstehende Kranke zu begründen. Es ist, als wäre die treffliche Frau dabei von der Mahnung des nationalen Dichters geleitet worden, dessen persönliches Andenken an dem kleinen Loschwitz haftet:

Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft!

Der Zufall war ihrem entschlossenen Handeln günstig und gab ihr die Möglichkeit, im Herbst 1871 ein für solche Zwecke vorzüglich geeignetes Grundstück zu erwerben, welches alle Vorzüge eines Landsitzes mit denen eines Krankenasyls vereinigt. Einerseits durch bewaldete Hügelrücken gegen Nord- und Nordostwinde geschützt, da es nur in halber Höhe der Elbgelände liegt, andererseits eine unbeschränkte Aussicht bietend, still und abgeschieden vom Straßenlärm, vom Staube der Heerstraße und vom Wege der „streng nach Bädeker" Reisenden, und doch wieder durch die verschiedensten Mittel leichten und schnellen Verkehr mit Dresden ermöglichend, breitet sich dies Areal mit seinen umfangreichen Garten- und Parkanlagen auf etwa 115,000 Quadratellen aus, überall freier, frischer Luft und sonnigem Lichte den Zugang gestattend.

Als Frau Marie Simon dies Besitzthum „auf eigene Rechnung und Gefahr" (eine hier wörtlich zu nehmende kaufmännische Phrase) im Februar 1872 übernahm, gehörte wohl ein so praktisches Talent, eine so patriotische Hingabe, wie sie bekundet hat, dazu, um das Unternehmen zu wagen. Die Beiträge flossen anfangs spärlich, aber rasch und consequent ging sie an die Verwirklichung ihres Planes, Haus und Garten wurden umgestaltet und am 23. April 1872, dem Geburtstage des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs Albert von Sachsen, konnte die der Nächstenliebe dienende Anstalt eingeweiht werden. Der Aufruf der thatkräftigen Frau, die sich entschlossen hatte, mit dem Aufgeben ihres bürgerlichen Berufes ganz den Werken der Krankenpflege zu leben und ihre in zwei großen Kriegen gesammelten Erfahrungen auch im Frieden zu verwerthen, fand unterdessen in ganz Deutschland ein lautes Echo. Namhaftere Beiträge gingen ein und der Erfolg sprach ebenso für das Nationale und Humane des Projectes, wie für die verdiente Popularität der Gründerin, die freilich trotzdem noch aus eigener Tasche zusteuern mußte, im Gegensatze zu den reichgewordenen Gründern der Neuzeit. Denn wenn auch am Schlusse des ersten Jahres mehr als 17,000 Thaler eingegangen waren, so reichte doch diese Summe zur Ausführung des hochherzigen Planes bei Weitem nicht aus. Die Kosten der Erwerbung, Unterhaltung und Administration in einem Maßstabe, welcher den Zwecken des Ganzen entspricht, erheischen noch 4—5 mal so viel, um die Zukunft jenes Asyls vor den Wechselfällen einer ungewissen Existenz sicher zu stellen. An dem deutschen Volke ist es, das so schön begonnene Werk, auf das wir mit Stolz hinblicken können, ausbauen zu helfen und, in dankbarer Erin-

nerung an die großartigen Leistungen der Krankenpflege auf den Schlachtfeldern Oesterreichs und Frankreichs, eine Anstalt zu fördern, welche das edle Ziel anstrebt, eine Zufluchtsstätte für alleinstehende Kranke aller Kreise, ein Asyl für kranke Invaliden der deutschen Heere, eine Vorschule zur Ausbildung tüchtiger Krankenpflegerinnen außerhalb der kirchlichen Genossenschaften zu sein.

Es war ein freundlicher, sonniger Morgen dieses Frühjahrs, als ich zum ersten male Gelegenheit hatte, die Heilstätte, von der ich schon so viel gehört, zu besuchen. Nachdem mein Wagen die malerische Elbbrücke passirt hatte, rollte er im Fluge an dem Albert-Theater, dem jüngstvollendeten Musentempel der Neustadt vorüber; vorbei ging's an dem etwas verödeten „Linke'schen Bade", an reizenden Villen und Gärten, zwischen denen die ernste, fast klösterliche Diakonissenanstalt mich an die Verschiedenheit der Auffassung des Samariterdienstes gemahnte. Hier, im Diakonissenhause, wo die Krankenpflege zuerst gelehrt und geübt wurde, welches das Verdienst hat, der Ausgangspunkt für diese Bestrebungen gewesen zu sein, eine streng religiöse Richtung, die Barmherzigkeit im Dienste der Kirche, die alte, gebundene Ordnung, welche der Bibel ihren Platz neben dem Krankenbette anweist und keinen anderen Aufblick vom Leidenden gut heißt, als den zum Himmel. Dort an den Heilstätten, an denen Albertinerinnen wirken, ein freier, weltlicher Zug, die Nächstenliebe um der Menschheit und um des Guten willen, eine Disciplin wie unter den Töchtern eines sittlich tüchtigen Haushaltes, ein Erfassen der Aufgabe vom Standpunkte des practischen Lebens und der freundlichen Wirklichkeit, eine Arbeit im Dienste der Nation. Beide Richtungen gleich ehrlich, aufopfernd und eifrig am Werke des Wohlthuns, beide, nach dem schönen Bilde der Maria und Martha, friedlich und schwesterlich Hand in Hand auf verschiedenen Wegen in verschiedener Form, doch dem einen großen Ziele der Humanität zustrebend.

Die Fahrt ging am hübsch gelegenen Waldschlößchen entlang. Rechts auf dem frisch-grünen Anger am Elbufer winkte die junge Eiche herüber, die man 1865 am Sängerfeste gepflanzt. Unwillkürlich mußte ich jene Tage des Volksjubels, der Redelust, der träumerischen Schwärmerei von Turn-, Sang- und Schützenbrüdern den ernsten Jahren der entscheidenden Thaten, der blutigen Kriege, der siegreichen Machtentfaltung unseres Reiches gegenüberstellen. Waldesstille nahm mich auf. Mir blieb Zeit zu Betrachtungen darüber, wie die Wucht der Ereignisse unser ganzes Wesen umgewandelt. Ja, das Dichterwort ist wahr von dem

„großen gigantischen Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

Wie uns die Erfolge unserer Waffen selbstbewußter, straffer, energischer ge-

macht, so haben sie uns auch für alle ins Große gehenden Organisationen, für alle practischen Fragen des Lebens empfänglicher gemacht. Namentlich hat sich die Umgestaltung der freiwilligen Krankenpflege in Krieg und Frieden als eine der edelsten Früchte jener Epoche herausgebildet. Was sich früher in einzelnen an sich ganz guten, aber ungenügenden Handlungen planlos verzettelte, zeigt jetzt eine wohlorganisirte Gliederung und militärische Präcision. Die noble Passion, das unweibliche Auftreten, der schwärmende, dilettantische, empfindsame Typus der früheren Pflegerinnen — alles dies ist dem Bewußtsein der Pflicht des weiblichen Berufs, dem Verständniß für die Grenzen desselben, der tüchtig geschulten Ausbildung gewichen. Hieß es sonst: „Noth lehrt beten", so lautet die auf den Schlachtfeldern gewonnene Devise: „Noth lehrt handeln". Denn die Noth, der Zwang, die Verlegenheit, die Hülflosigkeit — sie waren unsere Lehrer, sie machten uns unerschrocken, entschlossen, erfinderisch. Die nüchternen, schlichten Schilderungen der „Mutter Simon" in ihrem Kriegstagebuche zeigen, was es heißt, alles aus sich selbst schaffen, oft ohne genügenden Beistand, oft gegen widerstrebende Elemente. Während eine Miss Nightingale sich munificenter Unterstützung und Förderung erfreute, hat die deutsche Frau ihre Erfahrungen schwerer und mit Opfern erwerben müssen.

Die das Elbthal überragenden Schlösser verkündeten mir die Nähe des Ziels. Bald bog der Wagen von der Landstraße in der Gegend des „Mordgrundes" ab und hielt vor einem ländlichen Gebäude älteren Stils an einem von schattigen Bäumen umgebenen Vorplatze. Der kleine Hof, durch welchen man eintritt, zeigt links Oekonomiegebäude, rechts ein Wohnhaus, offenbar die älteste der dortigen Baulichkeiten, die seit der Begründung durch Anbau eines neuen Flügels wesentlich erweitert worden sind. Das Empfangszimmer zu ebener Erde, wo ich der Leiterin dieses Asyls harrte, ist einfach und freundlich. Sein reichster Schmuck ist ein Brustbild der Königin Carola, welches die hohe Protectorin und Präsidentin des sächsischen Albertvereins nach dem Kriege von 1870 und 71 der Frau Simon zum Geschenke machte, ein Bild, dessen Züge mit Milde, Sanftmuth und Leutseligkeit den Ausdruck festen, bestimmten Wollens und klaren Entschlusses verbinden. Die Fürstin, deren Name dauernd mit der Geschichte des rothen Kreuzes verbunden sein wird, weil sie nicht nur von oben herab tonangebend leitete und anordnete, gewissermaßen nur mit ihrem Namen hervortrat, sondern in eigenster persönlicher Thätigkeit an Allem Theil nahm, hat es verstanden, für jede Aufgabe die richtigen Kräfte zu finden und diese an den richtigen Platz zu stellen. Daß sie mit hellem Blick auch in Bezug auf Marie Simon das Rechte getroffen, sah ich bald ein, nachdem diese eingetreten war und ein kurzes Gespräch über ihre Zielpunkte und über die Heilstätte mir das Wesen dieser Frau

erschlossen hatte. Ihr merkwürdiges Naturell, liebenswürdig und gutmüthig, offen und ehrlich, energisch und practisch, vom regsten Interesse für die Sache erfüllt und frei von persönlicher Eitelkeit ist wie geschaffen zur Organisation, Ausführung und Anleitung. Gerade und entschieden gegenüber jedem Mißbrauche edler Motive, gegenüber der Halbheit und der Intrigue, macht sie den Eindruck einer Frau, der das „Thue recht, scheue Niemand" auf die Stirn geschrieben scheint. Und dieser fast männliche Characterzug vereint sich mit einer anspruchslosen Zurückhaltung, mit schlichter Bescheidenheit bezüglich der eigenen Erfahrungen und Erlebnisse. Diese Hand arbeitete nicht bloß am grünen Tisch, sondern ist gewöhnt und gestählt zu jeder Anstrengung. Das Auge blickt freundlich aber scharf, Stimme und Sprache zeigen, daß sie wissen, was sie wollen, und jede Bewegung lehrt, daß sie das durchsetzt, was der Verstand für richtig erkannt hat. Furcht und Bequemlichkeit sind diesem Gesichte fremd, das schwerlich jemals beim Sausen der Geschosse gezuckt, das den Seuchen ebenso unerschrocken entgegen geblickt hat wie dem Pulverdampf.

Gleich einer aufmerksamen Wirthin und umsichtigen Mutter wirkt Marie Simon in dieser Heilstätte. Als sie mich treppauf, treppab durch die sauberen, luftigen Zimmer führte und mir die innere Einrichtung des Hauses zeigte, entging ihrem Auge nichts; im Vorbeigehen gab sie da und dort eine Anordnung. In jeder Krankenstube, die wir betraten, machte sie mich mit dem betreffenden Patienten tactvoll bekannt und wußte mit einigen herzlichen Worten, mit einem der Individualität des Kranken angemessenen ernsten oder jovialen Zuspruch dem Herzen derjenigen wohlzuthun, die ihrer Pflege anvertraut waren. Der Ausdruck des Behagens, der Zufriedenheit und Dankbarkeit war auf jedem Gesichte zu lesen und offenbarte sich in ungekünstelter Weise, wenn sie kam und ging. Frauen und Männer, Reich und Arm schienen sich bei der trefflichen Pflege wohl zu fühlen und dies um so mehr, als das Haus nicht eigentlich einem Krankenhause, sondern mehr einer ländlichen Pension gleicht und sich einen mehr familiären Anstrich bewahrt hat. Das monoton zellenartige der Hospital-Krankenzimmer ist hier aufs Glücklichste vermieden. Jedes Zimmer ist mit einiger Abwechselung sauber, bürgerlich-behaglich eingerichtet; jedes hat sein besonders gekennzeichnetes Service, so daß der Bewohner vor Verwechselung sicher ist. Man findet nichts Ueberflüssiges, aber manchen kleinen Comfort und die gerade bewohnten Zimmer lassen an der Ausschmückung, die jeder Patient seiner speciellen Gewohnheit gemäß angebracht hat, indem er kleine Lieblingsgegenstände, die ihn zu Haus umgaben, auch in dies zeitweilige Daheim mit übertragen hat, erkennen, daß es sich in diesen Mauern gut wohnt.

Das Haus kann der Zeit 20 Kranke aufnehmen und beherbergt Männer und Frauen in getrennten Flügeln. Im ersten Jahre ihrer Wirksamkeit

hat die Heilstätte 32 Kranke behandelt, 21 vom Militär-, 11 vom Civilstande. Die Gesammtsumme der Verpflegungstage belief sich auf 3173. Unentgeltlich verpflegt wurden 15 dem Militärstande Angehörende. Im zweiten Jahre wurden ebenfalls 32 Personen verpflegt, von denen 14 dem Militär- 18 dem Civilstande angehörten. 17 Personen (11 Militärs, 6 Civilpersonen) erhielten unentgeltliche Pflege. Die Summe der geleisteten Verpflegtage betrug 3867, war also gegen das erste Jahr gestiegen. Erscheint dies Resultat manchem dennoch geringfügig, so muß berücksichtigt werden, daß die Mittel noch bescheiden sind und daß die Anstalt eben erst in beginnender Entwickelung ist. Ihre Zweckmäßigkeit für chirurgische und innere Kranke, besonders für Operirte, für Nervenkranke, für Reconvalescente ist aber schon jetzt sicher gestellt und wird sich ohne Zweifel in Zukunft bewähren, sobald die deutschen Aerzte das treffliche Asyl durch häufige Zuweisung geeigneter Kranker nach allen Beziehungen hin erproben und kennen lernen. Die ärztliche Behandlung ruht in den Händen von anerkannt tüchtigen Dresdener Aerzten, neben denen dem Kranken die Wahl eines eigenen Arztes freigestellt ist. Die Pflege kann nicht besser wahrgenommen werden, als durch die Leiterin des Ganzen, unter deren Anweisung theils geübte Pflegerinnen des Albertvereins, theils Schülerinnen der Krankenpflege wirken. An letzteren wurden im ersten Jahre 9 in die Vorschule aufgenommen. Die ökonomische und diätetische Seite der Verpflegung ist rationell und nicht kärglich. Frische Milch, kräftige, den Kranken angemessene Kost wird geboten, je nach ärztlicher Anordnung sogar gewählte Speisen und Getränke. Alle anderen Bedingungen der Genesung sind durch die Reinlichkeit, durch die herrliche Luft, durch den umgebenden Garten- und Waldpark, durch anmuthige Aussicht und heitere Geselligkeit in hohem Grade erfüllt. Das Princip ist, jedem Patienten eine Zwanglosigkeit zu lassen, die sich mit den Kurzwecken verträgt, ihn in Bezug auf seine Lebensweise nicht unnöthig einzuschränken; ja selbst Ausflüge in die Umgegend zu ermöglichen, wenn der Zustand es gestattet.

Natürlich muß die Anstalt vorläufig sich selbst erhalten. Sie ist daher nicht in der Lage, die zahlreich eingehenden Gesuche um unentgeltliche Aufnahme stets berücksichtigen zu können. Soweit die Verhältnisse es zulassen, werden jedoch Invaliden des deutschen Heeres, ohne Rangunterschied, frei aufgenommen und verpflegt, unbemittelte Kranke, besonders solche, die sich um das Wohl des Vaterlandes als Künstler, Gelehrte ꝛc. verdient gemacht haben, gegen ein nur mäßiges Kostgeld. Für Bemittelte ist der vollständige Pensionspreis, einschließlich der ärztlichen Behandlung, Medicamente, Bäder, Beköstigung, Heizung, Beleuchtung und Wartung auf 100 bis 120 Thlr. monatlich festgesetzt, je nachdem größere oder kleinere Wohnräume verlangt werden.

Der Plan der Gründerin geht zunächst dahin, für 60 Kranke ausreichende Lokalitäten zu schaffen. Von den letzteren sollen 20 Kranke gegen einen Pensionspreis von 100 Thlr. monatlich je ein Separatzimmer mit Schlafkabinet, und weitere 20, welche dem Vaterlande in irgend einer Weise anerkennenswerth gedient haben, gegen einen nach Maßgabe ihrer persönlichen Verhältnisse billig zu bemessenden Pensionspreis je ein besonderes Zimmer für sich erhalten. Für 20 Invaliden dagegen sollen 10 Zimmer hergerichtet werden, in denen je 2 von ihnen unentgeltlich Aufnahme finden. Diese drei Kategorien für Bemittelte, für Unbemittelte aber durch Verdienst Hervorragende, und für Soldaten machen es möglich, den practischen, gemeinnützigen und patriotischen Anforderungen zugleich gerecht zu werden. Zur Vervollständigung des Projectes dienen dann noch 2 Separaträume zur Unterbringung von zu isolirenden Kranken, Gesellschaftsräume, wie sie für Genesende unentbehrlich sind, und Wohnräume für 6 Pflegerinnen und 24 Schülerinnen der Krankenpflege, sowie die dem entsprechend vergrößerten Wirthschafts- und Badelokalitäten.

Die Mittel zu dieser unentbehrlichen Vervollständigung der „Heilstätte" fehlen der muthigen Begründerin freilich noch und es wird wohl noch viel Wasser die Elbe hinabfließen, ehe alles nach Wunsch vollendet ist. Allein mildthätiger, vaterländischer Sinn wird, so darf man erwarten, das Unternehmen stützen und fördern, um so mehr, als die Schöpferin desselben, treu dem Dichterspruche: „Nichts halb zu thun ist edler Geister Art" sich mit aller Begeisterung dem Werke widmet. Es wäre zu bedauern, wenn das Vorbild, welches auch in dieser Hinsicht die Kaiserin Augusta und die Königin Carola geben, indem sie bei jeder sich darbietenden Gelegenheit dieses vaterländischen Unternehmens fördernd gedenken, nicht weitere Kreise zur Nacheiferung anregte.

Von einem Altan des Hauses warf ich vor meinem Scheiden noch einen Rundblick über dies Asyl, über die sauberen Gebäude, den sonnigen Obst- und Gemüsegarten, den schattigen Park und die liebliche Umgebung. Ich mußte mir sagen, daß die Anlage nicht glücklicher sein könnte, daß eine solche Heilstätte in einer der freundlichsten Gegenden Deutschlands, in unmittelbarer Nähe einer der anziehendsten Städte des Reichs, von Haus aus mit allen Vorzügen ausgestattet ist, die sich so leicht nicht anderwärts vereint finden dürften. Hier wird der mit Glücksgütern Gesegnete, welcher eines Familienkreises entbehrt, in Krankheit die Wartung und Pflege finden, welche den häuslichen Comfort ersetzen. Hier darf der „Ritter vom Geiste", der in Wissenschaft, Kunst oder Industrie zum Ruhme unserer Nation beigetragen, eine Zuflucht in Noth und Leiden erblicken. Und unsere Invaliden, seien es Officiere oder Mannschaften des deutschen Heeres, sollen hier von

Wunden und Krankheit, die sie im Dienste des Vaterlandes betroffen, die nöthige Pflege finden, wenn das starre Gesetz, das ja immer nur in gewissen Grenzen helfend eintreten kann, Milderung und Abhülfe auf solchem Wege erheischt. Wenigstens einer kleinen Schaar derer, die Blut und Gesundheit für uns hingegeben, soll hier durch ärztliche und pflegende Fürsorge der Dank, der ihr gebührt, werden; denn die Noth einzelner bildet leider die Kehrseite unserer Siegesmedaille und bestätigt die Erfahrung, daß, wo viel Licht ist, auch viel Schatten sein muß.

Kann und soll in dieser Beziehung die „Heilstätte" eine Lücke ausfüllen und eine Ehrenschuld gegenüber unseren Kriegern tilgen, so wird sie — last not least — eine Vorschule und Bildungsanstalt tüchtiger Krankenpflegerinnen werden. „Mutter Simon", die es im Felde verstand, für Hunderte und Tausende von Soldaten Mahlzeiten zu schaffen und zu bereiten, für Verbandmittel und Unterkunft, für Evacuirung und Transport, für Kleidung, Wäsche und Feuerung zu sorgen und so die Sendungen aus der Heimath durch das in Feindesland Selbstgeschaffene zu ergänzen, sie hat hinlänglich erfahren, daß es nicht genug ist, wenn eine Pflegerin die nöthigen Handreichungen am Krankenbette und die medicinische Seite ihres Berufes kennt, die wirthschaftlichen Zweige aber vernachlässigt. In Küche und Keller, am Waschkessel und Backofen, im Stall und am Gemüsebeet, muß die Bescheid wissen, welche lernen soll, sich und anderen in unvorhergesehenen Lagen zu helfen. „Nichts, was den Menschen betrifft, ist mir fremd" muß der Wahlspruch einer wahrhaft umsichtigen Pflegerin sein, welche dem Kranken auch unter den schwierigsten Verhältnissen das Leben erleichtern und nicht rathlos dastehen will, wenn sie die Bequemlichkeiten eines geordneten Hospitals durch eigenes Denken und entschlossenes Handeln ersetzen soll oder wenn es z. B. gilt, ein Lager, eine Mahlzeit zu improvisiren.

Leider sind wir noch weit von den goldenen Tagen des allgemeinen Völkerfriedens entfernt und das in Waffen starrende Europa nöthigt auch uns Deutsche noch, auf der Wacht zu sein und dem Kriege durch die Kriegsbereitschaft zu wehren. Um so mehr aber ist es Pflicht, in Friedenszeiten für Ausbildung in organisirter Krankenpflege zu wirken und jede dahin zielende Institution zu förden. In diesem Sinne hat sich das rothe Kreuz im weißen Felde zu einem Symbol der humansten Bestrebungen gestaltet. Möge die „Heilstätte" zu Loschwitz unter diesem Banner als eine freisinnig und vollsthümlich geleitete, echt nationale Anstalt blühen und gedeihen! Mögen an ihr die Worte sich bewähren, welche der tiefsinnigen Sage nach einst dem Kaiser Constantin neben dem Bilde des Kreuzes am Himmel erschienen: „Unter diesem Zeichen wirst du siegen". Fritz Lindenstedt.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Briefe eines Deutschpariſers. Zerfahrenheit; Treiben der Bonapartiſten. — So lange geht der Krug zu Waſſer, bis er bricht. Freilich! Aber er kann doch verteufelt lange zu Waſſer gehen, ehe die Scherbenkataſtrophe eintritt. Richten Sie den Blick nach Verſailles: ſeit wann prophezeit man dem Volke das Brechen des großen Kruges, in dem ihm der Nektar der Republik dargereicht werden ſollte, und der bisjetzt nur eitel Tünnbier aus der Monarchiſten-Brauerei enthielt? Das Gefäß iſt voller Spalten und Riſſe, geſchickte Topfflicker haben mehrfach ihre Kunſt daran geübt, und noch immer bricht der alte Krug nicht.

Das rechte Centrum hatte vertrauensvoll auf das linke geblickt und gehofft, es werde mit ſeiner Hülfe den projektirten Sommerfeldzug glorreich ausführen können. Funfzig brave Orleaniſten machten ſich herzhaft an's Berathen und Beſchließen und das verheißende Programm, mit dem ſie an die Oeffentlichkeit traten, hätte traurig ſein können, wäre es nicht gar zu ergötzlich geweſen. Das linke Centrum lachte denn auch nur dazu; die funfzig Helden aber trollten ſich beſchämt und betrübt, denn ſie hatten es für den Augenblick auch mit ihren Geſinnungsgenoſſen von der Rechten verdorben. Auf dem geraden Wege gingen in ihrem Programm die Männer vom linken Centrum vor: Entweder unverzügliche endgültige Begründung der Republik oder Auflöſung der Nationalverſammlung und Neuwahlen! lautet ihre Forderung.

Die Parteizerfahrenheit, welche die Nationalverſammlung kennzeichnet, beweiſt nichts ſchlagender, als das Ergebniß der Verhandlungen über das Munizipalwahlgeſetz. Der erſte Artikel, durch den die Regierung ermächtigt wird, zwei von den drei Mitgliedern der Liſtencommiſſion zu ſtellen, wird mit 403 gegen 383 Stimmen angenommen; der Artikel 5, nach dem alle ihrer bürgerlichen und politiſchen Rechte theilhaftigen 25jährigen Franzoſen wahlberechtigt ſein ſollten, mit 348 gegen 337 Stimmen verworfen! — Die Republikaner betrachten dieſe Verwerfung mit Recht als eine bedeutende Errungenſchaft, denn es involvirt jener Artikel die Beibehaltung des Wahlrechtes mit 21 Jahren. Ob ſie berechtigt ſind, nach dem Ergebniß auf das der Abſtimmung über den Altersparagraphen des Kammerwahlgeſetzentwurfes zu ſchließen, iſt eine andere Frage.

Das Vorgehen der Regierung beweiſt, daß im Gebiete der Politik Alles beim Alten geblieben: „De Broglie n'est plus, vive de Broglie!“ Herr de Labadie, der Präſident des aufgelöſten Generalrathes von Bouches-du-Rhône, verlangt, der Unterſuchungscommiſſion bezüglich der Vorgänge im Marſeiller Sitzungsſaale reinen Wein einzuſchenken, und ohne Weiteres wird er mit

ſeiner gerechten Forderung abgewieſen. Der und jener Gemeinderath macht Etwas dem Herrn Präfekten nicht recht: gleich iſt der Sedeztyrann mit einem Auflöſungsbefehl bei der Hand. Die und jene Zeitung äußert ſich in etwas herber Weiſe über die Komödie, die von den Gewalthabern geſpielt wird flugs wird ſie durch einen Machtſpruch abgethan. Dagegen dürfen die Organe der Bonapartiſten unbehelligt die Republik höhnen und ſchmähen, ſo oft es ihnen beliebt.

Die bonapartiſtiſche Nobelbande war ſeit dem Wahlſiege in Nièvre ſehr übermüthig geworden. Es ſchwoll den Helden der Kamm, und ich glaube, es war Urſache dazu vorhanden. Wir haben vorigen Dienſtag geſehen, weſſen ſich das Land ihrerſeits zu verſehen hat. Das Schriftſtück, welches der Deputirte Cyprien Girard in der Kammer vorlas, gewährt belehrende Einblicke nicht nur in das Treiben der Partei, ſondern auch in die Welt ihrer Connexionen: ſie haben „ihren Magne d'rinnen", das merkt man. Wie ſie mit dem Präſidenten der „Republik" ſtehen, lehrt zur Genüge die Thatſache, daß Mac Mahon auf dem vertraulichſten Fuße mit gewiſſen Büttelkreaturen Napoleons III, z. B. dem Ex-Präfekten de Saint-Paul, lebt. Mit bekannter Heuchlermiene und großem Entrüſtungs-Aufwande trat der Ex-Vicekaiſer der Anklage Girard's gegenüber auf; der Mann ſelber iſt, nach ſeinen eigenen Worten, ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind, und wollte man ihm nur Glauben ſchenken, ſofort würde er rufen: „Es lebe die Republik!" Allein Rouhero Rouherini, wie ſeine Landsleute ihn nennen, ging doch wohl in ſeiner Demuth und Zerknirſchtheit etwas zu weit als er, der Vertreter des 2. December, der Regierung vom 4. September mit einem Gränchen ſeines alten Miniſterſpottes aufwarten zu wollen ſich beikommen ließ. Léon Gambetta ſah das ein und antwortete darauf mit einem zwiefachen Keulenſchlage, der den härteſtgeſottenen Bonapartiſten-Büttel aus ſeiner Ruhe aufjagen mußte. Die Anrede „Elende, die Ihr Frankreich ins Verderben ſtürztet!" — in der Gambetta, wie er nachträglich kommentirte, nicht nur eine Beleidigung, ſondern eine Brandmarkung erblickt — lautet am Ende nicht parlamentariſch, Monſieur Buffet ſah ſich als Freund der entſetzten Dynaſtie veranlaßt, den Redner zweimal zur Ordnung zu rufen; aber die Worte ſind wahr, die Patrioten in Frankreich dürfen für die Apoſtrophe dem Deputirten Anerkennung zollen, denn nicht nur fuhr dieſelbe wie ein Bannſtrahl unter die bonapartiſtiſchen Abenteurer, ſie ſchreckte auch Tauſende von Staatsbürgern aus dem gefährlichen politiſchen Gleichmuth auf, zu dem ſie ſich von der de Broglie'ſchen Jeſuitenpolitik hatten herabkirren laſſen.

Die Bonapartiſten traten ſeit der Epoche Mac Mahon's mit einer Unverſchämtheit auf, die nur den Wunder nehmen kann, der die Sippe nicht kennt. Unter Thiers wagten ſie nicht zu mucken; gleichwohl ſorgten ſie

ſchon damals für die Veröffentlichung einer Anzahl Broſchüren, womit die Reinwaſchung des Exkaiſers bezweckt ward und die in Hunderttauſenden von Exemplaren durch's Land wanderten. Es iſt hier vielfach nicht ohne Grund behauptet worden, wäre Napoleon III am Leben geblieben, ſo hätte er längſt die Zügel der Regierung wieder in Händen. Von den zahlreichen Agenten der Familie ward in der Stille eifrig weiter gewirkt. Sie ließen nichts außer Acht, was nur irgendwie ihr Werk fördern konnte, verſchmähten keineswegs, in Volkskreiſen für ihre Sache Propaganda zu machen, und kirrten Viele im Beſonderen dadurch, daß ſie im Auftrage „Monſeigneurs des Prinzen" dem und jenem dunkeln Parteigänger, der als Mann aus dem Volke gewagt hatte, etwa auf offener Straße „Vive l'Empereur!" zu rufen, ſeinen Heldenmuth mit einer kleinen goldenen Denkmünze lohnten. Die Umtriebe zum Tage der Mündigwerdung des Kleinen von Chiſelhurſt ſind bekannt. 5000 biedere Franzoſen — unter dem Kommando des hochberühmten Winkelliteraten Jules Amigues ſelbſt ein paar Arbeiter — brachten dem „erlauchten Jüngling" ihre Huldigung dar. In den Schaufenſtern der Bilderhändler war die Photographie-Reclame ſtereotyp: die ganze heilige Familie blieb im Bilde ausgeſtellt, in mehrfacher Ausfertigung, in der rührendſten, devoteſten, demüthigſten Haltung. Gleich nach der Wahlcampagne in Nièvre ward in vielen Exemplaren eine Photographie verbreitet, die den Prinzen Louis Napoleon darſtellt, wie er die Hände gen Himmel erhebend auf einem von vier Perſonen: einem Landmann, einem Arbeiter, einem Soldaten und einem Bürger, getragenen Schilde kniet. Die Figur des Bürgers, von dem man nur den Hut und die Rockſchöße ſieht, gab beiläufig zu der Bemerkung Anlaß, es veranſchauliche dieſelbe wohl den verſchämten Bonapartismus.

Auch im Salon befindet ſich ein Bildniß des hoffnungsvollen Jünglings. Iſt der Umſtand an und für ſich ſchon bezeichnend, ſo ſind es noch in höherem Grade die Worte im Kataloge: „Portrait du Prince impérial". Kein Menſch denkt daran, daß dieß geradezu eine Verhöhnung der Verſammlung iſt, welche die Familie Bonaparte mit dem Thronbann belegte. Louis Napoleon ward von Jules Joſeph Lefebvre dargeſtellt, wie er mit läſſig herabhangender Rechten, mit der das Handſchuhpaar haltenden Linken auf den Tiſch ſich ſtützend daſteht. Natürlich ſtellt ſich der Thronprätendent dem Publico in faſhionabler Salontracht, im ſchwarzen Frack mit weißer Kravatte vor. Auch trägt er das große Band der Ehrenlegion. Das Beiwerk auf dem Tiſche beſteht in ein paar Geſchichtsbüchern und einem halb in Trauerflor gehüllten Veilchenſtrauß. Das Bild iſt ſauber gemalt und ich glaube nicht, daß der Vorwurf der Nichtähnlichkeit, den die Bonapartiſten erheben, begründet iſt. Aber auf einen hohen Grad von geiſtiger Befähigung läßt

das blaſſe, ſchmale, nichtsſagende Knabengeſicht nicht ſchließen. Zum Verwundern iſt es, daß dem Bilde nicht ein Plätzchen im „Ehrenſaal" eingeräumt ward; unter dem Portrait Mac Mahon's z. B. hätte es ſich ganz gut ausgenommen. Das von dem Boſtoner Healy gemalte Bildniß Adolf Thiers' wurde natürlich nebſt dem ſeines Freundes Waſhburn in der allerhinterſten Räumlichkeit ausgeſtellt.

Der Triumph des Ex-Ecuyers Bourgoing hatte den Dünkel der Bonapartiſten auf die Spitze getrieben. Das Duckmäuſergebahren der Ränkeſchmiede war vollends dem frechſten Auftreten, offenbaren Drohungen gewichen. Denke man ſich ihre Wuth nach dem Ausrufe Gambetta's! Die Fluth von Schimpfreden, in der ſich Tags darauf u. a. der imperialiſtiſche Raufbold Paul Granier aus Caſſagnac im „Pays" gegen die Republikaner erging, verdunkelte die Wohlredenheit der Plebejer im Quartier Mouffetard und der Fiſchweiber von der Halle. Hätte es das Geſindel noch dabei bewenden laſſen, aber nein, die Gelegenheit, eine gewaltſame Auflöſung der Nationalverſammlung herbeizuführen, war gar zu verführeriſch, man erinnerte ſich der Gaſſenſiege, die man in den letzten Jahren des Kaiſerreichs über wehrloſes Volk davongetragen: die alte kaiſerliche Knüppelgarde mußte in's Feld rücken, mit ihrer Hülfe erreichte man vielleicht ſeinen Zweck. Die ſcandalöſen Auftritte, welche ſich letzte Woche im St. Lazarus-Bahnhofe ereigneten, ſind eine Schande für Frankreichs Regierung. Das Benehmen dieſer iſt mehr als zweideutig. Wie? man geſtattet den gedungenen bonapartiſtiſchen Schergen, förmliche Wegelagerervorkehrungen zum Empfange der Republikaner von Verſailles zu treffen, läßt es ruhig geſchehen, daß widerrechtlicher Weiſe Deputirte feſtgenommen werden, daß ein gewiſſer Mouton, Ex-Büreauchef des früheren Polizeipräfecten Pietri, Weiſungen ertheilend mit den Mannſchaften von der Inſelpräfectur verkehrt, daß der Bonapartiſt Echaſſériaux öffentlich die Leute für ihre Bütteldienſte mit Lob überhäuft, daß ein geadelter Abenteurer und Galgenſtrick — der „Gaulois nennt ihn einen „hochherzigen Edelmann" (!!!) — ſich an Gambetta vergreift, und nach alledem tritt Herr de Fourtou, auf die vorgebrachte Interpellation antwortend, gleichmüthig mit den Worten vor die Verſammlung hin, er ſei der Miniſter Mac Mahon's und richte den Blick nach allen Seiten?! — (Allerdings durften außer dem „Pays" der „Rappel" und das „XIX. Siècle" auf 14 Tage ihr Erſcheinen einſtellen). Eine ſolche — Gutmüthigkeit iſt noch nicht dageweſen. Zum Dank dafür ſoll de Fourtou Miniſter bleiben; 50 Stimmen bewahrten ihn vor dem verdienten Sturze.

Ein Obſiegen des Bonapartismus wäre für Frankreich das Schlimmſte, was ihm widerfahren könnte. Die Bonapartiſten arbeiteten nach dem Friedensſchluſſe mit Hülfe einer käuflichen Preſſe der famoſen Deutſchenhetze vor;

ihre Miethlinge brachten zu Einschüchterungs- und Bearbeitungszwecken die Commune empor, operirten zuguterletzt mit der Brandfackel. Die Republikaner dürfen fest zusammenstehen, ein wachsames Auge auf alles haben, was von den Agenten Herrn Rouher's in's Werk gerichtet wird und energisch dagegen ankämpfen. Leider ist die Zahl der Agenten groß; das ganze Beamtenthum ist vom Bonapartismus infizirt und die Polizei am stärksten. Der gemeine Friedenswächter dient faktisch nur in der Hoffnung, sein vielgeliebter „petit prince" werde bald zum Kaiser ausgerufen werden.

Die Deutschen aus Oesterreich können frohlocken: das 18. französische Dragonerregiment manövrirte, dem Vernehmen nach, in diesen Tagen auf der Ebene von Satory zum ersten Male à l'autrichienne.

Neueste Preßpraxis. Aus der Rheinprovinz. — „Onkel Spener" in Berlin hat mit seiner neulichen, durch die Presse hinlänglich characterisirten Speculation der Massenlieferung seiner Zeitung „ohne Kopf" an die Redactionen der Provinzialblätter fast allenthalben gründlich Fiasco gemacht. Dies konnte jedoch andere Berliner Zeitungsverleger nicht abhalten, in neuester Zeit im Hinblick auf die mit dem 1. Juli curr. in Preußen fallende Zeitungsstempelsteuer und die damit geschaffene, wesentliche Erleichterung des Preßgewerkes ähnliche Speculations-Versuche zu machen. Es ergehen nämlich seit Kurzem seitens jener Verleger gedruckte Circulare an die Redactionen der kleinern und mittlern Provinzial- und Localblätter, in denen letztere aufgefordert werden, Contracte folgender Art mit dem betr. Verleger zu schließen: Herr Verlagsbuchhändler N. liefert Herrn X. vom 1. Juli curr. täglich (oder 3mal wöchentlich) ein vier Columnen starkes Blatt, redigirt in Berlin im Sinne und unter Benutzung des Materials der und der Parteizeitung zum Preise von 12½ Sgr. oder mehr pro Quartal und Exemplar, wöchentlich pränumerando, franco dort. Der Kopf dieser einstweiligen Proteuszeitung, Titel, Abonnementspreis, Insertionsgebühr, Verlag, Jahrgang und Datum ist mit drei ??? ausgefüllt, bestimmt für den zukünftigen Titel ꝛc., für welchen der betr. Druckerei resp. Redaction einfür allemal 2½ Thlr. zur Anfertigung des nöthigen Galvano's und für dessen jedesmaliges Einheben bei kleinern Auflagen täglich 2½ Sgr., bei größern Auflagen von 500 Exemplaren und weiter nichts berechnet wird. Es verbliebe somit der betr. Redaction nur die Besorgung des Inseraten- und des localen Theiles ihres Blattes, für welches sie nach § 7 des neuen preuß. Preßgesetzes vom 7. Mai dss. J. einen besondern, verantwortlichen Redacteur zu bestellen hätte, während die Verantwortlichkeit für den politischen, commerciellen und feuilletonistischen Theil der Zeitung selbstverständlich dem Berliner Redacteur anheimfällt. So vortheilhaft nun auch eine

solche Speculation für beide contrahirende Theile erscheinen möchte, so hat sie doch für das größere Publikum der Provinz ihre zwei Seiten, eine gute und eine schlechte. Mag auch immerhin dadurch möglicherweise „Bildung und Aufklärung" (im Falle aber dann doch höchstens specifisch Berlinische) in die weitesten Kreise verbreitet und für die Verleger von Provinzialblättern die Schwierigkeit, ein politisch gut redigirtes Blatt herzustellen, die relativ großen Opfer eines weitläufigen Redactions-Apparates und die fast unmögliche Concurrenz mit den Blättern der Hauptstadt oder größerer Provinzialstädte, welche über schnellere und bessere Information gebieten, gehoben sein: — ein gewisses Etwas bleibt bei alledem doch immerhin zu bedenken, dem wir in Folgendem, natürlich ohne den Anspruch, damit das allein Richtige getroffen zu haben, oder diese Praxis von Grund aus verdammen zu wollen, Ausdruck geben möchten.

Es ist oftmals als ein bedeutsamer Vorzug der Deutschen hervorgehoben worden, und das mit Recht, daß sich das politische und sociale Leben und die daraus resultirende öffentliche Meinung in den verschiedenen Provinzen des Vaterlandes durchaus selbständig und auf der jeder Provinz eigenthümlichen Basis entwickelt hat und weiter zu entwickeln strebt. Man hat im Gegensatz dazu auf die vielfachen politischen und socialen Schäden hingewiesen, welche das „centralistische System", wie es beispielsweise in Frankreich herrscht, nothwendig in seinem Gefolge hat. Grund und zugleich Folge dieser Erscheinung ist, daß bei den Franzosen alles in Fragen der Politik und des öffentlichen Lebens auf die Hauptstadt an der Seine schaut, als die unfehlbare mater omnipotens, und sich von dort aus gefügig lenken und leiten läßt. Dies lehren noch die neuesten Zeitereignisse. Was Paris dictirt, das copiren die Provinzen, ungeprüft ob das copirte fehlerhaft ist, oder nicht. Eine selbständige, von der Hauptstadt abweichende Meinung in wichtigen Fragen der Politik und Verwaltung sucht man in französischen Provinzialstädten vergeblich. Nun ist es aber grade die Presse, welche die öffentliche Meinung, im folgenschwersten Sinne des Wortes, gemeiniglich macht. Dieser Umstand hat ihr nicht ganz mit Unrecht das Epitheton der „sechsten Großmacht" in Europa eingebracht. Die Presse kann demnach die öffentliche Meinung heranbilden, erziehen, veredeln, sie aber auch gründlich corrumpiren und demoralisiren. Die Beispiele liegen wieder nahe in jener Richtung. Paris und seine Presse ist, was Fragen der Politik, der socialen Wirthschaft, der öffentlichen Moral u. dgl. anlangt, der Compaß für ganz Frankreich. Paris c'est la France!

Bei uns in Deutschland ist das von jeher ganz anders gewesen, und wird es auch hoffentlich zu unserer aller Besten bleiben. Berlin oder irgend eine Hauptstadt der andern deutschen Staaten hat für das ganze Land bis-

her noch keineswegs die Bedeutung gewonnen, wie etwa Paris für Frankreich, London für England, oder auch Madrid für Spanien. (In Italien liegen die Verhältnisse auf Grund ähnlicher Provinzialentwicklung ähnlich wie bei uns.) Auch nicht in Sachen der Presse. Bisher ist es noch keiner Berliner Zeitung, so umfangreich und an sich bedeutend sie auch sein mag, gelungen, das maß- und tonangebende Organ für ganz Deutschland zu werden, auch nicht den officiösen oder officiellen. Was besagen beispielsweise Namen, wie: „Norddeutsche Allgemeine", „Kreuzzeitung", „National- oder Volkszeitung", und selbst die ältesten, die „Vossische und Spener'sche" gegenüber der „Kölnischen Zeitung" oder der „Augsburger Allgemeinen"? Letztere verdienen weit eher die Bezeichnung von Weltorganen, wie die „Times" und ähnliche; erstere vertreten meist nur mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg bestimmte Parteischattirungen, und nur als solche können sie von einem maßgebenden Einfluß auf die Provinzen sprechen. Soll ein solcher erweiterter Einfluß nun durch die oben gekennzeichnete moderne Praxis erreicht werden, so halten wir den eingeschlagenen Weg entschieden für einen ziemlich verfehlten. Die Ideen, welche in Berlin zum Theil durch die Presse großgezogen werden, sind weder in sich so vollkommen, noch auch so fruchtbringend, daß sie in allen Fällen als Musteridee auch für die Provinzen aufgestellt werden könnten. Einen solchen weittragenden Einfluß hat Berlin vermöge seiner localen und historischen Bedeutung für ganz Deutschland und selbst für Preußen bisher nicht gewinnen können, und es wäre auch durchaus kein Schade für die Provinzen, wenn dieses Verhältniß auch für die Zukunft dasselbe bliebe. Leichtbegreiflich ist allerdings ein solches Streben, seitdem Berlin zu der Würde der deutschen Reichshauptstadt erhoben worden, leicht begreiflich auch von Seiten der hauptstädtischen Presse. Wir hoffen nicht, daß uns durch diese absichtlich etwas scharfe Characterisirung der zeitigen Verhältnisse etwa die Absicht untergeschoben würde, wir wollten dem Partikularismus die Stange halten, oder in provinziellem oder lokalem Patriotismus machen. Eines schickt sich nicht für alle, das wird allezeit deutscher Wahlspruch bleiben. Thatsache ist, daß bisher die gediegene und umsichtige Pflege provinzieller Eigenthümlichkeiten nicht zum Schaden des Reichs ausgeschlagen ist. Das werden selbst diejenigen zugeben müssen, die für eine Centralisation des deutschen Reiches nach französischem Muster schwärmen, den Schwerpunkt, womöglich aller Verhältnisse, an die Spree verlegen möchten: und deren giebt's bekanntlich einstweilen genug in deutschen Landen. Bietet doch selbst nach dem Urtheile erfahrener und sachverständiger Kenner der politischen Entwicklung der Staaten, eines Gneist u. A., dem unverkennbaren centralistischen Streben der tonangebenden Fractionen des deutschen Reichstages gegenüber nur der Bundesrath ein bedeutsames Gegengewicht.

Um auf unser Thema zurückzukommen, so glauben wir in der oben geschilderten, modernen Preßpraxis den Keim für das centralistische System erkennen zu müssen und, sagen wir's kühn, selbst einer möglichen Corruption der öffentlichen Meinung durch die Presse. Dazu kommt, daß jedenfalls die meisten Abonnenten einer solchen Berliner Provinzial- und Lokalzeitung, falls sie hinter die Schliche kommen und das kann ja nicht lange ausbleibleiben, ihres in Berlin redigirten Lokalblättchens binnen kurzem herzlich satt werden dürften. „Was brauchen wir die Copie, wenn wir bei dem heutigen, raschen Postverkehr das Original von Berlin selbst ebenso leicht und ebenso billig beziehen können?" würden sie mit Recht einwenden dürfen. Abgesehen auch von der schiefen und wenig ehrenvollen Stellung, die der Redacteur einer solchen Lokalzeitung, dem die Hauptsache vorgemacht wird, seinem Publikum gegenüber nothwendig einnehmen müßte. Allerdings — und das ist anzuerkennen, — würde eine solche Praxis dem namentlich in katholischen Provinzen von Tag zu Tag üppiger emporschießenden Schlinggewächs der „Sonntagsblätter" und der durch sie verhätschelten, großgezogenen und genährten Kaplanokratie energisch entgegenwirken. Aber das trifft ja nur in der verhältnißmäßig geringern Zahl der Fälle. Und könnte da nicht auch das ultramontane Hauptorgan der Reichshauptstadt ebenso schlau und geschäftlich praktisch zu Werke gehen? Ferner würde der redactionellen Thätigkeit derartiger Blätter dadurch hinlänglich Zeit und Gelegenheit geboten sein, mehr, wie bisjetzt, auf die sorgfältige Bearbeitung der lokalen, communalen und Kreisangelegenheiten ihr Augenmerk zu richten, wodurch sie viel eher im Stande sein würden, der Entwicklung der Selbstverwaltung auf diesen Gebieten zu folgen nnd eine wirklich energische und fruchtbare Betheiligung der Staatsbürger an derselben herbeizuführen. Das trifft aber auch sonst zu und wird auch bei dem jetzigen Stande unserer von der Hauptstadt aus nicht inspirirten Presse die sich stets wiederholende Lebensaufgabe derselben bleiben. Und wir könnten hier exempli causa rheinische Lokalblätter nach Dutzenden aufzählen, die grade in diesem Sinne recht trefflich redigirt sind.

Will man aber von der Hauptstadt aus für eine sachgemäße, politische Heranbildung der Provinzialen energisch Sorge tragen, so muß man u. E. ganz andere Wege einschlagen als die geschäftlicher Geldspeculationen der Verleger hauptstädtischer Zeitungen. Man sorge für allseitige Gründung von Zweigvereinen politischer Parteigenossen, namentlich der modernen deutschen Bildungsvereine und statte selbe meinetwegen auch von der Hauptstadt aus, falls sie selbst die Mittel nicht erschwingen können, mit hinlänglichen Fonds aus, um sich selbst ein gediegen redigirtes Lokalorgan zu schaffen. Dabei ist allerdings für die Zeitungsverleger kein bedeutendes Geschäft zu

machen. Die politische Bildung des Volkes in den Provinzen wird dadurch aber eine selbständigere und eher vor Corruption bewahrt, als wenn sie nach den Pfeifen zu tanzen gewöhnt werden, die in der Hauptstadt für sie zurechtgeschnitzt sind. Man nehme in dieser Beziehung ein Vorbild an den ultramontanen Volksvereinen, die auch in neuester Zeit für Hebung und Neubildung ihrer Presse eine gar rührige und in ihrem Sinne gewiß anzuerkennende Emsigkeit zu entfalten wissen. Und eine derartige Nachahmung gereicht keineswegs zur Schande: „theuer ist mir der Freund, doch auch der Feind kann mir nützen; sagt mir der Freund, was ich darf, zeigt mir der Feind, was ich soll!“ R. M.

Die Verlegung der Ostbahndirection nach Berlin. Aus Bromberg. — Die Staatsregierung geht oder ging seit mehreren Jahren mit dem Plane um, die K. Direction der Ostbahn, welche seit bald 25 Jahren in Bromberg ihren Sitz hat, nach Berlin zu verlegen. Die Bewohner Brombergs wollten an eine solche Verlegung nie recht glauben und legten, wenn sie auch im Stillen sich davor fürchteten, die Hände in den Schoß. Als aber jüngst plötzlich die Verlegung doch zur That zu werden drohte, schraken sie aus ihrem Schlummer auf und suchen jetzt in der zwölften Stunde das ihnen drohende Unglück abzuwenden. In der That wäre die Verlegung für unsere Stadt ein Unglück. Ungefähr 400 Beamte mit ihren Familien, also mindestens 1600 zum großen Theil gut situirte, theilweise mit Grundstücken angesessene Einwohner würden Bromberg verlassen; manche Familie, die nur wegen ihrer Verwandtschaft mit Bahnbeamten hier ihren Wohnsitz genommen, würde folgen. Die durch solche Auswanderung der Stadt selbst entstehenden Nachtheile bedürfen keiner Ausführung. Wichtiger ist, daß mit dem Gedeihen oder Niedergehen dieser Stadt auch der Aufschwung oder Niedergang des Deutschthums in der Provinz Posen eng verknüpft ist.

Als vor 100 Jahren Bromberg mit der Krone Preußen vereinigt wurde, war der Ort ein Schutthaufen und zählte ungefähr 600 verkommene Einwohner; bald aber gelangte er zu einiger Blüthe; das wohlthätige Werk Friedrich's des Großen, der Bromberger Kanal, und die in Bromberg eingesetzten Behörden — Kammerdeputation, Hofgericht ꝛc. — zogen eine Anzahl tüchtiger Kaufleute und fleißiger Handwerker aus den übrigen Provinzen und „aus dem Reich“ dahin; die Stadt erstand bald aus ihrem Schutte; die Einwohnerzahl stieg schnell und stetig. Schon 1848 zählte sie über 10000 fast nur deutsche Einwohner. Bromberg war der größte und intelligenteste, rein deutsche Ort des Netzedistrikts und sein Vorort geworden. Als solcher hat er 1848, als die Staatsregierung und die Nationalversammlungen zu Berlin und Frankfurt nicht abgeneigt schienen, die Provinz Posen

preiszugeben, die Sache des Deutschthums in die Hand genommen und durch Volksversammlungen, Adressen und Deputationen diesen Körperschaften zum Bewußtsein gebracht, daß es in dieser Provinz auch Deutsche gab. Mit Jubel begrüßte die Bevölkerung darauf die Proclamation der Vereinigung der Provinz mit dem deutschen Reiche, die leider bald wieder aufgehoben werden sollte. Der Bau der Ostbahn und die Etablirung ihrer Direction in Bromberg brachten neues Leben in den Ort; von Jahr zu Jahr vermehrte sich die Zahl der Einwohner, die Zahl der Häuser; mit der Ostbahn wuchs die Direction und mit beiden die Stadt. Es entstanden neue freundliche Straßen, ja neue Stadttheile; dazu gewerbliche Etablissements, welche zum Theil den Interessen der Ostbahn dienten; die Zahl der Einwohner ist auf nahe 30,000 gestiegen. Diese Einwohner sind fast durchaus Deutsche; die wenigen Polen sind mindestens der deutschen Sprache vollständig mächtig, ihre Kinder sogar in Folge des Umgangs mit Deutschen und den deutschen Schulen oft gewandter im Deutschen als im Polnischen; alle Versuche der Polen, die Stadt wieder zu erobern, sind vergeblich geblieben.

Bleibt die Direction der Ostbahn in Bromberg, so glauben wir der Stadt ein Wachsthum auf 50,000 Seelen in 10 bis 20 Jahren voraussagen zu dürfen; dazu gehört aber auch die Gewißheit, daß sie dort bleibt; die bloße Furcht der Verlegung hat seit Jahren wie ein böser Alp auf der Stadt gelastet und die Bauluft mindestens gehemmt. Zur Stunde wagt kein Bürger, ein theures Haus zu bauen oder zu kaufen, in der wohlbegründeten Besorgtheit, daß die Grundstücke bei einer Verlegung der Direction großentheils entwerthet werden; würde uns jedoch die Zusicherung gegeben, daß die Direction definitiv hier bleibt, so würde wieder fröhlich gebaut und so manches neue industrielle Etablissement angelegt werden. Die Verlegung der Direction dagegen würde unausbleiblich den Niedergang der Stadt zur Folge haben. Eine sinkende Stadt aber verarmt erfahrungsmäßig mehr und mehr und erholt sich nur ausnahmsweise durch die Gunst außerordentlicher Umstände. Sie wäre nicht länger geeeignet, der Hort des Deutschthums in der Provinz Posen zu sein.

Bromberg hat seine deutsch-patriotische Gesinnung stets bewährt; wir erinnern an seinen Opfermuth und patriotischen Sinn während der Kriege von 1866 und 1870/71. Keine Stadt der östlichen Provinzen hat verhältnißmäßig damals so viel gethan als eben Bromberg. An den Zeichnungen auf die Kriegsanleihe i. J. 1870 betheiligten sich seine Bewohner sehr stark; den in den Krieg ziehenden Vaterlandsvertheidigern fehlte es hier an keiner Erquickung, die Frauen der Reservisten und Landwehrmänner wurden reichlich unterstützt, die Verwundeten fanden treue Pflege und auch auf den Kriegsschauplatz wurden Gaben der Liebe in Menge geschickt. So ging

Bromberg den andern Deutschen in der Provinz mit gutem Beispiele voran und diese folgten gerne. Bromberg liegt im Norden der Provinz, an der Grenze Westpreußens. Die Bedeutung einer großen, rein deutschen Stadt in dieser Provinz liegt auf der Hand. Wer sollte da nicht im nationalen Interesse wünschen, daß dieser aufblühenden, aber noch immer unfertigen Stadt in ihrem Gedeihen kein Halt zugerufen werde?

Magistrat und Kaufmannschaft Brombergs haben auf Anregung der beunruhigten Bürger deshalb unlängst eine Deputation nach Berlin gesandt, um für das Verbleiben der Direction dahier zu wirken. Der Handelsminister Dr. Achenbach hat eine eingehende Prüfung dieser Angelegenheit versprochen und der Kaiser selbst das Verbleiben der Direction in Bromberg der Deputation gegenüber für politisch wichtig und wünschenswerth erklärt. In der That dürfte denn auch die politische Rücksicht bei Entscheidung der Frage in erste Linie treten und etwaige Zweckmäßigkeitsgründe, z. B. für den Verkehr mit dem Ministerium, die in unserer Zeit der Telegraphen und der Courierzüge doch wohl nicht erheblich sein können, davor zurückstehen. Deshalb haben auch der frühere wie der jetzige Oberpräsident der Provinz Posen, die Herren v. Horn und Günther sich entschieden gegen die Verlegung der Direction ausgesprochen und Fürst Bismarck selbst wiederholt eine solche Verlegung für einen politischen Mißgriff erklärt. Grund genug, zu hoffen, daß in diesem Sinne endgültig entschieden werde gegen etwa entgegenstehende vereinzelte Wünsche einiger Beamter.

Glückliche Zeichen. Landtagsschluß. Aus Stuttgart. — Mit Vergnügen hat man in jüngster Zeit aus verschiedenen Anzeichen den Schluß gezogen, daß an unsrem Hofe der ernstliche Wunsch vorwalte, künftig sich in ein freundlicheres Verhältniß zum Reich und insbesondere zum Kaiserhofe zu setzen, als dies bis dahin hat glücken wollen. Zwar konnte über die Haltung, welche die württembergische Regierung in Reichsangelegenheiten einnahm, schon längst nur Lobenswerthes ausgesagt werden; Herr v. Mittnacht hat frühzeitig seinen Frieden mit dem Reich geschlossen; der Widerstand, der zuweilen der weiteren Entwicklung der Reichsinstitutionen entgegengesetzt wurde, war doch im Grunde sanfter und unschuldiger Art; an dem Zustandekommen der nationalen Rechtseinheit ist sogar Herr v. Mittnacht mit seinem persönlichen Ehrgeiz betheiligt, und längst hat er erkannt, daß die württembergische Stimme an Gewicht und Einfluß dadurch am wenigsten gewinnen kann, wenn sie gegen den unvermeidlichen Gang der Dinge anzukämpfen versucht, anstatt denselben durch hilfreiche Mitwirkung zu fördern. Die Particularisten im Lande hat er wiederholt und nicht ohne einige Geringschätzung fühlen lassen, daß er keine gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen wolle,

und wenn wir aus anderen Bundesstaaten von einer Art von Kriegszustand vernehmen, in welchem sich die Regierung gegen die nationalliberale Partei befinde, so wissen wir zwar aus eigenen Erfahrungen lebhaft mitzufühlen, aber diese Erfahrungen gehören glücklicherweise einer längst vergangenen Zeit an. Dagegen mußte man allerdings bisher bedauern, daß das Verhältniß des württembergischen Hofes zum preußischen, so viel davon in der Oeffentlichkeit sichtbar war, nicht diejenige Intimität verrieth, wie sie politisch wünschenswerth war, und die man schon aus verwandtschaftlichen Gründen voraussetzen konnte. Man weiß, daß Mitglieder des russischen Kaiserhauses, welche in dieser Sache als die natürlichen Vermittler erschienen, schon früher zu wiederholtenmalen es versuchten, auf die an unsrem Hofe vorwaltenden Gesinnungen mildernd einzuwirken; allein es scheint, daß nach den politischen Veränderungen zuvor eine gewisse Zeit, sozusagen eine schickliche Trauerzeit ablaufen mußte, bevor jene Bemühungen zu einem gedeihlichen Ziele gelangen konnten. Erst als im vorigen Monat aus Anlaß der Vermählung eines württembergischen Prinzen mit einer russischen Großfürstin wiederum zahlreiche russische Gäste an unsrem Hofe verweilten, sind, wie man sagt, die angelegentlichen Zureden, endlich eine freundschaftliche Annäherung zu suchen, von durchschlagendem Erfolge gekrönt worden. Kurze Zeit danach sah man die Königin Olga sich nach Bad Ems aufmachen, wo damals ihr kaiserlicher Oheim Wilhelm verweilte, und es wird versichert, daß die Annäherung, welche den Zweck dieser Reise bildete, damals in erwünschter Weise geglückt sei. Nicht lange darauf begab sich unser König Karl in die Reichslande, um eine Inspection über die zu Straßburg liegenden württemberg. Truppen zu veranstalten, und der Telegraph versäumte nicht, sofort der Welt mitzutheilen, daß der König bei dem Diner, zu welchem er das höhere Officiercorps der Stadt versammelte, einen Trinkspruch „auf unsern lieben Kaiser" ausbrachte, was schon um deßwillen ein Ereigniß war, weil König Karl es sonst nicht liebt in solcher Weise gleichsam an die Oeffentlichkeit hervorzutreten. Auch dies blieb nicht unbemerkt, daß er auf dem Rückweg von Straßburg nach Baden-Baden einbog, um einen Besuch bei der Kaiserin Augusta auszuführen, der von allen Zeichen eines herzlichen Einvernehmens begleitet war. Ja bereits ist die Fama geschäftig, auf eine bevorstehende Krönung dieses Friedenswerks hinzudeuten, indem sich nämlich alsbald nach diesen ersten glücklichen Anzeichen die Hoffnung verbreitete, daß Kaiser Wilhelm, der bisher, wenn er im Süden verweilte, nur am äußersten Rande von Württemberg, nämlich am Bodensee, flüchtige Begegnungen mit unsrer Königsfamilie pflog, im kommenden Herbste nun auch in unsrer Haupt- und Residenzstadt selbst als Gast derselben erscheinen werde.

Indessen nun die Unterthanen sich solcher Hoffnungen getrösten, finden

sie eine erwünschte Bekräftigung desselben in der Thronrede, mit welcher König Karl am 20. Juni die erste dreijährige Periode des gegenwärtigen Landtags abgeschlossen hat. Ueberall wird man mit Freuden den loyalen, reichsgetreuen Ton bemerkt haben, den der König in dieser Rede anschlug. Es war ihm sichtlich darum zu thun auch über seine persönlichen Gesinnungen keine Zweifel übrig zu lassen. Am Schlusse einer ziemlich prosaischen, geschäftsmäßigen Session erinnerte er mit gehobenen Worten an die nationalen Erfolge, unter deren frischem Eindruck der Landtag zum erstenmal zusammentrat, und als deren bedeutendste Frucht er die Einigung Deutschlands durch Kaiser und Reich bezeichnete. Und nicht nur wurden die Stände noch einmal für den patriotischen Sinn belobt, mit welchem sie den Verträgen zur Herstellung des Reichs ihre Zustimmung ertheilt haben, sondern es fehlte auch nicht die Erinnerung daran, daß eine Hauptaufgabe des gegenwärtigen Landtags eben darin bestand, den württembergischen Staat in das neue staatsrechtliche Verhältniß überzuführen und seine Verwaltung der Stellung zum Reich anzupassen. Eine Reihe von zum Theil reformatorischen Gesetzesarbeiten war eben diesem Zwecke gewidmet, oder sie wurden doch durch das neue Verhältniß dringlich gemacht und beschleunigt. Wirklich hat der württembergische Staat lange keine Landtagsperiode erlebt, in der so viel gearbeitet worden ist, und dies fällt um so angenehmer auf, wenn man sich der unfruchtbaren Sessionen vor dem Jahre 1870 erinnert, auf welchen so viele Zeit auf werthlose politische Zänkereien verwendet zu werden pflegte. Man darf wohl in der entschiedenen Betonung, welche die königliche Rede auf die Treue gegen das Reich legt, zugleich die Anerkennung finden, daß eben das gesicherte Verhältniß zum Reich auch wohl das innere Verfassungsleben des Staats wieder in eine gedeihliche Bahn gebracht hat. Die Anläufe, welche noch in den ersten Zeiten nach 1870 die Wortführer des schwäbischen Particularismus wider das Reich zu unternehmen pflegten, sind mit der Zeit schwächer und seltener geworden und in der eben abgelaufenen Session schienen sie fast auf das Wort verzichtet zu haben. An die Stelle müßiger Recriminationen und selbstgefälliger politischer Excurse ist das bescheidene Bestreben getreten, auf dem neugeschaffenen Boden mit vereinten Kräften das Zweckmäßige zu thun, und wenn auch die eingreifenderen Reformarbeiten auf dem Gebiet der Staatsverwaltung noch den kommenden Sessionen vorbehalten blieben, so darf man doch aus dem Verlauf des gegenwärtigen mit ziemlicher Hoffnung dem bevorstehenden Landtag, der jetzt schon Reformlandtag getauft ist, entgegensehen. Mit der Kammer, die in ihrer Mehrheit einer allerdings gemäßigten, nationalliberalen Richtung huldigt, hat sich das kluge Ministerium in das beste Verhältniß zu setzen verstanden, ja die Eintracht der gesetzgeberischen Factoren darf geradezu

als die Signatur des gegenwärtigen Landtags bezeichnet werden. An bedenkliche Punkte zu rühren wurde vorsichtig vermieden, auftauchende Wölkchen spielend zerstreut. Heikle Gegenstände, die früher zu erheblichen Streitfragen aufgeworfen waren, sah man in friedlicher Handreichung sich erledigen. Und wie bei den Arbeiten selbst, trat dann der einträchtige Sinn namentlich auch im persönlichen Verkehr und bei jenen größeren und kleineren Festlichkeiten hervor, von welchen diese Session, mehr denn frühere, heiter durchzogen war. Es war als ob allgemein die frohe Empfindung eingekehrt wäre, aus unerquicklichen Zuständen in normale, gesicherte und behagliche Zustände übergeführt zu sein. Und so geht denn die Voraussicht, daß die neue Reichsordnung auch für das innere Leben der Einzelstaaten ein Segen sein werde, schon im Laufe weniger Jahre an unsrem Lande erfreulich in Erfüllung.

Berliner Wochenschau: Justizgesetze; Mainz; Wagner; Heyden; Mendelssohn. — Schneller als selbst die größten Optimisten es zu hoffen wagten, hat uns der Bundesrath mit neuen großen Errungenschaften auf dem Gebiete der deutschen Rechtseinheit beschenkt. In wenigen Sitzungen wurde Strafprozeß- und Civilprozeßordnung, die Gerichtsorganisation und die Methode und der Plan für das künftige deutsche Civilgesetzbuch festgestellt. Aber die unerwartete Beschleunigung, welche diese großen Arbeiten erfuhren, ist nicht die alleinige Ursache der gegenwärtig allgemein herrschenden Befriedigung; mehr noch erfreut man sich der Thatsache, daß dieses Werk der Gesetzgebung glücklich an allen den Klippen vorübergeführt ist, welche seiner nationalen Bedeutung Abbruch thun konnten und daß das Zustandekommen dieses Werkes selbst ein so beredtes Zeugniß abgelegt hat von dem guten Einvernehmen der verbündeten Regierungen und der davon abhängigen Erstarkung unserer Reichsinstitutionen, ganz zu geschweigen der trefflichen Probe, welche die Maschinerie des Bundesrathes hinsichtlich der Pünktlichkeit und Gediegenheit ihrer Arbeitsweise gegeben hat. Denn es ist wahrlich nichts Geringes gewesen, so tief eingreifende und verwickelte Materien innerhalb weniger Tage so gründlich zu verarbeiten, und es hat sicherlich von allen Seiten mancher harten Selbstoerleugnung bedurft, um mit Preisgebung eigener werthgehaltener Ueberzeugungen und Institutionen das Gelingen eines einheitlichen nationalen Werkes zu ermöglichen. Es ist anzunehmen, daß auch der Reichstag das Unternehmen in dem gleichen weitsichtigen Sinne behandeln wird, und zwar ohne die eingehende fachmännische Erwägung irgendwie zu verkürzen. Denn diese wird hinreichend zum Worte gelangen in der ständigen Commission, die man während der nächsten Reichstagssession zur Berathung der Justizgesetze zu wählen und über die Dauer der Session hinaus tagen zu lassen gedenkt. Damit wird zugleich unser Verfassungs-

leben um eine neue Institution bereichert, zu deren Einführung es eines neuen Gesetzes bedarf, denn nach den bisherigen Bestimmungen setzt das Ende der Session des Reichstages auch der Thätigkeit seiner Commissionen das Ziel. Auch nach einer zweiten Seite hin wird diese Commission für unsere Reichsinstitutionen bedeutungsvoll werden. Sie verlangt nämlich Diäten und die verbündeten Regierungen wollen dieselben bewilligen, ein Entschluß, der natürlich schließlich auf die Entscheidung der allgemeinen Diätenfrage nicht ohne Einfluß bleiben kann. Zwar giebt die Regierung heute keineswegs zu, daß ihr Entschluß die Lösung jener Frage irgendwie präjudiciren könne, und verbittet sich vielmehr jede derartige Auffassung ihrer Zusage, indem sie hervorhebt, daß die in Rede stehende juristische Commission ihre Diäten nicht vermöge ihres parlamentarischen Ursprunges, sondern nur in ihrer Eigenschaft als technische, sachverständige Behörde zu beziehen habe. Aber abgesehen davon, daß diese Auffassung durchaus anfechtbar erscheint und die Commission schließlich unleugbar parlamentarischen Charakters sein und bleiben wird, muß ganz unvermeidlich schon die Thatsache an sich, daß die Diätenzahlung auf einem Gebiete des parlamentarischen Lebens in Anwendung gekommen ist, von sehr schwer wiegender Bedeutung sein, zumal bei dieser Gelegenheit die Bestimmung der Reichsverfassung, welche die unentgeltliche Thätigkeit der Reichsvertreter anordnet, aufgehoben werden wird, und zwar vielleicht sogar auf Veranlassung der Regierungen selbst. Und wenn dieser Schritt auch der Initiative des Reichstages vorbehalten bleiben sollte, so wird doch die Zustimmung vom Tische des Bundesrathes jeden künftigen Verfechter der Diäten in seinen Anforderungen ermuthigen.

Nach den Justizgesetzen wird dem Reichstage im Herbst noch das sehnlichst erwartete Bankgesetz zugehen. Im Uebrigen werden ihn dann die Etatsberathungen in Anspruch nehmen. Der römische Kampf soll ihm diesmal fern bleiben, wenigstens hat die Regierung keine Veranlassung, ihn zu eröffnen. Natürlich folgt daraus keineswegs, daß die Ultramontanen ihrerseits auch Frieden zu halten gedächten. Vielmehr scheint es, als ob ihnen jede Gelegenheit passend erscheinen wird, um von der Tribüne des Hauses tausendmal gehörte Vorwürfe und Behauptungen von neuem mit gewohnter Heftigkeit zu erheben. An den Rückzug denkt noch Niemand im klerikalen Lager, am wenigsten die Führer, die heute noch unstreitig auch die lauen und widerwilligen Elemente des niederen Clerus beherrschen und mit sich fortreißen. Möglich, daß nach einigen Monaten, wenn erst die neuen Kirchengesetze etwas nachhaltiger und dauernder gewirkt haben werden, die römische Streitlust sich ein wenig mäßigen wird. Heute geberdet sie sich jedenfalls so toll und gefährlich wie jemals, und ich möchte nicht der Ansicht derer beistimmen, welche in den exorbitanten Beschlüssen des Mainzer Katholikenvereins nichts sehen, als die Raserei der Ohnmacht. Diese anscheinend so lächerliche Universalität der Resolutionen, welche sich über alle Gebiete des politischen und socialen Lebens verbreitet und eine so zuversichtliche Sprache führt, die mit der Wirklichkeit so seltsam contrastirt, gehört recht eigentlich zum System und zur Praxis des Ultramontanismus, und so hohl die Worte, so unwahr und abgeschmackt die Sätze auch sind, es ist leider durch eine treffliche Organisation dafür gesorgt, daß sie dort wirken, wo sie wirken sollen. Und endlich was liegt denn an der Fassung dieser Sätze im

einzelnen? Sehr wenig. Die Hauptsache ist, Rom will erklären, daß es den Krieg in Deutschland fortzusetzen gedenkt, und es hat dies in Mainz ganz unzweideutig ausgesprochen. Daher diese anmaßliche Sprache, die zwar dem gesunden Menschenverstande in das Gesicht schlägt, deßwegen aber keineswegs des Rückhaltes entbehrt, der sie gefährlich macht. Sehr wohlgethan und erfreulich war es daher, daß schon wenige Tage vor der Mainzer Versammlung Heinrich v. Sybel in Köln im deutschen Verein auf das neue allen reichstreuen Parteien in klassischer Rede die Wege gewiesen hat, auf denen Staat und Gesellschaft erfolgreich dem andringenden Ultramontanismus begegnen können.

Ob übrigens viele Berliner nach Mainz gewallfahrtet sind, kann ich nicht berichten, ich glaube aber nicht, daß das Gefolge des Herrn Cremer sehr groß gewesen sein wird, denn Berlin befand sich in der letzten Woche theils in Bremen, theils in Weimar. Die Reise nach der thüringischen Residenz galt indeß vielen auch gleich einer Wallfahrt, denn dorthin pilgerten die Getreuen und Geduldigen, welche von der Muse Richard Wagner's die Verklärung ihres künstlerischen Fühlens und Harthörens erhoffen. Der gestrenge Meister hatte es verboten, daß seine Jünger sich dem Tempel nahten, in den Tristan und Isolde ihren Einzug gehalten. Ob die Bescheidenheit es ihm nicht gestattete, das Parquet mit seinen Anbetern zu füllen, ob es freundlich und erkenntlich war, den bis dahin so werkthätigen Schwärmern statt eines Dankes ein so drakonisches Verbot entgegen zu halten, wer möchte diese delicaten Fragen entscheiden. Einige vorwitzige Leute behaupten, besagtes Verbot entstamme der Erwägung, daß ein eventueller Erfolg Tristan's und Isoldens bei gänzlicher Abwesenheit aller notorischen Wagnerianer den sehr erfreulichen Character eines rein künstlerischen Erfolges aufzuweisen haben werde, während ein von Wagner'schen Händen gespendeter Beifall den hohen Idealismus dieses Vergnügens einigermaßen trüben müsse. Ich übergehe auch diese unbesonnene Aeußerung, und constatire lieber die frenetische Liebe zum Meister, welche die Jünger in corpore des strengen Gebotes vergessen ließ und auf die Gefahr seiner Ungnade unwiderstehlich nach Weimar entführte. Da saßen sie denn zerstreut im Parquet und in den Logen, manche und nicht die Einflußlosesten, hinter herabgelassenem Gitter, damit man ihres Ungehorsams nicht gewahr würde. Die meisten sind sehr schnell wiedergekommen und sind recht schweigsam. Andere reden und recitiren, was sie aus Tristan's und Isoldens Munde gehört haben, aber Niemand versteht sie, denn ihre Worte sind dunkel. Allmählich sind auch solche Leute herbeigekommen, die nicht in der löblichen Absicht nach Weimar gegangen waren, das Werk unter allen Umständen für die Krone der Musikschöpfung zu erklären, und haben durch ihre hämischen Aeußerungen den gerechten Zorn der orthodoxen Wagnerianer erregt. Unsere ganze musikalische Welt ist allarmirt, man eilt auf die Sammel- und Lagerplätze und würde den Kampf ohne weiteres schon längst eröffnet haben, wenn nicht die sommerliche Zeit eine Vertagung desselben bis zum Winter räthlich erscheinen ließe. Soweit es sich bis jetzt übersehen läßt, ist Berlin für das neue Werk nicht eingenommen. Vielleicht gelingt es der Wagner'schen Propaganda diesen Uebelstand durch eine anhaltende gedeihliche Thätigkeit allmählich zu beseitigen. Sie hat schon so viel des Erbaulichen geleistet und

die Zeit bis zum Herbst wird mindestens dazu ausreichen, um gehörig nachzuweisen, daß Tristan und Isolde in der menschlichen Culturgeschichte ein ganz nothwendiges bisher schmerzlich vermißtes Element bildet. Das Weitere findet sich dann von selbst. Die Hauptsache ist, daß das neue Werk in dem literarischen und künstlerischen Bewußtsein der Mitwelt eine angemessene und hervorragende Stelle erhält und durch die Doctrin ein für allemal in die Reihe der Epoche machenden nationalen Denkmäler eingeführt wird. Ist der Character des Meisterwerkes erst literarisch festgestellt, und das geht ja ganz leicht, so ist es vor der Hand sehr gleichgiltig, wie das eigensinnige und unverständige Publicum darüber denkt. Dies ist die Methode der Wagnerischen Propaganda, über deren Umfang und Ziel sich sehr ergötzliche Dinge erzählen ließen.

An Wagner erinnerten mich neuerdings auch die Walküren August von Heyden's in Sachse's Kunstsalon. So wie sie hier dargestellt sind, so hat sie sich Wagner gedacht und in dem nach ihnen benannten ersten Theile seiner Nibelungentrilogie auf die Bühne zu bringen versucht. Auf dem Heydenschen Bilde sieht man sie auf gespenstigen weißen Rossen mit feuersprühenden Nüstern über das von Todten und Verwundeten bedeckte Schlachtfeld rasen. Schaurig ist das Ganze im höchsten Maße, schön aber wirklich nicht. Ich lasse mir das Gespensterhafte in der Kunst gefallen, wenn es so freundlich verklärend auftritt, wie in Schwind's schönen Bildern von der schönen Melusine, wo durch allen grausigen Nixenunfug hindurch stets ein warmes weibliches Fühlen zu spüren ist. Dann habe ich auch nichts dagegen, wenn der Maler in alle leblosen Gegenstände der Natur eine gespenstige Bewegung hineinbringt, die sie unheimlich verzerrt. Hier aber scheint es in erster Linie nur auf die Erregung des Grausens abgesehen zu sein. Wenn ich an Stelle des sterbenden Kriegers die Wahl hätte, entweder von diesen Walküren nach der Walhalla entführt zu werden, oder auf der unheimlichen Wahlstatt zu verbleiben, ich weiß nicht was ich thäte, aber ich glaube, ich würde mich weigern in dieser Gesellschaft den Himmel zu betreten. Natürlich ist an Blutlachen, Leichnamen, Feuerscheinen, schweren Wolkenmassen und allen sonst zur Erzeugung einer gedrückten Stimmung nothwendigen Requisiten durchaus kein Mangel. Dieser Zweck wird auch erreicht, allerdings auf Kosten der Kunst selbst.

In diesen Tagen ist unsere Stadt um einen warmen Vertreter aller künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen ärmer geworden. Der Geheime Commerzienrath Paul Mendelssohn-Bartholdy, der ältere Bruder des Componisten ist nach langem Leiden in Charlottenburg gestorben. Seit dem vor drei Jahren erfolgten Tode seines Oheims Alexander war er der älteste Chef des bekannten Bankhauses. Mit ihm geht ein Zeuge der klassischen Zeit des Berliner Kunstlebens zu Grabe. Sein Haus war während einer langen Reihe von Jahren gleichsam der natürliche Sammelpunkt vieler künstlerischen und wissenschaftlichen Notabilitäten und es wurden in seiner Familie die Traditionen treu und selbstbewußt gepflegt, die ihr aus den Zeiten jener Kunstblüthe überkommen waren. —

Ausgegeben: 26. Juni 1874. — Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dove. —
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

AUG 14 1970 42

REC'D LD JUL 31 70-11 AM 4 6

LD21A-60m-3,'70
(N5382s10)476-A-32

General Library
University of California
Berkeley

YD 29676

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

AUG 14 1970 42

REC'D LD JUL 3 '70-11AM 46

LD21A-60m-3,'70
(N5382s10)476—A-32

General Library
University of California
Berkeley

YD 29676

Digitized by Google